Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

KONINK

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1842.

Zweiter Band.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Juli 1842.

Berlin, bei W. Besser.
1842.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Leipzig.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Baier, in Greifswald.
Barthold, in Greifswald.
Baumstark, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
Bayer, in Erlangen.
Bayrhoffer, in Marburg.
v. Bennigsen-Förder.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Rostock.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
Blum, in Heidelberg.
Blume, in Lübeck.
* *Boeckh*.
Bonitz.
Bonnell.
* *Bopp*.
Boumann.
v. Brandt, in Stettin.
v. Buch.
Bülau, in Leipzig.
Burmeister, in Halle.
Carrière, in Heidelberg.
Carus, in Dresden.
Cybulski.
Damerow.
v. Dechen, in Bonn.
Diefenbach, in Offenbach.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
* *Dirichlet*.
* *Dove*.
Duncker.
Eiselen, in Halle.
Encke.
Erdmann, in Halle.
Ewald, in Tübingen.
Fr. Förster.
Franz.
Friedländer.
Fuchs, in Dessau,
* *Gabler*.
v. Gansauge.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Göschel.
Göttling, in Jena.
J. Grimm.
W. Grimm.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Breslau.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
Hahn, in Breslau.
~~*Hahn*, in München.~~
Harms, in Kiel.
Hartung, in Schleusingen.
Hegel, in Rostock.
Heiberg, in Copenhagen.
* *v. Henning*.
* *Heffter*.
Heydemann.
Hermann, in München.
Hermann, in Marburg.
Herzberg, in Halberstadt.
Hesse.
Heusinger, in Marburg.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
Hoefer.
Hoffmeister, in Kreuznach.
Homeyer.
* *Hotho*.
J. Ideler.
Jacobson, in Königsberg.
Johannsen, in Copenhagen.
Jung, in Königsberg.
Keil, in Schulpforta.
Kind, in Leipzig.
Kleine, in Duisburg.
Klöpper, in Bergen.
Kosegarten, in Greifswald.
Kramer.
Krüger, in Quedlinburg.
Kühne, in Leipzig.
Kuhn.
Kummer, in Breslau.
Lange, in Oppeln.
G. Lange, in Worms.
Lange, in Zürich.
Lappenberg, in Hamburg.
Lebrecht.
Leo, in Halle.
* *Link*.
Lisch, in Schwerin.
Lorinser, in Oppeln.
* *Mascheineke*.
Marquardt, in Danzig.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
Merkel.
Michelet.
Minding.
~~*Mittermaier*, in Heidelberg.~~
* *Mitscherlich*.
Moll, in Löckenitz bei Stettin.
Moser, in Königsberg in Pr.
Mullach.
Mundt.
* *v. Müffling*.
J. Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiburg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Nöggerath, in Bonn.
Osenbrüggen, in Kiel.
Parthey.
Passavant, in Frankfurt a. M.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Pfannkuch, in Marburg.
~~*Phillips*, in München.~~
Pinder.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Poppo, in Frankfurt a. O.
Pott, in Halle.
Preuſs.
v. Prittwitz, in Ulm.
Purkinje, in Breslau.
Rathke, in Königsberg in Pr.
Ratzeburg.
v. Raumer.
Rauter, in Straſsburg.
v. Rehfues, in Bonn.
Reuter.
Riedel.
Carl Ritter.
Romberg.
v. Roon.
Rosenkranz, in Königsberg.
Roestell.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert.
Rühle v. Lilienstern.
Rudorff.
v. Rumohr.
Sachs.
Schaller, in Halle.
Schellbach.
Schmidt, in Erfurt.
A. Schmidt.
Schmidt, in Bielefeldt.
Schmieder, in Wittenberg.
Schnaase, in Düsseldorf.
Schnackenburg.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
* *J. Schulze*.
* *C. H. Schultz*.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
Stahr, in Oldenburg.
Stannius, in Rostock.
Steffens.
Stein, in Niemegk.
Steinheim, in Altona.
Stern, in Göttingen.
Strauſs, in Tübingen.
Streckfuſs.
* *Toelken*.
Trendelenburg.
Uhlemann.
Ulrici, in Halle.
* *Varnhagen v. Ense*.
Vatke.
Volkmann, in Dorpat.
Waagen
Wachsmuth, in Leipzig.
Waitz, in Kiel.
Walter.
Wasserschleben, in Breslau.
Weber, in Bremen.
Weber, in Bonn.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Posen.
Werder.
Wilda, in Halle.
Wilmans.
~~*Windischmann*, in München.~~
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
Wolfers.
Zeller, in Tübingen.
* *C. G. Zumpt*.
A. W. Zumpt.

Digitized by Google

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1842 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. Aristotelis de imputatione actionum doctrina. Scripsit Afzelius. — Febr. S. 225. — Michelet.
2. Snellmann, Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit. — Febr. S. 225. — Michelet.
3. Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten u. s. w. — März S. 409. — Hinrichs.
4. Schaller, Geschichte der Naturphilosophie. Erster Theil. — April S. 481. — Harms.
5. Mill, observations on the attempted application of pantheistic principles to the theory of the Gospel. — Mai S. 761. — Boumann.
6. Guhrauer, Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes. — Nov. S. 769 — Erdmann.
7. Trendelenburg, logische Untersuchungen (Zweiter Artikel) — Nov. S. 641. — Gabler.
8. Trendelenburg, logische Untersuchungen (Dritter Artikel) — Dez. S. 905 — Gabler.

II. Theologie.

1. De Justini Martyris scriptis et doctrina. Scripsit Otto. Jan. S. 81. — Reuter. —
2. Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie von Semisch. Erster Theil. — Jan. S. 81. Reuter.
3. Baumgarten-Crusius, Kompendium der christlichen Dogmengeschichte. Erste Hälfte. — Febr. S. 267. — Reuter.
4. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. — Febr. S. 267. — Reuter.
5. Kliefoth, Einleitung in die Dogmengeschichte. — Febr. S. 267. — Reuter.
6. Vatke, die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnifs zur Sünde und zur göttlichen Gnade. — März S. 321. — Rosenkranz.
7. De fontibus, indole et dignitate librorum, quos de historia ecclesiastica scripserunt Theodorus Lector et Evagrius. Auctore Dangers. — April S. 595. — Reuter.
8. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. — April S. 543. — Moll.
9. B. Bauer, Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. Erster und zweiter Band. — Juni S. 851. — Planck.
10. Chlebus, über das Verhältnifs der bischöflichen Kirche von England zur ursprünglichen apostolischen. — Juni S. 921. — Marheineke.
11. Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preufsen gepflogenen Unterhandlungen. — Juni S. 921. — Marheineke.
12. Short statement of Proceedings relating to the Establishment of a Bishopric of the united Church of England and Ireland in Jerusalem. — Juni S. 921 — Marheineke.
13. Feuerbach, das Wesen des Christenthums. — Juli S. 45. — Lange.
14. Möhler's Patrologie. Erster Band. — Juli S. 143. — Reuter.
15. Roose, Ecclesiastica. — Aug. S. 305. — Chlebus.
16. Galle, Charakteristik Melanchthon's. — Sept. S. 463. — Reuter.
17. König, die Lehre von Christi Höllenfahrt. — Sept. S 333. — Göschel.
18. Kurtz, die Astronomie und die Bibel. — Oct. S. 519. — Göschel.
19. v. Schaden, über den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen. — Okt. S. 619. — Schmidt.
20. Herrmann, Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher. — Dez. S. 820. — Reuter.

III. Jurisprudenz.

1. Laspeyres, Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preufsens. Erster Theil. — Jan. S. 35. — Wasserschleben.
2. v. Jagemann, Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. 2ter Band. — Febr. S. 177. — Abegg.
3. Heydemann, die Elemente der Joachimschen Constitution vom Jahre 1527. — April S. 577. — Duncker.

Digitized by Google

4. Leo, Rectitudines singularum personarum. — Mai S. 791. — J. Grimm.

5. Wilda, Geschichte des deutschen Strafrechts. Erster Band. — — Sept. S. 350. — Köppe.

IV. Staats- und Kameralwissenschaften.

1. Alison, The principles of population. — Jan. S. 94. — Heusinger.
2. Dufau, Traité de statistique. — Jan. S. 94. — Heusinger.
3. Ferrario, Statistica medica di Milano. — Jan. S. 94. — Heusinger.
4. Gavarret, Principes généraux de statistique médicale. — Jan. S. 94. — Heusinger.
5. Journal of the statistical society of London. — Jan. S. 94. — Heusinger.
6. D'Omalius d'Halloy, Notions élémentaires de Statistique. — Jan. S. 94. — Heusinger.
7. Hoffmann, die Befugnifs zum Gewerbebetriebe. — April S. 518. — v. Prittwitz.
8. Cieszkowsky, du Credit et de la Circulation. — Juni S. 945. — Baumstark.
9. List, das nationale System der politischen Oekonomie. Erster Theil. — Juli S. 111. — Baumstark.
10. Bülow-Cummerow, Preufsen, seine Verfassung u. s. w. — Aug. S. 161. — Baumstark.
11. Hoffmann, das Verhältnifs der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen. — Okt. S. 532. — v. Henning.

V. Geschichte, Biographien und Kriegswissenschaft.

1. Büttner, Geschichte der politischen Hetärien in Athen. — Jan. S. 121. — Hermann.
2. Jacobi, Codex epistolaris Joannis regis Bohemiae. — Jan. S. 149. — Glückselig.
3. Scheibe, die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Kriegs. — Jan. S. 121. — Hermann.
4. Christian Wolfs eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben von Wutke. — Jan. S. 14. — Guhrauer.
5. Klose, Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart. — Februar S. 187. — Leo.
6. Stalin, Wirtembergische Geschichte. Erster Theil. — März S. 468. — Leo.
7. Perrier, la Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali. — April S. 625. — Lebrecht.
8. Carlyle, on Heroes, Hero-worship and the Heroic in History. — Mai S. 731. — Carriere.
9. Rödenbeck, Tagebuch aus Friedrichs des Grofsen Regentenleben. — Aug. S. 273. — Preufs.
10. v. Parrot, über Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerliche Verhältnifse der Liven, Lätten, Eesten. Neue Ausgabe — Sept. S. 411. — Hansen.
11. Schott, die deutschen Kolonien in Piemont. — Sept. S. 321. — Leo.
12. Walhallas Genossen, geschildert durch König Ludwig I. von Bayern. — Sept. S. 329. — Preufs.

13. Wright, Biographia Britannica literaria. — Sept. S. 401. Leo.
14. Wright, Some historical doubts relating to the biographer Asser. — Sept. S. 401. — Leo.
15. Wuttke, über Friedrich's des Grofsen Besitzergreifung von Schlesien u. s. w. Erster Theil. Erste Abtheilung. — Sept. S. 374. — Kries.
16. Rubino, über römische Verfafsung und Geschichte. Ersten Theils erster Band. — Oct. S. 481. — Schömann.
17. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Sechster Band. — Nov. S. 745. — Rötscher.

VI. Philologie.

A. Orientalische Philologie.

1. De Siebold, Isagoge in Bibliothecam Japonicam. — Jan. S. 116. — Schott.
2. Kalidasae Meghaduta et Cringaratilaka ex recensione Gildemeisteri. — Febr. S. 244. — Kuhn.
3. Gildemeister, die falsche Sanskritphilologie. — Febr. S. 244. Kuhn. —
4. Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. — März S. 438. — Bopp.
5. Borrow, the Zincali; or an account of the Gypsies of Spain. — März S. 367. — Diefenbach.
6. Stanislaus Julien, Examen critique de quelques pages de Chinois relatives à l'Inde. — März S. 350. — Schott.
7. Kirschii Chrestomathia Syriaca cum Lexico denuo ed. Bernstein. — März S. 451. — Uhlemann.
8. Schmidt, Tibetisch-deutsches Wörterbuch. — März S. 401. — Schott.
9. Lao-tseu tao-te-king; trad. par Julien. — April S. 507. — Schott.
10. Bopp, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen. — Mai S. 694. — Diefenbach.
11. Casalis, Etudes sur la langue Séchuana. — Juni S. 913. — Schott.
12. Schergin, Sammlung von Sittensprüchen in's Mongolische übersetzt. — Juli S. 39. — Schott.
13. Callery, Dictionnaire encyclopédique de la langue Chinoise. Nov. S. 694. — Schott.
14. Julien, Exercices pratiques d'analyse et de syntaxe chinoise. — Nov. S. 791.

B. Griechische Philologie.

1. Xenophontis opera omnia. Vol. II. Continens de Socrate Commentarios. Ed. Kuhner. — Jan. S. 61. — Poppo.
2. Köpke, de hypomnematis Graecis. — Mai S. 679. — C. Z.
3. Marciani Periplus. Ed. Hoffmann. — Mai S. 641. — Dittrich.
4. Antisthenis fragmenta. Ed. Winckelmann. — Oct. S. 609. — Osann.

Digitized by Google

5. Curtius, De portubus Athenarum. — Dez. S. 950. — Franz. —

6. Forchhammer, Topographie von Athen. — Dez. S. 950. — Franz.

C. Römische Philologie.

1. Lorenz, commentationis de dictatoribus Latinis et municipalibus particula prior. — April S. 560. — C. Z.

2. A. W. Zumpt, De Julii Caesaris Coloniis. — Mai S. 750. — C. Z.

3. Ciceronis de legibus libri tres. Rec. Bakius. — Aug. S. 245. — C. Zumpt.

4. Döderlein, Emendationes historiarum Taciti. — Aug. S. 175. — C. Z.

5. Drogan, Schulbuch der lateinischen Sprache. — Aug. S. 303. — M.

6. Rutilius Claudius Namatianus, trad. par Collombet. — Aug. S. 203. — A. W. Zumpt.

7. Hermanni dissertatio de primo carmine Horatii. — Sept. S. 359. — Hertz.

8. Hermanni dissertatio de L. Attii libris didascalicon. — Sept. S. 359. — Hertz.

9. Ravii variarum lectionum ad Ciceronis orationes liber alter. — Sept. S. 438. — C. Z.

10. Mercklin, de Junio Gracchano commentatio. — Nov. S. 793. — Hertz.

D. Moderne Philologie.

1. Ampère, histoire de la formation de la langue française. — Jan. S. 1. — Fuchs.

2. Keller, Li romans dou chevalier au leon. — Mai S. 797. — Leo

3. Popular treatises on science written during the middle ages in Anglo-saxon, Anglo-norman, and English. Ed. by Wrihgt. — Mai S. 782. — Leo.

4. Biondelli, Atlante linguistico d'Europa. Vol. I. — Juni S. 823. — Diefenbach.

5. Fallot, Recherches sur les formes grammaticales de la langue française au XIIIe siècle. — Juni S. 837. — Schnakenburg.

6. Bruce Wight, Histoire des langues romanes etc. — Juli S. 1. — Fuchs.

7. Monumens de la littérature romane publiés par Gatien-Arnoult. Tom. 1. — Sept. S. 422. — Wolf.

8. Leo, die malbergische Glosse der lex Salica. — Sept. S. 361. — Diefenbach.

9. Fuchs, zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. — Nov. S. 798. — Diefenbach.

VII. Kunstkritik und Archäologie.

1. Spanische Dramen übersetzt von Dohrn. Erster Theil. — Febr. S. 161. — Stahr.

2. Prutz, der Göttinger Dichterbund. — Febr. S. 217. — Rosenkranz.

3. Prutz, Gedichte. — Febr. S. 173. — Carriere.

4. M. Angelo Buonarrotti's sämmtliche Gedichte, herausgegeben von Regis. — März S. 473. — Carriere.

5. A Love story. By a Bushman. — März S. 334. — H. L.

6. Laube, der Prätendent. — März S. 479. — E. S.

7. Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. — April S. 604. — Kind.

8. Lajard, Mémoire sur deux bas-reliefs Mithriaques. — Mai S. 662. — A. W. Zumpt.

9. Th Mundt, Thomas Münzer. Ein deutscher Roman. Juni S. 801. — Jung.

10. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Kannegiefser und Witte. Zweite Auflage. — — Juli S. 92. — Göschel.

11. Göschel, Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung. — Juli S. 60. — Göschel.

12. Keil, Analecta epigraphica. — Aug. S. 269. — Franz.

13. Hanusch, die Wissenschaft des slavischen Mythus. — Sept. S. 367. — Stuhr.

14. Wackernagel, deutsches Lesebuch. — Sept. S. 383. — Sommer.

15. Victor Hugo, théâtre. — Erster Artikel. — Oct. S. 540. — Rapp.

16. Wagener, Handbuch heidnischer deutscher Alterthümer. — Oct. S. 590. — Lisch.

17. Victor Hugo, théâtre. — (Zweiter Artikel). — Nov. S. 697. — Rapp.

18. Sämmtliche Cid-Romanzen übersetzt von Duttenhofer. — Dez. S. 801. — Stahr.

19. Wilson, Ariana antiqua. An account of the antiquities of Afghanistan. — Dez. S. 833. — Benfey.

VIII. Mathematik, Astronomie, Geographie, Physik, Chemie.

1. Botta, voyage dans l'Yémen. — Jan. S. 78. — Lebrecht.

2. Aldenhoven, Itinéraire déscriptif de l'Attique. — Febr. S. 216. —

3. The Itinerary of Benjamin of Tudela. Ed. by Asher. — Febr. S. 196. — Michaels.

4. Bessel, astronomische Untersuchungen. Erster Band. — Febr. S. 300. — Bessel.

5. Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek. Erster und zweiter Theil. — Febr. S. 259. — Meinicke.

6. Griesbach, Reise durch Rumelien. — März S. 405. — — Kind.

7. Davis, Sketches of China. — April S. 609. — Walter.

8. Ohm, der Geist der mathematischen Analysis. Erste Abhandlung. — Aug. S. 209. — Kummer.

9. Lindner, Skythien und die Skythen des Herodot. — Aug. S. 217. — Bobrik.

10. Brandis, Mittheilungen über Griechenland. — Oct. S. 509. — Kind.

11. Neigebaur u. Aldenhoven, Handbuch für Reisende in Griechenland. — Oct. S. 633. — Kind

12. v. Gräfe, die Gasquellen Süd-Italiens und Deutschlands. — Dez. S. 889. — Mühry.

Digitized by Google

IX. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. Göppert, die Gattungen der fossilen Pflanzen verglichen mit denen der Jetztwelt. — März S. 396.
2. Postels et Ruprecht, illustrationes algarum etc. — März S. 355. — Schultz.
3. Münter, allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper. — Mai S. 670. — Stein.
4. Otto, Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. — Juni S. 934. — Gurlt.
5. Vaucher, Histoire physiologique des plantes d'Europe. — Sept S. 397. — Schauer.
6. v. Martius, die Kartoffelepidemie der letzten Jahre. — Nov. S. 777. — Schultz.

X. Physiologie und Medizin.

1. Gasté, Du calcul appliqué à la médicine. — Jan. S. 94. — Heusinger.
2. Friedberg, die angeborenen Herzkrankheiten des Menschen. — Febr. S. 223. — Mayer.
3. Isensee, Die Geschichte der Medizin. Erster Theil. — März S. 460.

4. Harnisch, über die Zulässigkeit des homöopathischen Heilverfahrens. — Mai S. 707. — Schultz.
5. Noack und Trinks, Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre. — Mai S. 707. — Schultz.
6. Häser, historisch- pathologische Untersuchungen. — Aug. S. 297. — Mühry.
7. Lotze, allgemeine Pathologie und Therapie. — Nov. S. 733.
8. Bidder und Volkmann, die Selbständigkeit des sympathischen Nervensystems. — Dez. S. 899. — Schultz.

XI. Vermischtes.

1. Jahn, Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni. — April S. 571. — Zumpt.
2. Gotthold, die Gymnasien gegen die Berliner evangelische Kirchenzeitung vertheidigt. — Mai S. 753. — Schmieder.
3. Pambour, a practical treatise on locomotive engines. — Mai S. 785. — Minding.
4. Pambour, théorie de la machine à vapeur. I. Band. — Mai S. 785. — Minding.
5. Discours prononcés à l'installation de Mr. Mickiewicz, de M. Zündel et de M. Secretan à l'académie de Lausanne. — Aug. S. 318. — C. Z.

Digitized by Google

Inhalt des Juli-Heftes.

Jahrbücher Nr. 1—20.

Seite

Bruce-Whyte, Histoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle. Tome I—III. Paris, 1841. — Fuchs. . . 1

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegiesser und Karl Witte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, 1842. — Göschel. 92

Feuerbach, das Wesen des Christenthums. Leipzig, 1841. — Lange. 45

Göschel, Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung diesseits und jenseits. Ein Beitrag zum Verständnisse der göttlichen Komödie. Berlin, 1842. — Göschel. 60

List, das nationale System der politischen Oeconomie. Erster Band. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. Motto: Et la patrie et l'humanité. Stuttgart und Tübingen, 1841. — Baumstark. 111

Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeben von Dr. F. X. Reithmayr. Erster Band. Die drei ersten Jahrhunderte. Regensburg, 1840. — Reuter. 143

Schergin: собраніе правоученій и пр. и пр. переведенныхъ на монгольскій языкъ и пр. (Sammlung von Sittensprüchen u. s. w., in die mongolische Sprache übersetzt u. s. w.). Kasan, 1841. — Schott. 39

Digitized by Google

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in **Leipzig** ist erschienen:

Jahrbuch
der
deutschen Universitäten
von
Heinrich Wuttke,
akademischem Lehrer der Geschichte.

I. Sommerhalbjahr 1842.

8. 435 Seiten. Preis 25 Sgr.

Inhalt: Einleitung S. 1—44. I. Academische Lehrer und Vorlesungen für das Sommerhalbjahr 1842. S. 45—215. II. Die Bundestagsbeschlüsse. S. 216—223. III. Veränderungen und Vorfälle auf den Universitäten deutscher Zunge; zunächst während des Winterhalbjahrs 1841—42. S. 223—301. IV. Tabellarische Uebersicht 1) der Lehrer und Studenten. S. 302—309, 2) der für das Sommerhalbjahr angekündigten Vorlesungen. S. 310—320. V. Melzer, Desiderien der statistischen Nachrichten über das Verhältnifs der Versorgungen zu der Zahl der Studirenden. S. 321—327. VI. W. E. Albrecht, über Dahlmann. S. 327—33. VII. Nachricht von der Vorlesung des Prof. Heinrichs in Halle, „über religiöse und politische Freiheit". S. 328—339. VIII. J. Heintze, über die Nothwendigkeit auf den Universitäten Professuren der neueren Sprachen zu begründen. S. 339—349. IX. Ueber academische Freiheit. S. 349—391. X. Alte Studentenlieder, gesammelt von Hoffmann von Fallersleben. S. 391—421. XI. Beurtheilungen von Schriften: 1) oratio habita a Wisero. Univ. Lipsiensis h. t. rectore. 2. Lehrfreiheit und Hörfreiheit, ein Nothruf der Universität Leipzig. 3. Selbstanzeige H. Wuttke's s. Schrift über die Gründung der Breslauer Universität.

Im Verlag von **C. F. Osiander** in **Tübingen** ist so eben erschienen:

Die
christliche Lehre
von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes
in ihrer geschichtlichen Entwicklung.
Von
Dr. F. C. Baur,
ordentl. Professor der evang. Theologie an der Universität zu Tübingen, Ritter des Ordens der würtemb. Krone.

Zweiter Theil.
Das Dogma des Mittelalters.

gr. 8. XVI. 917. 4 Thlr. 7½ Sgr. oder 7 fl. 12 kr.

Der Verf. hat in diesem zweiten Bande die Geschichte der genannten Dogmen, oder die christliche Lehre von Gott, durch einen Zeitraum fortgeführt, bei welchem weniger als bei irgend einem andern eine neue Bearbeitung eines so wichtigen Theils der christlichen Dogmengeschichte für überflüfsig gehalten werden kann.

Nicht nur haben manche Partien dieser Periode durch Benützung neu entdeckter Quellen, wie wir sie namentlich A. Mai und V. Cousin verdanken, neue Aufhellungen erhalten, sondern es ist überhaupt dieser Theil des Werkes die erste neue selbstständige und umfassendere Bearbeitung, welche seit einer langen Reihe von Jahren der Geschichte des christlichen Dogma im Mittelalter und insbesondere der scholastischen Theologie zu Theil geworden ist.

Was jedoch auch diesem Theile des Werkes seinen eigenthümlichen Werth gibt, ist nicht sowohl die materielle Bereicherung, welche die Geschichte durch dasselbe erhält, als vielmehr die von dem Verf. auch hier, wie sonst, befolgte Methode, indem er es sich zu seiner Aufgabe machte, dem Dogma überall in der innern Bewegung seines Gedankens zu folgen. Wer sich die Mühe nimmt, auch solche Abschnitte, wie über Monophysitismus, Monotheletismus, Adoptianismus, genauer zu prüfen, wird sich überzeugen, dafs nur durch diese Methode die Geschichte ihr wahres Interesse gewinnt. Ganz besonders aber war es das Bestreben des Verf., von diesem Standpunct aus die so oft verkannte Scholastik in ihrem eigenthümlichen Character und ihrer grofsartigen Bedeutung aufzufassen.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.
Von
Eduard Gervais.
Zwei Theile.

Gr. 8. 4 Thlr. 15 Sgr.

Der erste Theil dieses ausgezeichneten Geschichtswerks führt den besondern Titel: „**Kaiser Heinrich V.**" (1841, 2 Thlr), der zweite: „**Kaiser Lothar III.**" (1842, 2 Thlr. 15 Sgr.)

Leipzig, im Juli 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlag von **C. F. Osiander** in **Tübingen** ist so eben erschienen:

Anselm von Canterbury
Eine kirchen-historische Monographie
von
G. F. Frank.

gr. 8. 16 Bogen. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Anselm bildet ein wesentliches Moment in der Entwicklungsgeschichte des kirchlichen Bewufstseins sowohl nach seiner theoretischen, als nach seiner praktischen Seite, und es hat sich daher, je tiefer man in die bis jetzt noch so wenig näher bekannte Dogmengeschichte des Mittelalters einzudringen strebt, desto mehr das Bedürfnifs fühlbar gemacht, in ihm die erste Entfaltung des Princips der Scholastik genauer kennen zu lernen. Aber auch das Leben Anselm's ist einer bestimmteren Kenntnifs würdig, nicht nur sofern seine Persönlichkeit, sondern auch sein Wirken auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury der reine Spiegel des im Mittelalter herrschenden religiös-kirchlichen Geistes ist. Die Monographie Anselm's zerfällt daher von selbst in 2 Bücher, deren erstes namentlich den auch in England zur Zeit Anselm's ausgebrochenen Kampf zwischen Kirche und Staat darstellt; das zweite aber nach einer allgemeinen Einleitung über Princip, Ursprung und Bedeutung der Scholastik die christliche Speculation Anselm's in ihrem inneren Organismus aufzufassen und zu entwickeln sucht.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

I.

Histoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Bruce-Whyte. Paris 1841. 8. *Tome I: XII u.* 519 *S. Tome II: II u.* 544 *S. Tome III: VI u.* 501 *S.*

Das vorliegende Werk ist nach dem *Avant propos* (S. I—III) vom Verf. ursprünglich Englisch geschrieben worden; da aber Hr. Bruce-Whyte seit längerer Zeit in Frankreich lebt und der Gegenstand seines Werkes die Franzosen näher angeht als seine Landsleute, so hat der Herr Verf. sein Werk von dem durch seine Vergleichung der indo-europäischen Sprachen bekannten Hrn. Eichhoff in das Französische übersetzen lassen. Hr. Bruce-Whyte hatte viele Proben der Dichtkunst in englische Verse übersetzt; da er diese nicht hat aufopfern wollen, so entsteht der Uebelstand, dafs die Einheit des Werkes durch Einmischung vieler englischer Verse gestört wird; für die des Englischen nicht kundigen Leser sind von Hrn. Eichhoff französische Uebersetzungen derselben in Prosa hinzugefügt worden, wodurch viel Raum unnöthig verschwendet wird.

In der *Préface* (S. V—IX) erweckt der Verf. grofse Erwartungen von seinem Werke. Er hat, wie er sagt, den gröfsten Theil der Werke gelesen, welche über den von ihm behandelten Gegenstand erschienen sind; aber sie haben ihm sämmtlich nicht genügt, da sie wegen zu engen Gesichtskreises oder wegen vorgefafster Meinungen ihrer Verfasser nur augenblicklichen Erfolg gehabt hätten; er glaube endlich, erhaben über alle Vorurtheile, die schwierige Aufgabe, über die so lange hin und her gestritten worden sei, gelöst, und den wahren Ursprung der romanischen Sprachen entdeckt zu haben; er stelle eine Meinung auf, die allen bisher vorgebrachten gerade entgegengesetzt sei. — Unterzeichneter hat vor kurzem (im *Januarhefte*) in diesen Jahrbüchern Ampère's Histoire de la littérature française au moyen-âge angezeigt. Mit wahrer Freude griff er nun zu dem Werke des Hrn. Bruce-Whyte, weil er hoffte, dafs dieses allen romanischen Völkern ungefähr denselben Nutzen bringen würde, den, wie er glaubt, Hr. Ampère durch sein Werk zunächst den Franzosen bringen wird; ja er hoffte nach der Ankündigung des Hrn. Bruce-Whyte, dafs es die Wissenschaft wesentlich weiter fördern würde. Allein wenn schon die Vorrede neben Hoffnung zugleich Bedenken in ihm erregte, so wurde er vollends, schon als er nur erst einige Seiten im Buche selbst gelesen hatte, schmählich enttäuscht. Die Wissenschaft müfste sich schämen, ein solches Erzeugnifs als ihr Kind anzuerkennen, so viel Mühe sich auch der Verf. giebt, die Wissenschaft als Mutter des verunglückten Kindes darzustellen. Er hat sich selbst getäuscht: nicht die Wissenschaft hat er umarmt, sondern eine Dirne, die er für jene gehalten, oberflächliche Vielwisserei. Gerade die Eigenschaften, welche wir an Hrn. Ampère rühmten, geben dem Verf. des vorliegenden Werkes, welches wir daher auch ein vorlügendes nennen können, gänzlich ab. Zunächst fehlt es ihm an aller tieferen Einsicht in das Wesen der Sprache überhaupt, und sodann hat er zwar ziemlich vielseitige Kenntnifs einzelner Sprachen, aber diese ist durchaus ungenügend und ungründlich; er will die meisten über die romanischen Sprachen und über vergleichende Sprachkunde überhaupt erschienenen Werke gelesen haben, aber Humboldt, Bopp, Grimm, Diez u. s. w. sind ihm unbekannte Namen; die gelehrtesten und umsichtigsten Sprachforscher der neueren Zeiten sind ihm (Bd. I. S. 12) Junius, Hickes, Lye; von deutschen Sprachforschern kennt er nur Adelung und Vater. So sehr er sich den Anschein giebt, als sei er unbefangen und vorurtheilsfrei, so zeigt sich doch überall, wie er

Digitized by Google

alle Wahrscheinlichkeit, ja selbst geschichtliche Gewifsheit seiner vorgefafsten Meinung, die überdies gar nicht einmal neu ist, aufopfert. Diese Meinung — sie besteht darin, dafs die romanischen aus den keltischen Sprachen hervorgegangen seien — stellt er auf, ohne sie eigentlich zu begründen. Denn seine Gründe nimmt er überall von zufälligen äufseren, nicht von wesentlichen Erscheinungen her und seine Beweisführung ist der Art, dafs er eigentlich selbst das zu Beweisende vernichtet. Ueberall vermissen wir besonnene Prüfung und oft genug richtiges Urtheil. Dazu fehlt es dem ganzen Werke an strenger Ordnung und festem Plane, und daher an Gleichmäfsigkeit der Behandlung. Es hat fast den Anschein, als habe Hr. Bruce-Whyte sein ganzes Wissen — und Nichtwissen hineinpacken wollen. Beziehen wir das Gerügte besonders auf den sprachlichen Theil des Werkes, so vermissen wir auch in dem das Schriftenthum behandelnden Theile Vollständigkeit, Genauigkeit und Ordnung, und finden dagegen auch hier eine Menge von Mifsgriffen und schiefen Urtheilen. Unser hartes Urtheil wird begründet erscheinen, wenn uns der Leser auf unserer Wanderung durch dieses unfruchtbare Land begleiten will.

Erster Band. Chap. I. Exposition du sujet. — Coup d'oeil sur les hypothèses populaires pour expliquer l'origine du romance. S. 1—16. Der Ursprung der romanischen Sprachen, sagt Hr. Bruce-Whyte, ist in tiefes Dunkel gehüllt; wir haben zwar eine Menge Ansichten über die Entstehung und Bildung des Italischen, Französischen, Spanischen, aber diese beziehen sich immer nur auf eine dieser Sprachen, keine auf den ganzen Sprachstamm (Hr. Br.-Wh. sagt also selbst deutlich genug, dafs er die über alle romanischen Sprachen sich erstreckenden Untersuchungen nicht kennt). Den Hauptgrund, warum der Ursprung der romanischen Sprachen so dunkel sei, findet der Verf. darin, dafs man sich zu sehr gewöhnt habe, denselben im Lateinischen zu suchen. Ueberhaupt gebe es vier Ansichten darüber; nach der ersten seien die romanischen Sprachen aus allmähliger Verderbung der lateinischen Schriftsprache hervorgegangen, nach der zweiten aus der römischen Volkssprache, nach der dritten aus Vermischung des Lateinischen und Gothischen, nach der vierten endlich aus der provencischen Sprache. Das ganze Verfahren des Verfs. kann man schon aus der Art kennen lernen, wie er diese vier Ansichten widerlegt oder wenigstens zu widerlegen meint. Die erste Ansicht, sagt er, sei ganz unstatthaft, weil ja die romanischen Sprachen einen ganz anderen Geist hätten, als die lateinische Sprache (es habe „un changement radical de son génie" Statt gefunden); eine solche Umwälzung sei in der Geschichte der Sprachen unerhört. Das Englische leitet der Verf. daher nicht aus dem Angelsächsischen, sondern aus dem Altbrittischen ab, denn anders konnte er nicht, wenn er folgerecht sein wollte. Die zweite Ansicht, nach welcher die romanischen Sprachen aus der römischen Volkssprache hervorgegangen sind, sei eine sehr unbestimmte Vermuthung, die nicht genüge, das Entstehen der romanischen Sprachen zu erklären. Wie vollkommen diese ausreicht, und wie dies die allein richtige, ja allein mögliche Annahme ist, auseinander zu setzen, würde hier zu weit führen; wir wollen nur hören, wie Hr. Br.-Wh. sie widerlegt. Entweder, sagt er, war die römische Volkssprache im Grunde nicht verschieden von der lateinischen Schriftsprache: dann können die vom Lateinischen grundverschiedenen romanischen Sprachen nicht daraus entstanden sein; oder sie war grundverschieden vom Lateinischen: dann konnte sie zwar daraus entstehen, aber dann fragt es sich: woher kam die römische Volkssprache? Die dritte oben angeführte Annahme, die allerdings zu verwerfen ist und nur für den Wortvorrath gelten kann, verwirft auch unser Verf. Aber mit welchen Gründen? Diese Vermuthung, sagt er, hat sehr gewichtige Vertreter, Tiraboschi und Muratori, allein beide Gelehrten haben eine Hauptschwierigkeit nicht bemerkt, nämlich, *dafs wir gar keine ächten Bruchstücke der gothischen Sprache haben.* Man hat zwar Bruchstücke von einer Uebersetzung der Evangelien von Ulfilas, welche anscheinend zur Belehrung der „Gothi minores, race pastorale et ignorante, mais extrèmement nombreuse" veranstaltet wurde, in der That aber, wie man wenigstens vermuthet, um der Nachwelt ein günstiges und übertriebenes Bild von der gothischen Sprache zu hinterlassen. Damit man nicht glaube, ich thue dem Verf. Unrecht, setze ich seine eigenen Worte (S. 12) her: „cette traduction fut faite en apparence pour l'instruction des Gothi minores . . . mais en réalité, on le suppose du moins, pour transmettre à la postérité une image favorable et exagérée de la langue des Goths". Wahrlich eine neue, geist-

Digitized by Google

reiche Vermuthung! Mehrere der bedeutendsten neueren Sprachforscher nämlich (er nennt die bereits angeführten, Junius, Hickes, Lye) haben dargethan, dafs „le digne évèque" seine Umendungen, Abwandelungen, Vergleichungsstufen, Wortfügung u. s. w., mit einem Worte alles Sprachlehrige aus der griechischen Sprache entnommen hat. Hr. Br.-Wh. ist damit natürlich ganz einverstanden und sagt geradezu, es sei unmöglich, dafs die gothische Sprache so gebildet gewesen sein könne, wie sie bei Ulfilas erscheint. Was folgt nun daraus? Nach Hrn. Br.-Wh's. Schlufs: also können die romanischen Sprachen nicht aus einer Mischung des Lateinischen und Gothischen entstanden sein; diesen Schlufs könnte man sich noch gefallen lassen, wenn er geradezu gesagt hätte, was er wahrscheinlich gedacht hat: die Gothen hatten gar keine Sprache. So aber fehlt alle Folgerichtigkeit; unser Verf. spricht der gothischen Sprache Umendung, Vergleichungsstufen u. dgl. ab. Aus dem Lateinischen können nach ihm die romanischen Sprachen nicht entstanden sein, weil diesen die Umendung, Vergleichungsstufen u. s. w. fehlen, die jenes *hatte*; aus dem Gothischen können sie aber auch nicht hervorgegangen sein, weil dieses die genannten Biegungen *nicht* hatte. So schliefst er öfters.

Chap. II. Système de Mr. Raynouard. — Analyse de sa grammaire romane. Réfutation des preuves à l'appui de son hypothèse. S. 17—87. Die vierte Annahme veranlafst Hrn. Br.-Wh. zu einem besondern weitläufigen Abschnitte, denn sie ist „à la fois la plus plausible, la plus ingénieuse et la mieux appuyée". Dennoch verwirft Hr. Br.-Wh. auch sie. Aber wiederum aus was für Gründen? Weil die alte provencische Sprache nach dem ältesten Denkmale (die gerade jetzt 1000 Jahre alten Eidformeln von 842 hält er nach Raynouard für provencisch) nur als ein „jargon" ohne feste Grundsätze erscheine, der den romanischen Sprachen unmöglich habe als Muster dienen können, die überdies ganz verschieden vom Provencischen seien. Besser, obgleich unnöthig weitläufig ist, was er dann im Einzelnen über die sogenannte romanische Sprache sagt, um zu beweisen, dafs sie nicht Mittelglied sein könne. Er geht nämlich (v. S. 30 an) die Redetheile der provencischen Sprache und einen Theil ihres Wortvorrathes durch, um zu beweisen, was keines Beweises mehr bedarf, dafs die provencischen Dichter ihre Sprache nicht selbst erfunden haben und dafs die Uebereinstimmung der romanischen Sprachen mit der provencischen sich nicht auf Entlehnung aus dieser, sondern auf schon im Lateinischen sich findende Erscheinungen gründet, doch will er vieles auch aus anderen Sprachen hergeleitet wissen. Die ganze Raynouardsche Ansicht konnte Hr. Br.-Wh. auf eben so viel Reihen, wie er Seiten darauf verwendet, gründlicher widerlegen, als wie er es gethan hat. Unter den bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Wortableitungen finden sich viele unhaltbare und offenbar falsche, weil er seiner erst später ausgesprochenen neuen Ansicht gemäfs sehr viele Wörter, die unbezweifelt und unverkennbar lateinischen Ursprungs sind, aus dem Gälischen, Baskischen, Gothischen und dergl. zu erklären sucht; so, um einiges Wenige anzuführen, leitet er alma (anima) aus goth. ahma her; boca (bucca) aus gäl. boch; forza (gleichs. fortia) aus goth. forsa (cogere); garda (wärtên) aus goth. gard (aula); companhia (cum-panis) aus dem deutschen erst von jenem entlehnten Kompan; sen (sensus) aus dem deutschen Sinn u. s. w. Der Form der romanischen Hauptwörter liegt wahrscheinlich gar kein bestimmter Fall der lateinischen Hauptwörter zum Grunde, nach der früheren Meinung der lateinische Ablativus, nach Anderen der Zielfall; Hr. Br.-Wh. aber stellt eine noch andere Meinung hierüber auf; nach ihm haben nämlich die romanischen Hauptwörter den lateinischen Besitzfall zum Grunde gelegt (S. 40 f.). Zum Beweise führt er die Formen bovis, mentis und carnis an, von denen alte Sprachlehrer (Priscianus u. Varro) angeben, dafs sie früher als Nennfall gebraucht worden seien. Das hat seine vollkommene Richtigkeit und diese Beispiele könnten noch mit vielen anderen vermehrt werden; es heifst aber nur so viel: die Formen mens, bos, caro sind erst aus Zusammenziehung von ments, bovs, carns entstanden, so wie die alten Formen für den Nennfall mentis, bovis, carnis aus Zerdehnung jener Formen entstanden sind. Meint nun Hr. Br.-Wh. im Ernste, dafs frz. boeuf, chair von bovis, carnis kommen? Merkwürdig ist aber, dafs Hr. Br.-Wh. aufserdem auch die alte Form lacte st. lac als Besitzfall ansieht. Solcher abenteuerlichen Meinungen bringt der Verf. mehrere vor. Parricida, homicida u. s. w. sollen sich im Nennfalle auf dad geendigt haben, da doch die Endung d nur den alten

Digitized by Google

Ablativus bezeichnete, aber nie im Nennfalle sich findet noch finden konnte. Die Formen der romanischen Hauptwörter leitet er, wie gesagt, meistens vom lateinischen Besitzfalle ab, selbst, wie wir sahen, die Form lacte; Seite 49 sind ihm aber benedictione, creatione, religione wiederum Ablative, und zwar sollen diese Formen von der niederen, unwissenden Geistlichkeit eingeführt und von ihr dem Volke mitgetheilt worden sein, da sie doch nur umgekehrt im Volke entstanden und von den Geistlichen in ihren Schriften aufgenommen worden sein könnten. Das zur Steigerung dienende Umstandswort mas kommt nach ihm (S. 52) nicht vom lat. magis, sondern vom goth. mais; plus weifs er wahrscheinlich nicht aus dem Gothischen zu erklären, daher übergeht er es ganz mit Stillschweigen. Das Fürwort lo leitet er nicht von illud ab, sondern von dem auf den Eugubinischen Tafeln (Va 25, 28; Vb 4; VIb 55) sich findenden ulu oder ulo, aus dessen Besitzfalle ului (der sich aber nirgends als in Hrn. Br.-Wh.'s Kopfe findet) auch lui entstanden sein soll. Wie gleichgültig unserm Verf. bei seiner Sprachvergleichung die Bedeutung ist, sieht man z. B. daraus, dafs er ital. ne, frz. en (inde) aus dem kelt. ni, bask. ne d. h. *wir* herleitet; loro, lor kann nach ihm unmöglich von illorum noch von sonst einem lateinischen Worte herkommen; er hat die Wurzel davon (S. 58 f.) im gälischen lawer, spr. laur oder loor, entdeckt, welches von Davies durch *plurimi* übersetzt werde! Solche Ableitungen folgen noch in Menge; sie weiter zu verfolgen verdriefst uns. Nur eins wollen wir noch anführen. Das lateinische Verhältnifswort ab ist nach ihm ein doppeltes Wort, ein eine Trennung anzeigendes aus ἀπὸ entstandenes, und eins, welches mit dem keltischen a oder ag aus derselben Quelle geflossen sei und gerade umgekehrt eine Vereinigung bezeichne. Er kann sich nicht erklären, dafs Raynouard, der doch Mitglied so vieler gelehrten Gesellschaften gewesen sei, habe behaupten können, im Lateinischen komme ab nicht in der Bedeutung von cum vor, da sich doch in jedem ersten besten Buche Beispiele genug fänden. Er selbst führt u. a. als Beispiel an: „Pectore trajectus Lyncaeo Castor ab ense"; als Beweis führt er ferner den Gebrauch des frz. und ital. a (denn dies leitet er vom lat. a ab) an, welches sehr häufig die Bedeutung *mit* habe. Dabei sieht er mit hohem Selbstgefühle auf die „esprits superficiels" (S. 84) herab, die sich so leicht durch grofse Namen täuschen lassen und diesen Unterschied nicht erkannt haben. Dabei wollen wir nicht läugnen, dafs in den *romanischen* Sprachen in dem Verhältnifsworte a zwei Bedeutungen zusammengeflossen sind, da es sowohl aus ad, wie aus dem altfrz. und altprov. ab entstanden ist; letzteres aber hat nichts mit dem lat. ab gemein, sondern ist aus apud hervorgegangen.

Chap. III. Système de l'auteur. — Division en cinq propositions. — Première proposition, sans démonstration rigoureuse, mais dont la probabilité approche de l'évidence. S. 88—95. Nachdem nun der Verf. die Ansichten aller früheren Sprachforscher vernichtet hat, richtet er ein neues Gebäude an der Stelle des zertrümmerten alten auf. Hr. Br.-Wh. hat, wie er sagt, öfter als einmal dieses Unternehmen aufgeben wollen — hätte er es doch gethan! — allein was ihn zur Vollendung seines Gebäudes bewogen hat, ist die Entdeckung einiger Handschriften, die der Aufmerksamkeit seiner Vorgänger entgangen sind. Diese Handschriften aber sind ein sehr schwankender Grund, der ein so künstliches Gebäude nicht tragen kann, und die uns in der That wenig oder nichts Neues lehren, was von einiger Bedeutung wäre. Seine ganze Ansicht fafst nun Hr. Br.-Wh. in folgenden 5 Sätzen zusammen (S. 89): 1) In sehr früher Zeit haben im südlichen und westlichen Europa verschiedene Mundarten einer unbekannten Muttersprache geherrscht und das Keltische und die alten Sprachen Italiens, Spaniens und Grofsbritanniens hervorgebracht. 2) Während der römischen Herrschaft haben die ungebildeten Stände in Italien und den Landschaften ihre ursprünglichen Mundarten niemals völlig aufgegeben, sondern die lateinischen Wörter, welche in die besiegten Länder von den Siegern eingeführt wurden, herrschten zwar endlich vor, wurden aber bei jedem Volke dem Geiste seiner Muttersprache gemäfs verwandelt. 3) Von der Zeit des Kaisers Trajanus an bestanden die romanischen Mundarten in allen Theilen des lateinischen Europa. 4) Nach der Auflösung des römischen Reiches erhielten dieselben eine Menge Zumischungen und Veränderungen durch den Einflufs der Völker, welche in das römische Reich eingedrungen waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Histoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Bruce-Whyte.

(Fortsetzung.)

5) Seit dem Anfange des Mittelalters wirkte das Romanische auf das Lateinische ein, welches seinerseits wiederum auf das Romanische Einflufs ausübte, so dafs aus dieser Wechselwirkung die heutige italische, spanische und französische Sprache hervorgegangen sind. Man sieht leicht, dafs nur der zweite und der fünfte Satz, die überdies an Unklarheit und Unbestimmtheit leiden, Neues enthalten. Aber auch den ersten Satz, der gleichfalls sehr ungenau ausgedrückt ist, giebt Hr. Br.-Wh. für etwas Neues aus. Wenn wir ihm auch nicht zum Vorwurfe machen wollen, dafs er Bopp's Werk über die Verwandtschaft der keltischen mit den indisch-germanischen Sprachen nicht gekannt hat, so ist ihm doch nicht zu verzeihen, dafs er auch Pictets französisch geschriebenes Werk über denselben Gegenstand nicht gekannt hat. Dann würde er es nicht für seine Entdeckung halten, dafs die keltischen Sprachen und die lateinische aus einer und derselben Quelle geflossen sind. Den Grund für diese Sprachverwandtschaft findet er in der Uebereinstimmung der ältesten in Italien entdeckten Inschriften (Schade, dafs uns Hr. Br.-Wh. diese nicht entziffert, denn er scheint sie, namentlich die eugubinischen Tafeln, durchaus zu kennen und zu verstehen) mit den Ueberbleibseln des alten Breton, Armorikanischen und Baskischen und in einer von ihm gemachten Entdeckung, auf die er sich nicht wenig zu gute thut („on nous pardonnera un peu d'égoisme en faveur de cette découverte" sagt er S. 92). Er meint nämlich, über das r, welches offenbar unterscheidendes Merkmal der Leideform der lateinischen Zeitwörter sei, habe noch kein europäischer Gelehrter auch nur eine Vermuthung geäufsert (zur Nachricht diene ihm, dafs Bopp längst nachgewiesen hat, dafs dieses r das rückbeziehliche Fürwort der 3. Person, se, ist); er habe entdeckt, dafs es dasselbe sei, wie die Sylbe er, welche in den keltischen Sprachen zur Bildung der Leideform diene, und nach Owen Pugh ursprünglich „une aptitude à endurer, à conserver ou à maintenir" bedeute. Dabei ist zu bemerken, dafs diese Endung nur in der Grundform (im Infinitiv) der leidenden Zeitwörter bisweilen sich findet.

Chap. IV. Anciennes inscriptions d'Italie. — L'hymne arval, les trois (?) tables Eugubines, le monument d'Avella, interprétés au moyen du gallois, du breton, du basque et du valaque S. 96—125. Den Hauptgrund für die Urverwandtschaft der keltischen Sprachen mit der lateinischen bieten unserm Verf. die altitalischen Inschriften dar. Er will also diese im vorliegenden Abschnitte aus den keltischen Sprachen erläutern, und zwar versucht er zunächst das Lied der arvalischen Brüder mit Hülfe des alten Brittischen und Armorikanischen zu erklären; jedoch erstreckt sich diese Erklärung keineswegs auf das ganze Lied, sondern nur auf einzelne Wörter, und der Sinn des Ganzen wird durch diese Erklärungen eher verdunkelt als aufgehellt. So sieht der Verf. Marmar nicht als Namen des Mars an, obgleich gerade Mars bei dieser Gelegenheit anzurufen sehr passend erscheint, wenn man die bekannte Stelle bei Cato de re rust. 141. vergleicht, in welcher gleichfalls Mars angefleht wird, dafs er Seuchen, Ungewitter und anderes Unheil von dem Viehe und den Saaten abwende (Klausen de carmine fratrum Arvalium S. 37 ff.), und obgleich auch die Form Marmar sich recht gut auf Mars beziehen läfst. Pott erklärt (Etymol. Forsch. I, 124) Ma-vort, zusammengezogen Mart, durch: qui mares vertit i. e. hostes fugat, so dafs das s von mas weggefallen wäre, jedoch ändert er diese Ansicht (S. 222) so, dafs vort

Digitized by Google

vielmehr aus der Sanskritwurzel wri bedecken, schützen, zu erklären sei, also Mannschützer; im oskischen Mamert stehe entweder m für v, oder der zweite Theil (mert) gehöre der Wurzel mor (sterben) an, die aus sich ein dem deutschen *morden* gleichkommendes Causativum erzeugt habe. Mir scheint die letztere Ableitung die richtige zu sein, aus welcher sich auch unsere Form Marmar recht wohl erklären läfst; das s von mas ist dann nicht ausgefallen, sondern als r erhalten, und Marmar stünde dann nur für Marmart, also = maribus mortem afferens, Mannmordend, ganz dem griech. βροτολοιγὸς entsprechend; auch Mavors läfst sich daraus durch Uebergang des flüfsigen m in das gleichfalls flüfsige v erklären (Hoefer, Beiträge zur Etymol. I. S. 362 f.). Hr. Br.-Wh. nun erklärt Marmar durch Zusammensetzung aus mar-mar, von denen das erste im Breton und Armorikanischen *Meer* bedeute (er konnte also einfacher beim lat. mare bleiben); das zweite mar leitet er aus dem keltischen mawr (grofs) ab, so dafs also marmar das grofse Meer, das Weltmeer bedeute (Hr. Br.-Wh. hätte diesen Sinn näher erhalten können, wenn er marmar aus mare marium, Meer der Meere, erklärt hätte, wie canticus canticorum und wie Siegmund von Birken nach diesem Vorbilde Gartgarten für Hauptgarten schrieb). Auf den Zusammenhang nimmt unser Verf. nun weiter keine Rücksicht; er zwingt uns aber, ihm zu glauben, wenn er sagt (S. 98): „est-il donc permis de donter un seul instant que *marmar* ait dû être employé pour indiquer un flux, une inondation de la mer"? Das dem Worte Marmar vorangehende luerve (luerem) erklärt er eben so als leichte Veränderung des keltischen llwgr, spr. loogr, wodurch nichts gewonnen wird, da dies eben auch nur lues bedeutet. Pleoris bringt er mit dem mittelalterlichen pleura (bei Ducange = Stück Landes) zusammen; wahrscheinlicher ist immer noch Marini's Erklärung von pleoris = plures; diese Erklärung hat Hr. Br.-Wh. nicht gekannt, denn er tadelt nur Lanzi's Erklärung von pleoris durch flores. Auch die übrigen Erklärungen einzelner Wörter aus dem Liede der arvalischen Brüder und aus den eugubinischen Tafeln sind sehr ungenügend und bringen der Wissenschaft geringen oder keinen Nutzen. Denn meistens hat er nur das, und zwar aus dem Keltischen, erklärt, was schon von Andern aus dem Lateinischen erklärt worden ist; z. B. buf (bos) aus kelt. bu, pha (faba) aus ffa, poplo (populus) aus pobl, salvo (salvus) aus salv, tuplak (duplex) aus dyplyg u. s. w. Für die Erklärung des noch nicht von Andern Gefundenen dagegen hat er äufserst Weniges beigebracht. Aus der Vergleichung und vermeintlichen Uebereinstimmung der altitalischen Sprachen mit den keltischen zieht er (S. 110) die Folgerung, dafs jene keine Umendung gehabt haben, da sie in diesen fehle, obgleich für die altitalischen Mundarten Umendungsformen genug bereits nachgewiesen sind. Aus der in oskischer Mundart abgefafsten avellanischen Tafel, die er sodann durchgeht (wie fehlerhaft aber die Inschrift ist, ergiebt sich nur aus der Vergleichung mit Lepsius Inscriptiones umbricae et oscae; es fehlen nicht nur die ganze vordere Seite der Tafel und die 5 letzten Zeilen der Rückseite, sondern es sind auch von 83 Wörtern, die Hr. Br.-Wh. hat, nur 31 richtig), schliefst er wiederum (S. 123), dafs die oskische Sprache keine Leideform gehabt habe (dies schliefst er also aus 83 gröfstentheils falschen und durchaus unverstandenen Wörtern!); endlich behauptet er (S. 124), dafs es nur eine Abwandlung in jenen Sprachen gegeben habe, indem alle Zeitwörter fast auf dieselbe Weise abgewandelt würden (wir werden weiter unten sehen, dafs er auch in den romanischen Sprachen allen Unterschied der Abwandelung wegleugnet). Dies sind die Beweise, welche Hr. Br.-Wh. für die Abstammung der romanischen Sprachen aus den keltischen aufführt. Für deutsche Sprachforscher bedarf dies keiner weitern Erläuterung; man sieht aber daraus, was für Schlüsse unser Verf. aus was für Voraussetzungen zieht.

Chap. V. Analyse de la langue basque. — Les dialectes gaulois, y compris le celtique, ont dû naître de la même langue-mère que les dialectes ibériens, que représente le basque. — Les caractères et son affinité avec le welsh S. 126—169. Nach dem Vorausgegangenen dürfen wir nicht erwarten, von Hrn. Br.-Wh. neue Belehrungen über die räthselhafte baskische Sprache zu erhalten. Nach seiner Voraussetzung hat auch in Spanien eine Tochter derselben Muttersprache geherrscht, aus welcher die übrigen Sprachen des südlichen und westlichen Europa hervorgegangen sind, und der gegenwärtige Abschnitt soll diese enge Verwandtschaft der baskischen Sprache mit den keltischen beweisen. Auch Unterzeichneter hegt die Ansicht, dafs die baskische Sprache zur grofsen indisch-

Digitized by Google

germanischen Sprachfamilie gehört, und dafs ihr früher oder später der ihr gebührende Platz zugewiesen werden wird, der wohl darum so schwer zu bestimmen ist, weil die iberische Sprache, deren Abkömmling die baskische unbezweifelt ist, sich wohl am Frühesten von dem grofsen Sprachstamme losgetrennt hat. (Vielleicht dürfte selbst die baskische Sprache die Verwandtschaft der semitischen mit den indisch-germanischen Sprachen vermitteln). Was aber Hr. Br.-Wh. vorbringt, ist theils so allgemein, theils so wenig bewiesen, dafs daraus durchaus keine Verwandtschaft zwischen dem Baskischen und Keltischen hervorgeht. Er beruft sich dabei (S. 160 ff.) auf die Uebereinstimmung in den Lauten und Buchstaben, im Gebrauche des Einzlers (Artikels), in der Art zu zählen, im Mangel einer wirklichen Umendung (obgleich sich dem Baskischen eine solche in der That eben so wenig absprechen läfst, wie dem Griechischen und Lateinischen) u. s. w. In den von Hrn. Br.-Wh. angegebenen Hinsichten können Sprachen übereinstimmen, die nur ganz entfernt verwandt oder selbst stammverschieden sind, während nahe verwandte Sprachen in denselben von einander abweichen können.

Chap. VI. Permanence des dialectes indigènes. — Seconde et troisième proposition. Les peuples d'Italie, d'Espagne et de Gaule continuèrent, sous la domination romaine, à parler leurs idiomes respectifs. — Mots espagnols expliqués par des racines celtiques S. 170—185. Es versteht sich von selbst, dafs die alten Mundarten Italiens und der andern Länder bei der Eroberung durch die Römer nicht augenblicklich untergingen und es unterliegt auch keinem Zweifel, dafs sie sich zum Theile, besonders auf den Dörfern, noch lange erhielten. Hr. Br.-Wh. meint aber, die Römer hätten sie nie ganz vernichten können, und wenn auch eine Menge lateinischer Wörter in dieselben hineingekommen sei, so sei doch dieser Stoff dem Geiste der alten Mundarten gemäfs behandelt worden. Dies heifst also, dafs die *Form* der alten Sprachen blieb. Im Gegentheile lehrt aber Nachdenken sowohl wie Erfahrung, dafs die Form jener alten Sprachen gänzlich untergegangen ist (bis auf die wenigen Trümmer, die noch in den keltischen Mundarten und im Baskischen erhalten sind), und dafs, was von ihnen noch in den romanischen Sprachen erhalten ist, nur in einzelnen Wörtern besteht und bestehen kann. Denn es ist in der Geschichte immer der Fall gewesen, dafs das ungebildetere Volk, selbst wenn es Sieger blieb (wie später die Deutschen), die Sprache des gebildetern, wenn selbst besiegten, Volkes annimmt; namentlich aber, wenn das gebildetere Volk zugleich Sieger war, wie hier, mufsten die besiegten Völker sehr bald sich gewöhnen, ihre Gedanken in römische Form zu giefsen. Und wirklich zeigt ja auch unbefangene und gründliche Prüfung der romanischen Sprachen deutlich genug, dafs, so mannigfaltig auch der Stoff derselben ist, ihre Form durchaus ächt Römisch ist. Hr. Br.-Wh. führt hierauf (S. 174) einige Beweisstellen an, dafs die keltischen Mundarten wirklich länger fortbestanden haben, allein diese sind aus so früher Zeit, dafs es vielmehr auffallen müfste, wenn die keltischen Sprachen schon damals nicht mehr bestanden hätten. Er hätte andere Stellen anführen können, namentlich von Sulpicius Severus, der noch am Ende des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung des Gallischen und Keltischen als neben dem Lateinischen bestehender Landessprachen erwähnt (Opp. Lugd. Bat. p. 543). Die Unterscheidung von Gallisch und Keltisch in dieser Stelle bietet eine Schwierigkeit dar, die mir so zu lösen scheint, dafs man unter Gallisch die alte, gewifs mit Lateinischem sehr stark vermischte Mundart versteht, welche sich hin und wieder auf dem Lande behauptet haben mochte, unter Keltisch aber die Sprache des ehemaligen Armorica, der jetzigen Bretagne, welche sich bis auf den heutigen Tag als keltische Sprache unter dem Namen Breizunec erhalten hat. Man sollte also doch von Hrn. Br.-Wh. erwarten, dafs er die Uebereinstimmung des Breizunec mit den romanischen Sprachen darthäte, denn diese können sich doch seiner Voraussetzung zufolge, von jenem nur durch Einmischung lateinischer und deutscher Wörter unterscheiden, allein darüber schweigt er. Dagegen zeigt er sich wenigstens insofern folgerecht, als er behauptet, dafs die baskische Sprache mit der neuspanischen nahe verwandt ist „dans sa structure et ses principes généraux" (S. 177). Einen Beweis für die Uebereinstimmung beider findet er (S. 179) namentlich in beider Zusammensetzungsfähigkeit (!) und in der Uebereinstimmung spanischer Wörter mit keltischen, denn da er die baskische Sprache nur als Mundart der keltischen betrachtet, so gilt es ihm gleichviel, ob er spanische Wörter mit keltischen oder mit baskischen vergleicht. Diese Zusam-

Digitized by Google

menstellung trifft aber gröfstentheils Wörter, welche die keltischen Sprachen offenbar erst aus dem Lateinischen entlehnt haben, z. B. span. palabra (parabola) gäl. parabl, despesa (dispensum) bret. dispigu, feble (flebilis) bret. feibl, fuesa (fossa) bret. foss, mege (medicus) gäl. meddyg, pedir (petere) bret. peden u. s. w.

Chap. VII. Unité du langage en France. — Preuves historiques tirées du droit d'investiture avant et après Charlemagne et surtout du serment de 842, *sous Charles-le-Chauve* S. 186—203. Wir erhalten in diesem Abschnitte eine weitläufige geschichtliche Nachweisung, dafs die Könige von Frankreich seit Chlodewig Oberlehensherrschaft über ganz Frankreich, auch das südliche, gehabt haben. Hieraus und aus dem Eide von 842, dessen Sprache allen Franzosen habe verständlich sein müssen, schliefst der Verf., dafs in Frankreich *mit wenigen Ausnahmen* Einheit der Sprache geherrscht habe. Diese Ausnahmen seien (S. 199) das Breizunec und das Baskische am Fufse der Pyrenäen. Aus dieser Einheit der Sprache schliefst er wiederum, dafs sie nur von der alten Landessprache abstammen könne („un moment de réflexion suffira pour convaincre nos lecteurs qu'ils ont dû descendre de l'ancienne langue de ce pays et qu'ils fournissent la preuve la plus rigoureuse de la justesse de notre seconde proposition" S. 202). Man sieht, wie stark unser Verf. in Schlüfsen ist. Er behauptet ja gerade selbst die Verschiedenheit des Französischen, Breizunec und Eskuara, und woher kommt nun diese grofse Verschiedenheit, wenn sie nicht von Anfang an da war? Ich glaube, der Verf. selbst kann keinen schlagendern Beweis von der Unrichtigkeit seiner Ansicht geben; ihm selbst fällt aber gar nicht ein, dafs er sie selbst umstöfst. Sehr aufrichtig giebt er, freilich ohne sein Wissen und seinen Willen, zu verstehen, wie wenig er von Sprache und Sprachen versteht (S. 202): „dans leur génie, leur construction, *dans tout ce qui constitue l'essence d'une langue*, ces dialectes [die heutigen französischen Mundarten] sont entièrement différents de tout ce que nous connaissons des langues étrangères. Ils ne sont ni latins, ni gothiques, ni francisques, ni tudesques, ni saxons, et il n'y a pas la moindre raison de croire qu'ils aient été introduits par quelque autre des hordes barbares qui ont formé des établissements partiels et éphémères dans ce pays".

Chap. VIII. Analyse de la langue valaque. — Esquisse de l'histoire des Valaques depuis Trajan jusqu'à Mahomet II. Examen du daco-roman; preuves tirées de la simplicité de ses formes et de son antiquité incontestable S. 204—232. Man mufs sich nicht wenig wundern, wenn man Hrn. Bruce-Whyte so grofses Gewicht auf das Dakoromanische legen sieht, dafs er es selbst den Schlüssel zur Lösung der von ihm unternommenen Aufgabe nennt, und wenn er uns von dem hohen Alterthume jener Sprache predigt, da doch männiglich bekannt ist, dafs das walachische Schriftenthum erst mit dem Jahre 1580 beginnt, und dafs keine romanische Sprache so stark gemischt ist, wie die walachische, indem kaum die Hälfte ihrer Bestandtheile Lateinisch geblieben, die Wurzeln der zweiten Hälfte aber in fremden Sprachen zu suchen sind (Diez rom. Gramm. I, 65 f.). Ja im Wörterbuche finden sich unter dem Buchstaben b nicht mehr als 42 lateinische und etwa 105 fremde Wörter, ein Mifsverhältnifs, das jedoch nicht bei allen Buchstaben vorkommt (das. S. 66). Dies könnte allerdings Hrn. Br.-Wh.'s Ansicht bestätigen, wenn nur jene fremden Wörter keltische oder baskische wären, aber es sind leider in neuerer Zeit entlehnte, vorzüglich slawische, sodann ungarische, griechische, albanische, türkische, deutsche u. s. w. Und trotz dieser starken Mischung und trotz dem, dafs die römische Herrschaft nur etwa 150 Jahre lang in Dacien festbegründet war, ist doch die walachische Sprache noch jetzt ihrem innern Wesen nach eine romanische. Unser Verf. zeigt nun auch gegen Raynouard, in dessen Gebäude die walachische Sprache nicht hineinpafst, richtig die Uebereinstimmung dieser mit den andern romanischen Sprachen. Das Walachische soll aber nach ihm von Anfang an aus einer gänzlichen Sprachverwirrung entstanden sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Histoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Bruce-Whyte.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser Trajanus, der im Jahre 107 n. Chr. Dacien zur römischen Landschaft machte, führte römische Pflanzer aus allen Ländern des römischen Reiches dahin. Diese hatten, nach Hrn. Br.-Wh., alle ihre ursprüngliche Muttersprache, wiewohl stark mit Lateinisch vermischt, beibehalten; die Sprache also, welche sie in Dacien einführten, war ein Gemisch von allen diesen Sprachen, in dem aber das verdorbene Lateinische vorherrschte („un langage mixte, formé par les dialectes homogènes des colons et dans lequel le latin corrompu prédominait à un haut degré" S. 210). Was für eine Vorstellung soll man sich nun von einer solchen Sprache machen? Nach Hrn. Br.-Wh.'s eigenen Worten kann man sich kaum etwas anderes darunter denken, als die gewöhnliche römische Volkssprache, die lingua romana rustica (die er doch wohl unter dem „latin corrompu" versteht), in der wohl manche alte Wörter sich festgesetzt haben mochten; nehmen wir aber dies an, so ist dadurch des Verfs. Gebäude umgestofsen. Der Verf. geht nun die einzelnen Fälle durch, in denen das Walachische mit den übrigen romanischen Sprachen übereinstimmt, wobei wir nur sehr wenig zu erinnern uns erlauben. Von den unregelmäfsigen Zeitwörtern hat der Verf. keine richtige Vorstellung. Er meint (S. 221), je mehr eine Sprache schriftstellerisch ausgebildet werde, desto mehr vermehrten sich die unregelmäfsigen Zeitwörter, da man doch eher das Umgekehrte sagen könnte, indem die sogenannten unregelmäfsigen (d. h. starken) Zeitwörter gerade die ältesten und ursprünglichsten sind, deren Umfang aber mit der Zeit immer mehr beschränkt wird, je mehr die Sprachen nach Gleichförmigkeit und Einfachheit streben. Auf den Ablaut, gerade die wichtigste und besonders im Walachischen merkwürdige Veränderung des Wurzelselbstlautes in den starken Zeitwörtern hat er gar keine Rücksicht genommen. Eine wahre Freude hat der Verf. (S. 225) über die Zeitwörter auf isco, so dafs er sagt: „nous sommes tenté de nous écrier: „Ce n'est point dans les archives de la littérature qu'il faut chercher l'histoire des langues, mais dans l'obscur patois des pâtres et des montagnards"! Denn er behauptet, da hierin alle romanischen Sprachen übereinstimmend vom Lateinischen abweichen, so sei dies genügendes Zeugnifs für den gemeinsamen nichtlateinischen Ursprung der romanischen Sprachen! Im Lateinischen und Griechischen kennt also unser in den eugubinischen Tafeln u. s. w. so bewanderter Vf. kein Zeitwort auf sco. Zum Schlusse giebt Hr. Br.-Wh. (S. 229 ff.) ein ihm von Vater mitgetheiltes Lied mit englischer dichterischer und französischer prosaischer Uebersetzung; letztere ist aber, wie die meisten später folgenden französischen Uebersetzungen, nicht aus der Ursprache übertragen, sondern aus der freien englischen Uebersetzung und daher sehr frei und matt, was freilich nur Hrn. Eichhoff zur Last fällt.

Chap. IX. Comparaison des verbes primitifs. — Chaque dialecte roman s'est formé isolément, avec le secours d'autres idiomes. Parallèle des verbes possessifs et substantifs en valaque, italien, castillan, provençal et romaunch. Influence de la langue gothique. S. 223—261. Ein Abschnitt, von dem man, wenn man ihn aus dem Zusammenhange herausnähme und von dem Vorhergehenden nichts wüfste, wohl meinen möchte, er sei nur im Scherze geschrieben, um unwissende Sprachforscher zu verspotten. Es ist aber fürchterlicher Ernst. Nach der Hauptüberschrift „Comparaison des verbes primitifs" sollte man meinen, dieser Abschnitt enthalte eine Vergleichung der romanischen

Digitized by Google

Wurzelzeitwörter ihrer Abstammug oder auch ihrer Abwandlung nach, allein er enthält nur die Abwandelung der Hülfszeitwörter haben und sein. Die Abwandelung aller romanischen Zeitwörter richtet sich nämlich, Hrn. Br.-W. zufolge, nach der Abwandelung, welche das Hülfszeitwort *haben* (verbe possessif nennt er es) in jeder romanischen Sprache hat; er behauptet daher, die Bildung aller Zeitwörter erklärt zu haben, wenn er die Abwandelung von habere erläutert hat. Und wie erläutert er diese? Er fängt mit der 1. Ps. der Gegenwart: ho, he, hai, ai, an; diese Formen können nach ihm unmöglich aus lat. habeo entstanden sein, und er verurtheilt jeden Sprachforscher, der dies behaupten will, zum Schweigen: „nul étymologiste un peu grave ne voudra le dériver du latin" (S. 235). Man sollte doch nun erwarten, dafs er, wenn er folgerecht wäre, diese Formen aus den alten keltischen Sprachen herleitete. Allein leider findet er dort keine entsprechenden Formen; er sieht sich also gezwungen, sie aus Mundarten herzuleiten, die später als das Römische sind. Da kommt ihm denn glücklicher Weise sein Hauptsprachforscher Junius zu Hülfe, der in seinem gothischen Wörterbuche angiebt, dafs aus der gothischen Wurzel a die drei Zeitwortsformen ava, aga und haga *haben* entstanden sind. Hieraus nun leitet Hr. Br.-Wh. die romanischen Formen für Gegenwart und unvollendete Vergangenheit ab. Die Formen der vollendeten Gegenwart (Praeteritum perfectum) dagegen, ital. ebbi und ebbero, span. hube und hubieron weichen ihm doch zu sehr vom Gothischen ab, und von diesen giebt er daher zu, sie möchten wohl Verstümmelungen des Lateinischen sein, während die Zukunft wiederum nach dem Vorbilde des Gothischen gebildet sein soll, wo, wie im Lateinischen, das Zeitwort *haben* häufig, mit der Grundform eines anderen Zeitwortes verbunden, die Zukunft bedeutet. So sind also die romanischen Sprachen nach Hrn. Br.-Wh. Sprachen, deren Grundlage keltisch, die Stämme grofsentheils lateinisch, die Abwandlungen gröfstentheils gothisch sind; denn Hr. Br.-Wh. sagt wiederholt, dafs die Abwandelung von habeo der Bildung aller Zeitwörter zum Grunde liege und spricht S. 261 geradezu aus, dafs die Zeitwörter deutschen Bau haben: „les verbes, dans tous les dialectes romans, trahissent une structure gothique ou teutonique". Nicht minder mifshandelt er das Zeitwort esse: span. ser erklärt er (vielleicht nicht mit Unrecht) aus sedere, soi aus der keltischen Muttersprache, ital. sei aus den eugubinischen Tafeln. Diese Sprachverwirrung sucht er so zu erklären, dafs im Mittelalter viele verschiedene Formen neben einander vorhanden waren, von denen die Dichter die dem Ohre gefälligsten gewählt haben, wodurch die anderen aufser Gebrauch kamen. Ueberhaupt schreibt der Verf. Einzelnen zu grofsen, berechneten Einflufs auf die Bildung der Sprache zu. Wie Hr.-Wh. das nahe Liegende so oft übersieht und sprachliche Erscheinungen, die ihren offenbaren Grund im Lateinischen haben, durch weit hergeholte Ableitungen zu erklären sucht, zeigt recht deutlich auch seine Erklärung des rückbeziehlichen Fürwortes der 3. Ps. si oder se, wenn es zur Bildung der Leideform dient, eine Erscheinung, „que les grammairiens, il est vraie, ont notée, mais que par ignorance de son origine et par leurs vagues conjectures sur l'agent qui sert à la former, ils ont enveloppé d'un nuage impénétrable" (S. 255). Er leitet nämlich dieses so oder si nicht blofs dem Gebrauche, sondern auch der Form nach, vom gothischen, angelsächsischen und schwedischen si, se, sasi, sik ab (S. 256). Sapienti sat!

Chap. X. Analyse de la langue romaunch. Histoire de la Rhétie et des Grisons. Examen de leur idiome national, formé sous l'influence des dialects tudesques. S. 262—316. Man sollte denken, dafs Hr. Br.-Wh. die früher allgemein verbreitete und zum Theile noch jetzt nicht aufgegebene Meinung theilte, nach welcher das Rhätoromanische vom Etruskischen kommt, allein er verwirft diese Meinung und behauptet im Gegentheile, dafs das Rhätoromanische nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem habe, was uns vom Etruskischen erhalten sei (S. 265), und dafs vielmehr die rhätoromanischen Wörter so mit keltischen übereinstimmen, dafs das Romanische nothwendig gemeinschaftlichen Ursprung mit dem Keltischen haben müsse. Um dies zu beweisen, führt er Bd. III S. 483—486 eine Menge rhätoromanischer Wörter (wie er behauptet, die bestimmt ältesten) auf, die er aus dem Keltischen erklärt; z. B. bab (papa) von gäl. pab, sora (soror) bask. sor, cusrin (consobrinus) gäl. cossyn, fo (focus) bret. fo, dos (dorsum) gäl. dos, brach (brachium) gäl. braic, begl (umbilicus) bask. beguill, sacc (saccus) gäl. sacc, cass (casa) ir. cas, palazz (palatium) gäl. palas,

Digitized by Google

castè (castellum) gäl. castell, tuor (turris) gäl. towr, punt (pons) gäl. pont, mir (murus) gäl. myr, cumach (Gemach) ir. cumdach, saal (Saal) bret. sal, fneistra (fenestra) gäl. ffenistr., meisa (mensa) ir. meis, bauach (Bank) bret. banco, leg (lectus) bret. lech, prau (pratum) bret. prad, früt (fructus) gäl. ffrwyth, aur (aurum) gäl. aur, cavaigl (caballus) bret. cäval, asen (asinus) gäl. asen u. s. w., doch führt er selbst S. 486 leg und prau unter den aus dem Lateinischen herkommenden an. Mit seiner Meinung bringt er nun auch die Geschichte in Uebereinstimmung, denn nach ihm hat Graubünden seine Bevölkerung von Gallien aus erhalten, was weder wahrscheinlich ist (allerdings mag wohl umgekehrt Galliens ursprüngliche Bevölkerung durch Graubünden hindurch gegangen sein), noch von Hrn. Br.-Wh. erwiesen werden kann. Er verfolgt nun die Geschichte des Landes mit unnöthiger Weitläufigkeit und geht dann einzelne Theile der Sprachlehre durch, um zugleich die Uebereinstimmung des Rhätoromanischen mit den anderen romanischen Sprachen und die Abkunft desselben vom Keltischen darzuthun. So soll die rhätoromanische Sprache z. B. (S. 293) ursprünglich nur zwei mit dem alten Breton übereinstimmende Zeiten gehabt haben; die übrigen sollen durch deutschen Einfluss eingeführt worden sein. Er vergleicht hierauf (S. 294) die Gegenwart von havair mit der Abwandlung von *haben* in der deutschen *gemeinen* Mundart („nous parlons de l'allemand vulgaire et non de la langue littéraire" sagt er ausdrücklich); man erwartet darunter vielleicht irgend eine oberdeutsche Volksmundart, aber es folgt die schriftmäfsige Abwandelung von haben: ich habe, du hast, er hat, wir haben, ihr habet, sie haben. Es würde den Leser und uns selbst zu sehr langweilen, wenn wir auch hier alle irrigen und verfehlten Ableitungen und Deutungen des Verfs., wie z. B. figieva (faciebam) aus dem Baskischen, gir (dicere, s. m. Beiträge S. 349) aus dem deutschen sagen u. s. w. durchnehmen oder auch nur namhaft machen wollten. Zu bedauern ist, dafs der Verf., obgleich er selbst in Graubünden gewesen ist, die einzelnen räthoromanischen Mundarten nicht genau und scharf sondert, obwohl er Einzelnes aus verschiedenen Mundarten beibringt.

Chap. XI. Corruption graduelle du latin. — Irruptions des barbares. Existence continue du romance qui, également parlé par les vaincus et les vainqueurs, domine au neuvième siècle, dans toute l'Europe latine. S. 317—345. Hr. Br.-Wh. giebt zunächst einige ungeordnete Bemerkungen über die allmählige Verderbung der lateinischen Wörter im Italischen, namentlich über die Zusammenziehung derselben und die Ausstofsung von Mitlauten. Durch deutschen Einfluss soll c vor e und i dem Laute nach zu tsch, g zu dsch geworden und n z. B. in tengo, rimango eingeschoben sein (S. 322 f.), da die Deutschen in mehreren Mundarten (in welchen?) so aussprächen und denselben Hülfsbuchstaben häufig anwendeten (und doch hat der Verf. schon früher gesagt, dafs die Aussprache der lateinischen Wörter überall durch den Einfluss der alteinheimischen Sprachen geändert worden sei)! Auffallend ist es nun aber, dafs die Deutschen nach Frankreich nicht dieselben Laute getragen haben, sondern vielmehr ganz andere; die Schwierigkeit, dies zu erklären, fühlt wohl Hr. Br.-Wh. selbst, und darum geht er gar nicht darauf ein. Die Einsilbigkeit des Französischen leitet er von dem kriegerischen Geiste der Franken her (S. 326 f.): „la prédominance des monosyllabes si indispensable à un peuple à qui la guerre laissait à peine un moment de repos". Danach sind die Römer als weit weniger kriegerisch, die Chinesen aber als das kriegerischeste Volk anzusehen. Die Veränderungen, welche die lateinischen Wörter im Spanischen erfuhren, schreibt er dem Einflusse der alteinheimischen Sprache zu. Namentlich dient ihm der Kehllaut g (dessen Aussprache er durch gk bezeichnet) zum Beweise, der sich nach ihm in *keiner* Sprache finden soll (er sagt ausdrücklich S. 334 f.: „cette articulation difficile ne trouve son correspondant dans aucune langue, ni classique, *ni orientale*, *ni teutonique*"), der also nothwendig aus der Ursprache erhalten sein mufs. Glücklicher Weise findet sich, zur Unterstützung dieser Ansicht, derselbe Laut nach Owen im alten Breton. Eben so verkehrte, wenn nicht verkehrtere Ansichten entwickelt Hr. Br.-Wh. über den spanischen Laut ll (S. 335); g und j nach römischer Aussprache sollen den Spaniern unbekannt sein (S. 336). S. 340 giebt Hr. Br.-Wh. einige Lautübergänge an, aber durchaus unvollständig und grofsentheils falsch; d soll z. B. zu s geworden sein in presa aus proeda, umgekehrt s zu d in edad aus aetas, g zu t in junto aus jungo, g zu ñ in seña aus signum u. s. w; meistens hat er gerade die seltensten angeführt. Nach

Digitized by Google

Antonio de Nebrija nimmt er im Spanischen 12 inlautend, zum Theile auch anlautend, überall stumme Buchstaben an: b, c, ch, d, f, g, p, ph, t, th, l, u („*partout* où ces lettres vaporeuses se rencontraient au milieu de mots latins, elles échappèrent totalement à l'attention du commun des Espagnols" S. 342); z. B. (zu bemerken ist, dafs in den spanischen Wörtern eine grofse Menge Schreibfehler sind) llamar (clamare), autor (auctor), eco (echo), ofrecer (offerre), aplicar (applicare) u. s. f.!

Chap. XII. Fusion du latin et du romance. — Influence du romance sur le latin du moyen-âge et de celui-ci sur le romance. Progrès et fusion des dialectes. S. 346—369. Den gröfsten Theil dieses Abschnittes nehmen Beispiele von mundartlichen romanischen Redensarten ein, die in die lateinische Schriftsprache des Mittelalters übergegangen sind. Die ungleich wichtigere Nachweisung, wie Formen und Ausdrücke entstanden sind, welche die romanischen Sprachen aus dem mittelalterlichen Lateinischen aufgenommen haben, suchen wir hier vergebens.

Chap. XIII. Tableau du moyen-âge. — Circonstances favorables au développement de la langue vulgaire. — Charlemagne et les conciles. — Premiers exemples de romance littéraire. — Les moines, zélés réformateurs du langage; préventions injustes à leur égard S. 370—392. Der Verf. stellt zunächst mehrere Belege zusammen, dafs schon vor dem Anfange des eigentlichen Schriftenthums der romanischen Völker einzelne Schriftsteller und Redner der Volksmundart sich bedienten. Karl der Grofse soll (nach S. 379) seine Unterthanen in der romanischen Volksmundart haben unterrichten lassen. Einen bestimmten Beweis dafür bringt Hr. Br.-Wh. nicht bei; vermuthlich beruhet diese Angabe auf einem Irrthume oder einer Verwechselung mit Karl's Fürsorge für die deutsche Sprache. Wahrscheinlich ist es durchaus nicht, denn dann würden wir doch wohl irgend eine Kunde von einer romanischen Sprachlehre aus jener Zeit haben, da ohne eine solche die Sprache nicht füglich gelehrt werden konnte. Hr. Br.-Wh. selbst giebt an einem andern Orte (S. 434) an, dafs man vor der Mitte des 11 Jahrh. nichts einer romanischen Sprachlehre Aehnliches gehabt habe. Den gröfsten Theil dieses Abschnittes füllt eine Schilderung der Verdienste der Mönche im Allgemeinen aus.

Chap. XIV. Premiers essais dramatiques. — Gallicanus, drame du dixième siècle, de la religieuse Roswitha. Babio, comédie du quatorzième siècle. Lexique latin de Garland. Poëme des Roses. — État de la langue latine S. 393—438. Auffallen mufs es, dafs Hr. Br.-Wh. mit der Schauspieldichtung, der höchsten und schwierigsten Dichtgattung überhaupt, die sich daher überall zuletzt entwickelt, beginnt. Es sind aber nicht Versuche der Schauspieldichtung in den romanischen Sprachen gemeint, sondern der Verf. spricht von lateinisch geschriebenen Schauspielen, die gar nicht hierher gehören, weil sie weder romanisch geschrieben, noch in romanischen Ländern entstanden sind. Der Verf. hat wohl nur die Absicht gehabt, die Verdienste der Mönche (besonders der englischen) in glänzenderes Licht zu stellen; daher geht er das Schauspiel Gallicanus von der sächsischen Nonne Hroswitha durch und giebt an und für sich verdienstvolle Auszüge davon in der Ursprache. Auch das Schauspiel Babio, von dem er gleichfalls Proben giebt, gehört nicht hierher, da es in England entstanden ist. Dagegen übergeht der Vf. nicht nur die lateinischen in Frankreich, namentlich in Limoges, um die Mitte des 11. Jahrh. entstandenen gereimten Trauerspiele (namentlich die Wunder der heiligen Catharina u. s. w.) mit Stillschweigen, sondern er erwähnt auch später nicht mit einem Worte die wirklich ältesten Versuche von Schauspielen in romanischer Sprache, namentlich das wahrscheinlich älteste Gedicht dieser Art, wo noch lateinisch und provençalisch gemischt ist, das „Mysterium der weisen und thörigen Jungfrauen" aus der ersten Hälfte des 11. Jahrh., wovon Raynouard (Choix II. S. 139—143) eine Probe giebt; selbst die nordfranzösischen Mystères, Moralités, Farces, Sotties berührt er nicht. Bei den lateinischen Schauspieldichtungen bleibt aber der Verf. in diesem Abschnitt nicht stehen, sondern er theilt noch S. 428 f. ein lateinisches Gedicht: Expansio rosarum Virgilii mit, für dessen Verf. er Garland hält, und welches beweisen soll, dafs die Mönche durchaus nicht so ungebildet waren, wie man sich gewöhnlich vorstelle. Er setzt dann weiter auseinander, welchen Theil die Mönche an der Ausbildung der romanischen Sprachen genommen haben und wiederholt die schon berührte Ansicht, dafs sie auf Karl's des Grofsen Befehl Kinder in der Volkssprache unterrichtet hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher
Wissenschaftlicher Kritik.

Juli 1842.

Histoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Brachet.

(Fortsetzung.)

Chap. XV. Objections contre l'influence arabe. — Les Arabes n'ont pas contribué à la renaissance des lettres en Europe. Coup d'œil sur leur philosophie, leurs sciences mathématiques et physiques. Réflexions de leur poésie comparée à celle des troubadours S. 439 — 505. Der Verf. läfst uns einen Blick auf die Geschichte und den Zustand der Araber thun, so weit daraus hervorgeht, wie ungemein reich und lebendig ihre Einbildungskraft ist. Er macht hierauf die Schriftsteller, welche die Gelehrsamkeit der Araber sehr hoch stellen (Andres, Cassiri, Ginguené, Sismondi) verdächtig, und behauptet im Gegentheile (S. 451), dafs die Araber selbst in ihrem glänzendsten Zeitalter Alles den Christen verdankten. Gewiss mit Unrecht. Denn wollen wir auch nicht leugnen, dafs die Verdienste der Araber häufig zu hoch angeschlagen worden sind, so müssen wir doch ihre grofsen Verdienste um die Menschheit dankbar anerkennen. Allerdings begegnen wir selten freier Forschung und besonnener Prüfung und desto häufiger Grübeleien des Verstandes in ihren wissenschaftlichen Werken, aber es bleibt ihnen immer das Verdienst, wissenschaftliche Kenntnisse in einem derselben sehr bedürftigen Zeitalter und in den entferntesten Gegenden verbreitet und den Sinn dafür durch Beispiel und Mittheilung angeregt und befördert und viele ohne ihre Fürsorge mit dem Untergange bedrohete Werke und Erfahrungen erhalten zu haben. Hr. Br.-Wh. verkennt aber diese Verdienste und macht ihnen einen Vorwurf daraus, dafs sie in den einzelnen Wissenschaften nicht mehr geleistet haben. Was Hr. Br.-Wh. (S. 459) bei Gelegenheit der Sternkunde, in der sie doch namentlich unbestreitbare Verdienste haben, ihnen vorwirft, kann man sehr passend auf ihn selbst zurückwenden: „il eurent le grand tort d'affirmer ce qu'ils auraient dû prouver. Ils virent leurs observations les plus rigoureuses devenir superflues ou erronées". Besser würdigt Hr. Br.-Wh. die arabische Dichtung. Mit Recht leugnet er, dafs dieselbe der romanischen, besonders spanischen zum Muster gedient habe, da weder die äufsere Form noch die Auffassung so übereinstimmen, dafs Nachahmung deutlich zu erkennen wäre. Einige Beispiele arabischer Dichtung vergleichen mit romanischer erläutern dies.

Chap. XVI. Origine de la chevalerie. — La fiction romantique existait en Europe bien avant l'invasion des Arabes. La chevalerie est née de la féodalité. Mahnegi de Rwyll, roman gallois du sixième siècle S. 506 — 519. Der Inhalt dieses Abschnittes wird durch die Ueberschrift hinlänglich bezeichnet. Der Vf. will aus dem daselbst genannten Gedichte beweisen, dafs die sogenannte romantische Dichtung weit älter ist als der Anfang der Kreuzzüge; allein jenes Gedicht hat mit der provenzischen Kunstdichtung, der ältesten bei den romanischen Völkern, deren Anfang in das Jahr 1140 zu setzen ist, nichts gemein.

Wir kommen nun zum *Zweiten Bande*.

Chap. XVII. Poème des Nibelungs. — Essai de fixer la date de ce roman. Son analyse complète avec la traduction de plusieurs morceaux du vert anglais S. 1 — 42. Es wäre wirklich schwer zu begreifen, wie ein so ausführlicher Abschnitt über das Nibelungenlied in eine Geschichte der romanischen Schriftenthümer gehört, wenn es nicht schiene, dafs Hr. Br.-Wh., wie wir schon bemerkt haben, seine ganze Gelehrsamkeit in das vorliegende Werk hat packen wollen, und wenn er nicht glaubte, etwas Neues über die Nibelungensagen zu können. Allerdings sagt er viel Neues, viel Unerhörtes über dieselben. Er beginnt damit, ihnen den Namen eines epischen (erzählenden) Gedichtes strei-

Digitized by Google

tig zu machen, weil sie weder Einheit der Handlung noch Einheit des Ortes hätten. Der erste Theil der Nibelungen bis zu Siegfrieds Ermordung biete weniger Anziehendes dar; Siegfried erscheine als ein „Don Quichotte en amour comme dans les aventures" (S. 2); der zweite Theil entschädige für den ersten, doch sei er von einem andern Verf. (Lachmann ist natürlich Hrn. Br.-Wh. eben so unbekannt, wie Grimm u. s. w.). Der (wo?) gewöhnlichen Ansicht nach seien die Nibelungen im 12. Jahrh. entstanden, sie seien aber viel älter, nämlich aus dem 9. (schreibe *neunten*) Jahrh. Hat Hr. Br.-Wh. diese geistreiche Entdeckung selbst gemacht? Nicht ihm allein gebührt die volle Ehre, er ist offen genug, einzugestehen, dass ihm, als er in St. Gallen gewesen ist, „deux personnes fort instruites" (S. 4) gesagt haben, dass die Sprache der Nibelungen außerordentliche Aehnlichkeit mit der Sprache habe, wie sie in Chur im 9. Jahrh. gesprochen worden sei, und wie sie sich in ganz alten Handschriften findet. Aber Hr. Br.-Wh. stützt diese Ansicht noch dadurch, dass wir ein lateinisches Gedicht von unbekanntem Vf. haben, welches Muratori in das 10. Jahrh. setze, und welches nur Bruchstück einer Uebersetzung der Nibelungen oder eines Auszuges aus denselben sei, und wundert sich, dass dieser unumstößliche Beweis für das höhere Alter der Nibelungen den Nachforschungen der Erklärer entgangen sei. Der Verf. meint, wie man leicht sieht, Eckehards I. Waltharius manu fortis und kann nicht begreifen, dass der Stoff eines Gedichtes so viel älter sein kann als das Gedicht selbst, und dass ein und derselbe Stoff in verschiedenen Zeiten bearbeitet werden kann. Dass jenes lateinische Gedicht zum Theile ganz andere Dinge enthält, als die Nibelungen, nämlich die Thaten Walthers von Aquitanien, erklärt er daraus, dass uns der Anfang der Nibelungen, welcher dasselbe enthalten habe, verloren gegangen sei. Er giebt nun einen Auszug aus den Nibelungen, der im Einzelnen genauer sein könnte; die englischen Uebersetzungen sind frei und halten keinen Vergleich mit der Urschrift aus, noch weniger die französischen. Der Vf. schliesst nun aus den Nibelungen (S. 41), dass die romantische Dichtung sehr alt ist und dass sie und das Ritterthum nicht einer Gegend Europas ausschliesslich angehörte.

Chap. XVIII. Conte arabe de Yokdhan. — Contrastes frappant entre les romans des Européens et ceux des Arabes. Traduction du conte philosophique de Yokdhan S. 43—112. Der Vf. will, wie schon in der Ueberschrift gesagt ist, beweisen, dass die ritterliche Dichtung nicht durch die Araber nach Europa gebracht sei, denn in ihren erzählenden Gedichten sei nicht die geringste Aehnlichkeit mit den europäischen. Um dies darzuthun, giebt er einen Auszug und theilweise Uebersetzung des arabischen Lehrgedichts Yokhdan. Ein belehrendes Gedicht muss sich natürlich wesentlich von einem blos erzählenden Gedichte unterscheiden, und daher hätte Hr. Br.-Wh., wenn er die Verschiedenheit der arabischen und europäischen Auffassung und Darstellung deutlich machen wollte, Gedichte derselben Gattung mit einander vergleichen, also im vorliegenden Falle ein rein erzählendes arabisches Gedicht wählen müssen.

Chap. XIX. Introduction des fables arabes. — L'influence arabe en Espagne ne date que du douzième siècle. Discipline morale de Moïse Sephardi en latin. Fable du rossignol et de la fourmi. Allégories introduites par les croisades S. 113—136. Erst durch lateinische Uebersetzungen von sittenlehrigen Dichtungen wurde den Europäern die arabische Dichtung bekannt, namentlich durch den Rabbi Moses Sephardi (Petrus Alphonsus), der für Viele Vorbild wurde. In den Kreuzzügen schöpften die Europäer an der Quelle selbst Kenntniss der arabischen Dichtung.

Chap. XX. Développement des langues romanes. — Résultats produits par la chevalerie et les croisades. Origine des troubadours, des ménestrels et des trouvères S. 137—149. Wenn die Araber nur sehr unbedeutenden und späten Einfluss auf die romanischen Schriftenthümer übten, so wurden diese dagegen sehr durch die Ausbildung des Ritterthums befördert; über diesen Punct hätte man etwas Ausführlicheres und Genaueres erwartet, aber plötzlich spricht Hr. Br.-Wh. schon von der Vernichtung des Ritterthums durch den Bürgerstand, „ce tiers état qui, juste et modéré à son origine, avec le temps, devait renverser les principes conservateurs de la société, fondre dans le sien tous les autres ordres et, semblable au serpent venimeux qui nourrit ses petits de son sang, donner le jour à une race de parricides qui établirent sur ses ruines leur despotisme éphémère" (S. 143). Richtig sagt er aber, dass die Sprache durch das Aufmühen des Bürgerstandes gewann. — Auch den Einfluss der

Digitized by Google

Ebenmäßige schließt Hr. Br.-Wh. aus der angegebenen Chap. XXII. *Les troubadours et les Provençaux. Caractère de la poésie provençale. Compilation de Pitaval. Le chevalier de Jean de Nivelle. Manuscrit de Bologne de cette époque* S. 159—160. Den Grund der geringern Ausbildung des Ritterlichen in diesem Zeitalter findet Hr. Br.-Wh. mit Recht darin, daß sich hier wegen geringerer Theilnahme an den Kreuzzügen das Ritterthum weniger ausbildete. Doch will Hr. Br.-Wh. eine Handschrift mit reimloser Prosa entdeckt haben, welche älter sei, als die ältesten bekannten Denkmäler der italischen Sprache. Er setzt sie in die Mitte des 12. Jahrh. und theilt davon eine Probe über die Heilung der Pferdekrankheiten mit. Auf jeden Fall ist aber diese Schrift viel jünger und in einer unteritalischen, jedenfalls der kalabrischen, Mundart geschrieben, dafür spricht namentlich das im Anlaute häufig statt o stehende u, und manche einzelne Formen, wie z. B. lornu = giorno, avirri = avere, wie es noch jetzt im Kalabrischen lautet, namentlich die Formen des Einzlers, die noch jetzt im Kalabrischen genau dieselben sind; auch dem Inhalte nach gehört es nach Kalabrien. Die Beweise, welche Hr. Br.-Wh. für das hohe Alter jenes Schriftwerkes beibringt, nimmt er erstens aus den Abkürzungen der Handschrift her, welche ganz mit denen einer Handschrift des 12. Jahrh. übereinstimmten, von der Muratori ein Abbild gegeben habe. Diese Abkürzungen sind aber solche, wie sie sich in allen Handschriften bis ins 15. Jahrh. finden und Hr. Br.-Wh., der diese (S. 158) anführt, verrieth dadurch seine große Unbekanntschaft mit Handschriften, obgleich er sehr oft von solchen spricht. Ob die Handschrift papier- oder pergamenten ist, darauf hat er so wenig gesehen, wie auf alles Andere, was das Alter einer Handschrift ungefähr bestimmen kann. Den zweiten Beweis für das hohe Alter der Handschrift giebt ihm die Endung der Wörter (das Vorherrschen des u statt o) und er meint, man gar die Handschrift in zu späte Zeit gesetzt zu haben, da die darin herrschende Sprache der dalmatinischen so ähnlich sei, welche ihm, wie wir gesehen haben, für urald gilt. Zur Nachricht diene Hrn. Br.-Wh., daß was er als Beweis hohen Alters anführt, sich heutiges Tages eben so in allen unteritalischen Mundarten findet. Den schlagenden Beweis aber hat Hr. Br.-Wh. ganz ausgespart, und dieser beweist wirklich unwiderleglich das Gegentheil von dem, was Hr. Br.-Wh. beweisen will. Die Vorrede jenes Schriftchens schließt nämlich so (S. 159): „Ma quella ki riguarda i morbi e le malattie specialmente fu trovata per uno signore Giordano Russo di Calabria, trattata per Heroda maniscalco pro lo stallo di l'imperatore Federico lungo tempo diffunto". Jener Giordano Russo soll Stallmeister Friedrichs II. gewesen sein und eine lateinische Schrift über die Heilung der Pferdekrankheiten geschrieben haben (ich gestehe, daß mir davon nichts bekannt ist) und die von Hrn. Br.-Wh. mitgetheilte italische Schrift soll eine Uebersetzung davon sein. Also: Friedrich II. wurde im Jahre 1194 geboren, Giordano Russo war sein Stallmeister und schrieb eine lateinische Schrift, welche um 1250 ins Italienische übersetzt wurde. Was ist das für eine Zeitrechnung? Hr. Br.-Wh. aber meint, jener rathselhafte Heroda (wahrscheinlich falsch gelesen, denn der Verf. sagt selbst, daß nur der erste Buchstabe und die letzte Sylbe leserlich seien) sei wahrscheinlich Stallmeister bei Friedrich II. gewesen. Wie man dies aus den angegebenen Worten schließen muß, ist mir nicht klar. Doch es sei. Friedrich I. starb 1190, nur steht dabei „lungo tempo diffunto" (welchen Zusatz Hr. Br.-Wh. ganz übersehen zu haben scheint); er schließt also so (S. 160): „nous nous croyons donc pleinement autorisé à placer la date du premier traité au milieu du douzième siècle".

Chap. XXII. *Coup d'oeil sur la Provence. Influence du provençal sur tout le midi de l'Europe. Histoire du royaume de Provence indépendant de l'empire des Francs* S. 161—172. Der Verf. giebt eine Uebersicht über die Geschichte der Provence und spricht namentlich über die Gründung und Ausbreitung des Reiches von Arles, wodurch auch die Sprache sich weiter ausbreitete.

Chap. XXIII. *Période des troubadours. Académie en Provence au onzième siècle. Cours d'amour. Grammaires. Phases diverses de la poésie provençale* S. 173—202. Der Verf. nimmt mit Recht an, daß die Troubadours zuerst Adlige waren; er irrt aber, wenn er sagt, daß sie eine Kunst gehabt haben. Hat er dabei geschlossene Kunstschulen im Sinne, so ist dies zu verwerfen (Diez, Poesie der Troubadours

Digitized by Google

S. 22 f.) meint er lose dichterische Gesellschaften, so hat Diez auch dies als unrichtig erwiesen (das. S. 25 f.); noch aber könnte es von den Jongleurs gelten, wenigstens insofern diese mit der Dicht- und Tonkunst ein Gewerbe machten. Auf den Unterschied zwischen Jongleurs und Troubadours nimmt er gar keine Rücksicht, obwohl er (S. 178 „les troubadours et les jongleurs") die Jongleurs für Diener der Troubadours zu halten scheint, welche Ansicht gleichfalls von Diez (S. 20 f.) widerlegt ist. Eben so spricht Hr. Br.-Wh. auch noch von Minnehöfen, deren Vorhandensein wiederum von Diez (S. 29) bestritten wird, da sich die Nachrichten darüber nur auf Nostradamus höchstunzuverlässige Geschichte der Troubadours stützt. Hr. Br.-Wh. meint (S. 184), die Dichtung der Troubadours habe einen andern Gang genommen, als man der Geschichte des Landes nach hätte erwarten sollen, da die Dichtung mit der Auflösung der Adelsherrschaft gewonnen sei. Wie hätte an einer Dichtung anders ergehen können, die so eng mit dem Bitterthume verwachsen war, dass sie nur in ihm Nahrung fand? Und auch nicht auch in Deutschland die Dichtung, wenigstens ihrer äusseren Form nach, als wie von den Höfen der Fürsten in die Häuser der Bürger und die Werkstätten der Handwerker hineinstieg? — Der Verf. schliesst diesen Abschnitt mit Bemerkungen über den sittlichen Zustand im 11. — 13. Jahrh. Dem ganzen Abschnitte mangelt Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit.

Chap. XXIV. Analyse du Gai-Saber. Revue des principaux troubadours: Guillaume de Poitiers, Rambaud d'Orange, comtesse de Die, Guillaume de Calestaing, Bernard de Ventadour, Geoffroi Rudel, Raimond de Toulouse, Pierre Vidal, Bertrand de Born, Gaucelin Faidit, Pons de la Garde, Guillaume Figueiras, Sordel, de Mantoue, Lanfranc Cigala, Raimbaud de Vaqueiras etc. Traductions de leurs poésies en vers anglais. S. 203 — 299. Diesen Abschnitt trifft derselbe Vorwurf wie den vorigen und alle die Geschichte der romanischen Schriftenthümer betreffenden Abschnitte. Wir erhalten fast überall nur einige aufs Gerathewohl zusammengestellte allgemeine Betrachtungen und Proben in englischen Uebersetzungen oder französischen Auszügen. So erfahren wir im vorliegenden Abschnitte nichts über die Form und den Umfang der provenzalischen Dichtung, nichts über die Arten der einzelnen Dichtgattungen, nichts über die Art des Vortrages der Gedichte, äusserst wenig über die Lebensverhältnisse einzelner Dichter, dürftige Nachweisungen giebt er nirgends. Die grosse Aehnlichkeit der Minnelieder unter einander (er spricht fast ausschliesslich vom Minnelied) leitet er aus bestimmten Vorschriften der Kunstschulen her, allein dergleichen, wie wir schon berührt haben, in der Provence nicht; und wo er welche zeigt, sehen sie mehr auf die Form als auf den Gedanken. Richtig urtheilt auch hier Diez (S. 123). Es ist derselbe Geist, der diese Dichtungen, so wie diese ganze Litteratur durchdringt, denn jene Zeit gewöhnte die Menschen an eine gemeinsame Art des Denkens und Empfindens. Einfachheit des Gedankens ist aber der hervorstechende Charakterzug der Poesie der Troubadours, so wie sich dem überhaupt der ganze Zeitraum, worin sie blühten, an gewisse allgemeine Ansichten hielt, ohne von den mannigfachen, zum Theil sich durchkreuzenden Ideen und Richtungen einer späteren Periode eine Ahndung zu haben." Durch die Proben und Uebersetzungen, welche Hr. Br.-Wh. giebt, erhalten wir immer kein anschauliches Gesammtbild von der provenzalischen Dichtung.

Chap. XXV. Décadence de la poésie provençale. Dégradation de la gaie science, au treizième siècle, ses causes et ses effets. Productions diverses de cette époque; sirvendoies de Marcabrus, Nut de Mons, Cadenet, Peire d'Auvergne; poésies d'Arnaud Daniel, de Giorgi et de Tabo. S. 300 — 329. Zu den schon früheren angeführten Ursachen des Verfalles der provenzalischen Dichtung werden noch mehrere hinzugefügt. Die beabsichtigte Dunkelheit und den gelehrten Ton in den späteren Erzeugnissen der Troubadours schreibt der Verf. dem Verfalle des Bitterthums und dem Einflusse der Minnehöfe zu. Den wahren Grund, dass manche Dichter die dunkle Rede ergriffen, lag wohl darin, dass sie sich vom gemeinen Dichterrufe unterscheiden wollten, und dass sie anfingen, mit Gelehrsamkeit bekannt zu werden, vgl. Diez S. 71 ff., wo sich auch eine Stelle von Guiraut de Borneil findet, der sich gegen das dunkle Dichten erklärte.

Die Fortsetzung folgt.

№ 5.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Histoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Bruce-Whyte.

(Fortsetzung.)

Chap. XXVI. Romans de Blandin et de Joufre. — Les romans communément attribués aux troubadours semblent avoir été composés en Espagne. Joufre et Flamenca comparés à Blandin et Guilhot, véritable roman provençal. Analyse et extraits de Joufre S. 330—387. Ueber die Romane Giraud de Roussillon und Philomena will der Verf. nicht weiter sprechen, da sie durch französische Uebersetzungen bekannt seien. Doch behauptet er, sie seien einander so ähnlich, dafs beide von demselben Verf. seien (S. 331: „nous pouvons hardiment assurer qu'ils sont l'oeuvre d'un même auteur"), da doch der letztere bestimmt nach 1173, wahrscheinlich aber erst nach 1226 entstanden ist (Diez S. 205), während der erstere wegen seines rohen Versbaues von Raynouard wohl mit Recht in den Anfang des 12. Jahrh. gesetzt wird, wenn er nicht vielleicht noch älter ist.

Chap. XXVII. Influence provençale en Catalogne. — Prétentions erroncés des Catalans. Poésies provençales de leurs rois troubadours Alphonse, Jaime et Pierre d'Aragon. Formation du dialecte catalon au quatorzième siècle. Vie de St. Honorat. Mossen Jordi, imitateur de Pétrarque S. 388—423. Hr. Br.-Wh. widerlegt zuerst weitläufig die Ansicht mehrerer catalonischer Schriftsteller, dafs die catalonische Sprache Einflufs auf die südfranzösische geübt habe, und dafs diese erst aus jener entstanden sei; sodann führt er einige catalonische Dichter auf und giebt Proben aus ihren Werken. Zuletzt spricht er über das Zeitalter des Dichters Mossen Jordi, den er in das 15. Jahrh. setzt, während er gewöhnlich in das 13. Jahrh. gesetzt wird.

Chap. XXVIII. Progrès littéraires de l'Espagnol. — Origine et développement du castillan, depuis Sancho le Grand jusqu'à Alphonse X, auteur du code espagnol. Extraits des poésies religieuses de Berceo, du Lucanor de Juan Manuel, d'un chant de guerre contre les Maures, et du Rimado de Lopez Ayala S. 424—466. Die castilische Sprache, lehrt uns Hr. Br.-Wh. S. 492 f., unterscheidet sich von allen anderen Mundarten Spaniens und Portugals durch ihre Neigung zu Hauchlauten. Dies hätte Hr. Br.-Wh. weiter ausführen sollen, denn er kann es wohl nur auf das castilische j beziehen, welches sich wohl nur hier findet, da es im Portugiesischen (wohl auch Galizischen) und Catalonischen zum Zischlaute geworden ist; die Andalusier haben dafür den harten Hauchlaut hh. Der eigentlichste Hauchlaut h dagegen ist im Castilischen wie in den anderen Mundarten nur in der Schrift vorhanden, und der Uebergang eines anlautenden lateinischen f in h (z. B. hoja aus folium) findet sich in den anderen Mundarten ebenso. Die zur Lippen- und zur Zahnreihe gehörigen Hauchlaute f und z finden sich, so viel mir bekannt ist, in allen spanischen und portugiesischen Mundarten (vergl. m. Beiträge S. 75 f.). Der Verf. thut ferner dar, dafs, was keinem Zweifel unterliegen kann, die provencische Dichtung der altspanischen nicht zum Muster gedient habe. Den Reim im Spanischen leitet er von der alten Muttersprache ab; das alte Breton soll auch allein Anklang gehabt haben, und er soll hier (S. 436) im 9. Jahrh. durch einen förmlichen Beschlufs eingeführt worden sein. Der Verf. bespricht nun die weitere Entwickelung der spanischen Dichtung ziemlich oberflächlich, und giebt nirgends vollständig die Werke der Dichter an, wie er z. B. von Berceo nur die Vida de San Millan und die Milagros de Nuestra Señora erwähnt; das wichtige, in leonischer Mundart (S. m. Beitr. S. 58) geschriebene Gedicht Alexandro Magno von Juan Lorenzo Segura de Astorga berührt er gar nicht.

Digitized by Google

Chap. XXIX. Origine de la langue d'oil. — Analyse des dialectes parlés au nord de la Loire pendant le onzième et le douzième siècle. Premier cycle, Lois de Guillaume-le-Conquérant, Livre des Créatures, Traduction des Rois etc. S. 467—504. Unseres Verfs. Lieblingssatz kehrt noch einmal wieder. Bis auf diesen Tag, sagt er, haben in Frankreich zwei gleich unbegründete Meinungen über die Entstehung der französischen Sprache geherrscht; nach der einen ist sie aus Verderbung des Lateinischen, nach der anderen aus dem Provencischen hervorgegangen. Die erste Ansicht widerlegt er wieder mit der Menge keltischer Wörter, welche im Altfranzösischen seien. Hinsichtlich der zweiten Ansicht nimmt er mit Recht an, dafs im 9. Jahrh. die Mundarten in Frankreich noch nicht streng geschieden waren. Den Franken räumt er sehr grofsen Einflufs ein, indem er ihrer Einwirkung, wie schon früher, die Einsilbigkeit der französischen Sprache und das Vorherrschen des stummen e zuschreibt (S. 470). Hr. Br.-Wh. geht nun die altfranzösische Sprachlehre durch, wobei er auf's Neue zeigt, wie ihm alle tiefere Einsicht in das Wesen der Sprache abgeht, denn auch hier stellt er nur äufsere Erscheinungen oberflächlich zusammen, ohne auf ihren innern Grund einzugehen. Besonders die Zeitwörter machen ihm viel zu schaffen, da sie so sehr vom Lateinischen abweichen. Viele französische Zeitwortsformen stimmen mit dem Provencischen überein; diese finden ihre Erklärung nach Hrn. Br.-Wh. — im Keltischen meint man? — nein, die französischen im Fränkischen, die provencischen im Westgothischen, denn vom Keltischen weichen sie eben so ab, wie vom Lateinischen (S. 496). Grofse Schwierigkeit macht ihm ont, sie haben; von habent kann dies, ihm zufolge, unmöglich herkommen: „l'étymologiste le plus visionnaire et le plus hardi, Ménage lui-même, ne s'est jamais imaginé, que *habeo* ait pu être corrompu de manière à produire des formes telles que *unt* à la troisième personne pluriel indicatif présent, *eus* et ses flexions au parfait passé, *ousse* au subjonctif, *eu* au participe passé, ni que *sum* ait pu produire *sui* ou *sy* cet." (S. 498). Hr. Br.-Wh. nun ist nicht so „visionnaire" und „hardi" wie Ménage; er leitet *ont* aus dem gälischen Zeitworte *bod* ab, welches in der 3. Ps. Mht. *ynt* (spr. *unt*) bildet. Unglücklicher Weise bedeutet aber bod (Sskr. bhud) nicht *haben*, sondern *sein*. Allein das ist unserm Verf. die geringste Schwierigkeit; „rappelons-nous", meint er (S. 499), „que le verbe possessif et le verbe substantif s'employait indistinctement dans tous les dialectes du romance." Mit *ousse* (eusse), habuissem, wird er eben so leicht fertig; es kommt ihm aus derselben „langue vénérable" vom Zeitwort *oes*, welches ein Dasein bedeutet und in der Vergangenheit *oezwn* bildet.

Chap. XXX. Eléments du français. — Second cycle de la langue d'oil du douzième au quatorzième siècle. Fusion des dialectes; littérature ébauchée par les trouvères, d'après les traditions bretonnes et les souvenirs des croisades S. 505—544. Hr. Br.-Wh. giebt zunächst die Umstände an, welche zur weiteren Entwickelung des französischen Schriftenthums beigetragen haben. Zunächst die Eroberung England's durch Wilhelm den Eroberer, indem die Trouvères, welche mit ihm nach England kamen, ihren Gedankenkreis dadurch erweiterten. Auch aus den Erzählungen, die in der Bretagne einheimisch waren, schöpften sie, vor Allen Marie de France; nicht wenig begünstigten auch die Kreuzzüge die Dichtung. Ein Verzeichnifs der nordfranzösischen Dichter und ihrer Werke will der Hr. Verf. nicht geben, da dies nach den vortrefflichen Arbeiten seiner Vorgänger mehr als überflüssig sein würde (S. 518 f.). Hätte doch Hr. Br.-Wh. überall bedacht, dafs seine Vorgänger weit mehr geleistet haben, als er je zu leisten im Stande ist! Zum Schlusse nimmt er wiederum sprachliche Formen durch, wie sie sich vom 12.—14. Jahrh. finden.

Der Leser, der uns bis hierher gefolgt und nicht müde geworden ist, wird sich mit uns freuen, dafs wir uns nun zum *dritten Bande* hindurchgearbeitet haben, und wir versprechen ihm, ihn durch diesen, so schnell es bei der Menge hemmender Gegenstände möglich ist, hindurch zu geleiten.

Chap. XXXI. Poëme de Charlemagne. — Récit romanesque du voyage de Charlemagne à Jerusalem et à Constantinople. Extraits en vers anglais S. 1—37. Der Verf. giebt den Inhalt des genannten Gedichtes an und theilt Auszüge aus demselben mit.

Chap. XXXII. Lais et chansons des trouvères. — Lais de Marie de France; traduction de Lanval. Mérite de ses fables; le loup et l'agneau. Sonnets et hymnes de Thibaut de Champagne. Roman de la Rose

Digitized by Google

de Guillaume de Lorris S. 38—93. Hr. Br.-Wh. erhebt die Verdienste von Marie de France mit Recht sehr hoch; denn sie ist unstreitig eine der wichtigsten und einflufsreichsten Schriftstellerinnen Frankreichs. Daraus, dafs sie die meisten Stoffe ihrer Gedichte aus den Sagen der Niederbretagne entnahm, hat man wohl mit Recht geschlossen, dafs sie selbst dort geboren war oder wenigstens ihre Kinderjahre verlebte. Der Verf. giebt eine fast vollständige englische Uebersetzung ihres Lai de Lanval, auf welche wiederum eine prosische französische Uebersetzung folgt. Sodann bespricht er auch ihre Fabeln, die er denen von La Fontaine vorzieht. Die Reden, welche unter dem Namen des heiligen Bernhard bekannt sind, spricht er diesem ab (S. 91), ohne jedoch seine Gründe dafür anzugeben. Schon La Ravallière (Révoluts de la langue Franç. p. 138) hat behauptet, dafs der heilige Bernhard nur Lateinisch gepredigt habe, wogegen sich jedoch Barbazan (Flont. I. p. 9) erklärt. Den wichtigen Roman de la Rose fertigt Hr. Br.-Wh. unverhältnifsmäfsig kurz ab.

Chap. XXXIII. Fabliaux et chronique de France. — Traduction de la bataille de Charnage et Carême, et du Jongleur dans l'Enfer. Chronique de Ville-Hardouin. Amélioration de la langue au quatorzième siècle. Chronique de Joinville. Naissance du français moderne S. 94—147. Man sieht leicht, wie wenig Hr. Br.-Wh. auf Ordnung und Vollständigkeit hält. Es ist dies der letzte Abschnitt des Werkes, welcher das französische Schriftenthum behandelt, und wir sehen, wie er vieles Wichtige übergangen und vieles minder Wichtige oder ganz Unwichtige unverhältnifsmäfsig weit ausgedehnt hat. An einem bestimmten Plane scheint es ihm gänzlich gefehlt zu haben; denn anstatt die Erzeugnisse des Schriftenthums nach den Gattungen geordnet durchzunehmen, wirft er erzählende und Gefühlsdichtung, Dichtung und Prose durch einander, wobei man sich nicht wundern kann, wenn er gerade die gröfsten und wichtigsten erzählenden Gedichte vergifst und die darstellende (dramatische) Dichtung ganz übergeht. — Der Inhalt des vorliegenden Abschnittes ist durch die Ueberschrift klar.

Chap. XXXIV. Naissance de littérature italienne. — État de l'italien au treizième siècle dans la Sicile et l'Italie centrale. Premiers poëtes: Frédéric II., Monna Nina, Guido delle Colonne, Guido Guinicelli, Francesco d'Assisi etc. Poëme inédit de Bon Vexino. Écrivains en prose: Guittone d'Arezzo, Ricordano Malespini, Dino Compagni, etc. S. 148—206. Als Ursache, weshalb das italische Schriftenthum sich später entwickelte als das französische, führt Hr. Br.-Wh. die gröfsere Zerstückelung Italiens und die häufige Unterwerfung desselben unter fremde Herrschaft an; noch ein dritter Grund scheint mir darin zu liegen, dafs die lateinische Sprache in Italien, ihrer eigentlichen Heimath, als Gelehrten- und Büchersprache fester begründet war, als in Frankreich, weshalb sie dort dem selbständigen Auftreten der Volksmundart länger hemmend entgegentrat. Mit Recht behauptet Hr. Br.-Wh., dafs die ersten Anfänge der italischen Dichtung nicht aus Nachahmung des Provenzischen hervorgegangen sind. Der sicilischen Mundart und Dichtung macht Hr. Br.-Wh. ihre frühere Ausbildung streitig, wobei er sich auf die bekannte Stelle bei Dante de vulgari eloquio beruft, die er aber (S. 154) nicht vollständig giebt, denn auf die Worte: „eo quod quicquid poëtantur Itali sicilianum vocatur" folgt noch: „et eo quod perplures doctores indigenas invenimus graviter cecinisse" u. s. w. (s. m. Beitr. S. 176 ff.). Hieraus geht doch wohl unbezweifelt hervor, dafs von allen italischen Mundarten die sicilische sich der frühesten Ausbildung erfreuet, wovon auch Dante den Grund angiebt: „quia regale solum erat Sicilia". Allerdings sagt Dante später, dafs die sicilische Mundart des Vorzugs vor den andern nicht würdig sei; gleichwohl ist noch jetzt das sicilische Schriftenthum eins der reichsten und schönsten von allen mundartlichen Schriftenthümern. In milanischer (mailändischer) Mundart will Hr. Br.-Wh. ein Gedicht aus dem 13. Jahrh. entdeckt haben. Auf den Text, den er davon giebt (S. 184 f.), kann man sich nicht verlassen, da er sagt, dafs sein Freund Mazzuchelli, der ihm das Gedicht mitgetheilt habe „a bien voulu nous communiquer une copie *fidèle* du manuscrit, dont il a eu la bonté de *corriger les nombreuses erreurs*". Die Lesarten der Handschrift sind aber nirgends angegeben, und das nennt der Vf. eine treue Abschrift! So wie das Gedicht vorliegt, findet sich keine Spur von milanischer Mundart darin. Häufig findet sich x st. s; z. B. cortexia; dies ist Eigenthümlichkeit der genovischen Mundart, doch hat das Ganze auch mit dieser weiter keine Aehnlichkeit.

Chap. XXXV. Influence française en Italie. —

Digitized by Google

Brunetto Latini et les Guelfes, retirés en France après la bataille de Mont Aperti, amenèrent à leur retour en Italie l'influence des langues d'oc et d'oil. Prose et vers de Brunetto. Chroniques inédites d'Armannino de Bologne et de Guido del Carmine S. 207—228. Brunetto Latini war bekanntlich Dantes Lehrer und wird von diesem in die Hölle unter die Verdammten versetzt. Hr. Br.-Wh. meint, dies sei die einzige Stelle in Dantes Leben und Werken, welche an seiner Gemüthsart irre mache. Seine Worte sind (S. 209): „ce fut plus que l'ingratitude, ce fut un acte gratuit de perfidie de l'associer aux mécréants. C'est la seule circonstance dans sa vie et dans ses écrits qui fasse naître des doutes sur sa sincérité et soupçonner des rancunes personnelles". Es wäre wohl der Mühe werth gewesen, dies etwas weiter zu beleuchten. Gewiſs richtig urtheilt hierüber Streckfuſs (in der Einleitung zur neuesten Ausgabe seiner Uebersetzung des Dante S. 29): „Im Ganzen zeigt dieses Werk die rücksichtsloseste Strenge gegen sein Zeitalter und Alles, was darin verwerflich schien — eine Strenge, die ihm nicht erlaubte, selbst geliebte Menschen zu schonen, und ihn nöthigte, seinen hochverehrten Lehrer unter den Verdammten erscheinen zu lassen. Ob diese Strenge immer gerecht war, muſs nach Verlauf von fünf Jahrhunderten unentschieden bleiben. Wahrscheinlich ists, daſs Parteiwuth und Zorn über erlittenes Unrecht, die sich an vielen Stellen mit so groſser Gewalt aussprechen, den klaren und tiefen Geist des Dichters oft getrübt haben mögen. Wir sind dies zu vermuthen um so mehr berechtigt, da er uns an einigen Orten eben so unbefangene Spuren grimmiger Rachelust (Hölle XXXII, 97 ff.) zeigt, als ein Bewuſstsein des eigenen Werthes, das, so gerecht es auch immer an sich sein mag, doch den Verletzten selten, am wenigsten aber in Zeiten der Parteiung gerecht gegen Andere macht" u. s. w. Vergl. übrigens über Brunetto Latini und das Laster, um dessentwillen ihn Dante in die Hölle versetzt, Philalethes Hölle, 2. Ausgabe S. 101 ff.

(Der Beschluſs folgt.)

II.

L. Schergin: собраніе правоученій и пр. и пр. переведенныхъ на монгольскій языкъ и пр. (*Sammlung von Sittensprüchen u. s. w., in die mongolische Sprache übersetzt u. s. w.*). *Gedruckt zu Kasan,* 1841.

Das Mongolische, einst die Sprache der Eroberer Ruſslands, wird in diesem Reiche immer eifriger angebaut. Auſser der Sprachlehre des Deutschen Schmidt giebt es schon eine zweite des Russen *Kowalewskii* (1835); auſser der vortrefflichen Chrestomathie des Letzteren, eine dergleichen von *Popow* (1836). Die erwähnten Hülfsmittel sowohl als die von Schmidt herausgegebenen vollständigen Werke lehren uns zunächst nur den ostmongolischen Dialekt kennen; allein das Westmongolische (Kalmykische) unterscheidet sich von jenem fast nur durch gröſsere Verweichlichung und Ausbeinung der Wörter, wie noch kürzlich von Herren Nawrozkii in Kasan gezeigt worden ist, so daſs es kaum einer eignen kalmykischen Sprachlehre bedarf und die von den Kalmyken stark modificirten Wörter ein bloſses Supplement zu einem ostmongolischen Wörterbuche bilden könnten.

Der Verf. des vorliegenden neuesten ostmongolischen *Lesebuches* (denn dieser Titel ist, wie man gleich sehen wird, passender als der Titel *Chrestomathie*) ist Lehrer des göttlichen Wortes und der mongolischen Sprache an der Districtschule zu Nertschinsk im östlichen Sibirien. Hr. Schergin entfernt sich darin von seinen Vorgängern, daſs er keine Texte mittheilt, die von Mongolen geschrieben sind, sondern die er selbst geschrieben oder aus seiner russischen Muttersprache übersetzt hat. Seine Lehrer-Praxis an den Ufern des klassischen Stromes *Onon*, der Tschinggis-Chan zuerst das Licht erblicken sah, und noch mehr ein lange fortgesetzter Umgang mit Lama's und Schriftgelehrten des weiland weltstürmenden Volkes haben gleichsam einen halben Mongolen aus ihm gemacht, und er ist mit dem Genius dieser Sprache so vertraut geworden, daſs man in den meisten Abschnitten des Büchleins nur durch den Gebrauch gewisser historischer Namen des Abendlandes an die wahre Abkunft des Verfs. erinnert wird.

Der Inhalt ist nun folgender: 1) Sittenlehren (mongolisch: *aburi-jin sorgalot*), eigentlich moralische Sprüche. 2) Betrachtungen beim Anblick der Sonne (*naran-dur üsekü-jin tsak-dur sanagan-ot*). 3) Betrachtungen über die Wesenheit Gottes (*degedü esen-u bui achui-jin otschir-a sanagan-ot*). 4) Gespräch zwischen Schüler und Lehrer (*schabi-jin bakschi loga keleltseke*). 5) Der hohe Berg (*öndör aghola*), und 6) der Rand des Baches (*gool-un küweke*), ebenfalls Betrachtungen. 7) Der Nutzen des Reisens (*ajan-u tusa*). 8) Der Herbst (*namur*). 9) Der Sommermorgen (*son-u örlüke*). 10) Die Sonne (*naran*). 11) Sammlung von Fabeln und Erzählungen (*domok-ot-un chorjanggoi*). 12) Mongolisches Gespräch (*monggol-un keleltsekes*). Enthält einige beachtenswerthe Formen und Redensarten der Volkssprache, ist aber zu kurz und dürftig. 13) *Gebete* (*salwaril-ot*). 14) Geistliche Lieder an den Allerhöchsten (*degre ügei degedü Burchan-dur daghon*). 15) Liederkanon des heiligen Osterfestes (*arighon Pas'cha-jin daghon noghot*).

Auch ein mongolisch-russisches Wortregister hat Hr. Schergin seinem Werke angehängt. Sch.

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Histoire des langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIVe siècle par M. A. Bruce-Whyte.

(Schluſs.)

Chap. XXXVI. Divine Comédie de Dante. — Dante Alighieri, créateur de l'idiome poétique italien. Raisons pour croire qu'il connaissait le grec. Mots de son poëme expliqués par le breton et l'armoricain. Nul poëte ancien ou moderne n'a mieux tiré parti de l'association des idées; ses vers appelés imitatifs. On ne saurait juger la Divine Comédie en se bornant aux épisodes; beautés et défauts qui la distinguent. Fausseté de l'opinion générale que ce poëme n'a ni action ni héros S. 229—280. Daſs Dante Griechisch verstanden habe, schlieſst Hr. Br.-Wh. daraus, daſs sich in der göttlichen Komödie Bilder finden, welche Dante aus Homeros entlehnt haben soll; doch sind diese so allgemein dichterisch, daſs sie ein Dichter sehr leicht unabhängig vom andern erfinden konnte, denn „es winken sich die Geister aller Zeiten". Wir wollen darum nicht bestreiten, daſs Dante Griechisch verstanden habe, was uns im Ganzen ziemlich gleichgültig scheint, nur hat es Hr. Br.-Wh. nicht bewiesen. Besser hätte er gethan, etwas über Dantes Leben zu sagen, aus welchem erst seine Werke klar werden. Was es mit Hrn. Br.-Wh.'s Erklärung italischer Wörter aus dem Keltischen auf sich habe, wissen wir schon.

Chap. XXXVII. Poésies lyriques de Dante. — Examen et traduction de plusieurs canzoni et sonnets de Dante; nature des sentiments qui l'animent. On ne peut le regarder comme un poëte érotique; accord de ses odes sur Beatrice avec son Paradis. Plusieurs sonnets lui sont faussement attribués. — Poésies lyriques de Cino de Pistoie S. 281—337. Mit Unrecht macht Hr. Br.-Wh. Dante den Namen eines Minnedichters streitig; mehrere seiner Klinggedichte (Sonette) gehören zu dem Zartesten und Innigsten, was die Minnedichtung je hervorgebracht hat, und beweisen, daſs Dante wahrhaft liebte. Schon das eine Klinggedicht, welches Hr. Br.-Wh. selbst S. 284 mittheilt („Tanto gentile e tanto onesta pare") reicht hin, dies zu beweisen. In der Voraussetzung aber, daſs Dante in seinen kleinern Gedichten nur in kühnen Bildern spreche, nur sittliche Zwecke vor Augen habe (S. 292 ff.), spricht Hr. Br.-Wh. ihm manche reine Liebesgedichte ab.

Chap. XXXVIII. Pétrarque et Laure. — Poésies de Pétrarque et leur contradictions. Nature de sa passion pour Laure. Ses motifs pour lui donner un vernis platonique; ses artifices pour séduire son amante; preuves de son succès. Son repentir et son amendement; son oraison funèbre par Fra Bonaventure. Motifs de Pétrarque pour taire la famille de Laure. Les meilleures autorités contemporaines et subséquentes, à l'exception de l'abbé de Sade, s'accordent à la reconnaître comme la fille de Paul de Sade, fait confirmé par Louis Peruzzi, biographe inédit de Pétrarque. Raisons pour douter de l'authenticité de la note sur Laure dans le Virgile de Pétrarque, et pour croire qu'elle vécut et mourut sans se marier. Remarques sur l'hypothèse de l'abbé de Sade qui nécessiterait la suppression d'une clause importante dans le testament du père de Laure S. 338—396. Dieser Abschnitt enthält sehr viel Neues, nur Schade, daſs es nicht wahr ist. Hr. Br.-Wh. zeigt hier auffallend, wie stark er in Vermuthungen ist, welche die frühern Ansichten umstürzen, aber, da sie auf Sand gebauet sind, in sich selbst zusammenstürzen. Im Ganzen sieht man schon aus der Ueberschrift den Inhalt. Laura soll nicht die Tochter Audiberts de Noves, Gemahlin Hugos de Sade gewesen sein, wodurch allein Petrarca's Liebe und Verhältniſs zu Laura erklärlich wird, sondern sie ist nach ihm Tochter Pauls de Sade (dessen Schwiegertochter sie war) und unverheirathet gestorben; als Pe-

Digitized by Google

trarca sie kennen gelernt habe, sei sie 12 Jahre alt gewesen; seine Liebe zu ihr sei keineswegs rein und heilig geblieben u. s. w. Dies Alles deutet er aus ganz falsch verstandenen Stellen bei Petrarca heraus. Nur ein Beispiel statt vieler (S. 351): „Une indisposition, des chagrins, ou quelque autre chose pouvaient bien déranger leurs entrevues, mais ni la défense expresse, ni la crainte de commettre une indélicatesse en escaladant sa chambre, ne pouvaient sauver Laure de ses visites". Beweise:

„Lasso! amor mi trasporta ov'io non voglio;
E ben m'accorgo che'l dover si varca,
Onde a chi nel mio cor siede monarca
Son importuno assai più ch'i'non soglio".
(Son. CXCIX)

„Amor, io fallo, e veggio il mio fallire
Solea frenare il mio caldo desire
Per non turbar il bel viso sereno:
Non posso più; di man m'hai tolto il freno,
E l'alma disperando ha preso ardire".
(Son. CC.)

Aus solchen Stellen zieht Hr. Br.-Wh. solche Schlüsse! Und wir können dem Leser die Versicherung geben, dafs das Angeführte bei weitem nicht der glänzendste Beweis von des Verfs. Scharfsinn ist, der immer weit über das Ziel hinaustrifft, es selbst aber immer verfehlt. Es ist wirklich unglaublich, was er sich hier zusammendichtet. S. 356 ff. giebt er sich selbst die elende Mühe, zu beweisen, dafs Laura wirklich von Petrarca verführt worden sei. Die Beweise, welche Hr. Br.-Wh. beibringt, dafs Laura eine geborene Sade sei, sind ganz ungenügend; auch die Lebensbeschreibung Petrarca's von Luigi Peruzzi, welche Hr. Br.-Wh. handschriftlich gefunden hat, und hier mittheilt, sagt nur, dafs sie zur Familie Sade gehört habe; auch er hat seine Nachrichten nicht von Petrarca selbst, obgleich sein Bruder, Simone Peruzzi, Petrarca's vertrauter Freund gewesen sein soll (Luigi Peruzzi ist auch weit jünger als Petrarca), sondern er hat sie meistens nur aus Petrarca's Gedichten gesammelt und einige von Hörensagen; übrigens konnte unser Verf. dieser Lebensgeschichte, der er so viel Gewicht beilegt, wenigstens darin glauben, dafs sie Laura's Alter, als Petrarca sie kennen lernte, auf ungefähr 18 Jahre angiebt, was auch gewifs richtig ist. Wir können es nur für Sucht, etwas Neues, sei es wahr oder falsch, beizubringen halten, wenn Hr. Br.-Wh. Festbegründetes umstofsen und durch unbegründete Vermuthungen ersetzen will. Der Abbé de Sade hat (Mémoires pour la vie de Pétrarque Th. I, S. 127 ff., Notes S. 9 ff.) unwiderleglich dargethan (Hr. Br.-Wh. aber spricht S. 387 selbstgefällig von den „raisonnements maladroits de l'abbé de Sade"), wer Petrarca's Laura war, und seine Meinung ist daher nicht blofs von Fernow, sondern auch neuerlich von Thomas Campbell (in seinem 1841 in London erschienenen Leben Petrarca's), der aufser dem Abbé de Sade jede andere Quelle, die Belehrung versprach, fleifsig benutzt hat, angenommen und sie ist überhaupt die allgemeine geworden, die unser Verf. trotz aller Bemühungen nicht umstofsen wird (ein guter Theil seiner Ansichten ist übrigens nicht neu, sondern rührt theils von Vellatello, theils von Andern her). Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir ferner mit Hrn. Br.-Wh. über Petrarca und Laura streiten, da fast jeder Satz Veranlassung dazu geben könnte. Wir eilen also dem Ende zu.

Chap. XXXIX. Canzionere de Pétrarque. — Remarque générale sur les canzoni, les sonnets et les autres poëmes italiens de Pétrarque, tous privés d'originalité et imités des poëtes antérieurs. Fondements de sa haute renommée dans la sensibilité de son coeur et l'admirable richesse de son style. Parallèle de Pétrarque et de Dante comme poëtes lyriques S. 397—412.

Chap. XL. Africa de Pétrarque. — Analyse du poëme latin de l'Africa, de ses beautés et de ses défauts comme épopée. Raisons qui ont forcé l'auteur à différer l'examen de la prose et des vers de Boccace. — Conclusion de l'ouvrage S. 413—477.

Der Inhalt dieser letzten beiden Abschnitte (es folgen nur noch *Pièces justificatives*) ist durch die Ueberschrift hinlänglich angegeben; der Gehalt ist ungefähr derselbe wie der der übrigen Abschnitte des Werkes. Ueber Boccaccio schweigt der Verf. (auch das älteste portugiesische Schriftenthum hat er ganz mit Stillschweigen übergangen), weil er noch Handschriftliches zu erlangen hofft, welches neues Licht auf ihn werfen soll. Wir wollen wünschen, dafs Hr. Br.-Wh. keinem Irrlichte folgen, noch von dem Scheine dieses Lichtes geblendet werden möge. Wir bedauern übrigens aufrichtig, dafs durch das vorliegende Werk die Gesundheit des Hrn. Verfs. gelitten hat (S. 475) und wünschen um seiner selbst und um der

Digitized by Google

Wissenschaft willen, dafs er seine Gesundheit nicht noch mehr durch ähnliche Arbeiten untergraben möge, die doch der Wissenschaft so wenig Nutzen bringen würden, wie die gegenwärtige, so gut diese auch *gemeint* sein mag.

Ueber die Ausstattung eines in Paris erschienenen Werkes ist nichts zu sagen nöthig; doch finden sich im vorliegenden Werke weit mehr Druckfehler, als man sonst in französischen Werken zu finden gewohnt ist.

August Fuchs.

III.

Das Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach. Leipzig, 1841. *bei Otto Wigand.* 450 *S.*

Der Wendepunct, durch welchen unsere Zeit die bessere und schönere Zukunft herbeiführen soll, ist wohl unstreitig der lebendige Uebergang von der Erkenntnifs des göttlichen Wesens in der Allgemeinheit der Substanz zu der Erkenntnifs des göttlichen Wesens in der Bestimmtheit des Subjects. Die alte Zeit begann die Aufgabe der Menschenbildung mit der Würdigung der göttlichen Kraft, welche dem Subject verliehen ist; allein diese Würdigung entfaltete sich zuerst nur in der Kraft des unmittelbaren Gefühls, der positiven Voraussetzung. Wir können dieses Stadium als die Zeit der naiven Würdigung des Subjects in seiner Göttlichkeit bezeichnen. Die religiöse Entfaltung dieses Stadiums feiert ihre Verklärung im A. Testament. Gott ist *das absolute Subject* für das Gefühl des Hebräers, die Quelle aller Religion. Der Erstgeborne in der Volksfamilie, an dessen Stelle der Levit tritt, ist *das historische Subject* als Mittler des göttlichen Lebens für das grofse Lebensgebiet der Substanz, in welches mehr oder minder auch das Volk, welches einer solchen Vermittelung bedarf, verflochten ist. Der Prophet ist das *geniale Subject*, der Gotterwählte, welcher die Mängel des historischen Subjects durch unmittelbar empfangene Offenbarungen ergänzt. Der König endlich ist das *symbolische* Subject, welcher die Vereinigung aller subjectiven Entfaltungen des göttlichen Lebens repräsentirt. Der Grundgedanke dieser Weihung hervorragender Persönlichkeiten in dem allgemeinen Leben der Substanz ist dieser, dafs das allgemeine Leben seine Göttlichkeit nur in der Beziehung auf das persönliche Leben finden, und nur vermittelst der Unterordnung unter die ewige Ordnung im Gebiete des persönlichen Lebens entfalten kann. Der Name des Herrn, der ewigen absoluten Persönlichkeit, mufs die ganze Schöpfung als ein Gebilde und Gebiet seines Wortes verklären. Der hohepriesterliche Sinn des Priesters allein kann dem israelitischen Volke das Vertrauen der Begnadigung, den Trost der Versöhnung vermitteln. Nur durch die Auserwählten kann die Offenbarung neues Licht, neue Kraft, neuen Segen des göttlichen Lebens hinüberleiten in die Menge. Nur in dem Könige erscheint das christologische Bild des göttlichen Lebens, das Bild des Messias, des Gottmenschen in der ganzen Fülle seiner Züge. Die Substanz des Lebens gewinnt also den Glanz und Segen des göttlichen Lebens durch die vermittelnden Mittelpuncte des Subjectiven, und die geweihten, endlichen Subjecte selber weisen als Radien auf den hellen, alles erhellenden Mittelpunct des tiefsten Lebensgrundes, den Herrn. Der Gegensatz des Subjects gegen die Substanz wird also ausgesprochen in seiner ganzen Kraft. Und doch wird er innerhalb der reinen Theokratie nicht zum Widerspruch gesteigert. Der Herr in der Bestimmtheit der ewigen Persönlichkeit ist als solcher doch in seiner Welt allgegenwärtig bis in den Abgrund hinab (Psalm 139). Der Erstgeborne wird seines Priesterrechts beraubt, weil er sich verschuldet hat, (Genes. 49) und einstweilen ist das Recht also an alle Stämme Israels heimgefallen, weil die priesterliche Anlage allen wesentlich ist. Die prophetische Berufung beruht auf einer geistigen Verfassung der Gemüther, welche im ganzen Volke latent ist, daher kann Saul unter die Propheten gerathen, und momentan weissagen. Das Recht des Richters und Königs wird so mannigfach übertragen von den Unwürdigen auf die Würdigeren, dafs es offenbar werden mufs: die höchste königliche Autorität beruht in dem Willen Jehovas, unter den Menschen wird keiner absolut legitimer König, weil die königliche Anlage, nämlich das Gewissen, die Naturbestimmung des Menschen zu der ethisch freien Selbstbestimmung, dieser königliche Lebensstoff, ohne den es keine freien Unterthanen, und folglich auch keine Könige sondern nur Despoten geben könnte, in allen vorhanden ist. Maria hat dieses Grundgesetz der Theokratie ausgesprochen in ihrem Lobge-

Digitized by Google

sang (Luc. 1, 52) mit den Worten: er stöfst die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen. Allein diese rein theokratische Würdigung der Göttlichkeit des Subjects in Israel verdirbt allmälig zur hierarchischen in der Geschichte des Volks. Nun stellen sich die Gegensätze als Widersprüche dar. Aus der Erwähltheit des grofsen National-Subjects: *Israel* soll nun die Verworfenheit der allgemeinen Substanz der Menschheit, der Völker sich ergeben. Der Priester, das historische Subject, bestreitet die ursprüngliche göttliche Kraft im Volke mit der Anmafsung, er sei der einige Mittler des göttlichen Lebens, bis zu dem Grade, dafs er selbst das geniale Subject in seiner von Gott erfüllten Begeisterung verwerfen kann. „Jerusalem, die Priesterstadt, tödtet die Propheten": so sehr hat sich das Subject gespannt bis zur feindseligen Losreifsung von der Substanz.

Das Christenthum hat die unmittelbare (religiöse) Würdigung des Subjects vollendet. Christus der Gottmensch ist Einer. Gott schaut sich selber an in dem Ebenbilde seines Wesens, in seinem Sohne: das ist die vollendete Persönlichkeit. Alle Dinge sind in ihm, durch ihn und zu ihm geschaffen, d. h. als bestimmte Momente, Wesensbeziehungen dieser einen Persönlichkeit in einer unendlich reichen Gliederung der Personen. Allein die vollendete Offenbarung des göttlichen Subjects ist auch die vollendete Verklärung der Göttlichkeit der Substanz. Christus ist der Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks, (ἀπάτωρ, ἀμήτωρ, ἀγενεαλόγητος) d. h. ohne genealogische Legitimität, allein durch den Geist des Lebens zum Hohepriester gemacht (Hebr. 7.); die Christen alle miteinander bedürfen weiterhin keines vermittelnden Priesterthums, weil sie den Geist Christi haben, und in ihm die Freudigkeit des unmittelbaren Hingehns zum Vater, den Geist und Frieden der Versöhnung. Sie sind nach der Erklärung des Petrus alle miteinander das königliche Priesterthum, und nach der Erklärung des Paulus sind die Apostel nicht Herren über ihren Glauben, sondern Gehülfen ihrer Freude. Wohl bilden sich leitende Organe, und organische Ordnungen in der Fülle des neutestamentlichen Lebens, diese ganze, geweihte Substanz hat die unendlich feine Bestimmtheit und Bewufstheit des subjectiven Lebens, allein die Gemeine ist an allen Bestimmungen des Subjects in ihrer Mitte durch die Ebenbürtigkeit des Lebens, durch ihr Theilhaben an demselben königlich-priesterlichen Geiste mit betheiligt. Jede hat Theil an dem königlichen Leben seines Herrn, denn er ist frei in der heiligen Selbstbestimmung durch die Liebe Christi in seinem Herzen, er hat diesen göttlichen Stoff in sich, aus dem das wahre Königthum sich bildet. Eben so hat jeder Theil an dem priesterlichen Leben Christi, er ist rein in der kindlich frohen Hingebung an Gott durch die Gemeinschaft des Geistes Christi; die Quelle des wahren Priesterthums strömt also auch in seinem Herzen. Und überall, wo das in der wahnvollen Steigerung des Widerspruchs vergötterte Subject ihnen diese Würde absprechen, und rauben will, wo die verstockte alttestamentliche Autorität des Subjects sie in das Verhältnifs der sklavisch geknechteten Substanz zurückführen will, da stehen alsbald diese Individuen in dem herrlichen Bewufstsein der Könige und Priester da (Act. 4, 19. Galat. 1.). In der Kraft dieser Gleichheit, welche der Geist Gottes stiftet, hat sich das Christenthum von den Autoritäten und von den Satzungen des Judenthums frei machen können. Das war die Erhabenheit der ersten Gemeine, dafs sie den Gegensatz zwischen dem christlichen Subject und der christlichen Substanz in seiner Reinheit als die lebendigste Wechselwirkung in der Einheit, ja als das Bewufstsein, die Entfaltung, das Leben der Einheit darstellen konnte. Es ist bekannt, wie tief die Christenheit in ihrer äufsern unendlichen Abschwächung durch die schnelle Ausbreitung vermittelst der grofsen Wassertaufe, die den Völkern ertheilt wurde, von diesem idealen Höhepuncte herabgekommen ist. Um die Völker zu erziehen, trat das Christenthum wieder mit demüthiger Herablassung auf die alttestamentliche, theokratische Stufe zurück, doch mit Festhaltung seines neutestamentlichen Bewufstseins und Ziels. Dieses Bewufstsein suchte aber die sich später entwickelnde Hierarchie, die Verkehrung der Theokratie, auszulöschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Fortsetzung.)

Das *organische Subject*, welches sich in dem evangelischen Presbyterium und Episkopat darstellte, wollte nun das historische (das königliche in der neutestamentlichen Zeit) und geniale Subject zugleich sein, ja es wollte die absolute Subjectivität darstellen im Clerus, und die Gemeine als die schlechthin von ihm abhängige, an seine Vermittelung gebundene, der Verklärung durch seine Functionen schlechterdings bedürftige, nicht ebenbürtige, sondern specifisch geringere Substanz behandeln. So finden wir die Hierarchie auf ihrem Höhepuncte im Mittelalter gestellt, und so steht sie in ihren Prätensionen noch jetzt. Sie behauptet vermittelst der absoluten Legitimität des historischen Rechtes durch die Tradition der Handauflegung alleinige Inhaberin und Verleiherin des christlichen Geistes zu sein, oder vielmehr Verleiherin nur des Lebens. Sie will nur das Leben verleihen, nicht den Geist, denn wenn sie dem Laien den Geist verlieh, so würde sie ihn zum Priester machen; der Geist Gottes ist Quellleben (Joh. 4, 14.). Sie will aber dieses vermittelnde Subject in vollendeter Ausschliefslichkeit sein, darum verleugnet sie das ursprüngliche historische Recht der Könige und mit ihm die Freiheit des Staates; das Recht des genialen Subjects, des prophetischen, und mit ihm die Reformation, vielmehr noch den Antheil des christlichen Volkes an der Subjectivität des gottmenschlichen Lebens. Die Hierarchie hat freilich nicht hindern können, dafs sich neben ihr das historische Subject in christlicher Kraft entfaltet hat, und eben so das geniale. Die Idee des Adels nämlich hat ihre Verklärung erhalten durch die genealogische Beziehung des Lebens Jesu auf David und Abraham; es ist eine starke christliche Voraussetzung, dafs es überall von Gott gepflanzte gentile, historische Linien innerhalb der allgemeinen Substanz des Menschenlebens gebe, mit einem besondern göttlichen Beruf zum bürgerlichen Regiment; an diese Voraussetzung gelehnt erstarkte das Königthum gegenüber dem Priesterthum. Und eben so erstarkte demselben gegenüber der Protestantismus der Reformation in der ewigen Voraussetzung des christlichen Gemüths, dafs der Geist Gottes wehe wo er will, und sich an die Succession der Handauflegung nicht binde, dafs Gott sich vielmehr durch seine Erwählten, die religiösen Genien in christlicher Ergriffenheit, als durch die Erwählten verweltlichter Conclaven und Capitel offenbare, und dafs die Kirche sichtbarer sei in Luther z. B. als in Alexander dem VI., der insofern die Unsichtbarkeit der Kirche am stärksten dargestellt hat, als man an ihm nicht das Geringste von der Kirche sehen konnte. Allein auch alle jene andern Autoritäten, welche die Curie nur als von ihr abgeleitete gelten liefs, gewannen doch bei dem ungeheuern Mangel an christlichem Lebensgefühl, worin sie die Christenheit stehen liefs, oder vielmehr zu erhalten suchte, die Stellung des sich über die Substanz erhebenden Subjects. Der König war Fürst ohne Ahnung davon, dafs die Bedingung seines königlichen Waltens nicht nur in dem göttlichen Auftrag an sich, sondern auch in dessen Wirkung, in der königlich freien Unterordnung liege, womit das Volk sein Regiment feiere als die objective, verklärte Macht seines eignen Rechtsgefühls. Der Richter safs auf seinem Stuhl, ohne zu fühlen, dafs das böse Gewissen des ihm gegenüberstehenden armen Sünders mit zu der geistigen Sphäre seiner Anerkennung gehöre, die ihn von einem menschlichen Rächer unterscheide, und zu einem Verwalter der Gerechtigkeit Gottes mache. Dafs der Priester das Volk segnete, ohne anzuerkennen, dafs ihm ein Wehen des priesterlichen Geistes Christi aus dem Volke begegne, versteht sich am Mei-

Digitized by Google

sten. Allein das Neue Testament konnte seine siegreiche Kraft nicht verleugnen. Die Reformation stellte die Idee des allgemeinen Priesterthums wieder her, und der Einseitigkeit des historischen Subjects gegenüber wurde die Christlichkeit der Substanz der Gemeine am stärksten und einseitigsten betont in der reformirten Kirche, während die Episkopalkirche in England in der freilich noch zwischen Gegensetzen schwankenden Behauptung des legitimen, an die Succession gebundnen, clerikalischen Episkopats und seiner die Laien überragenden geistlichen Grade eine papistische Wurzel in seinem Organismus bewahrte, welche immer von Neuem die von ihr aufgenommne rein evangelische Heilslehre beschränken, und alteriren mufste, wegen des innern Widerspruchs zwischen der Lehre von der Rechtfertigung des Christen durch den Glauben an Christum, und der levitischen Bedingtheit der Geistesmittheilung in der Kirche durch die Firmelung des Priesters. So wie aber in religiöser Weise durch die protestantische Kirche die Christlichkeit der Substanz hervorgehoben wurde im Gegensatz gegen die Christlichkeit des historischen Subjects, so fing gleichzeitig auch die neuere Philosophie an, die Göttlichkeit der Substanz geltend zu machen. Spinoza bildet hier auf dem philosophischen Gebiete den bestimmten Wendepunct. Er betrachtete die Substanz im allgemeinsten Sinne im Lichte der Idealität, als eine Offenbarung des göttlichen Denkens. Diese Betrachtung war nothwendig; sein Mangel lag darin, dafs er auf seinem Wege nicht bis dahin fortschritt, das unendliche Selbstbewufstsein in dem unendlichen Denken Gottes, und somit die unendlich feine und ewige Wesensbestimmtheit Gottes, die absolute Persönlichkeit in ihrem Gegensatz gegen die Welt zu erkennen. Seine philosophischen Anregungen aber wirkten später zusammen mit den protestantischen religiösen Ideen, und so kam die Zeit, wo die Substanz verrherrlicht wurde, wo die Gleichheit aller Menschen, namentlich aller Christen verkündigt wurde bis zur stärksten, ja zur krankhaftesten und feindlichsten Spannung gegen das subjective Leben. Man wollte die höchste Herrlichkeit der Substanz durch ihre völlige Losreifsung von dem Subject darstellen, verfiel aber dadurch nothwendig in rasende Erhebungen des schlechthin individuellen Subjects. Auf dem religiösen Gebiet ging die krankhafte Bewegung durch den Rationalismus in den Indifferentismus hinüber, bis im Separatismus wieder der Pol, den man geflohen hatte, im Extrem zur Erscheinung kam, lauter kleine, individuelle Päpste. Auf dem politischen Gebiet suchte man endlich die durch das Subject gesetzte Ungleichheit in der abstracten Gleichheit zu vernichten, indem man anfing, die hervorragenden Köpfe in der Schreckensherrschaft der Revolution abzuschlagen, allein jetzt entwickelte sich die Brut unendlich vieler kleinen Despoten, und aus ihrer Mitte trat das riesenstarke despotische Subject hervor, in welchem der Schwindel der Substanz zum Schwindel des Subjects wurde. Auf philosophischem Gebiete entstand der vulgäre Pantheismus, der, um die Identität aller Dinge zu verherrlichen, den Unterschied, die Bestimmtheit in der logischen Grundlegung der Welt leugnete, und bis zur Verleugnung des Gegensatzes *Gott* und *Welt* fortschritt, der die Farbe besonders gern einen Ton nannte, den Menschen eine Potenzirung des Affen, und in Leopold Schefers bekanntem Gedicht *den Gänsebraten* und *Goethe* und das *Gänseblümchen* confus zusammenstellte als Mittel der Erkenntnifs des Göttlichen, um so überall durch Verwischung der Unterschiede zur Erkenntnifs der Dinge zu kommen. Man war also auf dem Wege, aus dem religiösen Lebensgebiet einen chaotischen Träumerhaufen, aus dem politischen eine flüfsige kochend aufsprudelnde Menschenmasse, aus dem philosophischen eine unendlich monotone, zitternde Gallerte mit dem Schimmer des Göttlichen, d. h. aus der Identität die Einerleiheit, und so aus der Welt eine absolute Finsternifs zu machen, indem man verkannte, dafs das Subject das Licht der Substanz, dafs die Persönlichkeit Gottes das Licht der Schöpfung ist, die Persönlichkeit Christi das Licht der Menschenwelt, das historische Subject das Licht der bestehenden Ordnung, das organische Subject das Licht der Kirche, das religiös-geniale endlich das Licht der reformatorischen Bewegung. So ist der neue Wendepunct nothwendig geworden, die Erkenntnifs des Subjects als des verklärenden Mittelpunctes der Substanz. In der Politik stellte Gottes Walten durch die grofse Wendung in den Befreiungskriegen das historische Subject in seiner Haltung wieder her. Auf dem religiösen Gebiete suchte man das organische Selbstbewufstsein der Gläubigen, die Kirche wieder. In der Philosophie ward das Subject jedenfalls verkündigt von Hegel; ob es zur reifen Geburt ge-

Digitized by Google

kommen, lassen wir einstweilen dahingestellt; jedenfalls möchte die Geburt als eine vorzeitige, von dem Mutterblute der Substanz sehr verhüllte zu betrachten sein. Mit Gewifsheit aber läfst sich wohl sagen, dafs diejenigen aus der Schule Hegels, welche jetzt den Vulgar-Pantheismus, der das Glaubensbekenntnifs der communistischen Handwerksburschen geworden ist, als ihr Hinausgegangensein über den Meister construiren, sich nur mit den Accidentien, mit den blutigen Mutterhüllen jener Geburt herumtragen, da sie einen Grundgedanken der Schule, den Begriff der Negation, welcher als Begründung des unendlich feinen Unterschieds auf die unendlich feine Selbstbestimmung, und durch diese auf die ewige Klarheit des göttlichen Selbstbewufstseins jedenfalls hinweist, verkannt haben. Während diese nun noch nicht von dem alten Mifsverstande los geworden sind, den einen Pol als den abgesagten Feind des andern zu betrachten, und verkennen, dafs selbst in der Wechselwirkung der Pole ein Anklang von dem Leben des Geistes ist, des Bewufstseins, das sich selber anschaut, während sie die Göttlichkeit der Substanz in der absoluten Verwerfung des Subjects finden wollen, stellt sich ihnen das entgegengesetzte Extrem in denen gegenüber, die die Lehre von dem Subjecte wieder kostenmäfsig auszubilden und zu treiben geneigt sind.

Unsere Zeit hat also einen zwiefachen Kampf, zuerst mit denen, welche das Extrem des ersten Stadiums, dann mit denen, welche das Extrem des zweiten Stadiums der geistigen Weltanschauung nicht verlassen wollen. Die Curie ist im Grunde curialistischer als je; sie scheint es schnell machen zu wollen, um die Idee der freien Nationalkirchen hervorzurufen, welche in leuchtender Herrlichkeit im Hintergrunde unserer Zeit steht. Man sehnt sich auch in der evangelischen Kirche nach dem organischen Subject, der Darstellung des grofsen Selbstbewufstseins der Kirche in dem Episkopat. Und gewifs läfst sich hier ein Mangel nicht verkennen; ein Superintendent stellt das verkümmerte Episkopat dar; er ist ein Aktenbischof, dem in seiner staatlichen Bestellung die feierliche Ordination des Geistes der Gemeine abgeht. Wir dürfen aber in der evangelischen Kirche nie vergessen, dafs die Ordination der Kirche Christi sich von Golgatha herschreibt, von einer Stätte der Schmach aufser dem Lager der legitimen Gemeine (Hebr. 13, 13.) und nur aus der Kraft des triumphirenden Geistes Christi entsprungen ist, dafs der Apostel Paulus, welcher mehr gearbeitet hat, als alle andern Apostel, seine Berufung aus einer Vision herleitete, und dieselbe gewifs nicht vor dem Forum des curialistischen Episkopats hätte legitimiren können. Wenn man aber die von den Gemeinen einer evangelischen Landeskirche Verordneten zusammenberufen würde, um über die Bischöfe den Segen des Herrn zu erflehen, wie ihn die Gemeine zu Antiochien herabrief über Barnabas und Saulus (Act. 13, 2, 3.), so würde dadurch die historische Höhe und organische Kraft des Selbstbewufstseins der Kirche in einem evangelischen Episkopat wieder hergestellt werden. Auch auf dem politischen Gebiet giebt sich noch die alte krankhafte Verstimmung des Subjects gegen die Substanz zu erkennen. Gehören nicht die Proletarier zu dem Fleisch und Blut der Monarchie? Warum können sich denn wieder Stimmen vernehmen lassen, wie diese: *unsre Feinde, Feinde der Ordnung sind alle die, die nichts haben.* Ist es nicht eine grofse Schwäche des organischen Staatsprincips, wenn es nicht alle Kräfte des Staatslebens in organische Theile seiner Gesammterscheinung verwandelt, und einen Theil der Säfte müfsig in Afterbildung an dem kranken Baume sich eine dem Baume feindliche Gestalt schaffen läfst? Wenn erst die Communen mit der ganzen Kraft christlich bürgerlicher Wirksamkeit die geistig Unmündigen in organisirende Pflege nehmen, so ist den communistischen Tendenzen im Grunde vorgebeugt. Möchte man so die christliche Bändigung des menschlich Bestialen in dem hohen Tempelbau der christlich bürgerlichen Societät vollenden, wie diese Bändigung symbolisch verkündigt ist in der Erscheinung der die Pfeiler tragenden steinernen Bestien in unsern alten, herrlichen Domen. Eine traurige Erscheinung bildet auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens das Zurückschlagen des christlichen Lebensgefühls in confessionelle Schroffheiten; hier wird oft die Union verleugnet, die Communion versagt, also die Excommunication vollzogen, während doch der gemeinsame Glaubensgeist, wie man sagt, bereits in einem reichen Mafse vorhanden ist, während nur noch die einende Formel nicht konnte gefunden werden. Auf der andern Seite erreicht die Vergötterung der von dem Lichte des Subjects verlassenen Substanz den höchsten Grad. Man will die bürgerliche Gesellschaft communistisch organisiren, da-

Digitized by Google

mit alle an dem ganzen Schatz des göttlichen Segens den reichsten Antheil gewinnen. Die Freiheit des Besitzes soll dargestellt werden in der gesetzlichen Gütergemeinschaft, als ob nicht durch diese jedes Streben des Subjects in seiner individuellen, aus der unendlichen Fülle Gottes auf eine besondre Weise schöpfenden Kraft durchaus gebrochen, und das Individuum aus einem genialen zu einem durch den eisernen Societäts-Organismus absolut bornirten gemacht würde. Man will die Freiheit der Liebe durch Weibergemeinschaft verwirklichen, als ob nicht die christlich gebildete Ehe das Asyl der freien Liebe wäre, ihre Sicherstellung gegen den despotischen Andrang brutaler Lüste. Man verlangt das Regiment der meisten Stimmen in der ganzen Abstractheit des Abstimmungssystems, und verkennt bei dieser numerischen Schätzung der Menschheit die ganze Unendlichkeit ihrer dynamischen Verhältnisse, alle Segnungen, die dem organischen, dem genialen, dem historischen Subjecte für die arme Menge der Stimmenden, welche sich von den bethörendsten Stimmführern am meisten bestimmen lassen, anvertraut sind. So verkündigt man die abstracte Gleichheit der Substanz auf dem politischen Gebiet. Mit diesem bürgerlichen Communismus aber läuft der theologische ganz parallel, und sie sind Blutsverwandte. Es bildet sich jetzt eine kritische Schule aus, die uns von der Erkenntniss Gottes durch das Medium der *Geschichte* ganz herunterbringen will auf die ausschliessliche Erkenntniss Gottes durch das Medium der *Naturgeschichte*. Aus den Steinen sollen wir Gott noch erkennen, und etwa aus dem verklärten Steine, dem Crystall verhältnissmässig am meisten; aber nicht aus den Offenbarungen Gottes, durch die Menschenherzen, und gerade aus den Offenbarungen durch das heilige Menschenherz am wenigsten. Aber auch aus dem Reichthum der naturgeschichtlichen Medien werfen sie die ganze Sternwelt hinaus, als ein bedeutungsloses Blatt des Daseins. Freilich sie führen uns doch aus dem Umkreise des Menschlichen auf das Centrum zurück, auf das menschliche Wissen; hier endlich ist das Heiligthum der Gottheit. Sie verschliessen uns aber nicht nur alle historischen Lebenstiefen der Menschheit, sondern auch die psychologischen Lebenstiefen derselben, die Offenbarungen Gottes im Gemüth. Nicht in der Vergangenheit, nicht in der Zukunft der Geschichte, nicht in der Höhe der Schöpfung, nicht in der Tiefe des Gemüthes: nur in dem abstracten, und durch die Abstraction verfinsterten Mittelpuncte des menschlichen Lebens, dem Wissen, sollen wir den Geist Gottes finden, als ob nicht der Geist schlechterdings seinem Wesen gemäss nach allen Seiten hinübergreifen müsste aus der Gegenwart in die Unendlichkeit, um sein Wesen zu offenbaren. Man sagt: von allen theokratischen Geschichten der alten Zeit ist nichts gewiss, weil jede Thatsache durch das Medium der subjectiven Auffassung geht, und durch dieselbe modificirt wird. Allerdings kann man die historische Wahrheit nicht durch notarielle Protocolle einfangen, und es ist nichts Historisches als abstract objective Notiz gewiss, sondern nur durch die Beglaubigung des Geistes. Allein was folgt daraus? Nicht der Mangel der Thatsächlichkeit in den Geschichten, sondern der Mangel des verwandten Geistes in dem Skeptiker. Ein Deserteur glaubt nicht an die Heldenthaten des alten Fritz; wird er sich deswegen zum Kritiker der Geschichte des siebenjährigen Krieges eignen? Eine von der Prostitution sich ernährende Person wird nicht an die wunderbare Gemüthserneuerung der Maria Magdalene glauben; dürfte man sich aber ihrer Argumentation über die evangelische Geschichte wohl hingeben? „Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah"; dieser Satz lässt sich umkehren: wem das Heilige nah ist, der wird auch an seine Thatsächlichkeit glauben. Man kann also im Allgemeinen feststellen: mit der Göttlichkeit der subjectiven Welt, der theokratischen Offenbarung und Gemeine Gottes, verliert man auch die Göttlichkeit der substantiellen Welt. Es giebt freilich salomonische Charaktere, die sich mehr dem Pole der substantiellen Betrachtung zuneigen, während die davidischen vorherrschend in der Anschauung des Subjects in seiner historischen Lebensfülle verweilen; aber diese gesunden Gegensätze der Auffassung verneinen einander eben so wenig, wie Subject und Substanz einander verneinen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun so die theologische Kritik in ihrer communistischen Richtung aufs Aeufserste gekommen ist, hat sich endlich unter andern in dem Werke Feuerbachs, welches wir anzuzeigen haben, die Religionsphilosophie in derselben Tendenz auf die äufserste Grenze gestellt, auf einen Standpunct, wo die Offenbarungsmedien Himmel und Gemüth, Christus und alle Heiligen, Vergangenheit und Zukunft als unbrauchbar aus dem Gebiete der Erkenntnifs hinausgeworfen werden, wo die Abneigung gegen das Subject bis zur fanatischen Bekämpfung der Lehre von der Persönlichkeit Gottes, und des Christenthums fortgeht, und nichts zurückbleibt, als die ganz abstracte Versicherung, die menschliche Gattung sei göttlich, sie sei die Gottheit in ihren Wesensprädicaten, wo aber auch der Inhalt dieser Gattung so dürftig aufgefafst wird, dafs nichts übrig bleibt, als die Psychologie des Verfs., so dafs hier ganz besonders in der extremsten Vergötterung der Substanz das individuelle Subject in ganz mafsloser Anmafsung wieder hervorspringt, und die Dialektik, welche das Unendliche construiren will, auf eine schauerliche Weise zu der überall sich selbst vernichtenden Dialektik des ausschliefslich individuellen Verstandes zu werden droht.

Die Schrift des Verfs. ist nach der Vorrede (S. VIII) eine Tendenzschrift; ihr Zweck ist „Beförderung der *pneumatischen Wasserheilkunde*, Belehrung über den Gebrauch und Nutzen des kalten Wassers der natürlichen Vernunft". Er erklärt am Schlusse der Vorrede diejenigen, welche die Illusion (er meint das Christenthum), seitdem sie als Illusion erkannt sei, häfslich finden, für würdig, die heilige Wassertaufe zu empfangen. Es handelt sich also darum, die Empfänglichen zu der Gegentaufe des Christenthums, oder zu der Taufe auf das Antichristenthum zu berufen. Im Mittelalter suchten einmal slavische Volkshaufen an der Ostsee, denen man das Christenthum aufgenöthigt hatte, sich von den vermeintlich magischen Wirkungen der Taufe dadurch zu befreien, dafs sie sich in einem Flufse badeten; sie glaubten auf diese Weise die Kraft der Taufe abzuspülen. Zu einer solchen Abspülung des Christenthums in dem Wasserbade der natürlichen Vernunft ladet der Vf. ein. Warum aber? Weil ihn das Christenthum noch gefafst hat wider seinen Willen, weil seine Lüfte auf ihn einwirken, wie ein quälender Bann, wie ein verzehrendes Feuer, weil es ein Object seines Aberglaubens geworden ist, nachdem es aufgehört hat, ein Object seines Glaubens zu sein. Es ist ein seltsames Ding um das Christenthum; von einer Ansicht kann man ruhig scheiden, man hat dann eben nur eine andre, von der Linie des Verstandes selbst kann man sich entfernen, und geräth dann lediglich in den Unverstand; allein wenn Einer einmal vom Christenthum gefafst ist, so kann er nie mehr zu ihm sagen: „ruhig kann ich Dich erscheinen, ruhig gehen sehn", es geht ihm auf eine nun für ihn unerträgliche Weise nach, seine Ruhe ist hin — der Abstofs führt nicht zur Gelassenheit, sondern zum Grimm der Feindschaft, nicht zum Nichtchristenthum, nicht zum Unchristenthum, sondern zum Antichristenthum; zu einem feindlichen Gegensatz, der nicht ruht und rastet, und auf eine verzehrende Weise in dem aus dieser objectiven, hohen Vernunftsphäre der neuen Menschheit hinausstürzenden Subjecte fortwirkt. Von einem solchen tiefen Groll und Unfrieden ist das vorliegende Werk durchzogen: Das „incurable" Festhalten der „modernen Frömmler, Dichter und Schöngeistler" an dem „Supranaturalismus" wird S. X als *Venerie* bezeichnet.

Der Verf. betrachtet nicht nur das Christenthum

Digitized by Google

als eine Illusion, sondern auch die Religion, als die Basis desselben. Bis in diesen tiefsten Grund hinein will er seine Unhaltbarkeit aufdecken. Und doch kann er die Religion und das Christenthum nicht schlechthin für unvernünftig erklären, weil er damit die ganze Entwickelung der Menschheit verdammen würde. Der Wendepunct zwischen der alten und neuen Zeit ist die Entdeckung, dafs die Religion eine Illusion, ein pathologischer Geisteszustand sei. Aus dieser Voraussetzung ergiebt sich die Eintheilung des Buches. Zuerst wird die Religion in ihrer Uebereinstimmung mit dem Wesen des Menschen, dann im zweiten Theile in ihrem Widerspruch mit demselben betrachtet. Es ist schon von Andern bemerkt worden, dafs das Werk durch diese Anlage mit vielen Wiederholungen behaftet sei, und dadurch oft sehr langweilig werde. In der That, wie das Wetterleuchten in der Nacht den Schlaf nicht verhindert, so kann das Fulguriren eines ausgezeichneten Talentes in schönen Lichtblitzen, und eines ergrimmten Gemüthes in lodernden Strahlen des Zorns dennoch die allgemeine Wirkung des Tagesmangels, des Ideenmangels in dem Buche, also die einschläfernde Wirkung nicht aufhalten. Wir dürften daher unsern Lesern dasselbe Leid bereiten, wenn wir dem Gedankengange des Vfs. diplomatisch folgten. Eine concretere Ordnung wird sich hoffentlich als logisch bewähren; zuerst nämlich sollen die Widersprüche des Werkes gegen die Reformation, dann die gegen das Christenthum, darauf die Widersprüche gegen die Religion, weiterhin die gegen die Philosophie, und zuletzt die Widersprüche gegen Hrn. Feuerbach selbst besprochen werden.

Der Vf. erzielt seine Resultate vor allen Dingen dadurch, dafs er Christenthum und Katholicismus, Katholicismus und mittelalterliches Mönchschristenthum miteinander identificirt. Das Christenthum in seiner lebendigen Tiefe und Entwickelung, in seiner reformatorischen Kraft erkennt er nicht an. Die Reformation oder der Protestantismus ist ihm eine Abweichung von dem wahren Christenthum. Sofern er also an dem Christenthum irgendwie noch unbewufst betheiligt ist, ist seine Ansicht papistisch. „Wo der Glaube an die Mutter Gottes sinkt, sagt er (S. 83), da sinkt auch der Glaube an den Sohn Gottes und den Gott Vater. Der Vater ist nur da eine Wahrheit, wo die Mutter eine Wahrheit ist. Die Liebe ist an und für sich weiblichen Geschlechts und Wesens. — — Der Protestantismus hat die Mutter Gottes auf die Seite gesetzt, aber das zurückgesetzte Weib hat sich dafür schwer an ihm gerochen. Die Waffen, die er gegen die Mutter Gottes gebraucht, haben sich gegen ihn selbst, gegen den Sohn Gottes, gegen die gesammte Dreieinigkeit gekehrt. — — Der dreieinige Gott ist ein Gott des Katholicismus". Der Vf. hat in seinem Interesse an andern Stellen darnach gerungen, die muhamedanische Auffassung der christlichen Trinität, nach welcher Maria anstatt des heil. Geistes die dritte Person in der Gottheit sein soll, zu der kirklichen Trinitätslehre zu machen (S. 81). Er hat gezeigt, dafs er das Christenthum in dieser Grundlehre so verstehn *will*, um es polemisch fassen zu können. Auch hier stützt sich seine Behauptung, der Protestantismus habe angefangen, die Trinität aufzugeben, indem er die Mutter Gottes aufgegeben, auf die bezeichnete Voraussetzung. Er ignorirt hier also erstlich, dafs die erste Kirche die Dreieinigkeit im apostolischen Symbolum feierte, ohne irgendwie der Mutter Gottes als solcher zu gedenken, zweitens dafs die nestorianische Kirche durchaus trinitarisch und katholisch durch die meisten Jahrhunderte der Kirche bestanden hat, obschon sie gerade von der Verwerfung der Mutter Gottes ausging, drittens dafs die altevangelische Kirche mit völliger Beseitigung des Mariendienstes gerade in besonders hohem Mafse die Lehre von der Trinität cultivirt hat, viertens, dafs die neuere Theologie die Trinität in reicher, lebendiger Erkenntnifs explicirte, ohne dabei irgend wie auf „die Mutter Gottes" zurückgehn zu müssen. Weiterhin demonstrirt er die Identität des Christenthums und des Mönchthums (S. 212 ff.)

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung diesseits und jenseits. Ein Beitrag zum Verständnisse der göttlichen Komödie. Von C. F. Göschel. Berlin, 1842. *Enslinsche Buchhandlung (F. Müller).*

Dante Alighieri's Wanderung steht von Anfang an unter der Leitung von Oben, wie jeder menschliche Lebenslauf. Diese höhere Leitung bewährt sich auch daran, dafs die Lebensreise zunächst an der Hand eines heidnischen Dichters, ja zum Theil in der Gesellschaft der ersten Dichter und Philosophen des klassischen Alterthums, später im Geleite eines Heidenchristen fort-

Digitized by Google

schreitet, und zuletzt successiv unter dem Vorgange zweier christlicher *Frauen* sich vollendet. Hiermit ist schon äufserlich angedeutet, dafs Dante's Poësie als Philosophie, seine Philosophie als Philosophie der Mythologie und der Offenbarung, als Entwickelung der Natur-Religion zur Religion des Geistes sich erweiset. Wenn nun in dessen Folge des Dichters christliche Philosophie auch der heidnischen Mythologie ihre competente Stelle anzuweisen versucht, und von der heidnischen Weisheit so wenig abstrahirt, dafs sie vielmehr überall darauf zurückgeht, wenn der Dichter selbst als der Geringere einerseits an Aeneas, andererseits an St. Paulus, als seine Vorgänger, sich anschliefst, so wird es uns auch vergönnt sein, bei Einführung der obigen Schrift, welche der Philosophie des Dichters gewidmet ist, das Verhältnifs seiner Lehre und Methode, seiner Richtung und seiner Persönlichkeit zum klassischen Alterthume, womit sich auch die vorliegenden Abhandlungen beschäftigen, noch bestimmter und individueller zu verfolgen. Zunächst könnten wir unsern Dichter den christlichen *Phädon* nennen, denn das höchste Ziel seines Dichtens und Denkens ist die Unsterblichkeit der *Seele*, der *individuellen* Seele, welche dem *Geiste*, wie die Flamme dem Feuer, nachfolgt. Noch bestimmter könnten wir ihn als den christlichen *Er* bezeichnen, dessen Erzählungen aus Platons Munde auch der *Aeneide*, nämlich dem sechsten Gesange derselben zum Grunde liegen: denn *Er* wandert auch durch ein Inferno und durch ein Purgatorium und darüber hinaus. Und wenn schon Platon am Schlusse der Bücher vom Staate, am Schlusse des Mythus vom Er hinzufügen konnte, dafs diese Kunde von der Niederfahrt und Auferstehung des Pamphyliers nicht allein für uns aufbehalten und vor dem Untergange bewahrt worden sei, sondern auch uns zu bewahren und von dem Untergange zu erretten vermöge, so wir den Glauben daran gewinnen möchten, um über den Lethe zu gelangen, die Seele zu reinigen und das unsterbliche Leben zu empfahen: wie vielmehr wird dies von der göttlichen Komödie gelten müssen, in welcher die christliche Wahrheit selbst, als evangelische Glaubenserkenntnifs, eine neue Gestalt gewonnen hat, und hiermit zur wahrhaftigen Poësie geworden, zu vollkommener Gewifsheit gelangt ist! Dante Alighieri ist aber nicht allein der christlich-verklärte *Er*, sondern auch ein christlicher *Timäus*, denn seine Philosophie erstreckt sich über die gesammte *Weltschöpfung*, welche mit der *Menschenschöpfung* schliefst, und über die *Weltordnung*, diesseits und jenseits, welche in der Erlösung und Verklärung gipfelt. Und wenn schon Platon am Schlusse des *Timäus* die Welt als ein einiges Ganzes, als Eines Schöpfers eingebornes Werk, als die sichtbare Erscheinung des unsichtbaren Wesens Gottes, als die äufsere Offenbarung des göttlichen Gedankens zu fassen vermag: wie viel tiefer und reicher, wie viel zuverläfsiger und wahrhaftiger sind die Einblicke in den innern Zusammenhang dieser und jener Welt, als einer einigen, — die uns der christliche *Timäus* in der divina commedia eröffnet!

Quel che Timeo dell' anime argomenta
Non è simile a ciò che qui si vede.
Parad. IV. 49. 50.

Wie der Dichter selbst seinen eigenen Commentar über seine Poësien, das Amoroso Convito, nach Platon's Liebes-Symposion genannt hat, so hätte auch vorstehender neuer Commentar nach der Seite, die er an der göttlichen Komödie hervorhebt, von Platon's *Timäus* den Titel entlehnen können; denn er ist hauptsächlich bestimmt, an einzelnen Stellen des grofsen Gedichts die gesammte Weltanschauung seines Urhebers, seine theologischen, kosmologischen und anthropologischen Vorstellungen in das Licht zu setzen. Dante Alighieri ist aber nicht allein ein christlicher *Phädon*, ein christlicher *Er* und ein christlicher *Timäus*, sondern auch ein christlicher *Platon:* denn *Platon* und *Dante* sind nicht allein Philosophen, sondern auch Dichter: in beiden vollendet sich ihre Philosophie an der Poësie, ihre Poësie an der Philosophie: beide suchen das Verhältnifs dieser und jener Welt, des Intelligibeln und Sensibeln, des νοητὸν und αἰσθητὸν. Auch darauf ist das Absehen der obigen kleinen Schrift gerichtet, wiewohl dieselbe auf eine Parallele mit Platon sich nicht eingelassen hat. Aber so unverkennbar auch letztere ist, so kann doch damit nicht geleugnet werden, dafs das Studium des Dichters nach der Seite der Philosophie und ihrer *Methode* zunächst auf *Aristoteles* fufst: sein nächster Vormann ist *Thomas Aquinas*. Je bedeutender nun die Personen sind, die ein innerer Zusammenhang und die historische Succession mit einander verbinden, je wichtiger die Gegenstände sind, womit sie sich beschäftigen, desto lehrreicher, desto interessanter ist es, das nähere Verhältnifs des grofsen Dichters zu seinen grofsen Vorgängern an den einzelnen Lehren und der gesammten Auffassung kennen zu lernen. Die vorliegende Schrift berücksichtigt deshalb nicht allein die Lehrsätze nach ihren Resultaten, sondern auch die Personen, in welchen sie sich spiegeln und gestalten: sie sucht mit dem Inhalte auch die Form der Entwickelung, den *Weg*, die *Methode* des Wanderers zum Bewufstsein zu bringen.

Eben darum möchten wir zur Einführung dieser Schrift, welche durch das Studium Dante's auch die Philosophie und Poësie im Allgemeinen zu fördern bestimmt ist, wenigstens auf zwei Stellen vorab aufmerksam machen, welche die Grundlehre des Dichters von der *Unsterblichkeit der Seele* berühren und eine wiederholte Beschäftigung zu immer näherer Verständigung in Anspruch nehmen: wir entnehmen sie aus dem XXV. Gesange des Purgatoriums und aus dem XXIX. Gesange des Paradieses.

Aristoteles (de anim. II. 2. de gen. an. II. 3.) unterscheidet bekanntlich vier Stufen, oder Potenzen der Seele, die *ernährende*, *empfindende*, *sich bewegende*, und die *denkende:* er scheint aber auch im Menschen nicht allein mehrere Seelenzustände, sondern auch mehrere Seelen zu unterscheiden, ja zu scheiden, indem er im Tode nicht allein eine Trennung der Seele vom Leibe, sondern auch eine Trennung der Seele des Leibes, des leiblichen Lebens, von der Seele des Geistes, von dem Leben des Geistes zu statuiren scheint. Wie ihm der Dichter in der Hauptsache, aber nicht ohne Fortschritt folgt, ersehen wir zunächst aus seinem — *Symposion*, nämlich aus dem *Convito*, II. 2. 3. Im Convito bemerken wir sogleich den Vorschritt, dafs der Dichter jene vier Stufen der Seele auf drei zurückführt. Im Menschen fafst er sie schon hier nicht als verschiedene Seelen, sondern nur als verschiedene Seelenvermögen. In der divina Commedia geht

Digitized by Google

die anthropologische Lehre noch bestimmter dahin, dafs die Seele des Leibes dem Geiste sich aneignet, un' alma sola. Purg. XXV. 74. Für diese Wahrheit, welche wir, namentlich auch gegen Averroes, im 25sten Gesange des Purgatoriums an dem Menschen selbst von seinem ersten Keime an objectiv in methodischer Gliederung sich entwickeln sehen, hat der Dichter schon früher, worauf auch die obige Schrift S. 135 aufmerksam macht, und zwar am Eingange des 4. Gesanges vom Purgatorium, einen empirischen Beweis nicht sowohl demonstrirt, als erfahren: denn wenn die empfindende und die denkende Seele zwei wären, — so lehrt der Dichter — so würde einem über das Denken nicht Sehen und Hören vergehen.

Diese einfachen Vordersätze von der Einheit der natürlichen Seele mit der vernünftigen, worauf der Dichter so viel Gewicht legt, führen sogleich zu weiteren Ergebnissen, welche die Gesammtanschauung des Dichters näher bezeichnen. Das Erste ist, dafs die Seele das Leben ist, und dafs das Leben darin besteht, dafs es sich selbst und den Leib *erhält*, dafs es sich selbst und den Leib entwickelt und *fortbewegt*, dafs es sich und Anderes *empfindet*. Aber eben darum erweiset sich die *Seele* und alles Leben als die dem *Geiste* immanente Eigenschaft, welche nach dem Begriffe dem Leibe nicht inwohnt, sondern ihm nur von dem Geiste ohne diesen selbst abgetreten wird. Darum kommt denn auch nach der Lehre des Dichters nicht allein dem *Geiste* in seiner Allgemeinheit, sondern auch der individuellen *Seele* des Geistes Wirklichkeit, hiermit Unsterblichkeit zu. Im weiteren Verlaufe ergiebt sich auch das Verhältnifs des *Leibes* zu dem Ganzen als dem Geiste immanent. Und nun erscheinen *Leib* und *Seele* zumal als Momente des *Geistes*, die er aus sich entlassen kann, die ihm aber eigentlich angehören, und am Menschen, als dem Meisterstücke der Schöpfung, wirklich verbunden gefunden werden. So kommt schon Dante's Realismus zu der Lehre von dem *Monismus des Gedankens*, welchen schon Platon als κόσμος μονογενής, als εἰκὼν τοῦ νοητοῦ θεοῦ αἰσθητὸς bezeichnet. Der *Gedanke* iste, durch den, solo intendendo, die Engel das Weltall bewegen und beleben. Damit beginnt Dante die erste Canzone des Gastmals.

Eben darum weifs unser Dichter auch die ganze Welt auf drei Factoren zurückzuführen: mit dieser Lehre beginnt namentlich die vorliegende Erörterung und der 29ste Paradiesesgesang. Diese drei Factoren sind die *Potenz*, die *Verbindung der Potenz mit dem Act*, und der *reine Act*. Unter der *Potenz* ist das, was noch *nicht ist*, non ens, aber doch sein kann, hiermit die Materie, der *Leib*, unter jener *Verbindung* der Potenz mit dem Acte ist die Vermittelung des Seins mit dem Nichtsein, das Sein im Nichtseienden, näher das Leben oder die *Seele des Leibes*, unter dem reinen *Acte* das Sein in ihm selbst, mithin das *Bewufstsein*, das Sein des Seins oder die *Seele des Geistes* zu verstehen. Hiermit treten allerdings die *Seele des Leibes* und die *Seele des Geistes* wie Thier und Engel in der *Welt* auseinander: — so entsteht die *Natur*, welche zwar die Seele in ihr, aber den Geist aufser ihr hat; — sie kommen nur in dem *Menschen* zur Einheit. Aber der Mensch ist eben nur die kleine Welt, *Microcosmos*. Von da ist nur noch ein Schritt, und Leib und Natur-Seele erweisen sich auch im *Macrocosmos* als Momente, die der Geist aus sich entläfst, die äufsere Welt zu bilden, aber eigentlich an ihm selbst hat, um sie aus der äufseren Welt, welcher auch der Mensch diesseits angehört, wieder zurückzunehmen und zur intelligibeln Welt zu verklären. Hiermit ist zugleich das Princip zur näheren Entwickelung des Verhältnisses zwischen der diesseitigen und jenseitigen Welt gefunden; alles Aufsere, alles Diesseitige entspricht einem inneren, einem jenseitigen Zustande: alles Jenseitige, alles Ewige hat im Diesseitigen, im Zeitlichen seinen Schatten. Darauf beruht alle *Poësie*, welche das Unsichtbare zur Erscheinung bringt, und die Erscheinung zu höherer Bedeutung verklärt: darauf beruht auch alle *Philosophie*, welche wesentlich in der Zucht der Kategorieen, in der Methode ihrer Entwickelung besteht: jede niedere Kategorie entspricht einer höheren, jede höhere hat in der niederen ihren Schatten. Ohne diese *Methode* wird alle Philosophie zu einem leeren Spiele unwirklicher und willkührlicher Gedanken, das sich im Kreise dreht, ohne von der Stelle zu kommen: ohne jenen *Parallelismus* zwischen dem Zeitlichen und Ewigen wird alle *Poësie* zu eiteler Tändelei, welche wohl die Zeit vertreiben, aber nicht erfüllen kann. Zu solcher luftigen Poësie, an welcher das Echauffement die Begeisterung ersetzen mufs, zu solcher zuchtlosen unmethodischen Philosophie, an welcher die Prätension den mangelnden Fortschritt vertreten mufs, liefert leider auch unsere Zeit der Beispiele mehrere. Auch in dieser Beziehung ist die göttliche Komödie nach dem Inhalte und der Methode ein heilsames Vorbild für unsere Zeiten: denn Dante's *Philosophie* dreht sich nicht im Kreis herum auf dürrer Haide, sie führt vielmehr zu schöner frischer Weide — mittelst der ihr immanenten *Poësie*. Darauf reflectirt auch die vorliegende neueste Schrift. —

Wir schliefsen hiermit diese Anzeige: es galt hauptsächlich, auf einige Kategorieen aufmerksam zu machen, welche freilich, formell wie sie zunächst sind, des Dichters lebensvoller Philosophie nicht entsprechen, und auch zur Einführung und Empfehlung des ihr gewidmeten Commentars nicht geeignet zu sein scheinen. Nichtsdestoweniger enthalten diese trockenen Lineamente die Grundlage eben dieser lebenssaftigen Philosophie, und die Handhabe ihrer Entwickelung: in eben diesem Sinne bietet die kleine Schrift, welcher wir hiermit ihren Empfehlungsbrief schreiben, einen Schlüssel zum weiteren Verständnisse solches Denkens und Dichtens. Der Schlüssel ist freilich weder von *Gold*, noch von *Silber*, wie *Petri* Schlüssel-Paar, (Purg. IX. 117. 118.), welches die innersten Hallen des Tempels zu erschliefsen bestimmt ist; aber ehe man dahin kommt, ist manches Schlofs zu öffnen, und dazu kann jener Schlüssel dienen: er soll eben nur die *äufsersten* Pforten der Erkenntnifs öffnen. Das Büchlein führt dann weiter, nämlich aus den abstracten Kategorieen von Hell und Dunkel, (Parad. II. 148.) oder von Sein und Nichtsein (Parad. XXIX. 22.) in die concrete Welt, diesseits und jenseits.

C. F. Göschel.

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Fortsetzung.)

Diese Construction bringt er nicht zu Stande, ohne in einen der grofsen Widersprüche hineinzutaumeln, von denen das Werk erfüllt ist. Während nämlich der Katholicismus der Trinitätslehre darin bestehn soll, dafs er das Familienleben in den Himmel — verlegt in dem Vater, dem Sohne und der Mutter Gottes, mufs der Katholicismus des Mönchsthums daraus hervorgehn, dafs „Gott ist die absolute Subjectivität, die von der Welt abgeschiedne, überweltliche, von der Materie befreite, von dem Gattungsleben, und damit von der Geschlechtsdifferenz abgesonderte Subjectivität". Der Vf. macht die Folgerung: „die Scheidung von der Welt, von der Materie, von dem Gattungsleben ist daher das wesentliche Ziel des Christen. Und dieses Ziel realisirte sich auf sinnliche Weise im Mönchsleben". Sonach also hätten die Mönche nach der Theorie des Vfs. die ärgsten Gegner der Mutter Gottes sein müssen. Es ist bekannt, wie sie das gewesen sind. Der Katholicismus der himmlischen Familie, und jener der von der Geschlechtsdifferenz abgesonderten Subjectivität Gottes hätten zwei ganz verschiedne Katholicismen sein müssen. Und doch ist der Katholicismus dem Vf. nur Einer. Abgesehen aber davon, wie ist es möglich, Christenthum und Mönchsthum zu identificiren? War nicht Petrus, der Fels auf den sich die römische Kirche bezieht, verehelicht? Bezeichnete nicht Paulus das Verbot der Ehe als eine Teufelslehre? Bezeichnete er sie nicht als das Symbol des Verhältnisses Christi zur Gemeine? Hat jemals die katholische Kirche selbst das Mönchsthum als ein allgemeines Postulat der Christlichkeit aufgestellt? Also weder die Quellen noch die Geschichte der Kirche setzen Christenthum und Mönchsthum als identisch. Wohl aber Hr. Feuerbach. Wenn aber diese Voraussetzungen fallen, so fällt auch die Behauptung, der Protestantismus sei nur eine Abweichung von dem wahren Christenthum. Wir wollen diese Behauptung nicht weiter verfolgen. Man mufs schon ganz auf den Segen der wirklichen Geschichte Verzicht geleistet haben, um der christlichen Kirche den reformatorischen Trieb, den sie in allen Jahrhunderten beurkundet, absprechen zu können. Auffallend aber ist es, und ein Beweis von der grenzenlosen Willkür des Vfs., dafs er (S. 320) nur von zwei Sacramenten des Christenthums redet, nachdem er überall behauptet hat, nur der Katholicismus (die Confession der sieben Sacramente) sei das ächte Christenthum.

Das Wesen des Christenthums trägt nach dem Vf. einen entschiednen Widerspruch in sich, den Widerspruch des Glaubens und der Liebe (S. 360). Dieser Widerspruch, sagte er, sei schon in dem höchsten Satz des Christenthums enthalten, in dem Satz: Gott ist die Liebe. „Die Liebe ist nur ein Prädicat, Gott das Subject. Was ist aber dieses Subject im Unterschied von der Liebe? Und ich mufs doch nothwendig so fragen, so unterscheiden. Die Nothwendigkeit der Unterscheidung wäre nur aufgehoben, wenn es umgekehrt hiefse: die Liebe ist Gott, die Liebe das absolute Wesen. So bekäme die Liebe die Stellung der Substanz. In dem Satze „Gott ist die Liebe" ist das Subject das Dunkel, hinter welches der Glaube sich versteckt; das Prädicat das Licht, das erst das an sich dunkle Subject erhellt. Im Prädicat bethätige ich die Liebe, im Subject den Glauben. Die Liebe füllt nicht allein meinen Geist aus; ich lasse einen Platz für meine Lieblosigkeit offen, indem ich Gott als Subject denke im Unterschied vom Prädicat". Der Vf. raisonnirt weiter, um aus dem Satze: Gott ist die Liebe, einen Gegensatz von Lieblosigkeit und Liebe, Dunkel und Licht herauszubringen. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, dafs der Spruch 1 Joh. 4, 16.

Digitized by Google

ὁ θεὸς ἀγάπη ἐστὶ durch die Auslassung des Artikels ἡ Subject und Prädicat ganz in Eins verschmelzt, und dafs sogar eine Art von Umwechselung von Subject und Prädicat Statt findet, indem es weiter heifst: ὁ μένων ἐν τῇ ἀγάπῃ, ἐν τῷ θεῷ μένει. Es lag wohl nicht auf dem Wege Hrn. Feuerbachs, auf diese Bestimmtheiten näher einzugehen. Er hat den Satz in seiner populären Gestalt eingeführt. Doch auch in dieser Gestalt noch wartet derselbe auf einen Meister in der Sophistik, um mit einigem Schein als eine Verknüpfung des Widerspruchs von Licht und Dunkel dargestellt zu werden. Also die Liebe wird dadurch verdunkelt, dafs sie in dem Subject ist. Zur reinen Substanz der Liebe gehört es nach dieser Darstellung, dafs sie subjectlos sei, nicht mit der Finsternifs der Persönlichkeit behaftet. Etwa so ist sie ihm die reine Liebe, wie sie sich unpersönlich durch das Geschlechtsleben der Thierheit hindurchzieht. In dem lieben Vieh freilich erscheint die Liebe befreit von dem Dunkel des Subjects, diesem Versteck der Lieblosigkeit. Diejenigen aber, welche die Liebe nicht für einen physischen, sondern für einen ethischen Begriff halten, werden jene Naturzärtlichkeit in den Thieren nur als das Echo der wirklichen Liebe im Gebiete des creatürlichen Lebens bezeichnen. Sie werden die Zumuthung, man solle sich die Liebe als wirklich denken im Gegensatz gegen das Subject für Unsinn erklären, oder vielmehr für etwas Aergeres. Denn wie sich einerseits erst durch die Liebe das menschliche Subject aus dem Stadium der Naturanlage zum wirklichen Subject verklärt, so setzt andrerseits die Vollendung der Liebe die Entfaltung des Subjects, und seine Vollendung voraus. Das Subject ist ja eben die Persönlichkeit, die Lichtkraft des geistigen Wesens, sich in dem Unendlichen selber anzuschauen und sodann sich ihm mitzutheilen und hinzugeben. Der Vf. nennt diese Persönlichkeit das Dunkle; das Bewufstsein, welches die Substanz mit der spiegelhellen Klarheit des Logos durchdringt, also das Licht der Welt ist ihm die Finsternifs der Welt, der Ahriman; dagegen soll die der Subjectivität, der Klarheit, der Beziehung des Lebens auf sich selbst, also des Geistes beraubte Substanz, die von dem Vulgar-Pantheismus fingirte absolut monotone, im Scheine der Göttlichkeit glitzernde Gallerte oder Weltmolluske das Licht der Welt bilden. Sonach würde er im Seeleuchten, in dem Schimmern der Seemollusken die herrlichste Offenbarung der Gottheit sehen, wo aber in der vollendeten Persönlichkeit des vollkommenen Menschen die Persönlichkeit Gottes ihre vollendete Offenbarung, Selbstanschauung und Selbstmittheilung feiert, da wäre für ihn die dickste Finsternifs über dem Ocean der Substanz. Wir könnten hier unsre Recension schliefsen, denn das Buch ist durch diese Darlegung der ungeheuren Selbstverfinsterung, in die es durch einen so entschiedenen Angriff auf ein christliches Grundprincip gerathen ist, gewürdigt. Allein es handelt sich hier um dem Nachweis, wie dieser Obscurantismus das Buch durchzieht und trägt. Der Vf. geht zu der Exposition über, wie aus jenem Satze: *Gott ist die Liebe*, der Widerspruch zwischen Glauben und Leben sich entfalte. „Der Begriff eines persönlichen, für sich seienden Wesens ist nichts weniger als identisch mit dem Begriff der Liebe; es ist vielmehr auch etwas aufser und ohne die Liebe. Es ist daher nothwendig, dafs ich bald den Gedanken der Liebe verliere, bald wieder den Gedanken des Subjects, bald der Gottheit der Liebe die Persönlichkeit Gottes, bald wieder der Persönlichkeit Gottes die Liebe aufopfere. Die Geschichte des Christenthums hat diesen Widerspruch hinlänglich constatirt. Der Katholicismus besonders feierte die Liebe als die wesentliche Gottheit so begeistert, dafs ihm in dieser Liebe ganz die Persönlichkeit Gottes verschwand. Aber zugleich opferte er wieder in einer und derselben Seele der Majestät des Glaubens die Liebe auf. Der Glaube hält sich an die Selbständigkeit Gottes; die Liebe hebt sie auf. — — Die Liebe des Glaubens ist nur eine rhetorische Figur, eine poetische Fiction des Glaubens — der *betrunkene*, der sich selbst betäubende Glaube. Kommt der Glaube wieder zu sich, so ist auch die Liebe dahin". Weiterhin sagt der Vf., dieser theoretische Widerspruch habe sich denn auch praktisch bethätigt. Die Bibel verdamme durch den Glauben, sie begnadige durch die Liebe. „Also auch hier schon eine Liebe, die verflucht, eine unzuverlässige Liebe, die mir keine Garantie giebt, dafs sie sich nicht als Lieblosigkeit bewährt; denn anerkenne ich nicht die Glaubensartikel, so bin ich aufserhalb des Reichs und Gebiets der Liebe gefallen, ein Gegenstand des Fluchs, der Hölle, des Zornes Gottes, dem die Existenz der Ungläubigen ein Aerger, ein Dorn im Auge ist. Die christliche Liebe hat nicht die Hölle über-

Digitized by Google

wunden, weil sie nicht den Glauben überwunden. *Die Liebe ist an sich ungläubig, der Glaube aber lieblos*". Es ist consequent, wenn der Vf. behauptet, die Greuelthaten der christlichen Religionsgeschichte, des Ketzerhasses seien dem Christenthume selber entsprechend, aber auch widersprechend, denn das Christenthum sanctionire zugleich die Handlungen, die aus der Liebe, und die Handlungen, die *aus dem Glauben ohne Liebe* kommen. Es ist augenscheinlich, dafs nach dieser Voraussetzung das Christenthum von vorne herein an einer so entschiedenen Doppelherzigkeit und Doppelsinnigkeit gelitten hätte, dafs es in jedem Jahrhundert als ohnmächtig hätte erscheinen, und sich selbst vernichten müssen. Ja der Vf. spricht den Widerspruch, der im Christenthum liegen soll, so stark aus, dafs man annehmen müfste, die Menschheit par excellence sei 18 Jahrhunderte hindurch als eine Wahnsinnige durch die Zeit gegangen, wenn man nicht lieber einen Gedankentaumel in seinem Systeme als die Grundlage so kühner Positionen betrachten will. Hat er denn aber gar keine Ahnung davon, dafs der Glaube und die Liebe ihre ewige Identität feiern in der Treue? Oder ist die Treue überall nichts? Ist aber die Treue nichts, so ist auch die Wahrheit nichts, so giebt es keine lebendige Consequenz, keine Consequenz des Lebens, sondern „der Unsinn siegt". Die Liebe setzt ja in dem Gebiete des sich entwickelnden geistigen Lebens nothwendig den Glauben voraus, nämlich die Anticipation der *liebenden Erkenntnifs* durch die *liebende Ahnung und Zuversicht*, hervorgerufen durch *die Zeichen* des der subjectiven Gemüthsentfaltung begegnenden *verwandten Geistes und Lebens*. Und worauf anders ist der Glaube gerichtet, als auf Thatsachen der Liebe? Aber der Glaube verdammt, sagt Feuerbach. Nein, sagt die Bibel, der Glaube macht selig. Er spricht freilich das Urtheil aus, die Ungläubigen seien verdammt, aber damit verkündigt er nur eine Thatsache, den Zustand der Unseligkeit und innern Zerrissenheit, welcher eine nothwendige Folge davon ist, dafs das ungläubige Subject sich aus dem Lichtreich der Liebe, der reinen, hellen Lebensbeziehungen im Reiche der Persönlichkeit verbannt, dafs es die feine, scharfe Grundnorm seiner Subjectivität in eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer", in die göttlich glitzernde, unpersönliche Substanz niederdrücken will. Freilich nicht blofs das ungläubige Subject verdammt sich selber, sondern auch das absolute Subject verdammt in richterlicher Weise, aber nicht durch den Glauben, sondern gerade durch die Liebe. Die Liebe ist es, welche die scharfen Normen des Lebens gezogen hat als die Schönheitslinien des Lebens; jene Normen, welche die wirkliche Welt von dem Schlaraffenlande unterscheiden, und in der Natur ihren stärksten Ausdruck in den Giften finden, die die ideale Strenge der Materie symbolisch zu verkünden bestimmt sind, während sie in der geistigen Welt durch die tragischen Fluchverhängnisse die Hoheit und ewige Persönlichkeit des Lebens schirmen. Wenn aber so die Liebe in der Verhüllung der Gerechtigkeit als die verdammende Richterin auftritt, so ist es gerade nur der Glaube, der die Verdammnifs aufhebt, indem er die Richterin auch in der Verhüllung als Retterin erkennt, und sich ihr hingiebt. Dieser Glaube in der Identität mit der Liebe als Treue hat in dem Herzen Christi das Kreuzesleid als das Gericht über die Welt erkannt, in dem Gericht aber die Rettung begrüfst, und dadurch die Welt gerettet. Der Vf. hätte auch hier wenigstens einigermafsen auf die wirkliche Geschichte der Kirche Rücksicht nehmen sollen, so hätte er erfahren, dafs alle die grofsen Greuelthaten des Ketzerhasses von den edelsten Glaubenshelden der Kirche nicht *verübt*, sondern *erduldet* worden sind. Wir dürfen aber dem Vf. auch nicht einmal die Behauptung zugeben, dafs der Satz: *Gott ist die Liebe* das eigentliche Grundprincip des Christenthums sei. Derselbe Apostel, welcher diesen Satz ausgesprochen, bezeichnet als das eigentliche Kriterium, nach welchem man Christlichkeit und Antichristenthum unterscheiden solle, die Lehre, dafs Christus (der Gottmensch) in's Fleisch gekommen sei, also die Einheit der Gottheit und Menschheit in dem Gottmenschen (Joh. 4, 3.). Diese Menschwerdung ist nun aber die concrete, im Christenthum zur Vollendung gekommene Manifestation jenes ewigen Wesensverhältnisses, dafs Gott die Liebe ist. Die Liebe ist der Geist in der Offenbarung, der Geist ist die Liebe in der Begründung des Lebens. Die Selbstanschauung Gottes, welche mit seinem Wesen Eins ist, hat ihre Wirklichkeit und Kraft in dem Wesen des Sohnes. Das Leben des Sohnes ist das Leben des Vaters in dem Gegensatze des Selbstbewufstseins, ohne welches der Geist nicht Geist wäre. Indem nun Gott das Leben des Sohnes auf sein Leben bezieht, ist er der Geist, indem

Digitized by Google

er aber sein Leben auf den Sohn bezieht, ist er die Liebe; seine Liebe macht den Sohn zum Alles umfassenden Mittelpuncte seiner Selbstoffenbarung in der Welt, und giebt sich selber der Welt in dem Sohne. Das ist die Herrlichkeit des Geistes Gottes, dass er in der Liebe erscheint, das aber ist die Herrlichkeit der Liebe, dass sie in ihrer Hingebung dennoch durch den Geist frei, und sich selber treu bleibt. Der heilige Geist weist aus der Liebe Gottes alle Einmengung des weltlich Unreinen, des Trüben hinaus; die Liebe aber hält die Welt auch in ihrer Unreinigkeit mit den starken Armen der Gerechtigkeit umschlungen. So bekämpft der Vf. das Subject, er bekämpft es sogar auch in seinem ersten, dunklen Anschein, in der Thierwelt. Die Thiere müssen ihm brutaler werden, als sie wirklich sind, um sein System durchzuführen. Er behauptet, die religiöse Vorsehung (nach der christlichen Auffassung) beziehe sich wesentlich nur auf den Menschen (S. 131), „selbst unter den Menschen eigentlich nur auf die *religiösen*, „Gott ist der Heiland aller Menschen, *sonderlich aber der Gläubigen*". Sie gehört, wie die Religion nur dem Menschen an — sie soll *den wesentlichen Unterschied des Menschen* vom Thiere ausdrücken (allerdings also ausdrücken, dass das Thier im Menschen negirt sei, was ihm precär zu sein scheint), den Menschen der Gewalt der Naturmächte entreissen. Jonas im Leibe des Fisches, Daniel in der Löwengrube sind Beispiele, wie die Vorsehung den (religiösen) Menschen vom Thiere unterscheidet. Wenn daher die Vorsehung, welche in den Fang- und Fresswerkzeugen der Thiere sich äussert, und von den frommen, christlichen Naturforschern so sehr bewundert wird, eine Wahrheit ist, so ist die Vorsehung der Bibel, die Vorsehung der Religion eine Lüge, und umgekehrt". Wir fahren fort: so ist auch der Löwe des Androklus, so ist auch der Löwe in der bekannten Novelle von Goethe, so sind die Menagerien Martins und Anderer eine Lüge, und die Thiere in der Welt des Vfs. sind einmal ganz determinirte Bestien, der Löwe mit seinen Fresswerkzeugen ist so geistlos, wüst wie das Schwein; denn auch die letzten Reflexe der edlen Subjectivität, vermittelst deren sich die Menschheit in der Thierheit spiegelt, müssen hinabgedrückt werden aus der „Finsterniss" des Subjectiven in die unendliche Monotonie der Substanz. Warum musste es dem Vf. so ganz verborgen bleiben, dass in der erwähnten Auffassung im Buche Daniel die Thierwelt verklärt wird in ihren Beziehungen zu dem Menschen, und emporgerückt in das Reich der Idealität, während er, indem ihm *der wesentliche Unterschied des Menschen vom Thiere* ein Dorn ist, den Menschen in das Gebiet der unerbittlichen Fresswerkzeuge niederzieht. Der Fisch des Jonas hat auch nach der Bibel seine Fresswerkzeuge gebraucht, denn nach der Bibel ist auch noch ein Unterschied zwischen den wüst bestialischen, von allem Anscheine der Subjectivität entäusserten, und zwischen den noblen, mit Anklängen des Menschlichen geschmückten, daher symbolischen Thieren. Wie in allen Momenten der Religion der Verlust der Menschheit ein unendlicher wird, wenn sie sich von der Erkenntniss Gottes *in der Geschichte* reduciren lassen wollte, auf die ausschliessliche Erkenntniss Gottes *vermittelst der Naturgeschichte*, wenn sie „*weideberuhigt*" auf dem grünen Rasen eines von ahrimanischen Weltfinsternissen umgebenen Diesseits ohne Jenseits sich lagern wollte, wenn sie verurtheilt würde, ihre *epische* Welt für das *idyllische* Behagen an einem Heute ohne Erinnerung und Hoffnung, an einem schaalen, geistlosen Heute aufzugeben, das ergiebt sich beispielsweise aus der Theorie von den Sacramenten, wie sie der Vf. aufstellt. „Das Wasser, sagt er (S. 378), ist das einfachste Gnaden- oder Arzneimittel gegen die Krankheiten der Seele, wie des Leibes. Aber das Wasser wirkt nur, wenn es oft, wenn es regelmässig gebraucht wird. Die Taufe als ein einmaliger Act ist entweder ein ganz nutzloses und bedeutungsloses, oder wenn mit ihr reale Wirkungen verknüpft werden, ein abergläubisches Institut. Ein vernünftiges, ehrwürdiges Institut ist sie dagegen, wenn in ihr die moralische und physische Heilkraft des Wassers, die Natur überhaupt versinnlicht und gefeiert wird". Sonach wäre also doch nicht in dem Katholicismus, welcher auf die Hinlänglichkeit der einmaligen Taufe ein Gewicht legt, sondern mehr wenigstens in der Wiedertäuferei das ächte Christenthum erschienen. Der Vf. verlangt eine Wiedertäuferei ohne Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Fortsetzung.)

Dafs die Taufe vollzogen wird vermittelst des Wassers, ist allerdings gewifs nicht zufällig. Das Wasser ist die Substanz in ihrem Flufs, in ihrer Hingebung an die unendliche Tiefe, die sie trägt. „Das Wasserbad ist gleichsam ein chemischer Prozefs, in welchem sich unsre Ichheit in dem objectiven Wesen der Natur auflöst". Allerdings wird das leibliche Leben durch seine Hingebung an das Wasser, welches sich fallend dem Centrum des Lebens hingiebt, von seinen krankhaften Stimmungen oft auf wunderbare Weise geheilt. Und wenn das Gemüth dabei ist, so ist diese leibliche Erfrischung zugleich eine Erfrischung des Lebens im Geist. Aber dies ist doch immer nur die *idealische* Taufe, nicht die *kirchliche*. Die wahre Hingebung ist die Hingebung des sündigen, egoistischen Herzens in die historisch-geistliche Gemeinschaft des Todes Christi; und diese Hingebung ist mit einem Act, den die Taufe darstellt, als Symbol oder als Verwirklichung bis in die Sinnlichkeit hinein, besiegelt. In diesem Sinne stirbt man nur einmal, kann man nur einmal getauft werden. Wer also getauft ist, der soll freilich seinen alten Adam in täglicher Bufse „ersäufen", und so mag er sich denn auch täglich mit dem Gefühl erneuerter Hingebung an Gott ins Wasser werfen; allein die Gemeine kann von diesem stillen Baptismus keine Notiz nehmen. Liefse sie die zweite Taufe gelten, so stellte sie damit die erste in Frage, d. h. sie stellte in Frage die Wahrheit der Hingebung. Und insofern ist die Wiedertäuferei, welche uns der Vf. empfiehlt, nichts anders als die Unehrlichkeit der „Ichheit", welche die Wassertaufe immer wieder zu Wasser macht. Eben so abstract, wie die Taufe des Vfs. ist das Abendmahl nach seiner Auffassung. „Das Sacrament des Wassers bedarf einer Ergänzung (378). Das Wasser, als ein universales Lebenselement, erinnert uns an unsern Ursprung aus der Natur, welchen wir mit den Pflanzen und Thieren gemein haben. In der Wassertaufe beugen wir uns unter die Macht der reinen Naturkraft; das Wasser ist der Stoff der natürlichen Gleichheit und Freiheit, der Spiegel des goldnen Zeitalters. Aber wir Menschen unterscheiden uns auch von der Pflanzen- und Thierwelt u. s. w. Wir müssen daher auch *unsre Distinction*, unsre specifische Differenz feiern. Die Symbole dieses unsres Unterschieds sind Wein und Brod. Wein und Brod sind ihrer Materie nach Natur, ihrer Form nach Menschenproducte. Wenn wir im Wasser erklären, der Mensch vermag nichts ohne Natur, so erklären wir durch Brod und Wein: die Natur vermag nichts, wenigstens Geistiges, ohne den Menschen; *die Natur bedarf des Menschen, wie der Mensch der Natur*. — — Wenn wir im Wasser die reine Naturkraft anbeten, so beten wir im Weine und Brodte die übernatürliche Kraft des Geistes, des Bewufstseins, des Menschen an". So entwickelt sich dem Vf. das Abendmahl aus der Feier der Kraft des Menschengeistes, wie sie sich offenbart in der Arbeit des Winzers, und in der Werkstätte des Bäckers. Es soll aber gefeiert werden in dem Essen und Trinken schlechthin. „Das Essen und Trinken sind in der That an und für sich selbst religiöse Acte; sie sollen es wenigstens sein". Allerdings heifst es: ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut es Alles zu Gottes Ehre. Die Vollendung des Abendmahls ist freilich die Verklärung alles sinnlichen Genusses zu einer Feier der Lebensmittheilung von oben. Allein auch hier hat der Vf. die Geschichte über der Naturgeschichte, das Subject in der Substanz verloren. Von der Höhe der Weltgeschichte, von Golgatha und der Feier der Lebensmittheilung, die uns durch den Tod Christi zu Theil wird, ist er hinunter-

gesunken in die trivialen Niederungen der Weinkeller und der Bäckerbude. Allein ganz consequent ist er so herabgekommen zu der Anbetung technologischer Künste, bei welcher die katholischen Anbeter der Hostie hinmeilhoch über ihr stehen als epische Heroen über einem idyllischen Philister. Die Regionen des Subjects floh er als Regionen der Finsternifs; erst in dem Gebiete der Substanz, wie sie von dem Subjecte nur zur leiblichen Nothdurft bearbeitet wird, kommt er zur Feier der hohen Mysterien des Lichts. Hier ist von keinem Versöhnungstode, und von keiner Heiligung in ihm weiter die Rede, sondern von dem „Blut der Pflanze, und von dem Fleische der Pflanze, welches dem Wohle Deiner Existenz geopfert wird". In der That, diese Sacramente könnte man als Sacramente der geistigen Liliputer, ausreichend vielleicht für Anno 1 der Schöpfung auf irgend einem ganz niedlichen kleinen Nebenplaneten bezeichnen; die Erde ist für diese Communion schon zu stolz, die Menschheit zu tragisch grofs, zu reich an heilrer Erinnerung, und die Christenheit in ihrer theologischen Hoheit verbittet sich dieses technologische Altärchen mit seinem naturgeschichtlichen Pfaffen.

Den Widerspruch, welchen der Vf. im Christenthum will gefunden haben, hat dieses nach seiner Ansicht geerbt von der Religion: "Das Christenthum kann also durch keine Reformation gerettet werden, weil sein Schaden nach der Meinung des Vfs. bis in den tiefsten Grund seines religiösen Wesens geht. Die Religion heifst es (S. 68 f.) ist nichts anders, als das vergegenständlichte Selbstbewufstsein des Menschen. — — Die Religion ist die Reflexion, die Spiegelung des menschlichen Wesens in sich selbst. — — Der empfindende, gefühlvolle Mensch glaubt an einen empfindenden, gefühlvollen Gott, glaubt nur an die Wahrheit seines eignen Sens und Wesens, denn er *kann nichts anders glauben, als was er selbst in seinem Wesen ist.* — — Gott ist dem Menschen das Collectaneenbuch seiner höchsten Gedanken und Empfindungen, das Stammbuch, in welches er die Namen der ihm theuersten, heiligsten Wesen einträgt. — — Der religiöse Mensch fafst alle Dinge, weil er sich nicht in ihr Wesen vertieft, nur auf den überweltlichen Gott sich bezieht, nur im Scheine auf; der Schein ist ihm das Wesen; das wirkliche Wesen der Dinge daher ein andres Wesen, ein von ihnen unterschiednes Wesen, Gott (88). Also die Religion ist das Verhalten des Menschen zu seinem Wesen, *als zu einem andern Wesen.* Das göttliche Wesen ist nichts anders, als das menschliche Wesen, oder besser: *das Wesen des Menschen* gereinigt, befreit von den Schranken des individuellen Menschen, verobjectivirt d. h. angeschaut und verehrt als ein anders, von ihm unterschiednes, eignes Wesen, — alle Bestimmungen des göttlichen Wesens sind darum menschliche Bestimmungen (20). Der Vf. räth aus dieser Ansicht gemäfs überall die Prädicate Gottes umzusetzen in Prädicate der Göttlichkeit des Menschen, um das Wahre zu finden. Sonach „heifst z. B. der Satz: Gott liebt den Menschen — auf deutsch: das Höchste ist die Liebe des Menschen". — „Gott leidet für Andre, heifst auf deutsch: Leiden für Andre ist göttlich". — „Der Sohn Gottes ist nichts als das göttliche Herz, das sich als göttliches Wesen gegenständliche, menschliche Herz". — „Der Abglanz Gottes ist der entzückende Glanz der Phantasie". „Das Wort Gottes ist die Göttlichkeit des Wortes" u. s. w. — Der Vf. will diese Ansicht in folgender Weise begründen: „Kein Wesen kann in seinen Gefühlen, Vorstellungen, Gedanken seine Natur verleugnen. Was es auch setzt, es setzt immer sich selbst. Ja! Das Wesen hat seinen Gott, sein höchstes Wesen *in sich selbst.* Preisest Du die Herrlichkeit Gottes, so preisest Du die Herrlichkeit des eignen Wesens" — (S. 12). Aus solchen Prämissen construirt der Vf. zuletzt den Atheismus. „Wodurch die Wahrheit der Religion am meisten begründet werden soll, dadurch gerade wird ihr wahres Wesen, die wahre Bedeutung, das Leben des Menschen im Verhältnifs zu seinem Wesen zu sein, ihr genommen. Indem sie das Wesen des Menschen zu einem andern, dem Menschen entgegengesetzten Wesen macht, setzt sie sich mit dem Menschen, mit der Vernunft, mit der Ethik, *mit sich selbst* in Widerspruch. Alle ihre Lehren verkehren sich in ihr Gegentheil, alle ihre Begriffe werden sich selbst aufhebende Widersprüche. Ein solcher Begriff ist vor Allem der Begriff der *Existenz* Gottes. Gott soll nicht blofs Glaube, Gefühl, Gedanke, nicht blofs Gemüth, Intelligenz sein; er soll nicht nur ein geglaubtes, gefühltes, gedachtes, sondern ein vom gefühlten, gedachten, d. h. innerlichen Sein unterschiednes, reales Sein haben. *Aber ein vom Gedachtsein unterschiednes Sein ist kein andres als sinnliches Sein.* „Die

Digitized by Google

Existenz Gottes hat das Wesen einer empirischen Existenz, ohne doch die Wahrzeichen derselben zu haben. Sie ist an sich eine Erfahrungssache, und doch in der Wirklichkeit kein Gegenstand der Erfahrung. Sie fordert den Menschen selbst auf, sie in der Wirklichkeit aufzusuchen; sie schwängert ihn mit sinnlichen Vorstellungen und Prätensionen; werden diese daher nicht befriedigt, findet er vielmehr die Erfahrung im Widerspruch mit diesen Vorstellungen, so ist er vollkommen berechtigt, diese Existenz zu läugnen (S. 272)." Wie aber ist nun diese grofse Illusion entstanden, welche man Religion nennt? Der Vf. sagt (248): „Die Religion ist das Verhalten des Menschen zu seinem eignen Wesen — darin liegt ihre Wahrheit — aber zu seinem Wesen nicht als dem seinigen, sondern als einem andern, apartem, von ihm unterschiednen, ja entgegengesetzten Wesen — darin liegt die Unwahrheit, darin die Schranke, darin das böse Wesen der Religion". Darauf will der Vf. zeigen, wie diese Illusion aus dem praktischen Standpuncte der Religion hervorgehe. „Ihr Zweck ist das Heil. Aber nicht weltliches, irdisches. Die Lust, die Freude expandirt den Menschen, das Unglück, der Schmerz contrahirt und concentrirt ihn — im Schmerze verneint der Mensch die Realität der Welt — — er versinkt in sich selbst, in sein Gemüth. Dieses in sich versunkene, auf sich nur concentrirte, in sich nur sich beruhigende, die Welt verneinende, gegen die Welt, die Natur überhaupt idealistische, in Beziehung auf den Menschen realistische, nur auf sein nothwendiges, inneres Heilsbedürfnifs bezogene Wesen oder Gemüth ist — *Gott*". Also das Gemüth, als krankhafte Stimmung des Herzens ist das eigentliche Princip jener illusorischen Gestalt der Religion, welche einen existirenden Gott voraussetzt. Das Gemüth trägt die Schuld, dafs die Religion als solche existirt. „So sehr dem objectiven Gemüthe, dem Herzen des natürlichen oder selbstbewufsten Menschen das Leiden widerspricht, weil in ihm der Trieb zur Selbstthätigkeit, zur Kraftäufserung der vorherrschende ist, so sehr entspricht dem *subjectiven, nur einwärts gekehrten, weltscheuen, nur auf sich concentrirten Herzen*, das ist, dem Gemüthe das Leiden. Leiden ist eine Selbstnegation, aber eine selbst subjective, dem Gemüthe wohlthätige — die Anschauung eines leidenden Gottes daher die höchste Selbstbejahung, die höchste Wollust des leidenden Herzens" (S. 67). Diese seltsame Theorie des Gemüths findet man ausführlicher wieder in dem Anhang S. 391 ff. — Hier heifst es: „das Herz im Widerspruch mit der Natur ist das Gemüth, — — das kranke, das leidende, mit der Natur zerfallene, mit der Welt entzweite Herz, das mystische, dunkle, weltscheue Herz". Wir wollen nun bei diesem Letzten zuerst stehen bleiben, und sehen, wie uns der Vf. die Quelle der Religion beschreibt. Ist seine Definition des Gemüthes die richtige? Ist der *gemüthliche* Mensch der mit der Natur *zerfallene, weltscheue*? Die herrschende Voraussetzung widerspricht dieser Annahme. Und mit Recht. Nur die Verlegenheit, worin sich der Vf. befand, für das „böse Wesen der Religion" einen psychologischen Grund zu finden, liefs ihn so willkürlich, unglückselig definiren. Die menschliche Thätigkeit, worin sich das Gemüth äufsert, ist das *Muthen*. Muthen ist ein Lebensact, an welchem die Erkenntnifs betheiligt ist, daher das Wort: *vermuthen* — und welcher eben sowohl dem Willen angehört, daher das Wort: *zumuthen*. *Das Muthen* ist so wenig weltscheu, dafs es vielmehr ganz besonders da statt findet, wo der Bergmann mit ahnender Kühnheit, mit kühner Ahnung, in *energischem Vermuthen* den Schatz im Grunde des Berges voraussetzt, und frisch seinen Stollen anlegt. Das Gemüth ist die Grundlage für das Muthen des Menschen in aller Art, d. h. für seine freudigen Willensblicke, womit er in dem objectiven Leben das seinem Innern entsprechende, ihm verwandte, hülfreich segnend zu Hülfe kommende, ja ihm angehörige Leben voraussetzt. Das Gefühl ist die Sphäre aller Eindrücke, welche das innere Leben in seiner Unmittelbarkeit in passivem Verhalten erfährt. Das Gemüth aber ist der entgegengesetzte Pol desselben unmittelbaren Grundlebens, das Herz in allen seinen motiven Regungen, womit es draufsen in der objectiven Welt das Wahre, das Gute, das Göttliche voraussetzt. Darum ist es die Grundlage, die Mutter aller Gestalten des Muthes; der Muth aber ist das Herz, das kühn in die Welt tritt mit der Zuversicht, draufsen im Objectiven werde der Gott seines Lebens ihm treu begegnen, und mit ihm sein. Wie sollte die kränkliche, weltscheue Nonne, welche der Vf. mit dem Namen des Gemüthes bezeichnet, all die edlen Töchter und die tapfern, zum Theil selbst übermüthig freudigen Söhne gebären, welche offenbar vom Gemüth ausgehn: Demuth und Grofsmuth, Sanftmuth und Heldenmuth,

Digitized by Google

Freimuth und Hochmuth? Nach dieser Berichtigung mag allerdings das Gemüth das Princip der Religion heissen, namentlich der Religion in Beziehung auf ihre ethische Natur. Es ist eine Naturanlage des Menschen, dass er in seinem Kern gottesfreudig ist, und überall auch in der Welt und in andern Menschen auf das ihm verwandte göttliche Leben „muthet". Und nicht wahr, diese Auffassung ist nicht menschhässlich? Wohl aber ist dies die Auffassung Hrn. Feuerbachs. Er setzt uns die kranke Weltscheu, die Wollust der Selbstnegation, der Selbstquälerei — diesen grauen Mönch, diesen rasenden Fakir, diesen lebensfeindlichen Ahriman setzt er uns in das Herz der Welt, nämlich in das Herz der Menschheit, und lässt von diesem dunklen Quell aus die schwarzen Finsternisse des bösen Wesens, mit dem die Religion behaftet sein soll, sich ergiessen über die Menschheit, über die Erde. Wie hat ihn hier die Consequenz, das Christenthum als krank in seinem tiefsten Ursprung darzustellen, verleitet zu einer schauerlichen Anklage des Lebens in seinem Kern, des Menschenherzens in seiner wesentlichen Natur und ursprünglichen Anlage selbst! Wie hoch steht Augustin, dessen Lehre von der Erbsünde er an einer Stelle seines Werkes mit den Worten charakterisirt: der Augustinianismus wäre nur dann eine Wahrheit, wenn der Mensch den Teufel zu seinem Gott hätte — wie hoch steht dieser mit der Versicherung, die Sünde sei nicht Substanz, über der Feuerbachischen Lehre vom Uebel, welche das Innerste des Lebens, das Gemüth, das in sich concentrirte Herz als eine mit krankhafter Weltscheu die Selbstvernichtung suchende, dunkle Macht bezeichnet!

Was das Wesen der aus dieser Quelle hervorgehenden Religion anlangt, so müsste sie in einer solchen Beschaffenheit eben so wie ihre Tochter, das Christenthum, durch den tödtlichen, inneren Widerspruch gelähmt, überall in der Welt als das ohnmächtigste, muthloseste Wesen aufgetreten sein. Wir würden uns bei einer solchen Doppelherzigkeit der Religion nimmer erklären können, wie es ihr nur habe gelingen können, durch die Zeiten unsterblich fortzuschleichen, geschweige denn die Zeiten zu beherrschen, wie sie in ihrer inneren Zerrissenheit jemals dazu habe kommen können, irgend eine Kapelle, geschweige denn die hohen Dome zu bauen. Um das Object der Religion, das Wesen Gottes, und seine Existenz wollen wir hier, wo von seinem Widerspruch gegen die Religion die Rede ist, nicht mit dem Vf. streiten, da dieser Gegenstand bei der Frage nach seiner Stellung zu der Philosophie wieder zur Sprache kommen muss. Nur soll gezeigt werden, in welcher Dunkelheit er uns seine Gottheit, die menschliche Gattung gelassen hat. Der Vf. hat leider durch seine Darstellung einige Wahrheiten verunstaltet, deren Erkenntniss und Würdigung durchaus an der Zeit ist, und die Kraft seines Buches liegt besonders darin, dass es von der Substanz dieser Wahrheiten, wenn auch in entschiedner Verunstaltung derselben, durchzogen ist. Es ist nämlich noch nicht genug erwogen, dass Gott nur in Christo, d. h. im Gottmenschen, in seiner ewigen Beziehung auf den Menschen und die Menschheit erkannt werden kann, dass alle positiven Prädicate Gottes anthropomorphisch sind, und sein müssen, dass der Mensch Gott anders nicht erkennen kann als durch Wesensverwandtschaft, dass also Alles das in ihm selber sich regen und keimen muss, was er irgend in Gott setzt und erkennt, dass jede menschliche Erkenntniss Gottes durch das Medium der menschlichen Auffassung hindurchgehn, und hier menschliche Gestalt annehmen muss. Dies wäre denn auch die Rechtfertigung der alttestamentlichen religiösen Ausdrucksweise, und die Basis für das Dogma von der Menschwerdung Gottes in Christo. Daraus folgt dann aber auch, dass Gott den Reichthum seines Wesens in der Menschheit entfaltet. In Christo wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig, und Christus gehört wesentlich der Menschheit an als ihr Haupt und beseelendes, heiligendes Lebensprincip; was er hat, das hat die Menschheit durch die Vermittelung seines Geistes. So ist uns denn Gott unaussprechlich nahe, und offenbart in allem wesentlich und ewig Menschlichen in der That sein eignes Wesen. Diesem nach mag man denn auch staunen über den Glanz seiner Fülle, wie sie sich durch die Menschheit ergiesst, wie sich z. B. der Sohn Gottes reflectirt in der göttlichen Natur des Herzens, der Abglanz Gottes in dem entzückenden Glanz der Phantasie, das Wort Gottes in der Göttlichkeit des Wortes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

II.

Jahrbücher
für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Fortsetzung.)

Allein der Vf. will nicht diese Gottheit, die sich in der Menschheit selber anschaut, oder diese Menschheit, die in Gott sich selber findet, die reiche Menschheit in dem Herzen Gottes, in Christo, den reichen Gott in dem Herzen des Menschen, in dem christlichen Glauben — nein den Gegensatz in seiner Realität, diesen zwar will er nicht, der ist ihm der Dorn der Illusion, und um dessen Realität handelt es sich eben. Ihm ist Gottheit die menschliche Gattung. Diese Gottheit läfst er uns aber von drei- und vierfacher Hülle der Finsternifs umgeben sein. Die erste Finsternifs bedeckt nämlich das Verhältnifs zwischen dem menschlichen Individuum, und zwischen der Gattung, welche die Gottheit sein soll. „Das göttliche Wesen, sagt er, ist das Wesen des Menschen, *gereinigt, befreit von den Schranken des individuellen* Menschen" (S. 20). Wie kommt aber nun der individuelle Mensch zu der Erkenntnifs dieser seiner Gottheit, wenn ihn *seine Schranke*, und zwar eine *in seiner Individualität liegende* Schranke daran hindert? Nach der Lehre des Vfs. mufs auch das Wesen der Gattung dem Individuum durch seine Schranke verdeckt und fremd bleiben. Er sagt nämlich S. 11: das Maafs des Wesens ist auch das Maafs des Verstandes. Ist das Wesen beschränkt, so ist auch das Gefühl, auch der Verstand beschränkt. Aber einem beschränkten Wesen ist sein beschränkter Verstand keine Schranke; es ist vielmehr vollkommen glücklich und befriedigt mit demselben. — „*So weit Dein Wesen, so weit reicht Dein unbeschränktes Selbstgefühl, so weit bist Du Gott*". *Ein Gott in so und so weit*: ist das nicht der eigentliche Götze? Wo Gott erscheint, da erscheint er als er, über alles *in so weit* hinausgreifend, als der Unendliche. Der Vf. hat keine Ahnung von dem wahren Begriff der Persönlichkeit. Er definirt sie an einer Stelle (S. 304) als den abstracteren Ausdruck zur Bezeichnung der Individualität. Das Individuum aber ist als solches beschränkt, und die Beschränktheit nöthigt es, sich in so weit, als sein Gefühl reicht, als seinen eignen Götzen zu betrachten. Weil die Schranke nicht seine Bestimmtheit sein soll, die Eigenthümlichkeit seiner Beziehung auf die Unendlichkeit, sondern seine Getrübtheit, seine Unfähigkeit, die Gattung in sich aufzunehmen, so ist das Individuum von der Gattung verschieden, die Gattung zerfällt durch die Bornirtheit ihrer Individuen in unendlich viele Götzen, d. h. Götter, *die es sind in soweit, als es ihre Beschränktheit zuläfst*. Die zweite Finsternifs läfst der Vf. liegen auf dem Verhältnifs der Gattung zu sich selbst. Ist die Gattung sinnlich vorhanden in ihrer Totalität? Wohl schwerlich. Nun aber giebt es nach dem Vf. nur sinnliches Sein, oder Gedachtsein (S. 271). Das Gedachtsein an sich aber involvirt nach ihm die Existenz nicht. Folglich fällt der Begriff der menschlichen Gattung dahin nach seinen eignen Prämissen. Es ist aber auch klar, dafs die menschliche Gattung, wie sie den ganzen Aeon der menschlichen Entwicklung erfüllen mufs, eine Idee ist, deren Realität das ewige Bewufstsein Gottes voraussetzt. Der Vf. hat sich die Möglichkeit, die Herrlichkeit der menschlichen Gattung zu verkündigen, unversehends selber abgeschnitten. Allein abgesehen davon, dafs er die Gattung verloren hat, wie will er zu der Göttlichkeit der Gattung kommen, wenn er das Subjectsein als eine Verdunkelung des Prädicates und die Persönlichkeit als das abstracter bezeichnete Individuum betrachtet? Wenn schon das Illusion ist, dafs der Verstand sich selber als Object erkennt, die Phantasie sich selber in dem Ebenbilde Gottes anschaut, wenn also der Gegensatz, der das Selbstbewufstsein constituirt, den das Wesen des Geistes for-

Digitized by Google

dert, wegfallen muſs in der vollendeten Erkenntniſs; wie kann in dieser abstracten Einförmigkeit des menschlichen Wesens, welche nichts weiteres als absolute Verschlossenheit und Finsterniſs bedeuten müſste, von dem göttlichen Wesen die Rede sein? Die letzte Finsterniſs lagert sich dann über das Verhältniſs der menschlichen Gattung zum Universum. Wie verhält sich nach seiner Ansicht die Gottheit, welche er verkündet, zum Universum? *In wiefern* ist der diesseitige „Gott *in so weit*" der Träger, die logische Basis des Orion? Ist nicht jede Theorie, welche uns in die Grenzen der Endlichkeit bannt mit unsrem Bewuſstsein nach Rahels schöner Bezeichnung eine Pagode? Fürwahr eine kleine, enge, dumpfe Pagode ist diese von der erscheinenden menschlichen Gattung umgrenzte Göttlichkeit im Verhältniſs zu dem groſsen Gottestempel des Weltalls, worin der Geist des Unendlichen seine Allgegenwart verkündigt. Freilich, wo einmal Gott wirklich ist, da ist er ganz als Gott, nicht nur in so oder so weit; auch im engsten Raum kann er sich dem Individuum als Gott offenbaren, weil das Individuum Person ist, ein Geisteswesen, welches in der Kraft des Bewuſstseins den Geist, der das All trägt und erfüllt, vernehmen und aufnehmen, ein Organ der Ewigkeit in der Zeit werden kann. Hätte nur der Vf. nicht den Begriff der Persönlichkeit überall zurückgewiesen. Aber dieses Verfahren hat ihn in Widerspruch gesetzt mit der Philosophie selbst.

Der Vf. hat das philosophische Gericht über sein eigenes Werk unbewuſst ausgesprochen auf der 105. Seite. „Wenn ich den Unterschied aus Gott entferne, so giebt er mir keinen Stoff zu denken; er hört auf ein Denkobject zu sein; *denn der Unterschied ist ein wesentliches Denkprincip*". Schön und treffend! Sofort aber stürzt er sich selber hinein in dieses scharfe Schwerdt, indem er fortfährt: Und wenn ich daher Unterschied in Gott setze, was begründe, was vergegenständliche ich anders, als die Wahrheit und Nothwendigkeit dieses Denkprincips? Wenn nämlich die Vergegenständlichung nichts anders ist als die religiöse Illusion nach den wiederholtesten Erklärungen seiner Schrift, so fällt die Realität des Unterschiedes weg, damit aber auch die Realität des Denkprincips selbst. Auf diese Weise hat er denn auch den eigentlichen Lebensnerv der Erkenntniſs zerschnitten, und daraus erklärt sich's wohl, daſs sein Genius mit der zerknickten Schwinge, durch das ganze Buch hindurch in einem so engen Kreise umherflattert, und immer wieder auf dieselbe Stelle zurückkommt. Wenn z. B. Gott in seiner Allgemeinheit, im Gegensatz gegen die Welt nur die religiös-illusorische Vergegenständlichung des „göttlichen Verstandes" ist, wo ist das Object dieses Verstandes dann geblieben? Was bleibt „der Phantasie in ihrem Glanze" für ihre Anschauung, wenn ihr das Bild Gottes genommen ist als eine Illusion? Was bietet sich dem „göttlichen Herzen" dar für sein unendliches Bedürfniſs zu lieben, wenn der Sohn Gottes, in dem es sich auf dem Standpuncte der Religion selber wieder fand, ihm nun auf dem Standpuncte der Philosophie als eine pathologische Illusion genommen ist? Der Vf. hat den Gegensatz, der das Leben, und als Selbstbewuſstsein Gottes den Grund und das Licht des Lebens und die Quelle aller Erkenntniſs bildet, überall, in allen Gestalten angegriffen. Er bezeichnet es (S. 19) als Aufgabe seines Buches, nachzuweisen, daſs der Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen ein illusorischer sei. Daraus folgt, daſs einerseits das Menschliche nicht mehr erkannt werden kann, denn das Menschliche wird als solches nur verständlich in dem Gegensatz des Göttlichen, andrerseits das Göttliche nicht, denn das Göttliche ist nur erkennbar im Gegensatz des Menschlichen. Unter dem Gegensatz muſs man sich aber freilich nicht zwei Husaren denken, die auf einander loshauen, und einander schlechterdings bis in den Tod negiren wollen; denn schon aus dem Gegensatz der Pole, welches doch die allgemeinste und niedrigste Basis alles gegensätzlichen Lebens ist, ergiebt sich, wie sehr die „Illusion" des Gegensatzes zur Wahrheit des Lebens gehört, und wie wenig der Gegensatz die wahre Identität ausschlieſst, wie er sie vielmehr constituirt, da ja der eine Pol auf die innigste Weise in dem andern vermittelst der tiefsten Wechselbeziehung enthalten ist. Die Polarität aber ist ihrem Wesen nach der allgemeinste Reflex, das überall erscheinende Symbol des Bewuſstseins, oder der Liebe, oder der Trinität, oder des Geistes. Weiterhin hebt der Vf. auch den Gegensatz in der Liebe auf: „So lange die Liebe nicht zur Substanz, zum Wesen selbst erhoben wird, so lange lauert im Hintergrunde der Liebe ein Subject, das auch ohne Liebe noch etwas für sich ist, ein liebloses Ungeheuer, ein dämonisches Wesen, dessen von der Liebe unterscheidbare und wirklich

Digitized by Google

unterschiedene Persönlichkeit an dem Blute der Ketzer und Ungläubigen sich ergötzt — das Phantom des religiösen Fanatismus (S. 52)". „Was ist also der wahre, reine Text der Incarnation als der Text der Liebe schlechtweg, ohne Beisatz, *ohne Differenz von göttlicher und menschlicher Liebe*? Und was ist, könnte man weiter fragen, eine Liebe, die *ohne Differenz* in sich selber versunken bleibt? Ist sie nicht der vollendete Egoismus? Und was ist eine Substanz, die das Subject, die lichte Verklärung ihres unterschiedlosen Wesens von sich ausstösst, unter der Beschuldigung, es sei ein leblosses Ungeheuer? Ist das nicht — oder wäre das nicht der alte Ahriman und zwar in einem Siegestriumph über das Licht, wie er ihm einst in Zoroasters System nie zugedacht worden? Die Grundlage aller lebendigen Gegensätze ist die Trinität. Auch hier in der Urquelle des Lebens negirt der Vf. den Gegensatz; „der Sohn ergreift das Herz, weil der wahre Vater des göttlichen Sohnes das menschliche Herz ist, der Sohn selbst nichts ist als das göttliche Herz, das sich als göttliches Wesen gegenständliche, menschliche Herz". Und was ist dieses Herz, wenn es erst von seinem pathologischen Doppelsehen durch die Philosophie befreit worden ist? Ist es noch der schlichte Gemüthskrystall, in welchem der unendliche Geist sich spiegelt, und der sich selber versenkt hat in die Lichtfülle dieses Geistes? Doch die Differenz war ja die Illusion; dieses von seinem religiösen Herzeleid befreite Herz ist also vielmehr der in sich selber verschlossene schwarze Stein der Kaaba zu Mekka, ein Symbol des muhamedanischen, differenzlosen Gottes, des verschlossenen Weltfatums, oder vielmehr dieses Fatum selber. Nur in einer Formel scheint der Vf. den Gegensatz, und mit ihm die Möglichkeit der Erkenntniss bewahren zu wollen. „Der Unterschied zwischen dem „unendlichen und endlichen Geist" welcher so sehr die hyperphysischen Speculanten torquirt, ist nichts als der Unterschied zwischen dem Geiste an sich, der Intelligenz an sich, abgesondert von den Schranken der Individualität, und dem seiner Schranken sich bewussten Individuum". Allein dieser Unterschied ist kein realer, weil der Vf. die Schranke, die den Unterschied bildet, überall nur als einen Mangel betrachtet hat, von welchem die Intelligenz an sich befreit werden muss, nicht aber als die Bestimmtheit, welche eine Definition dieses Subjects innerhalb der Idee der allgemeinen Intelligenz ist, abgesehen davon, dass andrerseits wieder die Intelligenz an sich durch den physischen Begriff der Gattung umschränkt bleibt. Was aber in dem aufgestellten Gegensatz den Unterschied bilden soll, ist ein eigentlicher Widerspruch. Auf der einen Seite nämlich steht die *Intelligenz*, auf der andern die *Schranke*, als relative Unfähigkeit, jene in ihrer Fülle aufzunehmen. Den belebenden Gegensatz: *Gottheit und Menschheit*, hat er fallen lassen; den tödtlichen Gegensatz, den Widerspruch: *unbeschränkte Menschheit, und beschränkte Menschheit* hat er dafür erkoren; so bleibt ihm ein *Schein von Denkprincip in der Wechselwirkung zwischen der Vernunft und der Schranke, Bornirtheit oder Unfähigkeit.* Aus diesem Unterschiede aber kann sich auch nur so viel Erkenntnissleben entwickeln, wie aus der Schule eines Menschen, der seinen Raben sprechen lehrt. Daher hat der Verf. denn auch seinen Unterschied, weil er kein wirkliches Denkprincip war, nicht in Bewegung gesetzt, er citirt ihn überall nur beiläufig, während er doch, wenn derselbe wirklich Denkprincip gewesen wäre, als Grundgedanke sein ganzes Werk hätte beseelen müssen." Der Mangel des Denkprincips hat ihn dann auch überall in Widerspruch gebracht mit der speculativen Religionsphilosophie, und hat ihn genöthigt, sich immer wieder auf den Standpunct der Behauptung zurückzuziehen, und das Licht der Argumentation durch das Feuer leidenschaftlicher Versicherungen zu ersetzen.

Es konnte aber nicht ausbleiben, dass der Verf. überall mit sich selber in Widerspruch gerathen musste, da er sich mit allen objectiven Mächten der Erkenntniss: Reformation und Christenthum, Religion und Philosophie vorab in Widerspruch gesetzt hatte. Es hat sich dem Referenten eine Menge solcher subjectiven Widersprüche auf dem Zuge durch das Buch entgegengedrängt, und er wird sich bei der Mittheilung derselben durchaus nur auf eine Auswahl beschränken müssen, um zu zeigen, wie oft Hr. Feuerbach wieder sein eigenes Werk zerstört. Der Verf. behauptet S. VIII, der einst übernatürliche und übermenschliche Inhalt des Christenthums sei längst *völlig* naturalisirt und anthropomorphisirt. Dann sagt er aber gleich weiter, unsrer Zeit und Theologie spuke immer noch das übermenschliche und übernatürliche Wesen des alten Christenthums wenigstens als ein *Gespenst* im Kopfe. Was

Digitized by Google

noch als übernatürlich in den Köpfen der Zeit spukt, wie sollte das in der Zeit völlig naturalisirt heifsen können? S. 2 sagt der Verf., die Religion im Allgemeinen als identisch mit dem Wesen des Menschen sei identisch mit dem Selbstbewufstsein, mit dem Bewufstsein des Menschen von seinem Wesen. S. 19 dagegen heifst es: die Religion ist die *erste*, und *zwar indirecte Selbsterkenntnifs des Menschen*. Die Religion geht daher überall der Philosophie voran, und S. 36 ist gar diese Religion, welche vorhin identisch mit dem Selbstbewufstsein des Menschen war, die Entzweiung des Menschen mit sich. — S. 8 sagt der Verf.: Endlichkeit und Nichtigkeit sind identisch. Endlichkeit ist nur ein Euphemismus für Nichtigkeit. Dagegen S. 22: Wer sich scheut endlich zu sein, scheut sich zu existiren. Alle reale Existenz, d. h. alle Existenz, die wirklich, re vera, Existenz ist, die ist qualitative, bestimmte, und deswegen endliche Existenz. S. 11 heifst es: *Was das Wesen bejaht, kann der Verstand nicht verneinen;* sonst wäre der Verstand, die Urtheilskraft nicht mehr der Verstand, die Urtheilskraft *dieses bestimmten*, sondern irgend eines andern Wesens. Dagegen S. 39: Nur durch den Verstand hat der Mensch die Kraft, von sich selbst, d. h. von seinem *subjectiven* Wesen zu abstrahiren u. s. w., den Gegenstand an und für sich selbst, ohne Beziehung auf den Menschen, zu betrachten. S. 39 ist der Verstand das reine, *affectlose* Licht der Intelligenz; nach S. 43 verdanken wir dem *Verstandesenthusiasmus* das Dasein einer Botanik, einer Zoologie u. s. w. „Der Verstand, heifst es, betrachtet mit demselben Enthusiasmus den Floh, die Laus, als das Ebenbild Gottes, den Menschen." Woher hat denn der „*apathische*" Verstand seinen *Enthusiasmus?* Und wenn er einmal ohne Enthusiasmus nicht operiren kann, sollte er dann nicht fühlen müssen, dafs er sehr *partheiisch* wäre für die Laus, wenn er dem Menschen nicht mehr Enthusiasmus widmen wollte, als ihr? Der schöpferische Verstand, der aber bei dem Verf. nicht mit in Betracht kommt, hat wohl jedenfalls, und zwar aus einer *die dynamischen Unterschiede würdigenden Unpartheilichkeit* den Menschen mit etwas mehr Enthusiasmus gebildet, als den Floh; also gerade *aus Verstand, aus dem Verstande des ungeheuren Unterschiedes*. Der Verf. sagt S. 60: der Mittelpunct der christlichen Religion sei der Glaube an den aus Liebe Mensch gewordenen Gott, dann aber (S. 214) erklärt er wieder: das Mönchsthum mufs geradezu aus dem Christenthum abgeleitet werden; es war eine nothwendige Folge von dem Glauben an den Himmel, welchen das Christenthum den Menschen verhiefs. Wo das himmlische Leben eine Wahrheit ist, da ist das irdische Leben eine Lüge, wo Alles die Phantasie, die Wirklichkeit nichts. Und doch ist die Menschwerdung, wie er vorhin versicherte, der Mittelpunkt des Christenthums. — S. 73 steht die Behauptung, der religiöse Mensch sondere sich nur ab von der Welt, weil Gott selbst ein von der Welt abgesondertes Wesen sei; dagegen S. 74: Gott der Vater ist der abgesonderte Gott; im Sohne ist er erst Gegenstand der Religion. Dort also war der Vater schon der den religiösen Menschen bestimmende Gegenstand, hier ist es erst der Sohn. S. 80 stellt er die rel. Ansicht von der ersten Person in der Trinität so dar: „Die Christen hatten in Gott einen Vater und Sohn, die sich mit innigster Liebe umfingen, mit jener intensiven Liebe, welche nur die Naturverwandtschaft einflöfst"; dagegen S. 87 wie folgt: „Der Gott über dem Mittler ist nichts anderes, als der *kalte Verstand über dem Herzen*. Er ist das unsinnliche, gestaltlose, unfafsbare, bildlose Wesen, das abstracte, negative Wesen." Nach S. 81 ist der Sohn Gottes in der christlichen Trinitätslehre: „das milde, sanfte Wesen, das weibliche Gemüth Gottes"; nach S. 102 ist er „die Weisheit, die Wissenschaft, der Verstand des Vaters." Wie stark dieser Widerspruch ist, ergiebt sich aus der extremen Stellung, in welche der Verf. überall Verstand und Gemüth gegen einander setzt. Es wurde schon darauf hingewiesen, dafs der Begriff der Persönlichkeit bei dem Verf. gar nicht in's Klare gebracht ist. Er sagt freilich sehr richtig (S. 124): In der Persönlichkeit Gottes feiert der Mensch die Uebernatürlichkeit, Unsterblichkeit, Unabhängigkeit, Unbeschränktheit seiner eigenen Persönlichkeit."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach.

(Schluſs.)

Es ist aber wahr in einem anderen Sinne, als dem seinigen. Seine Unklarheit über die Persönlichkeit ergiebt sich aus folgenden Worten: Das Bedürfniſs eines persönlichen Gottes hat überhaupt darin seinen Grund, daſs der persönliche Mensch erst in der Persönlichkeit *bei sich* ankommt, erst in ihr *Sich* findet. Substanz, reiner Geist, bloſse Vernunft genügt ihm nicht, d. h. drückt nicht *ihn selbst* aus. Daſs der reine Geist gerade das Wesen der Persönlichkeit bilde, und das bei sich ankommen der Persönlichkeit in der Substanz, vielmehr das in ihr sich finden ausspreche, ist hier ganz verkannt worden. Nun aber widerspricht der Verf. bei dieser Gelegenheit sich selber, indem er S. 123 die Behauptung bestreitet: ein unpersönlicher Gott ist kein Gott, und S. 125 räth, den Begriff des persönlichen Gottes mit dem Begriff der *Persönlichkeit überhaupt* zu vertauschen. Dort soll Gott nicht persönlich sein, hier soll die (allgemeine) Persönlichkeit nicht Gott sein. S. 145 sagt der Verf.: „die Israeliten öffneten der Natur nur die gastrischen Sinne (ob er die Psalmen gelesen haben mag, z. B. den achten?); nur im Gaumen fanden sie Geschmack an der Natur, nur im Genusse des Manna wurden sie ihres Gottes inne." Darüber strafen ihn seine eigenen Worte S. 380: „O wenn du je solchen Mangel, solches Unglück (des Hungers) erlebtest, wie würdest du segnen und preisen die natürliche Qualität des Brotes und Weines, die dir wieder deine Menschheit, deinen Verstand gegeben. Heilig sei uns darum das Brot, heilig der Wein!" Doch wenn den Israeliten das Brot der Hülfe ein Wunderbrot war, das ist ein anderer Fall, da ist's eine gastrische Stimmung, wie denn auch der Verf. ein anderes Mal das Tischgebet ein „Mastgebet" nennt (S. 158), ohne sich zu besinnen, daſs es seine Schluſstendenz ist, eine Andacht, welche demgemäſs eine *Mastandacht* wäre, einzuführen. Abgesehen davon sollte er die Billigkeit gehabt haben zu bedenken, daſs die Worte Mast und Gebet einander widersprechen wie Feuer und Wasser. S. 149 sagt der Verf.: „Was ich anschaue, vor dem demüthige ich mich, dem weihe ich das Herrlichste, was ich habe, mein Herz, meine Intelligenz zum Opfer. Auch der Naturforscher fällt vor der Natur auf die Kniee nieder." Dagegen S. 159: „Der Mensch, der sich nicht die Vorstellung der Welt aus dem Kopfe schlägt, die Vorstellung, daſs Alles hier nur vermittelt ist u. s. w., ein solcher Mensch betet nicht; er arbeitet nur." „Gott als Gott, heiſst es S. 75, ist nichts anderes als das Bewuſstsein der Denkkraft, der Kraft von allen Andern zu abstrahiren." „Gott als Gott, heiſst es dagegen, S. 189 ist noch das verschlossene, verborgene Gemüth." Und umgekehrt wieder lautet der Widerspruch so: „In Gott verschweigt noch das Gemüth, was ihm auf dem Herzen liegt, — es seufzt nur — aber in Christus ist alle Seelenangst verschwunden"; wenn man diese Aeuſserung zusammennimmt mit den Worten: „Gott als Gott ist der Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheit, Christus der Inbegriff alles menschlichen Elendes. — — Die Thränen sind die sinnlichen Glanzpunkte des christlich-religiösen Gemüths." Der Verf. macht S. 211 die Bemerkung, das Christenthum lösche die qualitativen Unterschiede in der Menschheit aus, es schlage alle Menschen über einen Leisten, betrachte sie wie ein und dasselbe Individuum. Sollte er wirklich so schlecht über das Christenthum berichtet sein? Wir wollen den kundigen Leser nur an die Lehre von den Charismen und von dem Organismus des Leibes Christi in den Paulinischen Briefen erinnern. An diese falsche Beschuldigung knüpft er die andere (ziemlich widersprechende) an, das Christenthum aus überschwänglicher Subjecti-

Digitized by Google

vität wisse nichts von der Gattung, in welcher allein die Lösung, die Rechtfertigung, die Versöhnung und Heilung der Sünden und Mängel der Individuen liegen (S. 211). Wie gedankenlos wirft er das hin, nachdem er gleich vorher die das Christenthum rechtfertigenden Worte ausgesprochen: „Der Andre ist mir gegenüber der Repräsentant der Gattung, der Stellvertreter der Andern im Plural, ja *sein Urtheil kann mir gelten, als das Urtheil der zahllosen Menge.*" „Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere; der Sand ist Sand; die Perle sei mein, Du o vernünftiger Freund!" Dieses Distichon der „überschwänglichen Subjectivität" hat er anführen können, ohne zu ahnen, wie sehr es auf die christliche Organisation der Menschheit, und ihren wesentlichen Gegensatz: Perle und Sand hinweise, und wie sehr gerade die überschwängliche Subjectivität den Begriff der Gattung in's Licht gestellt hat, den man aus der unendlichen Menge nicht herauszufinden vermochte. Der Verf. schildert S. 213 den Gott der Christen so: „Gott ist die absolute Subjectivität, die von der Welt abgeschiedene, überweltliche, von der Materie befreite, von dem Gattungsleben u. s. w. abgesonderte Subjectivität." Dann aber S. 233: „Auch die Christen denken sich sehr verschiedenartig ihren Himmel, und eben so verschiedenartig ihren Gott. So haben die frommen christlichen Deutschthümler einen „deutschen Gott" u. s. w." Auf der S. 312 leistet der Verf. auf den Unterschied, die Duplicität, und somit auf das Denkprincip, welches er oben selber als nothwendig bezeichnet hat, förmlich Verzicht: „Es fehlt, sagt er, die einfache Sprache der Wahrheit, es liegt die Duplicität des religiösen Bewufstseins zum Grunde; es ist nicht die Identität des menschlichen Wesens mit sich selbst, sondern die Identität des göttlichen und menschlichen Wesens ausgesprochen. *Ist aber in der That das göttliche und menschliche Wesen identisch, wozu noch Zwei?* Der gerade, einfache, wahre, sachgemäfse Ausdruck ist: *Das göttliche Wesen ist gar nichts anders als das menschliche Wesen selbst.*" Sonach ist es auch falsch, von der Göttlichkeit oder Gottheit des Menschen zu reden. Man mufs suchen, zwischen Individualität und Menschheit einen Gegensatz herauszubringen, ohne irgendwo das Prädicat „göttlich" zu erschleichen. Da aber das allgemeine Individuum doch nichts anders wäre, als die Erscheinung der Gattung, so würde diese Differenz immer in sich zusammensinken, das Denkprincip also immer wieder schwinden. Sonach scheint der Verf. nicht fähig, zu philosophiren, so lange er auf das Denkprincip Verzicht leistet. Es hat sich diese Verzichtleistung schrecklich an ihm gerächt. Wie ein indischer Fakir sich selber zerfleischt mit einem Eisen zu Ehren seiner Gottheit, so mifshandelt der Verf. sich selber mit den Waffen seiner Dialektik zu Ehren der menschlichen Gattung, welche er einerseits von ihrem realen Gedachtsein im Geiste Gottes, andererseits von ihrer überschwänglichen Subjectivität losmachen, und dadurch, *in so weit* sie da ist, als den in allen Individuen eigenthümlich begrenzten Götzen, als den „*Gott in so weit*" verherrlichen will.

Dr. Lange, in Zürich.

V.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegiefser und Karl Witte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1. *Theil XIX S.* 252 *S.* 2. *Theil LXXXII S.* 240 *S.* *Leipzig*, 1842. *Bei F. A. Brockhaus.*

Dante Alighieri's lyrische Gedichte in deutscher Sprache mit kritischen und erläuternden Anmerkungen, mit literärischen Nachweisungen und lehrreichen Parallelen zum Zweitenmale aus den fleifsigen Händen zweier gründlicher Kenner hervorgehen zu sehen, ist eine nicht geringe Freude für alle Dante-Kenner und Dante-Freunde. Unter die letzteren rechnet sich auch der Referent. Die vorliegende zweite Ausgabe ist durch zwei Balladen, durch funfzehn Sonette, durch das Glaubensbekenntnifs des Dichters und durch die sieben Bufspsalmen, durch den poetischen Briefwechsel zwischen Johannes de Virgilio und Dante Alighieri, und zum Schlufs durch den von Dr. Heyse aufgefundenen Brief Dante's an den Marchese Maroello Malespina, so wie nicht minder durch neue kritische Forschungen und Entdeckungen, durch die Fortschritte der Uebersetzung, durch tiefer in den Sinn und die Gedankenfolge eindringende Erläuterungen vermehrt, bereichert, verbessert. Aber je mehr man bekommt je mehr verlangt man: so verlangt uns nun auch nach

Digitized by Google

dem Originaltexte, dessen Redaction hoffentlich recht bald nachfolgen wird. Wir möchten die Zugabe eines vollständigen und berichtigten Textes um so mehr in Anspruch nehmen, als sonst der in der ersten Ausgabe beigefügte Originaltext in der zweiten *vermehrten* Ausgabe empfindlich vermifst werden würde. Und wer besitzt auch von allen hier mitgetheilten Uebersetzungen die Originalien vollständig?

Sehen wir nun aber auf das, was uns gegeben ist, so finden wir am Anfange die Gedichte aus der *vita nuova*, welche früher v. Oeynhausen, später Karl Förster ebenfalls übersetzt haben. Eine Vergleichung dieser drei aufeinander folgenden Uebersetzungen, wozu noch einige hier mitgetheilte Nebenversuche kommen, würde von mannigfachem Interesse sein. — Auf diese Lieder neuen Lebens folgen zwanzig Canzonen, unter welchen sich die für das Convito bestimmten vierzehn befinden. Den Canzonen folgen 11 Balladen, 55 Sonette, 3 Epigramme, die Bufspsalme und das Glaubensbekenntnifs. Den Schlufs machen des Johannes da Virgilio zwei poëtische Episteln und Dante's Eklogen zur Antwort, aus lateinischen *Hexametern* in fünffüfsige *Jamben* übersetzt. Der zweite Band enthält dann den literarisch-kritischen Apparat nebst den erläuternden Anmerkungen.

Der Inhalt ist so reich, dafs wir unsere Anzeige wenigsten zum gröfseren Theile einerseits auf das Allgemeinere und Wichtigere beschränken müssen, andererseits aber auch zu einer kurzen Uebersicht der Lebensentwickelung des grofsen, ja des gröfsten Dichters zu benutzen wünschen.

Es ist schon früher ausgeführt worden, und *Witte* hat das besondere Verdienst, darauf aufmerksam gemacht zu haben, dafs Dante's inneres Leben, wie jedes volle Menschenleben, in seiner successiven Entwickelung eine Trilogie bildet. Die *vita nuova* enthält nach ihrer nächsten, buchstäblichen Bedeutung das Jugendleben, die erste Liebe, nach ihrem tieferen Inhalte, oder, wie Dante sich ausdrückt, nach ihrem allegorischen Sinne, das unmittelbare, unentzweite Glaubensleben in der ersten Fülle und Frische kindlichen Vertrauens, das der Wahrheit seiner Ueberzeugung gewifs ist. Das *Convito* gehört der zweiten Lebens-Periode an. Der Tod bricht herein, Beatrice's Heimgang greift in das diesseitige Leben und erschüttert es in allen seinen Fugen. Der Tod stellt den *Glauben* auf die Probe. Der Tod ist Zwiespalt: der Tod entzweit, aber er vermittelt auch das Entzweite, das vorher unmittelbar Eins war. Wie die *erste Liebe*, so erhält sich auch der *erste Glaube*, ob auch unter anfänglichen Schwankungen: der ersten *Liebe*, welche darum doch bleibt, schliefst sich aber eine *zweite* Liebe an, welche darum keine *andere* ist, dem ersten *Glauben*, welcher nach der Form seiner Unmittelbarkeit aufgehoben ist, aber nach seinem Inhalte aufbehalten bleibt, folgt die Philosophie des Glaubens, in welcher sich derselbige Inhalt vermittelt und bewährt. Die zweite Liebe ist der nächste, die Philosophie als die Vermittelung des unmittelbaren Glaubens ist der tiefere Inhalt, der allegorische Sinn der zweiten Lebensperiode. Die erste Bedeutung hat eben sowohl ihre Wirklichkeit, als die zweite ihre Wahrheit hat. Es ist uns nicht wenig erfreulich, dafs jetzt auch *Witte*, welcher früher für die zweite Periode nur den allegorischen Sinn anerkannte, das ihm zum Grunde liegende buchstäbliche Verständnifs der *zweiten Liebe* anerkennt, Bd. II. S. 42, worauf wir sogleich wieder zurückkommen werden. Der zweiten Lebensperiode folgt die dritte, in welcher sich die ganze frische Unmittelbarkeit des Glaubens wieder herstellt. Ihr ist die *divina commedia* gewidmet: es ist die Periode der eigenen Erlebung, der inneren Erfahrung, ohne welche alles Wissen noch ein *äufseres* ist: das Wissen wird erst durch die eigene Erfahrung, durch die wirkliche Erlebung *immanent*.

Lì si vedrà ciò che tenem per fede,
Non dimostrato, ma fia per sè noto,
A guisa del Ver primo che l'uom crede.
Parad. II. 43—45.

Es versteht sich von selbst, dafs diese drei Lebensperioden nicht abstract von einander geschieden sind, indem vielmehr in jeder auch die Momente der anderen Entwickelungsstufen sich regen. Witte hat auch wirklich historisch nachzuweisen gesucht, dafs der letzte Abschnitt der Vita nuova über die Zeit des Convito hinausfällt und unmittelbar an die göttliche Komödie sich anschliefst. II. S. 5—9.[1] Demohngeachtet dürfen wir die Vita nuova nach ihren Hauptbestandtheilen als des Dichters Jugendschrift betrachten: der Dichter führt uns hier selbst in die Werkstätte der Poësie: wir sehen die Gedichte nach ih-

Digitized by Google

rem Inhalte entstehen und nach ihrer Form sich gestalten.

Für die zweite Lebensperiode sind die ursprünglich für das Convito bestimmt gewesenen 14 Canzonen besonders wichtig, von welchen nur die drei ersten im Convito ihren Auto-Commentar gefunden haben. In der Vita nuova geht jedem Gedicht seine innere und äufsere Veranlassung voraus: im Convito geht das Gedicht, als schon fertig, seiner Erklärung voraus. Aber nur drei Canzonen ist eine solche ausführliche von Wort zu Wort fortlaufende Beleuchtung zu Theil geworden: eilf Canzonen sind ohne Commentar geblieben: ja sie konnten selbst als unbekannt gelten. Es ist ein besonderes Verdienst Witte's, aus den vorhandenen Canzonen, theils nach Anleitung der im Convito selbst enthaltenen Hinweisungen, theils nach den unmittelbar aus den Handschriften hervorgegangenen ältesten Sammlungen der Canzonen (Bd. II. S. XXXII flg.) die übrigen 11 Canzonen herausgefunden zu haben. An die auf diesem Wege wieder hergestellte Folgeordnung müssen wir uns daher für jetzt halten. Es sprechen dafür nicht allein viele äufsere, zum Theil zwingende Gründe, sondern auch die Gründe der inneren Kritik, welche aus dem Zusammenhange des successiven Gedankenverlaufes sich ergeben. Diese Succession näher zu verfolgen ist die besondere Absicht der gegenwärtigen Anzeige.

Vorerst müssen wir jedoch wiederholen, dafs, wie in der ersten Periode *Beatrice* eine wirkliche, leibhaftige Erscheinung ist, so auch in der zweiten Periode die zweite Geliebte keine leere Phantasie sein kann: vielmehr liegt der Bedeutung oder der Allegorie zunächst ein wirklicher Gegenstand zum Grunde, wovon jedes Wort, das die Vita nuova und das Convito von ihr enthält, Zeugnifs ablegt: denn es trägt das Gepräge der objectiven Wahrheit. Hiermit stimmt auch des Dichters Theorie über den *Literal-Sinn* überein, welchen er in Uebereinstimmung nicht allein mit der Philosophie seiner Zeit, sondern mit der gegenwärtigen Philosophie, seine Wirklichkeit und Wahrheit für sich zugesteht. Die Wahrheit jeder Erscheinung ist eben dieses, dafs sie nicht blofs eine Bedeutung hat für Anderes, sondern auch an sich selbst wirklich und gegenständlich ist. Erst hierdurch wird die Bedeutung selbst gegenständlich, an sich seiend: ohne gegenständliche Grundlage wäre sie eben nur Einbildung. Eben dieses Princip hielt die Orthodoxie des Mittelalters namentlich auch in Anwendung auf die Thatsachen der Offenbarung exegetisch fest. So gehört es auch noch zu dem *Literal-Sinn* der zweiten Liebe, wenn Dante im Convito II. 9. über das Verhältnifs der ersten zu der zweiten Liebe seine innerste Lebenserfahrung in Worte zu fassen sucht. Nach seiner Selbstbeobachtung werden beide Liebesverhältnisse nur dadurch compatibel, dafs die erste Liebe, welche irdisch getrennt ist, einer anderen Sphäre angehört, als zur Zeit die zweite. Der allegorische Sinn davon ist aber allerdings dieser, dafs mit der Rechtfertigung der zweiten noch diesseits gültigen Liebe gegen die erste in das Jenseits versetzte Liebe auch die Philosophie, als die discursive Vermittelung der Wahrheit für dieses Leben, im Verhältnisse zu der intuitiven Gewifsheit ihre Rechtfertigung erhält. Das Erste ist demnach, dafs wir auch in der zweiten Liebe ein wirkliches, gegenständliches Verhältnifs erkennen: sonst wäre jener Kampf zweier Mächte nicht erklärlich, welcher nur durch das gesunde Verhältnifs beider Neigungen gegen einander zu einem Friedensabschlusse kommt. Das Zweite ist, dafs unter dieser zweiten Liebe nur ein einziges Liebesverhältnifs zu verstehen ist: Liebschaften gehören nicht in diesen Kreis: haben sie den Dichter berührt, so können sie doch diese Sphäre nicht stören. Das Dritte ist, dafs diese zweite Liebe eben so wenig als die Philosophie an sich zu den *false imagini* gehören kann, deren der Dichter im irdischen Paradiese geziehen wird. — Ja, wir glauben in eben diesem irdischen Paradiese nächst der ersten Geliebten — *Beatrice* — auch die zweite Geliebte wieder zu finden, wiewohl wir hier die Gründe nicht entwickeln können, weshalb wir in der *donna soletta* des irdischen Paradieses, welche als *conducitrice de miei passi* den Erdenpilger seiner Beatrice entgegenführt, und erst ganz zuletzt — *Matelda* genannt wird, die *donna gentile* des neuen Lebens und des Gastmals, — *bella giovane e savia, ed apparita forse per volonta d'Amore, acciò che la mia vita si riposi* — wieder zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegiesser und Karl Witte.

(Fortsetzung.)

Es wäre jetzt nur noch Eins übrig. Die Compatibilität beider successiver Liebesverhältnisse hat uns der Liebhaber selbst erklärt, um der Anschuldigung einer levezza d'animo (Conv. III. 1.) zu entgehen. Aber wie ist die zweite Liebe mit der gleichzeitigen Ehe in ein erträgliches, in ein sittliches Verhältnifs zu bringen? Darauf antwortet der Dichter je in der ersten Zeile der beiden ersten Canzonen: die Antwort liegt in den Worten: *intendendo* und *mente*: die Erklärung folgt III. 3. Die weitere Ausführung müssen wir für jetzt schuldig bleiben.

Sehen wir nun auf die Succession der zweiten Lebensperiode nach Anleitung der Canzonen des Gastmahls, so finden wir in der ersten Canzone:

Voi, che intendendo il terzo ciel movete,
Die ihr durch Denken regt den dritten Himmel!

den Kampf zwischen der ersten frischen Jugendliebe, die ihren Gegenstand nicht mehr auf der Erde findet, und einer zweiten gegenwärtigen Liebeserscheinung, die zwar auch nicht von der Erde stammt, aber doch so zu ihr hernieder gehet, wie jene aufwärts ging. Der tiefere Sinn ist, dafs der durch den Todesrifs schwer geprüfte Glaube gegen das Denken ankämpft, wie dieses gegen ihn. In der zweiten Canzone:

Amor, che nella mente mi ragiona,
Liebe, die mir im Geiste denkend zuspricht:

erkennen wir den Sieg der zweiten Liebe gegen die erste, so doch, dafs diese für jene Welt, aber nicht erst für die Zukunft, sondern schon *jetzt* für den Himmel dem Erdenpilger bleibt. Der tiefere Sinn ist, dafs das Bedürfnifs der Vermittelung gegen die Unmittelbarkeit des Glaubens das Feld behält, ohne dem Inhalte zu schaden. In der dritten Canzone treten

Le dolci rime d'Amor, ch'io solia,
Die süfsen Liebes-Reime, die ich pflegte,

für jetzt in den Hintergrund. Die Geliebte hat sich ihm entzogen: die Philosophie ergiebt sich nicht so schnell: sie bleibt noch draufsen stehen: das innerste Verständnifs will sich nicht erschliefsen. Solche Wechsel hat der Liebende schon in der ersten Liebe erfahren. In dieser Zwischenzeit scheinbarer Entfremdung hält er sich recht nach der Weise der Liebe an die Personen, die der entfernten Geliebten am nächsten stehen: er wendet sich zur gentilezza, Adeligkeit. Die Canzone lehrt, dafs der Adel nicht wesentlich, nicht ausschliefslich von der *Geburt* bedingt sei, wiewohl er darin seine Wiege und Pflege finden *könne*: die wesentliche Bedingung des Adels findet er im *Geiste*, denn der Adel, welcher Individuen von andern Gliedern desselbigen Geschlechts bevorzugt, kann nur in demjenigen Elemente wurzeln, welches den Adel des Geschlechts begründet und dieses selbst vor anderen Geschlechtern bevorzugt. Nun ist aber der Geist des Menschen nicht *geboren*, nicht durch Fortpflanzung mitgetheilt, sondern *erschaffen*, unmittelbar von Gott erschaffen. An diese Lehre des Kreatianismus, welcher den Traducianismus, die Fortpflanzung, nur nach Leib und Seele gelten läfst, knüpft sich nun auch die Theorie des Dichters vom *Adel*, wozu der Keim nicht durch die Fortpflanzung mitgetheilt, sondern, ohne an die natürliche Abstammung gebunden zu sein, von Gott unmittelbar jedem Embryo eingehaucht wird, wohl aber durch Geburt und Erziehung gepflegt werden kann. Dieser Keim ist der Adel, welcher zur Tugend (Tüchtigkeit) Kraft verleiht, aber auch nur durch Tugend erhalten und bewahrt werden kann. Eben darum mufs nach dieser Theorie der Adel von Glied zu Glied neu werden: aufserdem wird er mit dem Alter verkümmert und verkürzt. Eben darum ist aber auch jeder neue Adel dem ältesten gleich, wenn dieser auch neu wird,

Digitized by Google

und überlegen, wenn er nicht neu wird. Tiefer kann hier diese wichtige Lehre nicht verfolgt werden; sie wurzelt, wie gesagt, in den allgemeinen Principien des Dichters über das Verhältniſs des Traducianismus zum Kreatianismus in der Sphäre des Menschengeschlechts. Hier müssen wir nur bemerken, daſs in der vorliegenden Schrift dem Dichter, dem Philosophen, dem Bürger, dem Menschen zugleich Unrecht geschieht, wenn ihm eine Verwechslung subjectiv edler Gesinnung mit der objectiven Bedeutung des Adelsstandes (Bd. II. S. 79) Schuld gegeben wird. Wie kein Mensch darum schon ein Dichter, ein Arzt, ein Künstler ist, weil er die entschiedensten Anlagen dazu hat, so ist auch kein Mensch darum schon adelig, weil er es werden kann, weil einer, wie der andere, in dem ihm anerschaffenen Geiste aus Gott den Keim dazu empfangen hat. Eben darum können auch die historischen Quellen des Adels allein, welche auf der Fortpflanzung und Erbschaft beruhen, und in Geburt und Grundbesitz wurzeln, ohne jene wesentliche Bedingung den Adel nicht erhalten. Wären Geburt und Besitz wesentliche, mithin ausschlieſsliche Bedingung des Adels, so wäre die indische Kastenverfassung das Ideal des Ständeunterschieds. — Hierher gehört auch die Parallele im Purg. VII. 121—123.

Rade volte risurge per li rami
L'umana probitate: e questo vuole
Quei, che da la, perche da lui si chiami.

Sie zeigt durch die Wiederholung, wie sehr diese Lehre dem Dichter am Herzen lag: sie nennt zugleich die Absicht Gottes, auf daſs Israël sich nicht rühme wider den Herrn. So wenig verwechselt aber Dante Gesinnung und Stand, daſs er vielmehr einerseits den nominellen Stand und die Standesehre, andererseits den Keim dazu und dessen Verwirklichung genau unterscheidet. Er befindet sich eben deshalb wo nicht mit jedem Rechtsphilosophen, doch mit der Rechtsphilosophie in Uebereinstimmung, so wie er denn auch die mystische Seite der Standesunterschiede nicht verleugnet. — Doch wir müssen abbrechen: wir sind nur der von dem Dichter selbst eingeleiteten Digression gefolgt: wir wünschten nicht allein ihn, sondern auch seine Lehre gegen einen Dantisten und Juristen zugleich zu vertreten.

Aber wir fanden den Dichter im Umgange mit einer Gefährtin der Geliebten, mit einer Freundin der höchsten Geistesthätigkeit, der Philosophie, nach welcher, so beginnt schon das Convito, alle Menschen streben.

Hatte nun der Liebhaber in eben dieser dritten Canzone die Zeit der Entfernung seiner Geliebten durch den Umgang mit ihrer nächsten Schwester ausgefüllt, so bricht gleich darauf in der vierten Canzone:

Jo sento si d'amor la gran possanza,
Ich fühle so der Liebe groſse Obmacht:

die *Liebesklage* nur um so stärker hervor: er kann es nicht länger verhalten, daſs ihm dennoch das innerste, vertrauteste Verhältniſs noch mangelt: die Geliebte will sich ihm nicht ganz mittheilen. Diese *Liebesklage* wächst in der fünften Canzone:

E' m' incresce di me si malamente:
Mir thut es um mich selbst so schmerzlich leid:

zum unverhaltenen *Jammer*. Das anhaltende Leiden hat nach der Erfahrung diese Folge, daſs der Leidende mit sich selbst, als mit einem Andern, Mitleid hat. Es ist ein innerer Herzensgram, welcher sich in sich selbst reflectirt und verzehrt, und nur in der Erinnerung des früheren Liebesglückes, im Andenken an die Sonne, die einst so hell aufging, einigen Trost sucht. Jetzt steht die Sonne hinter dichten Wolken. In der sechsten Canzone:

Così nel mio parlar voglio esser aspro,
So rauh will ich in meinem Worte werden:

steigt der *Jammer* zum *Liebeszorne*, zur *Empörung*: er schilt den Liebesgott, den grausamen, der einst auch Dido tödtete, er droht selbst der Geliebten. Diese Canzone ist als die *sechste* im Convito selbst voraus verkündigt. Die siebente Canzone:

Amor, tu vedi ben che questa donna,
Du siehest, Liebe, wohl, daſs diese Frau:

geht allmählig aus den bittersten Vorwürfen über die erfahrene Härte und Kälte zu Bitten um Erbarmen über, die unmittelbar an Gott gerichtet werden. Sehnsüchtig flehet das innerste Herz zu Dem, der vor der Zeit und vor allem creatürlichen Leben, vor dem sichtbaren Lichte war. Es gilt auch in der Philosophie, wie in der Liebe, daſs sich das Ziel nicht unmittelbar erstürmen läſst: es muſs erbeten sein. Er flehet und bittet, ob er den Stein erweiche, ob er die schneidende Winterkälte erwärme. Nun folgt die achte Canzone:

Jo son venuto al punto della rota
Gekommen bin ich zu dem Punct des Rades:

und mit ihr kommt der Dichter äuſserlich in den strengsten Winter: aber so kalt es draufsen ist, daſs alles

Digitized by Google

zu Stein erstarrt, inwendig glüht es doch fort: und auch nicht *ein* Liebesgedanke verläfst den beladenen Geist, der zäher als Stein *an dem Bilde von Stein* festhaftet. Hiermit sind wir unwillkührlich gleich im Anfange des Gesanges — an Pygmalions Marmorbildsäule erinnert. — Darauf folgt die Schilderung des Winterfröstes. Zuletzt fragt er die Canzone, was aus ihm werden solle im Frühlinge, wenn aus allen Himmeln Liebe zur Erde hernieder regnet, da schon zur Zeit des Frostes alle Liebe in ihn allein sich sammele. Die Antwort ist:

Saranne quella ch'è d'un'uom di marmo;
Se in pargoletta fia per cuore un marmo.

Die Uebersetzung lautet:

Verwandelt bin ich dann zum Bild von Stein,
Wenn Jene statt des Herzens ziert ein Stein.

Auch der Commentar versteht diese Antwort so, als würde der Liebende bis zum künftigen Frühlinge nicht mehr bestehen, sondern schon früher zu Stein erstarren, wenn die Geliebte noch länger ein Herz von Stein behalte. Näher ist der Sinn wohl dieser: der Gegenstand der Liebe hat mehr Macht über den Liebenden als die Jahreszeit: dieselbe Liebe, die ihn zu dem Gegenstande seiner Sehnsucht zieht, wird ihn daher auch ohne Rücksicht auf andere Einflüsse von Aufsen dem Gegenstande seiner Liebe selbst ähnlich machen: bleibt nun dieser Gegenstand nach wie vor von Marmor, so wird auch das liebewärmste Herz am Ende zu Marmor werden. — Eben diese Eigenschaft der Liebe hat der Dichter schon früher im Conv. III. 1. und unter Berufung auf Aristoteles (Eth. IX. 1.) ausdrücklich anerkannt. Wer wüfste auch nicht, dafs wirkliche Eheleute nach und nach einander auch äufserlich ähnlich werden! Darum mufs auch Dante's Herz entweder zu Marmor erstarren, oder — das Marmorherz der Geliebten zum Leben und Lieben erwachen. — Das ist die Alternative, womit die Canzone schliefst. Nach unserm Erachten ist die Anspielung auf den Mythus von Pygmalion (Ovid Metam. X. 244—294) nicht zu verkennen: in der Hinweisung auf Pygmalions Liebesgeschichte liegt zugleich die Hoffnung auf einen eben so günstigen Ausgang. — Wie vertraut Dante mit Ovid's Metamorphosen war, kann keinem Dantefreunde entgehen. — An Pygmalions Bildsäule erinnerte schon die erste Strophe. Dort reimte pietra mit pietra: die Geliebte wurde als immagine di pietra bezeichnet. Am Schlusse reimet marmo mit marmo: der Geliebten wird ein Herz von Marmor zugeschrieben. — Aber wie dem auch sein möchte, der allegorische Sinn ist unstreitig dieser, dafs die Philosophie, wenn sie nicht durchdringt, auch das wärmste Herz des Glaubens und der Liebe versteinert. Die Hoffnung ist, dafs der Stein doch noch weich und lebendig werde. Wer erinnerte sich hierbei nicht der fast zu oft wiederholten Sentenz Baco's von Verulam? — Philosophia obiter libata a Deo abducit, penitus hausta ad eundem reducit. — Eben darum scheint uns aber auch der Sinn der Canzone, der in ihrem Ende wie in seiner Spitze gipfelt, im genauen Zusammenhange mit dem Vorwurfe zu stehen, welchen Dante von seiner *ersten* Geliebten Angesichts der *zweiten* im irdischen Paradiese erhält, wenn dort Beatrice seine Gedanken mit den petrificirenden Wassern der Else vergleicht, und seinen Verstand der Versteinerung zeiht: Purg. XXXIII. 67. 68. 69. 73. 74. Der Vorwurf trifft wieder nicht die Philosophie an sich, sondern das Verhalten zu derselben. — In dem vorliegenden Commentare wird übrigens auf eine andere Parallele aufmerksam gemacht, welche das 42. Sonett insofern enthält, als dieses in gleicher Weise den Frühling beschreibt, wie hier der Winter geschildert ist. Auf unsern *Wintergesang* folgt demnächst in der *neunten* Canzone:

Amor, dacchè convien pur, ch'io mi doglia:
Mir ziemt es, Liebe, dafs ich schmerzlich klage:

ein *Gebirgsgesang*, montanina canzone. Die Liebe begleitet ihn auch in das Alpenthal, aus welchem der Arno hervorkommt: er findet hier, wie in Florenz, an demselben Flusse der Liebe Uebermacht:

Lungo il qual sempre (Amor) sopra me sei forte.

Die zweite Liebe quillt aus derselben Quelle, und strömt in desselben Flusses Bette, wie die erste. Jetzt finden wir den Sänger der Liebe in fügsamer Ergebung, in stiller Beugung und Geduld: er ist weich geworden: er sendet sein Lied nach Florenz, damit seine Landsleute sehen mögen, wie ihn die Liebessehnsucht mürbe gemacht und entwaffnet hat. Wie sollte er jetzt noch der Stadt gefährlich sein, die ihn verbannt hat! — Mit eben dieser Canzone bringt gegenwärtig ihr Commentator einen neu aufgefundenen Brief Dante's an Marcello Malaspina (Bd. II. S. 235 flg.) in Verbindung. Dieser Brief berichtet dem Freunde von einer übermächtigen Liebesleidenschaft, welche den aus dem

Digitized by Google

Weltleben entfernten Dichter plötzlich an den Gestaden des Arno überrascht und überwältigt hat; der Brief gedenkt zugleich einer darauf bezüglichen Beilage. Professor Witte glaubt daher in diesem Funde die historische Erklärung unserer Canzone, und in der Canzone die Beilage des Briefes gefunden zu haben. Aeufserlich haben allerdings die Canzone und der Brief viel Uebereinstimmendes: aber wenn der Brief wirklich nur das Bekenntnifs einer neuen Liebschaft enthält, wenn dieser Liebesreiz eben nur zu den flüchtigen Anfechtungen seines Lebens, zu den false imagini gehört, so hat dieses Bekenntnifs mit unserer Canzone nichts zu thun, welche augenscheinlich nicht von einer *neuen* Liebe handelt, sondern im Zusammenhange mit den vorausgehenden und nachfolgenden Liedern einer und derselben Neigung des Herzens gewidmet ist. Wie könnte auch sonst in diesem Liede dieselbe fortlaufende Allegorie gefunden werden? So viel ist gewifs, dafs das Lied die *Ergebung* in eine langgepflegte Sehnsucht ausdrückt. Auf diese *Ergebung* folgt sogleich wieder in der zehnten Canzone:

La dispietata mente, che pur mira
Der friedelose Geist, der nur zurücksieht:

ein *Kampf* widerstreitender Gefühle, sich gegenseitig verklagender Gedanken. Das Herz ist nach einer Seite vom Heimweh, nach der andern vom Liebesweh angefochten. Von der Vaterstadt, von der Liebe, von der Philosophie landesverwiesen, verlangt der Dichter nach der Heimath: er verlangt zugleich nach Liebe und Erkenntnifs. Der Glaube ist nicht mehr lebendig, wenigstens entfernt; und die Philosophie will sich auch nicht ergeben: die Vaterstadt und die Liebe sind ihm zugleich unerreichbar. Seine Sehnsucht hat ihren Gipfel erreicht: er protestirt gegen jeden längern Aufschub, indugio; l'attender più non posso. So entläfst er sein Lied mit dem kurzen Befehle, zu eilen. Mit dem eilften Liede:

Amor, che muovi tua vertù dal cielo
Die du vom Himmel, Liebe, deine Macht regst:

legt sich der Liebende wieder auf das Bitten: er bittet zu dem Gotte der Liebe, welcher seine Macht vom Himmel herab ausgehen läfst, und damit alle Welt beweget. Sollte er nicht auch das Herz der Geliebten bewegen können? Es ist derselbe Gott der Liebe, welcher das letzte Wort im liederreichen Munde des Dichters geworden ist, und womit er sein grofses Gedicht schliefst:

L'amor che muove 'l Sole e l'altre stelle.

Auf dieses Gebet erscheint in der zwölften Canzone:

Poeciach' Amor del tutto m'ha lasciato,
Dieweil mich Liebe ganz verlassen hat:

gleich einer Schwalbe, die des Frühlings Nahen ankündigt, gleich der Primavera, die der Frau des Herzens voraus geht, eine zweite Freundin und Gefährtin der Geliebten. Wir kennen schon eine an der Gentilezza: jetzt kommt die zweite: sie heifst Leggiadria: sie ist wie die Trabantin des *Liebes*sternes, dem der Dichter angehört, so die Begleiterin der *Tugend*, la verace insegna, La qual dimostra u' la vertù dimora. In dieser Canzone erreicht die Reimkunst ihren Gipfel: und die Uebersetzung strebt ihr rühmlichst nach: die Uebersetzung der ersten Ausgabe hat dem Verf. nicht genügt: er hat die Schwierigkeit eines neuen Versuchs nicht gescheut: wir erhalten hier eine gründlich neue Umarbeitung. Aber was ist unter dieser *Leggiadria* zu verstehen? Wie unterscheidet sie sich von der *gentilezza* oder *nobilitate*? Sie nimmt und giebt einfältiglich: sie theilt andern mit, was sie empfangen, und wie sie's empfangen: sie bildet mit der Tugend zwei concentrische Kreise. Ueber eben diese Leggiadria finden wir in unsern Jahrbüchern (1828. S. 39—42) aus früherer Zeit eine ausführlichere Entwickelung. Bd. II. S. 129. So viel liegt zu Tage, dafs die Leggiadria nicht nur eine Freundin, sondern eine Gefährtin, eine Vorbotin der nahenden Philosophie ist, welcher sogleich darauf in der dreizehnten Canzone:

Tre donne intorno al cuor mi son venute
Drei Frauen sind mir rund um's Herz gekommen:

drei andere Tugenden als Vorbotinnen folgen; drei Frauen, die sich ebenfalls im Gefolge der Geliebten, in dem Umkreise der Philosophie befinden. Es tritt hiermit immer näher, dafs zum *Wissen* auch das *Wollen* erfordert wird: ohne Treue des Willens in der Zucht ist auch keine Treue des Gedankens, ohne die Tugend des Herzens auch keine Tugend (Tüchtigkeit) des Erkenntnifsvermögens, zu erwarten. Ohne Tugend keine Liebe: ohne Liebe keine Erkenntnifs, die auch nichts anders ist als das intimste Verhältnifs des Subjects zum Objecte. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegiesser und Karl Witte.

(Schluss.)

Jetzt kommen solcher Tugenden drei dem verlangenden, nach Erkenntniss verlangenden, nach Liebe durstenden Herzen des Dichters entgegen. Und wer sind diese drei? Sie sind alle drei jung und schön, und sind doch Mutter, Tochter und Enkelin: sie sind so reizend und doch verbannt, landflüchtig, bettelarm, in zerrissenen Kleidern. Der Dichter nennt sie selbst Drittura, Larghezza, Temperanza. Warum sollten wir sie anders nennen? Zur Philosophie gehört nichts so sehr als Zucht, Freiheit und Maass. Diese Frauen scheinen zugleich den drei christlichen Tugenden zu entsprechen, welche wir in der göttlichen Komödie kennen lernen: die Zucht des Rechts dem Gehorsame des Glaubens und kindlichen Vertrauens, die Freiheit der Liebe, welche die Furcht austreibt, die Mässigkeit der Hoffnung, die warten und harren kann. Ja, wir möchten darin von den vier heidnischen Tugenden drei wieder erkennen, in der Drittura die Gerechtigkeit, in der Larghezza den edlen, tapfern Muth, den keine Furcht beengt, in der Temperanza die Mässigkeit: so werden auch im Convito IV. 26. 27. giustizia, larghezza, und temperanza geschildert und gerühmt. Es fehlt zu den vier weltlichen Tugenden nur noch die vierte, nämlich die *Weisheit* selbst. Das ist aber die *Philosophie*, mit welcher sich der Dichter in Liebessehnsucht ganz zu vereinigen trachtet. Aber eben darum dürfte auch diese einfache Erklärung des räthselhaften Kleeblatts so befriedigend sein, dass wir dagegen die in dem Commentare erwähnten Deutungen zurückzustellen geneigt sind. Auch in der göttlichen Komödie erscheinen die drei und vier Frauen, Nymphen, Sterne mehr als einmal. Jedenfalls sind diese der Philosophie als der Weisheit so nahverwandten Erscheinungen ein Zeichen, dass wir uns mit dem Dichter der ersehnten *Erkenntniss* immer mehr nähern. Eben deshalb steht aber auch diese Canzone an der vorletzten Stelle: sie gehört zugleich unter diejenigen, über deren Platz wir ganz sicher sind, da er im Convito IV. 27. I. 12. II. 1. selbst vorab angekündigt ist. Und nun kommt die letzte Canzone, deren Stelle ebenfalls nach dem Convito I. 8. III. 15. keinen Zweifel gestattet:

Doglia mi reca nello core ardire
Der Schmerz regt mir im Herzen kühnen Muth.

Der Schmerz der Liebessehnsucht weckt den Muth zur Wahrheit: die Wahrheit ist, dass Tugend und Schönheit, Erkenntniss und edle Gesinnung, Philosophie und Poësie, Liebe und Glaube zusammen gehören; die Liebe ist es, welche Tugend und Schönheit verbindet, und aus Zweien Ein Paar macht. Darum darf sich die Schönheit nicht an die Untugend wegwerfen. Die Wurzel aller Untugend ist aber die niedrige Selbstsucht, der Geiz, der keinen Frieden geben kann: und doch ist das Gold der Gott der Welt. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles: ch' a tutti signoreggia. Corre l'avaro, ma più fugge pace. Wir können uns nicht entbrechen auf die treffenden Parallelen über den Geiz aufmerksam machen, die in der gleichzeitig erschienenen Schrift: „*Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung, diesseits und jenseits*" S. 139 flg. gesammelt worden sind: nur dass auch noch der Falschmünzer *Adam* (Inferno XXX. 60—72) in diese Kategorie gehört, dessen Golddurst in den Durst sich verwandelt hat, welcher den reichen Mann (Luc. 16, 24.) und den reichen Tantalus (Od. XI. 582—592) unaufhörlich quält. Wie sollte

Digitized by Google

sich mit solchem schmutzigen Geize die Schönheit verbinden können! Ein schöner Leib gebührt nur einer schönen Seele. Dies ist der Hauptgedanke der Schlufscanzone: Liebe, Schönheit und Tugend stehen im unzertrennlichen Bunde mit einander. Auch dazu finden sich in Dante's Gedichten die sprechendsten Parallelen. Eine solche unverkennbare Parallele hat Witte in der achten Ballade:

Madonna, quel Signor, che voi portate:
Der Herr, Madonna, den ihr tragt im Auge:

richtig gefunden; die andere liegt noch näher: wir finden sie im zwölften Sonette der vita nuova:

Amor, e 'l cor gentil sono una cosa:
Ein edles Herz und Liebe sind ein Ding.

Merkwürdig, und doch noch nicht genügend bemerkt ist die Paralle im Inf. V. 100.

Amor, ch'al cor gentil ratto s'apprende.

Sie deutet darauf, dafs auch die sündige Liebe den edlen Funken der Liebe zur Unterlage hat, und eben darum doppeltsündig wird. Sie warnet vor der Sicherheit, wozu das Bewufstsein verführt, dafs die Liebe gut ist:

Amor, che solo i cor leggiadri invesca.

Die vierte Parallele finden wir am Schlusse des Convito, nach welchem Liebe und Philosophie nur in einer offenen, edlen Seele Wohnung machen. Der Schlufs des letzten Tractats würde eben nur in der weiteren Ausführung dieser Wahrheit bestanden haben. Wie in unserer Canzone die Schönheit nur mit der Tugend sich verbinden mag, so heifst es am Ende des Convito: Filosofia non volge lo sguardo suo dolcissimo all' altra parte: Ihre Wurzel ist nel secretissimo della Divina mente: in dem Geiste Gottes, welcher war, ehe denn die Zeit war: so lasen wir in der 6. Canzone. Und das ist eben der höchste Preis der menschlichen Erkenntnifs, und ihre Stammeseinheit mit dem christlichen Glauben, dafs sie aus der *Weisheit Gottes* stammt. Unverkennbar deutet hiermit der Dichter noch einmal auf das Bibelwort, welches er schon früher III. 15. wörtlich übersetzt hat (Spr. 8, 27—30.) und welches auch in der divina commedia fortlebt. Vergl. *Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung* S. 87. 127.

Wir sind jetzt am Ende der 14 Canzonen des Gastmals, bei welchem der Dichter nur als Aufwärter dienen wollte, Engelspeise und Engelbrod darzureichen. Das erste Wort des Convito war: Aller Menschen Ziel und Streben ist zu *wissen*. Das erste Wort der Canzonen war der *Gedanke*, welcher Himmel und Erde bewegt. Der Schlufs ist die Wurzel alles Wissens, die *Weisheit Gottes*, welche vor der Welt war und der Werkmeister Gottes bei der Schöpfung der Welt. Die Philosophie erweiset sich nur als die *Lust des Menschen an der Weisheit Gottes*, und die Weisheit Gottes ist es, welche auf Gottes Erdboden ihr Spiel treibt, und selbst spricht: „*Meine Lust ist bei den Menschenkindern*". Darum sahen wir auch in ihrem Gefolge alle Tugenden voraufgehen. —

Hiermit können wir die Hauptaufgabe unsrer Anzeige schliefsen: wir meinen die von Witte zusammengestellte Folgeordnung der zum Gastmale bestimmten Canzonen auch an dem innern Zusammenhange wenigstens im Allgemeinen nachgewiesen zu haben.

Wir haben zugleich gesehn, wie die Philosophie ihren treusten Jünger eben nicht verzärtelt oder verzieht, sondern vielmehr in eine sehr strenge Schule nimmt, aber wie sie sich ihm doch trotz aller Herbe und Kälte von Schritt zu Schritt mehr nähert, wie er treulich ausharrt und nicht nachläfst, sich um sie zu bewerben, wie sie eine Botschaft nach der andern voraus sendet, wie alle diese Vorboten ein gutes Zeugnifs von der Gebieterin ablegen. Die Botschaften mehren sich, die Königin ziehet heran. Aber die intimste Vereinigung, die Immanenz des Wissens erfolgt doch nicht eher, bis der Erkenntnifs die Erfahrung, dem Wissen das Leben, dem Glauben das innere Schauen des Geistes hinzutritt. Jetzt — jetzt folgt des Dichters *dritte* Lebensperiode: aber diese gehört in den gegenwärtigen Liederkreis nur so weit, als alle drei Lebenskreise concentrisch sind, und in einander scheinen. Wir hätten uns daher nur noch zu den übrigen Gedichten dieses Kreises zu wenden. Diese verfallen indessen gröfstentheils den schon bezeichneten allgemeinen Kategorien. In dem vorliegenden Commentare wird auch hin und wieder das Verhältnifs dieser einzelnen und vereinzelten Gedichte zu den drei Hauptschriften Dante's nachgewiesen: es bleibt jedoch noch mehr zu thun übrig: auf das Einzelne können wir hier nicht eingehen.

Digitized by Google

Dafs die neu übersetzten *sieben Bufspsalmen* und das *Credo* Dante nicht zum Uebersetzer und Verf. haben sollen, ist uns noch nicht vollständig klar geworden. So leicht trennen wir uns nicht von der Autorität der Ueberlieferung: wir meinen in diesen Terzinen dieselbe Luft zu athmen: aber freilich ist der Abend herangekommen: die Sonne sinkt. — Zu den Ausdrücken, die an Stellen der divina commedia erinnern, gehört, aufser den im Commentare nachgewiesenen, im 1. Psalm der Vers 15. io più non posso: denn eben so heifst es im Purg. X. 139. und in der 9. Canzone des Gastmals vs. 38. So erinnert auch der Anfang des 2. Psalms an Purg. XXIX. 3. und im Credo der 16. Vers

E tutto ciò, che s'ode, vede e sente

an Parad. X. 4. 5.

Eine sehr dankenswerthe Zugabe ist endlich die Uebersetzung des poëtischen Briefwechsels zwischen *Johannes de Virgilio* und *Dante*. Zu wünschen wäre nur gewesen, dafs das Versmaafs des lateinischen Textes beibehalten worden wäre: jedenfalls ist es zu wünschen, dafs der Originaltext selbst baldmöglichst mitgetheilt werden möchte. Wir haben diese Reliquien aus der Correspondenz des Dichters nicht blofs als ein Akten- und Beweistück zur näheren Bestimmung des Alters der göttlichen Komödie zu betrachten: wir erkennen darin auch bedeutende Züge zu dem Lebensbilde eines grofsen Menschen. Die Briefe sind aus den letzten Jahren Dante's, sie sind in Ravenna geschrieben, wo er auch unter dem gastlichen Schutze seines Gönners Guido da Polenta sein Leben beschlossen hat. Es ist erfreulich, den ernsten fast morosen Mann, den strengen Eiferer im Interesse der Kirche und des Staats, den von der Vaterstadt verbannten, von seinen Angehörigen getrennten, alternden Dichter, *Beatrice's Wittber* in dem letzten Abschnitte seines Lebens kurz vor dem Aufbruche zu der Reise, die er in Gedanken schon anticipirt hatte, so munterer, heiterer Laune zu finden. So scherzt wohl der Heimwehkranke in der Fremde nicht eher, als den Tag vor der Heimreise. Der Verlauf des ganzen Briefwechsels ist dieser: *Johannes* erläfst aus Verona, wo er studirt und docirt, einen Strafbrief an den Dichter, dafs er in der Volkssprache dichte und zur Volkspoësie sich erniedrige: er ermuntert ihn dringend, lateinisch zu schreiben, ein zweiter Virgil. *Dante* hatte früher im Convito I. 5—13. über den Gebrauch der Volkssprache (questo mio Volgare) ausführlich sich gerechtfertigt: jetzt läfst er sich auf keine Wiederlegung mehr ein: er nimmt die Sache scherzhaft, und erläfst, um den lateinischen Freund zu beschwichtigen, in der Weise und Sprache einer Virgilschen Ecloge einen Hirtenbrief, als die beste Milch seiner Heerde. Er nennt sich Tityrus, den Freund Mopsus, den Zwischenträger Meliböus. Tityrus verhehlt nicht seine Furcht vor der Juristenstadt Bologna, wo die Guelfen herrschen, nicht seine Sehnsucht nach Florenz, nicht seine Hoffnung dort noch die Haare sich zu schmücken, die weifsen, die einst blond am Arno waren. Parad. XXV. 1 flg. — Johannes antwortet vollkommen befriedigt, in gleicher Weise, durch ein Hirtengedicht: er ladet seinen Tityrus zu sich nach Bologna. — Darauf folgt Dante's zweite Ecloge: Dante träumt jetzt sich und seinen Freund nach Sicilien, und Bologna's Berge werden vor seiner Phantasie zum Aetna. Es ist heifser Mittag *), die Sonne steht im Zenith, die Heerden ruhen. Jetzt bespricht er sich über die ihm gewordene Einladung mit seinem ärztlichen Freunde Alphesiböus, welcher ihn davon abräth: Tityrus folgt der Abmahnung, und entschuldigt sich, vielleicht nicht ohne Beziehung auf seine Strafworte über Bologna, (Inf. XXIII. 103. 142. Purg. XIV. 100.) mit seiner Furcht vor — dem grausamen Riesen *Polyphemus*, dem kein Liebesband heilig ist. — Der Abend seines Lebens war gekommen: der Tag hatte sich geneigt, und die Schatten wurden länger: so schliefst auch das Schäferspiel mit dem Abend,

Wo tief gesenkt des Phöbus schöne Zelter
Die Luft durchschnitten und die Schatten schon
Von allen Dingen in die Weite reichten.

C. F. Göschel.

*) Die Uebersetzung des praepes Eous in „Leichtfufs Eous" trauen wir uns nicht zu vertreten: sie scheint weder mit der Etymologie, noch mit der Bedeutung zu stimmen. Praepes ist das Ovidische volucer (Met. II. 153.) es ist damit zugleich das Aufsteigen ausgedrückt, welches Dante anderwärts (Inf. I. 30.), wenn es nicht in der Luft, sondern auf der Erde geschieht, anders zu versinnlichen weifs.

Digitized by Google

VI.

Das nationale System der politischen Oeconomie. Von Dr. Friedrich List. Erster Band. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. Motto: Et la patrie et l'humanité. Stuttgart und Tübingen, 1841. J. G. Cotta'scher Verlag. LXVIII. 589 S. in 8.

„Deutschlands gröfster National-Oeconom — sein einziger in gewissem Betracht — mufste sterben auf fremder Erde. Vergebens sucht Ihr sein Grab — Rahel allein, war sein Publicum und drei flüchtig hingeschriebene Bemerkungen in seinen vertraulichen Briefen an Sie waren seine Werke — doch — was sage ich? — Hat nicht Marwitz sechs Bogen, voll geschrieben, über Adam Smith an Rahel geschickt? Möchten sie sich noch unter Rahels nachgelassenen Papieren finden und möchte es Hrn. v. Varnhagen gefällig sein, sie dem deutschen Publicum mitzutheilen".

List im angef. Buche S. LVI — LVII.

Nichts ist so charakteristisch für Bezeichnung des Geistes, in welchem obiges Buch geschrieben ist, als diese so eben angeführte Stelle. „Wahrhaftig", so ruft Hr. List unter obiger Stelle in seiner himmelstürmenden Begeisterung aus, „in meinem Leben habe ich mich nie so klein gefühlt, als beim Lesen dieser Briefe von Marwitz. Er — ein bartloser Knabe — soll in vierzehn Tagen dahin gekommen sein, dem Götzenbild der kosmopolitischen Schule den Schleier zu lüften, wozu mir im reifen Alter eine Reihe von Jahren vonnöthen gewesen". Auch wir können unser Erstaunen nicht verbergen, aber freilich nur darüber, dafs Hr. List es selbst bis ins reife Alter und sogar noch eine Reihe von Jahren weiter hinaus in der politischen Oeconomie, und namentlich in der Erkenntnifs des A. Smith, nicht weiter gebracht hat, als der erste beste preufsische Referendarius, in vierzehn Tagen der schleunigen Vorbereitung für das Staatsexamen. Jedoch sind wir auch gerne geneigt, das Ehrenwerthe anzuerkennen, was in obiger Aeufserung liegt. Es ist dies die einzige Stelle im Buche, in welcher Hr. List bescheiden genug ist, Einer Einsicht den Vorrang vor der eigenen zu geben. Zwar giebt Hr. List diesen Vorrang dem Referendarius von der Marwitz doch nur in Bezug auf die Zeit; allein selbst dieses gereicht uns zum Troste, denn wir erkennen daran noch einen aufblinkenden Funken von Bescheidenheit, den letzten, der in dem verbrannten Papiere noch übrig ist.

Jedoch Scherz bei Seite! Es ist uns kein Buch bekannt, in welchem mit soviel Selbstgenügsamkeit und mit soviel Verunglimpfung anders Denkender die Irrthümer von Jahrhunderten für selbsteigene Weisheit und Klugheit ausgegeben worden sind, wie in diesem; kein Buch, in welchem die Geschichte dergestalt mifshandelt wird, wie in diesem; kein Buch, welches so entschieden den Ingrimm zum Vater hat, wie dieses; kein Buch, welches trotz dem sich der Tiefe der Einsicht, der Neuheit der Gedanken, des Umfanges der Forschung, der Gründlichkeit der Untersuchung, und der Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und des Ausdruckes so rühmt, wie dieses.

Hr. List sagt S. 13: „Wahrlich, es ist nicht affectirte Bescheidenheit, sondern wirklich tiefgefühltes Mifstrauen in seine Kräfte, wenn der Verf. versichert, dafs er nur nach vieljährigem Widerstreben gegen sich selbst ..... zu dem Entschlufs gekommen ist, die Lösung dieser Aufgabe *) zu wagen. Er fühlt sich frei von dem eiteln Bestreben, alte Autoritäten zu widerlegen und neue Theorien zu gründen". Hr. List meint (S. XXXV), er habe viel Zeit gebraucht, „um etwas Leidliches zu Stande zu bringen, grofse Geister producirten schnell und leicht, gewöhnliche bedürften langer Zeit und harter Arbeit, aber auch *sie* könnten, von den Umständen begünstigt, zuweilen etwas Aufserordentliches leisten, zumal wenn sie eben eine zum Umsturz reife Theorie vorfänden" u. s. w. Jedermann sieht, dafs Hr. List sich für einen solchen gewöhnlichen Menschen hält, der Aufserordentliches leisten und eine Theorie umstürzen könne. Derselbe sagt auch (S. XLV), er habe es vermieden, „in diesem Buche von den Arbeiten der deutschen National-Oeconomen zu sprechen, er habe nur nutzlose oder schädliche Polemik vermeiden wollen". Sehen wir zu, wie ehrenhaft er in der Befolgung dieser Grundsätze verfahren ist.

*) Nämlich „die grofse Frage der internationalen Handelsfreiheit" und „endlich einmal gründlich und unpartheiisch zu untersuchen, ob und inwiefern Theorie und Praxis in dieser Beziehung sich haben Irrthümer zu Schulden kommen lassen", — „die Aufgabe, beide mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, zu lösen oder doch wenigstens in ernstliche Anregung zu bringen"

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das nationale System der politischen Oeconomie. Von Dr. Friedrich List.

(Fortsetzung.)

Er nennt (S. XLVI) „*Krause*, *Fulda* u. s. w. die gar zu seichten", die *Lotz*, *Pölitz*, *Rotteck*, *Soden* u. s. w. „blinde Nachtreter von Smith und Say" und sagt, „ihre Urtheile seien, da wo sie von jenen abweichen, ohne Werth; Gleiches sei sogar von dem „geistreichen *Weitzel*" zu sagen, und „der vielerfahrene und helldenkende *Rudhart* habe nur hie und da helle Zwischenräume gehabt". Er nennt (S. XLIX) *Pölitz* den „geistlosen Inhaber von Deutschlands erstem politischen Lehrstuhl" u. s. w. Er mifshandelt *Lotz* (S. L), nachdem er ihn (S. XLIII) den „deutschen Verwässerer des A. Smith" genannt hat. Mit *Soden*, *Nebenius*, *Mohl* und *Hermann* geht er (S. LI—LII) etwas glimpflicher um, indessen (S. XXVII) „verbietet (Hrn. List) die Bescheidenheit, wörtlich anzuführen, was ihm Nebenius in Beziehung auf das Neue und Originelle, was in seinen Arbeiten über das Eisenbahnwesen enthalten sei, mündlich gesagt habe". Was ihm aber *Pölitz* und *Lotz* gesagt und gethan, ist (S. XLIX—LI) erzählt. Indessen dies sind Kleinigkeiten im Vergleiche mit demjenigen, was Hr. List über A. Smith, über John (so nennt er diesen, wir wissen nicht, aus Spott oder Unwissenheit), Baptiste Say, und über „die Schule" sagt *). Es wird A. Smith (S. LVII) nebst Napoleon (!!) ein „Länderverwüster" gescholten. Er wird (S. 111 flg.) wegen seiner Ansichten über den Methuen-Vertrag förmlich mifshandelt. Hr. List nennt (S. 134) „armseelig und unpractisch eine Theorie der politischen Oeconomie, die den Wohlstand der Nationen nur aus den Productionen der Individuen herleite, und nicht berücksichtige **), wie die productive Kraft aller Individuen zum grofsen Theil durch die socialen und politischen Zustände der Nationen bedingt sei". Derselbe schiebt dem A. Smith die schändlichste (aber freilich auch dümmste) aller colossalen Schändlichkeiten unter, nämlich (S. 203) die, dafs er, „ein Debutant", „um Furore zu machen", in seiner Weltklugheit und Welterfahrenheit, die „ihm am glänzendsten erscheinende seiner Ideen", nämlich jene der Arbeitstheilung, an die Spitze seines Buches gestellt habe, ein Verfahren, das man einem Debutanten verzeihe, „wenn er in den folgenden Acten (nach dem ersten Acte) nur einigermafsen über das Mittelmäfsige sich erhebe", — und an andern Stellen des Buches jene, dafs A. Smith seine Theorie lediglich und gegen seine innerste Ueberzeugung deshalb aufgestellt habe, damit die Völker Europa's über ihre politisch öconomischen Interessen getäuscht würden und England um so leichter seine Monopolsucht befriedigen könne *). Hr. List (S. 273) wirft den „Theoretikern" und „der Theorie" vor, „sie führten den Ruin der Manufacturen im Schilde" und „sie helfe die deutsche Industrie erdrosseln". Von A. Smith sagt derselbe (S. 359) geradezu, dem so „verkehrten Raisonnement" dieses „so tief forschenden Geistes könne nur die Absicht zu Grunde liegen, die Manufacturen und ihren Einflufs auf den Wohlstand

*) Hr. List schreibt nicht Mac-Culloch, sondern *Mc. Cullock*.

**) Ein falscher Vorwurf gegen das Smith'sche System.

*) Die Unsittlichkeit dieses Vorwurfes ist unter aller Kritik. S. 476: „Offenbar schützte Smith die Idee der Handelsfreiheit als einen geistigen Fund, der seinen literarischen Ruhm begründen sollte. Wie natürlich also, dafs er in seinem Werk alles zu entfernen und zu widerlegen suchte, was dieser Idee sich in den Weg stellte". S. 501: „Erst mit A. Smith kam (in England) noch eine neue zu den oben aufgezählten Staatsmaximen, nämlich die: die wahre Politik Englands durch die von A. Smith erfundenen kosmopolitischen Redensarten und Argumente zu verdecken, um fremde Nationen abzuhalten, diese Politik nachzuahmen". Diese „gemeine Klugheitsregel" ist „das Geheimnifs A. Smith's, Will. Pitt's und seiner Nachfolger".

Digitized by Google

und die Macht der Nation u. s. w. in den Schatten zu stellen", „und Erörterungen zu vermeiden, deren Resultate überhaupt zu Gunsten der Schutzmafsregeln sprechen würden". Solcherlei Behauptungen strafen sich selbst, denn Jedermann, wer nur einigermafsen mit A. Smith bekannt ist, weifs, dafs sie krasse Unwahrheiten sind. Indessen befleifsigt sich der Verf. nicht der edelsten Sprache und zeigt dadurch zugleich, wie schwer es ist, durch Bildung die Leidenschaftlichkeit zu zügeln. Wo er (S. 213) von Productivität und Nichtproductivität spricht, und ohne Weiteres im Allgemeinen „die Schule" fälschlicherweise falscher Ansichten beschuldigt, da steht unter Anderem Folgendes: „Wer Schweine erzieht (!), ist nach ihr ein productives — wer Menschen erzieht, ein unproductives Mitglied der Gesellschaft. Ein Newton, ein Watt, ein Keppler ist nicht so productiv als ein Esel, ein Pferd oder ein Pflugstier, welche Arbeiter in neuerer Zeit von Hrn. Mc. Cullock (!) in die Reihe der productiven Mitglieder der menschlichen Gesellschaft eingeführt worden sind". Wenn sich der Pöbel der Wissenschaft bemächtigte, würde vielleicht eine solche Sprache zum guten Ton gehören.

Wissenschaftliches und dem Staatswohle gewidmetes Streben ist mit einer so gemeinen leidenschaftlichen Ausdrucksweise immerhin unvereinbar. Uebrigens läfst die Vorrede des Buches keinen Zweifel darüber, dafs lediglich ein vieljähriger verbissener Ingrimm und die beleidigte Eitelkeit die Beweggründe des Vfs. zur Veröffentlichung seiner Schrift sind. Denn der Vf. spricht es geradezu aus, dafs ihm allein die Ehre der Gründung des deutschen Zollvereins und die Stiftung des deutschen Eisenbahnsystems gebühre, aber bis jetzt auf die schändlichste Weise entrissen worden sei. Selbst bis zur Widerlegung des Conversationslexicons versteigt sich derselbe, und sonnt sich selbst jetzt noch in der Ehrenbezeugung, welche ihm die nordamericanische Gesellschaft für Beförderung der Manufacturen und Künste in Philadelphia im Jahre 1827 mittelst mehrerer Beschlüsse zugewendet hat. Er hat sie (S. XX) abdrucken lassen, es sind ihrer vier, und der letzte derselben ist, Hrn. List auf Kosten der Gesellschaft im Hotel des Hrn. *Head* ein Gastmahl zu geben. Der Vf. wollte und sollte zwei Schriften seines Geistes schreiben, und die Gesellschaft hatte beschlossen, „auf 50 Exemplare davon zu subscribiren und zur Verbreitung des Werkes auf jede mögliche Weise thäthig zu sein"; aber Hr. List fand (S. XXI), dafs „Politik und Schriftstellerei in Nordamerica wenig lucrative Beschäftigungen seien" und unterliefs vor der Hand das Verfassen jener Schriften. Ob er aber zu jenem Gastmahle bei Hrn. Head gegangen sei, hat er nicht gesagt.

Es wäre indessen ungerecht gegen den Vf., wenn man verschwiege, dafs derselbe absichtlich eine so schlechte Sprache geführt, in so schlechtem Style geschrieben, und ein so unvollständiges Machwerk geliefert habe. Er selbst fand die Einleitung (welche übrigens ursprünglich in englischer Sprache, fünf Bogen stark, geschrieben war) — „erbärmlich" und meint bescheidentlich, „vielleicht werde der geneigte Leser sie im deutschen Gewande noch so finden" (S. XXXII); „auch gesteht er offen und ohne Ziererei, dafs er die Arbeit wieder so fand, als er die ersten Capitel nach Bearbeitung des letzten wiederum durchlas". „Doch besann er sich eines Andern. Wer fortstudirt, kommt immer weiter, und das Verarbeiten mufs doch ein Ende nehmen". Er gibt zu, „dafs er vielleicht oft zu keck und zu entschieden über die Ansichten und Leistungen einzelner Autoren und ganzer Schulen ein Verdammungsurtheil fällte, aber wahrlich, es sei dies nicht aus persönlicher Arroganz geschehen". Er gesteht ein, „dafs die einzelnen Capitel oft flüchtig bearbeitet worden sind", und gesteht dieses, „damit man erklärlich finde, wie er hie und da von einer halb oder längst vergangenen Zeit als von der Gegenwart spreche, und damit man ihm einzelne Widersprüche nicht allzuhoch anrechne" (S. XXXIV). Allein trotz allem diesen erklärt der Vf. (S. LXII): „Ich *wollte* keine schönen Stellen schreiben, Schönheit des Styls gehört nicht in die Nationalöconomie, sie ist nicht nur kein Vorzug, sie ist ein Fehler in nationalöconomischen Werken, indem sie nicht selten dazu mifsbraucht wird, eine ungesunde oder schwache Logik zu verdecken, und sophistische Argumente als gründliche und tiefsinnige geltend zu machen".

Wir würden uns unter so bewandten Umständen, bei einer so unwürdigen Sprache, bei solchen halb demüthigen und überaus hochmüthigen Geständnissen, bei so verkehrten Ansichten, einer jeden öffentlichen Beurtheilung dieses Buches enthalten haben, wenn wir nicht indessen hätten erleben müssen, dafs dasselbe

Digitized by Google

sich einer solchen Gunst des Publicums erfreut, dafs schon im ersten halben Jahre nach seinem Erscheinen ein zweiter und zwar unveränderter Abdruck desselben nöthig wurde. In dieser Thatsache liegt ein höchst niederschlagender Beweis von der Urtheilslosigkeit des Publicums, so wie von der Unwissenheit desselben in der politischen Oeconomie. Schweigen könnte für Zugeständnifs angesehen werden, und falsche Ansichten der Art, wie sie Hr. List verbreitet, finden leider nur gar zu leicht zum Fortwuchern ihren Boden in der Habsucht, im Hochmuthe, und in der Monopolsucht gewisser Stände. Die ganze Welt hat Ursache, die Franzosen zu bemitleiden, weil sie vor der Opposition zersplitterter Privat- und Communal-Interessen zu einem grofsen Aufschwunge nationaler Industrie und nationalen Verkehres im Innern und nach Aufsen nicht gelangen können. Hüten wir uns davor, dieses französische Gift unsern Gewerbsständen und Gemeinden einimpfen zu lassen.

Der Verf. „wollte in diesem Bande plangemäfs zusammendrängen, was er über den internationalen Handel und die Handelspolitik und insbesondere zu Gunsten der Ausbildung eines nationalen deutschen Handelssystems Neues und Originelles zu sagen hatte, indem er auf diese Weise in gegenwärtigem entscheidendem Zeitpunct weit mehr für die Sache der deutschen Industrie wirken zu können glaubte, als wenn er Neues mit Altem, Entschiedenes mit Zweifelhaftem vermischt und hundertmal Gesagtes wieder aufgewärmt hätte" (S. XXXVI). Indessen können wir versichern, dafs derselbe weder Neues und Originelles zu sagen wufste, noch etwas Besseres vollbracht hat, als Altes für Neues ausgeben, Zweifelhaftes mit Entschiedenem vermischen, Falsches für Wahres predigen, hundertmal Gesagtes und Widerlegtes aufwärmen. Der Verf. ist in einer bodenlosen Selbsttäuschung befangen, nicht blofs über die von ihm sogenannte „Schule", sondern auch über die Geschichte der politischen Oeconomie, über ihre gegenwärtige Stellung und Richtung, über sich selbst und seinen Platz in der Wissenschaft. Wir nehmen von ihm, obschon er von Andersdenkenden das Gegentheil gethan hat, redlicher Weise an, dafs er es ehrlich meine und nicht die Welt absichtlich täuschen wolle.

I. Das System.

Hr. List verwahrt sich gegen den Vorwurf, dafs sein System das Prohibitiv- und Protectionssystem sei (S. XXXVIII), indem er sich bemüht hervorzuheben, dafs sein System sich von diesem dadurch unterscheide, dafs ersteres auf die Geschichte und Natur der Dinge basirt sei, und dafs er von dem Mercantilismus und von dem Agriculturs ystem das Brauchbare genommen habe. Damit ist nichts bewiesen, A. Smith und „die Schule" hat dasselbe behauptet und gethan. Denn was historisch und natürlich sei, das eben ist der Streit, und dafs Hr. List das für ihn Unbrauchbare nicht gewonnen habe, ist ihm allein nicht eigenthümlich. Es kommt darauf an, wieviel vom Prohibitivsysteme er brauchbar gefunden hat. Vom Agriculturs ystem hat er offenbar nicht gar viel benutzt. Dagegen haben wir nur auf einigen wenigen Seiten des Buches nichts Prohibitives und Protegirendes gelesen, da fast auf jeder Seite Prohibition und Protection in verschiedenem Grade gefordert und als das einzige Mittel zur Gründung einer nationalen Industrie ausgegeben wird, seine ganze geschichtliche Einleitung auf den Beweis von der entschiedenen Vortheilhaftigkeit der Prohibition und Protection hinausläuft, — England, Frankreich und Rufsland, besonders letzteres, als Musterstaaten industrieller und mercantilischer Gesetzgebung gepriesen werden, — Nordamerica ein starkes Zollsystem angerathen wird, — und überhaupt Ausschliefslichkeit und Abschlufs als die unerläfslichen Bedingungen einer materialen Industrie gefordert werden. Doch schlagen wir zufällig zwei Stellen auf, um Hrn. List zu überführen! S. 217 verlangt er „Aufbringung einer vollständigen Manufacturkraft durch Schutzzölle", ferner „industrielle Independenz und die daraus erwachsende innere Prosperität der Nation", ferner vertheidigt er die Prämien auf die Ausfuhr, um diese zu fördern, gegen J. B. Say. S. 245 heifst es: „die Staatsgewalt ist verpflichtet, einen an sich unschädlichen Verkehr zum Besten der Nation zu beschränken und zu reguliren, sie gibt durch Prohibitionen und Schutzzölle den Individuen keine Vorschrift, auf welche Art sie ihre productiven Kräfte und Capitale zu verwenden haben, wie die Schule sophistischer Weise behauptet, sie sagt nur: es liegt in dem Vortheil unserer Nation, dafs wir diese oder jene Manufacturwaaren fabriciren; da wir aber bei freier Concurrenz des Auslandes nie zum Besitz dieses Vortheils gelangen könnten, so haben wir dieselbe insoweit beschränkt, als wir es für nöthig erachten, um denjenigen unter uns, die ihre

Digitized by Google

Capitale auf diesen neuen Industriezweig verwenden u. s. w., die erforderlichen Garantien zu geben" u. s. w. Man schlage nach Belieben das Buch auf, und man wird höchst selten einen Fehlgriff zum Beweise des Mercantilismus t'un, und selbst wo geradezu solcherlei Aussprüche nicht stehen, da wird sich doch indirect dieser alte Feind der Freiheit und Selbstständigkeit wittern lassen.

Indessen sehen wir, worin das Neue und Originelle des Systems des Verfs., vielleicht auch nur bei der Auffassung bestehe. Wir geben hier dessen Grundansichten nach S. 14—31 mit seinen eigenen Worten, bei deren Lesung wir auch sehr viel an die berühmte Erklärung der Menschenrechte erinnert worden sind. Sie sind folgende:

Einigung der individuellen Kräfte zu Verfolgung gemeinsamer Zwecke ist das mächtigste Mittel zu Bewirkung der Glückseeligkeit der Individuen. Die höchste zur Zeit realisirbare Einigung der Individuen unter dem Rechtsgesetz ist der Staat und die Nation, die höchste gedenkbare ist die der gesammten Menschheit. Zu dieser letzteren drängt die Natur selbst allmählig die Menschen, und der internationale Handel ist einer der mächtigsten Hebel der Civilisation und des Nationalwohlstandes, aber zur Zeit ist die Einigung durch ihn wegen des Krieges oder wegen egoistischer Maafsregeln einzelner Nationen eine noch sehr unvollkommene *). Erhaltung und Ausbildung der Nationalität mufs daher zur Zeit ein Hauptstreben der Nation sein, dasselbe führt als ein vernünftiges und nicht egoistisches zur Universal-Union der Nationen unter dem Rechtsgesetze, welche aber nur bei vielen gleich cultivirten und gleich mächtigen Nationen, folglich nur auf dem Wege der Conföderation nützlich wird **). Eine auf Uebermacht und Unterwerfung der andern Nationalitäten basirte Universal-Union würde den Untergang der National-Eigenthümlichkeiten zur Folge haben. Die Civilisation, die politische Ausbildung und Macht der Nationen wird hauptsächlich durch ihre öconomischen Zustände bedingt, und umgekehrt *). Es giebt folgende nationalöconomische Haupt-Entwicklungsgrade der Nationen: Wilder Zustand, Hirtenstand, Agriculturstand, Agricultur-Manufacturstand, und Agricultur-Manufactur-Handelsstand **). Jede Nation mufs sobald möglich in einen höheren solchen Zustand überzugehen streben, damit sie auf ihrem Gebiete Agricultur, Manufacturen, Schifffahrt und Handel vereinige ***). Um dies aber zu bewirken, sind verschiedene Maafsregeln je nach Verschiedenheit der Grade und Stufen nothwendig. Zum Uebergange von der Wildheit in den Hirtenstand, und von diesem in den Agriculturstand, so wie „für die ersten Fortschritte in der Agricultur", ist Handelsfreiheit das beste Mittel; für die Ersteigung der weiteren Grade aber ist das Douanensystem und der Krieg nothwendig ****), da und insofern andere Nationen vor unsrer in Manufactur, Handel und Schifffahrt einen Vorsprung nach Erreichung des Monopols haben.

*) Man sollte doch meinen, dafs also die Prohibition verwerflich sei. Hr. List selbst lehrt den nationalen Egoismus und den Krieg.

**) Bisher enthielten diese Grundlagen nichts Neues; — diese Behauptung ist vielleicht originell? Indessen macht Hr. List einen ähnlichen Gedanken „der Schule" zum Vorwurfe, indem er sagt, sie setze „den ewigen Frieden und eine Universalrepublik" voraus.

*) Ist dies vielleicht neu und originell?

**) Eine alte Schöpfungstheorie, welche bei Hrn. List den Culminationspunct in der Behauptung erreicht, „dafs eine Nation, welcher es gelänge, die ganze Manufacturkraft des Erdballs zu monopolisiren, nothwendig zur Universalherrschaft gelangen müfste". (S. 17) An ihren Früchten sollet ihr solche Philosophie der Geschichte erkennen!

***) Dies Princip ist ganz mercantilisch, aber in den *folgenden* Sätzen sucht Hr. List die Eigenthümlichkeit seines Systems.

****) Und dennoch wagt es Hr. List zu behaupten, er sei kein Mercantilist! „Das Douanensystem ist nicht eine Erfindung speculativer Köpfe, es ist eine natürliche Folge des Strebens der Nationen nach den Garantien der Fortdauer und Prosperität, oder nach überwiegender Macht. Dieses Streben ist aber nur insofern ein *legitimes* und vernünftiges, als es der Nation selbst in ihrer öconomischen Entwicklung nicht hinderlich sondern förderlich ist, und als es dem höheren Zweck der Menschheit, der künftigen Universal-Conföderation nicht feindlich entgegentritt" (S. 19). Ein ächtes retrogrades Avancement, eine Procession von einem Schritte vorwärts und zweien rückwärts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das nationale System der politischen Oeconomie. Von Dr. Friedrich List.

(Fortsetzung.)

So wie die menschliche Gesellschaft kosmopolitisch und blofs politisch (d. h. menschheitlich und national) zu betrachten, so ist die Oeconomie eine kosmopolitische und politische, eine Theorie der Tauschwerthe und eine Theorie der productiven Kräfte *). Ohne National-Einheit, nationale Theilung der Arbeit, und nationale Conföderation der productiven Kräfte wird eine Nation nicht zu Wohlstand und Macht gelangen; das Princip der Arbeitstheilung ist bisher unvollständig aufgefafst, denn die Productivität liegt auch in der Vereinigung der Individuen zu einem gemeinsamen Zwecke. Daher ist eine Agricultur-Nation unvollständig, weil ein grofser Theil ihrer Kräfte und Quellen müfsig und unbenutzt liegt; die Agricultur- und Manufacturkraft müssen sich vereinigen, wie sie durch die Natur (zwar verschieden) bedingt sind, um eine vollständige Nation mit Wohlstand und Macht zu begründen. Allein dies letztere ist die Bestimmung vorzugsweise der Länder der gemäfsigten Zone, während jene der heifsen Zone nur für Agricultur-Nationen bestimmt sein können. In diesem Gegensatze hauptsächlich liegt die Ursache der kosmopolitischen Theilung der Arbeit und Kräfte-Conföderation, also des grofsartigen internationalen Handels. Gegen Monopolisirung dieses Handels durch Eine Nation müssen alle Nationen ankämpfen, theils ihrer Manufacturkraft selbst, theils der Nationen der heifsen Zone wegen, damit diese nicht in zu grofse Abhängigkeit gerathen und unter jenen das Gleichgewicht in Manufactur, Handel, Schifffahrt und politischer Macht erhalten werde *). Alles dieses mufs nach rationalem Maafsstabe realisirt werden, sobald eine Nation die erforderlichen öconomischen, geistigen, und gesellschaftlichen Hilfsmittel besitzt **). Eine Nation ist um so reicher und mächtiger, je mehr sie Manufacturproducte exportirt, Rohstoffe importirt, und Producte der heifsen Zone consumirt ***). Es giebt demnach in der nationalöconomischen Entwickelung der Nationen vermittelst des internationalen Handels vier verschiedene Perioden, nämlich Einfuhr von Manufacturwaaren und Ausfuhr von Agriculturproducten, — Hebung der inländischen Manufacturen neben der Einfuhr ausländischer Manufacturwaaren, — gröfstentheils Versorgung des inländischen Marktes mit inländischen Manufacturwaaren, — und endlich grofse Exportation von Manufacturwaaren und grofse Importation von Rohstoffen und Agriculturproducten. „Das Douanensystem mufs stets das Princip der in-

*) Die politische oder nationale Oeconomie und die Theorie der productiven Kräfte ist, wie Hr. List behauptet, sein von dem Mercantilismus verschiedenes System, — sein Neues, sein Originelles.

*) Alles dieses nennt Hr. List neu und originell, nicht zweifelhaft, und entschieden, und fordert alle europäischen Völker zu allen Colonialkriegen wegen Erhaltung des Wahnes von politischem Gleichgewichte, nur in anderer Form, auf, und zwar um zum Ziele der Universal-Union zu führen!

**) „Unter den *öconomischen* Hilfsmitteln verstehen wir eine ziemlich weit vorgerückte Agricultur.... — unter den *geistigen* eine weit vorgerückte Bildung der Individuen, — unter den *gesellschaftlichen* Institutionen und Gesetze, welche....., Anstalten, welche....., und die Abwesenheit von Industrie-, Freiheit-, Intelligenz- und Moralität- störenden Institutionen" (S. 23). So definirt und setzt Hr. List! Aber er behauptet auch, im Vergleiche mit jenem internationalen Verkehre jener zwei Zonen sei aller andere internationale Handel mit Ausnahme weniger Artikel z. B. des Weines, von untergeordneter Bedeutung (S. 23—24). Ein so colossaler Irrthum ist ganz neu und originell.

***) Diese letzteren „sind für die Manufacturländer der gemäfsigten Zone nicht blofs Productivstoffe oder Nahrungsstoffe, sondern hauptsächlich auch Reizmittel zur Agricultur- und Manufacturproduction" (S. 24).

Digitized by Google

dustriellen Erziehung der Nation zur Richtschnur nehmen" (S. 25) *). Aber die Handelsfreiheit pafst nur für eine industriell noch auf niedriger Stufe stehende Nation, denn nur durch inländische Manufactur kann die inländische Agricultur gehoben werden, und jene ist nur mittelst freier Einfuhr von Rohproducten zu heben **). Ist aber die Manufactur durch die Handelsfreiheit hervorgerufen, dann mufs prohibirt und protegirt werden nach Maafsgabe des nöthigen Schutzes gegen Concurrenz von Aufsen. Indessen Uebereilung hierin und gänzliche Prohibition ist gemeinschädlich, ausgenommen wenn ein Kriegszustand letztere nöthig macht. Allmählige Herabsetzung oder Erhöhung der Zollsätze ist aber nothwendig, je nachdem eine Nation von der Prohibition und Protection oder von der Nicht-Prohibition und Nicht-Protection abgehen will; vor der Zeit darf sie die Zölle niemals herabsetzen, wohl aber erhöhen ***). Der Schutzzoll für einen einmal beschützten Industriezweig darf nie so weit fallen, dafs dieser durch fremde Concurrenz gefährdet werden kann; „die fremde Concurrenz darf also blofs zur Theilnahme am jährlichen Consumtionszuwachse, und nicht über dieses Maafs zugelassen werden; die Zollsätze müssen steigen, sobald die auswärtige Concurrenz den gröfseren Theil oder das Ganze des jährlichen Zuwachses gewinnt" (S. 27) ****). Hat aber eine Nation in ihrer Manufacturkraft einen weiten Vorsprung vor der aller andern Nationen gewonnen, so erhält und erweitert sie ihre Manufactur- und Handelssuprematie am besten durch möglichst freien Handel †).

*) Hr. List ist doch wohl Mercantilist?!.

**) Also blofs zur Hebung der Manufactur fordert Hr. List die Handelsfreiheit, und behauptet doch, er sei nicht Mercantilist.

***) Dies ist das Prohibitivsystem in aller Maafslosigkeit. Hr. List spricht indessen nicht von der nothwendig werdenden Zollsteigerung und Prohibition, wenn ein Volk bei dem Uebergange in jedes seiner höheren Stadien der Manufactur-Entwickelung, die er systematisirt hat, auf entschiedenere Concurrenz stöfst.

****) Eine solche mercantilische Boden- und Grenzenlosigkeit ist unerhört, und stimmt sehr schlecht damit, dafs das Mercantilsystem sich nach den nationalen Zuständen richten müsse. In dieser Starrheit macht es den Irrthum unverbesserlich und in seinen Folgen immerwährend.

†) Diesen Rath giebt Hr. List der brittischen Nation; darin findet er den Grund für die Vorliebe brittischer Staatsmänner für die Handelsfreiheit. Und doch verhöhnt er dieselben an andern Stellen des Buches deshalb, lobt die Vertheidiger des brittischen Prohibitivsystems, und beschuldigt A. Smith, Pitt, und ihre Nachfolger der Perfidie.

Dies nun ist das neue List'sche System mit all' seiner Neuheit und Originalität, dies ist das Neue und Originelle im Allgemeinen, was er uns über die internationale Handelspolitik zu sagen hat. Ein System ohne feste Begriffe und Grundsätze, ein System ohne Logik; ein System von Widersprüchen und Unwahrheiten; ein Schematismus der im Kopfe eines einzelnen Menschen entsprungenen volkswirthschaftlichen Geschichte; ein System, welches dazu führt, dafs Handelsfreiheit nur auf dem niedrigsten und nur auf dem höchsten Grade der Volksbetriebsamkeit anwendbar, in der Zwischenzeit aber Handelsbeschränkung allein von Nutzen sei; ein System, das eine Universal-Union predigt, die nach seinen eigenen Voraussetzungen unmöglich ist, aber zugleich auch mittelst Eifersucht, Krieg und Entzweiung verwirklicht werden soll; ein System, das überall nur auf Manufactur und Handel hinwirkt und gegen die Benennung „*Mercantilismus*" protestirt, das fast überall (ausgenommen in zwei sich widersprechenden Fällen) Prohibition predigt und gegen den Namen „*Prohibitivsystem*" protestirt.

II. Die Geschichte.

Im ersten Buche der Schrift des Verfs., worin er einen Abrifs der Geschichte der Volks- und Staatswirthschaft und der betreffenden Politik geben will, ist nun die Eine Hauptgrundlage seines Systems gegeben. Wir lassen uns die Geschichte als Grundlage gefallen, sie ist nach unsrer Ansicht eine der wesentlichsten Quellen politisch öconomischer Forschung. Auch kann der Wissenschaft, wie sie sich bis in die neueste Zeit herein gestaltet und gehalten hat, mit Recht vorgeworfen werden, dafs sie die Geschichte unverzeihlich vernachläfsigt habe. Aber Hr. List befindet sich in einem gewaltigen Irrthum, indem er wähnt, die politische Oeconomie als Wissenschaft habe sich weniger mit Geschichte befafst, als er selbst in diesem ersten Buche S. 36—169 thut. Wer sich nur einigermafsen in unsrer Literatur umgesehen hat und billig sein will, der weifs, dafs in derselben hierfür weit mehr geschehen ist. Allein selbst dieses, wogegen Hr. List weit zurückbleibt, ist noch bei Weitem nicht genug. Wir besitzen, obschon bereits mehr als

Digitized by Google

er uns bieten kann, immer nur multa sed non multum. Die Geschichte der Volks- und Staatswirthschaft ist zur Zeit weder umfassend und kritisch noch speciell und universell genug, um der politischen Oeconomie den historischen Geist einzuflössen. Nehmen wir aber auch auf einen Augenblick an, Hr. List habe diese Aufgabe gelöst, so ist immer noch die Frage, wie er die geschichtlichen Thatsachen erforscht, zusammengestellt, und kritisch in eine Einheit verbunden hat. Er ist Mercantilist und machte sich seine Geschichte mercantilisch, Andere sind Anhänger des Freiheitssystems und ihnen spricht die Geschichte für dieses. Wer hat Recht? — Vor der Hand derjenige, welcher nichts verschweigt und rein die Thatsache sprechen läfst, und dabei den politisch-öconomischen Weltgeist auf Grundlage der objectiven Wahrheit durch seine subjective Anschauung unserem Geiste unbefangen vermittelt. Davon ist Hr. List weit entfernt. Die aus durch ihn gewordene politisch-öconomische Geschichte beruhet unmöglich auf der Forschung im Einzelnen *), obgleich Hr. List keck genug ist, dies für sich zu vindiciren. Jedermann, dem die historischen Quellen und Literatur bekannt sind, kann sich durch Ansicht des ersten Buches selbst davon überzeugen. Seine Geschichte ist wenig mehr als allgemeines Zeitungsgerede, in einer Modelung für den Mercantilismus. Hr. List sagt zwar von allen politisch-öconomischen wichtigen Nationen der Geschichte, sie hätten sich durch Prohibition und Protection in Manufactur, Handel und Schiffahrt in die Höhe gebracht. Aber er spricht es nicht klar, und wenigstens nur an sehr wenigen Stellen überhaupt, aus, dafs diese Nationen von unrichtigen Grundsätzen und von der Eifersucht geleitet worden seien. Er führt jede dieser Nationen auf den Culminationspunct ihrer Manufactur- und Handelssupremacie. Aber von ihrem Untergange oder wenigstens von ihrem Verfalle, und davon, dafs eben der Mercantilismus die gleichmäfsige Ursache des letzteren war, spricht er nicht viel; und wo sich ihm dies aufdrängt, ist er in der Widerlegung dieses Gedankens verunglückt. Er versteht sich nicht recht zu der Untersuchung, ob jene Macht und jener Reichthum ein blofs künstlicher oder ein natürlicher war. In seiner Befangenheit für das Prohibitivsystem übersieht oder verdeckt er die möglichen und thatsächlichen Resultate der gewerblichen Freiheit, und die grofse Thatsache, dafs das Prohibitivsystem noch nirgend und noch niemals einen dauernden Wohlstand der Nationen begründet hat. Er schreibt den Verfall ihrer Manufactur- und Handelsmacht anderen Ursachen zu, wo er der offenbaren Thatsache nicht entrinnen kann. Auch sucht er zuweilen die Ursache in einzelnen Fehlern, die begangen worden seien. Er übersieht überall die nachtheiligen Folgen der künstlichen Schaffung und Leitung, und eifersüchtigen Ertrotzung einer glänzenden Manufactur- und Handels- und Colonialmacht. Halbheit, Ungründlichkeit, Befangenheit und Einseitigkeit, und wir können sagen, Schielen und Blindheit, sind seine abwechselnden Begleiterinnen auf seinem Dampfwagen, auf welchem er sitzt, indem er auf der *geradlinigten* Eisenbahn *seiner* Geschichtsforschung rasch dahin gleitet, das Meiste und Wichtigste gar nicht sehend, über Farben und Gestalten, selbst über Massen und deren gegenseitige Beschattung und Gestaltung sich täuschend. Wir *können* hier nicht in's Einzelne gehen, und halten es auch der Mühe nicht werth, weil sich Jedermann selbst davon überzeugen kann, und weil wir ein dickeres Buch, als sein eigenes ist, zu diesem Zwecke schreiben müfsten. Doch wollen wir zum Beweise dafür, wie wenig wir auf des Hrn. List historischen Geist Vertrauen setzen dürfen, eine kleine Blumenlese aus seinen geschichtlichen Resultaten und Raisonnements hierher setzen. S. 55 heifst es. „Unter Heinrich VIII. waren bereits durch die grofse Zahl der fremden Manufacturisten in London die Preise aller Lebensmittel bedeutend gesteigert worden; ein sicheres Zeichen der grofsen Vortheile, die dem inländischen Ackerbau aus der Entwickelung der inneren Gewerbsindustrie erwachsen waren" *). S. 64: „Es ist mehr als wahrscheinlich, dafs England ohne seine Handelspolitik nie zum Besitze derjenigen Summe von bürgerlicher Freiheit gelangt wäre, die es heute besitzt; denn diese Freiheit ist eine Tochter der Industrie und des Reichthums" **). S. 68: Die Grafen von Flandern „von der Natur des Landes unterstützt (!!) betrieben die Vertilgung des räuberischen Adels und reifsender Thiere als Lieblingsbeschäftigung. Ein lebhafter Verkehr zwischen Stadt und Land, das Auf-

*) Damit wollen wir blofsen Zusammenstellungen nicht ihren Werth absprechen, so lange sie sich blofs hierfür ausgeben.

*) Den Beweis ist uns Hr. List schuldig geblieben.

**) Was würde J. Russell und Hallam dazu sagen?

Digitized by Google

kommen der Viehzucht, insbesondere der Schäfereien, und des Flachs- und Hanfbaues, waren davon die natürliche Folge" *). S. 71: „Wenn man in Erwägung zieht, von welcher Bedeutung vor Einführung der Reformation in allen Ländern die Consumtion an Seefischen war, so wird man es begreiflich finden, dafs zu einer Zeit, wo die hansische Schifffahrt schon in Verfall zu gerathen anfing, die Holländer jährlich zweitausend neue Schiffe bauten" **). S. 79: „Nunmehr wuchsen (in England) die Schaafheerden so sehr an, dafs man auf manchen Gütern 10,000 bis 24,000 Stück Schaafe zählte. Unter solchen Umständen mufste nothwendig, in Folge der von der Königin Elisabeth getroffenen Maafsregeln, die Wollfabrication schnell in Flor kommen" ***). S. 81: „Jacob I. liefs sich die Beförderung des Schiffsbaues und der Fischerei besonders angelegen sein. Wie lächerlich uns die unablässigen Ermahnungen erscheinen mögen, wodurch er seine Unterthanen zum Fischessen ermunterte, die Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen, dafs er recht gut merkte, worauf die künftige Gröfse der englischen Nation beruhe". S. 96: „Nur *Ein* Kleinod der Freiheit hatte der angelsächsisch-normännische Stamm vor andern Völkern germanischer Abkunft bewahrt, — es war der Kern, dem aller Freiheits- und Rechtssinn der Engländer entsprossen ist, — das Geschworengericht" ****). S. 130: „Der Flachsbau setzt aber schon einen hohen Stand der Agricultur und die Schaafzucht im Grofsen Sicherheit vor Wölfen und Räubern voraus" †). S. 133: „Vollendet ward das Unglück der deutschen Nation durch die Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerkunst, durch das Aufkommen des römischen Rechts und die Reformation, endlich durch die Entdeckung von America und des neuen Weges nach Ostindien". Hier versagt uns die Feder ihren Dienst, denn dies ist unerträglich. Wie sehr wenig indessen Hrn. List's historische Forschungen für sein Prohibitivsystem sichere Resultate liefern, ist am leichtesten im 10ten Capitel des ersten Buches S. 170 flg. zu ersehen, wo er „die Lehren der Geschichte" giebt. Diese historischen Lehren zur Begründung des Prohibitivsystems sind von solcher Natur und dergestalt auf Beobachtung gestützt, dafs es keine Schwierigkeit hat, zwischen den Zeilen die Vertheidigung des Freiheitssystems zu lesen. Sie sind aber in solchem Grade allgemein, ihre Grundlagen so fragmentarisch und oft so zweifelhaft, dafs man ihre Brauchbarkeit geradezu leugnen mufs. Das einzig Annehmbare, aber darum keineswegs Werthvolle, sind politische Gemeinplätze, wie z. B.: „Ohne bürgerliche Freiheit und dergleichen gedeiht die Industrie nicht"; „überall ist Wechselwirkung zwischen den gesellschaftlichen und individuellen Kräften"; „unter allen Gewerbszweigen fordert die Schifffahrt am meisten Energie"; „die Geschichte weist daher (!) kein einziges Beispiel auf, dafs ein versclavtes (!) Volk sich in der Schifffahrt hervorgethan hätte" *); die Schifffahrt kann aber, als nur ein Theil der industriellen Kraft der Nation, nur im Ganzen und durch das Ganze gedeihen"; „die Schifffahrt, der innere und auswärtige Handel, ja selbst die Agricultur, sehen wir nur da blühen, wo die Manufacturen zu grofser Blüthe gelangt sind"; „überall sind erst mit den Manufacturen Verbesserungen der Transport- und Communicationsmittel, die Grundbedingungen des verbesserten Ackerbaues und der Civilisation aufgekommen" **); „die Geschichte lehrt, dafs die Künste und Gewerbe von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gewandert sind" ***); „ohne die Thorheit der Continentalregierungen wäre England schwerlich zur Gewerbs-Suprematie gelangt" ****).

*) Das nennen wir historischen Scharfblick, und kritische Forschung!

**) Hierin liegt der Beweis wohl für die internationale Wichtigkeit des Fastens der Katholiken! Die unglückseelige Reformation! Und die nicht bewiesenen 2000 Schiffe jährlich wegen der Seefischconsumtion!

***) Beweise fehlen. Was ist Ursache, was Wirkung?

****) Hier steht die Geschichte auf dem Kopfe, und telegraphirt falsch mit den Beinen.

†) Der Leser analysire diese historische Wahrheit ein wenig!

*) Aber in sonst etwas?

**) Solche Halbwahrheiten, Verwechselungen von Ursache und Wirkung, und solche Widersprüche, drängen sich hintereinander her.

***) „So wanderten sie aus Griechenland und Asien nach Italien, von da nach Deutschland, Flandern und Brabant, von da nach Holland und England". (S. 173) Diese Stelle ist charakteristischer als fast irgend eine andere.

****) Diesem Satze widerspricht Hr. List hundertmal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das nationale System der politischen Oeconomie. Von Dr. Friedrich List.

(Fortsetzung.)

„Vergebens sehen wir unter ungünstigen Verhältnissen das Princip des freien Verkehrs gegen die mit Macht bekleidete Restriction ankämpfen" *); „die restrictive Handelspolitik kann aber nur insofern wirksam sein, als sie von der fortschreitenden Cultur und den freien Institutionen der Nation unterstützt wird, indessen „eine weit vorgerückte Cultur mit oder ohne freie Institutionen verbürgt die öconomischen Fortschritte einer Nation wenig, wenn sie nicht von einer zweckmäfsigen Handelspolitik unterstützt wird"; „die Restrictionen sind nicht sowohl Erfindungen speculativer Köpfe als vielmehr naturgemäfse Folgen der Verschiedenheit nationaler Interessen und des Strebens nach Unabhängigkeit oder überwiegender Macht, also der Nationaleifersucht und der Kriege" **). Dies ist der Inhalt der List'schen Lehren der Geschichte, und man hat wohl keine Ursache, ihn und seine Wissenschaft darum zu beneiden.

III. Die Natur der Dinge oder die Theorie.

Die zweite Grundlage des Systems von Hrn. List ist, wie er gesagt hat, die Natur der Dinge, und darauf gründet derselbe in den 17 Capiteln seines zweiten Buchs seine neue Theorie (S. 183 — 448). Sogleich im 11ten Capitel beweist Hr. List, dafs er weder das physiokratische System noch A. Smiths Anschauung der Volks- und Staatswirthschaft versteht. Er behauptet, den beiden Systemen und der „Schule" liege die Idee des ewigen Friedens und der Gedanke einer Universal-Republik zu Grunde. Dies ist eine Unwahrheit, welche auszusprechen Hr. List als ehrlicher Mann hätte Bedenken tragen sollen. Denn er sucht seine Behauptung nur durch verdrehende Auslegung einzelner hingeworfener Aeufserungen einzelner Schriftsteller, die in eigenthümlicher Verbindung und in ganz anderer Bedeutung erscheinen, zu unterstützen. Die Wissenschaft der politischen Oeconomie protestirt ein für allemal dagegen, dafs ihr einzelne Aeufserungen einzelner Männer zur Last gelegt werden. Die erbärmliche Idee einer Universal-Union ist blofs im Kopfe des Hrn. List entsprungen, und indem er sie bekämpft, schlägt er sich selbst auf den Mund. Alles was er von dem Unterschiede zwischen kosmopolitischer und politischer Oeconomie sagt, indem er A. Smith und seine Anhänger für Sismondi's und Thomas Cooper's vereinzelte Definitionen, so schlecht sie auch sein mögen, solidarisch verantwortlich macht, ist eitle Erbärmlichkeit. Denn es ist noch keinem vernünftigen Menschen eingefallen, die Nationalität und die Eigenthümlichkeit der Stellung und Verhältnisse einzelner Staaten zu leugnen. Die *Wissenschaft* der Politik und insbesondere der politischen Oeconomie, auf historischen und philosophischen Grundlagen fufsend, führt die Manifestationen des Allgemeinen im Besonderen und Concreten auf dieses Allgemeine zurück. Mag ein Hr. List sie deshalb *Kosmopolitik* nennen, wenn sich sein Verstand und seine Sprachkenntnifs hiermit brüsten will. Denn kosmisch und allgemein menschlich sind die Grundgesetze der Volkswirthschaft, und nicht blofs national und individuell. Aber dieses Streben *Kosmopolitismus* zu nennen, ist mindestens ein Beweis von mangelnder Einsicht. Denn dieser will allgemeinste haltlose politische sogenannte Ideen (gegen welche die Wissenschaft der Politik am meisten protestirt) unter Verwischung aller Besonderheit des

*) Mit solchen Sätzen begründet Hr. List historisch das Prohibitivsystem.

**) Wieder ein Widerspruch auf den andern, und Verwechselung von Wirkungen und Ursachen. Also Eifersucht und Krieg sind die Grundlagen der politisch-öconomischen Wissenschaft des Hrn. List!

Digitized by Google

concreten Staats und Volks in die Wirklichkeit verpflanzen. Hr. List will aber gar keine Wissenschaft der politischen Oeconomie in unserem obigen Sinne anerkennen, sondern nur die politische Oeconomie im practischen Sinne des concreten Staats. Er hat keinen wissenschaftlichen Sinn und keine wissenschaftlichen Grundlagen, und daher kommt die Zwitternatur seines von ihm sogenannten Systems, daher sein Streben, das Besondere des concreten Staats- und Völkerlebens der Vergangenheit zum Allgemeinen zu erheben, ein Streben ohne alle Logik. Etwas ganz Anderes ist die *praktische Politik* nach Maafsgabe der concreten Zustände, welche die Grundgesetze des politischen oder insbesondere des politisch-öconomischen Lebens der Nationen und Staaten, wie sie die Wissenschaft vermittelt hat, zur Richtschnur in der politischen oder insbesondere politisch-öconomischen Lenkung des concreten Staats und Volkes nach den Besonderheiten von Volk, Ort, Zeit, Verfassung u. s. w. nimmt. Hrn. Lists „nationales System der politischen Oeconomie" ist, wie das Messer Lichtenbergs, an dem das Heft und die Klinge fehlt, eine Wissenschaft ohne System und Begriff.

Im 12ten Capitel vindicirt Hr. List *die* Eigenthümlichkeit seines „Systems", dafs es eine Theorie der productiven Kräfte, die Smith'sche Lehre aber blofs eine Theorie der Werthe sei. *Seine* Theorie ist die politische Oeconomie, *Smiths* Theorie aber die kosmopolitische. Wer sollte es glauben, dafs productive Kraft die Basis der Politik, und Werth die Basis des Kosmopolitismus sei? — Es gehört eine unmögliche Logik dazu, um dies zu begreifen. Indessen Hr. List wünscht, dafs man es glaube, bewiesen hat er es nicht. Dagegen aber behauptet er, um sich die Originalität seiner Theorie der productiven Kräfte zu sichern, A. Smith sei dieser Gedanke von der Wichtigkeit der productiven Kräfte ganz entgangen, denn derselbe habe in seinem berühmten Werke „über die Natur und Ursachen des Reichthums der Nationen" nicht eingesehen, dafs die Ursachen des Reichthums etwas ganz Anderes seien, als der Reichthum selbt. Diese Behauptung erscheint unsern Lesern vielleicht unglaublich? Und doch ist sie wörtlich so. Diese Unwahrheit, schon durch den Titel des Werkes von A. Smith, in ihrer Nacktheit hingestellt, werfen wir mit Entrüstung weg. Denn jedes Blatt des Smith'schen Buches giebt das Zeugnifs, dafs A. Smith überall nur auf Erforschung der letzten Ursachen des Volksreichthums alle seine geistige Kraft verwendet. Gerade seine eigenthümliche Theorie der Werthe ruht auf der Untersuchung über die Ursachen des Volksvermögens. Es gehört eine gänzliche Einsichtslosigkeit oder Wortverdrehung dazu, um dies läugnen zu wollen. Die Theorie der Werthe ist die Theorie des Tausches und Handels und des Besitzes. Die Theorie der productiven Kräfte ist die Theorie der Production. Die politische Oeconomie mufs daher auf beiden Theorien fufsen, und gerade hierin sitzt der Kern des Smith'schen Systems. Alle die schändlichen und hämischen Aeufserungen des Hrn. List gegen A. Smith von Materialismus, Particularismus, Individualismus, Mifskennung der productiven Wichtigkeit der Intelligenz und Moralität, der Verfassung u. s. w., mit all ihrem unsauberen Gefolge, sind ein Gewebe von Beweisen, dafs Hr. List von der politischen Oeconomie des A. Smith gar keinen Begriff, und für die Achtung der moralischen Würde dieses Mannes keinen Sinn hat.

Im 13. Capitel vindicirt sich Hr. List die Idee der nationalen Theilung der Geschäftsoperationen und der Conföderation der Nationalproductivkräfte. Allein vergebens, denn der Gedanke der Verbindung der Arbeitskräfte ist ein so natürlicher, dafs ihn zu finden nicht Herrn List vorbehalten war. Hätte ihn nicht schon A. Smith gehabt und Schüler desselben entwickelt, so wäre derselbe nicht darauf verfallen. Beides beweist Hr. List selber, indem er (freilich nur) eine kleine Stelle aus A. Smith's Werke anführt. Wer das Gesetz der Arbeitstheilung gefunden hat, der hat dadurch zugleich jenes der Arbeitsverbindung gefunden, denn Theilung ist hier nicht Zersplitterung*). Nun aber stellt sich Hr. List ein mit seiner, wie er meint, ganz neuen und originellen Entdeckung, dafs Arbeitstheilung ein schlechter Ausdruck sei und Theilung der Geschäftsoperationen heifsen müsse, und dafs diese letztere die Production nicht fördern könne ohne Vereinigung der productiven Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Zwecke. Was er dabei der „Schule" Allerlei vorwirft, ist reine Erfindung, insoweit er es von

*) Hr. List ist selbst dieser Ansicht, indem er S. 223 sagt, die Arbeitstheilung könne mit gleichem Rechte eine Vereinigung der Arbeit genannt werden.

Digitized by Google

der „Schule" sagt. Alles was er für Neues ausgiebt, ist vor Hrn. List schon sehr oft und besser gesagt, nur mit dem weiteren Unterschied, dafs man sich nicht in die directen Widersprüche verstiegen hat, in welchen er sich herumwälzt*). Jedoch wollen wir gegen Hrn. List nicht ungerecht sein. Er hat auch Originalgedanken bei dieser Gelegenheit von sich gegeben. Als Beispiele mögen folgende dienen. S. 222: „Objective Theilung der Arbeit ist es, wenn ein Wilder an einem und demselben Tag auf die Jagd oder den Fischfang geht, Holz fällt, seinen Wigwam ausbessert und Geschosse, Netze und Kleider verfertigt; subjective Theilung der Arbeit ist es, wenn zehn verschiedene Personen in die verschiedenen, bei der Fabrication einer Nadel vorkommenden Geschäfte sich theilen"**). S. 228: Eine Nation, die nur Landwirthschaft und nur die allernothdürftigsten Gewerbe besitzt, nennt Hr. List eine „*unvollkommene Nation*", und eine solche, die Landwirthschaft und Manufacturen betreibt, eine „*vollkommene Nation*", aber aufserdem unterscheidet er, wie wir bereits weiter oben gesehen haben, noch drei andere Nationen. S. 229: „Eine *verkrüppelte Agricultur* heifsen wir denjenigen Zustand, in welchem aus Mangel einer tüchtigen oder allmählig sich entwickelnden Manufacturkraft aller Bevölkerungszuwachs sich auf die Landwirthschaft wirft, die landwirthschaftlichen Surplüsproducte aufzehrt, und, sobald er erwachsen ist, entweder auswandert, oder mit den bereits existirenden Landwirthen in den vorhandenen Grund und Boden sich theilt, bis der Besitz jeder Familie so klein geworden ist, dafs sie nur noch das Nothdürftigste ihres eigenen Bedarfs an Lebensmitteln und Rohstoffen, aber kein bedeutendes Surplus producirt, welches sie an die Manufacturisten gegen die ihr erforderlichen Fabrik-Producte vertauschen könnte"***). S. 236: „Was in der Nadelfabrik die Nadel — das ist in der grofsen Gesellschaft, die man Nation nennt, der Nationalwohlstand. *Die höchste Theilung der Geschäfte* in der Nation ist die der *geistigen* und *materiellen*".

Das 14. Capitel ist dem Unterschiede und Gegensatze zwischen der Privat- und National-Oeconomie gewidmet. Das 15. und 16. Capitel ist nur eine Fortsetzung jener Untersuchungen. Hr. List schlüpft darin von einer petitio principii in die andere, denn die ganze Untersuchung betrifft die Frage, was die Privat- und was die Volkswirthschaft sei, und während die „Schule" sagt, die Volkswirthschaft sei die wirthschaftliche Thätigkeit der Einzelnen, Familien, Gesellschaften, Gemeinden und der Regierung in ihrer Verwickelung, Verbindung und Gegengesetztheit als Ganzes an und für sich und gegenüber anderen Völkern, so sagt Hr. List vielmehr, sie sei die Thätigkeit der Regierung, die wirthschaftlichen Interessen der Gewerbszweige, Gewerbstände und der ganzen Nation im Innern und nach Aufsen zu bestimmen, zu leiten und zu vertreten. Er vertheidigt nicht blofs diese seine Ansicht nicht gegen die andere und erweist nicht blofs die andere nicht als unrichtig, denn er müfste auf die Principienfrage dabei eingehen, die ihm noch nicht eingefallen ist; sondern er drischt frisch darauf los in die leere Luft hinein gegen die „Schule", indem er fortwährend behauptet, die „Schule" stelle den Satz auf, es sei Privat- und Volkswirthschaft Eines und dasselbe, und die „Schule" vermöge es nicht, sich auf den national-öconomischen Standpunct zu erheben. Und doch ist keinem Zweifel unterworfen, dafs die „Schule" gerade hierin einen höheren Standpunct einnimmt als Hr. List. Was ihr dieser Mann nun in den angeführten drei Capiteln in dieser Hinsicht vorwirft, ist eitles Gerede und reine Unwahrheit; dieses Geschwätz widerlegen, wäre Zeitverlust. Allein Hr. List nimmt dabei Gelegenheit, sein „Schutzsystem" gegen das Freiheitssystem zu vertheidigen. Wir haben den Standpunct des „Schutzsystems" in der praktischen Handelspolitik der Gegenwart und in der Wissenschaft schon im Jahrgange 1841 Nr. 59 S. 471 f. dieser Jahrbücher auseinander gesetzt, und werden daher hier darüber kein Wort verlieren. Hr. List nimmt einige Vertheidigungsgründe des Freiheitssystems heraus, um seinen mercantilischen Muth daran zu kühlen. Man braucht diese Gründe nur anzuführen, um zu zeigen, dafs es unmöglich ist, sie zu wi-

*) Z. B. S. 225 f., wo er A. Smith angreift und verbessern will wegen seiner Ansicht, dafs die Theilung der Arbeit in der Landwirthschaft weniger anwendbar sei, als in den Fabriken.

**) Der lose Philosoph, wie er den Unterschied zwischen Object und Subject scharf aufgefafst hat! Mancher möchte jedoch glauben, dafs dies eine ärgere Verlästerung des A. Smith, und ein leererer Wortkram sei, als man ihn in der deutschen politischen Oekonomie kennt.

***) Eine Definition oder Umschreibung, voll von Widersprüchen, Unklarheiten und Unmöglichkeiten.

Digitized by Google

derlegen, und dafs gerade das Prohibitiv- und Protectionssystem dasjenige will und wollen mufs, was sein Vertreter, Hr. List, zu widerlegen sucht. Nämlich diese Vertheidigungsgründe sind: das Schutzsystem fordere rechts- und wirthschaftswidrige Eingriffe in die Privatbetriebsamkeit, es gebe den inländischen Fabrikanten zum Nachtheile der Consumenten ein Monopol, das Interesse der Einzelnen und ihre Betriebsamkeit vermöge besser als alle Staatsmaafsregeln die Production und das Volksvermögen zu vergröfsern. Dagegen macht nun aber Hr. List auch geltend, dafs es gesetzwidrige und gemeinschädliche Erwerbs- und Betriebsarten gäbe, und dafs es Fälle gäbe, wo die Kraft der Einzelnen nicht zur Erreichung eines wirthschaftlichen Zieles hinreiche. Gerade als ob jenes Erstere nicht auch von dem Freiheitssysteme berücksichtigt, und als ob das Letztere nicht durch dasselbe erörtert sei. Das System der Freiheit in der Wirthschaft ist nicht ein System der Privatwillkühr ohne Rechtsschutz und Sicherheitspflege; aber Hrn. List's System, das auf jeder Seite Freiheit und Intelligenz des Staatsbürgers predigt, ist das unlauterste System der Staatswillkühr und des Intelligenz-Monopols und der Bevormundung von Seiten der Regierung. Hr. List giebt nirgends ein festes Princip an darüber, wo, wann und wieweit die Staatsgewalt helfend einschreiten solle, denn ihm ist der wahre Begriff nur im Besitze der Regierung, und diese hat nur nach Umständen zu regieren. Gehe denn Hr. List, der sich in der Nationalökonomie schon frühe zu selbstständig fühlte, als dafs er es in Europa oder gar noch in Deutschland hätte aushalten können, bei der „Schule" in die Schule, und lerne derselbe, ehe er vorlaut verdammen will, diejenigen Grundgesetze und Principien von ihr, wodurch in der Volkswirthschaft die Willkühr der Einzelnen und der Regierung so beschränkt werden könne und müsse, dafs ächte Freiheit entstehe. Er wird dann unter anderem auch Mäfsigung und Gerechtigkeit lernen, um einzusehen, dafs Fragen und Sätze, wie seine folgenden, ganz abgeschmackt sind. S. 243: „Kann das Individuum in Führung seiner Privatöconomie Bedacht nehmen auf die Vertheidigung des Landes, auf die öffentliche Sicherheit u. s. w.?"*) „Nein! in der National-Oeconomie kann Weisheit sein, was in der Privat-Oeconomie Thorheit wäre und umgekehrt, aus dem einfachen Grunde, weil ein Schneider keine Nation und eine Nation kein Schneider ist". S. 244: „Wir fragen jene, die auf den Richterbänken sitzen, ob sie nicht öfters in den Fall kommen, Individuen wegen Uebermaafses an Erfindungsgeist, wegen allzugrofser Industrie auf die Tretmühle zu schicken"**). S. 249: „Ueberall sieht dieses System nur Individuen"***) S. 251: „Die Schule kennt keinen Unterschied zwischen Nationen, welche einen höheren Grad öconomischer Ausbildung erreicht haben, und denjenigen, welche auf einer niedrigeren Stufe stehen. Ueberall will sie die Staatsgewalt ausschliefsen . . . . . In der That, dieser Lehre zufolge müfsten die wilden Völker die productivsten und reichsten der ganzen Erde sein"****). Was Hr. List S. 257 f. von „normalmäfsigen Nationen", „normaler Nationalität", davon, „ob eine Nation neue Nationen hervorbringen könne", „von einer Nation in der durch den Krieg eröffneten Manufactur-Carriere", „von dem Segen eines Krieges, der den Uebergang des Agriculturstaats in den Agricultur-Manufacturstaat befördere" und von vielem Andern, Aehnlichen, sagt, mögen sich die Leser selbst zu eigener Ergötzlichkeit excerpiren. Es folgt in diesen Capiteln Widerspruch auf Widerspruch, und, obschon Hr. List sehr vielfältig von naturgemäfser Entfaltung der Industrie spricht, so versteht er doch darunter überall eine gekünstelte.

*) Dies ist eins der vielerlei ganz gleichen Argumente gegen das System der Gewerbe- und Handelsfreiheit.

**) Nämlich „Räuber, Diebe, Betrüger und — (der Mercantilist vergifst sein System) Schmuggler". Auch dies ist ein List'sches Argument gegen industrielle Freiheit!

***) S. 264 aber wirft ihm Hr. List vor, er sehe überall nur die ganze Menschheit, oder die ganze Gesellschaft.

****) Es könnte, wenn wir diese Behauptung und Folgerung mit ihrem wahren Namen nennen wollten, eine Beleidigung sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Das nationale System der politischen Oeconomie. Von Dr. Friedrich List.

(Schluſs.)

Im 17. bis 27. Capitel beschäftigt sich hierauf Hr. List mit Auseinandersetzung seiner Kraftthoorie. Er beabsichtigt dabei nicht bloſs, sein Prohibitivsystem gegen das Freiheitssystem zu vertheidigen, sondern auch und vorzüglich den Begriff, die Interessen und die wirthschaftliche Politik seines Agriculturstaats, Agricultur-Manufacturstaats und Agricultur-Manufactur-Handelstaats festzustellen, und zu zeigen, welch ein Unterschied zwischen der Agriculturkraft und Manufacturkraft sei, und welche unermeſslichen national-ökonomischen, Cultur-, moralischen, politischen und internationalen Vortheile die Manufacturkraft den „normalgemäſsen" Nationen gewähre, wie eigentlich die Manufacturkraft allein es sei, was die Nation und den Staat schaffe. Wir überlassen es den Landwirthen, den Gutsbesitzern und dem Grundadel, bei Hrn. List sich im Spiegel ihrer unbegründeten national-ökonomischen und politischen Erbärmlichkeit, — und den Manufacturisten, Handelsleuten und Schiffsherren sich in ihrem erhabensten Glanze selbst zu schauen. Sie werden ihr Wunder erleben. Der dortigen 164 vollen Seiten kurzer Sinn ist: Ein Volk und Staat ohne Manufacturwesen, ohne auswärtigen Handel, ohne Seeschifffahrt und ohne Colonieen in der heiſsen Zone ist ein Nichts; die Urproduction ohne diese vier Zweige der Volkswirthschaft zusammen genommen ist gänzlich bedeutungslos, ausgenommen als Quelle immer gröſserer Verarmung und Verwilderung der Nation, welche unausbleiblich ist; daher muſs die Staatsgewalt mit allen Mitteln darnach streben, die ihr unterworfene Nation zu einer solchen normalgemäſsen zu machen, indem sie dieselbe zu einer Manufactur-, Handels-, Schifffahrts- und Colonial-Nation erhebt; diese Umgestaltung und Erhebung ist aber nur durch Krieg und Douanensystem möglich, folglich müssen diese beiden Mittel je nach Bedarf (aber nur nach Bedarf, denn ein Mehr wäre ungerecht und schädlich!) angewendet werden, bis die Nation die Suprematie in allen diesen vier Zweigen erreicht hat. Hat sie aber diese erreicht, und die Macht der anderen Nationen vernichtet, dann soll Handelsfreiheit eingeführt werden, denn alsdann kann ihr diese nichts mehr schaden. Der Uebergang von der Agricultur zur Manufactur geschieht jedoch auch am sichersten und schnellsten unter Handelsfreiheit; allein, wenn die die Nation umgebenden Völker in der Manufactur schon über derselben stehen, dann ist auch das Douanensystem mit Prämien nothwendig. Während nun Hr. List in seiner, unsern Lesern bisher bekannt gewordenen, schriftstellerischen Weise obige Sätze in's Weite und Breite zertritt und auf die „Schule" schmähet; während er Unwahrheiten von ihr sagt und sie gröſstentheils nicht versteht, springt derselbe auch hier von einem Puncte auf den andern, und wälzt sich dergestalt in Widersprüche hinein, daſs er auch hierbei, wie schon früher, fast immer das Gegentheil von demjenigen beweist, was er behaupten will. Es wäre eine Augiasarbeit, um ihn zu widerlegen, und doch würde sie gänzlich unnütz sein. Wollten wir ihn widerlegen, auch nur in der Allgemeinheit unserer obigen Darstellung seiner Grundansichten, so würden wir damit beginnen, zu zeigen, daſs dessen ganze Nationen-Einschachtelung, auf welcher sein ganzes Gebäude fuſst, durchaus unhaltbar ist, in der Art und in dem Maaſse, wie er sie giebt; dann würden wir zeigen, daſs seine „normalmäſsige Nation" nur unter sehr seltenen Verhältnissen möglich ist; hierauf würde der Beweis folgen, daſs Hr. List einen ganz falschen Begriff von Volkswohlstand hat, und daſs die ganze Geschichte der Colonialpolitik seinem Systeme entgegen ist; es müſste ihm bemerklich

Digitized by Google

gemacht werden, dafs das Predigen des Krieges um der Volkswohlfahrt willen mit der Lehre von der Universal-Union unvereinbar sei, gerade so wie das Douanensystem, darauf müfste derselbe erfahren, dafs er den Werth der Manufactur-Industrie, blind gegen ihre Nachtheile, blind gegen die Vergangenheit und blind gegen die Gegenwart, bei Weitem überschätzt und zum Theile ganz falsch beurtheilt habe, so wie er andererseits, in seiner unbedingten Befangenheit für das Manufacturwesen, rücksichtslos der Agricultur jede Bedeutung und jedes Verdienst abspreche, obschon sie die erste Grundlage des Volks- und Staatslebens und seiner Entwickelung ist; dann würden wir ihm zeigen, dafs *seine* Handelsfreiheit unter *seinen* Voraussetzungen unmöglich sei und dafs er sie entweder ohne Durchschauung seines eigenen Systems oder aber trotz der selbst eingesehenen Unmöglichkeit dennoch statuire; wir würden ihn überführen, dafs, wenn alle Völker einer Zeit, auch nur die cultivirten eines Erdtheils, sein System befolgten, die Erreichung des Zieles nur demjenigen möglich wäre, welches die meiste Gewalt und die meiste Schlechtigkeit übte, und dafs also hierauf sein „nationales System" der politischen Oekonomie beruhe; endlich aber würden wir ihm beweisen, dafs er allen Nationen ganz das nämliche System anpreise, welches England befolgt hat, und welches er stets abscheulich nennt oder verhöhnt, *weil* es England befolgt hat.

Ein solches Gemisch und Gewebe von Unwahrheiten, wie es diese 11 Capitel darbieten, ist vielleicht unerhört in der Wissenschaft. Wir müfsten, wollten wir unsern Lesern dasselbe begreiflich machen, fast Seite für Seite excerpiren. Nach Hrn. List's Auseinandersetzung ist der Ackerbau und die landwirthschaftliche Klasse die Ursache und der Stützpunct der Barbarei, des politischen Indifferentismus und der Sclaverei, das hartnäckigste Hemmnifs des Volkswohlstandes; dagegen das Manufacturwesen und Handel in allen diesen Beziehungen das Gegentheil, nicht blofs die Quelle, sondern auch der Glanzpunct der Intelligenz, Cultur, Civilisation, Moralität, politischen Freiheit, des Patriotismus, der Landesvertheidigung. Wir übertreiben hier keineswegs, und können noch versichern, dafs es schwerlich möglich ist, solche und so viele Albernheiten auf 164 Seiten bei Abhandlung eines wichtigen Gegenstandes anderswo zu finden, als hier. Auch hier sagt eine kleine Blumenlese mehr, als methodische Widerlegung. S. 287: „Ohne uns auf eine Untersuchung einzulassen, ob die Zusammensetzung einer Uhr gröfsere Geschicklichkeit erfordere, als die Leitung einer Landwirthschaft, brauchen wir blofs darauf aufmerksam zu machen, dafs alle bei der Landwirthschaft vorkommenden Beschäftigungen derselben Art sind, während bei den Manufacturen eine tausendfältige Verschiedenheit obwaltet". S. 288 führt Hr. List als Grund dafür, dafs die Manufacturen mehr Geschicklichkeit, Uebung und Geistesfähigkeit forderten, als die Landwirthschaft, auch an: „Jede, auch die geringste Kraft, die der Kinder und Frauen, der Krüppel und der Greise findet in den Manufacturen Beschäftigung". S. 292: „Bei der Isolirung, in welcher der Agriculturist lebt, und bei der Beschränktheit seiner Bildung, ist er wenig fähig, zur allgemeinen Civilisation beizutragen, oder den Werth politischer Institutionen kennen zu lernen, und noch viel weniger an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und am Rechtsspruch, thätigen Antheil zu nehmen, oder seine Freiheit und seine Rechte zu vertheidigen"*). S. 293: „Es giebt zweierlei Arten von Städten, wovon wir die einen die productiven, die anderen die zehrenden nennen". Nämlich jene sind Hrn. List die Manufacturstädte, und diese? — „Wo diejenigen leben, welche die Rente des Landes (!) verzehren". S. 298—299 schildert Hr. List den Einflufs der Manufacturen auf die Grundbesitzer, wie folgt: „Aus Nimroden werden sie gebildete Menschen . . . . . Sie jagen nach Belehrung und nach Ideen (!), statt nach Hirschen und Hasen. Auf das Land (nämlich aus den Städten) zurückgekehrt, stellen sie dem mittleren und kleineren Landwirth nachahmungswürdige Beispiele auf, erwerben sich seine Achtung, statt seines Fluches". S. 313: „Es ist eine alte Beobachtung, dafs der Mensch, wie das Thier, durch Racen-Kreuzung sich geistig und körperlich veredelt, dafs er, wenn wenige Familien fortwährend unter einander heirathen, nach und nach degenerirt"**). Indessen mufs bemerkt

*) Doch aber sagt Hr. List S. 358: der Einflufs der Grundbesitzer auf die Gesetzgebung sei vorherrschend und gröfser als jener der Manufacturisten.

**) Also Race und Familie sind logische Gegensätze? — die Vermischung zweier ganz verschiedenen Racen (sagt Hr. List S. 314) hat fast ohne Ausnahme eine kräftige und

Digitized by Google

werden, dafs Hr. List S. 316, um den wohlthätigen Einfluſs des Manufacturwesens auf und durch die Racen-Vermischung zu beweisen, anführt, dafs die Agricultur-Bevölkerung mit der Manufactur-Bevölkerung sich vermische. Also dies sind verschiedene Racen, und ihre Vermischung giebt ein kräftiges Volk? Der Unterzeichnete gehört zur ungemischten Agriculturrace. „Aber nicht minder bedeutenden Einfluſs (führt Hr. List S. 316 fort) hat das Aufkommen der Manufacturkraft auf die Veredlung der Viehracen", z. B. Schaafe, Rindvieh, Pferde. „Die Urracen von Rindvieh, Schaafen und Pferden, die in der verkrüppelten Landwirthschaft überall aus Mangel an Kreuzung entstanden, geben ein würdiges Seitenstück zu ihrer unbehülflichen Herrschaft ab". Auch nennt Hr. List die Seidenwürmer eine Thierrace, sie ist nicht veredelt in Europa, denn „alle Seidenwürmer von Europa stammen von wenigen Eiern her, die unter Constantin nach Constantinopel gebracht wurden". „Wie vieles (sagt Hr. List hierbei) verdanken die productiven Kräfte der Nationen der Einführung fremder Thierracen" und führt die Seidenwürmer als Beispiel an. S. 318: „Was wir unter dem Ausdruck *Instrumentalkräfte* verstehen, nennt die Schule *Capital*"*). S. 325: „Im rohen Zustande, im Zustande des Jägers und des Fischers, bietet die Naturkraft fast Alles, das Capital ist fast Null. Der auswärtige Handel vermehrt das letztere, zerstört aber eben dadurch (durch Feuergewehre, Pulver, Blei) die Productivität des ersteren gänzlich"**).

S. 422: „Ist man rauhe Kost von Jugend auf gewöhnt, so entsteht selten der Wunsch nach besserer", und S. 423: „Niemand wird leugnen, dafs Gerstenkaffee ohne Zucker eben so nahrhaft sei, als Mocca mit Zucker".

Jedoch es ist dieser Einzelnheiten vielleicht schon zuviel, daher lassen wir vieles Andere ungerügt, da die Kritik nicht im Ernste angegangen werden kann, eine Schrift zu widerlegen, welche solche Dinge enthält. Wir gehen daher weiter und zum Schlusse unseres Berichts.

IV. *Die Systeme und die Politik.*

Dies sind die Ueberschriften des dritten und des vierten Buchs. Im Ersteren bemüht sich Hr. List auf S. 451—494 die Systeme der politischen Oeconomie in demselben Geschmack darzustellen und zu bekritteln, den wir von ihm gewohnt sind. Es ist darin nichts mehr gesagt, als Wiederholungen, ausgenommen in der Mifshandlung des Smith'schen Systems neue Unwahrheiten, neue Verdrehungen, und neue Schmähungen, untermischt mit solchen originellen Blüthen seines Geistes, wie sie unsere Leser schon kennen*). Das letzte Buch handelt auf den noch folgenden 89 Seiten einige Angelegenheiten, die Hr. List wahrscheinlich für kleine Zeitfragen hält, weil er sie so kurz abfertigt, ab, nämlich die Insular-Suprematie und die Continentalmächte, die Insular-Suprematie und die deutsche Handels-Union, die Continentalpolitik, und die Oeconomie der deutschen Nation. Wohl am meisten Verständiges findet sich in diesem Buche, und es ist auch für die meisten Leute wohl eher anziehend und zufriedenstellend, als die sämmtlichen 570 Seiten vorher, mit ihrem Geifer und mit ihrer Verschrobenheit. Indessen auch diese Parthie des Buches verleugnet den Vf. des Vorhergegangenen nicht, und man kann

---

schöne Nachkommenschaft zur Folge. Zum Beweise führt er nicht nur die Vermischung der Weifsen und Schwarzen, sondern auch den persischen Adel an, „der sich seit Jahrhunderten mit georgischen und cirkassischen Frauen vermische". Ersteres ist bekanntlich sehr bezweifelt, und letzteres wird Niemand wundern, der weifs, was „eine Cirkassierin" sagen will.

*) Bekanntlich ist dies nicht wahr, und Hr. List beweist dies S. 320 selbst. Aber er behält den „Terminus Capital" doch bei, obschon dies eine „unzulängliche Terminologie" ist. Was Hr. List alsdann von A. Smith's Ansicht über Capital sagt, ist fast durchgängig falsch (S. 321 f.). Es folgt in seiner Entgegnung Widerspruch auf Widerspruch.

**) Wer dies wohl interpretiren könnte? — S. 325 f. sucht übrigens Hr. List zu beweisen, dafs die Sparsamkeit nicht blofs kein Capital schaffe, sondern arm mache! Auch gegen die „Schule". S. 231 behauptet er, der Unterschied der „Schule" zwischen stehendem und umlaufenden Capitale sei nur in Einem Falle von praktischem Werthe, diesen Fall verschweige sie aber. Hr. List giebt ihn aber auch nicht an. Statt dessen giebt er S. 334 flg. eine Theorie der Rente, welche an Confusion der Begriffe wohl Alles übertrifft, was darüber jemals geschrieben sein dürfte. S. 360 will er sogar einen Ricardo emendiren.

*) Wir wollen nur Eine der reizendsten noch anführen. S. 492: „Wenn indessen auch einzelnen grofsen Geistern gegeben ist, einzelne Fortschritte künftiger Jahrtausende zu ahnen, *wie Christus die Abschaffung der Sclaverei geahnt hat*", so, u. s. w. Alle grofsen Schriftsteller lassen auf ihren glänzenden Laufbahnen solche Sternschnuppen fallen.

Digitized by Google

sich damit nicht recht befreunden, selbst wo man auch nicht widersprechen mag. Des zu Leugnenden ist aber darin nicht wenig, weil er nicht blofs die sämmtlichen darin aufgestellten Fragen aus dem Gesichtspuncte des Prohibitiv- und Protectionssystems behandelt, sondern Englands Handelspolitik mit seinen vorgefafsten Meinung von Perfidie bekrittelt, und hiernach den deutschen Zollverein und dessen Handelspolitik commentirt und emendirt.

Blicken wir auf unsere Arbeit in vorstehendem Berichte zurück, so dürfen wir wohl gewärtigen, dafs Hr. List behaupten werde, wir hätten ihn nicht widerlegt, weil wir nicht ins Einzelne eingegangen seien. Denn schon in der Vorrede spreizt er sich gewaltig damit, dafs diese seine Ideen, die er schon in der Augsburgischen Zeitung und in der deutschen Vierteljahrsschrift dem Publicum zum Besten gegeben hat, von der „Schule" nicht widerlegt worden seien, indem diese darüber gänzlich geschwiegen habe. Dennoch aber blickt seine durch dieses Stillschweigen der von ihm geschmäheten Schule beleidigte Eitelkeit dabei überall hervor. Ganz ungetrübt ist Hrn. List's Lust und Freude über seine Unwiderlegbarkeit keineswegs. Denn er hat Verstand genug um einzusehen, dafs es keine Ehre ist, ein Buch geschrieben zu haben, welches so voll Verkehrtheiten, Verdrehungen, Unwahrheiten und persönlichen Beleidigungen ist, dafs es kein Mensch der Mühe und der Zeit werth erachten kann, es förmlich zu widerlegen. Wollte aber Hr. List die Randglossen, welche der Unterzeichnete in sein Exemplar seines Buches geschrieben hat, in der nächsten Auflage mit abdrucken lassen, so stehen dieselben ihm mit Vergnügen zu Diensten. Die dritte Auflage würde dadurch viel stärker werden, obschon sie blofse einzelne Wörter, Ausrufungs- und Fragezeichen sind.

E. Baumstark.

VII.

Dr. J. A. Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeben von Dr. F. X. Reithmayr, aufserord. Prof. der Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität. Erster Band. Die drei ersten Jahrhunderte. Regensburg, 1840. XVI. u. 968 S.

Zunächst ist der Titel des Werkes in Betracht zu ziehen. Möhler erklärt sich hierüber selbst p. 14: — „Es bildeten sich zwei theologische Hülfswissenschaften, wovon die eine die einleitenden Vorkenntnisse zum Studium der Väter an die Hand geben, die andere die Ergebnisse des Studiums selbst mittheilen, mithin dieses auch gewissermafsen ersetzen sollte. Man unterschied in dieser Hinsicht zwischen Patrologie und Patristik. Die letztere lieferte die Resultate des Studiums der Väter in dogmatischer Beziehung, indem sie die Zeugnisse, die man in ihren Schriften für die Dogmen findet, herausnahm, um diese somit historisch zu begründen. Man kümmerte sich demnach in dieser Disciplin nicht um eine Darlegung eines vollständigen Systems des gesammten Glaubens und Wissens eines Vaters, sondern nur das benutzte man von ihm, was für die Dogmatik zu passen schien. Der Patrologie aber wurde ein weiteres Gebiet angewiesen. Sie befafste sich mit der biographischen und bibliographischen Kenntnifs von den Kirchenschriftstellern und führte nebstdem noch die Zeugnisse derselben für die Kirchenlehre an, die und soweit sie sich in ihnen finden. Nach dieser Distinction wäre somit die Patristik ein Theil der Patrologie und darum eine überzählige Wissenschaft, weil sie theils durch die Einrichtung unserer dogmatischen Lehrbücher, welche deren Stoff in sich aufgenommen, theils auch in neuerer Zeit durch die Dogmengeschichte entbehrlich gemacht". — Diese Unterscheidung, welche auch von Möhler selbst aufgegeben, ist Rec. völlig neu und unbekannt gewesen. Der gewöhnliche Name Patristik für die in Rede stehende Wissenschaft wäre an sich tadellos; allein er ist dem gewöhnlichen Gebrauche nach auf die *ältere* christliche Literatur beschränkt. Möhler macht hiergegen treffende Einwendungen, indem er die Unhaltbarkeit dieser Beschränkung nach Einigen auf die drei, nach Anderen auf die sechs ersten Jahrhunderte zeigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Dr. J. A. Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeben von Dr. F. X. Reithmayr.

(Fortsetzung.)

„Diese Zeitbestimmungen, sagt Möhler p. 20, welches Jahrhundert als das zu betrachten sei, das den Cyclus der Väter abschliefse, haben allzumal ihren Grund entweder in einer einseitigen kirchlichen Polemik, oder in andern beschränkten Rücksichten. Das Wesen ist, dafs es nach dem ursprünglichen und reinen Sinne des Wortes so lange Kirchenväter geben müsse, als die Kirche dauert". — Gewifs; allein der *Sprachgebrauch* hat einmal diese Begrenzung fixirt, und es ist schwer dieselbe mit Einem Male und doch auch nicht ohne Willkühr zu erweitern. Vielmehr hat man das Recht dieser historisch-theologischen Disciplin, die in dieser Ausdehnung und Behandlung eine neue ist, auch einen neuen Namen zu geben, — und Rec. stimmt Möhler ganz bei, wenn er seinem Werke auch noch den Titel *christliche Literärgeschichte* beigefügt, eine Bezeichnung, deren allgemeine Annahme und Einführung sehr wünschenswerth wäre, da sie ihre vollkommne Analogie an der griechischen und römischen Literaturgeschichte hat, welche, wenn nicht eine gleiche, doch eine sehr ähnliche Aufgabe sich zu stellen hat. —

Möhler hat für die Gründung oder doch neue Gestaltung dieser Wissenschaft in vorliegendem Werke einen ausgezeichneten Beitrag gegeben, und es ist nicht genug zu bedauern, dafs ihm selbst die Herausgabe und gleichmäfsige Ausarbeitung nicht mehr vergönnt gewesen. Vieles würde er gewifs vervollkommnet, mit Rücksicht auf die neueste Literatur modificirt haben; die Behandlung würde gleichmäfsiger, mehr von denselben Gesetzen bestimmt worden sein, das kritisch-philologische Element, von welchem übrigens Möhlers gesammte Bildung tingirt war, würde mit mehr Liebe und nicht blofs der ästhetischen Seite nach verarbeitet, die Geschichte der Texteskritik vollständiger mitgetheilt sein, — überhaupt das Ganze mehr den Charakter der Forschung und Untersuchung erhalten haben. Aber dessenungeachtet hat Möhler in Betracht der in der That ungeheuern Aufgabe, welche in dieser Ausdehnung über die ganze Geschichte der Kirche die christliche Literärgeschichte zu lösen hat, (dem *Einzelnen* ist überhaupt *selbständige* Forschung auf dem *ganzen* Gebiete derselben unmöglich) Ausgezeichnetes geleistet, nicht sowohl wie schon angedeutet in historisch-kritischer Rücksicht, oder durch grofsartige folgenreiche Combinationen, als durch sein schönes Talent für Charakteristik und Auffassung der eigenthümlichen Lehrbegriffe, durch die Klarheit, durch die vollendete Bildung seiner Diction. Meisterhaft (wenn auch nicht ohne Einseitigkeit) ist z. B. seine Charakteristik des Tertullian, welche ich aushebe (p. 704). „Tertullians Individualität als Schriftsteller ist in den schärfsten Zügen charakterisirt. Sein seltenes Talent, seine Gelehrsamkeit, spricht aus allen Schriften; seine dialektische Kunst und unerschöpfliche Gemüthskraft setzt in Erstaunen. Sie machen das Wort in seiner streitfertigen Hand zu einer mächtigen Waffe und ihn, wo er sie, sich an die Kirche anlehnend, für die Wahrheit führt, unüberwindlich. Was er schreibt, ist meist tief gedacht; ein unerschöpflicher Reichthum an Ideen entsprudelt seiner lebhaft glühenden Phantasie; der Sprache ist er vollkommen Meister; er prefst sie schonungslos und eng in seine Gedankenformen. Er überschüttet mit ungewöhnten Ausdrücken; mit überraschenden Wendungen treibt er den Leser vor sich her; schlägt aber mehr als er überzeugt. Doch ist er als Katholik noch ziemlich sanft (?) und läfst das klare Bewufstsein vorwalten. Aber als Montanist verschwendet er Witz und Satire für die Bekämpfung

Digitized by Google

der Wahrheit; er schmäht und tobt ohne Maafs des gereizten Affects, alle Sanftmuth ist dahin. Dabei ist sein Styl stets lakonisch, sententiös, die Uebergänge rasch und unvermittelt; der Ausdruck hält sich nie ans Maafs der Vorstellung; fast immer spricht er in Kraftausdrücken, in Hyperbeln, wenn er anklagt oder vertheidigt, lobt oder schimpft. Den Gegner, Katholik oder Häretiker, macht er immer lächerlich. Wie sein Gemüth, so die Hast seiner Sprache, immer gedrängt, dunkel; zwar bilderreich und blühend; aber *eben wie die Blüthen der Wüste*. Da er der erste lateinische Kirchenschriftsteller und ohne Vorgänger war, so lag ihm noch keine fertige Sprache zur Hand, er mufste sich diese erst schaffen und bilden. Liebten nun überhaupt die Africaner einen eigenen lateinischen Sprachbau, so war er hierin africanischer als alle. Er latinisirt griechische Wörter, giefst sich ganz neue lateinische, oder verunstaltet beliebig die alten. Darum seiner Schriften bizarres Ansehn". — Wie hier, so entwickelt Möhler auch sonst mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, — wie es nur durch das genaueste, umfassendste Studium möglich ist, — in scharfen Umrissen die dogmatischen Ansichten der Väter (freilich nicht selten entstellt und von seinem Standpuncte aus umgedeutet z. B. die vom Abendmahle fast durchgängig); zeichnet mit der geschicktesten Farbengebung auf Grund der in den Quellen gegebenen Andeutungen ein schönes Bild ihres Lebens und Strebens, — und weifs oft mit der zartesten Sinnigkeit verborgen liegende Fäden in das Netz seiner Darstellung zu verweben. Der Hr. Herausgeber hat ihm hierin so glücklich nachgeahmt, dafs Recensent ohne die bestimmte Angabe dessen, was von ihm herrühre (und dies ist nach Vorrede S. VIII nicht unbedeutend) durch die Verschiedenheit der Sprache gar nicht auf den Dualismus der Autorschaft würde aufmerksam geworden sein. Er wird daher auch in Folgendem die Verfasser nicht unterscheiden, da er ihre vollkommene Uebereinstimmung voraussetzen kann.

Die christliche Literärgeschichte, — so nennt Recensent diese Wissenschaft, über deren Studium und Bedeutung p. 1—6 so Treffliches gesagt *), theilt Möhler in drei Zeiträume, den römisch-griechischen, den germanischen, den römisch-griechisch-germanischen. Die Geschichte der drei ersten Jahrhunderte theilt er wieder in Abschnitte und beginnt jeden mit einer Allgemeines besprechenden Einleitung. Diese Einleitungen sind jedoch, — so Herrliches sie im Einzelnen enthalten, im Ganzen zu dürftig, und hätten die von F. A. Wolf für die klassische Literatur so genannte innere Geschichte geben müssen, zu der hier nur ein unbedeutender Anfang gemacht. Diese kann freilich dogmengeschichtliche Entwickelungen nicht verfolgen, wenn sie nicht auf unangemessene Weise mit der Dogmenhistorie sich verwechseln will, ihr ist vielmehr die *Individualität*, die durch diese bedingte Totalität der Leistungen eines Schriftstellers die Hauptsache, allein sie kann eben so wenig die innere Beziehung auf die Dogmengeschichte aufgeben, wie die Biographie die auf die Welthistorie (wie Möhler

*) Namentlich p. 6: In diesen Vätern der Kirche hat sich Glaube, Lehre, Darstellung in den einfachsten und edelsten Formen ausgeprägt. Dahin müssen daher diejenigen zurückgehen, welche sich eine recht tüchtige und umfassende Kenntnifs der Streitpuncte, der Gründe und Vertheidigungsmittel für die treffenden Dogmen erwerben. Würde dies geschehen, würden die, welche die Sache der Kirche zu führen sich anbieten, nur mit einem vergleichenden Blick über Jetzt und Einst hinstreifen, man würde gewifs nicht mit so vielen gebrechenhaften Darstellungen des Dogma sich zufrieden geben, wie es wirktich der Fall ist. Aber uns fehlt die Intensität des Gedankens, die erhabene Begeisterung und das Feuer des Gemüthes, weil keine Gefahr zu sein scheint, oder wo sie wahrgenommen wird, eher nutzlose Klagen, als eine grofsartige Geistesthätigkeit hervorruft. Die Kraft der Kirche ist die alte noch, die ungeschwächte, aber sie liegt nicht auf der Oberfläche, sondern tief innen im Herzen, wo sie webt und schafft. Allererst haben darum die, welche in ihr zu lehren, zu erbauen, zu leiten und zu streiten haben, von dieser Aeufserlichkeit im Leben nach innen sich zu sammeln; und zu athmen den Geist von denen, in welche ihn die Kirche dereinst eingehaucht; aufzunehmen ins geöffnete Herz die Kraft, die sich in jenen Vätern ausgeboren; hier erst die eigenen Lebenspulse mit den Herzschlägen der Kirche in gleichen Tact zu setzen: dann wird auch unserm Geiste die Spann- und Schwungkraft wiederkehren, um den Gegensatz auszustofsen, und eine frische lebendige Bewegung im Gebiete des Religiösen wieder zu erzeugen. — Endlich verbreiten sich die alten Schriftsteller der christlichen Kirche nebst den religiösen auch über allgemein menschliche Verhältnisse oft mit unnachahmlicher Schönheit, so dafs ein wohlgeordnetes Studium für alle Theologen fruchtbar und segenbringend sein wird.

Digitized by Google

selbst andeutet p. 11). Diese *innere* Geschichte der christlichen Literatur hätte nur nach des Recensenten Ansicht die Anfänge der Apologetik, Geschichtschreibung, Dogmatik, wie sie aus den Bewegungen der Kirche hervorgegangen und wieder in sie eingreifen, genetisch zu entwickeln, die allmählige Vervollkommnung des Styls, der Kunst der Darstellung zu schildern, wie dies Möhlers Ansicht und Absicht selbst gewesen zu sein scheint (s. p. 179—187, 416—429). Allein die hier gegebenen kurzen Umrisse nach keinem bestimmten durchgreifenden Plane gearbeitet, sind theils auf ganz vulgäre, aber sehr in Anspruch zu nehmende Resultate der früheren Forschung gestützt, theils durch Verkennung dessen, was Möhler kurzweg das Häretische nennt, voll vieler Unrichtigkeiten. Was das Erste betrifft, so führe ich als Beispiel die immer noch mit Hartnäckigkeit vertheidigte Aechtheit der Ignatianischen Briefe an. Gegen das Zweite kann ich nichts Besseres sagen, als *Schwegler*, nur in einem *zu extremen* Sinne gesagt (*der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts* p. 2). „Immer noch herrscht jener Dogmatismus der Geschichtsbetrachtung, zu glauben, dafs die Wahrheit unmittelbares, festes Resultat sei. Immer noch erblickt man in der Entwickelung des Dogmas den Fortschritt einer geraden Linie, zu deren beiden Seiten der dogmatische Irrthum sich bewegt; immer noch stellt man das Werden der katholischen Lehre und die Häresie als zwei isolirte Reihen sich gegenüber, ohne zu erwägen, dafs die Wahrheit nach ihrer bewufsten Bestimmtheit erst Resultat ihrer Selbstvermittelung mit dem Irrthume ist". — Diese *freie* Selbstvermittelung kennt aber Möhler nicht: der Glaube der Kirche ist von Anfang an schon fertig und unwandelbar. Ja er unterscheidet noch (p. 18) zwischen Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern, und rechnet zu letzteren alle die, „welche fremdartigen Einflüssen zu sehr offen stehend, den überlieferten Glauben nicht immer und durchweg im Geiste und Sinne der Kirche ausgeprägt haben". — Wenn nun hier unter die Väter *zweiten* Rangs die genialsten Männer der ganzen alten Kirche, ein Clemens, Origenes gerechnet werden, so ist klar, dafs die geschichtliche Entwickelung ganz verworren werden und an einen ihr selbst fremden Maafsstab gehalten sein mufs: *Papias* wird wahrscheinlich wegen seines Chiliasmus als theilweise heterodox angesehn, und doch ist auch *Irenaeus*, wie der Hr. Verf. p. 392 selbst eingestehen mufs, von dieser Heterodoxie angesteckt, — derselbe, welchen er als Vertheidiger der Tradition so unbedingt lobt! Was war denn die Quelle dieses seines Chiliasmus (adv. Haeres. V. 25)? — Der Hr. Verf. meint, „dafs hier Irenäus den Glauben der katholischen Kirche bei Seite gelassen, lasse sich weder verkennen, noch rechtfertigen". Weshalb läfst sich dies nicht verkennen? Wodurch kann bewiesen werden, dafs er den orthodoxen Glauben der Kirche *bei Seite gelassen*? nicht vielmehr nur ihn mittheilt, — nur gegeben, was er empfangen? — Der Chiliasmus war das Vorurtheil der *ganzen Kirche* im zweiten Jahrhundert, Irenäus nahm nur *Theil daran*, nur *wenige* sogenannte häretische Lehrer tilgten es allmählig, und wirkten so wesentlich auf die *Kirchenlehre* ein (S. die Stellen des Origenes, wo er den Chiliasmus bekämpft bei Hagenbach D. G. I. 239.) *), dafs die spätere Form derselben theilweise als ihre Schöpfung zu betrachten ist. Denn nicht allein Papias und Irenäus, sondern auch Justinus Martyr, der sonst gern die Extreme meidet, hat den Einflufs des Zeitgeistes nicht von sich abwehren können; er bekennt sich frei und offen, ohne Anstofs daran, dafs es doch auch solche giebt, die anderer Meinung sind, zu diesem herrschenden Glauben seiner Zeit: Dialog. c. Tryph. Jud. c. 80. p. 306 (ed. Maran.): Ὡμολόγησα — σοι καὶ πρότερον, ὅτι ἐγὼ μὲν καὶ ἄλλοι πολλοὶ ταῦτα φρονοῦμεν, ὡς καὶ πάντως ἐπίστασθε τοῦτο γενόμενον. Πολλοὺς δ' αὖ καὶ τῶν τῆς καθαρᾶς καὶ εὐσεβοῦς, ὄντων χριστιανῶν γνώμης τοῦτο μὴ γνωρίζειν ἐσήμανά σοι. — Ἐγὼ δὲ, καὶ εἴ τινές εἰσι ὀρθογνώμενες κατὰ πάντα χριστιανοὶ, καὶ σαρκὸς ἀνάστασιν γε-

*) Es ist bekannt, dafs auch der allerdings „ganz rechtgläubige" Cajus den Chiliasmus bekämpfte (Euseb. H. E. III. 28. 31. VI. 20. Phot. Cod. 48.), allein dafs er in dieser Bekämpfung nur die allgemeine Kirchenlehre vertheidigte (Schwegler: Der Montanismus p. 138), folgt daraus nicht. Die Opposition gegen den Montanismus überhaupt, konnte ihn auch zu der gegen dieses eine Element desselben führen. Uebrigens bleibt es merkwürdig, dafs Cajus, den die Tradition (s. *Galland*: *Bibliothec. Patrum* II. Proleg. p. XXVIII.) Schüler des Irenäus nennt, sich von den Ansichten seines Lehrers so ganz frei gemacht hatte, — und doch in kritischer Beziehung, in der Verwerfung des Hebräer-Briefes als unpaulinisch abhängig von ihm blieb: *Photius Bib.* Cod. 232. Euseb. VI. 20.

Digitized by Google

νήσεσθαι ἐπιστάμεθα καὶ χίλια ἔτη ἐν Ἱεροσολύμοις οἰκοδομηθείσῃ καὶ κοσμηθείσῃ καὶ πλατυνθείσῃ, ὡς οἱ προφῆται ὁμολογοῦσιν. Wie nun in diesem Puncte, so hat auch sonst Möhler den wahren Verlauf der Geschichte wegen des Vorurtheils, dafs nur die orthodoxe Kirche in alleinigem Besitz der Wahrheit sei, nicht richtig darzustellen vermocht. Das Häretische ist eben als solches ihm schon das Falsche; jeder im Streben nach dogmatischer Fixirung der Lehre gemachte Versuch der Wissenschaft ist, wenn er nicht absoluter Weise mit den kirchlichen Bestimmungen übereinkommt, verdammenswerth; ihn mit gleichen Waffen zu widerlegen ist überflüfsig, — vielmehr ist in dieser Beziehung das schon von Tertullian empfohlene argumentum praescriptionis anzuwenden. „Dieses Beweisverfahren, heifst es sogar p. 746, gilt nicht blofs, wie Neander meint, gegen die Gnostiker; es hat gleiche Bündigkeit gegen alle Häresien, *die Protestanten nicht ausgenommen*. Es sind bei ihnen dieselben formellen Principien, wie bei allen andern: die Lossagung von der Einheit und Auctorität der apostolischen Kirche, die Verwerfung der Tradition und einseitige Stellung auf die Schrift (— als wenn der Protestantismus nicht behauptete, dafs die Schrift *in* der Kirche entstanden sei), dieselbe Willkühr in der Exegese und Kritik des Kanons (— der eben durch die gröfste Willkühr sanctionirt ist — von einem Concil, das sich in Vielem sehr menschlich gezeigt); während die Stifter dieser neuen Häresien keine göttliche Legitimation, so wenig als ein Marcion und Valentin, vorgelegt, keine Spur apostolischer Succession vor und hinter sich haben, und ihr Lehrbegriff nicht etwa blofs von der römischen, sondern von allen apostolischen Kirchen des Erdkreises Griechenlands und Asiens als irrthümlich verworfen wird. Es bedürfte übrigens dieses Beweises nicht. Die Zersplitterung des einen christlichen Bewufstseins in viele hundert Fractionen, die jetzt auf dem Boden der aufgelösen Einheit herumtummeln und wimmeln, könnte ihrem Herzen fühlbar machen, dafs ihnen das Christenthum als *compacte* Gröfse abhanden gekommen sei" — aber nicht, fügen wir hinzu, als die *ideale* alle Gegensätze in sich tragende Einheit. Diese Einheit mufs wohl etwas Gröfseres und Höheres sein, als die von manchen Seiten so sehr empfohlene und gewünschte Gleichheit des Bekenntnisses, die ja an und für sich leicht zu erreichen wäre: sie ist nicht, sondern sie *wird*, sie könnte aber nicht werden, wenn sie nicht schon wäre: ihr Werden ist die reale Entwickelung dessen in der Zeit, was in der Ewigkeit keimte. —

Nach diesen allgemeinen Erörterungen wendet sich Rec. zur Beurtheilung von Einzelheiten, mit denen er nicht übereinstimmen kann. Da deren aber so viele sind, dafs eine vollständige Besprechung derselben unmöglich ist, so bitte ich die folgenden Entgegnungen nur als Beispiele zu betrachten, durch welche mein Urtheil über das Ganze klarer und schärfer bestimmt werden soll: und wie ich diese Kritik mit der *Anerkennung* Möhler's begonnen, so möge auch im Einzelnen mit solchen Abschnitten, welchen diese gezollt werden kann, der Anfang gemacht werden.

S. 267—283 handelt Möhler (dieser Theil ist der Vorrede nach im Wesentlichen von ihm selbst geschrieben) über *Athenagoras*, und zeigt hier sowohl in Angabe des Inhalts als in der Darstellung seines Lehrbegriffes auf glänzende Weise die ausgezeichnete Gewandtheit in Auffassung und Sprache, welche wir schon oben zu rühmen Gelegenheit hatten. Athenagoras selbst ist ihm hierin nicht unähnlich. Auch *er* hat, was die formelle Seite seines Styles betrifft, eine vortreffliche Rundung des Satzbaues, eine gewisse Glätte und Abgemessenheit, dabei (wenn wir die Zeit berücksichtigen, in der er schrieb) eine solche *Reinheit* des sprachlichen Ausdrucks, wie, aufser bei dem Theophilus, der sogleich besprochen werden soll, bei keinem Apologeten sonst zu finden ist. Die vielseitige Bildung und ausgezeichnete Kenntnifs des klassischen Alterthums hat er mit dem Letztgenannten, dem Justin, Clemens von Alexandrien gemein, auch bei ihm treffen wir Fragmente aus griechischen Schriftstellern, allein doch weit mehr Notizen über Philosopheme alter Denker als Dichterstellen, und diese von der Philosophie überhaupt tingirte Bildung unterscheidet ihn eben vom Theophilus, dessen Beschäftigung mit den griechischen Dichtern (wie die vielen Bruchstücke aus Aeschylus, Sophocles, Euripides, Simonides zeigen) seinen eigenen Produkten eine gewisse poetische Färbung gegeben. Wenigstens ist Athenagoras bei weitem nüchterner zu nennen, als er.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1842.

Dr. J. A. Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeben von Dr. F. X. Reithmayr.

(Schlufs.)

Merkwürdig ist in dieser Beziehung, dafs sich zwei Stellen bei ihm finden, wo er des Aristoteles erwähnt, eines Schriftstellers, der in der Geschichte der patristischen Philosophie so höchst selten erwähnt wird *). Nämlich C. VI und XVI (*Galland. Biblioth. Pat.* II. 7, 8 und 15) wird als Lehre des Aristoteles von Gottes Wesen angegeben: ὁ δὲ Ἀριστοτέλης καὶ οἱ ἀπ' αὐτοῦ ἕνα ἄγοντες, οἱονεὶ ζῶον σύνθετον ἐκ ψυχῆς καὶ σώματος συνεστηκότα λέγουσι τὸν θεὸν, σῶμα μὲν αὐτοῦ τὸ αἰθέριον νομίζοντες, τοὺς τε πλανωμένους ἀστέρας καὶ τὴν σφαῖραν τῶν ἀπλανῶν κινούμενα κυκλοφορητικῶς· ψυχὴν δὲ τὸν ἐπὶ τῇ κινήσει τοῦ σώματος λόγον αὐτὸν μὲν οὐ κινούμενον, αἴτιον δὲ τῆς τούτου κινήσεως γινόμενον. Dafs nun diese Ansicht nicht so, wie sie hier vorgetragen wird, ächt aristotelisch ist, bedarf bei den jetzt gewonnenen Resultaten der Forschung über diesen Philosophen keines Beweises. Es fragt sich aber, ob nicht eine Stelle aufzufinden, an welche die hier vorgetragene Theorie ein Anklang ist. Ich vermuthe, dafs Metaphys. XI p. 250 Br. unserem Kirchenlehrer vorgeschwebt hat. Nachdem nämlich Aristoteles in dem Vorhergehenden seine tiefsinnige Forschung über Gottes Wesen und unendliches Leben mitgetheilt, erörtert er hier mit Rücksicht auf andere Denker die Frage, ob nur eine oder mehre solcher Wesenheiten zu denken seien (Biese: die Philosophie des Aristoteles I. 553). Er geht hier von den Bewegungen der Himmelskörper aus, und zeigt, dafs das bewegende Princip eines Gestirns mit dessen Bewegung übereinstimme, diese Bewegungen selbst aber die letzten Kräfte der Natur seien, aufser denen nichts existiren könne, dafs aber, obgleich es nach der Anzahl dieser Kreisbewegungen mehrere Gestirne am Himmel giebt, es doch nur *einen* Himmel geben könne; denn wären deren mehrere, so müfsten sie der Art nach jeder ein und dasselbe Princip haben (ἔσται εἶδει μία ἡ περὶ ἕκαστον ἀρχὴ, ἀριθμῷ δὲ γε πολλαί), und sie wären nur numerisch verschieden; — alles aber, was gezählt werden kann, ist materiell; das Urprincip kann dies aber nicht sein (τὸ δέ τί ἦν εἶναι οὐκ ἔχει ὕλην τὸ πρῶτον); daher ist das Wesen ein einiges, welches, selbst unbewegt, die bewegende Grundursache ist; also existirt auch nur ein Himmel. Athenagoras nun, oder wer sonst das erste Mifsverständnifs herbeigeführt, an welchem er vielleicht nur Theil nimmt, bleibt gleichsam in der Mitte dieses Beweises mit seinen Gedanken hängen; die Vielheit der Bewegungen hält er fest, ohne mit Aristoteles zu der sie auflösenden Einheit fortzugehen. Namentlich ist die Beziehung auf die Stelle Me-

*) Es scheint fast, als sei den Kirchenvätern eine sehr unbestimmte und schwankende Tradition von der Richtung der Aristotelischen Philosophie zugekommen: seine ungeheure Bedeutung für die Logik, für die streng methodische Behandlung der Philosophie überhaupt und deren Ausprägung in den schärfsten Kategorien ist ihnen wahrscheinlich Veranlassung gewesen, da, wo sie eine gewisse Verstandesnüchternheit im Gegensatze zu der Fülle der Ahnung des idealen Plato wahrnahmen, die Kenntnifs und das Studium des Aristoteles vorauszusetzen. So z. B. heifst es bei Eusebius in Beziehung auf die *Artemoniten* und *Theodotianer* H. E. V. 25: Χριστὸν ἠγνοήκασι, οὐ τί θεῖαι λέγουσι γραφαὶ ζητοῦντες, ἀλλ' ὁποῖον σχῆμα συλλογισμοῦ εἰς τὴν τῆς ἀθεότητος εὑρεθῇ σύστασιν, φιλοπόνως ἀσκοῦντες· καταλιπόντες τὰς ἁγίας τοῦ θεοῦ γραφὰς γεωμετρίαν ἐπιτηδεύουσι· — Εὐκλείδης γοῦν παρὰ τισιν αὐτῶν φιλοπόνως γεωμετρεῖται, Ἀριστοτέλης δὲ καὶ Θεόφραστος θαυμάζονται κ. τ. λ. Ich zweifele aber daran, dafs die Artemoniten den Aristoteles selbst studiert haben, wenigstens findet sich sonst so wenig eine Verwandtschaft zwischen ihnen und jenem Philosophen wie beim *Eunomius* (S. Ritter's Geschichte der christlichen Philosophie II. 65).

Digitized by Google

taphys. XI p. 250, 25 (ἐπεὶ δὲ τὸ κινούμενον ἀνάγκη ὑπό τινος κινεῖσθαι καὶ τὸ πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον εἶναι καθ' αὑτό; καὶ τὴν ἀΐδιον κίνησιν ὑπὸ ἀϊδίου κινεῖσθαι καὶ τὴν μίαν ὑφ' ἑνός, ὁρῶμεν δὲ παρὰ τὴν τοῦ παντὸς τὴν ἁπλῆν φορὰν, ἣν κινεῖν φαμὲν τὴν πρώτην οὐσίαν καὶ ἀκίνητον, ἀλλὰ φορὰς οὔσας τὰς τῶν πλανητῶν ἀϊδίους, ἀΐδιον γὰρ καὶ ἄστατον τὸ κύκλῳ σῶμα) sehr deutlich.

Recensent ist auf diesen Punct einen Augenblick näher eingegangen, weil er, so viel er weiſs, weder von Möhler noch einem Andern berücksichtigt, und doch für die Würdigung der Tendenzen jener Zeit nicht ohne Bedeutung ist, — gesteht aber ein, daſs ihm die Auffindung der Gründe, weshalb der Einfluſs des Aristoteles auf die patristische Philosophie so gering, der des Plato dagegen so bedeutend gewesen, einer tiefer eindringenden Forschung zu bedürfen scheint. — Athenagoras zeigt übrigens in metaphysischen Dingen keine Aehnlichkeit mit Aristoteles, wohl aber in den Uebergängen und Schlüssen einige Gewandtheit, was Möhler in seiner Charakteristik nicht bemerkt, die jedoch im Ganzen sehr gelungen und viel richtiger zu nennen ist, als manche Erörterungen in dem Abschnitte über seinen Lehrbegriff, über welche Recensent wenigstens seine Bedenklichkeiten gestehen muſs.

Ferner kann sich Recensent auſser vielem andern auch *nicht* mit der Auffassung und Darstellung der Lehre des *Origenes* von *Logos* einverstanden erklären (— Dieser Theil hat übrigens nach S. VIII der Vorrede nicht Möhler, sondern den Herrn Herausgeber zum Verfasser). S. 534—538 ist es nämlich das Streben des Hrn. Verfs., des Origenes dogmatischen Lehrbegriff nach dem Nicenum zu beurtheilen und in diesem Sinne zu erklären. Man muſs begierig sein zu sehen, wie ihm dies gelingt. Als Beweisstelle für die von Origines anerkannte Homousie wird zunächst angeführt Homil. XII in Num. XXI 16 (Origenes Opp. ed. Lommatzsch. X. 127): „Alius enim ipse est a patre et filio, sicut et de ipso nihilominus in Evangelio dicitur: mittat vobis pater alium paracletum, spiritum unitatis? Est ergo haec trium distinctio personarum in patre et filio et spiritu sancto, quae ad pluralem puteorum numerum revocatur. Sed horum puteorum unus est fons. *Una enim substantia est et natura Trinitatis*". Allein obwohl „Form und Satz hier tadellos sind" (p. 534), wie der Hr. Verf. meint, so muſs man sich doch billig wundern, daſs derselbe eine Stelle anführt, welche zu den unbestimmtesten Aeuſserungen des Origenes gehört. Was sagt sie anders, als daſs Vater und Sohn eins und unterschieden sind, — aber eben auf die *Art* und *Weise* der Einheit und Verschiedenheit kommt es ja an. Der Hr. Verf. giebt dies selbst zu. — „Die Schwierigkeiten entstehen erst, sagt er, wenn es die Bestimmung der Beziehungen gilt, in denen Origenes die drei Personen sich zu einander gedacht habe. Hier begegnen wir Aeuſserungen, die, aus dem Zusammenhange gerissen und für sich betrachtet, allerdings anstöſsig und verdächtig (!) sein könnten. Im Allgemeinen aber gilt hier die Bemerkung, daſs unser Verf. fast überall, wo er sich hierüber näher erklärt, entweder die Einwürfe der Heiden oder Entstellungen dieser Lehre durch die Gnostiker und Unitarier im Auge hat, und daher nach Umständen bald die Einheit des göttlichen Wesens, bald die persönliche Unterschiedenheit schärfer hervorhebt". — Dem ist aber nicht so. Gerade bei der Bekämpfung der Unitarier, wo es auf die möglichst gröſste Bestimmtheit des Ausdrucks ankam, sagt er (Comment. in Joann. II. 2. Opp. ed. Lommatzsch I. f. 92): Λεκτέον γὰρ αὐτοῖς, ὅτι τότε μὲν αὐτόθεος ὁ θεὸς ἐστι διόπερ καὶ ὁ Σωτὴρ φησιν ἐν τῇ πρὸς τὸν πατέρα εὐχῇ „ἵνα γινώσκωσι σε τὸν μόνον ἀληθινὸν θεὸν". πᾶν δὲ τὸ παρὰ τὸ αὐτοθεὸς μετοχῇ τῆς ἐκείνου θεότητος θεοποιούμενον οὐχ ὁ θεὸς, ἀλλὰ θεὸς κυριώτερον ἂν λέγοιτο, ᾧ πάντως ὁ πρωτότοκος πάσης κτίσεως, ἅ τε πρῶτος τῷ πρὸς τὸν θεὸν εἶναι, σπάσας τῆς θεότητος εἰς ἑαυτὸν, ἐστὶ τιμιώτερος τοῖς λοιποῖς παρ' αὐτὸν θεοῖς, ὧν ὁ θεὸς θεός ἐστι κατὰ τὸ λεγόμενον· θεὸς θεῶν κύριος ἐλάλησε καὶ ἐκάλεσε τὴν γῆν" — Ἀληθινὸς θεὸς ὁ θεὸς, οἱ δὲ κατ' ἐκεῖνον μορφούμενοι θεοὶ ὡς εἰκόνες τοῦ πρωτοτύπου· ἀλλὰ πάλιν τῶν πλειόνων εἰκόνων ἡ ἀρχέτυπος εἰκὼν ὁ πρὸς θεὸν ἐστι λόγος. Vergl. daselbst I p. 40: Καὶ λεκτέον, ὅτι κτίσαι ἵν' οὕτως εἴπω ἔμψυχον σοφίαν ὁ θεὸς αὐτῇ ἐπέτρεψεν ἀπὸ τῶν ἐν αὐτῇ τύπων τοῖς οὖσι καὶ τῇ ὕλῃ, οἶμαι, παρασχεῖν τὴν ὕπαρξιν καὶ τὴν πλάσιν καὶ εἶδη. *Contra Celsum* V. 39: ἴστωσαν, ὅτι τὸν δεύτερον θεὸν οὐκ ἄλλο τι λέγομεν ἢ τὴν περιεκτικὴν παντὸς οὐτινοῦν λόγου τῶν κατὰ φύσιν καὶ προηγουμένως καὶ εἰς χρήσιμον τοῦ παντὸς, λόγον· ὅν τινα τῇ Ἰησοῦ μάλιστα παρὰ πᾶσαν ψυχὴν ψυχῇ μίχειῶσθαι καὶ ἡνῶσθαι φαμεν κ. τ. λ. Vergl. daselbst VIII. 22 (pag. 397 ed. Hoeschel). Daſs nun aus diesen und andern Stellen

Digitized by Google

eine Unterordnung des Sohnes *) unter den Vater folgt, ist den protestantischen Dogmenhistorikern schon lange gewiss, und denselben auch keineswegs so anstössig, wie dem Hrn. Verf., der, um zur Einsicht in die Wahrheit unserer Behauptung zu gelangen, nur bedenken möge, dass, da nach der Schrift contra Celsum I. 23 (Πάντα γὰρ μέρη κόσμου, οὐδὲ μέρος ὅλου, θεός· δεῖ γὰρ τὸν θεὸν μὴ ἀτελῆ, ὥσπερ ἐστὶ τὸ μέρος ἀτελὲς· ταῦτα δὲ βαθύτερος λόγος δείξει, ὅτι κυρίως θεὸς ὥσπερ οὐκ ἔστι μέρος, οὕτως οὐδὲ ὅλον) auf Gott die Kategorien der Theile und des Ganzen nicht anwendbar sind, für die Unterscheidung der drei Hypostasen in dem Einen göttlichen Wesen keine irgend denkbare Bezeichnung übrig bleibt, als die der Subordination. Demnach haben wir in dem vom Hrn. Verf. so sehr verehrten Origenes „die ersten Regungen des starren jüdischen Deïsmus gefunden, welches Princip wachsend durch verschiedene Phasen geht, bis es im vierten Jahrhundert im Arianismus seine scheussliche Krone sich aufsetzt" (Worte Möhler's I. p. 419). Wer so den Arianismus beurtheilt, kann freilich auch die früher vorhandenen Elemente, aus denen er sich bildete, und noch viel weniger die Nothwendigkeit dieser ihrer Bildung anerkennen und erkennen; sollte aber wenigstens unbefangen genug bleiben, die Lehre des ja von der orthoxen Kirche verdammten Origenes ohne Umdeutung aufzufassen und wiederzugeben. Noch eines Punctes muss ich in dieser Rücksicht erwähnen. Der Hr. Verf. folgert aus der Stelle contra Celsum VIII. 12 (ἕνα οὖν θεὸν ὡς ἀποδεδώκαμεν, τὸν πατέρα καὶ τὸν υἱὸν θεραπεύομεν· — θρησκεύομεν οὖν τὸν πατέρα τῆς ἀληθείας, καὶ τὸν υἱὸν τὴν ἀλήθειαν, ὄντα δύο τῇ ὑποστάσει πράγματα, ἓν δὲ τῇ ὁμονοίᾳ καὶ τῇ συμφωνίᾳ καὶ τῇ ταυτότητι τοῦ βουλεύματος κ. τ. λ.): „Hier ist ganz unumwunden darum dem *Sohne die gleiche Anbetung vindicirt*, weil sie in ihrem Wesen Eins sind, der Vorwurf des Polytheismus darum keine Haltbarkeit hat". Aber vielmehr er hat darum keine Haltbarkeit, weil eben nur Gott der Vater (αὐτοθεὸς, ὁ θεὸς) und *nicht* der Sohn anzubeten ist. Dies sagt Origenes selbst (de oratione c. XII., aus welchem Capitel Rec. nur das Hauptsächlichste aushebt): „οὐ διδάσκει (ὁ Χριστός) αὐτῷ προσεύχεσθαι, ἀλλὰ τῷ πατρί· — εἰ γὰρ ἕτερος, ὡς ἐν ἄλλοις δείκνυται, κατ' οὐσίαν καὶ ὑποκείμενόν ἐστιν ὁ υἱὸς τοῦ πατρὸς, ἤτοι προσευκτέον τῷ υἱῷ καὶ οὐ τῷ πατρί, ἢ ἀμφοτέροις, ἢ τῷ πατρὶ μόνῳ· τὸ μὲν οὖν τῷ υἱῷ καὶ οὐ τῷ πατρὶ, πᾶς ὁστισοῦν ὁμολογήσει εἶναι ἀτοπώτατον καὶ παρὰ τὴν ἐνέργειαν λεχθησόμενον ἄν· εἰ δὲ ἀμφοτέροις, δῆλον ὅτι καὶ ἀξιώσεις προσενέγκομεν πλημμελεστάτας· — λείπεται τοίνυν προσεύχεσθαι μόνῳ τῷ θεῷ τῶν ὅλων πατρὶ· ἀλλὰ μὴ χωρὶς τοῦ ἀρχιερέως· εὐχαριστοῦντες οὖν οἱ ἅγιοι ἐν ταῖς προσευχαῖς ἑαυτῶν τῷ θεῷ, διὰ Χριστοῦ Ἰησοῦ χάριτας ὁμολογοῦσιν αὐτῷ. Dieses διὰ Χρ. I. hat aber nur die Bedeutung der Vermittelung und ist nichts als ein Ausdruck für die Nothwendigkeit *des Gebetes im Namen Jesu, wie er dieses sogleich selbst erklärt*: — οὕτως οὐ χωρὶς αὐτοῦ προσευχὴν τινα προσενεγκτέον τῷ πατρὶ, ὡς αὐτὸς τοῦτο παραδείκνυσι σαφῶς οὕτω λέγων· ἀμὴν, ἀμὴν λέγω ὑμῖν, ἄν τι αἰτήσητε τὸν πατέρα μου, δώσει ὑμῖν κ. τ. λ.; — und wenn er in der Polemik gegen Celsus von einem gleichmässigen θεραπεύειν des Vaters *und* Sohnes spricht, so kann dies, soll anders die Auffassung der Lehre des Origenes eine mit sich selbst übereinstimmende sein, nicht anders als von einer gemeinsamen Verehrung verstanden werden, welche aber doch dem *Grade* nach verschieden zu denken ist. — Uebrigens findet sich in diesem Abschnitte über Origenes theils noch vieles Falsche, z. B. in den Darstellungen seiner Lehre vom heil. Geiste, theils Mangelhaftes durch Weglassung mancher für dieses grossen Kirchenlehrers dogmatische Grundanschauung wichtigen Stellen, z. B. derer, welche den Logos als die das ganze Weltall begeistende, durchdringende Macht, als das Centrum aller Vernünftigkeit, als das das gesammte Universum tragende Allleben verkündigen *). —

Bei der im Ganzen sehr gelungenen Darstellung der Lehre des *Hippolytus* p. 599—613, die um so

*) S. auch die Auseinandersetzung bei *Baur*: Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwickelung. I. p. 196—241.

*) *Comment. in Joann.* VI. 22 (Opp. ed. Lommatzsch I. 233): Οὗτος γὰρ δι' ὅλης πεφοίτηκε τῆς κτίσεως, ἵνα ἀεὶ τὰ γινόμενα δι' αὐτοῦ γίνηται καὶ περὶ παντὸς οὑτινοσοῦν ἀεὶ ἀληθὲς ἦν τὸ· πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲν· καὶ τὸν πάντα ἐν σοφίᾳ ἐποίησας· εἰ δὴ δι' ὅλης τῆς κτίσεως πεφοίτηκε, δῆλον ὅτι καὶ τῶν πυνθανομένων· „τί οὖν βαπτίζεις, εἴ σὺ οὐκ εἶ ὁ Χριστός; — μέσος ἕστηκεν ὁ αὐτὸς καὶ βέβαιος ὢν λόγος, ὑπὸ τοῦ πατρὸς ἐστηριγμένος πανταχοῦ· ἢ τὸ· „μέσος ὑμῶν ἕστηκεν· ἀκουέσθω, ὅτι ὑμῶν τῶν ἀνθρώπων διὰ τὸ εἶναι ὑμᾶς λογικοὺς, μέσος ὑμῶν ἑστὰς, τῷ τοῦ παντὸς σώματος ἐν μέσῳ εἶναι, τὸ ἡγεμονικὸν ἀποδείκνυται. Vergl. *de Princip.* I. 2 §. 4; *contra Celsum* V. 39, VI. p. 339 ed. Hoeschel; Ritter's Geschichte der christl. Philosophie I. p. 495.

Digitized by Google

wichtiger und bedeutender zu nennen ist, je mehr sie bisher vernachlässigt, möchte Rec. besonders zwei Puncte besprechen. — Zunächst ist ihm bei wiederholter Lecture der Fragmente des Hippolyt aufgefallen, dafs er da, wo er die Christologie berührt, so nachdrücklich von einer ψυχὴ λογικὴ in Christo spricht, wie es im Anfange des dritten Jahrhunderts aufser bei dem gleichzeitigen Origenes*) bei keinem anderen Dogmatiker sonst zu finden. So contra Noet. c. XVII (Galland. Bibl. Patrum II. 463 — vom Hrn. Verf. p. 609 angeführt): Πιστεύομεν οὖν — ὅτι θεὸς λόγος ἀπ' οὐρανῶν κατῆλθε εἰς τὴν ἁγίαν παρθένον Μαρίαν, ἵνα σαρκωθεὶς ἐξ αὐτῆς, λαβὼν τε καὶ τὴν ψυχὴν τὴν ἀνθρωπίνην, λογικὴν δὲ λέγω — σώσῃ τὰ πεπτωκότα; besonders aber in den Fragmenten der Schrift κατὰ Βήρωνος καὶ Ἥλικος τῶν αἱρετικῶν (oder nach Fabricius gewifs richtiger Conjectur ἡλικιωτῶν αἱρετικῶν Galland b. a. O. p. 465) wie Fragm. III: — „διὰ τῆς σωματικῆς ἡμῶν γλώσσης ἀτρέπτως ἡ κατὰ φύσιν τῆς ψυχῆς λογικῆς προφέρεται δύναμις· οὕτω καὶ ὑπὲρ τῆς ὑπερφυοῦς τοῦ θεοῦ σωματώσεως διὰ τῆς αὐτοῦ παναγίας σαρκὸς, ἐν οἷς ἂν θειικῶς ἐνήργησε, δίχα τροπῆς ἡ παντοκρατορικὴ καὶ τῶν ὅλων ποιητικὴ τῆς ὅλης θεότητος ἐνέργεια διαδείκνυται κ. τ. λ. Dasselbe hebt er nochmals Fragm. VI. p. 469 hervor: — ὁ τῶν ὅλων δημιουργὸς ἐκ τῆς παναγίας ἀειπαρθένου Μαρίας κατὰ σύλληψιν ἄχραντον, δίχα τροπῆς, ἐνουσιώσας ἑαυτῷ ψυχὴν νοερὰν μετὰ αἰσθητοῦ σώματος γέγονεν ἄνθρωπος φύσει κακίας ἀλλότριος. Durch dieses häufige Urgiren dieses *einen* Elementes (wenn ich so sagen darf) in der Constituirung der Person Christi ist Rec. auf die Vermuthung geführt, dieser Βήρων und seine ἡλικιῶται haben eben das Vorhandensein der λογικὴ ψυχὴ bestritten und seien so Vorläufer des Apollinaris gewesen. Diese Vermuthung wird zur Gewifsheit durch die Fragm. IV. V., wo (das an und für sich sehr dunkle Fragm. IV wird durch das folgende erklärt) die vollständige Integrität**) der göttlichen und der menschlichen Natur *als Bedingung ihrer Vereinigung dargestellt wird.* Sodann ist bemerkenswerth, was der Hr. Verf. S. 604 zu bemerken unterlassen, dafs contra Noet. c. XIV*) (Galland. p. 461) ein Anflug von philosophischer Betrachtung der Religionsgeschichte sich findet — und zwar auf Grund der Trinitätslehre. Er unterscheidet nämlich eine dreifache stufenmäfsige Erkenntnifs derselben: Gottes des Vaters im Judenthume, welches vom Sohne nichts wufste; Gottes des Sohnes durch die Jünger, welche den heil. Geist noch nicht kannten; Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes durch die von diesem Geiste selbst Erfüllten — in der christlichen Kirche, welche durch Christi Auferstehung und Verklärung gegründet. — Sonst ist, wie gesagt, die Charakteristik des Hippolytus wohl gelungen, namentlich die Innigkeit, mit welcher er die Lebensgemeinschaft zwischen den Gläubigen und dem Erlöser fafst (in Susannam Daniel. XII. 24. De Christo et Antichristo Nr. 4. Homil. in Theophan. c. VI. VIII**), mit vieler Sinnigkeit hervorgehoben, auch ein Beispiel seiner oft schönen bilderreichen Sprache (De Christo et Antichristo Nr. 59) mitgetheilt. — Es ist auffallend, wie schon angedeutet, dafs die dogmatische Bedeutung dieses Kirchenlehrers bisher so sehr verkannt (selbst *Baur* hat ihn in jenem oben genannten Werke nicht berücksichtigt), Tertullian dagegen wegen seiner Polemik gegen Praxeas in der Geschichte der Trinität stets als Vertreter einer eigenthümlichen Richtung erscheint. Und doch ist die Opposition des Hippolyt viel leidenschaftsloser und gründlicher, wenn auch nicht so reich an blendenden frappanten Antithesen und geistreichen Wendungen, wie die des Tertullian; — seine eigene positive Ansicht von der Trinität scheint der späteren scharfen Fassung des Athanasius schon ziemlich nahe zu stehen***). —

H. Reuter.

*) De *Principiis* II. 6, §. 3. 4; *contra Celsum* IV. 18, VI. 47. Die Stelle bei *Justin. Martyr.* Apol. II. c. 10 p. 48 ed. Maran: λογικὸν τὸ ὅλον τὸν φανέντα — Χριστὸν γεγονέναι καὶ σῶμα καὶ λόγον καὶ ψυχὴν — ist bekanntlich kritisch unsicher.

**) Dieses bedeutet der häufig wiederholte, unbeholfene Ausdruck: μεθ' ὅσων νοεῖται θεὸς — μεθ' ὅσων νοεῖται ἄνθρωπος, welcher gegen die Vorstellung von einer beiderseitigen μεταβολὴ, μεταποίησις gerichtet ist.

*) Ἰουδαῖοι μὲν γὰρ ἐδόξασαν πατέρα, ἀλλ' οὐκ ἠχαρίστησαν, υἱὸν μὲν γὰρ οὐκ ἐπέγνωσαν· μαθηταὶ ἐπέγνωσαν υἱόν, ἀλλ' οὐκ ἐν πνεύματι ἁγίῳ, δι' ὃ καὶ ἠρνήσαντο· γινώσκων οὖν ὁ πατρῷος λόγος τὴν οἰκονομίαν καὶ τὸ θέλημα τοῦ πατρὸς, ὅτι οὐκ ἄλλως βούλεται δοξάζεσθαι ὁ πατὴρ ἢ οὕτως, ἀναστὰς παρέδωκεν τοῖς μαθηταῖς λέγων· Πορευθέντες μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη, βαπτίζοντες αὐτοὺς εἰς τὸ ὄνομα τοῦ πατρὸς καὶ τοῦ υἱοῦ καὶ τοῦ ἁγίου πνεύματος, δεικνύων, ὅτι πᾶς ὃς ἂν ἓν τι τούτων ἐκλίπῃ, τελείως θεὸν οὐκ ἐδόξασεν. Πατὴρ γὰρ ἠθέλησεν, πνεῦμα ἐφανέρωσεν· Πᾶσαι τοίνυν αἱ γραφαὶ περὶ τούτου κηρύσσουσι.

**) Galland p. 494: δεῦτε πᾶσαι αἱ πατριαὶ τῶν ἐθνῶν ἐπὶ τὴν τοῦ βαπτίσματος ἀθανασίαν, ζωὴν ὑμῖν εὐαγγελίζομαι· δεῦτε εἰς ἐλευθερίαν ἐκ δουλείας, εἰς βασίλειαν ἐκ τυραννίδος, εἰς ἀφθαρσίαν ἐκ τῆς φθορᾶς κ. τ. λ.

***) Contra Noet. c. X.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

August 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

August 1842.

Berlin, bei W. Besser.
1842.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Bei **Wilh. Besser** in Berlin sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Encke, J. F., Rede zum Andenken an Gottfried Wilhelm Leibnitz (am 7. Juli 1842 in der Königl. Akademie der Wissenschaften gehalten.) 4. 5 Sgr.

Grimm, Jacob, Frau Aventiure klopfet an Benecke's Thür. 3. August 1842. 10 Sgr.

Wattenbach, Guil., de quadringentorum Athenis factione. Broch. 10 Sgr.

Neu erschienene Bücher der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen:

Bauer, A., Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafprocesse. Bd. I. II. gr. 8. 14 Thlr. 15 Sgr.

Grimm, Jac., Weisthümer. Bd. I. II. III. gr. 8. 12 Thlr.

Ratjen, H., Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde. Im Anhange zwei Briefe Imm. Kants an Hamann. gr. 8. 25 Sgr.

So eben ist erschienen:

Zeitschrift

für deutsches Alterthum.

Herausgegeben

von

Moriz Haupt.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Gr. 8. br. Preis: 1 Thlr.

Leipzig, **Weidmann**'sche Buchhandlung.

Bei Gebr. **Reichenbach** in Leipzig erschien so eben:

Das philosophische Problem

der Gegenwart.

Sendschreiben an **J. H. Fichte**

von

Ch. H. Weisse.

25 Bogen. gr. 8. 1²/₃ Thlr.

An J. H. Fichte's „Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie". 2te Auflage, sich anknüpfend, enthält diese Schrift die lichtvolle Erörterung der grofsen Fragen, welche heute den Gegenstand der Verhandlungen zwischen den Schulen Hegels und Schellings bilden, und in's Besondere werden manche neue Aufschlüsse über des Letzteren gegenwärtiges System nicht unwillkommen sein.

Nach dem Willen des Verlegers soll ich von dem noch kleinen Vorrath von

Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Th. Fr. Freytag. 8. maj. Petropoli, 1837.

das Exemplar auf Druckpapier für 1¹/₂ Thlr., auf Velinpapier für 2 Thl. verkaufen.

Leipzig, den 11. Aug. 1842. **Leop. Voss.**

In der **Steiner**'schen Buchhandlung in Winterthur ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Freundlicher

Wegweiser

durch den deutschen Dichterwald,

für

Gebildete aufser dem Gelehrtenstande,

zugleich

ein Schulbuch für Lehrerseminarien, höhere Töchterschulen und für die obern Klassen deutscher Realschulen u. schweizerischer Secundarschulen.

Von

Dr. **Thomas Scherr,**

alt Erziehungsrath und Seminardirector im Kanton Zürich.

35 Bogen gr. 8. geh. 1842.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

Dieses Werk zerfällt in vier Abtheilungen: die erste Abtheilung gibt eine Uebersicht der berühmtesten althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichter, die zweite zeigt den Uebergang zur neuhochdeutschen Dichtung; beide füllen blofs zwei Druckbogen. Die dritte Abtheilung führt dann die neuhochdeutschen Dichter vor, von Haller bis und mit Einschlufs der Dichter unsrer Zeit. Dieselben sind in acht Gruppen eingereiht: zuerst steht eine Betrachtung der ganzen Gruppe, dann die Biographie eines jeden Dichters; hierauf folgen Urtheile über seine poetischen Leistungen, theils von ausgezeichneten Poeten und Kunstkennern, theils vom Verfasser dieses Werkes — endlich werden Stellen aus gröfsern Gedichten oder vollständige kleinere Stücke mitgetheilt, stets mit beurtheilenden Hinweisungen.

Die Anordnung unterscheidet sich durchaus von jener in den Büchern von Nösselt, Scholl u. A.: die Dichter ersten Ranges werden ausführlicher nach ihren Gesammtleistungen beachtet, gewöhnliche Versemacher werden übergangen; auch ist Alles ausgeschieden, was irgend Anstofs finden könnte. Die Beurtheilung ist klar und aufrichtig, aber ohne Spott und Leidenschaftlichkeit; die Methode ist zwar neu, jedoch vom Verfasser bereits im Unterrichte erprobt.

Die vierte Abtheilung enthält eine einfache Anleitung zur Dichtkunst, eine Uebersicht der nothwendigsten mythologischen Begriffe und ein erklärendes Wörterbuch.

In Commission der **Stahel**'schen Buchhandlung in Würzburg ist so eben erschienen:

Erinnerung

an

Griechenland

aus den Jahren 1832 — 35

von

C. J. Bronzetti,

kön. baier. Major.

gr. 8. mit 1 Stahlstich. br. Preis 1 Thlr. 5 Sgr. 1 fl. 48 kr.

Der Hr. Verfasser hat in den Reihen der bairischen Krieger König Otto nach Hellas begleitet. Die in diesem Werke niedergelegten Notizen über den dortigen Aufenthalt des Hrn. Majors dürften nicht allein als ein in blühender, lebendiger Sprache geschriebenes Gedenkbuch seinen Waffenbrüdern wichtig sein, sondern auch das Interesse des gröfsern Publicums in mannigfacher Weise verdienen. Sind ja genaue Kenntnifs des griechischen Volkscharakters, unpartheiische Beurtheilung desselben, eine kundige Darstellung mancher bis jetzt übergangener geographischer und socialer Momente Griechenlands Vorzüge desselben.

Die Ausstattung ist sehr elegant.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des August-Heftes.

Jahrbücher Nr. 21—40.

Seite

Bülow-Cummerow, Preufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnifs zu Deutschland. Berlin, 1842. — Baumstark. 161

M. T. Ciceronis de legibus libri tres. Recensuit, varietate lectionis et annotatione instruxit Ioannes Bakius. Lugduni-Batavorum, MDCCCXLII. — C. Zumpt. 245

Discours prononcés à l'installation de M. Mickiewicz, de M. Jean Zündel, et de M. Edouard Secretan, à l'académie de Lausanne. Lausanne, 1842. — C. Z. 318

Düderlein, Graec. et Lat. Litt. P. P., Emendationes historiarum Taciti, vorangeschickt der Ankündigung des Rectoratswechsels an der Universität zu Erlangen, 1841. — C. Z. 175

Drogan, Schulbuch der lateinischen Sprache. Commentar zu dem Schulbuche von demselben. Berlin, 1842. — M. 303

Häser, historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. I. u. II. Th. Dresden u. Leipzig, 1839 u. 1841. — Mühry. 297

Analecta epigraphica et onomatologica scripsit Carolus Keilius. Lipsiae, MDCCCXLII. — Franz. . 268

Seite

Lindner, Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder. Stuttgart, 1841. — Bobrik. 217

Ohm, der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältnifs zur Schule. Erste Abhandlung. Auch als Anhang zu seinen verschiedenen Lehrbüchern. Berlin, 1842. — Kummer. 209

Rödenbeck, Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Grofsen Regentenleben (1740 bis 1786) mit historischen und biographischen Anmerkungen zur richtigen Kenntnifs seines Lebens und Wirkens in allen Beziehungen. 3 Bände. Berlin, 1840—1842. — Preufs. 273

Roose, Ecclesiastica, or the church, her schols and her clergy. London, 1842. — Chlenhus. 305

Itinéraire de Rutilius Claudius Namatianus, ou son retour de Rome dans les Gaules, poëmes en deux livres, texte, donné à Berlin, d'après le manuscrit de Vienne, par Aug. Wilh. Zumpt, et traduit en français avec commentaires par F. Z. Collombet. Paris et Lyon, 1842. — A. W. Zumpt. 203

Digitized by Google

Bei **Wilh. Besser** in Berlin sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Encke, J. F., Rede zum Andenken an Gottfried Wilhelm Leibnitz (am 7. Juli 1842 in der Königl. Akademie der Wissenschaften gehalten.) 4. 5 Sgr.

Grimm, Jacob, Frau Aventiure klopfet an Benecke's Thür. 3. August 1842. 10 Sgr.

Wattenbach, Guil., de quadringentorum Athenis factione. Broch. 10 Sgr.

Neu erschienene Bücher der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen:

Bauer, A., Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafprocesse. Bd. I. II. gr. 8. 14 Thlr. 15 Sgr.

Grimm, Jac., Weisthümer. Bd. I. II. III. gr. 8. 12 Thlr.

Ratjen, H., Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde. Im Anhange zwei Briefe Imm. Kants an Hamann. gr. 8. 25 Sgr.

So eben ist erschienen:

Zeitschrift

für deutsches Alterthum.

Herausgegeben

von

Moriz Haupt.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Gr. 8. br. Preis: 1 Thlr.

Leipzig, **Weidmann**'sche Buchhandlung.

Bei Gebr. **Reichenbach** in Leipzig erschien so eben:

Das philosophische Problem

der Gegenwart.

Sendschreiben an **J. H. Fichte**

von

Ch. H. Weisse.

25 Bogen. gr. 8. 1⅔ Thlr.

An J. H. Fichte's „Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie". 2te Auflage, sich anknüpfend, enthält diese Schrift die lichtvolle Erörterung der grofsen Fragen, welche heute den Gegenstand der Verhandlungen zwischen den Schulen Hegels und Schellings bilden, und in's Besondere werden manche neue Aufschlüsse über des Letzteren gegenwärtiges System nicht unwillkommen sein.

Nach dem Willen des Verlegers soll ich von dem noch kleinen Vorrath von

Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Th. Fr. Freytag. 8. maj. Petropoli, 1837.

das Exemplar auf Druckpapier für 1½ Thlr., auf Velinpapier für 2 Thl. verkaufen.

Leipzig, den 11. Aug. 1842. **Leop. Voss.**

In der **Steiner**'schen Buchhandlung in Winterthur ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Freundlicher

Wegweiser

durch den deutschen Dichterwald,

für

Gebildete aufser dem Gelehrtenstande,

zugleich

ein Schulbuch für Lehrerseminarien, höhere Töchterschulen und für die obern Klassen deutscher Realschulen u. schweizerischer Secundarschulen.

Von

Dr. **Thomas Scherr,**

alt Erziehungsrath und Seminardirector im Kanton Zürich.

35 Bogen gr. 8. geh. 1842.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

Dieses Werk zerfällt in vier Abtheilungen: die erste Abtheilung gibt eine Uebersicht der berühmtesten althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichter, die zweite zeigt den Uebergang zur neuhochdeutschen Dichtung; beide füllen blofs zwei Druckbogen. Die dritte Abtheilung führt dann die neuhochdeutschen Dichter vor, von Haller bis und mit Einschlufs der Dichter unsrer Zeit. Dieselben sind in acht Gruppen eingereiht: zuerst steht eine Betrachtung der ganzen Gruppe, dann die Biographie eines jeden Dichters; hierauf folgen Urtheile über seine poetischen Leistungen, theils von ausgezeichneten Poeten und Kunstkennern, theils vom Verfasser dieses Werkes — endlich werden Stellen aus gröfsern Gedichten oder vollständige kleinere Stücke mitgetheilt, stets mit beurtheilenden Hinweisungen.

Die Anordnung unterscheidet sich durchaus von jener in den Büchern von Nösselt, Scholl u. A.: die Dichter ersten Ranges werden ausführlicher nach ihren Gesammtleistungen beachtet, gewöhnliche Versemacher werden übergangen; auch ist Alles ausgeschieden, was irgend Anstofs finden könnte. Die Beurtheilung ist klar und aufrichtig, aber ohne Spott und Leidenschaftlichkeit; die Methode ist zwar neu, jedoch vom Verfasser bereits im Unterrichte erprobt.

Die vierte Abtheilung enthält eine einfache Anleitung zur Dichtkunst, eine Uebersicht der nothwendigsten mythologischen Begriffe und ein erklärendes Wörterbuch.

In Commission der **Stahel**'schen Buchhandlung in Würzburg ist so eben erschienen:

Erinnerung

an

Griechenland

aus den Jahren 1832 — 35

von

C. J. Bronzetti,

kön. baier. Major.

gr. 8. mit 1 Stahlstich. br. Preis 1 Thlr. 5 Sgr. 1 fl. 48 kr.

Der Hr. Verfasser hat in den Reihen der bairischen Krieger König Otto nach Hellas begleitet. Die in diesem Werke niedergelegten Notizen über den dortigen Aufenthalt des Hrn. Majors dürften nicht allein als ein in blühender, lebendiger Sprache geschriebenes Gedenkbuch seinen Waffenbrüdern wichtig sein, sondern auch das Interesse des gröfsern Publicums in mannigfacher Weise verdienen. Sind ja genaue Kenntnifs des griechischen Volkscharakters, unpartheiische Beurtheilung desselben, eine kundige Darstellung mancher bis jetzt übergangener geographischer und socialer Momente Griechenlands Vorzüge desselben.

Die Ausstattung ist sehr elegant.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

VIII.

Preufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnifs zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow. Berlin, 1842. *Verlag von Veit und Comp.* 328 S. 8.

Wenn es wahr ist, dafs schon die Titel der Bücher zum Voraus für die Verfasser einnehmen, so befindet sich Hr. Bülow-Cummerow sehr im Vortheile. Denn, was er bis jetzt als Erzeugnifs seiner schriftstellerischen Mufse veröffentlicht hat, ist unter trefflichen und sehr vieles enthaltenden Titeln erschienen, welche, insoweit sie die vom Verf. gestellten Aufgaben betreffen und bezeichnen, was man so nennt, den Nagel auf den Kopf treffen, indem sie als Aushängeschilder Erörterungen von Fragen versprechen, an welche sich Niemand wagen will, weil sie theils die gröfsten Schwierigkeiten der Politik enthalten, theils sie zu besprechen nicht gerne gestattet worden ist, obschon sie gleichwohl die Theilnahmen am Staatsleben nicht blofs in Preufsen, sondern auch in ganz Deutschland, ja in ganz Europa, im höchsten Grade beschäftigen. Von dem vorliegenden Buche gilt dies mehr als von jedem andern im Gebiete der heutigen praktischen Politik. Man fühlt sich von der ungeheuren Wucht der Worte „Preufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnifs zu Deutschland" fast erdrückt. Die ganze Geschichte des europäischen Staatensystems, die Geschichte der Verfassungen der Staaten germanischen und romanischen Volksstammes in Europa und America, die Geschichte der Marken des Vaterlandes, die Geschichte der ständischen Verfassung, der absoluten Monarchie und des constitutionellen Systems, die Geschichte des deutschen Reichs, die Entwickelung der preufsischen Monarchie und des preufsischen Behördenorganismus vom grofsen Churfürsten an bis zum Jahre 1806, die Entfaltung der Macht der Gesetzgebung Preufsens von diesem Jahre an bis zum Jahre 1816 und von da an bis 1840, der Kampf der Principien in Europa vom J. 1825—1830 und im letzt verflossenen Jahrzehend, die speculative und historische Staatsphilosophie in ihren gegenseitigen Kämpfen, die um ein deutsches Staatsrecht kämpfenden Mächte der Jurisprudenz und praktischen Politik: — alle diese Gegensätze der Vergangenheit und Gegenwart, und die Zukunft Preufsens und Deutschlands, sollen zum Behufe der Lösung obiger Frage beherrscht sein. Müfste nicht schon dies die ungeheure Verantwortlichkeit, die der Schriftsteller übernimmt, wenn er über diese Frage schreibt, ahnen lassen, so werden ihn die theuren Manen Steins, Hardenbergs, und Friedrich Wilhelms III. vor seinem Beginnen warnen. Es handelt sich bei der Frage über Preufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, und folglich auch über dessen Verhältnifs zu Deutschland und zum europäischen Staatensysteme, um nichts Geringeres als um einen welthistorischen Schlufs eines Jahrhunderts langen politischen Principienkampfes in Europa, um das Sein und Nichtsein des Princips der absoluten Monarchie in der Verfassung und um das Princip der Centralisation in der Gesetzgebung und Verwaltung.

Unser Vf. legt seine Hand an dieses grofse Werk der Lösung jener Frage. Sein vor uns liegendes Buch erscheint unter eben so keckem Titel, wie sein Unternehmen keck ist. Ein Edict über freiere Handhabung der Presse ist vorhergegangen. Das Publicum der Politiker findet schon längst seine „Ideen" von preufsischer Verfassung und Verwaltung und von Preufsens Hegemonie in Deutschlands reif, aber angeblich war zum Unglücke Europas die preufsische Presse nicht frei genug, um einem Jeden zu gestatten, seine „Ideen" drucken zu lassen, und angeblich blofs defshalb war bis jetzt nichts von allen diesen „Ideen" gedruckt werden, ausgenommen einige Zeitungsartikel, freilich aber

Digitized by Google

im Auslande, aber doch in Deutschland, wo übrigens die Presse auch nicht frei ist, bis endlich Bülow-Cummerow's Buch, und zwar in Preufsen selbst, ja sogar in der Haupt- und Residenzstadt, erschien. Die „Ideen" des Publicums der Politiker waren schon vor einigen Jahren so reif, dafs es Zeitungsartikeln, worin man haarscharf bewiesen haben wollte, dafs Preufsen keine absolute Monarchie sei u. dgl., auf der Stelle allen Glauben schenkte. Als aber erst vorliegendes Buch erschien, so warfen gar Viele, welche nicht schon vorher vor „Ideen" den Kopf verloren hatten, bereitwillig die noch übrig gebliebenen Köpfe weg, und schwelgten in dem bodenlosen Vergnügen des Enthusiasmus in den abenteuerlichsten und albernsten Sprüngen und Verdrehungen. Ist doch in diesem Buche von Reichsständen und Prefsfreiheit die Rede, werden doch darin mit aller Keckheit die „unerbittlichen" Zahlen in grofsem Maafsstabe gehandhabt und Bankpläne entworfen, wird doch die Beamten-Aristokratie und Beamten-Büreaukratie darin angegriffen, *also* überhaupt eine kühne und liberale Sprache geführt, die Wahrheit gesagt, — als ob dies in der preufsischen Monarchie und Beamtenwelt, und just bei unseren Ministern und bei unserem Könige so selten geschehn!

Sollen wir gerade heraussagen, wie uns bei diesen fabelhaften Taranteltänzen zu Muthe war, so sagen wir, dafs uns recht erbärmlich zu Muthe wurde. Nicht blofs, weil zu all diesem Getreibe keine rechte Ursache vorhanden war, sondern auch, weil das Ausland geneigt sein mag, sich nach solchen emphatischen Aeufserungen des Publicums über etwas Unbedeutendes einen sehr schlechten Begriff von den Zuständen des preufsischen Staatslebens und von der politischen Einsicht des preufsischen Volkes zu bilden. Man sagt nun freilich, auf die Enthusiasten komme nichts an. Allein manche Schriften nehmen es auch gar zu ungenau; anstatt den Lebenssatz des alten Logau (Sinngedichte Buch VIII. 28):

Viel bedenken, wenig reden, und nicht leichtlich schreiben,
Kann viel Händel, viel Beschwerden, viel Gefahr vertreiben.

nehmen sich dieselben seine ironische Selbsttröstung zur ernstesten Beschwichtung (Buch X. 1.):

Sind meine Reime gleich nicht alle gut und richtig,
So sind die Leser auch nicht alle gleich und tüchtig.

und schreiben frisch in bogenreiche Bücher, was man nach Gehalt und Ton eben so alljährlich in hundert mittelmäfsigen Zeitungen der mittelmäfsigen Lesewelt, die keine Zeit selbst auf mittelmäfsiges Nachdenken verwenden will, darbietet, während man es in den besseren weit besser haben könnte.

Es ist wahr, sehr viele Leute haben vorliegendes Buch freudig ergriffen, noch weit mehr Leute haben es gelesen und lesen es noch. Aber wie Viele dasselbe mit ganz entgegengesetzten Empfindungen hinweggelegt haben, ist nicht zu berechnen, selbst wenn wir auch alle diejenigen, welche einem solchen Buche schon des Gegenstandes wegen gram sind, und diejenigen, welche die Hoffnungen des Radicalismus nach seiner Lesung bitterlich getäuscht fühlten, ganz aufser Rechnung lassen. Uns hat dieses Buch im höchsten Grade unbefriedigt gelassen, nicht weil in demselben kein einziger neuer Gedanke vorkommt (denn ein Buch kann auch ohne dies sein Verdienst haben), sondern weil es die auf dem Titel bezeichneten Gegenstände höchst unvollständig und oberflächlich behandelt, und weil es nicht dasjenige hat, was man politischen Charakter nennt. Dasselbe spricht zwar über Mancherlei, und verlangt auch Mancherlei mit lobenswerther Bestimmtheit. Allein dies ist für den vorausgeschickten Titel viel zu wenig. Wir erwarteten bei der ersten Ankündigung eine Kritik der preufsischen Verfassung und Verwaltung im Ganzen und Grofsen, und entschiedene, tüchtig begründete, aus Einem Gusse kommende oder Einen Gufs ausmachende Vorschläge zur Verbesserung und Umgestaltung, auf Grundlage umfassender politischer, historischer, und philosophischer Studien, und im Geiste eines politischen Charakters. Wir fanden aber das Gegentheil, nämlich Einzelnheiten und nichts Umfassendes, Schiefheiten und selbst Abenteuerliches, Uebereilungen und Halbwahrheiten, ein wunderliches Gemisch politischer Richtungen, überhaupt eine Schrift über Verfassung und Verwaltung ohne Historie und Philosophie. Dieses Urtheil ist hart, sehr hart, und die Aufnahme, welche das Buch gefunden, scheint ihm zu widersprechen; allein sie widerspricht demselben keineswegs, im Gegentheile, sie bestätigt es vielmehr. Denn ein Buch vom Zeitungstone ist dem Publicum der Politiker mundrecht, Vielen ist der Tadel der Regierung willkommen unter aller Form, Manche finden Einzelnheiten berührt, die ihnen schon lange sehr nahe und zum Theile schon lange auf der Zunge liegen, der Enthusiasmus für ein

Digitized by Google

einiges Deutschland deckt gar leicht die Mängel zu, die Weihe des Buches als Erstling der gemilderten Censur gereichte ihm zur ersten Empfehlung, und dazu trat ein höchst ehrenvoller Beweis, dafs man von oben herab Erörterungen über innere Staatsangelegenheiten, die in anständigem Tone gehalten sind, nicht ungern sehe, aber das Publicum hält dies für ein völliges Anerkennen des gänzlichen Inhaltes, und zwar so sicher, dafs man alsbald in Zeitungen lesen konnte, die Erhöhung des Soldes der Lieutenants sei schon eine Wirkung der Schrift. Alles dies liefert den schlagendsten Beweis, dafs es dem Publicum an politischer Tiefe und Ruhe, und an eigentlichen politischen Charakteren mangelt. Diese entwickeln sich aber nur an einer gewissen Oeffentlichkeit, an dem Staatsprincipe der Publicität, und, wir möchten sagen, an der Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten, wenn wir nicht befürchteten, dafs dieser so oft mifshandelte Ausdruck in einem verkehrten Sinne genommen werden könnte. Schon der Verf. vorliegender Schrift hätte ernstlicher erwägen sollen, dafs die politische Kritik nur eitles Stückwerk ist, wenn man die Grundlagen der gegenwärtigen Staatszustände nicht ganz gründlich kennt und die vorhandenen Erscheinungen des Staatslebens nicht als Wirkungen vollständig zu erfassen vermag. Wir können es zur Zeit noch der brittischen politischen Literatur nicht nachmachen, denn zur Beurtheilung der Staatshandlungen in der Gesetzgebung und Verwaltung gehört die genaue Kenntnifs der Motive, und zur Beurtheilung ihrer Ersprieflichkeit gehört die specielle Erforschung ihrer Wirkungen. Hierauf beruhet die wahre politische Ueberzeugung, und die Erkenntnifs, dafs im Staatsleben Nichts ohne den innigsten Zusammenhang mit allem Uebrigen ist, — darauf die politische Ruhe und Umsicht trotz fortwährender Bewegung, — darauf die Einheit der verschiedenen Partheien im erkannten Einen Interesse, — darauf der Sieg der Wahrheit über die Lüge, welcher Parthei sie auch angehöre, — darauf auch der Hafs gegen politische hohle Theorien, und jener wunderbare Tact im Ergreifen des Realen und Reellen.

Dafs der Verf. solche Grundlagen nicht gehabt habe, würden wir fast als sicher annehmen dürfen, wenn auch sein Buch selbst es nicht bewiese. Aber dasselbe beweist dies im Ganzen und im Einzelnen. Wir wollen hier blofs den Abschnitt über die Verwaltung erwähnen, denn es ist schon des Beweises genug, dafs der Verf. seine Kritik nach Maafsgabe und Ordnung der Organisation der Centralverwaltungsbehörden durchführt, eine logische Ordnung, welche höchstens für eine Kritik des Verwaltungsorganismus, aber nicht für eine Kritik der Verwaltung selbst geeignet ist. Von dieser Letzteren ist daher auch nur das Dürftigste, und zwar selbst dieses nach aufser allem Zusammenhange und ohne Gründlichkeit erörtert, während selbst am Organismus Vieles übersehen ist. Nachdem über Verfassung gehandelt war, mufste das nothwendige reiche Material schon von selbst dazu zwingen, zuerst den Verwaltunsorganismus in allen Zweigen besonders, hernach die Gesetzgebung und Verwaltung auf Grundlage ihrer Entwickelung und ihrer Wirkungen umfassend, nach inneren Gründen der Theilung und des Zusammenhangs einer Kritik zu unterwerfen. Dies ist aber nicht geschehen, offenbar weil der Verf. weder das umfassende Material noch den umfassenden Blick hatte. Den andern Grund, der uns auch schon angeführt worden ist, dafs nämlich der Verf. gewifs zwar Vieles im Wurfe habe, damit aber aus gewissen Gründen zurückhalte, ist uns sehr unwahrscheinlich; denn wer mit so viel Festigkeit, wie der Verf., unumwundne Prefsfreiheit fordert und die Verwaltung der Finanzen wegen unverständiger Verschleuderung und der Unterschlagung im Staatsetat anklagt, der mufs auch Kraft und Selbstständigkeit genug haben, das Andere zu sagen, was er noch zu tadeln weifs. Alle, auch die bewundertsten, Staaten habe ihre, und zwar zum Theile krassesten, Mängel. Der preufsische Staat hat auch die seinigen, aber er darf sich kühn mit jedem Andern vergleichen lassen. Die Gesetzgebung und Verwaltung bietet sehr vielen Stoff, der Verf. hat ihn unberührt gelassen, obgleich Manches zu den interessantesten, umfassendsten, und schwierigsten Erörterungen Anlafs gegeben hätte, wenn er auch Anstand nehmen wollte, über Eines oder das Andere seine Ueberzeugung frisch auszusprechen.

Wir wollen übrigens mit dem Verf. nach unserer Ordnung auf den Inhalt seines Buches näher eingehen.

I. Verfassung.

Der Verfasser leidet an dem Grundirrthum, dafs Preufsen mit seiner Verfassung, Organisation, Gesetzgebung und Verwaltung nicht genug gekannt sei

Digitized by Google

näherung im Verfassungssysteme, davon schweigt der Verfasser. Anstatt nun auf eine genaue Erörterung dieser Hauptfragen von so grofser Bedeutung einzugehen, anstatt einer Untersuchung der historischen und politischen Wichtigkeit der absoluten Monarchie und der constitutionellen Verfassung (für welche noch gar verschiedene Modificationen in der Form möglich sind) für Preufsen in Bezug auf dessen Macht, auf Deutschlands Einheit im Innern und gegen Aufsen, und auf Preufsens Stellung als europäische Grofsmacht, und anstatt einer inneren Prüfung der historischen, nationalen und politischen Grundlagen der Monarchie mit einer ständischen und Volksvertretung an und für sich und im politischen Bewufstsein unserer Zeit, ergeht sich der Verf. mit einer gewissen Behaglichkeit in einem oberflächlichen dilettantischen Zeitungsgerede über Constitutionen und Revolution. Es ist ihm Constitution und Revolution, Constitution und Pöbelsouverainetät, parlamentarische Verhandlung und Kartätschenfeuer, bald Ursache und Wirkung, bald Eines und dasselbe. Davon, dafs der Verf. in Betreff der süddeutschen Constitutionen und des dortigen constitutionellen Lebens sehr befangen und sehr ungenau unterrichtet ist, dieselben auch nur von der Seite und gar sehr vornehm von oben herab betrachtet, wollen wir gar nicht reden, obschon er diese schon des vaterländischen Interesses wegen ganz genau hätte studiren sollen. Wir wollen auch nicht mit ihm hadern, weil und insoferne er die süddeutschen Staaten in dieser Hinsicht für unbedeutend hält; denn die Welt hat längst ihre Bedeutung anerkannt und gesteht wenigstens Würtemberg sehr viel Tact und einen festen Boden in constitutionellen Angelegenheiten zu. Aber es ist mindestens unverzeihlich, wenn nicht unverantwortlich, dafs er die Charte und das constitutionelle Getreibe Frankreichs als Muster der Constitution und des constitutionellen Lebens betrachtet und jener Charte und der constitutionellen Verfassung überhaupt zum Vorwurfe macht, was die nationale Eigenthümlichkeit der französischen Nation verschuldet. Der Verf. macht sich allerdings hierbei leichten Kaufs zum Ritter der absoluten Monarchie, aber es würde mit dieser in der That sehr schlecht bestellt sein, wenn sie ihre Naturnothwendigkeit in der Negation unreifer Constitutionen suchen müfste, anstatt in der geschichtlichen Entwickelung des politischen Bewufstseins der Nationen, mit welcher auf verschiedenen Stadien auch die Verfassungen wechseln. Mehr noch als dieses Verfahren des Verfs. ist es tadelnswürdig, dafs er Portugal, Spanien und Belgien (S. 15) hervorhebt, um aus ihren unglücklichen Zuständen Schlüsse gegen die constitutionelle Verfassung zu ziehen; denn es kann doch demselben unmöglich unbekannt sein, dafs diese Zustände jener Staaten noch ganz andere Ursachen als die Constitution haben. England macht dem Verf. gewaltige Schwierigkeiten; mit diesem Lande wird er so kurz weg weder in der Sache noch in der öffentlichen Meinung fertig. „England — meint er — befindet sich gleichfalls in einer sehr aufgeregten und bedenklichen Lage, in einer Krisis, die mehr als eine augenblickliche ist, und ein ganz seltenes Talent wird erforderlich sein, um diese Krise, die zugleich eine mercantilische, eine politische und eine finanzielle ist, zu beseitigen". Also hier giebt der Verf. noch andere Ursachen als die Constitution an, aber daran scheint er nicht zu denken, dafs die Nation schon seit mehr als 150 Jahren jenes „ganz seltene Talent" bewiesen und cultivirt hat, das erforderlich ist, um solche Krisen zu beseitigen. Oder denkt der Verf. vielleicht daran, England zur Beseitigung solcher Krisen einen Dictator zu geben? — Die wahre Ueberzeugung über die Wirksamkeit und Entwickelung der englischen Constitution ist aus Büchern wie Lord John Russel's oder Hallam's Geschichte der englischen Verfassung zu schöpfen, in denen übrigens noch ein gutes Stück mehr als die richtige Ansicht von der englischen Verfassung zu schöpfen ist. So wenig indessen die Mängel der Gesetzgebung und Verwaltung einzelner constitutioneller Staaten gegen die constitutionelle Verfassung überhaupt verschieden, eben so gewifs ist es, dafs die preufsische Monarchie in vielen Zweigen der Gesetzgebung und Verwaltung in wenigen Decennien weit gröfsere Fortschritte gemacht, als irgend ein anderer Staat der jetzigen Welt. Allein daran ist weit weniger die absolute Monarchie an sich Schuld, als zwei andere Umstände, nämlich erstens die moralische und politische Macht der Intelligenz und Civilisation der Nation, welche, so wie überhaupt und in der Constitution, auch in der vernunftgemäfsen absoluten Monarchie regiert, und dann die Regierung mit ihrer Intelligenz, Energie und Besonnenheit. Der Verf. spricht an mehreren Stellen die Worte „Einheit des Königs

Digitized by Google

und Volkes in Preufsen" aus, aber es scheint uns, als ob er nicht begriffen habe, dafs diese Einheit keine andere sei, als das immer klarer und stärker hervorgetretene Bewufstsein der Herrscher und der Nation über ihre Unzertrennbarkeit in jenen zwei Beziehungen, und die feste Ueberzeugung des Königs von der Wahrheit jener Bedeutung des Volkes*). Indessen am wenigsten spricht der Ansicht des Verfs. von dem constitutionellen Leben der bitterste Vorwurf, den er der preufsischen Regierung gemacht hat, das Wort, nämlich der Vorwurf (S. 22), dafs „wirklich während der letzten (?) Regierungsjahre des vorigen Königs Rückschritte sichtbar geworden seien". Dieser Vorwurf ist sehr fruchtbar, aber wir fürchten, dafs *wir*, wenn wir mit einander in's Einzelne gehen würden, etwas ganz Anderes als Rückschritte bezeichnen würden, als er, und dagegen lassen sich Zweifel erheben, ob es wahr sei, dafs, wie der Verf. sagt, Rückschritte „nicht in den Principien, doch in deren Anwendung" stattgefunden hätten, denn wenigstens kann man, wenn man sich über das chamäleonische Wort „Rückschritt" auch vereinigt hätte, ganz wohl behaupten, ein Rückschritt in der Anwendung von Principien sei ein Rückschritt in den Principien selbst. Ueberhaupt will uns als unpassend erscheinen, dafs man, während der Mund bittere Wahrheiten über die Regierung sagt, mit den Augen nach einer Seite hin in die Höhe schielt, indem man entweder *verstorbene* grofse Könige tadelt oder die Beamten des Staats anklagt und für Fehler verantwortlich macht, wofür sie es nicht sind und nicht sein können.

Jedoch, von welchem Fundamente und von welcher Construction ist denn nun das Verfassungsgebäude, welches der Verf. über der preufsischen Monarchie aufrichten oder „aufwölben" will? — Der Verf. fühlte selbst, dafs er dasselbe nicht aufführen, nicht einmal entwerfen könne, ohne auf die Geschichte der preufsischen Verfassungsverhandlungen und Verfassungsgesetze zurück zu kommen. In seinen geschichtlichen Rückblicken begegnen wir aber Unrichtigkeiten und Widersprüchen in bedeutenden Dingen, wodurch der Verf. seine Unberufenheit manifestirt. S. 23 sagt der Verf., Hardenberg habe Preufsens Heil nur in einer Verfassung „nach dem Modelle der französischen" erblickt, aber S. 24 behauptet er selbst, Hardenberg habe „das Kronfideicommifs einzurichten gerathen, um den König dessen zu entheben, sich seine Civilliste von den Ständen votiren zu lassen". Dies doch wohl nicht nach dem Modell der französischen Verfassung? — Der Verf. nennt Hardenberg's Anordnung, „die königlichen Domainen den Staatsabgaben zu unterwerfen", ein Spielwerk, als ob es ein blofses Spielwerk sein könne, den Privatbesitz des Königs an Grund und Boden u. dgl. wie jeden anderen zu besteuern. Dabei scheint dem Verf. entweder gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, dafs jener Besteuerungsmaafsregel die Ansicht zu Grunde liege, dafs die königlichen Domänen *kein* Landeseigenthum seien, oder aber die Ansicht unzweifelhaft gewesen zu sein, dafs die königlichen Domänen *nicht* Eigenthum des Königs und königlichen Hauses seien. Ist Hardenberg's Ansicht etwa auch nach dem Modell der französischen Verfassung? — Der Verf. sagt S. 24, Hardenberg habe „den König das Versprechen von Reichsständen *bedingungsweise gelegentlich* geben lassen", und geht an dieser Stelle nicht weiter, aber S. 80 erwähnt er das Gesetz vom 22. Mai 1815 und das Staatsschuldgesetz vom 17. Januar 1820, ohne jedoch mehr zu sagen, als: Ersteres stelle die Reichsstände in Aussicht, und Letzteres wiese denselben bei Consolidirung (?) der Staatsschulden schon einen Wirkungskreis an. Warum sagt der Verf. nicht auch hier geradezu die Wahrheit ohne Schielen und ohne Verdecken? — Der König hat die dem Lande zu geben bestimmt beabsichtigten und versprochenen Reichsstände nicht eingeführt, und als absoluter Monarch war er rechtlich befugt, sein Versprechen zurückzunehmen. Dies konnte der Verf. auch füglich behaupten, und, hätte er dies gesagt, so wäre es zuverlässig besser gewesen, als seine Vertheidigung des Königs mit seinem Reden über Zweck- und Zeitmäfsigkeit der Reichsstände, welches mindestens sehr vielen Zweifeln ausgesetzt ist. Uebrigens hatte der König jenes sein Versprechen nicht

*) „Will man ermessen, wie weit die Massen in Erkenntnifs ihrer wahren Interessen vorgeschritten seien, so versuche man es nur einmal, was recht Zweckmäfsiges zu thun, sei es auch mit einiger Wagnifs. Die Reformen in Preufsen zwischen 1807 und 1813, der deutsche Zollverein . . . . . mögen hievon Zeugnifs ablegen". S. *Fr. Koelle* Betrachtungen über Diplomatie. 40.

Digitized by Google

zurückgenommen, obschon derselbe bloſs stark beschränkte Provinzialstände einführte; dasselbe bestand fort, so lange der König es nicht förmlich zurückgenommen hatte, also bis zu seinem Tode, und alsdann entstand die Frage, ob und inwieferne der Regierungsnachfolger verpflichtet sei oder nicht, ein Versprechen seines Vorgängers zu erfüllen. Der Nachfolger hat, als absoluter Monarch, die Bittsteller abschlägig beschieden, und es muſs nun der Folgezeit überlassen bleiben zu beweisen, was zweckmäſsig und zeitgemäſs sei, und wir haben nicht den geringsten Zweifel darüber, daſs sie dies entscheiden wird, da das politische Bewuſstsein der Nation und der Zeit auch in der vernunftgemäſsen Monarchie befiehlt, dieses aber wird nur so lange keine Reichsstände befehlen, als die Entwickelung der Gesetzgebung und Verwaltung in der absoluten Monarchie eine reichsständische Theilnahme entbehrlich bleiben läſst. L'état c'est moi ist merkwürdiger Weise der Ausspruch Eines der Monarchen desjenigen Landes, dessen Nation die Volkssouveränetät in einer abgeschmackten und oberflächlichen Bedeutung proclamirte, und doch ging dies mit ganz natürlichen Dingen zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

IX.

L. Döderlein Graec. et Lat. Litt. P. P. O. Emendationes historiarum Taciti, vorangeschickt der Ankündigung des Rectoratswechsels an der Universität zu Erlangen, 1841.

Herr Professor Döderlein hat seine kritische Ausgabe der Annalen des Tacitus vollendet; er bearbeitet gegenwärtig die Historien und stellt in der vorliegenden Gelegenheitsschrift eine Anzahl Stellen aus den ersten beiden Büchern zusammen, die er auf eine neue Art entweder erklären oder verbessern möchte, das Urtheil der Recensenten darüber herausfordernd. Unser Interesse an der Sache und an dem Verfasser ist so lebhaft, daſs wir sogleich, wie uns seine Schrift zu Gesicht gekommen, seinen Wunsch erfüllen. Um es von vorn herein zu bekennen, so befriedigen uns die sprachlichen Erklärungen, welche Hr. Döderlein über einige der hier behandelten Stellen giebt, mehr als die Emendationsversuche in andern. I, 15 und II, 20 will er durch Umstellung eines Wortes heilen, eine Kur, die Hr. Döderlein besonders häufig anwendet. Es scheint uns aber, als ob II, 20 das tum bei dem Hauptsatze wohl zu ertragen ist, obgleich es eigentlich zum Verbum des Zwischensatzes gehört. *Tum* ist das deutsche *dabei*, *bei dieser Gelegenheit*, der Sinn: die Leute ärgerten sich dabei auch über Cäcina's Gemahlin, obgleich sie durch ihren prunkenden Festzug zu Roſs niemanden Schaden zufügte. In der Stelle I, 15 wundert sich Hr. Döderlein über Bekker, daſs er das Wort *etiam* an der Stelle, wo es in den Handschriften ist, ausgelassen und fünf Zeilen weiter eingerückt hat. Der Tadel gebührt eigentlich Acidalius, der diese Correctur vorschlug; und Oberlin, der sie ausführte: Bekker folgte dem Oberlinschen Text, lieſs aber Oberlins Note aus, wodurch die Kritik unverständlich wird. Nach Acidalius Absicht soll nicht *etiam* mit *etiamsi* zu einem Worte verbunden werden, sondern *etiam* soll für sich sein und mit *dignus eram* verbunden werden: *selbst in dem Falle wenn — verdiente ich.* An Hrn. Döderleins Umstellung ist nur dies bedenklich, daſs er nicht *etiam* umstellt, sondern *et* an seiner Stelle läſst und *jam* an eine andere setzt. Uns schiene für beides *Etenim* gerathener.

An der Stelle I, 27 rechtfertigt Hr. Döderlein genügend die vorlängst aufgegebene Lesart der Handschriften *clamore et gladiis.* Aber I, 58 würden wir *partim* beibehalten, obgleich der Mediceus *paro* hat. Hr. Döderlein will dafür *perraro*, was sich in der Latinität des Tacitus seltsam ausnimmt. Auch II, 8 scheint uns der Ausdruck *unde illi, super similitudinem oris, propior ad fallendum fides* in seiner Eigenthümlichkeit sehr richtig: *propior* ist zwar nicht gleich *major*, aber gewinnt doch diese Bedeutung, da die Glaubhaftigkeit des Prätendenten in der Annäherung an die Eigenschaften des Nero bestand, also wohl eine *nähere* Glaubhaftigkeit genannt werden konnte. II, 76 nimmt Hr. Döderlein an dem Ausdruck *torpere* für schlaff und unthätigsein Anstoſs; er findet ihn in dem Munde des Mucianus beleidigend gegen Vespasian, an den er gerichtet ist: er will ihn durch eine kleine Veränderung vom Vitellius gebraucht sein lassen. Dagegen haben wir zu erinnern, daſs Mucianus zur Zeit noch nicht der Untergebene, sondern der gleichstehende Freund ist, dessen Vorwurf, da er im Eifer der Freundschaft gemacht ist, wohl zu ertragen war; ferner daſs Vitellius nicht durch Nichtsthun, sondern vielmehr durch Schlechtigkeit, Luxus und Verschwendung den Staat zu Grunde richtete.

Der Leser von kritischen Blättern weiſs, daſs Lob und Zustimmung kurz ausgesprochen wird, Abweichungen des Urtheils dagegen etwas ausführlicher begründet werden müssen. Rec. wird deshalb nicht für tadelsüchtig gehalten werden, wenn in diesen wenigen Zeilen mehr Widerspruch als Zustimmung enthalten zu sein scheint.

C. Z.

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung.)

Aber auch in den allgemeinen Ansichten des Vfs. über Verfassung begegnen wir einer bedauernswerthen Unklarheit der Begriffe, daher Schiefheiten und Widersprüchen in Menge. Der Verf. gibt sich für einen absoluten Monarchist aus, denn er duldet bloß eine berathende ständische Vertretung. Doch aber heißt S. 31, „die beständigen ein halbes (?) Jahrhundert schon dauernden öffentlichen Kämpfe in Europa würden noch so lange dauern, bis ganz geregelte Verhältnisse (?), welche die gerechten (?) Ansprüche der großen Masse (?) der Nation befriedigen, einen völlig geordneten Zustand herausgebildet haben" *). Ferner heißt es S. 33, „der charakteristische Unterschied zwischen der Repräsentativ- und ständischen Verfassung liege darin, daß in der Einen die Personen, in der Andern die Interessen vertreten werden". Wir wollen die Nichtigkeit dieses Gegensatzes, bei welchem von dem Rechtsverhältniß zwischen Fürst und Volk, das er selbst S. 29 als den Gegenstand der Verfassung bezeichnet hat, gänzlich geschwiegen wird, nicht weiter auseinander setzen. Aber es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Vf. S. 40 die Repräsentativverfassung „eine Kopfrepräsentation" nennt, dieselbe Repräsentativverfassung, welche sich nicht aus Theorien, sondern aus dem Volks- und Staatsleben selbst entwickelt hat, und welche man nur aus der Wirklichkeit kennt, von welcher er aber unmittelbar darauf behauptet, „als Kopfrepräsentation sei sie nirgend zur Ausführung gekommen, sondern in eine Repräsentation des Geldes oder des Vermögens übergegangen" *). Also die Repräsentation des Geldes oder (?) Vermögens ist keine der Interessen, sondern der Personen (und vielleicht gar der Köpfe)? — Hiervon kann man behaupten, daß selbst das Beste nicht wahr ist. — Der Verf. sagt S. 35, „wenn der Einzelne einen Theil seiner Freiheit den großen Vortheilen der Staatsverbindung opfern solle, so könne derselbe nach *natürlichem* Rechte auch verlangen, daß er gefragt (!) werde, wie weit er die Beschränkung seiner Freiheit gestatten wolle (!), denn (?) es liege in seinem Interesse und Rechte, daß keine größeren Opfer von ihm verlangt würden, als sein Interesse (?) und das des Ganzen (?) es fordern". Daraus folgert der Verf. nun das Recht der Steuerbewilligung und der Controle über die Zweckmäßigkeit und Wirklichkeit der Verwendung der Staatseinnahmen für den Einzelnen. Nichts desto weniger sagt der Verf. unmittelbar darauf S. 36, „der Souverän bestimme das Maaß der Opfer, die der Einzelne in jeder Beziehung im Staate zu bringen habe" **). Anstatt sich aber streng an diese Behauptung und deren Beweis zu halten, stellt er die Frage vielmehr sogleich allgemeiner, ob es im Interesse des Volkes liege, daß der Herrscher oder das Volk oder beide gemeinschaftlich „die nothwendigen Bestimmungen ertheilen und die Gesetze geben". Der Vf. spricht nun von der absoluten Monarchie ohne alle Vertretung des Volkes gar nicht mehr. Er behauptet weiter, nur in

*) Was heißt dies: „ganz geregelte Verhältnisse sollen einen völlig geordneten Zustand herausbilden"?

*) Man bemerke, daß der Verf. sagt, die Repräsentativverfassung sei von etwas, was sie in Wirklichkeit nie gewesen sei, in etwas Anderes übergegangen.

**) Und der Verf. fährt fort: „Hierin liegt nach unserer Ansicht das sogenannte Souveränetätsrecht, — „welches", beiläufig gesagt, mit Ausnahme der unumschränkten Monarchie, größtentheils nur in einem Fantom besteht". Das nennen wir Staatsphilosophie! Einen radicaleren Revolutionären kann es nicht geben.

Digitized by Google

der reinen Demokratie sei die Repräsentation des Volkes vorhanden, eine Demokratie oder Republik wollten die Europäer nicht, „denn sie bezeigten keine Lust, sich in eine beständige nutzlose Aufregung zu versetzen, oder das wilde, rohe, äufsere Leben des Republicaners mit ihren feineren Sitten und einem gemüthlichen Dahinbrüten zu vertauschen" *); in Nordamerica besteht nach des Vfs. Ansicht das einzige Beispiel einer Republik in der neuen Geschichte (S. 40), aber er meint, dies habe seine guten eigenthümlichen Gründe, und als Einen der wichtigsten dieser Gründe führt er (S. 41) an, „dafs der Grund und Boden nur in kleinen Parcelen besessen werde, ein aristokratischer Einflufs grofser Landbesitzer dort nicht hervortreten könne, weil jeder nur selbst oder mit einigen freien Arbeitern sein Land bebaue, dazu komme ferner, dafs America keine Nachbaren, als einzelne Indianerhaufen habe, es daher nicht der Concentrirung seiner Kräfte bedürfe" **). Der Vf. findet nun aber (S. 36) überhaupt, „dafs es lächerlich sein würde, anzunehmen, das Volk, wörtlich genommen, alle Bewohner eines Reichs, also die Summe der Köpfe, aller dieser Köpfe von Männern, Frauen und Kindern, solle in Rücksicht des Antheils an der Gesetzgebung des Landes eine Stimme haben; es müsse also in dieser Beziehung die Definition von „*Volk*" anders lauten". Da man nun aber fragen wird, wie denn diese andere Definition lauten müsse, so erklärt er, „das eigentlich stimmfähige Volk" seien „die Grundbesitzer und die Städte, besonders die grofsen" (S. 37. 47), denn „die, denen das Land und die Städte, also (!) die materiellen Bestandtheile des Reichs gehörten, bildeten auch ohne alle Frage (!) den Stamm der Nation, ... ihnen komme daher auch vorzugsweise (!) die Befugnifs zu, gemeinschaftlich mit ihrem Herrscher die grofsen (!) Angelegenheiten des Landes zu ordnen, — die übrigen Glieder der Nation bildeten nur die wechselnden und geduldeten Elemente der Bevölkerung". Unsere Leser werden nicht verlangen, dafs wir die Augiasstallarbeit übernehmen sollen, dieses Gewäsche ohne Grundlage, Halt und Wahrheit zu widerlegen. Beweist ja doch der Vf. selbst keinen einzigen seiner Sätze. Aber höchst schwierig wird auch ihnen die Schlufsfolgerung zu begreifen sein, dafs, weil jeder Einzelne im Volke das Recht habe, selbst zu bestimmen, was er für die Vortheile der Staatsverbindung dem Staate leisten werde, die Grundbesitzer und Städte allein befugt seien, mit dem Herrscher gemeinschaftlich die Staatsangelegenheiten zu ordnen. Sie werden mit uns darin übereinstimmen, dafs der Vf. gar keinen Sinn für historische Anschauung und für Logik und gar keinen Begriff von Staatsphilosophie, aber eben so sehr seine gänzliche Unkenntnifs über die Fortschritte der neueren Politik als Wissenschaft und Praxis bewiesen hat *).

Indessen zweifeln wir doch keinen Augenblick, dafs der Vf. die tröstliche Ueberzeugung besitze, „naturrechtlich" die Nothwendigkeit der ständischen Vertretung bewiesen zu haben. Aber er bemühet sich auch, ihre Weisheit und Klugheit gegenüber der constitutionellen, oder, wie er das Ding nennt, Repräsentativ-Verfassung darzuthun. Zu diesem Behufe nimmt derselbe denn Frankreich und Grofsbritannien vor, auch die deutschen Staaten mit constitutioneller Verfassung. Nachdem derselbe der französischen Verfassung ohne Beweis vorgeworfen hat, dafs sie an der französischen

*) Solche republicanische Ironie kommt beim Vf. häufig vor, obschon derselbe das Aristo[illegible] überall nicht verleugnet und sich als absoluten Monarchist hinstellt. Das französische Volk, sagt er S. 43, „hat den Adel des Landes, die Aristokratie, alle poetischen Reminiscenzen vernichtet, alle alten Monopole aufgehoben" Ferner: „Es hat noch einen Bourbon zum Könige und kann Gott nur dafür danken".

**) Nur die bedauernswertheste Unkenntnifs der nordamericanischen Verhältnisse kann, — da man den Vf. für einen Mann von ehrlicher Gesinnung und Rede halten mufs, — die Ursache so ganz verkehrter Behauptungen sein. Der Hauptsitz des starresten republikanischen Sinnes ist der Süden der nordamericanischen Union, wo das System der Pflanzer und die ausgedehnteste Negersclaverei herrscht, — dieser liefert die demokratischen Präsidenten der Union. Es ist nicht wahr, dafs das Grundeigenthum in der Union nur in kleinen Parcelen besessen ist, und der Vf. scheint nicht zu wissen, dafs Grofsbritannien ein sehr gewichtiger Nachbar der Union ist u. dgl., — nichts von den obwaltenden Streitigkeiten zwischen Grofsbritannien und der Union.

*) Er gelangt S. 40 auch zu dem merkwürdigen Resultate, „dafs, abstrahirt von ganz absoluten Monarchien, es eigentlich nur zwei Gattungen von Verfassungen gebe, die wirklich consequent seien, die rein demokratische, und die monarchische, gestützt auf Landstände ohne Antheil an der Gewalt", — Letzteres, obschon er bewiesen haben will, dafs den Ständen und dem Volke ein Antheil an der Gewalt gebühre.

Digitized by Google

Geldaristokratie und Parteisucht, an dem „losgebundenen Egoismus und an den Fesseln des Ackerbaues und „des Handels und Wandels", an der „Beschwatzung des Volks", an den erdrückenden Abgaben, Schuld sei, gelangt er zu dem Resultate, „es werde Niemand behaupten wollen, daſs in Frankreich das Volk wirklich repräsentirt werde, souverän, auch frei und glücklich sei" (S. 43. 34). Von der brittischen Verfassung sagt der Vf. (S. 46. 47), sie sei, „genau betrachtet, eine rein aristokratische mit einem Anfluge von repräsentativen Verhältnissen, und das Interesse der Nation werde doch sehr wenig gehörig gewürdigt". Von den deutschen constitutionellen Staaten sagt derselbe, „dort bestehe noch der alte germanische Geist, der der Achtung vor dem Gesetze, und, wodurch dort jeder Uebergriff in gewisse Schranken zurückgeführt werde, das sei der deutsche Bund; die Nachahmung der englischen und französischen Verfassung sei zu beklagen, das Zweikammersystem ein unnöthiger Luxus, die Repräsentanten jener Staaten würden unstreitig in Einer Stube Platz haben" *). Aus diesen Resultaten seiner, den Lesern übrigens vorenthaltenen, Forschung über die constitutionellen Verfassungen dieser Länder zieht hierauf der Vf. den Schluſs, daſs die constitutionelle Verfassung überhaupt zu nichts tauge, weil „sie nicht zur Befriedigung der wahren und dauernden Interessen eines Volkes führe" (S. 47). Und um so mehr gibt er nun auch der ständischen Verfassung den Vorzug, aber er verwirft die früheren ständischen Repräsentationen, weil sie „nicht mehr den billigen (?) Anforderungen genügten", er verlangt „eine andere Form", und „einen ausgedehnteren Antheil". Jedermann wird nun erwarten, der Verf. werde consequent gemäſs seiner oben ausgesprochenen Naturrechtsansicht das Recht der Steuerbewilligung, der Verwaltungscontrole, und der entscheidenden Theilnahme an der Gesetzgebung fordern; allein diese Erwartung wird getäuscht. Derselbe sagt (S. 51 flg.), die gewöhnlichen Forderungen, welche man in Betreff der Befugnisse der Stände mache, seien folgende:

1. *Zustimmungsrecht der Stände zu Verfassungsveränderungen.* Auch der Vf. fordert dieses, denn ein wechselseitiger Vertrag könne nicht einseitig aufgehoben werden *).

2. *Zustimmungsrecht der Stände zu allen Gesetzen.* Der Verf. ist auch nicht abgeneigt, dies zu fordern für alle „Gesetze und Veränderungen, welche einen Einfluſs auf das Vermögen oder die Freiheit der Nation haben", nicht aber für „manche Gesetze, die mehr administrativer Natur sind". Ein solches vages Gerede, an dem man erkennt, daſs der Vf. weder von Gesetz noch von Verordnung den geringsten Begriff hat, und daſs er noch nicht einmal einsehen gelernt hat, daſs alle Gesetze und Verordnungen mehr oder weniger Vermögen und Person der Staatsbürger angehen, verdient gar keine Widerlegung.

3. *Steuerbewilligungsrecht der Stände.* „Nach natürlichem Rechte" gibt der Verf. dieses Recht zu, allein „von dem Augenblicke der Bildung der Gesellschaft an müssen unsere natürlichen Rechte Beschränkungen erleiden, ohne welche das allgemeine Wohl nicht bestehen könne", „nun aber sei das Geldzahlen Eine der ersten Bedingungen der Vereinigung zu einem Staate", folglich „sei die Steuerpflichtigkeit Einer der Hauptpuncte der socialen Verhältnisse". (Als ob dies Jemand bezweifeln möchte). Aber die Repräsentanten des Volks forderten, sagt der Vf., das Recht, „jähr-

*) In einer Anmerkung hierzu (S. 45—46) erklärt er die Entstehung des Zweikammersystems damit, daſs in England einstens der Raum in Einem Saale den Repräsentanten zu eng geworden sei, und daſs man deshalb die beiden Häuser getrennt habe. Dies nennen wir historische Forschung! Der Vf. begreift, scheint es, nicht, daſs gerade England dasjenige Land ist, in welchem die Verfassung und ihre Formen nach und nach entstanden ist und sich die bedeutendsten Reformen an höchst untergeordnete Ereignisse knüpften, bei welchen das politische Bewuſstsein zur That wurde.

*) Bemerkenswerth sind hierbei (S. 52) folgende Sätze: „Ein einseitiger Vertrag ist keiner, und findet nur zwischen dem Herrn und seinem Knechte Statt" (Also dieser nicht seiende Vertrag findet in diesem Falle Statt. — „Je höher die Rechte eines Monarchen stehen, je gröſser ist sein Interesse, weder sich selbst noch der Verwaltung Uebergriffe in die Freiheiten des Volkes zu gestatten, denn wer die Rechte der andern nicht ehrt, greift die eigenen an. Jeder Bruch eines Vertrags löset selbigen und gestattet eine Appellation an die Gewalt". (Hier haben wir denn also mit dürren Worten die krasseste Vertheidigung der Revolution, und des völligen Faustrechts, der Volkssouveränetät und Pöbelherrschaft, ärger als im §. 35. der Erklärung der Menschenrechte von a. 1793 und als in der vom Verf. so verunglimpften französischen Charte von a. 1830).

Digitized by Google

lich (?) die Abgaben vorher zu bewilligen, und man bilde sich ein (!), hierdurch stets ein Mittel in den Händen zu haben, die Regierung, wenn selbige vielleicht die Verfassung verletzen wollte, durch die Steuer-Verweigerung zur Rücknahme solcher Maaßregeln zwingen zu können"; die Steuerverweigerung aber führe zur Revolution (also trotz dem, daß die Stände „sich bloß einbilden", sie könnten u. s. w.), und, weil dies die nothwendige Folge sei, „so geschehe die Steuerverweigerung nie", folglich „sei dies eine Berechtigung *), von der doch, ohne das Land in das größte Unglück zu stürzen, kein Gebrauch gemacht werden könne, die also unnütz, und selbst gefährlich sei"; „denn (!) sie könne gemißbraucht werden (also obschon man von ihr keinen Gebrauch machen kann!), die Beschuldigungen gegen die Regierung könnten unbegründet sein, und es könne dabei von der herrschenden Parthei zu einer Auflösung des Ganzen geschritten werden"; „in dem Rechte der Steuerverweigerung liege daher keine Bürgschaft für die Unverletzlichkeit der Verfassung" **). Dies ist eine herrliche Staatslogik! Allein der Verf. beweist uns auch, daß das Steuerbewilligungsrecht das Land nicht bloß nicht vor Ueberlastung schütze, sondern vielmehr" zur allerausschweifendsten Beschatzung der Völker und Verschuldung des Landes führe" (S. 56). Als Beweismittel führt derselbe Frankreich ***), England und Holland an. (Also an den hohen Abgaben und Schulden dieser Staaten ist bloß das Steuerbewilligungsrecht schuld, etwas anderes als Steuerbewilligungsrecht kann in der neueren Geschichte dieser Staaten nicht vor, was die Abgaben und Schulden erhöhete, und die Abgaben und Schulden der Staaten, in denen jenes Steuerbewilligungsrecht nicht Statt findet, sind nicht gesteigert worden!). Die zeitweise Lüderlichkeit der französischen Deputirtenkammer bei Votirung des Budgets führt der Verf. zwar an, aber von der Sorgfalt des brittischen Unterhauses in der Berathung der Mittel und Wege, schweigt derselbe. Da wir ihn für einen Mann von ehrlicher Gesinnung halten, können wir dies Verfahren nur mit der Unkenntniß über die Verhältnisse erklären. Allerlei weiß uns der Vf. noch S. 57 von der zuweilen vorkommenden Unklugheit und Verschleuderung bei Budgetsbewilligungen in constitutionellen Staaten zu sagen, aber von den Unklugheiten und Verschleuderungen unerhörten Grades in Frankreich und England vor den Revolutionen und der Einführung der Constitutionen, und überhaupt von den unzähligen Fehlgriffen ähnlicher Art in absoluten Monarchien ohne Stände spricht er kein Wort. Gesetze überhaupt, die Eigenthum und Freiheit der Staatsbürger berühren, sollen ohne Zustimmung der Stände nach des Verfs. Ansicht nicht gegeben werden dürfen, wohl aber Steuergesetze, welche dies am meisten thun. Er hat keine Ahnung von der inneren und äußeren Entwickelung, nicht einmal von der Entstehung des Steuerbewilligungsrechtes, also auch nicht von der Entstehung der Staatssteuer in germanischen Staaten, von den ehemaligen wohlerworbenen Rechten der Stände, die ihnen so vielseitig entzogen worden sind *). Indessen man verliert vollends allen Geschmack an diesen Tiraden des Verfs., wenn man (S. 58 flg.) seine Vorschläge liest, womit er das Steuerbewilligungsrecht ersetzt zu sehen wünscht.

*) Was denn? — Doch wohl nicht dies Steuerbewilligungsrecht?

**) Zum Beweise führt der Verf. Hannover an, wo in jüngster Zeit zweimal die Steuern verweigert und dennoch erhoben worden seien, ohne daß eine Revolution entstanden sei, „weil dem Lande die Macht fehlte".

***) Mit unbegreiflicher Keckheit und Oberflächlichkeit allein kann der Verf. S. 66 sagen: „Man vergleiche nur die Abgaben, die Frankreich unter Ludwig XVI. hatte, und die Schulden, die damals das Land belasteten, und die zur Revolution führten, mit den Abgaben, die es jetzt bezahlt, und den Schulden, die es jetzt trägt".

*) Doch aber sagt er S. 37 den Fürsten die bittere Wahrheit: „Hätten sie die legitimen (!) Rechte der Stände geachtet, so würden sie sich noch im Besitze der ihrigen befinden". War und ist nicht das Steuerbewilligungsrecht auch „ein legitimes"?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Preufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniss zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung.)

„Ein für allemal", — wir sagen nochmals, damit es Niemand vergesse, — „ein für allemal" sollen Stände und Fürst sich darüber vereinigen, welchen Aufwand der Staatshaushalt fordere, und durch welche Abgaben er gedeckt werden solle *), welches die Gegenstände der Besteuerung sein, und nach welchen Grundsätzen die Abgaben zu vertheilen und zu erheben sein sollen. Und wie denn alsdann verfahren, wenn neue Bedürfnisse neue Mittel erheischen? Wie, wenn die Fortschritte der Wissenschaft und Politik neue Besteuerungsgrundsätze, neue Steuerarten, entdeckt haben? Und was ist denn das verschrieene Steuerbewilligungs- und Finanzcontrole-Recht Anderes, als was der Verf. eben den Ständen bewilligt? — Ja, er geht trotz dem, dafs er zu zeigen sich bemühet hat, dieses Recht sei ein unnützes und gefährliches, und habe Frankreich, England und Holland überlastet und verschuldet, dennoch (S. 58—59) so weit, zu fordern, „dafs die aufserordentlichen Ausgaben von der Bewilligung der Stände abhängig bleiben müssen". Obschon nach seiner Ansicht das Steuerbewilligungsrecht ein Recht ist, das dem Interesse des Volkes und Fürsten zugleich zuwiderlaufe, so sagt derselbe doch (S. 59): „bei dem ständischen Rechte der Bewilligung aufserordentlicher Ausgaben vereinige sich das Interesse des Herrschers und das des Volks auf das Innigste". Obschon der Verf. (S. 56. 57), wie er glaubt, unwiderleglich dargethan hat, dafs die ständische Ausgabenbewilligung das Volk mit Lasten überhäufe, womit es zu beladen keine absolute Regierung wagen würde, und dafs deshalb jenes ständische Recht der Urquell aller Ueberlastung und Verschuldung in den Repräsentativstaaten sei; — obschon diese Bewilligung aufserordentlicher Ausgaben das Gefährlichste in der Finanzgesetzgebung ist; so fordert er das Recht dazu dennoch als ständisches Recht. Der Vf. verwirft das Steuerbewilligungsrecht und das Finanz-Controlerecht, aber er sagt dennoch (S. 61): „Wo das Geld blieb, welches das Land zahlte, und wie es verwendet worden, dies zu erfahren hat es ein unleugbares Recht". So wälzt er sich in Widersprüchen, nackten Unwahrheiten, falschen Beschuldigungen, und unausführbaren Vorschlägen herum, so sehr, dafs man behaupten mufs, dafs er sich entweder, sobald er nach Einer Seite hin in die Höhe blicke, vor der Wahrheit fürchte, oder sie nicht kenne.

4. *Das ständische Recht der Genehmigung zu contrahirender Landesschulden.*

5. *Zustimmungsrecht der Stände zu den die Gewerbe und den Verkehr belastenden Maafsregeln* (S. 62 nennt der Vf. diese Maafsregeln „Servitute des Handels und Wandels"). Gegen diese zwei Forderungen hat der Verf. nichts einzuwenden.

6. *Verantwortlichkeit der Minister.* Die ständische Controle der Verwaltung fordert der Vf., wie wir gesehen haben, ganz entschieden, allein, obschon diese

*) „Oder mit andern Worten, — setzt der Verf. hier zu, — es müssen Normal-Etats entworfen werden" (S. 58). Dagegen schon S. 60 verwirft er „die Budgets für das kommende Jahr, weil sie in der Regel fingirte seien, Fabeln, womit man dem Neuling Sand in die Augen streue". Eine Bodenlosigkeit und Vorschnelligkeit des Aburtheilens, die man keinem Studenten verzeihen würde, der so eben die Vorlesung über Finanzwissenschaft gehört hat, geschweige denn einem Verfassungs- und Finanz-Reformator. Die Budgets nennt der Verf. Fabeln, die Normal-Etats empfiehlt er, obschon er S. 60—61 sagt, nicht die Soll-Einnahme und Soll-Ausgabe, sondern die wirklichen Einnahmen und Ausgaben sollten den Ständen vorgelegt werden. Und dies Letztere sagt er sogleich, nachdem er gefordert hat, der Fürst solle sich über Soll-Einnahmen und Soll-Ausgaben mit den Ständen vereinigen! Auch dies nennen wir Staatslogik!

Digitized by Google

ohne Verantwortlichkeit der Minister in der Repräsentativverfassung gar keine Bedeutung haben könnte, nennt er doch die letztere ein „thörichtes Verlangen", „ohne allen Nutzen für das Land", „eine leere Phrase" und führt als Beispiel die Verwaltung des Hrn. Thiers an, als ob dieser Staatsmann nicht seine Verantwortlichkeit bitter zu empfinden bekommen habe. Dies ist wohl blofse Ironie, um so mehr, da der Verf. diese grofse Frage unserer Zeit in blofs 11⅔ Zeilen abmacht (S. 62). Möchte er doch das bekannte Buch von Mohl lesen, damit er den Ernst dieser Frage einsehen lerne.

7. *Prefsfreiheit.* Diese fordert der Verf. unumwunden, und klagt (S. 136 flg.) über die Härte der preufsischen Censur. Hätte derselbe schon unter 6. an Prefsfreiheit gedacht, dann würde er die Verantwortlichkeit der Minister keine leere Phrase genannt haben. Wir empfehlen dem Verf., was Spittler in seinen Vorlesungen über Politik und Dahlmann in seiner Politik über diesen Gegenstand Treffendes und Treffliches sagen, ohne in Klagen und Forderungen excentrisch zu sein und ohne sich mit Zwittervorschlägen von halber Prefsfreiheit zu befassen.

Nach diesen Erörterungen vertheidigt nun der Verf. überhaupt und namentlich für Preufsen das System der Provinzialstände mit Ausschüssen, die Vereinigung der Letzteren in Generalversammlungen, insoweit auch Reichsstände, — aber, wie er behauptet, sämmtlich nur in *berathender* Eigenschaft. Wenn wir den Verf. nicht für einen Mann von ehrlicher Gesinnung hielten, würden wir ihn bei diesen Vorschlägen für zweideutig halten; denn dafs er blofs *berathende* Stände *ohne entscheidende* Stimme fordert, steht in grellem Widerspruche mit allen seinen bisherigen Deductionen und Forderungen*). Indessen giebt der Verf. S. 88—90 doch auch drei Fälle zu, in welchen den Ständen das Zustimmungsrecht gebühre, nämlich bei allen Verfassungsveränderungen, „bei allen Abänderungen der Gesetze oder Verwaltungsformen, wodurch die religiösen oder (?) persönlichen Freiheiten und Rechte oder (?) das Eigenthum betheiligt sind, und zur Erhöhung der bestehenden Abgaben, und zu grofsen (?), das Land dauernd belastenden (?) Staatsabgaben". Wir müssen gestehen, dafs „*blofs berathende*" Stände mit diesen *entscheidenden Zustimmungsrechten* ein unlösbarer Widerspruch sind und kaum ein Gesetz und eine Verordnung, überhaupt eine Staatsmaafsregel, sich würde finden lassen, welche ohne „*verfassungsmäfsige Zustimmung*" der „*blofs berathenden*" Stände von der Regierung erlassen oder getroffen werden dürfte. Jedoch so strenger Ansicht ist der Verf. nicht, er sorgt S. 89 für eine bequeme Hinterthüre, um der unleidlichen Consequenz zu entgehen*). „In der Monarchie, sagt er, sollen die Gesetze regieren, und dem Monarchen steht die Gesetzgebung zu; wenn aber diese einmal gegeben sind, so erwachsen daraus Rechte und Pflichten, die zu verändern nicht der Willkühr überlassen werden kann". (Also hat in der ständischen Verfassung der Monarch allein frische neue Gesetze zu geben, aber ohne Zustimmung der Stände darf er sie nicht abändern?) Es ist wahr, dafs die Grenze sich zu verwischen scheint, ... allein sie wird sich sehr leicht (!) bestimmen lassen". „Da es aber zu weit führen würde, sie hier aufzusuchen", so begnügt sich der Verf. mit Beispielen, und führt unter andern auch an, „dafs, wenn von einer Revision des Landrechts u. s. w. die Rede sei, die Stände nur gehört zu werden brauchen, und der Monarch allein entscheide". (Natürlich! denn zu Abänderungen von Gesetzen müssen die Stände ihre Zustimmung geben.) Wir rechnen, da der Verf. jeden Augenblick auf solche Weise Thatsächliches mit Fraglichem verwechselt, weil er immer nach einer gewissen Seite hin in die Höhe blickt, es daher gar nicht hoch an, dafs er die Provinzialstände-Einrichtung Preufsens vor Anno 1840 in mehreren Puncten tadelt; denn die Regierung hat selbst thatsächlich die Begründetheit solcher Aussetzungen anerkannt und es ist feierlich versichert worden, dafs diese Institution einer erspriefslichen Entwickelung entgegen geführt werden solle. Wir

*) Sogar während der hierüber angestellten Erörterungen sagt der Verf. S. 77: „Ohne die Controlen der Staats-Einnahmen und Ausgaben ist eine ständische Verfassung fast bedeutungslos und verliert allen ständischen Charakter", und fordert S. 85 zur Vollendung der ständischen Verfassung jene Controle.

*) Für eine solche hat er auch schon weiter oben gesorgt, als ihm sein Beweis aus dem Naturrechte unbequem wurde, indem er sagt, das natürliche Recht höre auf, sobald die Staatsverbindung beginne. Denn das Gefragt-Sein-Wollen der Einzelnen pafst nicht für die absolute Monarchie und nicht für aristokratische Provinzialstände.

Digitized by Google

hatten erwartet, der Verf. werde diese Verheißung auffassen, untersuchen, welche hohe Bedeutung sie habe, und darauf hin seine Verfassungsvorschläge gründen. Er hatte hierbei Gelegenheit zu zeigen, daß die provinzialständische Verfassung den Provinzialismus und Particularismus begünstige, folglich der Centralisation im edelsten Sinne und der Staatseinheit entgegenwirke; daß im Laufe der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Staatslebens das provinzialständische Wesen sich ausbildete in den Zeiten der Zersplitterung des deutschen Volkes, und alsbald ein der Gesammtheit der deutschen Nation und Lande höchst nachtheiliges Unwesen wurde; daß man, auf diesem Extreme des Provinzialismus und Particularismus mit seinen entkräftenden Folgen für die Gesammtheit des Staats angelangt, das Bedürfniß der Concentration fühlte, und unter Schwächung der Gewalt der Stände zur absoluten Monarchie überleitete und überging; und daß, nachdem diese auch unter beständiger Erinnerung an die ehemaligen ständischen Rechte und unter immer weiter gehender Verwischung der Ständeunterschiede dem Extreme nahe getreten war, mit um so größerer Energie die Forderung einer allgemeinen Nationalrepräsentation ohne ständische Gliederung hervortrat, als darin der Provinzialismus und Particularismus, der früher so hinderlich geworden war, seinen Untergang finden mußte. Er konnte hierauf beweisen, daß mit der Aufhebung des bäuerlich-grundherrlichen Verbandes, mit Auflösung des Zunftverbandes, und mit Vernichtung der städtischen Corporationsrechte eine Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft, — ein persönlicher und Familien-Particularismus und Egoismus in's Leben trat, der, so wie er die Association und Gemeinschaft immer unfühlbarer machte, die Centralisation im schlimmsten Sinne des Wortes begünstigte, und daß es nun an der Zeit sei, durch eine Umgestaltung der Verfassung diesen Uebelständen abzuhelfen und die in den natürlichen Entwickelungsgesetzen des Völker- und Staatslebens begründeten Forderungen der Zeit zu befriedigen. Hierauf durfte er zeigen, daß *entscheidende* Provinzialstände dermalen nur unter ganz besonderen Verhältnissen nicht hinderlich und nicht schädlich, dagegen bloß *berathende* Provinzialstände jetzt für sich allein ohne erklecklichen Nutzen, aber in Verbindung mit allgemeinen Reichsständen in irgend einer Form der Volksvertretung nach dem constitutionellen Systeme von hoher Bedeutung seien. Nachdem er Alles dieses historisch und politisch entwickelt hatte, konnte der Verf. auf die preußische Monarchie besonders übergehen, und darthun, wie vortrefflich in ihr schon alle Elemente hierzu theils herausgebildet, theils in der Heranbildung begriffen seien, und also die preußische Verfassungsgliederung in der Städteordnung, in den Landräthen und Communal-Landtagen, und in der durch die Gnade Sr. Majestät des Königs schon so beträchtlich erweiterten provinzialständischen Institution, mit einer passenden Kritik darlegen, um zu zeigen, was noch geschehen könne, dürfe und müsse.

Aber von allem diesem lesen wir im Buche nichts, wohl aber von S. 93 an „wenige Wörter (!) über den Adel und den jetzigen Stand der Rittergutsbesitzer in den östlichen Provinzen der Monarchie", in welchen der Verf. von den, dem Adel angeborenen, vortrefflichen Eigenschaften und dessen gerechten, hierauf gegründeten Forderungen spricht, und es „unschicklich und unpassend" findet, daß „Personen, welche bisher der unteren und ungebildetsten Klasse der Nation angehörten (nämlich „gewöhnliche Wirthschaftsinspectoren, Schulzen, Müller, Schuhmacher, Schornsteinfeger, Scharfrichter u. s. w.") durch Ankauf von Rittergütern auf einmal den ersten Stand bilden"*). So greift der Verf. die Bürgerlichen heftig an, als ob diese daran Schuld seien, daß der Adel in Deutschland seine Bedeutung verloren und mit seinen Besitzthümern seine Rechte verkauft hat. Dank unserer erleuchteten Gesetzgebung, daß sie die Verkäuflichkeit und Erwerblichkeit des Grundeigenthums verallgemeinert hat! Aber auch Dank Sr. Majestät dem Könige, daß Er seit Anno 1840 damit begonnen hat, den wahren Adel an den Besitz der Grundherrschaft zu binden und die Bedeutungslosigkeit des bloßen Wörtchens „Von" anzuerkennen.

II. Der Behördenorganismus.

Wir haben schon angeführt, daß die Schrift des Verfs. deswegen, weil er die Verwaltung selbst nicht von dem Behördenorganismus getrennt betrachtet hat, an Unklarheit leidet, und wir können hinzusetzen, an Uebertreibung und an Mangel an Wahrheit. Man

*) „Wenn heute Jemand Schornsteinfeger ist, morgen Rittergutsbesitzer, und übermorgen den Pfarrer ernennt, so ist dies nicht passend". S. 96.

Digitized by Google

braucht nur S. 101 — 119 zu lesen, um sich davon zu überzeugen. Ohne Zweifel ist gar Manches, was der Verf. rügt, sehr wahr, aber er schiebt auch sehr Vieles auf den Organismus der Verwaltung, was bald gänzlich bald theilweise von der Unzulänglichkeit der Gesetzgebung und der Verwaltungs-Normen und -Instructionen herrührt. Er sagt gar leicht hin S. 104: „Es ist unerläfslich, dafs eine Geschäfts-Ordnung die Verhältnisse scharf bestimme, und nicht nur gegeben, sondern auch strenge beobachtet werde". Als ob man dies nicht schon vor Jahrhunderten eingesehen hätte, und als ob eben diese Geschäfts-Instructionen und Ressort-Abmessungen etwas so sehr Leichtes seien. Der Verf. brauchte nur die in überaus vielen Beziehungen höchst eigenthümliche, interessante und lehrreiche Geschichte des preufsischen Behördenorganismus zu kennen, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Wenn man von irgend etwas sagen kann, Tadeln sei leichter als Bessermachen, so gilt es von diesem Zweige der praktischen Politik. Wer nur ein einziges Mal in der Lage war, eine Geschäftsinstruction zu entwerfen, der wird in diesem Puncte gegen die Regierung und gegen die Verwaltungschefs billig sein. Mit der Klage und Anklage im Allgemeinen ist es hierin nicht gethan, und dies hätte der Verf. wohl bedenken sollen, ehe er die Regierung in diesem Puncte angriff, denn alsdann würde er gefühlt haben, dafs er verpflichtet sei, gerade hierin es besser zu machen. Wir sind fest überzeugt, dafs er mit vollständiger Entwerfung von auch nur zwei Geschäftsinstructionen der Regierung einen gröfseren Gefallen und der Nation einen gröfseren Dienst geleistet hätte, als mit seiner allgemeinen Wortmacherei, welche übrigens um das Doppelte zu vermehren uns eine Leichtigkeit wäre, wenn es sich verlohnte, Dinge zu rügen, welche ohne eine höchst schwierige Radicalform nicht mit gutem Erfolge zu ändern sind. Versuche es der Verf. nur an zwei Instructionen, und sein Beruf dazu wird sich sehr leicht manifestiren. Wir schlagen ihm zum Behufe dieser legitimatio ad causam die Instruction für die Oberpräsidenten und Regierungen, und jene für die Landräthe vor; er geniefst dabei noch den sehr grofsen Vortheil, die Instruction vom 23. September 1827 und jene vom 31. December 1825 für die Oberpräsidenten und Regierungen, und die seit Anno 1817 bestehende provisorische Instruction für die Landräthe zur Grundlage seiner Arbeit zu nehmen, und ist also der bitteren Nothwendigkeit enthoben, ab ovo anzufangen. Wir fürchten aber, es werde dem Verf. noch schlimmer gehen, als der Regierung, und dafs er seine Instructionen wohl ebenfalls 22 Jahre als provisorische gebrauchen würde, wenn er die Bescheidenheit der Regierung hätte, sein eigenes Werk als ungenügend anzuerkennen. Vielleicht würde er sie aber frisch weg definitiv einführen, und dann alle Jahre daran abändern; dabei jedoch bedauerten wir die Behörden und — die Unterthanen. Der Verf. scheint nicht einzusehen, dafs selbst die beste Geschäftsinstruction den Beamten einen freien Spielraum lassen mufs, und dafs seine Instructionen, wenn sie dies nicht auch thäten, die Verwaltung à la Chinoise einrichten würden.

Aber abgesehen von den Instructionen, der ganze Behördenorganismus ist dem Verf. als fehlerhaft erschienen. Wenn derselbe S. 111 sagt, „dafs man nicht für die Geschäfte Personen, sondern für die Personen Verwaltungszweige geschaffen habe", so hat er, insoweit man dies übertrieben hat, einen gerechten Tadel ausgesprochen. Allein dieses Verfahren findet in allen Staaten mehr oder weniger statt, und *mufs* zuweilen im Interesse des Staats und des Volkes geschehen. Die von ihm an anderen Stellen des Buches (S. 217 u. a.) vorgeschlagenen Mittel zur Verhütung dieses Uebelstandes, nämlich den Adel wegen seiner natürlichen Befähigung vorzüglich zu gewissen Aemtern zu nehmen, und, wenn man die passenden Individuen nicht finde, dieselben aus dem Auslande herbeizuziehen, erkennt ein jeder Andere für unzureichend und mifslich an. Man durfte aber in seinem Buche, welches auch den Behördenorganismus des Staats einer Kritik zu unterwerfen unternahm, vor Allem erwarten, dafs es die Frage über Trennung der Justiz von der Administration in den mittleren und Unterbehörden praktisch erörtere, um so mehr, da in dieser Hinsicht die preufsische Behördenorganisation noch sehr viel zu wünschen übrig läfst, so viel, dafs allgemein von den Gerichten darüber geklagt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Preufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnifs zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung.)

Darüber enthält das Buch gar nichts (ausgenommen einen abenteuerlichen Vorschlag einer Preisfrage S. 221), ebensowenig darüber, ob und inwieweit die Organisation der Regierungen zu verbessern und gleichförmig zu machen, auch wohl die Generalcommissionen mit denselben zu verbinden seien, ebensowenig über die Stellung der Provinzialschulcollegien und Consistorien neben den Regierungen u. dgl. m. Von der jetzt in Frage stehenden Umgestaltung der Organisation der Gerichte, also von der Frage über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Verbindung mit einem öffentlichen Ministerium, ist im Buche nirgend die Rede. Wohl aber bewegt sich die Kritik des Verfs. sehr viel in den Centralbehörden, nämlich in den Ministerien und diesen ganz ähnlichen Oberbehörden. Der Verf. rügt ihre zu grofse Anzahl, also die Zersplitterung der Zweige der Central-Regierung und -Administration. Wir brauchen seine Aussetzungen einzeln um so weniger hier anzuführen, als man sie schon *vor* dem Erscheinen der Schrift des Verfs. im In- und Auslande überall und immerfort zu hören bekam und noch bekommt. Es ist ganz klar, dafs in dieser Beziehung noch gar Vieles verbessert, vereinigt und vereinfacht werden mufs, um die sehr vielen Centralstellen auf eine geringere Anzahl zu reduciren, den Geschäftsgang zu vereinfachen und zu beschleunigen, auch die Ausgaben zu vermindern. Aber es liegt auch gar häufig dem Tadel des Behördenorganismus in dieser Hinsicht die falsche Ansicht zu Grunde, als ob die Behördenorganisation der Staaten, welche wenigere Centralbehörden haben, ebendefshalb von empfehlenswerther Einfachheit und schneller Geschäftserledigung und überall weniger kostspielig sei. Man bedenkt nicht, dafs an dieser Verringerung der Anzahl der Ministerien auch die constitutionelle Verantwortlichkeit der Minister, die Rechte und der Geschäftsgang der Kammern u. dgl., das Nichtvorhandensein eines geheimen Cabinetsministeriums, die Einrichtung, dafs nur die wirklichen Staatsminister allein den Vortrag beim Fürsten haben, der Umstand, dafs der Fürst selbst eigentlich nicht regiert u. s. w., Schuld sind. Ehe der Verf. die Fragen über diese Einrichtungen mit gründlicher Kritik erledigt hatte, durfte er an die obigen gar nicht gehen. Es war seine Pflicht in seiner selbstangenommenen Stellung, auch hier die Wahrheit zu sagen. Wir wollen vermuthen, dafs er sie nicht kenne. Der Vorwurf S. 111, dafs in der dermaligen Organisation der preufsischen Centralbehörden „kein Plan enthalten sei", ist ein eben so harter als unverdienter. Es giebt zwar keinen einzigen Staat in Europa, in welchem seit Anno 1806 im obersten Behördenorganismus so viel versucht und abgeändert, wieder hergestellt und wieder neu vertheilt, und abermals zurückgegeben und umgetheilt wurde, wie im preufsischen; aber darum darf man die dermalige Organisation nicht planlos nennen, der Plan ist nur ein anderer als der des Verfs. und Tausender von andern Tadlern. Länder von so vortrefflicher Behördenorganisation wie Würtemberg sind in der Geschichte sehr selten, aber Würtemberg hat die seinige mit nicht geringen Opfern erkauft, und ist ein kleines Land von einer ganz anderen Entstehung als Preufsen*).

III. *Gesetzgebung und Verwaltung.*

Der Inhalt des Buches in Betreff dieser Gegenstände ist, wie schon angeführt, nicht blofs sehr gering, sondern auch sehr zersplittert. Die einzigen Gegenstände, welche der Verf. erörtert hat, sind die

*) Uebrigens hat der Verf. Würtemberg nirgend angeführt.

Digitized by Google

Einrichtung und der Inhalt des Generaletats des Staats, die Staatsschuldverwaltung und Domänenveräußerung, und das Gerichtssportelwesen. Es ist ihm von zwei Seiten hierauf gründlich geantwortet worden. Diese erklärenden und berichtigenden Entgegnungen sind in mehr als Einer Hinsicht von sehr großem Werthe. Nämlich sie sind es als Berichtigungen, und noch weit mehr wegen des Hervortretens der Regierung vor die Schranken der Oeffentlichkeit, und es ist dadurch der factische Beweis geliefert, daß es von Seiten der Staatsgewalt nur schon früher öffentlicher Darlegungen ihrer Ansichten und Principien, der Motive ihrer Maaßregeln, und der Resultate der letzteren bedurft hätte, in Zukunft aber auch bedürfen wird, um Mißverständnissen, Verdächtigungen und dem Tadel vorzubeugen. Die Regierung kann dadurch ebenso wie die Gesammtheit nur gewinnen, wenn sie die Statistik, diese Grundlage aller politischen Kritik, in den Stand setzt, ein möglichst vollständiges Bild von dem Bestande, den Zuständen, und der Entwickelung des Staatswesens zu geben. Verheimlichungen in dieser Hinsicht sind eines intelligenten Volkes unwürdig und nur selten nothwendig und nützlich. Doch aber ist Verheimlichung immer noch besser als halbe Wahrheit und Halbwahrheit. Denn das Volk besitzt ungemein viel Tact, die Wahrheit und Lüge herauszufühlen.

Wir sind nicht veranlaßt, den Inhalt und die Ergebnisse jener Erwiederungen hier wiederzugeben und begnügen uns daher mit folgenden Bemerkungen.

Was die Einrichtung des General-Staatsetats und dessen Inhalt anbelangt, so theilen wir die Ansicht des Hrn. L. K. in der Staatszeitung. Zwar würde ein detaillirtes Budget in statistischer Hinsicht offenbar weit mehr Nutzen gewähren, als der kurze Generaletat; aber in jeder anderen Hinsicht würde bei der gegenwärtigen Staatsverfassung die Veröffentlichung eines dickleibigeren Budgets keinen reellen Vortheil bringen. Denn die Oberrechnungskammer, die Staatscontrole und die Staatsbuchhalterei erhalten das Specielle zur Prüfung, und ihre Monita und Arbeiten unterliegen in letzter Instanz Niemanden sonst als dem Monarchen zur Kritik und Beseitigung, wenn die Verwaltungsbehörden ihre Befugnisse überschritten haben. Ohne Freiheit der Presse ist auch der moralische Einfluß der Kritik der Oeffentlichkeit unerreichbar. Ohne eine Specialkenntniß der Einnahmen und der Verausgabung ist alle Anklage der Regierung wegen Mangel an einem durchgreifenden und richtigen Finanzsysteme, wegen Unwirthschaft, wegen Umsichtslosigkeit des Staatshaushaltes, u. dgl., wie der Verf. sie vorbringt (S. 139—140) lediglich eitles Gerede, das man unterlassen muß, so lange man den Beweis nicht besser führen kann, als ihn der Vf. geführt hat. Wenn Mängel wirklich vorhanden sind, so werden sie durch solche oberflächliche Kritik, welche das Publicum gerne für eine eindringliche hält, nur noch mehr verdeckt, falls die Staatsverwaltung nicht den guten Willen hat, aus eigenem Antriebe zu reformiren.

Was die Staatsschuldentilgung und Domänenveräußerung anbelangt, so ist der Verf. ebenfalls obenhin zu Werk gegangen. Seine ganze Berechnung hinkt, und den Beweis der Verschleuderung ist er uns schuldig geblieben. Er hätte fragen und sagen müssen, welche Domänen und wo solche veräußert worden sind, welches Verfahren dabei Statt gefunden habe, welcher Erlös sich daraus ergab. Darauf mußte er dann seine Specialkritik basiren, und, so wie er Beispiele hätte aufweisen können, wo Versehen und Uebereilungen Statt gefunden, so hätte er in der Regel diese Maaßregel für zweckmäßig halten müssen, vorausgesetzt, daß sie überhaupt an der Zeit gewesen sei. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, allgemeinhin zu erörtern, ob überhaupt die Domänenveräußerung räthlich sei und ob man klug handele, sie zum Behufe der Schuldentilgung anzuwenden; denn ist diese Erörterung schon in der Theorie ungemein schwierig und zu allgemein, so wird sie es im concreten Falle noch mehr und ganz speciell. Dies hätte der Verf. wohl bedenken sollen, denn ohne genaue Einsicht in die Akten soll man keinen Spruch fällen, seine Einsicht in die Akten hat aber der Verf. nirgends bewiesen. Wenigstens ist sein Blick in die den Ständen vorgelegten Denkschriften durchaus keine Einsicht der Akten, wie er deren bedurfte. Sein ganzes Verfahren löst sich dahin auf, daß er beweisen will, der Staat habe durch die Domänenveräußerung nicht bloß den Ertrag der Domänen verloren, sondern auch die ganze Steigerung des Tauschwerthes und folglich des Preises der veräußerten Domänen, welche vom Momente der Veräußerung bis zu gegenwärtiger Zeit eingetreten sei, für immer eingebüßt. Dies ist ein kolossaler Irrthum.

Digitized by Google

Denn der Tauschwerth und Preis des Grundeigenthums richtet sich bekanntlich nicht bloſs nach äuſseren Verkehrsverhältnissen, sondern auch nach dem Grade seiner Freiheit und Belastung, nach seiner natürlichen Productionsfähigkeit und -Unfähigkeit, nach den Acker- und Wirthschaftsverbesserungen und -Verschlechterungen, nach der Verbesserung und Verschlechterung der Betriebswirthschaft im Allgemeinen in der gegebenen Zeit und insbesondere auf den Gütern selbst. Die Steigerung des Preises und Tauschwerthes der veräuſserten Domänen ist also groſsentheils wenigstens eine Wirkung von Ursachen, die theils wahrscheinlich, theils gewiſs nicht eingetreten sein würden, wenn sie im Besitze des Staats geblieben wären. Der Staat verzeitpachtet seine Domänen, eine Steigerung des Pachtzinses ist nur nach Ablauf der in der Regel sehr groſsen, nämlich 20—24jährigen, Pachtperioden möglich, seit a. 1820 sind aber just kaum 22 Jahre verflossen, eben in diesen letzten laufenden Jahren kamen wieder sehr viele ältere ablaufende Pachtungen zur neuen Vergebung. Der Pachtzins ist nicht der ganze Reinertrag des Gutes, der Eigenthümer hat mehr Interesse, diesen zu steigern, ohne das Gut zu verschlechtern, als der Pachter; er ist aber mehr dabei interessirt, das Gut und seine Wirthschaft dauernd zu verbessern als der Pachter. Alles dies bringt eine Steigerung des Gutsertrages und Gutswerthes in den Händen des Eigenthümers der veräuſserten Domänen hervor, wie sie der Staat als Eigenthümer niemals erwirkt haben würde. Hiezu aber treten die das Einkommen des Staats beeinträchtigenden Remissionen, und nicht selten waren die veräuſserten Domänen in einem solchen Zustande, daſs der Staat sie überhaupt kaum oder nur sehr gering verpachten konnte, oder Kapital auf dieselben hätte verwenden müssen, das für ihn zu groſs und bei der Verpachtung zu wenig einträglich, ja nur mit Verlusten verknüpft gewesen wäre. Indessen ganz abgesehen von alle diesem, so wirken die Verkehrsverhältnisse keineswegs immer constant erhöhend auf den Tauschwerth des Grundeigenthums, auf Zeiten der Steigerung folgen solche der Erniedrigung. Gerade in unseren jetzigen Jahren befinden wir uns in einer merkwürdigen Steigerungsperiode aus bekannten Ursachen, aber die nächste Zeit schon kann das Gegentheil ergeben, besonders wenn die vielen unklugen und übertriebenen Speculationen im Güterkaufe anfangen werden umzuschlagen. Wir wollen die Ursachen davon hier nicht erörtern, aber Eine und zwar die allgemeinste können wir nicht unberührt lassen, wir meinen den Einfluſs des Geldmarkts auf die Preise der Dinge. Dem Vf. scheint diese, gerade in dieser seiner Erörterung höchst wichtige, Ursache gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, denn damit hätte er die Regierung wegen ihrer Domänenverkäufe von a. 1820 bis a. 1830 vielleicht am hartnäckigsten angreifen können, aber er hat es nicht gethan. Die anderthalb Jahrzehende von 1815—1830 waren eine Periode der merkwürdigen Verminderung des Umlaufsmittels und der Entleerung des Geldmarktes, in welcher folglich die Preise aller Dinge trotz vieler entgegen wirkenden Ursachen sehr bedeutend herabgingen. Diese Periode war für alle Veräuſserungen von Grundeigenthum, namentlich also auch der Domänen, eine höchst unpassende, denn unvortheilhafte, weil man wenig erlösen *muſste*, wenn nicht die Localverhältnisse ganz besonderer Natur waren. In der Periode des Jahrzehends von a. 1830—1840 gewannen die Besitzer und früheren Käufer von Grundeigenthum, wegen der Vermehrung des Umlaufsmittels und Füllung des Geldmarktes, folglich wegen der Steigerung des Geldtauschwerthes aller Dinge, also des Grundes und Bodens, im Schlafe, ohne ihr Darzuthun, sehr bedeutend. Aber deshalb waren die Domänenverkäufe von 1830—1840 auch um so vortheilhafter. Ob dieses so bleiben, und ohne Reaction zum Gegentheile fortbestehen werde, ist die Frage, aber sehr zu bezweifeln, denn die Natur der Dinge, namentlich der Verkehr, folgt unabänderlichen Gesetzen, welche in der Wirklichkeit von Einem Extreme zum Andern führen, und nur so eine Ausgleichung hervorbringen. Es kann leicht eine Periode kommen, in welcher der Vf. consequenter Weise gezwungen wäre, anzuerkennen, daſs die Regierung mit ihren Domänenveräuſserungen von a. 1830—40 ein sehr lucratives Geschäft gemacht habe.

Es ist also hiernach keineswegs anzunehmen, daſs die Regierung durch ihre Domänenveräuſserung das Staatsvermögen wirklich und gar um ein Bedeutendes verringert habe. Es muſs dagegen auch in Anschlag gebracht werden, was sie damit an Staatsschulden abgetragen habe. Dazu aber genügt nicht das Anführen der Capitalsumme, sondern es muſs untersucht werden, ob die Regierung nicht ein, in Domänen stecken-

Digitized by Google

des Geldcapital, welches ihr nur einen geringen und unsicheren Zins einbrachte und einbringen konnte, aus dieser Anlage herausgezogen und zur Tilgung von Staatsschulden verwendet habe, welche mit einem höheren Zinse zu verzinsen waren, als jenes Domänencapital eintrug. Auch diese Untersuchung hat der Verf. unterlassen. Statt dessen wirft er der Regierung eine versteckte Vermehrung der Staatsschulden vor, indem sie die Fonds der Wittwencassen, und die Cautionen eingezogen habe. Ueber diesen Vorwurf wird sich Jedermann, der weiſs, wie dergleichen Operationen zusammenhängen, und daſs sie bloſs Veränderungen der Form der Schuld sind, leicht beruhigen können, wenn man dabei bedenkt, daſs dieses in vielen Staaten vorkommt *). Mit der Prämien-Anleihe der Seehandlung, welche der Verf. ebenfalls als Vermehrung der Staatsschuld anführt, ist es etwas ganz Anderes, wenigstens will auch uns scheinen, daſs man nur mittelst logischer Erkünstelung verfahre, wenn man behaupten wolle, daſs dieses Prämiengeschäft kein Staatsanleihen sei. Jedenfalls aber muſs man der officiellen Erklärung, daſs dasselbe unumgänglich nothwendig gewesen sei, Glauben schenken **).

Was nun aber den letzten der vom Vf. gerügten Gegenstände anbelangt, nämlich das Sportelwesen, so wird derselbe wohl indessen durch die Staatszeitung v. d. J. No. 83. zur Erkenntniſs seiner Irrthümer gekommen sein. Er hätte besser daran gethan, die ganze Einrichtung des Sportelwesens einer Kritik zu unterwerfen, und ein weniger mangelhaftes System der Umlage und Erhebung der Sporteln in Vorschlag zu bringen. Die Schrift von Wentzel, Zeitfragen, dürfte für den Verf. jedenfalls sehr fruchtbar werden.

Ueberhaupt aber, blicken wir auf die Arbeit des Verfs. als eine Kritik der Staatsverwaltung Preuſsens zurück, so ergreift uns das Gefühl einer höchst bedauerlichen Leerheit. In einem Felde, wie dieses, wo es eine so ungeheure Menge der interessantesten und schwierigsten Fragen rein praktischer Natur giebt, welche der Kritik die mannigfaltigsten Seiten darbieten, nur so Weniges hervorgehoben und auch dieses nur auf die angeführte Weise behandelt zu haben, ist kein groſses Verdienst *). Die Masse der zu erörternden Fragen ist so ungeheuer groſs, daſs man in Verlegenheit kommt, welche man zuerst nennen solle. Da liegt das weite Gebiet der Agrargesetzgebung, der Gewerbe- und Handelsgesetzgebung, des Armenwesens, des Schulwesens, des Prüfungswesens, des Gefängniſswesens, der Sicherheitspolizei, u. s. w. vor uns ausgebreitet, wir haben vor uns liegen eine umfassende Gesetzgebung und Verwaltung in allen diesen Zweigen, die von Schwierigkeiten, Verwickelungen, Widersprüchen, Fehlern wegen Mangels an Einheitlichkeit des Princips wimmelt. Hieran könnte sich der Muth des eifrigsten Reformators abkühlen, die Zeitungsberedsamkeit ins Stocken gebracht werden, das Talent des Staatsgelehrten und die Umsicht des Beobachters, die Energie der Kritik und der ächte Patriotismus sich zeigen.

*) Wir erinnern lediglich an die französische Depositen- und Consignationscasse von Frankreich im Verhältnisse zur Amortisationscasse.

**) Nur beiläufig wollen wir den wunderlichen Streit über die angeblich nicht nachgewiesenen 3 Mill. Rthlr. Kassenanweisungen, welchen der Verf. mit der Vossischen Zeitung v. d. J. No. 50. 54. führte, erwähnen, um unser Urtheil dahin abzugeben, daſs es uns höchst tadelnswürdig erscheint, die Regierung zu verdächtigen, lediglich in der Absicht, um den Minister der Finanzen wegen des Mangels eines Citats persönlich zu bestrafen. Indessen vermuthen wir weit eher, daſs der Verf., als er die Anmerkung S. 176 schrieb, die Cabinetsordre v. 9ten März 1837 gar nicht gekannt habe, welche jene 3 Mill. enthält.

*) Jedoch hat der Verf. S. 130—131 der Regierung genau vorgerechnet, daſs sie für den Ackerbau jährlich nur 1 Thlr. auf die Quadratmeile verwende, und er nimmt mit allerlei hochtrabenden Phrasen das Gesicht an, als ob er der Erste sei, der an die volkswirthschaftliche Nützlichkeit der Säemaschine und der Verbesserung der Viehraçen denke. Um diese Bescheidenheit und Sachkenntniſs ist der Verf. nicht zu beneiden. Hat er doch in seiner Hitze alles mit einem Male vergessen, was seit a. 1807 für den Ackerbau geschehen und ausgegeben ist, und redet über landwirthschaftliche Institute ohne genaue Kenntniſs der Sache in den Tag hinein. „Was ist der Grund? (sagt er, nämlich davon, daſs für den Ackerbau nichts geschehn!) weil selbigen (nämlich den Landwirthen) die gehörige Vertretung (!) fehlt"?. Man frägt billig, wo? im Ministerium? auf den Provinziallandtagen?

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Preufsen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnifs zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow.

(Schlufs.)

Aber von allem diesem handelt der Verf. in seinem Buche nichts ab. Wir wollen ihm die Verhandlung darüber auch nicht zur Pflicht machen, aber andeuten mufste er alle diese Fragen, wenn er ein Buch über Preufsens Verfassung und Verwaltung schreiben wollte, das nicht erst von gestern her, und zu etwas mehr bestimmt sein soll, als mit der Tagesliteratur zu erscheinen und zu verscheinen.

IV. Deutschland.

Dieses ist die letzte Abtheilung unseres Buchs, welche (S. 273—316) das Lieblingsthema des besonnenen wie des enthusiastischen Deutschland, nämlich die Freiheit und Einheit, abhandelt. Sonst kann man oft willig sagen: Ende gut, Alles gut. Aber hier heifst es ganz anders. Welch ein buntes Gemisch von Allerlei, als da ist der deutsche Bund, die Kriegsverfassung Deutschlands, ein weit umgreifendes Bundespapiergeld- und Bundes-Bank-Project, die Hannoverische Verfassungsfrage, die katholischen Conflicte zwischen Preufsen und Rom, die Angelegenheit der Westphälischen Staatsgläubigen, deutsches Zeitungswesen, Frankreichs Stellung gegenüber Deutschland, der deutsche Zollverein überhaupt und insbesondere in Betreff der noch isolirten Staaten, das Verhältnifs zwischen Holland und Deutschland bezüglich des Zollvertrags und der Rheinschifffahrt, die Handelsverhältnisse Deutschlands mit England, eben so zu America und besonders Nordamerica, die deutsche Eisenbahnfrage, Deutschlands künftige Seemacht, und die Vereinigung desselben in dieser Hinsicht mit Holland und Scandinavien, und endlich Belgiens und Deutschlands Handelsvereinigung! Und dieses alles auf 43 Seiten! Es ist uns dabei zu Muthe geworden, als gingen alle Zeitungsartikel, welche wir in den letzten 2 bis 3 Jahren gelesen haben, noch einmal an unserem Geiste vorüber. Diese ganze letzte Abtheilung des Buches kann offenbar keine andere Absicht haben, als durch Berührung aller, jetzt die deutschen Zeitungen durchziehenden, sogenannten Haupt- und Lebensfragen einer jeden Sorte des Publicums der Politiker, und just eben den ächten Zeitungspolitikern, ihre naturgemäfse Nahrung zu geben. Denn der Verf. kann doch wohl kaum einmal dem Gedanken Raum gegeben haben, dafs diese seine Dampfwagenfahrt durch alle diese Gebiete mit ihren 16 Haltpuncten eine Untersuchung sei, welche irgend einen andern Menschen befriedigen könne, als blofs denjenigen, der seine ganze Politik und seinen Patriotismus aus dem Gemische der Zeitungsartikel schöpft. Auf den Inhalt derselben einzugehen, würde unserer Jahrbücher unwürdig sein *). Wir sind am Schlusse.

Der Verf. hat sich in diesem Buche eine Aufgabe gestellt, welcher er in keiner Beziehung gewachsen war. Denn nur die Arbeit eines halben Menschenle-

*) Wie der Verf. über ein solches Papiergeld- und Bank-Project für den deutschen Bund, welches er zunächst lediglich zum Zwecke der Deckung möglicher aufserordentlicher Kriegsausgaben realisirt zu sehen wünscht, leicht hinweggeht, kann man aus der Aeufserung (S. 285—286) entnehmen, „dafs im Kriege es eben das Mifstrauen allein sei, welches die allgemeine Lähmung des Geldverkehrs erzeuge, aus welchem so viel Unglück entspringe, *und dafs man daher (!!) durch eine solche Bank das Uebel an der Wurzel angreife*". Also das Grundübel „Mifstrauen im Geldverkehre" wird in der Wurzel angegriffen, durch ein lediglich auf Kredit basirtes Geldinstitut!

Digitized by Google

bens oder der geniale Blick der künstlerischen Seele eines geborenen Staatsmanns vermag sich eines so umfassenden Stoffes zu bemächtigen. Diejenigen Zeiten, in welchen die Staatswissenschaft, auf dem Boden des sogenannten Naturrechts stehend, weit entfernt von den Grundfesten der praktischen Politik fortschritt, sind vorüber. Sie haben sich beide einander genähert auf dem realen Felde der Geschichte und des nationalen politischen Bewufstseins einer gegebenen Zeit. Die Politik als Wissenschaft und die Politik in der Ausübung können auf die Dauer *über die Rechtsfrage* nicht mehr streiten, sobald das Bewufstsein des öffentlichen Rechts im Volke lebendig geworden ist. Wer weder die Geschichte noch die Gegenwart begreift und jedes philosophischen Geistes entbehrt, der kann das Allgemeine im Einzelnen des Staats- und Völkerlebens nicht erfassen, d. h. weder die Menschheit noch seine Zeit erkennen. Wer aber dazu noch von Vorurtheilen der untergeordnetsten Art befangen ist, der ist immer mehr auf seinen eigenen Heerd, als auf die Welt angewiesen, und darf am wenigsten wagen wollen, ein Politiker zu sein.

E. Baumstark.

X.

Itinéraire de Rutilius Claudius Namatianus, ou son retour de Rome dans les Gaules, poëme en deux livres, texte, donné à Berlin, d'après le manuscrit de Vienne, par Aug. Wilh. Zumpt, et traduit en français avec commentaires par F-Z. Collombet. Paris et Lyon, 1842. *LXIV u.* 204. 8.

Die Französischen Philologen, gezwungen durch ihre Landsleute, die viel von ihrem alten Interesse an den classischen Studien verloren haben, besitzen ein eigenes Geschick darin, die Ausgabe eines alten Autors in unmittelbare Beziehung zur Gegenwart zu bringen, und ihm dadurch ihrer Seits die Anziehungskraft zu verschaffen, die er ohne solche Bemühung nicht mehr ausübt. Der Dichter Rutilius hat zwar, da Gallien sein Geburtsland war, ein vaterländisches Interesse für Frankreich; *il a illustré sa patrie*, wie Hr. Collombet Vorrede S. XLII sagt. Doch hören wir, wie er unmittelbar mit den Interessen der Gegenwart in Verbindung gebracht wird. Rutilius war Heide und dem Christenthum abgeneigt. Dies fafst Hr. Collombet auf. Gibbon nämlich in seinen Miscellaneous works (Tom. III, pag. 257 sqq.) stellt vielfältige und lehrreiche Betrachtungen über Rutilius an, den er, wie er bemerkt, am 19. Dec. 1763 in Lausanne nach der Ausgabe von Burmann las und excerpirte. Er betrachtet ihn in dreierlei Beziehung, einmal den Gegenstand seines Gedichts, wo er ihn, besonders seiner Vorrede halber, mit Unrecht tadelt, dann seinen Stil und sein dichterisches Verdienst, wo er es unerträglich findet, dafs er in Versen und nicht in Prosa geschrieben: in diesem Falle hätte seine Beschreibung der Gegenden, die er durchzog, weit vollständiger und genauer ausfallen können. Endlich entwickelt er noch aus Rutilius' Werke dessen persönlichen Character, und hier stimmt er vollkommen mit ihm überein, besonders in seiner spottenden Opposition, nicht gegen das Christenthum überhaupt, sondern gegen die Gestalt, die es damals durch Schwärmerei und mönchischen Trübsinn angenommen hatte. Hr. Collombet bekämpft diese Ansicht und diejenigen seiner Landsleute, die ihr etwa zugethan sein möchten. „Ihr, sagt er in der Vorrede S. XXXVIII, die Ihr die Tonne des Diogenes und die Armuth des Fabricius lobt, würdet doch, wenn Ihr ein Kloster sähet, mit Rutilius ausrufen: *Perditus hic vivo funere civis erat*, und wenn Ihr einen Mönch in seiner ärmlichen Ordenstracht erblicktet, ebenfalls, wie er, sagen: *Infelix putat illuvie coelestia pasci*". Dabei führt Hr. Collombet noch, um die Sinnesart der Heiden zu Rutilius' Zeit zu characterisiren, aus des heiligen Hieronymus' Schriften die Anecdote an: ein vornehmer Römer, wie Rutilius, ein Heide und ungefähr sein Zeitgenosse, habe öfters zum Papste Damasus gesagt: „*Macht mich zum Bischof von Rom und ich will sogleich Christ sein*". So hat Hr. Collombet einen Punct gefunden, um das Interesse der streitenden Gegensätze in Frankreich auf seinen Autor zu ziehen, einen noch bessern, dünkt uns, als Hr. Villemain (S. Vorrede S. XLVI), der den pikanten Gedanken hatte, zwischen Rutilius' Gedicht und Lord Byron's Child Harold eine Parallele zu ziehen.

Hr. Collombet ist zur Herausgabe des Rutilius in gewisser Hinsicht vortrefflich vorbereitet, gekommen.

Digitized by Google

Er ist mit der Lateinischen Literatur des vierten und fünften Jahrhunderts, einem bei uns ganz vernachlässigten Felde, genau bekannt und hat dies durch zahlreiche Schriften bewiesen. Wir nennen davon, weil sie hier zu Lande fast unbekannt sind, eine *Histoire civile et religieuse de lettres latines au IVe et Ve siècle*, eine Ausgabe der Hymnen des *Synesius*, nebst Abhandlungen über sein Leben und seine Schriften, eine *Histoire de la vie et des temps de Saint Cyprien*, eine Ausgabe der Werke des heiligen *Hieronymus*, des *Salvianus*, *Sidonius Apollinaris* u. s. w. Diese umfangreichen Studien mussten ihn in den Stand setzen, bei der Bearbeitung von Rutilius' Gedicht manches Interessante in Bezug auf seine Zeitgenossen und die damalige politische und literarische Lage beizubringen. Er hat dies zum Theil gethan. In der Vorrede z. B., wo er von denen spricht, die überhaupt Itinerarien geschrieben haben, erwähnt er auch eines Gedichts von Theodulf, Bischof von Orléans, zur Zeit Carl's des Grossen, das in der Sammlung der Dichter von Itinerarien bei Wernsdorf fehlt und theilt interessante Proben daraus mit. Auch sonst in den Noten citirt er hin und wieder Stellen aus den mit Rutilius gleichzeitigen christlichen Autoren, die ein neues Licht auf Einzelnes werfen, besonders in historischer Beziehung. Rutilius spricht z. B. 1, 515 von der Insel Gorgon, einem nackten und öden Felsen, der schon zu seiner Zeit der Aufenthaltsort vieler Mönche und Einsiedler war. Hr. Collombet bringt darüber nähere Data bei, wie diese Insel, zuerst bevölkert wurde von Christen, die im Anfange des vierten Jahrhunderts bei Verfolgungen sich dorthin flüchteten, sich später mehrten, und im Mittelalter grosse Reichthümer erwarben, die erst zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an andere Klöster in Pisa übergingen. Die Hauptverehrung auf der Insel war, wie er erzählt, die der heiligen Julia, deren Märtyrertod er ausführlich beschreibt. Wir hätten mehr dergleichen historische Notizen gewünscht; auch sprachliche Bemerkungen aus den christlichen Schriftstellern hätten beigebracht werden können. Denn, obwohl Rutilius sich durch eifriges Studium der Alten und Nachahmung, besonders Virgil's, von dem verdorbenen Stil seines Zeitalters frei erhalten hat, und nur in einzelnen Redensarten daran erinnert, dass er zu keiner guten Zeit mehr schreibt, so wird sich doch in der ganzen Farbe der Sprache und seiner Anschauungsweise Manches finden lassen, das er bei aller Vorsicht nicht vermeiden konnte.

Die Vorrede zur vorliegenden Ausgabe, aus der wir schon einige Bruchstücke angeführt haben, zerfällt in drei Theile. Der erste enthält eine grösstentheils nach Wernsdorf gearbeitete Aufzählung der Dichter von Itinerarien; der zweite, ästhetischer Natur, soll Rutilius als Dichter empfehlen und auf einige allgemeine Puncte aufmerksam machen; der dritte endlich enthält Notizen von Rutilius' Lebensumständen und die Textesgeschichte seines Gedichtes. Es folgt der Text selber mit gegenüberstehender Uebersetzung in Prosa (S. 1—71) und darunter kritische Noten; die Anmerkungen bilden als commentarius perpetuus den Schluss.

Der Text ist, wie der Titel besagt, ganz so genommen, wie er in des Referenten Ausgabe nach der einzigen vorhandenen Wiener Handschrift festgestellt ist; eben daher sind die kritischen Noten unter dem Texte. Nur an einer Stelle (1, 83) glaubte Hr. C. abweichen und eine eigene Meinung aufstellen zu müssen. Wir lassen uns indessen darüber hier in keine weiteren Erörterungen ein, da wir namentlich durch Anführung einer Stelle Claudian's, die Rutilius vor Augen hatte, die Richtigkeit unserer Ansicht vollständig dargethan zu haben glauben. Die Uebersetzung ist, so weit ein Ausländer sie beurtheilen kann, mit Geschick und Geschmack gemacht. Treu kann man sie nennen nur bis zu einem gewissen Grade; denn keinesweges scheut sich Hr. C. Wendungen zu vertauschen und das, was ihm für die Französische Sprache unmöglich scheint, umzuändern. Das vornehmste Gebot des Französischen Uebersetzers ist, dem Genius seiner Sprache treu zu bleiben und nicht undeutlich zu sein. So haben wir also nichts dagegen, wenn Hr. C. z. B. des Rutilius *solaque fatales non vereare colos* (1, 134) wiedergiebt mit *sois la seule à ne point redouter le fatal ciseau*, oder 1, 137 *quae restant, nullis obnoxia tempora metis* mit *les siècles qui te restent à vivre ne connaîtront aucune borne*, und Aehnliches, wo ein Bild oder ein Ausdruck durch einen ähnlichen und verwandten übersetzt wird. Der Sprachgebrauch und die Absicht, die Uebertragung so

Digitized by Google

einrichten, dafs sie auch ohne Commentar verständlich sei, üben dabei ihren Einflufs aus. Doch ist uns Einiges aufgefallen, das wir selbst bei diesen Grundsätzen als nicht genügend begründete Abweichungen vom Texte nicht zulassen möchten, z. B. wenn Rutilius 1, 115 *erige crinales lauros* sagt, ist dies nicht zu übertragen *lève ton front triomphant*, und wenn es gleich darauf heifst *Aurea turrigero radient diademata cono*, so ist dafür nicht zu sagen: *Agite fièrement les tours, qui forment le cône de ta couronne.* Wir glauben, dafs in beiden Fällen ein mit der Französischen Sprache nicht in Widerspruch stehendes Bild verwischt ist, das an der eben angeführten Stelle noch dazu nicht ohne Wichtigkeit ist. Rutilius denkt sich die Göttin Roma hier als ein Frauenzimmer, das durch das Unglück, welches sie betroffen (der Dichter meint die Einnahme Rom's durch Alarich) auch in ihrem Aeufsern verunstaltet ist. So sagt er zu ihr: „Richte den Lorbeer in Deinen Haaren, der von dem Schlage, den Du empfangen, niedergedrückt ist, wieder auf, und putze Dein goldenes Diadem, dafs es glänzt". Dafs dies des Dichters Gedanken gewesen, kann Niemand aus der umschreibenden Uebersetzung merken. Allein jedenfalls trotz dieser einzelnen Mängel ist diese Uebersetzung nicht blofs die beste Französische von Rutilius (denn das würde, da es nur noch eine Französische von Lefranc de Pompignan, Paris 1799 giebt, nicht viel sagen), sondern sie gehört überhaupt zu den gelungensten, welche die Franzosen von den alten Autoren haben.

Vom Commentare, der in reicherer Fülle, als ihn irgend ein anderer einzelner Interpret hat, dem Texte beigegeben wird, haben wir eine Eigenthümlichkeit schon angegeben. Die sprachliche und Sinnerklärung ist beinahe ganz aus den frühenen Ausgaben entlehnt, besonders der des Referenten, jedoch so, dafs Hr C. sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen die Bemühungen seiner Vorgänger anerkennt. Hr. C. schätzt überhaupt die Deutsche Philologie und citirt die Werke Deutscher Gelehrten; dafs er sie aber nicht aus eigener Ansicht kennt, beweist er dadurch, dafs er z. B. zu 1, 107 *Bunsenius Descript. Rom. tom. I*, und anderswo *Bekker. in Gallo* in seinem Französischen Commentar citirt, weil sie in dem Lateinisch geschriebenen Commentar des Ref. so citirt waren.

Der Werth des Commentars besteht also hauptsächlich in sachlichen Bemerkungen, besonders in Bezug auf Geschichte und Geographie. Bei einem Deutschen Herausgeber freilich würden wir solche Anmerkungen in der Ausdehnung, wie Hr. C. sie häufig hat, nicht billigen. Denn es kommt offenbar nicht darauf an, sobald eine Stadt oder eine Insel erwähnt wird, Alles, was man von derselben weifs, vollständig und ausführlich zusammenzustellen; sondern der Ausleger soll nur, was man aus der betreffenden Stelle Neues erfährt, anführen, und wenn nichts Neues vorkommt, nur geben, was zum Verständnifs der einzelnen Stelle gehört. Hr. C. schreibt bei solchen Gelegenheiten ganze Stellen aus encyclopädistischen und anderen Werken aus, z. B. zu 1, 328 einen Artikel aus le Clerc's Bibliothèque universelle über den Genius. Alle mythologischen Anspielungen, selbst wenn sie sich auf bekannte Fabeln beziehen, werden weitläuftig erklärt. Man sehe z. B. die Noten zu 1, 438; 439, 450, 515 u. s. w. Alles dies indessen thut Hr. C. nicht ohne Geschmack, und es ist also wohl für die Wünsche seiner Landsleute, die dergleichen verlangen mögen, berechnet. Eine andre ästhetisirende Betrachtung des Rutilius ist ebenfalls mehr dem Geschmack der Französischen als der Deutschen Leser angehörig. Hr. Collombet citirt nämlich bei Sentenzen, Bildern und Beschreibungen ähnliche Blüthen aus Französischen, Italiänischen, auch Englischen Dichtern; z. B. zu 1, 431 eine Schilderung der Insel Corsica von einem Italiänischen Cinquecentisten, zu 1, 553 eine Sentenz aus Shakespeare, zu 1, 556 eine witzige Polemik Voltaire's u. s. f. Doch vermögen wir nicht einzusehen, was der ziemlich pedantische Witz eines neusten, aber trotz seiner Neuheit, wie es scheint, schon wieder vergessenen Komikers Mr. Bernay zur Illustration der Mythe von der Danaë 1, 369 beitragen soll.

Dr. A. W. Zumpt.

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

XI.

Der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältniſs zur Schule. Von Dr. Martin Ohm. Erste Abhandlung. Auch als Anhang zu seinen verschiedenen Lehrbüchern. Berlin, 1842.

Der Titel „*Geist* der Analysis," wenn dieses Wort auch nur in uneigentlicher, gleichsam poetischer Bedeutung gefaſst ist, erregt jedenfalls ein höheres Interesse als der simpele Titel der Wissenschaft selbst. Wenn der Analysis Geist zugeschrieben wird, so setzt dies nothwendig voraus, daſs sie auch noch eine andere Stufe, nämlich die der gleichsam natürlichen Existenz haben müsse, und es stellt sich dann der Geist dar als das Höchste wo die Natur hinarbeitet, und welches sie nur erreicht, indem sie, über sich selbst hinausgehend, nur zu einem untergeordneten Momente wird. Ebenso fühlt man sich versucht unter dem Geiste der mathematischen Analysis das Höchste zu verstehen, wozu es die Analysis gebracht hat, in welchem sie gleichsam ihre Vollendung feiert. Dies ist aber in der gegenwärtigen Schrift nicht unter diesem Ausdrucke verstanden, und wird auch sonst im Mathematischen schwerlich damit gemeint, denn das Wort Geist ist hier offenbar nur eine Uebersetzung des französischen esprit, welches von französischen Mathematikern oft und gern gebraucht wird, und welches gewöhnlich nicht einen so tiefen Sinn hat. L'esprit d'une méthode bezeichnet gewöhnlich den leitenden Gedanken, welcher irgend einer mathematischen Rechnung oder Construction zum Grunde liegt, im Gegensatze zu den mehr äuſserlichen Apparaten von Formeln oder räumlichen Gebilden, welche bei der Ausführung mit auftreten. In einem ähnlichen Sinne will auch offenbar der Verf. der vorliegenden Schrift das Wort Geist verstanden haben, da er selbst in der Vorrede sagt: „der Verf. theilt hier so kurz, als es ihm nur immer möglich gewesen ist, das *Wesen* der Ansichten mit, welche derselbe in seinen Schriften seit 1816, besonders aber seit 1822, gelehrt hat, und lehrt, Ansichten welche das Glück gehabt haben u. s. w." und gleich darauf „weil ein Lehrbuch noch so manches andere zu berücksichtigen hat, welches das Auffassen des *Wesens* der Sache erschwert". Hierin ist also das Wort „Geist" erklärt als das *Wesen* oder das Wesentliche.

Um dieses Wesentliche in der Richtung Ohm's oder in seiner Art, die Analysis aufzufassen, ordentlich verstehen und würdigen zu können, müssen wir etwas historisch zu Werke gehen; denn Ohm repräsentirt eine besondere Richtung in der Entwickelung der mathematischen Analysis, und zwar so ganz selbstständig, daſs wohl kaum ein anderer Mathematiker von einiger Bedeutung dieselbe Richtung verfolgt. Wir fangen also von der Art und Weise an, wie noch die Mathematiker des vorigen Jahrhunderts fast ohne Ausnahme ihre analytischen Methoden anwendeten. Dieselben unterschieden nämlich die beiden wesentlichen Seiten einer analytischen Formel oder Gleichung, die bloſse Form und den quantitativen Inhalt, nicht immer mit gehöriger Genauigkeit, und geriethen dadurch nicht selten in den Fehler, alles das, was nur von wirklichen endlichen Gröſsen bewiesen war, auch auf solche Formen anzuwenden, welche nicht mehr endliche Gröſsen enthielten. Wirklich falsche Resultate vermieden sie dabei fast immer, und zwar mehr durch einen guten Instinct geleitet, als durch die Richtigkeit der Methoden; den Beweisen aber, welche sie für die verschiedenen Formeln gegeben hatten, muſste in der neueren Zeit die nothwendig bindende Kraft abgesprochen werden, und es ist auch dem Bedürfnisse, dieselben auf andere, vollkommen sichere Principien zurückzuführen, in den meisten Fällen schon genügt worden. Namentlich lagen jene Fehler in dem Gebrauche der

Digitized by Google

unendlichen Reihen, welche ohne Rücksicht auf Convergenz oder Divergenz angewendet wurden; ferner in der Anwendung bestimmter Integrale, wenn dieselben auch keine endlichen Werthe hatten, und in der Anwendung der imaginären Formeln, welche man, ohne irgend wie Gewissensbisse zu empfinden, wie bestimmte endliche Gröfsen handhabte. Es war in der mathematischen Analysis damals ein ganz ähnlicher Zustand wie in der Philosophie vor Kant, wo die endlichen Denkbestimmungen ganz unbefangen auf das Unendliche angewandt wurden, und wo man durch einen und denselben formelrichtigen Schlufs das Unendliche eben so gut wie das Endliche bestimmen zu können glaubte. Das Ende dieses Zustandes der Philosophie wurde, wie Jeder weifs, durch Kant herbeigeführt; das Ende dieses Zustandes in der Analysis aber kann nicht gerade einem bestimmten Mathematiker zugeschrieben werden, es wurde hier nur nach und nach Bedürfnifs, eine gröfsere Strenge und Genauigkeit in den Methoden zu haben. Der erste aber, welcher von den genannten Fehlern seiner Zeit sich vollkommen rein erhalten hat, ist Gaufs, dessen Namen Keiner, der mit philosophischen Studien auch mathematische verbindet, dem des Königsberger Philosophen nachstellen wird. Ein besonderes Factum trug auch nicht wenig dazu bei, die Mängel der bestehenden Methoden aufzudecken, und dasselbe scheint namentlich auch auf die ganze mathematische Bildung des Verfs. der vorliegenden Schrift einen sehr bedeutenden Einflufs ausgeübt zu haben, nämlich dafs Poisson im Jahre 1811 durch ein Zahlenbeispiel klar nachwies, dafs die bisher für ganz richtig und allgemein gültig gehaltenen Entwickelungen der Potenzen des Sinus und Cosinus, nach Sinus und Cosinus des vielfachen Bogens, in einem besonderen Falle ganz falsch wären. Es ist merkwürdig, wie damals, bei dem Bestreben diesen Widerspruch zu lösen, viele sonst geschickte und geachtete Mathematiker sich in immer tiefere Widersprüche stürzten und neue Fehler dazu begingen; Ohm aber hat das Verdienst, dafs er zu denen gehört, welche in dieser Sache klar waren, und die vorhandenen Fehler richtig erkannten und verbesserten. Damals, glaube ich, wo es sich zeigte, dafs auch in den Elementen der Analysis noch so manches Unbegründete und Ungenaue sich vorfände, hat Ohm seine Richtung auf das Elementare bekommen, und hat seitdem in seinen Handbüchern diesen Mangel zu verbessern gesucht. Dafs jene Fehler bei der Entwickelung der Potenzen des Sinus und Cosinus wirklich einen entscheidenden Einflufs auf Ohm's mathematische Bildung gehabt haben, scheint mir auch daraus klar hervorzugehen, dafs er auch in der gegenwärtigen Schrift nicht umhin kann, alle bei jener Gelegenheit begangenen Irrthümer noch einmal durchzugehen, und dafs er überhaupt die wenigen anerkannten Fehler der gröfsten Mathematiker mit grofser Vorliebe erwähnt. Da nun also in der Analysis eine gewisse Disharmonie von Form und Inhalt aufgetreten war, ohngefähr so wie in der Philosophie eine Trennung zwischen Denken und Sein, und da man diejenigen Formen, welchen gar kein quantitativer Inhalt entspricht, von denen, welche einen endlichen Inhalt haben, genau zu unterscheiden angefangen hatte, so wandten sich die sämmtlichen Mathematiker auf die Seite des Inhalts, und zwar in der Art, dafs sie Formen ohne Inhalt ganz aus ihren Untersuchungen verbannten. Nur Ohm allein rettete damals die inhaltlosen Formen und brachte sie in seinem Systeme in Sicherheit. Dort liegen sie nun, für sich frei von jeglichem quantitativen Inhalte, der ihnen unwesentlich ist, und nur manchmal lassen sie sich so weit herab, einen numerischen Inhalt anzunehmen. Wenn wir die oben angedeutete Analogie in der Entwickelung der Philosophie und Mathematik etwas weiter verfolgen, so fällt in die Augen, dafs Ohm in seinem Systeme eine ähnliche Rolle spielt, wie vormals Fichte in seiner Wissenschaftslehre, nur mufs man diese Vergleichungen nicht zu weit ausdehnen, weil der philosophische Gegensatz von Denken und Sein ein wesentlich anderer ist, als der Gegensatz von Form und Inhalt in der Analysis. Um den Schein einer Uebertreibung in den Augen derjenigen, welche mit Ohm's Systeme unbekannt sind, von uns zu entfernen, müssen wir hier sogleich den Hauptpunct des Ohmschen Systems geben, welcher darin liegt, dafs Ohm die Mathematik ferner durchaus nicht als Lehre von den *Gröfsen* bestimmt haben will; die Gröfsen seien wohl als Zweck der Mathematik anzusehen, ohngefähr ebenso wie der Friede als Zweck des Krieges, aber darum könne man die Mathematik eben so wenig als Lehre von den Gröfsen, wie den Krieg als Lehre vom Frieden ansehen. Dies ist Ohm's eigener Vergleich. An die Stelle der Gröfsen werden

Digitized by Google

nun gewisse Verstandes-Operationen, oder auch Träger dieser Operationen, oder Ausdrücke gesetzt. Um aber nicht durch eigene, vielleicht nicht vollkommen genaue Darstellung dieses wichtigen Punctes, Veranlassung zu falschen Ansichten von dem Systeme zu geben, setzen wir die eigene Erklärung des Verfs. her, welche in der vorliegenden Schrift, zum Zeichen dafs sie den Nerv der Sache enthält, mit gesperrten Lettern gedruckt ist: „Nach dieser Ansicht sind also die sogenannten reellen Zahlen eben so wenig *Gröfsen* als die imaginären; — die reellen wie die imaginären Zahlen stehen hier in einer und derselben Kategorie. Sie sind beide nichts anders, als selbstständige Formen, d. h. angezeigte Operationen, d. h. gedachte, also wirkliche Verbindungen der Zahlen mittelst der erwähnten Verstandes-Thätigkeiten, d. h. Ausdrücke, welche diese Verstandes-Thätigkeiten verbildlichen, während letztere nach bestimmten, in *Gleichungen* ausgesprochenen Gesetzen sich richten, so dafs diese Gesetze angewandt werden können, d. h. dafs mit diesen Ausdrücken gerechnet werden kann". Wem aus dieser Erklärung des Verfs., in welcher durch viermalige eingeschobene „das heifst" wieder die einzelnen Worte erklärt werden, die Tendenz des Ohmschen Systemes noch nicht recht klar geworden sein sollte, den müssen wir auf die Ausführung der ausgesprochenen Principien in den einzelnen elementaren Rechnungsarten, namentlich der Addition, Subtraction, Multiplication und Division verweisen, zu welchen wir sogleich übergehen.

Bei den elementaren Rechnungsarten geht Ohm so zu Werke, dafs er anfänglich nach den gewöhnlichen Definitionen, welche nur für ganze Zahlen gelten, die Fundamental-Rechnungsregeln in mathematischen Zeichen aufstellt, und alsdann bestimmt, dafs diese gelten sollen, auch wenn die Buchstaben a, b, c, welche in denselben vorkommen, nicht mehr ganze Zahlen, ja nicht einmal mehr Gröfsen sein sollen. Die allgemeine Definition der Addition und Subtraction giebt Ohm in folgenden Worten an: „Zu dem Ende versteht man unter Summe $a + b$ oder $a + b + c$ (ohne sich mehr um die Bedeutung der einzelnen Buchstaben zu bekümmern) die blofse Form, begabt mit der Eigenschaft, dafs in ihr die Summanden in beliebiger Ordnung gedacht werden können, und unter Differenz $a - b$ versteht man nur auch die blofse Form begabt mit der Eigenschaft, dafs man überall $(a - b) + b$ mit a selbst vertauschen kann". Das Unzulängliche der Bestimmung des Begriffes Summe springt in die Augen; denn nach dieser Definition müfste jeder Ausdruck, der a und b so enthält, dafs man sie mit einander vertauschen kann, also jede symmetrische Function von a und b eine Summe dieser beiden Summanden sein, z. B. müfste auch das Product $a . b$ zugleich die Summe von a und b sein, wenn gleich nur eine speciellere Art der Summe, da das Product $a . b$ aufser der Eigenschaft, dafs sich a und b in demselben vertauschen lassen, noch eine zweite bestimmende Eigenschaft hat. Es ist nicht zu glauben, dafs diese einfache logische Wahrheit dem Gründer des neuen Systemes entgangen sein sollte, und man mufs daher annehmen, dafs nach Ohm das, was eine Summe zur Summe macht und von anderen Formen unterscheidet, nur das zwischen den Summanden stehende Kreuz ist, und dafs ein logischer Begriff unter dem Worte Summe gar nicht zu suchen ist. Auf einen wissenschaftlichen Werth können aber diese Rechnungsarten dann wohl keinen Anspruch machen, und gerade insoweit sie allgemein sind mufs man sie als vollkommen nichtig und werthlos ansehen. Untersucht man, in wie weit die aus ihnen zusammengesetzten Formeln quantitative Anwendungen zulassen, so ist klar, dafs man sich auf absolute ganze Zahlen beschränken mufs, und dafs niemals in einer Differenz der Minuendus kleiner sein darf als der Subtrahendus, denn nur von solchen Zahlen sind die Rechnungsarten abstrahirt worden; man ist also in dieser Beziehung, trotz der ungeheuern Allgemeinheit der Formeln, nicht um einen Schritt über die absoluten ganzen Zahlen hinausgekommen. Auf ähnliche Weise wird nun die Multiplication und die Division behandelt, deren erstere allein wieder einer selbstständigen Definition bedarf, da die letztere als inverse Rechnungsart daraus folgt. Das Product $a . b$ wird erklärt als dieses Zeichen, begabt mit der Eigenschaft, dafs $a . b = b . a$ und $(a + b) . c = a . c + b . c$. Diese beiden Gleichungen charakterisiren in der That das Product in formaler Beziehung vollständig genau, und ein Fehler wie der an der Definition der Summe gerügte findet hier nicht statt; was aber die Leerheit dieser Formen betrifft, welche nicht Beziehungen von Gröfsen zu einander ausdrücken sollen, so steht die Multiplication

Digitized by Google

und Division in dieser Behandlungsweise mit der Addition und Subtraction ganz auf einer Stufe. Die Formeln sind von ganzen Zahlen abstrahirt, und gelten für diese unbedingt; alsdann beweist Ohm, dafs sie auch für beliebige Differenzen ganzer Zahlen gelten, wobei nur zu bemerken ist, dafs der Differenz, in welcher der Subtrahendus gröfser ist als der Minuendus, erst ein vernünftiger Sinn gegeben werden mufs, den eine solche Differenz an sich nicht hat, ehe man dieselbe in der Rechnung vorbringen kann. Nur da, wo es sich bei Ohm lediglich um die Form handelt und wo Gröfsen nicht vorkommen sollen, fällt dieser Unterschied von selbst weg, weil dann von Gröfser- und Kleinersein gar nicht die Rede sein kann. Es würde zu weitläuftig und zu wenig interessant sein die gerügten Fehler in allen Einzelnheiten der vorliegenden Schrift durchzugehen, darum wollen wir hier nur noch einige Hauptpuncte besprechen, welche die Ohmsche Auffassungsweise der Analysis betreffen.

Das Gleichheitszeichen hat hier eine ganz andere Bedeutung annehmen müssen, da von einer quantitativen Gleichheit nicht die Rede ist; gleich sind demnach bei Ohm zwei Ausdrücke, welche man für einander setzen kann, ohne dafs den Gesetzen der Rechnungsoperation widersprochen wird. Für jeden Mathematiker nun, welcher die Mathematik noch als Lehre von den Gröfsen ansieht, entsteht hier die überaus wichtige Frage, ob diese Gleichheit, wie Ohm sie nimmt, auch überall die quantitative Gleichheit nach sich zieht, oder ob nicht, denn in wie weit dies nicht der Fall wäre, würden die analytischen Gleichungen für solch einen gewöhnlichen Mathematiker wenig oder gar kein Interesse haben. Diese Frage vernachläfsigt Ohm auch in der That nicht, sie macht sogar gewissermafsen einen Hauptbestandtheil des ganzen Systemes aus, indem sie durch alle besonderen Rechnungsarten hindurchgeführt ist, und darum hat das Ohmsche System auch für diejenigen, welche die Grundansicht nicht billigen können, seinen Werth so gut wie manches andere. Der theoretische Irrthum, denn als solchen müssen wir die Grundansicht des Verfs. bezeichnen, hat glücklicher Weise auf die praktische Seite keinen Einflufs ausgeübt, und wenn wir das Ohmsche System von diesem überflüssigen und störenden theoretischen Aufputz entkleiden, so finden wir einen richtigen und guten Gang darin, welcher von dem der besseren Handbücher nicht sehr abweicht, und an dem man nur genaue Definitionen der einzelnen Rechnungsarten vermifst, statt deren Ohm die oben angegebenen Definitionen nimmt, welche in der That so gut wie gar keine sind. Der Zweck aber, die Grundwahrheiten der Analysis mit wissenschaftlicher Strenge und Consequenz systematisch zu entwickeln, ist offenbar verfehlt.

Wenn man nachforscht, was eigentlich Ohm bewogen haben mag, die Mathematik nicht mehr als Lehre von den Gröfsen aufzufassen, als welche sie seit Jahrtausenden unbestritten gegolten hat, so sind dies unstreitig die divergirenden unendlichen Reihen und die imaginären Formeln gewesen, denn dieses sind Formen, zu denen die Analysis in ihrer Entwickelung nothwendig gelangt, und welche in der That keine Gröfsen mehr sind. Wenn aber eine Function in eine unendliche Reihe entwickelt wird, welche divergirt, so zeigt dies nur, dafs in diesem Falle die für die Reihenentwickelung gefundene Form unstatthaft ist, und wenn das Resultat einer analytischen Aufgabe eine imaginäre Formel giebt, so mufs man daraus schliefsen, dafs die Aufgabe selbst einen Widerspruch in sich enthält. Die imaginären Formeln haben aber aufserdem einen ganz anderen Zweck, insofern sie als Mittel für analytische Rechnungen benutzt werden. Eine solche Gleichung zwischen imaginären Formeln stellt bekanntlich immer zwei Gleichungen dar, und ist nur als ein abgekürzter symbolischer Ausdruck für die beiden in ihr enthaltenen Gleichungen realer Gröfsen anzusehen; insofern ist auch die Rechnung mit imaginären Formeln ebenfalls nur Rechnung mit wirklichen Gröfsen. Dergleichen symbolischer Ausdrücke, welche weitläuftige Rechnungen oft höchst vortheilhaft abkürzen, giebt es auch in der Analysis noch mehrere, z. B. die Gleichung $\Delta^n u = \left(e^{\frac{d}{dx}h} - 1\right)^n u$; m. s. Lacroix traité élémentaire de calcul intégral §. 391. Man kann aber nicht behaupten, dafs diese Gleichung etwas anderes ausdrücke, als das quantitative Gleichsein der durch symbolische Zeichen dargestellten Ausdrücke. Die Mathematiker, welche nur überall mit Gröfsen rechnen, werden darum ohne Inconsequenz auch mit imaginären und anderen passenden symbolischen Ausdrücken rechnen können, da diese ihnen nur Beziehungen realer Gröfsen ausdrücken, und man hat durchaus nicht nöthig, diesen imaginären Formeln zu Liebe die Definition der Mathematik abzuändern.

Schliefslich bemerken wir noch, dafs die vorliegende Abhandlung, als erste Abhandlung, nur den elementaren Theil der Analysis befafst, nämlich aufser den elementaren Rechnungsarten die Theorie der Logarithmen, Exponentialgröfsen und Kreisfunctionen, welche nicht in ihrer geometrischen, sondern nur in der fein analytischen Bedeutung aufgefafst sind, dafs aber der Verf. dieser ersten bald eine zweite Abhandlung folgen lassen wird, welche die allgemeinen Untersuchungen über inhaltslose Formen fortsetzen, dabei aber sich mehr mit den Uebergängen der allgemeinen Formen in speciellere numerische beschäftigen wird. Die bestimmten Integrale sollen einen Haupttheil dieser bald zu erwartenden zweiten Abhandlung bilden.

Kummer.

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

XII.

Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder, von Dr. Friedrich Ludwig Lindner, Königl. Bayerschem Legationsrath. Mit vier Charten. Stuttgart, 1841. *bei E. Schweizerbart. X u.* 239 S.

Da Herodot in sein Geschichtswerk ein reichliches geographisches Material verwebt, so ist dieses häufig schon ganz oder theilweise auch zum Gegenstande abgesonderter Forschung erhoben worden. Schwerlich enthält irgend ein Abschnitt mehr Dunkelheiten, als die Schilderung Skythiens oder des heutigen Süd-Rufslands, sei es, das allgemeine Bild zu errathen, welches Herodot davon vorschwebte, sei es, die topographischen Nachrichten auf gegenwärtige Oertlichkeiten zurückzuführen. Jeder Ausleger — und deren Zahl ist bedeutend — hat sein eignes Resultat gefunden; vor Allem aber sind sie sämmtlich an einer Stelle angestofsen, wo Herodot, von Westen nach Osten gehend, zwischen Dnieper und Don noch drei bedeutende Ströme nennt (Pantikapes, Hypakyris und Gerrhos), während dort nur geringfügige Wasser fliefsen. Schon vor anderthalb Jahren etwa wurde in einigen Blättern darauf aufmerksam gemacht, dafs es Legationsrath Lindner gelungen sei, diese Schwierigkeiten auf's Glücklichste zu lösen, und dafs ein eignes Werk die bezüglichen Aufschlüsse darüber enthalten werde. Dieses ist denn nun zu Ende des vorigen Jahres unter dem oben angegebenen Titel erschienen, und selbst Lewald's Europa hat sich zur gröfsern Bekanntmachung desselben veranlafst gefühlt, indem sie Auszüge daraus brachte. Es könnte unnütz erscheinen, ein Werk ausführlicher Beurtheilung zu unterwerfen, welches offenbar nicht zu den *guten* gehört, aber die ganze Fassung desselben ist so eigenthümlich, die Sprache gleitet oft so wasserspinnenartig über bedeutende Schwierigkeiten, um irgend etwas Neues scheinbar zu begründen, dafs selbst Kenner des Herodot bei oberflächlicher Ansicht wohl irre geführt werden dürften.

Der Rec. dieses Werks hat einen harten Stand; Hr. L. tritt mit einem hohen Grade von Selbstbewufstsein auf, und verweist den Beurtheiler ohne Weiteres in seine Schranken. Er wünscht: „gründlich und ohne Vorurtheil geprüft zu werden", dagegen läfst sich nichts einwenden. „Verletzte Eitelkeit hat in dieser Angelegenheit keine Stimme; nur gründliche Forschung, verbunden mit unbefangener Wahrheitsliebe, darf auf *Gehör* (!) Anspruch machen"; auch dies ist in der Ordnung, obwohl es den Anschein hat, wir näherten uns einem literarischen Throne! „Es sollen nicht die alten Gründe früherer Auslegung, die Hr. L. als unhaltbar nachgewiesen, wieder gegen ihn vorgebracht werden". Das ist schon empfindlich, denn die Nachweisungen könnten ja mitunter wohl mangelhaft sein! Hr. L. glaubt, „es sei an einem *Beispiele* zu zeigen, dafs den Ansprüchen der Gelehrsamkeit *gegenüber* der gesunde Menschenverstand sein vollgültiges Recht behaupten und dabei der Gelehrsamkeit zu Hülfe kommen könne". Diese Pille ist nicht übel, denn man mufs folgerecht daraus abnehmen, dafs 1841 zum ersten Male der Gelehrsamkeit von Seiten des gesunden Menschenverstandes die gebührende Unterstützung zu Theil wird. Hr. L. ist aber schliefslich auch überzeugt, „dafs man seine Erklärung des Herodot als unwiderlegbar anerkennen wird"; was bleibt da dem armen Rec. noch übrig?

Wenn Alles, was Hr. L. in seinem Buche aufstellt, wirklich unumstöfslich, ja sogar unantastbar wäre, mithin die gelehrte Welt dem Hrn. Vf. in Wahrheit grofsen Dank schuldete, so wäre derselbe doch schon reichlich anticipirt durch die selbstseelige Wohlgefälligkeit, mit welcher Hr. L. von der Wichtigkeit

Digitized by Google

seiner Entdeckungen spricht. Jeden Augenblick werden wir mit Zaunpfählen bedeutet, welche Widersinnigkeiten die früheren Ausleger behauptet hätten, was das für berühmte Männer gewesen seien, Heeren, Niebuhr, Ritter u. s. w., und wie sich Alles so leicht durch etliche unbedeutende Textveränderungen ordnen lasse, denen nur die Pedanterie der Buchstaben-Philologen entgegen sein könne! Und mit welcher diplomatischen Gewandheit werden jene Namen gerade da am reichlichsten mit ehrenden Beiwörtern geschmückt, wo ihre Ansichten als verkehrt verworfen werden; natürlich, um so mehr wird ja Derjenige getragen, der sie Alle eines Besseren belehrt! Nur wenige Verfasser werden daran zweifeln, in ihren Schriften Neues und der Rede Werthes erzielt zu haben, aber wenn alle in solchem Tone, wie Hr. L. schrieben, es wäre unerträglich widerlich! Schwerlich hat Goethe ein verkehrteres Dictum in die Welt geschickt, als seinen Ausspruch: „nur die Lumpe sind bescheiden"!

Doch genug hievon! wir wollen jetzt zu den Untersuchungen des Hrn. Verfs. übergehn, und dieselben Schritt für Schritt prüfend begleiten. Rec. hat sich selbst jahrelang mit der Geographie des Herodot beschäftigt, auch einen Versuch unter diesem Titel veröffentlicht; Hr. L. hat keine Rücksicht darauf genommen, doch kann dies nicht verletzen, weil *sämmtlichen neueren* Schriften ein Gleiches widerfahren ist. Da Hr. L. übrigens auf die Philologen so äufserst übel zu sprechen ist, so bemerkt Rec. beiläufig, dafs er selbst keineswegs jener Klasse von Gelehrten, sondern den Geographen von Fach angehört.

„Herodot", sagt der Verf. pg. 2, „bezeichnet mit dem Namen *Skythen* ein bestimmtes eigenthümliches Volk, das durch Sprache, Sitten und äufseres Ansehn von seinen Nachbarn sich unterschied. Er ist die erste und fast einzige Quelle, aus welcher glaubwürdige Nachrichten von diesem Volke geschöpft werden können. Von keinem andern Alten ist ein so ausführliches Gemälde des Skythenlandes, als wir ihm verdanken, auf die Nachwelt gekommen. Er kannte die Skythen aus eigener Anschauung in vielfachem Verkehr mit ihnen, wozu ihm sein Aufenthalt in den ihnen nahen Pflanzstädten am Nordgestade des schwarzen Meeres Gelegenheit gab. Er unternahm selbst Reisen in das Innere des Skythenlandes. Herodot als Augenzeuge ist sonach zuverläfsiger als spätere Schriftsteller, in denen sich deutlich verräth, dafs ihre Beschreibung nur ein ungeordnetes Gemisch sei von Erinnerungen aus dem Herodot, und von neueren Nachrichten, die sie durch Sagen, vielleicht aus dritter, vierter Hand, erhalten hatten".

H. L. führt uns ohne Weiteres auf's Glatteis; wenn Herodot als *Augenzeuge* schrieb, werden wir natürlich mit ganz anderer Scheu an die Auslegung seiner Nachrichten gehn, als wenn wir annehmen, er habe Skythien nach Hörensagen geschildert. Woher hat denn aber der Verf. diese *Gewifsheit*, dafs Herodot sogar Reisen in's Innere des Landes unternahm? Ukert (Geogr. d. Gr. u. Röm. I, 1, p. 72) führt als Zeugnisse Herod. IV, 24 und 124 an. An der ersten Stelle sagt Herodot, bis zu den Kahlköpfen habe man hinlängliche Nachrichten; sowohl Skythen kämen zu ihnen, als auch Hellenen aus Borysthenes und andern Pontischen Handelsplätzen, von diesen könne man leicht Erkundigungen einziehn. Allerdings erwecken diese Worte den Gedanken, Herodot möge wohl selbst Olbia oder Borysthenes besucht haben, und Rec. will diesen Umstand auch zugeben; er findet aber keine Berechtigung, jener Stelle mehr zu entnehmen, als dafs Herodot eine Zeit lang in Olbia gewesen und Ausflüge in die nähere Umgegend gemacht habe, so z. B. nach dem Exampaios, wie aus IV, 81. hervorgeht. Die zweite Stelle besagt aber nur, Darius habe am Oaros, der in die Maietis mündet, Festungen angelegt, und Ueberreste derselben seien noch zu Herodots Zeit erhalten gewesen (τῶν ἔτι ἐς ἐμὲ τὰ ἐρείπια σῶα ἦν). Hieraus zu schliefsen, dafs Herodot selbst jene Trümmer in Augenschein genommen, ist ohne Zweifel sehr gewagt; sicherlich würden seine Nachrichten über die Gröfse der Maietis, welche nicht viel kleiner als der Pontos sein soll (IV, 86), auch selbst über Taurien, welches mit dem Südende Attika's oder Japygien's verglichen wird (IV, 99), dann minder verkehrt lauten. Auch schlägt sich Hr. L. im Verlauf seiner Untersuchung selbst; er spricht pg. 73 u. ff. von der Ausdehnung, welche Herodot's Flufs- und Landtagereisen beizulegen sei; er sucht nachzuweisen, Herodot habe irrig seine hellenischen Maafse auch auf die bei weitem kleineren der skythischen Karavanenzüge angewendet. Nun! wenn Karavanen die herrschende Art des Reisens gewesen sein sollen, und Herodot in Skythien umherreiste, konnte er's vermuthlich doch nur so aus-

Digitized by Google

führen, dafs er sich Karavanen anschlofs, und dann mufste er deren Stationen ja wohl bald kennen lernen! Es ist gewifs höchst wahrscheinlich, dafs Herodot's Nachrichten über alle entlegneren Theile Skythiens nur in Olbia von ihm eingesammelt wurden; auch spricht sich der Verf. später selbst dahin aus (p. 53 „denkt man sich nun, dafs Skythen dem Herodot die Lage der Flüsse angaben, und dabei im Einzelnen nicht eben sehr genau sein mochten" u. s. w.).

Hr. L. giebt nun im ersten Abschnitte (pg. 7—10) eine Uebersicht der Herodoteïschen Beschreibung von Skythien, in welche die später zu erweisenden Verbesserungen bereits als gültig aufgenommen sind. Rec. übergeht diese Seiten, da die einzelnen Puncte noch weiter unten erwägt werden müssen, eben so auch den zweiten Abschnitt (pg. 11—40), in welchem sechszehn gröfstentheils *sehr* berühmte Männer mit ihren Auslegungen Herodots die Revue passiren, aber fast sämmtlich übel abkommen (Cellarius, Bayer, Olaus Rudbeq, Deguignes, d'Anville, Larcher, Gatterer, Mannert, Heeren, Ukert, Niebuhr, Dahlmann, Ritter, Köppen, Reichard, Rennel). Einigen begegnet Hr. L. hier sowohl als auch weiter unten auf eine wahrhaft impertinente Weise, z. B. Niebuhr'n, dessen Exegese des Herodot sich als eine „aller Kritik bare Zusammenstellung unverstandner Sätze des Alten" verrathen soll (pg. 231). Der Verf. schliefst den Abschnitt mit einem Resultat aller früheren Auslegungen, aus welchem nur folgende Stelle hier Platz finden mag (pg. 39):

„Man wird also die Untersuchung für längst abgeschlossen, und die Erneuerung derselben für eine Anmafsung erklären? Wir sind darauf gefafst, und wollen die Verehrer des Herkommens in ihrer Anbetung nicht stören. In unsern Tagen literarischer Ochlokratie würden wir uns sogar nicht wundern, wenn schnellfertige Redactoren oberflächlicher Zeitschriften die Gelegenheit wahrnähmen, ihre dienstbare Unwissenheit dadurch an einem unabhängigen Schriftsteller zu rächen, dafs sie ein wegwerfendes Urtheil über dessen Arbeit in die Welt schicken. — Nicht gegen diese Tagthierchen der Literatur, vor ernsten Männern machen wir auf den Umstand aufmerksam, dafs die bisherigen Ausleger nur über jene Hypothese [nämlich die drei Flüsse Pantikapes, Hypakyris und Gerrhos im *Osten* des Borysthenes suchen zu müssen] einig waren, während in der Anwendung derselben jeder eine andere Meinung vertheidigte. Sollte dies nicht auf die Vermuthung leiten, dafs die verschiedenen Meinungen in einer gemeinschaftlichen *Quelle des Irrthums* ihren Ursprung hatten? Diese Quelle ist in der That nicht schwer zu entdecken, wenn man sich von dem Lande zwischen Donau und Don eine mehr als blofs oberflächliche Kenntnifs zu erwerben sucht, und dann, zur Orientirung im alten Skythenlande, den Herodot und ihn allein zum Führer wählt. Diese Methode ist die natürlichste, wurde aber vielleicht, als die einfachste, gering geachtet".

In der That eine wundersame Mischung von Märtyrerthum und Arroganz! Fast scheint es, Hr. L. befürchte als Ketzer von den Gelehrten verbrannt zu werden, weil er den Wahn hegt, eine Stelle Herodots genügend erklären zu können, die den berühmtesten Männern bisher dunkel geblieben! Nur Muth, mein Herr! Gelehrte haben ja keinen gesunden Menschenverstand, und einfältige Leute sind selten bösartig!

Bereits pg. 4 erklärt der Hr. Verf. mit Recht, die Hauptschwierigkeit im Herodoteischen Skythien ruhe im Auffinden jener drei schon mehr erwähnten Flüsse, sowie im Vertheilen der an denselben gesshaften Stämme; man habe jene stets *östlich* vom Borysthenes gesucht, wo in der Wirklichkeit entsprechende Flüsse fehlten, man müsse sie aber im *Westen* des Dnepr suchen.

„Zu diesem Behuf ist eine neue Interpretation einiger bisher falsch verstandener Stellen des Herodot aus ihm selbst hergeleitet. Sie soll die Wahrheit seiner Beschreibung beweisen, und wird keinen andern Irrthum zulassen, als dafs in den Abschriften oder Recensionen einmal das Ende eines Paragraphen an die unrechte Stelle gesetzt wurde, während sie als der Anfang des folgenden Paragraphen anzuerkennen ist; sodann eine falsche Abtheilung zweier verbundener Sätze gemacht, oder, nach unsern Schreibformen zu reden, ein Komma versetzt; ein andermal der Dativ des Duals in den Accusativ des Plurals verändert; ein drittes Mal zwei ähnliche Namen verwechselt; und endlich viertens *vielleicht* einmal Osten statt Westen geschrieben worden. Die dadurch unvermeidlichen kleinen Berichtigungen des Textes werden durch den Zusammenhang aller darauf bezüglichen Stellen gerechtfertigt (??); sie werden es durch die Unmöglichkeit, sie anders zu verstehen, wenn man dem Herodot nicht Unsinn aufbürden will. Sie werden demnach eher zu-

Digitized by Google

läſsig sein, als die Annahme, daſs Herodot falsch berichtet würde oder die Aussage der Skythen falsch verstanden haben müsse" (pg. 5).

Wenn wirklich zur Aufhellung alles Dunkelen in Herodots Skythien keine weiteren Veränderungen als die eben geforderten nöthig sind — natürlich angenommen, daſs alles Uebrige sich damit in Einklang bringen läſst — so wird der Hr. Verf. Wenige finden, die seine Erklärung nicht mit offnen Armen empfingen; wir wenden uns nun zur näheren Prüfung dieser Veränderungen, welche Hr. L. im dritten Abschnitte (p. 40—78), dem eigentlichen Kern des Buches, unter der Ueberschrift „Erklärung einiger miſsverstandenen Stellen im Herodot" behandelt. Wir folgen dabei dem Hrn. Verf., wo es nothwendig ist, Satz für Satz, und knüpfen sofort unsere Einwendungen daran.

„Der Pantikapes geht durch die Landschaft Hylaea; der Hypakyris begränzt sie zur Rechten (§§. 54. 55). Also ist zuerst Hylaea zu suchen. Herodot sagt: Διαβάντι τὸν Βορυσθένεα ἀπὸ θαλάσσης πρῶτον μὲν ἡ Ὑλαίη (§. 18). Nach herkömmlicher Abtheilung des Satzes wird übersetzt: „„Wenn man über den Borysthenes geht, so kommt zuerst vom Meere Hylaea"". Kann dies Herodots Meinung sein? Hätte er dann nicht ἀπὶ θαλάσσης statt ἀπὸ θαλάσσης schreiben müssen? Denkt man sich den Uebergang über den Borysthenes *gegen* das Meer zu, also von Norden nach Süden, so geräth man in die baum- und wasserlose Steppe am Dnieper, zwischen Kinburn und Perekop. Derselbe §. 18. sagt, daſs unmittelbar an Hylaea *ackerbauende* Skythen am Pantikapes wohnen. Ackerbauer in der Wüste! und ein Fluſs soll sich hier finden, welcher (nach §. 54.) von Norden kommt (wo gerade der Borysthenes vorliegt), durch Hylaea geht, und, wenn er aus dieser Landschaft hinaustritt, sich mit dem Borysthenes an dessen Mündung vereinigt? Man stelle sich *im Süden des Borysthenes*, wohin man wolle, in das vermeintliche Hylaea der Steppe, so wird man einsehn, daſs in dieser Gegend ein Fluſs unmöglich von Norden kommen und bei der Mündung des Borysthenes sich mit ihm vereinigen könne. Herodot hätte sich nicht nur geirrt, er hätte eine widersinnige Beschreibung gegeben. Nicht *Er* trägt die Schuld; die Ausleger haben geirrt; und zu diesem Irrthum, welcher der Anfang vieler andern Miſsverständnisse wurde, verleitete sie — eine Kleinigkeit — die falsche Abtheilung"!

Hr. L. verlangt nun, man solle ἀπὸ θαλάσσης auf διαβάντι beziehen, so daſs der Sinn ist: „wenn man vom Meere aus über den Borysthenes geht, kommt zuerst Hylaea", und schlieſst dann ohne Weiteres: „Hylaea liegt also im Süden und Westen des unteren Dnieper, nicht in der Steppe. Dadurch wird die ganze Scene verändert, man geräth nicht in die Wüste; man betritt ein fluſsreiches Gebiet zwischen dem Hypanis (Bug) und dem Borysthenes (Dnieper)". Zum Pantikapes wird Hrn. L. mithin der Ingulez (p. 44). „Ueberraschend, fährt der Verf. fort, wird es jetzt, vielleicht sogar für gelehrte Leser sein, wenn wir aus dem Herodot selbst einen Grund anführen, daſs er in Beschreibung jener Gegend Hylaea *ausdrücklich* auf den *Westen* des Borysthenes hingewiesen habe. Man ziehe IV, §§. 17. u. 18. im Original oder in einer Uebersetzung zu Rathe. Am Ende des §. 17. heiſst es: „„Diese (Kallipiden, Alazonen, ackerbauende Skythen) sind die Völker am Hypanis, westlich vom Borysthenes"". — Was sollen hier die Worte: westlich vom Borysthenes? Sie stehen durchaus müſsig und überflüſsig. Der Hypanis flieſst im Westen des Borysthenes; also versteht es sich von selbst, daſs auch seine Bewohner in dieser Gegend zu suchen sind. Dagegen werden die Worte bedeutend und nothwendig, wenn man sie als Anfang des §. 18. anerkennt und also liest: „§. 18. Im Westen des Borysthenes aber, wenn man vom Meere aus über diesen Strom geht, betritt man zuerst Hylaea u. s. w."

Wir machen Hrn. L. zunächst darauf aufmerksam, daſs Herodot dem bisher üblichen Texte nach Cap. 17. und 18. vom Emporion der Borystheneiten, d. h. von Olbia, als Mittelpunct ausgeht; daſs dieses sehr deutlich in seinen eignen Worten liegt: τοῦτο γὰρ (ἐμπόριον) τῶν παραθαλασσίων μεσαίτατόν ἐστι πάσης τῆς Σκυθίης, und daſs Niemand, der des *Geistes* der griechischen Sprache auch nur einigermaſsen mächtig ist, dies je verkannt hat oder verkennen *kann*. Nachdem Herodot sich von Olbia zuerst *westlich* gewendet und die Stämme am Hypanis genannt hat, fährt er fort: ταῦτα μὲν παρὰ τὸν Ὑπανιν ποταμόν ἐστι ἔθνεα πρὸς ἑσπέρης τοῦ Βορυσθένεος. Cap. 18. Ἀτὰρ διαβάντι τὸν Βορυσθένεα ἀπὸ θαλάσσης πρῶτον μὲν ἡ Ὑλαίη.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder, von Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

(Fortsetzung.)

Ἀτάρ ist bekanntlich eine Partikel des stärksten Gegensatzes, der Sinn mithin folgender: „dies sind also die Stämme am Hypanis, westlich vom Borysthenes; *überschreitet man dagegen* den Borysth. u. s. w." Dafs die Worte „westlich vom Borysthenes", welche den directen Gegensatz zu dem ἀτὰρ διαβάντι bilden, hier unnütz und überflüfsig stehn, wird Hr. L. gewifs nicht ferner behaupten wollen; ja es liegt sogar noch eine ganz andre Bedeutung in ihnen; hätte Herodot blofs geschrieben: „dies sind also die Völker am Hypanis; geht man aber über den Borysthenes u. s. w.", so wäre eine Lücke in Aufzählung der Stämme zwischen Hypanis und Borysthenes denkbar. Wie Herodots Worte *jetzt aber* lauten, ist ihr Sinn: „Dies sind also die Völker am Hypanis, und damit sind auch diese Stämme, die hier *westlich* vom Borysthenes wohnen, aufgezählt, abgethan". Möge sich der Verf., wenn er dem Geographen in dieser Angelegenheit mifstraut, an einen Philologen von Fach wenden.

Es wird jedem Unbefangenen einleuchten, dafs die vom Verf. verlangte Aenderung, welche er selbst als höchst leicht, als keine Verfälschung der Buchstaben betrachtet (p. 45), *dem Sinne der ganzen Stelle nach* (und dies wird wichtiger sein als etliche Buchstaben) eine ungemein starke Forderung ist. Hr. L. schreibt halb gelehrt und halb populär; möge er gestatten, in eben solcher Weise ein Beispiel zu geben. Wenn der Verf. irgendwo mit dürren Worten geschrieben hätte: „Dieses sind also die Inseln in der Nordsee, *westlich* von Dänemark; *durchwandert* man dagegen Dänemark, so kommt zuerst Fünen u. s. w." und nun käme Jemand, der die Sache nicht genau kennt, sie jedoch befangen von einer vorgefafsten Meinung, von einem gewissen Etwas, das er durchaus beweisen will, angreift, und conjicirte so: die Worte bedeuten nichts Anderes als: „dieses nun sind die Inseln in der Nordsee; *westlich* von Dänemark aber, wenn man Dänemark durchwandert, kommt zuerst Fünen" — was würde Hr. L. davon denken, und jeder gesunde Menschenverstand mit ihm? Sind nicht im letztern Falle die Worte „westlich aber" völlig widersinnig, da man sich ohne dies schon auf der Westseite befindet, und von einem Gegensatz keine Rede sein kann?

Hr. L. stützt sich vorzüglich darauf (p. 42), ein so weites Land, als das Gebiet zwischen Bug und Dniepr habe doch bewohnt sein müssen. Auch Mannert habe diese Nothwendigkeit eingesehn, sich aber nur damit geholfen: „Diese Stämme seien von Herodot eben so wenig genannt, als die Bewohner zwischen Jstros und Tyras". Was zunächst die Leere zwischen Hypanis und Borysthenes betrifft, so ist eine solche Annahme völlig *grundlos*; Herodot zählt (Cap. 17.) die Kallipiden, Alazonen und Acker-Skythen als Stämme längs dem Hypanis auf (παρὰ τὸν Ὑπανιν); er setzt weder *westlich* noch *östlich* hinzu, warum sollen sie denn nicht *auf beiden Seiten* gewohnt haben? Stellen, wie Cap. 52, dafs bei den Alazonen sich Tyras und Hypanis nähern, leiden dadurch nicht im Mindesten. Für den weiten Raum zwischen Jstros und Tyras vermuthet Hr. L. eine Lücke im Texte zwischen Cap. 16 u. 17, glaubt aus andern Stellen sich jedoch zu der Annahme berechtigt, es habe sich hier 1) das eigentliche Hauptreich der königlichen, 2) ein Stamm westlicher Nomaden-Skythen befunden. Nro. 2. beruht rein auf dem Wahne, dafs Herodot Cap. 19. von *östlichen* Nomaden spreche, wovon daselbst keine Sylbe steht, und Nro. 1. dürfte der Hr. Verf. eben so wenig vertheidigen können. Hr. L. sagt nämlich:

Digitized by Google

„Herodot spricht (§. 120.) von *drei Königreichen* der Skythen und nennt zugleich drei Könige, die in dem Kriege gegen Darius an der Spitze der drei Heere standen. Es waren 1) Idanthyrsos, der Beherrscher des *grofsen* Königreichs, 2) Skopasis, der vereint mit den Sauromaten dasjenige Heer befehligte, welches die Perser bis an den Tanaïs locken sollte; 3) endlich Taxakis, der mit den Budinen und den Gelonen dem Heere des Idanthyrsos sich anschliefsen sollte. — In der *Beschreibung* des Skythenlandes aber nennt Herodot nur *zwei* Gebiete königlicher Skythen, das eine am Gerrhos, das andere am Maeotis. Beide Gebiete hatten einen beschränkten Umfang, so dafs ihre Bewohner nicht wohl die zahlreichsten Stämme sein konnten, wofür Herodot (§. 20.) die Königs-Skythen erklärt. Erwägt man nun, dafs er (§. 99.) das Land vom Istros bis zur Stadt Karkinitis ἀρχαία Σκυθική, das *alte* oder vielmehr *eigentliche Skythenland*, und (§. 120.) das Reich des Idanthyrsos μεγάλην τῶν βασιληΐων das *grofse* unter den Königreichen nennt, und dafs gegen Ende des Feldzuges Darius in der Nähe des Istros dem Idanthyrsos gegenüberstand: so ist wohl nicht zu zweifeln, dafs *Alt-Skythien*, wie wir es einstweilen nennen wollen, das *grofse* von Idanthyrsos beherrschte Königreich war und folglich zwischen dem Istros und Borysthenes keine menschenleere Landschaft anzunehmen sei".

Hr. L. *wollte* den Herodot wohl nicht richtig verstehn, oder liefs sich durch den Ausdruck μεγάλην τῶν βασιληΐων irre leiten. Dieser bedeutet nämlich nicht: „das grofse unter den Königreichen", sondern die grofse Heeresabtheilung (μοῖρα) der königlichen scilicet Skythen. Herodot spricht nirgend von drei gesonderten Reichen derselben, sondern nur von drei μοῖραι, Heeresabtheilungen, deren Häuptern giebt er allerdings das Verbum ἐβασίλευε, das läfst aber auf weiter nichts schliefsen, als dafs sie bei den Skythen einen Titel führten, den Herodot durch βασιλεύς am besten wiederzugeben glaubte, während Idanthyrsos als *eigentlicher* König erscheint und das grofse Hauptheer führt. Natürlich mufste dieses beim Rückzuge dem Feinde nachfolgen, zuletzt also dem Darius in der Nähe des Istros gegenüberstehn. Dafs Herodot in der Beschreibung des Skythenlandes *zwei* Gebiete königlicher Skythen, das eine am Gerrhos, das andere am Maeotis, nennen soll, ist eine in der That unbegreifliche Aeufserung. Herodot sagt Cap. 20. mit Worten, welche jeder andern Deutung völlig unfähig sind: „Jenseits des Gerrhos ist die sogenannte Βασιληΐα, und die besten und zahlreichsten Skythen, welche die übrigen für ihre Sclaven halten. *Diese erstrecken sich aber* gen Süden bis Taurien, gen Osten bis zum Graben der Blinden und an der Maietis bis zum Handelsplatze Kremnoi u. s. w." *Dasselbe Land desselben Stammes* reicht also vom Gerrhos bis zur Maietis und Taurien und in *diesem selben* Lande wohnen die meisten und edelsten Skythen. Oder meint Hr. L., Herodot habe die Grenzen weit isolirter Gebiete über alles Zwischenliegende hinweg angegeben? So schreibt Niemand mit gesundem Menschenverstande! Worauf fufst nun also die Annahme, jenseits des Tyras habe das Hauptreich der Königs-Skythen gelegen? Menschenleer werden jene Gegenden schwerlich gewesen sein, allein wenn Herodot von ihnen nichts Besonderes erfahren konnte, so mufste er natürlich darüber schweigen.

Doch wir kehren zurück zu unserm Cap. 18. Ἀτὰρ διαβάντι u. s. w.; gegen die Verbindung von ἀπὸ θαλάσσης mit διαβάντι ist sprachlich nichts einzuwenden; eben so wenig dagegen, dafs der Uebergang nach Süden über die letzte Beugung des Borysthenes unwahrscheinlich ist, denn wir kämen mit unserm Flusse Pantikapes und dem Waldlande Hylaea in die baum- und wasserlose Steppe. Wir stimmen ferner Dahlmann und Hrn. L. (p. 41) bei, dafs Herodot kein Reisebeschreiber ist, sondern die Gegenden als Geograph zeichnet, und zwar für Skythien so, dafs er die Zwischengebiete vom Meere aufwärts durchgeht. Demgemäfs stellt Hr. L. also unsern Autor auf den äufsersten Westzipfel der Nogaischen Steppe und läfst ihn über die Dnieprmündung setzen, vermuthlich, um *reglementsmäfsig* auf einem Umwege dahin zu gelangen, wo er sich schon befand (nämlich in die Gegend von Olbia). Es fällt uns dabei folgende Unterhaltung aus der Schulzeit ein, welche buchstäblich wahr ist, und mit dem Verfahren des Hrn. L. etwa auf einer Stufe steht; ein Bankgenosse wird gefragt: „Wo entspringt die Warthe"? — *Antwort*: auf dem Harz, — „wo hinein mündet sie denn"? — *Antwort*: in die Oder — „von welcher Seite"? — *Antw.*: von der rechten, — „wie ist denn das möglich"? *Antw.*: ja, sie wird bei Cüstrin durch einen Aquaeduct über die Oder geführt, *damit* sie auf der rechten Seite münden kann! — „So! nun dagegen läfst sich freilich nichts einwenden"!

Digitized by Google

Die Gegenden *westlich* vom unteren Dnieper tragen weder jetzt Waldungen, noch konnten sie's ihrer Natur nach jemals, denn der Boden besteht aus sehr dünner Erdschicht mit felsiger Unterlage. Die Bäume können nicht Wurzel schlagen, oder so oberflächlich, dafs alle gröfseren Anpflanzungen jederzeit durch den ersten Sturm vernichtet wurden. Die Hylaea ist hier also eben so schlecht aufgehoben, als in der Nogaischen Steppe; allerdings aber fliefst hier der Ingulez, welcher der Pantikapes sein könnte. Dieser soll sich nach Hrn. L. durchaus *an der Mündung* mit dem Borysthenes vereinigen; davon steht im Herodot aber keine Sylbe; es heifst nur (Cap. 54): ἐκδιδοῖ δὲ ἐς τὴν Ὑλαίην· παραμειψάμενος δὲ ταύτην τῷ Βορυσθένεϊ συμμίσγεται, zu Deutsch: „er gelangt in die Hylaea und fällt, nachdem er sie durchströmt hat, in den Borysthenes". Aufserdem soll er von Norden kommen, und einem See entfliefsen. Rec. hält das Bestreben, sämmtliche Nachrichten der Alten in der neuern Geographie unterzubringen, überhaupt für ein höchst unglückliches. Wenn von uns, die wir andere Vorkenntnisse als Herodot besitzen, Jemand nach Neu-Holland käme und Nachrichten von dortigen, wir wollen nicht sagen, *Eingebornen*, sondern Kolonisten, sammelte, wie ganz anders würde unser Bild ausfallen, als genaue Charten es später geben! Wie manchen treuherzig erzählten Unsinn würden wir zwar nicht immer *glauben*, aber stillschweigend aus eignen Mitteln uns zu *erklären* suchen, und dadurch völlig in's Gebiet aller Möglichkeiten gerathen, von denen doch *eine* höchstens die richtige sein kann. Und nun Herodot! — Da Hr. L. sich aber nur in jenem Bestreben behaglich fühlt, so möchten wir folgenden Vorschlag machen: Herodot meint, wenn man vom Meere aus (d. h. von Olbia, welches er selbst als am Meere liegend — παραθαλασσίων Cap. 17. — bezeichnet) in etwa nordöstlicher Richtung über den Borysthenes geht, so erreicht man zuerst die Gegend Hylaea. Der Pantikapes wäre dann die Samara, welche wenigstens in ihrem untern Laufe von Norden strömt, und vom Gouvernement Yekaterinoslaw ist nach Hrn. L.'s eigener Angabe (p. 101) wenigstens ein Theil so beschaffen, dafs er ehemals bewaldet gewesen sein *kann*. Verzeihung, dafs wir es wagen, mit dieser längst abgewiesenen Bayer'schen Idee (p. 12) wieder vorzutreten, allein der Hr. Verf. möge bedenken, dafs uns von der Hylaea keine Grenzen angegeben werden, dafs sie also auch sehr gut ein beträchtliches Stück landeinwärts gereicht haben kann.

Doch dies nur beiläufig; wir wollen uns vor der Hand Hrn. L.'s Feststellung der Gegend Hylaea und des Pantikapes-Ingulez gefallen lassen, und zusehn, wie der Verf. sich den immer wachsenden Differenzen entziehn wird. Die nächste Schwierigkeit findet Hr. L. sehr richtig bereits in der Stelle cp. 19: τὸ δὲ πρὸς τὴν ἕω γεωργῶν τούτων Σκυθέων διαβάντι τὸν Παντικάπην ποταμὸν, Νομάδες ἤδη Σκύθαι νέμονται, welche allgemein so verstanden werde, als sage sie: „Wenn man von diesen ackerbauenden Skythen *nach Osten* über den Pantikapes geht, so kommt man in das Land, wo die Nomaden-Skythen weiden". Ganz gewifs versteht man sie allgemein so; der Hr. Verf. wünscht nun aber, dafs man *nach Westen* gehen soll, und fragt daher an, ob der Text keine andere Auslegung leide, und ob die Worte πρὸς τὴν ἕω nicht zu γεωργῶν gehören könnten, so dafs der Sinn ist: „wenn man von diesen *östlichen Ackerbauern* über den Pantikapes geht u. s. w." Die einfache Antwort darauf lautet: *nein!* „Ich verkenne, schreibt Hr. L., die Autorität der Philologen nicht (welch' ein Sonnenblick der Gnade!); gleichwohl darf ich bemerken, dafs es in jeder Sprache Wortstellungen giebt, die eine Zweideutigkeit zulassen". Wir erlauben uns hinzuzufügen, dafs in jeder Sprache, die man nicht versteht, *jeder Ausdruck* nicht blofs Zweideutigkeiten, sondern *Alles* enthält, was man hineinzulegen Lust hat. Die Worte πρὸς τὴν ἕω finden sich Cap. 18 und 19 aufserdem noch zwei Mal, und Hr. L. erklärt sie eben so, hätte aber doch eine strengere Consequenz befolgen sollen, denn das zweite Mal in Cap. 19 sind es der Stellung nach offenbar nicht östliche *Nomaden*, sondern östliche *Tage* (τὸ πρὸς τὴν ἕω ἡμερέων); ob nun gesagt wird, gegen *Morgen*, oder gegen den *Nordwind* ist der Construction nach gleichgültig, man würde also Cap. 20 τὰ δὲ κατύπερθε πρὸς βορῆν ἄνεμον τῶν βασιληΐων Σκυθέων ganz analog übersetzen müssen: „*die königlichen oberhalb nördlichen Wind-Skythen*". Dem Hrn. Verf. wird hiebei denn auch etwas unheimlich; allein siehe da! er macht es, wie die kleinen Kinder, die, wenn's nicht weiter geht, mit dem Füfschen stampfen und einen Trumpf darauf setzen: p. 946: „Nach der oben von uns bestimmten Interpunction in §. 17 und nach der Abtheilung der §§. 18 und 19 *können* die nördlich

Digitized by Google

von Hylaea wohnenden Ackerbauer nun einmal nicht im Osten des Borysthenes gesucht werden". Basta! das nennt man wissenschaftliche Forschung.

Hr. L. versteht sich aber auch noch zu einem anderen Ausweg; Herodot kann sich ja einmal verschrieben haben. Man soll dem Buchstaben zu Hülfe kommen, wo die Sache so klar dafür spricht, und Cap. 19 geradezu *nach Abend* statt *nach Morgen* lesen (p. 48). Herodot müfste sich dann aber nicht *ein Mal*, sondern dicht hintereinander *drei Mal* verschrieben haben, weil es mit den andern erwähnten Stellen ganz dieselbe Bewandnifs hat. Noch viel einfacher wäre offenbar die Annahme, dafs Herodot sein ganzes Skythien verschrieben hat, anstatt uns Süd-Rufsland zu schildern. Mit ungemeiner Salbung fährt der Hr. Verf. fort: „Wahrscheinlicher aber, als dafs Herodot sich geirrt, ist mir, dafs die Ausleger ihn nicht verstanden". Man sieht, es ist dem Hrn. Verf. nicht beizukommen; wir ergeben uns also abermals geduldig und „gehn mit ihm ohne Scheu von den östlich wohnenden Ackerbauern *nach Westen* über den Pantikapes (Ingulez) zu den Nomaden-Skythen. Diese wohnen zu beiden Seiten des Hypakyris, der seine Mündung bei der Stadt Karkinitis hat und *zur Rechten* Hylaea und die Gegend Dromos Achillis (Lauf des Achilles) begrenzt (§. 55). Die *Begrenzung von Hylaea zur Rechten* hat die Ausleger irre geleitet; sie glaubten dabei an das *rechte Ufer* des Flusses denken zu müssen. Herodot geht aber in der Beschreibung der Flüsse vom Meere aus; er stellt sich nicht, wie wir, mit dem Gesicht gegen die Mündung, sondern nimmt seinen Standpunct im Süden, das Auge gegen Norden. — Sagt er: zur Rechten, so heifst dies im Osten, so wie: zur Linken — im Westen. Unsere Begriffe von rechtem und linkem Ufer sind bei ihm nicht vorauszusetzen — „der Hypakyris begrenzt zur Rechten Hylaea" heifst: „an dem Flusse im Osten liegt Hylaea".

Sollte man es für möglich halten, dafs Hr. L., um Herodot's Infallibilität durchzuführen, sich nicht entblödet, die einfachsten Grundbegriffe von *Rechts* und *Links* jongleurartig zu verdrehen? Es ist gewifs sehr richtig, dafs Herodot seine Angaben so fafst, als sehe er gen Norden; wir fragen aber, welcher Mensch kann dann die Worte: „der Hypakyris begrenzt Hylaea zur Rechten" anders verstehn, als dafs Hylaea selbst vom Flusse *links*, mithin westlich liegt? Wohl nur der Hr. Verf., der uns weismachen will, sie bedeuteten: „Der Hypakyris begrenze Hylaea mit seiner (des Flusses) eigenen rechten Seite" (wir sagen rechte *Seite*, vom Standpuncte Herodot's aus gerechnet, um nicht durch den Ausdruck: „rechtes *Ufer*", den gewöhnlichen geographischen Begriff zu involviren.) Sagen wir also: die Ostsee begrenzt Dänemark zur Rechten, so heifst dies bei Hrn. L.: die rechte Seite der Ostsee grenzt an Dänemark! So mit einem Schriftsteller umgehen, ist in der That mehr als lächerlich; es ist *gewissenlos!*

Wir erfahren nun auch mit der gröfsten Bestimmtheit die Lage von Karkinitis, pag. 49: „die Stadt mufs in der Nähe von Nikolajew gestanden haben, wenn nicht vielleicht diese neue Stadt auf dem Boden der alten erbaut ist. — Es ist kaum zu zweifeln, dafs unmittelbar bei der Stadt selbst Trümmer zu finden sein würden". Den Dromos Achillis, welchen Herodot selbst dem Hypakyris zur Linken setzt, plaçirt unser Hr. Verf. mit derselben Taschenspielerei ebenfalls auf die *rechte* Seite. Dafs Strabo damit das Haff im Westen des Karkinitischen Busens bezeichnet (wahrscheinlich richtiger einen schmalen, nehrungsartigen Landstreifen), giebt Hr. L. zwar selbst an, das kümmert ihn aber nicht; vielmehr versichert er uns mit liebenswürdiger Unbefangenheit: „dieser Busen hat mit der Stadt Karkinitis nichts gemein"! Wie bringt denn der Hr. Verf. mit seiner Lage von Karkinitis die Stelle Herodot IV, 99 in Einklang, dafs auf diese Stadt unmittelbar das gebirgige Land der Taurier folge? Sollen Taurier die Hylaea bewohnt haben, oder soll die Nogaische Steppe zum Gebirgslande werden? Uns will es natürlicher scheinen, Karkinitis für nichts Anderes als das spätere Carcine anzusehn, von welchem der Carcinites sinus eben seinen Namen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder, von Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

(Fortsetzung.)

Das über den Gerrhos Gesagte enthält manches recht Scharfsinnige; allein theils steht es mit anderen Stellen Herodot's in offenem Widerspruch, theils kann das Resultat aus dem Grunde nicht befriedigen, weil alle Prämissen, wie wir gezeigt zu haben glauben, nichts weniger als haltbar sind. Und im Fortschritt einer topographischen Beschreibung knüpft sich doch naturgemäfs Eins an das Andere. Herodot sagt über den Gerrhos Folgendes: IV, 56 Ἕβδομος δὲ Γέρρος ποταμὸς ἀπέσχισται μὲν ἀπὸ τοῦ Βορυσθένεος κατὰ τοῦτο τῆς χώρης, ἐς ὃ γινώσκεται ὁ Βορυσθένης· ἀπέσχισται μέν νυν ἐκ τούτου τοῦ χώρου· der Flufs führt denselben Namen, wie die Gegend, nämlich Gerrhos. Nach dem Meere zu fliefsend begrenzt er das Land der Nomaden und das der königlichen Skythen, und mündet in den Hypakyris. Die Erstreckung, längs welcher man den Borysthenes kennt, wird IV, 53 auf eine Fahrt (πλόος) von 40 Tagen angegeben, wofür Einige 14 schreiben wollen. Es sind ferner die Begräbnisse der Könige beim Volke der Γέρροι, ἐς ὃ ὁ Βορυσθένης ἐστὶ προςπλωτός (Cap. 71), und endlich wird Cap. 20 gesagt, die Nomaden wohnten gen Osten 14 Tagereisen bis zum Gerrhos; *jenseits* des Gerrhos liege das Land der königlichen Skythen, worauf die Grenzen dieser letzteren im Norden, Osten und Süden angegeben werden. Man darf also wohl mit Sicherheit schliefsen, dafs der vierten Grenze, im Westen, eben deshalb nicht weiter gedacht wird, weil sie dem Zusammenhange der Stelle nach offenbar durch den Gerrhos selbst gebildet wurde.

Was in diesen Stellen zunächst auffallen mufste, ist der Ausdruck: ἀπέσχισται, zu Deutsch wörtlich: „hat sich abgespalten". Manche Erklärer sind vom Sinne sehr weit abgewichen, so meinte Reichard, er bedeute nur: „der Gerrhos wendet sich vom Borysthenes ab, bei der Gegend vorbei, wo man den Borysthenes erblickt", was in Herodot's Worten keineswegs liegt. Hr. L. wählt einen anderen Ausweg; er giebt eine ziemlich weitläuftige Uebersicht des Wassersystems zwischen dem mittleren Bug und Dnieper. Sie könnte füglich kürzer gefafst sein, denn das Resultat ist in wenigen Worten folgendes: in den Dnieper mündet der Tiasmin, in den Bug die Sinucha, welche die Wys aufnimmt; Wys und Tiasmin liegen mit ihren Quellen aufserordentlich nahe beisammen, ungenaue Nachrichten mochten sie dem Herodot als *einen* Flufs Γέρρος bezeichnen. „Noch ein anderer Fall, führt Hr. L. (pag. 53) fort, ist denkbar. Wie jetzt noch mehrere ganz verschiedene Flüsse (in jener Gegend) den Namen Taschlik führen, so konnte in Herodots Zeiten sowohl die Wys als der Tiasmin den gleichen Namen Gerrhos führen, und Herodot dadurch verleitet sein, beide für *einen* Flufs zu halten". Allerdings würde dieser dann nicht in den Hypakyris münden, wie der Text angiebt, sondern in den Hypanis; doch habe eine Verwechslung so ähnlicher Namen geringe Schwierigkeit. „Endlich könnte, bei der Nähe der Quellen des Tiasmin und Ingul, Herodot den Gerrhos (Tiasmin) als verbunden mit dem Hypakyris (Ingul) angesehen haben, wo alsdann (§. 56) die Lesart Hypakyris die ursprüngliche wäre. Der Natur aber ist es gemäfser, den Namen in Hypanis zu verändern. In einem oder dem anderen Falle wird der Ausdruck: *der Gerrhos trennt oder entfernt sich vom Borysthenes*, fortan befriedigend erklärt sein. Es ist hier aus einem Beispiele ersichtlich, dafs die einfachsten Worte des Herodot, will man sie gründlich verstehen, oft ein mühsames, bis in die kleinsten Einzeln-

Digitized by Google

heiten eingehendes Studium des von ihm beschriebenen Landes erfordern, was von Philologen, die sich über die Geographie erhaben dünken, nicht zu erwarten war. Leichter ist es freilich, ohne zu untersuchen, den Alten des Irrthums anzuklagen und in Widerspruch mit sich selbst und der Natur zu setzen. Die früheren Ausleger waren unstreitig sehr gelehrte Männer; sie urtheilten nur etwas zu schnell nach dem ersten oberflächlichen Schein; — man möchte fast vermuthen, es sei ihnen mit dem Verständnifs des Herodot nicht rechter Ernst gewesen".

Einem Resultate, welches Hr. L. bei Gelegenheit des Gerrhos gewinnt (pag. 52, 54) können wir unsern Beifall allerdings nicht versagen. Herodot berichtet nämlich (IV, 52 u. 81), dafs zwischen Hypanis und Borysthenes eine Gegend (χῶρος) liege, deren skythischer Name Ἐξαμπαῖος, der hellenische ἱεραὶ ὁδοί, *heilige Wege*, sei. An einen von Menschenhänden gebahnten Weg ist hiebei natürlich nicht zu denken. Es zieht sich aber vom Bug zum Dniepr, *und noch darüber hinaus*, gürtelartig eine Gegend, in welcher der Boden nach allen Richtungen von mehr oder minder tiefen Klüften zerrissen ist. Finden wir nun so häufig die sagenhaften Fufstapfen, welche Götter auf Bergen und Felsen eingedrückt haben sollen, z. B. in Indien, auf Ceylon, sogar nach Herodot in Skythien selbst das ἴχνος Ἡρακλέος (IV, 82), die Fufsspur des Herakles, so mochte auch in Skythien der Mythos herrschen, Götter und Heroen seien einst in der Richtung jener Klüfte gewandelt, und hätten sie als unauslöschliches Denkmal zurückgelassen. „Im Glauben an die Heiligkeit des Weges wählten nun die Skythen das Ende desselben zur Ruhestätte ihrer Fürsten" (p. 54). Sehr schön stimmt damit überein, dafs die Gräber der Könige da im Gebiete der Gerrhoi gelegen haben sollen, bis wohin der Borysthenes schiffbar ist (IV, 71). Jener zerklüftete Felsgürtel verursacht nämlich gerade die letzten Stromschnellen im Dniepr (bei Alexandrowsk), welche vermuthlich also auch die Grenzen der Schiffbarkeit bezeichneten. Nur werden *wir* freilich das Gebiet der Gerrhoi, Herodot's einfachen Worten zufolge, *östlich* vom Dniepr suchen müssen (wo auch der Felsgürtel noch weiter fortsetzt), nicht wie Hr. L. *westlich* in der Gegend des heutigen Krilow.

Seinen Prämissen zufolge hält der Hr. Verf. die Landschaft Gerrhos für einen Theil der Basileïa (obwohl Herodot durch keine Aeufserung dazu berechtigt) und setzt nördlich von ihr das nach Cap. 20 bereits Nicht-Skythische Grenzvolk der Melanchläner an (pag. 54, vergl. die erste Karte). Nur ist nach Cap. 101 τὸ ἀπὸ θαλάσσης ἐς μεσόγαιαν ἐς τοὺς Μελαγχλαίνους τοὺς κατύπερθε Σκυθέων οἰκημένους εἴκοσι ἡμερέων ὁδός, und nach Cap. 53 der Borysthenes bis zur Landschaft Gerrhos, eine *Fahrt* von 40 Tagen hinauf bekannt. Hr. L. nimmt nun als Anfangspunct für diese beiden Dimensionen sein Krilow-Γέρρος; die 20 Tagereisen sollen den *geraden Landweg* von da bis zur Dniepr-Mündung, die 40 Tagefahrten den Weg ebendahin längs dem Flusse selbst bezeichnen; verändere man nur noch die 40 Tagefahrten (πλόος) als zu grofs in *Tagereisen* (ὁδός), so sei Herodot's Genauigkeit zu bewundern, da in der That durch den weiten Bogen des Dniepr der Flufslauf doppelt so lang erscheine als der gerade Landweg (pag. 54, 55).

Gewifs kam diese Uebereinstimmung Hrn. L's Auffassung sehr erwünscht; er verwirft daher auch sehr entschieden die schon mehrfach erwähnte und selbst in den Text aufgenommene Verbesserung von vier*zehn* Tagefahrten statt vier*zig*. Allein die Uebereinstimmung ist blofs *verhältnifsmäfsig*, Herodot's Angaben entsprechen den wirklichen Entfernungen keineswegs. Unser Autor sagt, eine Tagereise veranschlage er auf 200 Stadien (συμβέβληταίμοι Cap. 101); Hr. L. sucht dagegen zu erweisen (pag. 76), dies sei nur als unrichtige Voraussetzung des Herodot zu betrachten, man dürfe für die skythischen Karavanen nicht über 5 *Stunden*, also die Hälfte, auf den Tag rechnen. Wir wollen uns den Beweis dafür vorläufig gefallen lassen, so treffen wir, selbst bei reducirtem Maafse, mit jenen 20 und 40 Tagereisen immer noch ein gutes Stück nördlich über Krilow hinaus.

Darin, dafs die conjicirte Lesart „vierzehn Tagefahrten" zu verwerfen sei, stimmt Rec. dem Verf. vollkommen bei. Wenn Herodot IV, 71 berichtet, die Königsgräber lägen da im Gebiete der Gerrhoi, bis wohin der Borysthenes *schiffbar* ist, so meint er in Cap. 53 gewifs etwas Anderes, als dafs der Flufs auch nur so weit *bekannt* sei. Allerdings würden 14 Tagefahrten dem Abstande der Stromschnellen von der Mündung ungefähr entsprechen, aber der Strom soll durch Wüsten fliefsen, bei den Σκύθαι γεωργοί vorbei, die allein schon 11 Tagefahrten entlang an ihm sefshaft sind,

Digitized by Google

dann bei der Hylaea vorüber u. s. w.; wo sollen alle diese Uferstrecken untergebracht werden? Befremdlich wird hiebei die grofse Ausdehnung der Gegend Gerrhos, denn wir sehen nur Gerrhoi bei den letzten Stromschnellen erwähnt, und andererseits die Landschaft dieses Namens 40 Tagefahrten von der Mündung entfernt. Doch dürften zwei Umstände nicht zu übersehen sein: es kann *erstens* schwerlich ein für alle Mal die Tagschifffahrt auf Flüssen auf ein *bestimmtes* Maafs gesetzt werden, z. B. auf 200 Stadien, wie Niebuhr annimmt. Das würde für den breiten, ruhigen Nil passen, nicht aber für einen so beschwerlichen Strom, wie der Borysthenes. Nichts ist natürlicher, als nur ein so grofses Maafs zu vermuthen, wie es der jedesmalige Strom in einem Tage zu erreichen gestattet. Der Dniepr wird von Kiew bis Alexandrowsk durch mindestens 13 Stromschnellen unterbrochen, sämmtlich durch eine Beschaffenheit des Bodens bewirkt, welche dem erwähnten Felsgürtel ähnlich. Die Fahrt stromaufwärts ist beinahe unmöglich, stromabwärts höchst mühsam; kein Schiff kann da an einem Tage 5 Meilen zurücklegen, konnte es zu Herodot's Zeiten also noch viel weniger, und so werden die 40 Tagefahrten in eine Dimension zusammenschmelzen, welche uns keineswegs nöthigt, in übermäfsige Entfernungen zu schweifen. Um ein genaueres Maafs, wenigstens hypothetisch, anzugeben, müfste Rec. mit der Dniepr-Schifffahrt bekannter sein.

Zweitens werden die Gerrhoi und ihre Landschaft in einer Weise erwähnt, welche von Herodot's Nachrichten über die anderen Skythenstämme durchaus abweicht; es fehlt jede nähere klare Angabe, welche sie als einen wirklichen Skythenstamm erkennen liefse, und Rec. möchte daher die Vermuthung aufstellen, ob „*Gerrhos*" nicht vielleicht ursprünglich eine skythische *Localbezeichnung* gewesen, welche mit der eigenthümlichen zerklüfteten Bodenbildung im Zusammenhange gestanden, und überall gebraucht worden sei, wo dieselbe sich zeigte, so wie „Gerrhoi" für deren Bewohner?

Bei Anordnung der Grenzvölker Melanchlaenen und Androphagen (vgl. die erste Karte) setzt sich Hr. L., abgesehen von allem Früheren, wieder in offenen Widerspruch mit anderen Stellen Herodot's; denn dieser berichtet Cap. 100, die inländische Grenze Skythiens werde zuerst von den Agathyrsen, dann von den Neuren, darauf von den Androphagen, *zuletzt* von den Melanchlaenen gebildet, und bezeichnet diese Reihenfolge sehr deutlich durch die Worte πρώτοισι, μετὰ δὲ, ἔπειτα δὲ, τελευταίων δέ. *Dieselbe* Ordnung beobachtet er, wo von jedem dieser Stämme speciell die Rede ist (Cap. 104—108), schreitet also auch hiebei unwidersprechlich von Westen nach Osten vor. Dennoch vertauscht Hr. L. die Sitze der Androphagen und Melanchlaenen ohne Weiteres miteinander, weil es zu seiner Auslegung nothwendig ist.

Das 53. Capitel, in welchem vom Laufe des Borysthenes die Rede ist, hat Hr. L. völlig mifsverstanden. Herodot sagt: bis Gerrhos, 40 Tagefahrten hinauf, kennt man ihn als einen Strom, der von Norden kommt; durch welche Länder (eigentlich *Menschen*) er weiter oberhalb fliefst, kann Niemand sagen, φαίνεται δὲ ῥέων δι' ἐρήμου ἐς τῶν γεωργῶν Σκυθέων τὴν χώρην· οὗτοι γὰρ οἱ Σκύθαι παρ' αὐτὸν ἐπὶ δέκα ἡμερέων πλόον νέμονται. Diese Worte bedeuten keineswegs: es sei *wahrscheinlich*, dafs er durch eine Wüste fliefse u. s. w. (pag. 55), sondern im Gegentheil: er erscheint, er zeigt sich als einen Flufs, welcher nach wüsten Gegenden zum Gebiete der γεωργοί gelangt, in schönster Uebereinstimmung mit Cap. 18, wo Herodot ebenfalls schon diese Wüste oberhalb der Σκύθαι γεωργοί erwähnt, nur dafs er den letzteren nicht 10, sondern 11 Tagefahrten Ausdehnung giebt. Hr. L. ist gegen Larcher der Ansicht, Herodot verstehe in Cap. 53 unter diesen γεωργοί die Cap. 17 genannten ἀροτῆρες am Hypanis, welche sich nordwestlich von den Königs-Skythen (wie Hr. L. sie ansetzt), oberhalb der bekannten 40 Tagefahrten bis an den Borysthenes verbreitet haben konnten. Wenn Herodot aber weifs, dafs Acker-Skythen dort noch 10 Tagfahrten entlang am Dniepr wohnen, wie kann er dann schreiben, Niemand wisse, δι' ὧν ῥέει ἀνθρώπων, wie kann dann ferner Gerrhos die *äufserste* Landschaft Skythiens sein, was der Verf. selbst angiebt (p. 54)? Das sind ja lauter Widersprüche! —

Die königlichen Skythen erstreckten sich ostwärts bis zu dem Graben, welchen einst die Nachkommen der Blinden gezogen hatten, und an der Maietis bis zum Handelsplatze Kremnoi; τὰ δὲ αὐτῶν κατήκουσι ἐπὶ ποταμὸν Τάναϊν (Cap. 20). Den Graben erklärt der Verf. für die schmale Meerenge bei Genitzi, welche am Ende einer langgezogenen Nehrung das sogenannte

Digitized by Google

faule Meer mit dem Asowschen verbindet; wie Rec. glaubt, nicht mit Unrecht. Leicht möglich, dafs die niedrige Landzunge einst hinüberreichte, und bei feindlichem Angriffe durchstochen ward, um nur den Perekopischen Isthmos besetzen zu dürfen. Der Name „Graben" mochte sich dann erhalten haben und so zu Herodots Ohren gelangt sein. Diejenigen Skythen, welche in den zuletzt griechisch angeführten Worten des Cap. 20. bezeichnet werden, hält Hr. L. für einerlei mit den Σκύθαι ἀποστάντες Cap. 22., ein Umstand, welcher nach Herodots einfachen Worten völlig unmöglich ist, denn die Abgefallenen werden in die weiteste Ferne hinter die Thyssageten und Jyrken verlegt. Auch ist in dem τὰ δὲ durchaus nicht nothwendig der Sinn der Isolirung enthalten, denn wir können eben sowohl im Deutschen sagen: „die Deutschen grenzen an Italien, zum Theil (oder Einige) auch an's adriatische Meer". Hr. L. *will* diesen Sinn jedoch hineinbringen, weil er zu seiner Auslegung, Skythien habe gar nicht bis an den Tanaïs gereicht, äufserst nützlich ist. Der Hr. Verf. beweiset dies, abgesehn von der erwähnten nicht so gewichtigen Stelle auch gegen die folgenden beiden: Cap. 21. Τάναϊν δὲ ποταμὸν διαβάντι οὐκέτι Σκυθικὴ, ἀλλ' etc. und Cap. 100.: Τὸ δ' ἀπὸ τῆς Ταυρικῆς ἤδη Σκύθαι τὸ κατύπερθε τῶν Ταύρων καὶ τὰ πρὸς θαλάσσης τῆς ἠοίης νέμονται, τοῦ τε Βοσπόρου τοῦ Κιμμερίου τὰ πρὸς ἑσπέρης καὶ τῆς λίμνης τῆς Μαιήτιδος, μέχρι Ταναΐδος ποταμοῦ, ὃς ἐκδιδοῖ ἐς μύχον τῆς λίμνης ταύτης.

Da der Tanaïs eine ähnliche Beugung wie der Borysthenes macht, so erklärt Hr. L. denn auch den Uebergang auf dieselbe Weise wie Cap. 18., und läfst den Autor unfern der Mündung von S. nach N. hinübersetzen. Es ist schon oben bemerkt worden, wie diese Deutung den *Worten* nach nicht geradezu *unmöglich*, dem innern Zusammenhange nach aber so *unwahrscheinlich* ist, dafs Niemand ihr beipflichten wird. Ferner findet sich auch hier wieder offener Widerspruch. Vom untern Tanaïs westwärts sollen nach Hrn. L. nicht Skythen, sondern die Sauromaten wohnen. Wie stimmt denn Herodots Erzählung von diesem Volke (Cap. 110—118.) damit überein, der zufolge Amazonen, nach Kremnoi verschlagen, sich mit Jünglingen der Königs-Skythen vermischten, und über den Tanaïs auswandernd sich 3 Tagereisen *östlich* von diesem niederliefsen, woraus erst die Nation der Sauromaten erwuchs? Hr. L. sucht freilich zu beweisen (p. 67 u. ff.), Herodots Tanaïs sei nicht der Don, sondern der Donez; so wie die Sauromaten aber auf der Charte (Nro. 1.) angesetzt sind, bleibt die Sache vollkommen dieselbe! Hat Hr. L. diesen Umstand übersehen, oder *absichtlich* übergangen? Offenbar ist Letzteres der Fall, denn p. 167 giebt der Verf. selbst die Uebersetzung dieser Stelle, schleicht aber leise, ganz leise drüber hinweg, indem er περήσαντος Τάναϊν übersetzt: „zogen *an den* Tanaïs". Mit welchem Namen belegt man ein solches Verfahren?

Jene zweite Stelle (Cap. 100.) besagt einfach, dafs oberhalb Taurien am östlichen Meere bereits Skythen wohnen, westlich vom Bosporos und der Maietis, bis zum Tanaïs. Natürlich mufste Hr. L. auf aufserordentliche Hindernisse für seine Auslegung stofsen, und sucht sich dann (p. 57—62) mit einer Erklärung durchzuwickeln, welche eben so verzwickt als komisch und unhaltbar ist, jedoch zu viel Raum einnimmt, als dafs wir uns auf specielle Widerlegung einlassen könnten. Wir erwidern nur Folgendes: die Stelle hat für Denjenigen, welcher ohne Vorurtheil hinangeht, *gar keine* Schwierigkeit, und wenn irgend ein Ausleger dem sonst so klaren und einfachen Schriftsteller, wenn auch nicht Unsinn an sich, so doch eine höchst unsinnige Schreibweise aufgebürdet haben soll, so thut es gewifs Hr. L. selbst.

Es heifst Cap. 99.: „die Taurier sitzen in Skythien, wie, wenn in Attika ein fremder Stamm von Anaphlystos bis Thorikos, oder in Japygien vom Brentesischen Hafen bis Taras wohnte". Herodot vergleicht also die Gestalt Tauriens mit den Enden Attika's oder Japygiens, mithin den Theil Skythiens, welcher vom Pontos und der Maietis eingefafst wird, einigermafsen wenigstens, mit jenen Ländern selbst. *Seiner Vorstellung* nach mufs die Küste am schwarzen Meere mit der am Asowschen einen spitzeren Winkel als in der Wirklichkeit gebildet haben, die letztere also mehr in der Richtung von S. nach N. gedacht werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder, von Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

(Schluſs.)

In Cap. 100. wird durch den doppelten Ausdruck ἀπὸ τῆς Ταυρικῆς und τὸ κατύπερθε τῶν Ταυρῶν die den Tauriern selbst gehörende Küstenstrecke deutlich genug *ausgeschlossen*; es ist nur noch die Rede vom weitern Verlauf derselben bis zum Tanaïs. Hier am östlichen Meere, sagt Herodot, wohnen Skythen, und fügt erklärungsweise hinzu, „westlich vom Bosporos und der Maietis". Man könnte fragen: „wenn die Königs-Skythen die Küste vom Graben bis zum Tanaïs bewohnten, warum hebt Herodot denn Cap. 20. Kremnoi hervor? Das macht doch den Eindruck, als ob die Ostküste hier zu Ende sei"? Dem ist aber keineswegs so; Herodot übergeht Kremnoi nicht, als den wichtigsten und wie es scheint, *einzigen* Handelsplatz der Königs-Skythen, er sagt daher: „gegen Osten reichen die Königs-Skythen bis zum Graben und bis Kremnoi an der Maietis, sie reichen aber auch bis zum Tanais". Ferner könnte man einwenden, daſs auch bei Herodots Vorstellung die Küste oberhalb Taurien zwar westlich von der Maietis, aber nicht so, sondern *nordwestlich* vom Bosporos zu liegen kommt. Man darf aber nicht vergessen, daſs Herodot bei Angabe von Himmelsgegenden fast stets nur die Kardinalpuncte gebraucht, und daſs er sich die Maietis sehr groſs, mithin deren Küste sehr lang dachte, wodurch Westen offenbar die nächst richtige Bezeichnung werden muſs. Oder man darf auch den Bosporos nur als eine Art von Anhängsel betrachten, so wie wir uns gewiſs nicht scheuen würden, zu sagen: „Von der Nordsee und dem Pas de Calais westlich liegt England".

„Es ist, schreibt Hr. L. p. 62, noch ein möglicher Einwurf gegen unsere Auslegung zu erwägen. In §. 54. wird der Pantikapes als *fünfter* Fluſs *nach* dem Borysthenes, dem *vierten*; §. 55. der Hypakyris als *sechster*, §. 56. der *Gerrhos* als *siebenter* und dann §. 57. der *Tanaïs* als *achter* aufgezählt und beschrieben. Τοῖσι μὲν δὴ οὐνομαστοῖσι ποταμοῖσι οὕτω δή τι οἱ Σκύθαι ἐσκευάδαται. Das sind die *bedeutendsten* Flüsse, die das Skythenland bewässern (§. 58.). Da die drei ersten, Istros, Tyras und Hypanis, in der Reihe *von Westen nach Osten* einander folgen, so schloſs man, daſs der fünfte Fluſs *nach* dem vierten und so die andern in eben derselben Reihe, von Westen nach Osten, gesetzt werden müssen. Alle Ausleger haben indeſs den fünften, sechsten und siebenten für *Nebenflüsse* erklärt, ja sich sogar mit Waldbächen begnügt, wo Herodot von den des *Nennens werthen* Flüssen des Skythenlandes spricht. Nebenflüsse sind allerdings der Pantikapes, Hypakyris und Gerrhos, in so fern sie nicht unmittelbar ins Meer münden, sondern sich mit andern vereinigen. Erkannte man sie aber als *Nebenflüsse*, warum achtete man nicht darauf, daſs bei diesen Herodot eine andere Ordnung in ihrer Reihe zu befolgen pflegt? In §. 48. werden fünf Nebenflüsse angegeben, welche sich von Norden in den Istros ergieſsen: *Porata*, *Tiarantos*, *Araros*, *Naparis* und *Ordessos*. Diese Flüsse folgen in der Natur weder von Westen nach Osten, noch von Osten nach Westen aufeinander, sondern es ist nach Herodots eigener Angabe der *erste*, Porata, der östlichste, und der *zweite*, Tiarantos, der westlichste; die drei andern flieſsen zwischen diesen beiden. Es liegt sonach ein unleugbares Beispiel vor, daſs es der Methode des Herodots nicht fremd sei, bei Nebenflüssen die beiden äuſsersten zu nennen, und dann die zwischenliegenden folgen zu lassen. Dieselbe Methode beobachtet er in den §§. 52 bis 57. *Nach* dem Hypanis (Bug) nennt er unmittelbar den Borysthenes (Dnieper), und führt sodann die

Digitized by Google

Nebenflüsse an, welche zwischen diesen beiden zu bemerken sind; nur dafs er hier nicht ausdrücklich die Zwischenstellung zu bezeichnen scheint. Wenn aber hier eine Zweideutigkeit stattfindet, so trägt wahrscheinlich ein Fehler der Abschreiber die Schuld". (Hr. L. verlangt nun §. 54. statt μετὰ τούτους „*nach diesen*", μετὰ τούτοιν „*zwischen diesen*"; wahrscheinlich wufste er nicht, dafs μετὰ c. Dativo *zwischen, unter*, nur dichterisch ist).

Diese Stelle, aus der sich die Logik und den gesunden Menschenverstand heraussuchen mag, wer da kann, soll den Schlufsstein unserer Beurtheilung bilden. Wir bemerken nur, dafs der Hypakyris nach Herodots Worten keineswegs ein *Nebenflufs* ist, denn nirgend wird angegeben, dafs und in welchen andern Strom er münde. Dafs die Ausleger sich mit Regenbächen begnügen, wo Herodot von bedeutenden Strömen spricht, ist ein von Hrn. L. zu Tode gehetztes Steckenpferd, denn wir begegnen dieser Aeufserung über die Mafsen häufig (p. 39, 48, 62, 137 Anmerkung). Dieselbe ist eine Ungereimtheit; kein Ausleger wird glauben, dafs Herodot kleine Bäche für grofse Ströme angesehn, wohl aber darf man annehmen, dafs die Skythen dem Herodot Nachrichten von einigen Strömen gaben, die er selbst nie gesehn, und gestützt auf jene wahrscheinlich ungenauen Nachrichten und eben so unsichere Entfernungsangaben in seinem ohnedies verschobenen Bilde um so irriger ansetzen mufste. Es wäre doch in der That auch höchst wunderbar, wenn Herodot, der über andere entlegene Puncte, den Indos, Araxes u. s. w. die seltsamsten und verkehrtesten Nachrichten mittheilt, Skythien allein vollkommen richtig aufgefafst haben sollte. Haben die Ausleger gefehlt, so geschah es in dem pedantischen Bestreben, Alles auf neuere Oertlichkeiten zu reduciren, und darin hat es wahrlich Niemand so weit getrieben, als Hr. Lindner.

Man wird uns erlassen, den Beweis für die Erbärmlichkeit des Buches noch weiter zu führen; die Beurtheilung würde zu einem Buche anwachsen, Papier und Zeit doch nur an einen unwürdigen Gegenstand verschwendet sein. Nachdem Hr. L. uns im fernern Verlauf des dritten Abschnitts mit Erklärung noch einiger mifsverstandenen Stellen im Herodot beglückt — *unwiderleglich*, wie alle früheren! — und im vierten den gegenwärtigen Zustand des alten Skythenlandes geschildert, giebt er im fünften Herodots Beschreibung von Skythien und Geschichte des persischen Feldzuges. Hier zeigt sich der Hr. Verf. in seinem vollen Glanze; gehoben durch das Bewufstsein so vieler unumstöfslichen Berichtigungen, ja selbst vollkommen neuer Entdeckungen, tritt Hr. L. mit einem Tone auf, als ob er in Archäologie, Geschichte, Geographie und Philologie mindestens die Kenntnisse einer Academie in sich vereinigte. Salbungsreiche Noten geben uns fruchtbare Fingerzeige und Winke, und der Uebersetzung selbst sind zum bessern Verständnifs vielfache äufserst geistreiche Zusätze in Parenthese beigefügt, z. B. p. 178: „Der Krieg scheint nicht allgemeine Billigung gefunden zu haben, denn"; *ebenda:* „Ein anderer Vorfall bewies, wie gefährlich es war, des Königs Meinung nicht zu theilen" p. 180: „Sehen wir jetzt, welche Anstalten die Gegner trafen" u. dgl. m. Man wird dabei unwillkührlich an die alten Ausgaben Cicero's erinnert, in denen z. B. zu Anfang der Rede pro Roscio bei „neque aetate" die naive Note steht: „Ich bin erst 27 Jahre alt". Und doch liegt in diesen Worten wenigstens eine positive Angabe!

Daneben findet sich Mancherlei, was bei so häufiger Wiederholung schwerlich blofs Druckfehler ist, z. B. Libien p. 142; Hypokrates p. 152, p. 231 dreimal; διαβαίνω p. 183. Von diesem Verbum erfahren wir etwas ganz Neues: „es bedeutet nämlich nicht immer *hinübergehn*, sondern auch hin und hergehn, vorübergehn, einherschreiten, daher wir die obige Stelle (διαβάντων δὲ τούτων τὸν Τάναϊν ποταμὸν Cap. 122) durch: „sie zogen hin und her den Tanaïs entlang" unter den gegebnen Verhältnissen dem einzig möglichen Sinne gemäfs, zu übersetzen uns berechtigt halten". Wenn also die *gegebenen*, d. h. die lediglich von Hrn. L. *geschaffenen* Verhältnisse der Art wären, dafs διαβάντων heifsen müfste: „Sie brauchen Helleboros", so würde der Hr. Verf. es auch *so* übersetzen. Ein Seltenstück ist die Note p. 144: „Ἀρχαία Σκυθική heifst nicht allein das *alte* Skythien; dies Wort hat auch die Nebenbedeutung vorzüglich dem Range nach, wie aus vielen Compositis desselben erhellet; ἀρχέλαος z. B. heifst der Vornehmste des Volks" u. s. w.

Armer Herodot! sollte deine Urne bei allen Stöfsen des Aetna und Vesuv noch nicht zerfallen sein, sie müfste jetzt zu Staub werden, damit Hr. L. wallfahre und Bufse thue in Sack und Asche!

Digitized by Google

Wenn der Verf. wünscht, so sind wir erbötig, ihm auf *seine* Manier unwiderleglich zu beweisen, dafs Herodot mit seinem Skythien keineswegs Süd-Rufsland, sondern die Vereinigten Staaten von Nordamerica beschrieben hat, und wäre das Buch nicht dem Könige von Würtemberg gewidmet, man könnte versucht sein, es für eine Mystification zu halten.

Hr. L. wird sich nicht beklagen können, dafs wir ihn *ungründlich* widerlegt haben; sollte er unsere Beurtheilung aber hart finden, so trägt sein eignes Werk die Schuld, wenn vor der Gerechtigkeit die Humanität diesmal verstummen mufs, und der Verf. möge seine eignen Worte beherzigen: „nur der usurpirte Ruhm soll vor ein strenges Gericht gezogen, die trügerische Unwissenschaftlichkeit schonungslos entlarvt werden" (p. 40). Mit wahrer Freude haben wir dem Werke entgegengesehn, mit wahrem Ekel müssen wir uns jetzt davon abwenden; der Verf. hat sich selbst damit gebrandmarkt. Unwissenheit wäre *allenfalls* verzeihlich, obgleich nicht abzusehn ist, warum Unwissende Bücher schreiben müssen; aber neben derselben eine solche Unredlichkeit in der Forschung, eine Effronterie, welche sich nicht scheut, Männer allaugenblicklich bei der Nase zu zupfen, bei deren Namen Hr. L. in seiner Ignoranz bis auf die Fufsspitzen erzittern müfste — das ist über die Mafsen verächtlich!

Die Ausstattung ist dem Papier und Druck nach nicht übel, in Hinsicht auf die Charten sehr mittelmäfsig.

Dr. Herm. Bobrik, in Königsberg in Pr.

XIII.

M. Tullii Ciceronis de legibus libri tres. Recensuit, varietate lectionis et annotatione instruxit Ioannes Bakius. Lugduni-Batavorum apud S. et I. Luchtmannos, Academiae typographos, MDCCCXLII. XXXVI u. 682 pgg. 8.

Wir beeilen uns den Lesern dieser Blätter Kunde von einer bedeutenden Bereicherung der Litteratur des Cicero zu geben. Hr. Prof. Bake in Leyden hat eine neue Bearbeitung der Bücher Cicero's de legibus herausgegeben, die durch die Schärfe der Kritik und sprachlichen Erläuterung, so wie durch die vollständige Mittheilung eines reichen Apparats aus Handschriften die Aufmerksamkeit aller Freunde dieser Studien in Anspruch nimmt. Einleitung, Text, Varianten der neu verglichenen Handschriften (von p. 103 bis 258) und ein ausführlicher (über 400 Seiten starker) Commentar bilden die vier Abtheilungen dieser neuen Ausgabe, die sich durch ein geschmackvolles Aeufsere empfiehlt. Wir gehen mit Vergnügen daran, den Inhalt und das Neue, was geleistet ist, näher zu bezeichnen, und wollen nur noch im Allgemeinen der richtigen und sorgfältigen Latinität erwähnen, worin sich Hr. Bake auszeichnet, ein Vorzug, der einerseits bei der dürren Zeichensprache, deren sich viele bedienen, andrerseits bei dem schlechten Latein, was uns von andern in Commentaren geboten wird, gebührende Anerkennung verdient.

In der an den Ref. gerichteten Zuschrift seiner Ausgabe spricht Hr. Bake über den Stil Cicero's. Er entschuldigt und rechtfertigt ihn gegen gewisse Vorwürfe und nimmt die Bemühungen derjenigen Gelehrten in Schutz, die sich die Eigenthümlichkeiten der Ciceronischen Sprache zu erforschen bemühen.

Hr. Bake fürt eine unzweifelhaft gerechte Sache, und so wie es Thorheit ist der Lateinischen Sprache und Litteratur ihren Werth absprechen zu wollen, der zwei Jahrtausende überdauert hat, so zeugt es nur von Unwissenheit oder von Befangenheit in der eignen Manier, wenn das stilistische Verdienst Cicero's bemäkelt wird. Es möchte uns vielmehr Leid thun, dafs Hr. Bake den Tadlern Cicero's noch so viel nachgiebt, als er thut, wenn er nicht darin seine Unparteilichkeit gezeigt hätte. Wer an Cicero das Uebermaafs des Redeschmuckes und das durchgängige Streben nach Abrundung der Worte und Wohlklang im Satzbau tadelt, der beurtheilt ihn nach wenigen Prunkreden und tadelt was das Vollendetste in der Sprache ist, den oratorischen Numerus. Er giebt zu erkennen, dafs er noch nicht einmahl das Bedürfnifs dessen gefühlt hat, wonach die besten Autoren jeder Zeit getrachtet haben. Eine harte und rauhe Wortfügung ist immer ein Mangel, der bisweilen wegen der Bedeutsamkeit des Inhalts gering geachtet wird: aber es ist eine lächerliche Affectation, die Sache umzukehren und die vollendete Harmonie des Satzbaues als einen Fehler anzurechnen.

Wenn andere dem Cicero Mangel an natürlicher Kraft vorwerfen, die nur bei den alten Griechen zu

Digitized by Google

finden sei, wogegen Hr. Bake Cicero wegen der veränderten Verhältnisse seiner Zeit rechtfertigt, so wissen wir auch nicht recht, worauf sich jener Vorwurf gründet, und was jene Tadler erst sagen würden, wenn sie Cicero's Höflichkeit, die ihnen anstössig ist, mit der gebildeten Redeweise unserer Zeit vergleichen wollten. Wir reden natürlich vom Stil, und wem Cicero nicht offen und derb genug im Ausdruck scheint, dem würden wir nicht eben das Quousque tandem Catilina, sondern die genialen Zornergüsse der Rede in Pisonem citiren: pecus et putida caro, ejectum cadaver, Epicurus noster ex hara productus, homullus ex argilla et luto fictus; quid nunc te, asine, litteras doceam? Non opus est verbis, sed fustibus etc. etc. Es ist in der Regel der Fall, dafs die, welche heut zu Tage Cicero's Stil tadeln, von einem Paar mit Bewunderung abgedroschenen Reden oder von den sanftmüthigen Schriften de amicitia und de senectute herkommen und nun über falschen Schimmer oder Schlaffheit des Stils disputiren.

Ja, es ist wahr, auch ehemahls ist Cicero's Stil, und zwar von solchen, die alle seine Schriften gelesen hatten, von seinen Zeitgenossen, getadelt worden, aber das waren die, denen auch Demosthenes Stil nicht Attisch genug vorkam, die Lysias dem Demosthenes vorzogen, die den nüchternsten Ausdruck für den besten hielten. Der Streit ist alt genug; aber er hat sich so entschieden, dafs Cicero's stilistische Tadler, Calvus, Brutus, Fronto, mit ihrer antiken Nüchternheit nichts auf die Nachwelt gebracht haben, dagegen die feurigsten Lobredner des Ciceronischen Stils Cäsar, Livius, Quintilian, Tacitus, Plinius durch ihre Bewunderung Cicero's im Geringsten nicht gehindert wurden, ihrem eignen Ideal von Stil nachzugehen. Denn bei Cicero war freie Genialität; bei jenen Lobrednern der nüchternen Kraft gezwungene Manier. Cicero beherrschte seine Sprache in Prosa, wie nie ein Autor die seinige. Er schuf sich eine Phraseologie, in der man einerseits die Schärfe der Begriffe, anderseits die Schöpfungskraft der Phantasie in der sprachlichen Verbindung des Sinnlichen und Geistigen bewundert. Es hat seinen sehr guten Grund, dafs man schon im Alterthum Ciceronische Phrasen sammelte. Denn sie sind aus der innersten Bedeutung der Wörter hervorgegangen und mit der lebendigsten Anschaulichkeit zusammengesetzt. Und dieser sprachliche Stoff stand ihm jeder Zeit zu Gebote; daher die Raschheit seiner Composition; er diente ihm für jedes Bedürfnifs, eben so für die feinsten Verhältnisse des conventionellen Lebens, als zum Ausdruck leidenschaftlicher Heftigkeit und rednerischen Pompes, weil er durch frühes und anhaltendes Studium der Rhetorik im Gebrauch seiner Waffen sicher geworden war.

Nur von einer Seite bietet Cicero's Stil eine bemerkliche Schwäche dar, und es ist anzunehmen, dafs Hr. Bake, der sich gerade mit dieser Seite beschäftigt hatte, nur deswegen nicht umhin konnte den Tadlern einiges zuzugestehn. Ich meine Cicero's philosophische Schriften, und diejenigen insbesondere, die sich mehr mit theoretischen Problemen als mit den praktischen Resultaten des philosophischen Denkens beschäftigen. Vom Tadel des formellen Stils kann auch hier nicht die Rede sein, denn dieser ist überall richtig, natürlich und gewandt. Aber Cicero war kein schöpferischer Philosoph, er reproducirte nur, und in dem Gefühle seiner Redegewandtheit vergafs er zu oft, dafs er fremde Gedanken wiedergab, welche scharf aufgefafst sein wollen und eine freie Behandlung in dem Stil, an den er gewöhnt war, nicht zulassen: er stumpft zuweilen die Schärfe der Begriffe ab und ergeht sich in rednerischen Erweiterungen. Er wird dadurch zuweilen selbst undeutlich, was sonst nie sein Fehler ist, indem er die technische Sprache vermeiden will, und die Sache durch einige Worte mehr als nöthig ist nicht aufhellt, sondern verdunkelt. Wir hätten gewünscht, dafs Hr. Bake diesen Punct noch mehr in's Auge gefafst und seine allgemeinen Bemerkungen hierauf speciell gerichtet hätte.

Es folgen die Prolegomena in zwei Abschnitten. Im ersten spricht Hr. Bake ausführlich und lehrreich über die kritische Methode und über dasjenige was er bei dieser neuen Ausgabe der Bücher de legibus nach Lage der Sache leisten wollte oder leisten konnte. Im zweiten handelt er von dem fragmentarischen Zustande dieses Ciceronischen Werkes.

Wir wollen in unserer Relation die Reihe umkehren. Denn das kritische Verfahren des Herausgebers gründet sich wesentlich auf seine Ansicht von der Beschaffenheit der ursprünglichen Ueberlieferung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

M. Tullii Ciceronis de legibus libri tres. Recensuit, varietate lectionis et annotatione instruxit Ioannes Bakius.

(Fortsetzung.)

Hr. Bake beweist gründlich, dafs Cicero die vorliegenden Bücher de legibus im Jahre 702 u. c. 52 vor Chr. Pompejo III. Consule geschrieben*), aber weder vollendet, noch selbst herausgegeben hat. Das ist richtig. Eben so ist es wahrscheinlich, dafs Cicero's Schrift de jure civili in ordinem redigendo, welche Gellius erwähnt, der Anfang eines der verloren gegangenen (auf das dritte folgenden) Bücher de legibus gewesen ist. Ich glaube, dafs man diese Schrift noch genauer als den Beginn des 6. Buches de legibus bezeichnen kann. Cicero verheifst in den 3 ersten Büchern an verschiedenen Stellen, dafs er noch über die Rechte der Obrigkeiten und Bürger unter einander, also über das Jus publicum, ferner über die Erziehung und Zucht der Jugend, endlich über das Privatrecht der Einzelnen schreiben müsse und auch wolle. Es ist freilich auffallend, dafs wir aus dem interessanten vierten Buche, worin, nach der Ankündigung, das Jus publicum behandelt wurde, gar keine Fragmente haben. Jedoch Macrobius führt eine Stelle aus dem 5. Buche de legibus, die zur Einleitung dieses Buches gehört, an, und es mufs angenommen werden, dafs er dies Buch als ein vollständiges vor sich hatte, weil er sonst wohl gesagt haben würde: „Cicero in dem angefangenen, oder unvollendeten, fünften Buche de legibus". So bleibt also nur das sechste Buch übrig, als dasjenige, worin Cicero einen Grundrifs des Römischen Privatrechts geben wollte. Er blieb bei der Vorarbeit stehen (*componere aliqua de jure* coeperat, sagt Quintilian XII, 3, 10), und diese Vorarbeit ward späterhin als ein besonderer Aufsatz gelesen. Dafs Cicero 6 Bücher de legibus bezweckte, gewinnt durch die kurz vorher geschriebenen 6 Bücher de republica und aus der Aehnlichkeit mit Plato's 12 Büchern vom Staate und eben so vielen von den Gesetzen die höchste Wahrscheinlichkeit. Warum Cicero das sechste Buch nicht vollendete und dadurch das ganze Werk de legibus unvollständig liefs, scheint uns schon durch seine unvorhergesehene Anstellung in Cilicien und seine Abreise im Frühjahr 51 erklärlich. Es ist aber auch sehr wohl möglich, dafs er in der Sache selbst mehr Schwierigkeit fand, als er erwartet hatte. Hr. Bake vermuthet (p. XXIX) Cicero habe in der Zwischenzeit erfahren, dafs Ser. Sulpicius sich mit derselben Sache beschäftige. Und in der That rühmt Cicero einige Jahre nachher (Anno 46 vor Chr.) im Brutus Cap. 41 an Sulpicius' juristischen Schriften dieselben Eigenschaften, deren Mangel er an den Commentaren anderer Juristen bemerkt und deshalb versprochen hatte, er wolle selbst eine wissenschaftliche Darstellung der Grundsätze des Römischen Privatrechts ausarbeiten. Genug, das Ganze der Bücher de legibus blieb unvollendet. Cicero zählt de divinatione II, 1, welche Schrift ziemlich an das Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn fällt (in das Jahr 44 vor Chr.), alle seine bisher publicirten rhetorischen und philosophischen Schriften auf; er vergifst dabei auch die Bücher de republica nicht, obgleich sie, wie er selbst andeutet, zu einer besonderen Klasse von Schriften gehören; dabei hätte er nothwendig die Bücher de legibus nennen müssen, welche zur Vervollständigung der Schrift de republica dienen, wenn er sie damahls schon herausgegeben hätte; und warum

*) Auch Görenz in seiner Introductio führt diesen Beweis. Er nennt aber das Jahr 701 u. c. Das ist die leidige Unsicherheit der Bezeichnung. Die Jahreszahlen in Moser's Einleitung p. XXVI sind ganz verwirrt. Hr. Moser meint dasselbe Jahr, nennt es aber 701 u. c. und 48 vor Chr., woraus sich niemand vernehmen kann.

Digitized by Google

sollte er sie nicht herausgegeben haben, wenn sie fertig gewesen wären? Später aber hat er sie nicht vollendet und herausgegeben, weil der Drang der Begebenheiten ihm keine Zeit dazu liefs. Es bleibt also nur übrig anzunehmen, dafs sie in dem Zustande, wie sie waren, 5 Bücher fertig, zum sechsten nur eine Vorarbeit, nach seinem Tode herausgegeben sind. Ich erkläre aus diesem Grunde auch den Mangel einer eigentlichen Vorrede; denn Cicero pflegt seine dialogisirten Schriften nicht geradezu mit der Platonischen Scenerie zu beginnen, sondern er schickt ihr immer noch einige einleitende Worte, eine Anrede, eine zeitgemäfse Erklärung über seine Absicht bei der Publication voran. Ohne Zweifel besorgte Tiro, der auch die verschiedenen Briefsammlungen zusammenstellte und herausgab, nicht minder die Herausgabe dieses nachgelassenen Werkes.

Diese Betrachtung der äufseren Verhältnisse der Arbeit Cicero's bleibt nicht ohne Einflufs auf die Beurtheilung des Einzelnen.

Hr. Bake findet in mehreren Theilen der auf uns gekommenen Bücher Spuren der Unvollendung; er glaubt, dafs diese Theile nahmentlich im 2. und 3. Buche zum Behufe späterer Ausführung blofs skizzirt sind: p. XXVII *Mihi haec fragmenta, in quibus complura sunt ambitiose disputata, plura levissime affecta, in his non nisi capita rerum et orationis commentarium paulo plenius (sicut loquitur Brut. 44) continere videntur.* Wagner glaubte dasselbe zu erkennen, und Görenz pflichtete ihm im Wesentlichen bei, s. Görenz Introductio p. XVI. Hr. Bake giebt aber p. XXIV—XXVII genauer an, wo er Lücken in der Behandlung, blofse Andeutungen, ja auch verschiedene Ansätze zum Ausdruck eines und desselben Gedankens, von denen Cic. bei der Ueberarbeitung einen oder den andern wählen wollte, entdeckte. Er giebt indessen zu, dafs man hierüber auch anders urtheilen könne: fore opinor quibus ea quae tractavi vel non ita vitiosa videantur, vel si quid reprehendendum, id per librarios factum esse.

Ref. achtet das Urtheil und die kritische Schärfe seines gelehrten Freundes, aber er bekennt dafs er nicht umhin kann, sich zu jenen Einigen zu rechnen, und zwar würde er sich bei dem Meisten, was hier angeführt wird, für die erste Alternative erklären. Hr. Bake nimmt es mit der Wiederholung gewisser Gedanken, wo Cicero sich zwischen dem philosophischen Begriff und dem gewöhnlichen Sprachgebrauch hin und her bewegt, zu genau (s. p. XXVI). An den Stellen, wo Hr. Bake sachliche Lücken findet, kann ich noch weniger eine Unvollendung erkennen, obgleich ich nicht läugne, dafs uns Fremden und Freunden des Römischen Alterthums manches zu kurz erscheint. Aber ist unser Wunsch genauer unterrichtet zu werden maafsgebend für Cicero und seine Zuhörer? Hr. Bake findet, dafs Cicero in der Motivirung der von ihm aufgestellten Gesetze über mehrere Puncte, als verständen sie sich von selbst, blofs andeutend hingeht. Gut! So ist es. Er hielt eine Begründung für unnöthig, z. B. II, 14 Jam de haruspicum religione, de expiationibus et procurationibus satis superque in ipsa lege dictum puto. Warum wundert sich unser Herausgeber darüber? Ist nicht im Gesetze Cap. 9. ausführlich verordnet, *Prodigia, portenta, ad Etruscos haruspices, si senatus jusserit, deferunto, Etruriaeque principes etc.?* Warum glaubt Hr. Bake dafs Cicero, wenn er die Schrift noch einmahl überarbeitet und selbst herausgegeben hätte, weitläuftiger darüber gesprochen haben würde? Sagt Cicero nicht selbst, es sei „genug und übergenug" was das Gesetz darüber enthalte? Cicero hält die ganze Haruspicin für einen trübseligen Aberglauben, dessen man nun einmahl nicht entrathen sein könne, weil die schwachköpfigen aber ehrlichen Leute im Volke daran hingen. Was soll er sich nun also noch weiter mit diesem Zeuge aufhalten?

Es ist in der That mit dem Uebrigen, worin Hr. Bake eine künftig auszuführende Skizze erkennt, nicht anders. Wenn im Gesetze gesagt ist *Perjurii poena divina exitium, humana dedecus*, so ist das nach den Begriffen des Alterthums vollkommen genug. Der Gesetzgeber geht sogar schon über seine weltliche Befugnifs hinaus. Er droht demjenigen, der einen falschen Eid schwört, von Seiten der Götter mit dem Tode (vergl. die Formel *ita me Dii pessimo leto afficiant*), und von Seiten der Menschen mit der Schande. Hier ist weiter nichts zu sagen. Heutige Leser müssen freilich belehrt werden, aber Cicero's Zuhörer wufsten es hinlänglich, dafs nach Römischem Recht der Eid dem Gewissen der Menschen überlassen blieb, und dafs der Meineid bürgerlich nicht bestraft wurde. *Juris jurandi contempta religio satis deum ultorem*

Digitized by Google

habet heifst es noch im Cod. Justin. IV. tit. 1, l. 2. Und hat nicht Cicero II, 10 dies gebilligt, indem er sagt die Religion werde nur gekräftigt, wenn die Gottheit selbst, nicht ein menschlicher Richter, als ihr Rächer anerkannt werde? (*Quod autem non judex, sed deus ipse vindex constituitur, praesentis poenae metu religio confirmari videtur.*) Wenn nun also Cicero weiterhin bei der Motivirung des Gesetzes sagt (II, 16) *de perjuriis, de incestis, nihil sane hoc quidem loco disputandum est*, ist dies nicht ganz richtig? Was soll er über eine Sache, die ihm und seinen Zuhörern unzweifelhaft ist, noch hin und her reden? Abgesehen davon, dafs Cicero noch eine Beschränkung zulässt: *hoc quidem loco.* Denn allerdings mufste bei der Erziehung noch etwas von der Gewöhnung der Jugend Gott und das Gewissen für das Höchste zu achten gesagt werden.

Wirklich ungerecht wird Hr. Bake gegen den Cicero, wie er uns vorliegt, wenn er ihm einen Vorwurf daraus macht, wie er bei der Rechtfertigung des Tribunats verfährt. Cicero hat III, 7 von der Beschränkung der Macht des Consuls durch den Volkstribun gesprochen. Quintus sagt darauf: „das ist ein grofses Uebel; denn dadurch ist die Macht des Volkes so gewachsen". Nein, antwortet Marcus Cicero, das Tribunat ist eine heilsame Beschränkung der sonst schrankenlosen Gewalt des Consuls, und was darauf weiter folgte. An der gehörigen Stelle weiterhin kommt nun Cicero zur Magistratur der Volkstribunen; das Gesetz war aufgestellt: Jährlich sollen zehn Tribunen sein u. s. w. Die Rechtfertigung dieses Gesetzes will Cicero übergehen. *Sequitur lex*, sagt er III, 8, *quae sancit eam tribunorum plebis potestatem, quae est in republica nostra, de qua disseri nihil necesse est.* Hierin findet Hr. Bake einen Anstofs: Wie Cicero sagen könne, es sei nicht nöthig über die tribunicische Gewalt zu sprechen, gleich als ob die Zuhörer mit ihm einverstanden wären, was ja der Fall nicht ist! Wer dies so liest, erschrickt wirklich über die Leichtfertigkeit, mit welcher Cicero verfahren ist, und, da man ihm Leichtfertigkeit nicht zuschreiben kann, scheint nichts anderes übrig zu bleiben, als die Unvollendung zu beklagen. Aber es kann ja Hrn. Bake nicht entgehen, dafs dies blofs eine Gesprächsform ist. Cicero sagt „es wird wohl nicht nöthig sein darüber zu disputiren". Ei, recht sehr, antwortet Quintus und ergiefst sich in eine heftige sehr ausführliche Anklage dieser Magistratur. Sein Bruder antwortet noch ausführlicher: „wegen des Mifsbrauchs dürfe man eine an sich heilsame Einrichtung nicht verwerfen", und zum Schlufs: „Was willst du machen? Es geht nicht anders; das Volk läfst sich seine Tribunen nicht nehmen. Man mufs sich in die Einrichtung fügen und sie möglichst zum Guten wenden". Wo ist nun hier eine Lücke, wo eine Skizze, die ihre formelle Vollendung nicht erhalten hat? Der Gegenstand wird ja ausführlich genug besprochen. Man möge aber auch in der scheinbaren Ausweichung Cicero's eine feine Absichtlichkeit nicht verkennen. Er war im Grunde mit Quintus einverstanden, und Quintus mit ihm, das Tribunat sei eine gefährliche Macht; es wäre ganz gut, wenn man der Volkstribunen entrathen sein könnte, aber das Volk hange einmahl an diesem Institut und erkenne darin die einzige Garantie seiner Freiheit, und wie sich der Staat einmahl gebildet habe, sei das Tribunat auch wirklich die nothwendige Ausgleichung der consularischen Unumschränktheit. Ueber unabwendbare Dinge liebt man nicht zu sprechen, mufs man aber darüber reden, so ist es vernünftig ihre gute Seite hervorzuheben. Dies liegt ja doch vor Augen. Wie kann man also was Kunst der Darstellung ist für Mangel der Ausführung halten?

Ref. wiederholt, dafs für uns unersättlich Wifsbegierige vieles nicht so ausführlich dargestellt ist, als wir es wünschten. Aber darin läfst sich keine Unvollendung finden. Wie viel mehr müfsten sonst die Bücher de republica für unvollendet gehalten werden, die uns lange nicht so ausführlich, wie wir's erwartet hatten, über gewisse alte Zustände belehren! Man mufs nicht zu viel verlangen. Die Bücher de legibus geben uns viel, aber was offen und klar daliegt, ist schon längst in unsere systematisirte Kenntnifs vom Römischen Alterthum übergegangen: Anderes brauchte für Zeitgenossen nur angedeutet zu werden: es erscheint uns Spätergebornen zu kurz und undeutlich, aber unser Mangel ist nicht Mangel des Autors.

Zur Constituirung des Textes hatte Hr. Bake viele Hülfsmittel. 5 Handschriften lieferte ihm die Leydener Universitätsbibliothek, 3 die Ambrosianische in Mailand, eine (Burneyanische) das britische Museum, eine die königliche Bibliothek in Paris. Er be-

Digitized by Google

zeichnet die 5 ersten mit A B C D E, die 5 andern mit α β γ δ ε. Besonders erfreulich ist es, dafs Hr. Bake Abschrift der Lagomarsinischen Collationen, welche zu Rom im Jesuiten-Collegium befindlich sind, erhielt. Der würdige Lennep in Amsterdam erwirkte sie ihm von der Gefälligkeit des Ordensgeneralis Pat. Rothaan. Die Collationen Lagomarsini's sind bekanntlich die genau excerpirten Lesarten einer grofsen Anzahl von Handschriften und Ausgaben, die in der Collation selbst nur mit Nummern bezeichnet sind. Wer sie benutzt, mufs zuvörderst untersuchen, ob gedruckte Ausgaben oder ob Handschriften durch die Nummern bezeichnet sind. So hat Hr. Bake entdeckt, dafs Nr. 3 die editio princeps, Nr. 49 die Robert-Stephanische, Nr. 50 die echte Lambinische Ausgabe bezeichnet. Auch Nr. 124 und 126 hält er für Drucke, kann sie aber nicht mit Sicherheit angeben. Bei der Bestimmung der Handschriften würde sich Hr. Bake die Mühe erleichtert haben, auch in Betreff einiger zu einem unzweifelhaften Resultat gekommen sein, wenn er sich der Vorrede des Ref. zu seiner Ausgabe der Verrinen erinnert hätte, wo pag. XXXII gezeigt wird, welche Hülfe hiebei Bandini's Catalogus codd. mss. bibliothecae Laurentianae gewährt. Lagomarsini hat nähmlich nur Florentinische oder in unmittelbarer Nähe dieser Stadt befindliche Handschriften verglichen. Dabei unterliefs er in der Regel nicht auf dem Einband zu bemerken, dafs er die Handschrift verglichen und wann er mit der Vergleichung fertig geworden (von 1740—50). Diese Notate hat Bandini in seinen Catalog der Laurentiana aufgenommen. Wie nützlich wäre es, wenn beides auch von andern geschehen wäre und wenn in den Catalogen von Handschriftensammlungen bemerkt würde, wer in verschiedenen Zeiten die Handschrift benutzt hätte! Denn wahrscheinlich werden jetzt viele Handschriften mehrfach unter verschiedenen Nahmen citirt. Hr. Bake wird im Bandiaischen Catalog Vol. II p. 87 und 91 genaue Auskunft über die Nummern 58 und 65 finden, von denen er richtig vermuthete, dafs es Handschriften seien. Ohne Zweifel befinden sich auch die übrigen numerirten Handschriften in einer der drei grofsen Bibliotheken in Florenz, der Laurentiana, Magliabecchiana und Riccardiana, wenn sie auch noch zu Lagomarsini's Zeit in anderem Besitz waren. So gehörten Nr. 10 und 11 mit der Bezeichnung *Sctis Marci* zur Bibliothek des Dominicanerklosters San Marco in Florenz und sind bei dessen Aufhebung wahrscheinlich der Laurentiana einverleibt worden. Alles dies wird sich in Florenz leicht ermitteln lassen. Inzwischen kann man die Lagomarsinischen Excerpte mit voller Sicherheit benutzen: ich hoffe auch in Bezug auf das Silentium der Codices.

Man wird es Hrn. Bake sehr danken müssen, dafs er die Vergleichungen von 23 Codices, die ihm zu Gebote standen (darunter jedoch aber noch die Nummern 124 und 126, die er für Drucke hält, und von der Pariser Hdschr. 2906, die ein Membr. Valerianus in 8 ist, nur die beiden ersten Bücher) vollständig mittheilt; denn die Kritik gewinnt dergestalt einen Anhalt, den sie lange vermifst hat. Er hat die von seinen Vorgängern gebrauchten Hülfsmittel ausgeschlossen. Ganz mit Recht, insofern er es nicht wie sein nächster Vorgänger Moser auf eine Collectivausgabe anlegte, sondern selbstständig versuchen wollte, wie weit er, allerdings mit Benutzung, jedoch nicht mit Reproducirung alles alten Materials, in der Textesberichtigung gelangen konnte.

In dieser Hinsicht äufsert sich Hr. Bake sehr bescheiden, wir möchten fast sagen mit einem Ausdruck mangelnder Befriedigung. Und es ist wahr: sein Text beweist, was der Herausgeber in den Prolegomenis sagt, dafs er zu einem ihn selbst befriedigenden Abschlufs nicht gelangen konnte. Der Text läfst die Fehlerhaftigkeit der handschriftlichen Ueberlieferung bestehen: sie wird auch da wiederhergestellt, wo die Conjecturen der Herausgeber sie bedeckt haben, in ähnlicher Art wie Ruhnkenius den Text des Vellejus gab. Die Lesarten der Orellischen Ausgabe sind am unteren Rande angemerkt. Der Commentar enthält das Nähere und die Vermuthungen des Herausgebers wie etwa der Fehler zu heben ist. Allerdings ist auch vieles aus Handschriften als Besserung der Vulgata aufgenommen, besonders in der Wortstellung: jedoch im Allgemeinen spricht Hr. Bake seine Ansicht dahin aus, es scheine ihm am gerathensten Cicero's Schrift zunächst auf diejenige mangelhafte Gestalt zurückzuführen, welche sie in der fehlerhaften Urhandschrift gehabt hatte, aus der die jetzt vorhandenen natürlich ebenfalls fehlerhaften Abschriften geflossen seien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

M. Tullii Ciceronis de legibus libri tres. Recensuit, varietate lectionis et annotatione instruxit Ioannes Bakius.

(Fortsetzung.)

Ref. achtet den wissenschaftlichen Ernst des neuen Herausgebers, sein redliches Streben das Wahre zu finden, seine Enthaltsamkeit subjective Wahrscheinlichkeiten als Wahrheiten in den Text einzuführen, und er erkennt dabei in den Anmerkungen gründliche Sprachkenntnifs, bemerkenswerthen Scharfsinn und, wo es nöthig schien, unternehmende Kühnheit der Conjectur. Aber ich glaube doch im Allgemeinen, dafs Hr. Bake in seinen Zweifeln und Bedenken zu weit gegangen ist. Ich kann, wie schon ausgeführt ist, die zu Grunde liegende Ansicht von der mangelnden Vollendung der 3 vorliegenden Bücher nicht theilen; ich habe eine solche Meinung von der stilistischen Sicherheit und Gewandtheit Cicero's, selbst auch von der Geschicklichkeit des ursprünglichen Herausgebers Tiro, dafs ich mich nicht überzeugen kann, wie etwas Unvollkommenes in der Art, wie es sich Hr. Bake denkt, dem Römischen Publicum hätte dargeboten und von demselben gleich den übrigen Werken Cicero's aufgenommen werden können. Die jetzt vorhandenen Handschriften sind insgesammt fehlerhaft: das ist wahr: ich glaube Hrn. Bake, dafs es nicht möglich ist einen solchen Familienunterschied bei ihnen zu finden, wie ich ihn bei den Verrinen nachgewiesen habe, zwischen richtiger Ueberlieferung und verflachender Ueberhudelung. Man wird in der einen Handschrift etwas mehr Willkühr als in der andern bei Correctur der in allen vorhandenen Originalfehler finden können: hierauf allein wird die Classification der Handschriften gerichtet sein müssen. Aber da keine absichtliche Verfälschung durchgeht, so kann mich die entdeckte Fehlerhaftigkeit noch nicht bestimmen, die Hoffnung aufzugeben, auf der Basis der Handschriften durch Anwendung der Kritik einen ganz fehlerfreien Text herzustellen, einen Text, der dem von Tiro herausgegebenen nahe kommt, (wobei ich voraussetze, dafs dieser ein wohlgeordneter und revidirter war,) einen Text, der richtiger ist als die zunächst aus dem Tironischen Exemplar geflossenen nicht-revidirten Abschriften, inwiefern es, in Betracht der Fehlerhaftigkeit sämmtlicher Handschriften, wahrscheinlich ist, dafs bald zu Anfang eine recht fehlerhafte Abschrift unrevidirt ins Publicum kam und die Quelle anderer wurde. Welche Masse von reinen Nachläfsigkeits- und Unverstands-Fehlern die alten Librarii in die Codices hineintrugen, so dafs es durchaus nothwendig war die Arbeit des Kalligraphen von einem Gelehrten revidiren und durchcorrigiren zu lassen, das bezeugt uns auf das Deutlichste der Palimpsest des Cicero de republica. Es war durchaus wie bei den Schriftsetzern in neuerer Zeit. Auch der beste Satz mufs von einem Gelehrten revidirt werden, aber der schlechte wimmelt von Fehlern, die das Verständnifs zuweilen unmöglich machen, und die man doch nicht dem Autor, ja nicht einmahl seiner Handschrift beimessen kann. Ein unrevidirtes Exemplar mit einigen äufseren Lücken liegt sämmtlichen Handschriften zu Grunde, und da verdient die Treue der mittelalterlichen Abschreiber noch alle Anerkennung, dafs sie so wenig und nur auf der Oberfläche corrigirten.

Wir glauben also, dafs der hochgeehrte Bearbeiter die Grundlage seiner Kritik allzu mifstrauisch angesehen hat, weshalb er dann auch leicht zu gewaltsamen Maafsregeln greift. Dies wird aber den Werth seiner Arbeit in den Augen der Gelehrten nicht herabsetzen. Er hat es sich selbst schwerer gemacht als billig ist; er kämpft gegen Gebrechen, die er zu heilen verzweifelt, aber er kämpft scharfsinnig, gelehrt und entschlossen. Seine Zweifel werden oft beseitigt

Digitized by Google

werden müssen, so glauben wir, aber sie werden immer das Nachdenken anregen und zum Kampfe spornen.

In Betreff der im Commentar behandelten Sachen bemerken wir noch, dafs Hr. Bake sich vorzugsweise mit der sprachlichen Kritik beschäftigt, besonders den Sprachgebrauch des Cicero untersucht, sehr häufig Bezug auf andere Schriften Cicero's und auf andere Autoren nimmt, und Stellen aus denselben kritisch und exegetisch behandelt. Die sachliche Erklärung hat er nur insofern berücksichtigt, als sie von der Worterklärung nicht zu trennen ist; in nebenliegende Untersuchungen über das Römische Staatsrecht einzugehen, vermied er, weil er, wie er offen gesteht, die vielfachen Vorbereitungen nicht gemacht habe, welche ein sicheres Urtheil bei dem aufgeregten Zustand dieser Disciplin bedingen. Wir ehren diese Selbstbeschränkung, die sich doch nicht auf andere sachlichen Theile des Römischen Alterthums bezieht; und niemand wird ihm versagen, was er p. XV ausspricht: Nec cuiquam edendi modum aut legem praescribimus, et nobis ut nostro instituto uti liceat concessum iri spero.

Es ist unmöglich die Texteskritik im Einzelnen zu verfolgen und einerseits die Stellen anzugeben, in welchen Hr. Bake durch seinen Scharfsinn die falsche Uebertünchung entfernt und aus seinen Codices das Richtige hergestellt oder annäherungsweise gefunden hat, anderseits die Vertheidigung einer Menge anderer Stellen zu versuchen, bei denen seine Bedenklichkeit gegen das Ueberlieferte zu weit gegangen sein dürfte. Wir würden damit alle Gränzen dieser Relation überschreiten, die dem gelehrten Leser nicht vorgreifen soll, sondern dazu bestimmt ist das Buch nach einer Charakterisirung seiner Tendenz der Beachtung zu empfehlen. Eben so wenig können wir es unternehmen, die vielen sprachlichen Bemerkungen des Commentars auszuziehen, da sie meist in enger Verbindung mit der Erklärung der Textesworte stehen. Ein genauer Index weist die Bereicherung nach, welche die Lateinische Syntax und Partikellehre (mit vielfacher Berücksichtigung von Hand's Tursellinus) aus dem Commentar ziehen kann. Wenn wir nun doch noch im Folgenden eine Anzahl einzelner Stellen behandeln, so wählen wir solche, wo wir, mit Benutzung des Bakischen Commentars, hoffen können, einiges zur Erklärung der Schrift beizutragen. Insofern wir dabei eine eigene Ansicht vortragen, erklären wir uns an der betreffenden Stelle mit der Ansicht unsers gelehrten Freundes nicht einverstanden. Dies liegt in der Natur der Sache und möge nicht als Polemik gegen Hrn. Bake angesehen werden, dessen wissenschaftliches Bestreben nur dankbare Anerkennung verdient.

I, 1. §. 2. Quintus spricht: *ut ait Scaevola de fratris mei Mario.* Hr. B. zeigt sehr gut, dafs der angeführte Pentameter „canescet saeclis innumerabilibus" weder von Scaevola Augur noch von Scaevola Pontifex wirklich gesagt, d. h. gedichtet sein könne. Es ist die höchste Unwahrscheinlichkeit, dafs einer der beiden ehrenfesten Greise ein lobendes Epigramm auf das Gedicht eines unbedeutenden Jünglings gemacht haben sollte. Es ist aber auch höchst wahrscheinlich, dafs der Marius gar kein Jugendgedicht Cicero's ist, dafs er ihn vielmehr erst nach seiner Verbannung und Zurückberufung verfertigte, als sein Schicksal eine gewisse Aehnlichkeit mit dem des alten Marius erhalten hatte. Hiemit wird dann die gewöhnliche Meinung ganz vernichtet. Aber die Erklärung, zu welcher Hr. Bake selbst seine Zuflucht nimmt, *de* in den Worten *ut ait Scaevola* de *fratris mei Mario* heifse hier *aus*, und Cicero habe in seinem Gedichte Marius den Scaevola Augur redend eingeführt, wie er der Eiche bei Arpinum ewiges Alter prophezeite, kann eben so wenig gebilligt werden. Das Selbstlob wäre über alle Gebühr. Und wie käme ein Pentameter in ein heroisches Gedicht? Ich bin der Meinung, dafs der genannte Scaevola keiner der beiden alten juristischen Lehrer Cicero's ist, sondern ein jüngerer Zeitgenosse Cicero's, vielleicht der Sohn des Augur, der öfters in den Briefen theils blofs mit dem Familiennahmen Scaevola, theils förmlicher als Q. Mucius vorkommt. Er war Quintus' Begleiter in Asien im Jahre 61, später im J. 54 v. Chr. Volkstribun, wahrscheinlich ein Dichter wie Quintus. Er wird es sein, der das von Quintus angeführte Lobesepigramm auf das Gedicht seines älteren Freundes oder Gönners gemacht hat.

I, 1. §. 3. edirt Hr. Bake *certene non longe a tuis aedibus inambulans — dixerit —, et verumne sit Athenis, non longe item a tua illa antiqua domo Orithyiam aquilo sustulerit.* Aber er zweifelt an der Richtigkeit dieser Lesart. Erstlich *certe* werde nicht so absolut gebraucht, „ob er wirklich (vere) gesagt habe". Er will also für certene *Romaene.* Wir zweifeln an der Richtigkeit dieses Zweifels. Wird denn

Digitized by Google

nicht *certe scio* oft gesagt für: ich weiſs auf zuverläſsige Art? Heiſst nicht ad Att. 8, 18 *causam nostram Pompejum certe suscepturum*, Pompejus werde auf eine entschiedene Art meine Vertheidigung übernehmen? Alsdann macht Hr. B. wahrscheinlich, daſs Cicero geschrieben habe *verumne sit ut Athenis — sustulerit.* Dies ist sogar nothwendig, sobald *verumne sit* aufgenommen wird. Alle Codices haben dies, sagt Hr. Bake. Man hat sich also zu entscheiden, ob es in allen Codices aus einer Randglosse des Urexemplars, woraus die heutigen geflossen sind, herrühre, (denn es ist nicht nöthig und die Construction geht darohne gut von Statten,) oder ob zugleich *ut* hinzuzusetzen ist. Drittens nimmt Hr. B. an *illa antiqua domo* Anstoſs. Die alten Häuser in Athen seien eng gewesen, und es sei nicht wahrscheinlich, daſs Atticus ein solches bewohnt habe. Er will also für „antiqua domo" *Attica domo* lesen. Das geht zu weit. Denn Cicero wird eine unschöne Tautologie *Athenis non longe a tua illa Attica domo* aufgebürdet. In der That ist es wahrscheinlich, daſs Atticus ein neues Haus in Athen bewohnt hat, weil Cicero absichtlich sagt „dein dortiges altes Haus". Hr. B. setzt hinzu: Ceterum illam Attici domum fuisse in Ceramico, recte quidem conjicit Goerenzius ex Platonis Phaedro, sed colligere quoque licet ex Epp. ad Atticum I, 10. Plato im Phädrus sagt, Orithyia sei in der Gegend am Ilissus geraubt worden, da, wo man auf dem Wege nach dem Tempel der Artemis Agraea über den Bach gehe. Wenn Görenz hieraus schloſs, Atticus Haus, in dessen Nähe, wie wir von Cicero hören, der Raub vorgefallen war, habe im Ceramicus gelegen, so weiſs man bei einiger Kenntniſs der Lokalität nicht, was man dazu sagen soll. Der Ceramicus ist gerade der vom Ilissus am meisten entfernte Theil von Athen. Aber Atticus hatte allerdings ein Haus im Ceramicus, wie sich aus Cicero's Briefe an ihn I, 10. ergiebt, wo Cicero darüber scherzt, daſs Atticus seine Briefe immer mit den Worten „Cum essem in Ceramico" anfange, worauf er entgegnet: Cum essem in Tusculano. Nun schön! Die ganze Sache und die Richtigkeit der Lesart bei Cicero ergiebt sich: das alte Haus des reichen Atticus war in dem Stadtviertel Λίμναι oder, wenn auſserhalb der Mauer, in der Vorstadt Κῆποι, das neue im Ceramicus, dem späterhin bewohntesten Theile Athens.

I, 1. §. 4. *Atqui multa quaeruntur in Mario fictane an vera sint, et a nonnullis, quod et in recenti memoria et in Arpinati homine, vel severitas a te postulatur.* Die Codices haben meist *sed veritas*. Hr. B. beweist richtig, daſs *severitas* hier nicht passend sei. Er will also *nil nisi veritas*. Dies scheint mir auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig. Ich lese mit Dr. A. W. Zumpt in seiner deutschen Uebersetzung *et a nonnullis, quod et in recenti memoria et in Arpinati homine* versaris, *veritas a te postulatur* oder *versere*, wie Hr. Z. will. Nähmlich die Worte *a nonnullis* können nicht zum Vorhergehenden gezogen werden, weil es dann heiſsen müſste *a multis* (nähmlich *multa quaeruntur, et a multis*), auch giebt Cicero sogleich selbst, indem er diesen Satz wieder aufnimmt (*sed tamen nonnulli isti faciunt imperite qui veritatem exigent*) zu erkennen, daſs er *a nonnullis — veritas postulatur* verbunden hatte.

I, 8. §. 24. *Nam cum de natura omni quaeritur, disputari solet* (*nimirum ita sunt ut disputantur*) *perpetuis curibus conversionibusque caelestibus extitisse quandam maturitatem serendi generis humani cet. cet.* Hr. B. will zu Anfang des Satzes *nam si de natura hominis quaeritur*, was nicht nöthig scheint, da *natura omnis* wie §. 21. die ganze geschaffene Welt mit Inbegriff des Menschen ist. Bei dem häufigen und verschiedenartigen Gebrauch des Wortes *natura*, ist Cicero genöthigt einen Zusatz zu machen, sobald er den allgemeinen Begriff Natur für Welt ausdrücken will. Ueber den Sinn des Zwischensatzes schweigt Hr. Bake; er bemerkt nur, er stimme mit Madvig in der Wiederherstellung des Wortes *ita* für das Pronomen *ista* überein. Aber es handelt sich um mehr. Von Anfang an nahmen die Erklärer Anstoſs an der übergroſsen Naivität, mit der hier in einem Zwischensatz das groſse Problem der Schöpfung des Menschen gelöst wird, „und allerdings ist es so, wie es in philosophischen Behauptungen aufgestellt wird". Wozu noch die disputatio, wenn es so ist? Und das soll der Akademiker Cicero sagen? Die früheren Erklärer suchten durch Streichung einiger Wörter die wunderliche Aussage „so ist es" zu beseitigen; sie wollten zusammenziehen, „man disputirt, wie man disputirt". Wyttenbach verfuhr noch entschiedener: er rieth den ganzen Zwischensatz, als Randbemerkung, zu streichen. Schütz und Moser neigten sich ebenfalls dahin. Die Vulgata ist *ista*; die Codices, welche Davisius, Görenz

Digitized by Google

und Moser verglichen, haben eben so, auch die meisten Lagomarsinischen, und ich fürchte, es ist ein Irrthum, dafs Hr. B. aus seinen 10 mit Buchstaben bezeichneten Codicibus keine Abweichung von seinem Texte *ita* bemerkt. Ich glaube also, dafs mit Veränderung eines einzigen Buchstabens (*disputentur* für *disputantur*) zu schreiben ist *nimirum ista sunt ut disputentur*, d. h. in der That sind dies Dinge über welche gestritten werden kann, was Seneca gesagt haben würde nimirum ista sunt *disputabilia*.

I, 17. §. 46. setzt Hr. B. als verdorbene Lesart der Handschriften in den Text: *Nos ingenia juvenum non item, at ingenia natura, virtutes et vitia, quae existunt ab ingeniis, aliter judicabuntur: an ea non aliter quam honesta et turpia non ad naturam referri necesse erit.* Er bezeugt in der Note, diese Stelle sei die allerverdorbenste in diesen Büchern. Das ist schon wahr; aber die Corruption besteht in blofsen Schreibfehlern und ist von Absichtlichkeit entfernt; daher läfst sich das Wahre aus der Betrachtung dessen, was der Zusammenhang fordert, herstellen. Schlimmer sind Stellen, in denen die Fehlerhaftigkeit durch eine andere Wahrscheinlichkeit bedeckt ist. Hr. B. glaubt, die Stelle sei so zu emendiren: *An ingenia naturā, non item virtutes et vitia, quae existunt in ingeniis, judicabuntur? An ea non aliter, honesta et turpia non ad naturam referri necesse erit?* Der Sinn ist getroffen, der auch überhaupt nicht zweifelhaft sein kann. Cicero dringt darauf, das Gute und Schlechte (im Sittlichen) sei nicht durch äufserliche Uebereinkunft, sondern zufolge seiner innern Natur bestimmt und gesondert. Kurz vorher sagte er: non solum jus et injuria naturā dijudicantur, sed etiam omnia honesta et turpia. Ueber den Sinn im Allgemeinen kann also bei Beachtung des Zusammenhangs kein Zweifel sein. Im vorliegenden Satze aber verfährt Hrn. Bake's Conjecturalkritik mit Ausstreichen zu rasch. Sobald keine Absichtlichkeit der Verfälschung nachzuweisen ist, (und sie findet in der That hier nicht Statt, da die Schreibart der Codices gar keinen Sinn giebt,) kann man auch nicht einzelne Wörter als eingeschoben hinauswerfen. Wir emendiren also: *Nos ingenia juvenum nominamus ab ingenita natura: virtutes et vitia, quae existunt ab ingeniis, aliter judicabuntur? An ea, non aliter quam honesta et turpia, non ad naturam referri necesse erit?* Das einzig Harte an unserer Verbesserung ist, dafs wir *non item* in *nominamus* verwandeln. Alles Uebrige wird erhalten. Hr. B. streicht die ersten 3 Worte, die sich in allen Handschriften finden. Er hält *juvenum* für ganz ungehörig. Warum denn? Von natürlichen Anlagen ist nur bei jungen Leuten zu sprechen; bei Männern haben die Anlagen aufgehört Anlagen zu sein, sie sind *artes* (gute oder schlechte) geworden. Der Schlufs des Satzes bedurfte, nachdem Hr. B. die handschriftliche Lesart wiederhergestellt, gar keiner Correctur, nur einer Veränderung der Interpunction. Es wird auf eine Ungereimtheit verwiesen: Soll etwa künftighin auch das Ingenium nicht anders, als wie ihr es von der Sittlichkeit wollt, ohne Bezug auf Natur sein, so dafs man also künftig nicht mehr von natürlichen Anlagen sprechen müfste?

I, 19. §. 50. heifst es im Text: *Erubescunt, pudet etiam loqui de pudicitia: ac me istorum philosophorum pudet, qui ullum judicium vitare nisi vitio ipso mutatum putant.* Wenn Hr. Bake *erubescunt pudet* aufnahm, so mufste er auch die Interpunction ändern und *erubescunt* zum vorhergehenden Satze ziehen und den neuen mit *Pudet* beginnen. Ich glaube aber, dafs *Erubescunt pudici etiam loqui de pudicitia* aus andern Handschriften aufzunehmen ist, und dafs eben jener Irrthum, wonach *erubescunt* zum vorhergehenden Satze gezogen wurde, die Veranlassung gab, *pudici* in *pudet* zu verwandeln. Denn dafs *pudet* nicht richtig ist, beweist das unmittelbar folgende *pudet*. Dergestalt dasselbe Wort in zwei verbundenen Sätzen folgen zu lassen (*pudet* etiam loqui de pudicitia, ac me istorum philosophorum *pudet*) ist gegen die ersten Regeln des Stils und würde die gröfste Unbehülflichkeit des Ausdrucks beweisen. Am Schlusse, der so, wie er im Texte steht, vollkommen unverständlich ist, will Hr. B. lesen: *qui nullum flagitium in verbis nisi vitium ipsum vitandum putant.* Er bezieht den Tadel Cicero's ganz richtig auf die Cyniker, die alle unflätigen Worte und Handlungen als Natürlichkeiten offen von sich geben und dabei noch auf diejenigen schelten, die etwas Anstöfsiges darin finden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

M. Tullii Ciceronis de legibus libri tres. Recensuit, varietate lectionis et annotatione instruxit Ioannes Bakius.

(Schlufs.)

Die Unanständigkeit, sagten sie, wird erst durch das sündhafte Bewufstsein der Leute hineingelegt. Aber die Veränderung der Worte, welche Hr. B. vornimmt, überschreitet alle Gränzen einer Emendation, d. h. einer Verbesserung der Schreibfehler. Wir glauben dafs sich der witzige Ausdruck, der zu den Verschreibungen Veranlassung gab, leichter so herstellen läfst: *qui nullum vitium vitari, nisi vitio ipso vitiatum, putant. Vitium* ist eine Handlungsweise, woraus einem ein Vorwurf gemacht wird, insbesondere die offene Befriedigung der rohen Natürlichkeit, inwiefern der cultivirte Mensch dahinter eine verwerfliche Gesinnung voraussetzt. So spricht man von einem vitium gulae, ebrietatis, libidinis, und insbesondere wird alle Obscenität mit diesem Worte bezeichnet. Die Cyniker befriedigten ihre Naturbedürfnisse öffentlich, (man denke an Krates und Hipparchia,) sie glaubten auch, dafs niemand dergleichen als eine Unanständigkeit, als eine Anstandsverletzung, vermeide, ohne zuvor die an sich indifferente Handlung durch eine wirkliche Fehlerhaftigkeit seiner eignen Gesinnung verfälscht, verändert (man könnte demnach auch *mutatum* lesen) und so zu einer verwerflichen Handlung gestempelt zu haben.

I, 23. §. 3. am Schlufs des ersten Buchs edirt Hr. Bake: *Vero facis et merito et ipse.* Er bemerkt selbst, die besten Handschriften hätten *revera* für *vero.* Gut, und dies ist zuvörderst herzustellen: Revera facis et merito et ipse, in der That du thust recht daran. Wie Epist. III, 5 Scribis enim, quae de nostris officiis ego ad te scripserim, non necessaria te putasse: et *revera*, confirmata amicitia et perspecta fide, commemoratio officiorum supervacanea est. Aber *et merito et ipse* ist noch zu corrigiren. Denn dafs es heifsen solle „und du thust es von freien Stücken", tua sponte, kann ich nicht annehmen. Denn dies würde auf die Möglichkeit des Gegentheils hindeuten, dafs Cicero die Philosophie unter äufserer Nöthigung gelobt haben könne, wovon nicht die Rede sein kann. Ich glaube, die gewöhnliche Abkürzung von *ipse* verleitete zur Verwechselung und dafs dafür *rite* zu lesen ist: *facis et merito et rite*, du thust es nach Sitte und Gebühr.

II, 2. §. 5. spricht Cicero von dem doppelten Vaterlande, welches ein Römischer Municeps habe, indem er zugleich Mitglied einer städtischen Gemeinde, z. B. von Tusculum, und Römischer Staatsbürger sei: *ut vestri Attici, priusquam Theseus eos demigrare ex agris et in astu, quod appellatur, omnes se conferre jussit, et sim erant idem et Attici.* So edirt Hr. Bake, wie er sagt, ex uno et altero codice neglectis ceteris monstris, und so kann er freilich sehr sicher auf seine Emendation *et sui erant iidem et Attici* kommen, wobei jedoch das kahle und nichtssagende *sui* befremdet, wofür etwas bestimmteres, „sie waren zugleich Bürger besonderer Gemeinden" stehen sollte. Anderwärts nimmt er es viel genauer. Die meisten und besten Codices haben *et simphrantidem.* Darin liegt gewifs *et sui* zu Anfang und *erant iidem* zum Schlufs, aber in der Mitte noch etwas anderes. Ich glaube, dafs es heifsen mufs *et sui* phratores *erant iidem et Attici*, sie waren zugleich suae quisque oppidi cives und Attiker. Athen wurde bekanntlich aus 12 πόλεις zusammengezogen, und solche πολῖται, jeder seines kleinstädtischen Cantons, sind φράτορες, indem die Athenische φρατρία an die Stelle einer solchen Zwölftelstadt trat.

II, 9. §. 23. Im Gesetz: *Poena violati juris esto. Quocirca ne quis agrum consecrato.* Diese Stelle halte

Digitized by Google

ich für die schwierigste der ganzen Schrift, weil sie es äufserlich am wenigsten scheint. Hr. Bake bemerkt: Agnoverunt Puteanus et Davisius *quocirca* non esse hujus loci. Ganz richtig. Die Ungehörigkeit der Partikel *quocirca* ist innerlich und äufserlich entschieden. Kein neuer Gesetzesparagraph wird mit dem andern durch eine Partikel verbunden. Am wenigsten aber stehen diese zwei gesetzlichen Verordnungen in einer solchen Verbindung, dafs die erste der Grund der zweiten ist. Hr. Bake vermuthet also, es sei für *quocirca* zu schreiben *doni ergo*. Die Conjectur hilft jedoch zur Beseitigung einer andern Schwierigkeit nichts. *Ne quis agrum consecrato* ist vollkommen genug. Cicero verbietet ganz allgemein, tragbares Feld solle nicht durch Weihung dem Anbau entzogen werden, was auch immer für eine Absicht dabei sei, ob Schenkung an einen Gott, oder Bestrafung des ehemahligen Besitzers. Darüber spricht er in der Motivirung seines Gesetzes hinlänglich. Das Gesetz von der Weihung bedarf also keiner näheren Bestimmung; wohl aber bedarf ihrer das zunächst vorhergehende Gesetz *poena violati juris esto*. Was für eine Strafe? fragt jeder. In der Motivirung des Gesetzes ist von einer göttlichen Strafe die Rede, welche auf die absichtliche Verletzung des heiligen Rechtes steht, und wie sie erfolge, wird an dem Beispiel des Clodius gezeigt, der durch sein eignes Gewissen, schimpflichen Tod und schmachvolles Andenken bestraft wurde. Ich glaube, dafs für *quocirca* zu lesen ist *deum ira*. Der Zorn der Götter wird dem Religionsverächter angedroht, weil es keine bestimmte bürgerliche Strafe für seinen Frevel gab. Das Volk konnte zwar ein Gericht verfügen und ihm erlauben eine bürgerliche Strafe zu verhängen, wie es geschah, als Clodius beschuldigt wurde, durch einen versuchten Incest die Feier der bona dea gestört zu haben, aber dies war aufser der Ordnung.

Hiebei bemerke ich zugleich, dafs II, 17. §. 44., wo die Rede von jener göttlichen Strafe der Gottlosigkeit ist, und wo Hr. Bake (mit treuer Fehlerhaftigkeit) edirt *Tantum poenam erebi duplicem poenam esse divinam, quod constat ex vexandis vivorum animis et ea fama mortuorum, ut eorum exitium et judicio vivorum et gaudio comprobetur*, zuerst *Tantum ponam* (nur so viel will ich sagen) nothwendig ist. Alsdann haben für *erebi* die von Hrn. Bake selbst verglichenen Codices meist *merui*, und ich wundere mich sehr, dafs aus den Lagomarsinichen nichts angemerkt wird. Unmöglich kann ich annehmen, dafs sie *erebi* haben, was die absichtlichste Correctur eines Halbgelehrten ist. Hr. Bake ist geneigt, der Conjectur Hülsemanns *sceleri* vor der Moserschen *crimini* den Vorzug zu geben, wenn ihm nicht der Dativ Bedenken machte. Er meint aber, vielleicht sei *vere* genug. Dies ist immer noch besser als *sceleri*. Aber das Richtige liegt ganz nahe und ist schon von Dr. A. W. Zumpt in seiner Uebersetzung des Ciceronischen Werks aufgestellt. Es mufs heifsen *videri*, und darauf nach allen Codicibus *quod constet*, im Conjunctiv. Cicero sagt „Ich will nur meine Ansicht herstellen". Dies „nach meiner Ansicht" ist in diesem Zusammenhange eben so nothwendig als dem Sprachgebrauch Cicero's angemessen.

II, 11. §. 28. *Bene vero quod Mens, Pietas, Virtus, Fides consecratur manu.* So edirt Hr. Bake, glaubt aber, es müsse *consecrantur* heifsen. Merkwürdig, dafs trotz der leichten Verwechselung von allen seinen Handschriften nur eine so hat. *Manu* vertheidigt er, weil von Stiftung von Tempeln die Rede sei und Tempel *mit der Hand* geweiht werden. Das ist eine wirklich seltsame Erklärung, aber freilich schon von vielen andern in der kritischen Verzweiflung aufgestellt. Was geschieht nicht alles mit der Hand? Werden mit ruchloser Hand Tempel zerstört, so könnten ja auch mit frommer Hand Tempel geweiht werden! Aber so etwas Unbedeutendes und Inhaltsleeres kann Cicero nicht gesagt haben! Man mufs lesen *humana*. Das ist nähmlich der tiefe Gedanke: *menschliche* Tugenden werden als Gottheiten hingestellt und in Tempeln verehrt, damit die, welche sie besitzen, erkennen mögen, sie tragen Gott im Herzen. So führt es ja Cicero selbst aus.

Wir brechen ab, um die Geduld unserer nichtphilologischen Leser nicht zu ermüden. Sie mögen indefs glauben, dafs Cicero's Werk, so wie noch manche Räthsel, so auch des wahr Gedachten und schön Gesagten sehr Vieles enthalte.

C. G. Zumpt.

Digitized by Google

XIV.

Analecta epigraphica et onomatologica scripsit Carolus Keilius, adiunctus Portensis. Lipsiae apud Fr. Chr. Guil. Vogelium MDCCCXLII. Pagg. 252.

Das Bedürfniſs, die griechischen Eigennamen wissenschaftlich zu behandeln, hat Herrn Keil bereits vor mehreren Jahren darauf geführt, ein Studium daraus zu machen, von dessen Gründlichkeit er durch Herausgabe eines Specimen onomatologi Graeci einen rühmlichen Beweis ablegte. Daſs er seinem Plane, ein vollständiges Onomatologikon zu gründen, getreu bleibt, beweisen die vorliegenden Analecta, welche mit der dem Hrn. Verfasser eigenen Bescheidenheit auftreten und geeignet sind, uns in der Ueberzeugung eines glücklichen Gelingens zu bestärken. Obgleich ein Theil dieser Analecta mehr epigraphischen Inhaltes ist, so ziehen sich doch die onomatologischen Rücksichten durch das ganze Werkchen unverkennbar hindurch. Es ist auch einleuchtend, daſs das ganze Unternehmen des Hrn. Keil nur mit Hülfe der Inschriften gefördert werden kann, und so hat der Hr. Verfasser auch in der Anlage dieser Schrift die innige Wechselwirkung der Epigraphik und Onomatologie passend angedeutet.

Da in dieser Schrift des Lobenswerthen mehr als des Tadelnswerthen sich findet, so kann sich Referent mit kurzen Andeutungen begnügen, zufrieden auf die Zweckmäſsigkeit der Erscheinung im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben. Was die Form etwa Auffallendes bietet, darüber hat sich der Hr. Verfasser in der Vorrede selbst offen ausgesprochen; weswegen wir es für Unrecht halten, dabei zu verweilen und die üppig wuchernde Citatenfülle vor ein besonderes Forum zu ziehen. An die Spitze des epigraphischen Theils, welcher den Anfang macht, hat Hr. Keil das Megalopolitanische Fragment aus Corp. inscr. Graec. n. 1536 gestellt, wovon Roſs (Inscr. Gr. inedd. I. p. 7.) eine neue Abschrift liefert. Dieses Fragment, welches auch nach der neuen Abschrift zu keinem Ergänzungsversuch einladen kann, und von dem schon Hr. Böckh nachgewiesen, daſs es zu einem Ehrendekrete gehörte, hat Hr. Keil bloſs deswegen einer ausführlichen Untersuchung unterworfen, weil er die allerdings glückliche Entdeckung machte, daſs die darin dekretirten göttlichen Ehren dem berühmten Philopömen gelten, von dessen Namen auf dem Steine die Buchstaben ΦΙΛΟ Ο sichtbar sind. Die Schwierigkeiten, welche sich einer Entzifferung des Fragmentes entgegenstellen, hat Hr. Keil selbst begriffen. Von den 47 Zeilen, deren Trümmer überliefert sind, dürften nur Z. 2 — 6 einigermaſsen in Zusammenhang gebracht werden können. Hr. Keil versucht noch mehr, aber mit geringem Erfolg. Von diesen Versuchen, in die fragmentarischen Züge Licht zu bringen, heben wir nur Z. 33 γυμ]νικῶν καὶ ἱππ[ικῶν ἀγώνων und theilweise Z. 38. 39. 40. hervor. Uebrigens gab der augenscheinliche Inhalt dieses Fragmentes Hrn. Keil Gelegenheit, über die heroischen und göttlichen Ehren berühmter Individuen bei den Griechen ausführlich zu handeln (S. 39 — 63). Ein zweites Kapitel hat einige von Roſs (Inscr. Gr. inedd. I.) und Leake (Trav. in the Morea) mitgetheilte Inschriften und Inschriftenfragmente, welche einmal in dem Supplementband des Corp. inscr. Gr. I. erscheinen werden, zum Gegenstand, bei deren Behandlung man eine behutsame Kritik schwerlich verkennen wird. Ueber das Tegeatische Fragment bei Roſs (p. 1. a.) finden wir eine sehr sinnreiche Vermuthung S. 68. 69 aufgestellt, gegen welche sich bei der Mangelhaftigkeit des Fragmentes nichts Erhebliches einwenden läſst. Die Ansicht über den Sinn eines weiblichen Namens in einer anderen Roſsischen Inschrift S. 77 kann Referent nicht theilen. Hr. Keil hat in den Addend. S. 247 bereits selbst Zweifel darüber erhoben; und das Wahrscheinliche wird [Ἱρ]ατονίκ[α] bleiben. Da Roſs selbst das IN wegemendirt, muſs er wohl selbst über diese Züge nicht ganz gewiſs gewesen sein. Indeſs scheint hinter dem Namen der Frau der Vatername gefolgt zu sein, z. B. Ν[έωνος], so wie hinter Ἀφροδίτᾳ vielleicht δεκάτην, wie in ähnlichen Inschriften des Corp. Inscr. Vol. II. p. 986. a.

In einer argivischen Inschrift bei Roſs n. 57. hätte Hr. Keil S. 79 die von demselben vorgeschlagene Entzifferung [τᾶς] ἐ[ς] τὰν πόλιν zurückweisen sollen. Denn abgesehen davon, daſs eine Frau ihren Mann nicht wohl ehren kann τᾶς εἰς τὰν πόλιν ἀρετᾶς ἕνεκα, so lassen die überlieferten Buchstaben selbst eine solche Constituirung gar nicht zu. Diese führen vielmehr auf [ὑπ]ὲρ τὰν πόλιν, eine Verbindung, welche wahrscheinlich aus dem argivischen Dialekt zu erklären ist; denn ὑπὲρ τὴν πόλιν findet sich eben so in einer anderen Inschrift von Argos (Corp. inscr. n. 1121.). Hiernach dürfte das Citat S. 98 Z. 15. 16 „et Roſs. inscr. ined. n. 57." zu tilgen sein. Dagegen hat Hr. Keil S. 81 ff. mehrere ungehörige Entzifferungen bei Roſs mit Geschick berichtigt. Auch ist hervorzuheben, daſs er das von Roſs den Lexicis empfohlene und leider im Pariser Stephanus (Addend. vol. IV. fasc. 7.) akkreditirte ἱεροκηρυκέω S. 84 mit richtigem Takt zurückgewiesen hat. Seine Vermuthung, daſs es ἱεροκηρυκεύω heiſsen müsse, wird durch Thiersch's (Abhandl. d. K. B. Akad. d. Wiss. Bd. III. Abth. I. oder Bd. XVIII. 1840. p. 65) und Kramer's Abschriften bestätigt. Von den aus Leake gezogenen Inschriften ist es Hrn. Keil gelungen, einige richtig wiederherzustellen (S. 96. 97); anderer Entzifferung ist unmöglich; daher auch einzelne Vermuthungen, namentlich zu der Seidel'schen Inschrift aus Sparta (S. 87), sich schwerlich halten können, wie Z. 4 ταῦτα Z. 24 Ἀρίων Πασιν- u. s. w.

In der zweiten Abtheilung, welche insbesondere von Eigennamen handelt, beginnt Hr. Keil mit Namen auf Steininschriften und Vasen. Hier werden zunächst Beispiele von Namen aufgeführt, in denen das Ε nicht durch ein Η ersetzt werden darf, wie z. B. Τελένικος, Τελέδαμος, wofür die Probe in Νικοτέλης, Δαμοτέλης, nachdem der eigenthümliche Name auf einer Vase Θεόξοτος seine Erklärung durch Θεόδοτος gefunden. Der Umstand, daſs Θεόξοτος auf der Vase und Θεοξοτί[δ]ου auf dem Stein (Corp. inscr. n. 172) zu finden ist, kann indeſs nicht zu-

Digitized by Google

fällig sein. Der Grund mufs in einer nachläfsigen Aussprache liegen, wozu die Varianten bei Platon und Demosthenes θεοζοτίδου, θεοζοτίδης den Uebergang bilden. Da die Verbindung ΣΔ einem lokalen Dialekt angehört, welche anderwärts mit Ζ vertauscht wurde, so mag im gemeinen Leben einmal auch hier das Ζ dem ΣΔ substituirt worden sein, ohne Rücksicht auf das zufällige Zusammentreffen dieser Buchstaben in dem Namen Θεόζδοτος. So sprach man Θεόζοτος, was bald in das derbere Θεόξοτος überging (vgl. δισσὸς — διξός). Durch die Aussprache im gemeinen Leben war die Orthographie der Namen überhaupt nicht selten bedingt. So ist es mit Ζώπυρος, wofür bisweilen Σώπυρος gesprochen und geschrieben wurde (S. 132 vgl. S. 107). In der schönen Zusammenstellung der mit σφζω zusammenhängenden Eigennamen sollten daher auch nicht Σωτικός (S. 129) und Σώτιχος (S. 130) aufgeführt sein, da diese sich zu Ζωτικὸς und Ζώτιχος verhalten, wie Σώπυρος zu Ζώπυρος. Umgekehrt kann aber auch Ζώσιππος für Σώσιππος festgehalten werden (S. 184). Auf ähnliche Weise sind auch die Formen Λακρείδας und Κλεόρα zu erklären, von denen Hr. Keil S. 160 richtig nachweiset, dafs sie ursprünglich Λακλείδας, Κλεόλα hiefsen. Aber die Aussprache verwandelt λ in ρ (vgl. κεφάλαλγος = κεφάλαργος), hier um so natürlicher, da λ unmittelbar vorhergeht. Ueberhaupt wurde dieser Buchstabe τοῖς τραυλίζουσι beigelegt (Aristoph. Vesp. 45. ὁλᾷς; Θέωλος τὴν κεφαλὴν κόλακος ἔχει). Am Stärksten tritt die Gewohnheit, λ in ρ zu verwandeln, bei den Neugriechen hervor, welche oft ἀδερφὸς für ἀδελφός sprechen. Namentlich auf Kreta ist λ durch ρ fast gänzlich verdrängt; dort spricht man ὄφοι für ὄλοι, ἄρροι für ἄλλοι, ἔρα für ἔλα, ἐχάρασαν für ἐχάλασαν u. s. f. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dafs auch die Formen Λακρείδας und Κλεόρα im gewöhnlichen Leben üblicher waren, als die ursprünglichen Λακλείδας und Κλεόλα. Im Verfolge recensirt Hr. Keil in onomatologischer Hinsicht die Fascikeln des Corp. inscript. Gr. und die von J. de Witte beschriebenen etruskischen Vasen. Hier findet das Corp. inscr. manche dankenswerthe Berichtigungen, dergleichen übrigens auch sonst in der Schrift des Hrn. Keil oft anzutreffen sind. Eine treffende Verbesserung ist zu nennen die S. 70 entwickelte Restitution von ΚΛΕΑΣΘΙΑΣΕΑΥ n. 1513. Leichter war die Wiederherstellung des Namens Σφναύτης für n. 171. 172. nachdem die alte Weihinschrift S. 113 durch Rofs (Kunstbl. 1840. n. 17. S. 67) bekannt geworden. Eben so sicher hat Hr. Keil S. 122 zu n. 244. Σώ[ζον]τος gesetzt und anderes mehr. Zu solchen Berichtigungen könnte man die Aufzählung möglicher Ergänzungen von fragmentarischen Eigennamen rechnen (S. 132), wenn dieses Bemühen nicht von untergeordnetem Werthe wäre. Um bei dem dort erwähnten Beispiele stehen zu bleiben, so war es weder Hrn. Böckh noch dem Referenten entgangen, dafs [Εὐρ]ύλεως, [Δορ]ύλεως und dergl. conjicirt werden könnte; allein da man den wahren Namen doch nicht nachweisen kann, so hielten beide eine Aufzählung von Möglichkeiten für überflüssig. Im letzten Kapitel behandelt Hr. Keil Eigennamen aus Plutarchos, Plinius, Jamblichos, Pausanias. Auch hier finden sich treffliche Beiträge zur richtigen Lesung von Eigennamen, welche wohl auch diejenigen Kritiker eines Bessern belehren dürften, welche es nicht anerkennen wollen, dafs bei Büchern und Steininschriften die Kritik dieselben Mittel in Anwendung zu bringen habe. Hr. Keil (S. 229) zweifelt z. B. mit Recht an der Richtigkeit des Namens Καροφαντίδας bei Jamblichos. Er hat hiebei seine sonst mit Nutzen angewendete Methode nicht zu Hülfe gerufen. Denkt man sich diesen Namen in der älteren Schrift, so findet sich der ohne Zweifel erforderliche Name ΚΛΕΟΦΑΝΤΙΔΑΣ, woraus durch die Abschreiber Καροφαντίδας geworden ist. Der Frauenname Λάλα (S. 224. 225) kann nicht auffallen, da es auch einen Λάλος giebt (Corp. inscr. n. 3663. b.), und zu jener dürfte sich die dulce loquens Lalage gesellen. Bei Gelegenheit des Namens Ἄνθης S. 230 hat Hr. Keil sehr wohl daran gethan, die Inschrift im Corp. inscr. n. 2154. nicht zu berücksichtigen, wo dieser Name auch dem Referenten ein Spuk war. Le Bas hat dort richtig gelesen ἀνθ' ἧς. Was macht nicht oft ein unbefangener Blick! So hat die S. 184 aus Corp. inscr. n. 2132. citirte Inschrift ein unbefangener Leser ohnlängst gelesen: Ἀγγελίππου Ἀπολλωνίδεω Χίω und dadurch die verzweifelte Annahme eines Ἀπόλλων Δεώχιος glücklich beseitigt. Beiläufig bemerken wir nur noch, dafs die Form der Inschrift S. 129 bereits in den Elem. epigr. Gr. p. 318. behandelt ist.

Diese wenigen Worte werden genügen, um auf die Brauchbarkeit der Analecta epigraphica et onomatologica aufmerksam zu machen. Von Herzen wünschen wir, dafs es dem Hrn. Verfasser vergönnt sein möge, seinen lange vorbereiteten Plan bald in Ausführung zu bringen und die philologische Litteratur mit einem Werke zu bereichern, dessen Erscheinen ein längst gefühltes Bedürfnifs befriedigen wird.

Johannes Franz.

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

XV.

Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Grofsen Regentenleben (1740 bis 1786) mit historischen und biographischen Anmerkungen zur richtigen Kenntnifs seines Lebens und Wirkens in allen Beziehungen; von Karl Heinrich Siegfried Rödenbeck, ordentlichem Mitgliede des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg etc. etc. etc. Berlin, 1840 bis 1842. 3 Bände. 406 S., 333 S., 416 S. Gr. 8.

Hr. Rödenbeck hat, seitdem er sich von kaufmännischen Geschäften zurückgezogen, seine Mufse gröfstentheils der Literatur und seiner Bibliothek gewidmet. Als Früchte seiner eigenen wissenschaftlichen Thätigkeit, welche umständlich in der Fortsetzung von Hitzig's gelehrtem Berlin verzeichnet stehen, schätzen wir besonders seine Beiträge zu dem v. Ledeburschen Archive für die Geschichtskunde des preufsischen Staats, als Proben einer sorgfältigen und gewissenhaften Beschäftigung mit verschiedenen Theilen der brandenburgischen Geschichte; sein Hauptaugenmerk indefs scheint er, aufser einer unlängst erschienenen gröfseren Arbeit, laut Vorrede, der Sammlung des vorliegenden *Tagebuchs* gewidmet zu haben, welches, wie Seite 3 gemeldet wird, schon vor der Bekanntmachung durch den Druck, anderweitig sehr gute Dienste geleistet. Auch über Entstehen und Zweck des Buches, welches in der wackersten Gesinnung und mit dem redlichsten Eifer zusammengebracht worden, wird in der Einleitung umständlicher Bericht gegeben. Wir können von der hier wohl zu weit getriebenen Bescheidenheit, dafs diese Leistung hauptsächlich nur das Werk der Augen und Finger des Sammlers sei, eben so wie von der, in einer dazu gehörigen Note ausgesprochenen Erwartung von dem Nutzen derselben um so mehr absehen, als das Buch seit dem Erscheinen des ersten Bandes Gelegenheit genug gefunden hat, sich ein theilnehmendes Publicum zu gewinnen und in den *Jahrbüchern* nur als Thatsache der Literatur verzeichnet werden soll.

Die Oekonomie des Buches ist die, dafs das ganze Material, ohne organischen Zusammenhang, nach Jahren, und in diesen wieder nach Monaten und Tagen an einander gereihet steht. Jeder Monat hat zwei auf einander folgende Rubriken: „Unter A werden die den König persönlich angehenden Ereignisse aufgeführt und unter B wichtige Verordnungen u. s. w. und andere Ereignisse". — In diesen Rahmen, welcher mehr oder minder hätte gefüllt sein können, und welcher von den Besitzern des durchschossenen Werks auch noch beliebig bereichert werden kann, hat der Herausgeber mit gröfstem Fleifse aus allen ihm zugänglichen Quellen bald mehr bald weniger Excerpte gegeben; doch schwankt die Behandlung nach zwei verschiedenen Seiten, indem bei dem vorn ausgerückten Datum bald nur der Ort, oder sonst eine kurze Notiz, bald ein detaillirterer Bericht, ein Abschnitt aus den eigenen Werken des Königs selbst (gröfstentheils nach der schätzbaren zweiten, mit guten Noten versehenen Auflage der officiellen deutschen Uebersetzung) oder eine Stelle aus anderen Schriften dazugesetzt worden. Auch in Anmerkungen am Ende jedes Jahres, und unter dem Texte, wird allerlei Nützliches nachgeholt, erklärt, erläutert, wohl auch polemisirt; hie und da werden einzelne Versehen in anderen Schriften angezeigt, so dafs auf dem Titel keineswegs zu viel verheifsen steht.

Jenes Schwankende der Behandlung liegt in der ganz natürlichen Principlosigkeit einer solchen Arbeit, welche, nach S. 3 des ersten Bandes, keinesweges ein trockenes Namensverzeichnifs zu sein beabsichtigte, als Tagebuch oder Geschichtskalender aber auch wieder

Digitized by Google

nicht eine reine Nachahmung von früheren Büchern *der* Art werden konnte, welche (wie [André] Friedrich's des Einzigen authentische Charakteristik nach seinen eigenen Geständnissen. Berlin, 1790, und J. C. Freier [d. i. *Funk*] Leben und Charakter Friedrichs II. K. v. Pr. Nebst einem zweckmäfsigen Auszuge aus dessen sämmtlichen Werken. Berlin, 1795) in Anthologien aus des grofsen Königs Schriften sein Leben und sein Wirken zur Anschauung bringen; und dann durfte dem mühevollen Fleifse des Bearbeiters auch an dem literarischen Beiwerk wohl gelegen sein.

So haben wir denn ein Werk aus wesentlich drei neben einander laufenden Bestandtheilen vor uns: das Tagebuch oder den Geschichtskalender, die aus anderen Schriften entnommenen zusammenhängenderen Mittheilungen und die oben schon angedeuteten literarischen und anderen Notizen.

Ueber das Tagebuch oder den Geschichtskalender ist unsere bescheidene Meinung die, dafs es diejenige Seite des Buchs sei, welche am wenigsten ersprieflich werden dürfte; denn dem gröfseren Lesepublicum ist mit so trockenen Nachrichten wenig nur gedient, für den literarischen Gebrauch aber sind diese, rein als Autorität dastehenden Notizen, dem jetzigen Stande der Wissenschaft nach, durchaus ungenügend, weil ihnen der Nachweis fehlt. Dem Unterzeichneten z. B. wäre (wie er das vor Jahren auch oft geäufsert hat), namentlich bei Bearbeitung der Bücher über Friedrich den Grofsen als Schriftsteller, ein solches Tagebuch über die ganze Lebenszeit des Königs eines der allererwünschtesten Manuale gewesen, welches zu Rathe zu ziehen sich oft Gelegenheit findet, wenn über Zeit und Ort, in Bezug auf die Abfassung von Briefen und Gedichten, oder auch für andere biographische und historische Thatsachen eine Untersuchung schwankt; aber die Kritik darf keiner Notiz folgen, welche sie in ihrer Quelle nicht weiter prüfen kann, weshalb auch schon das anderweitig gar sehr schätzbare *Allgemeine Tagebuch* des dritten schlesischen Krieges, von dem ehemaligen Rector *Paalzow* in Seehausen, im Laufe jenes Krieges selbst auf 1902 Quartseiten herausgegeben, in der Geschwindigkeit wohl nachgesehen, niemals aber einer wissenschaftlichen Arbeit zur Quelle gelegt und als solche genannt werden darf, da es eine solche nicht ist, sondern eben nur ein, wenn auch noch so treu-fleifsig zusammengebrachtes, Tagebuch ohne die gebührende historische Beglaubigung. Was wir für die Zeit Friedrichs des Grofsen begehren, ist neuerdings in dem „*Schauplatz der Thaten oder Aufenthalts-Nachweis des Kurfürsten Friedrich Wilhelms des Grofsen von Leopold v. Ledebur*" veranschaulicht erschienen: ein Buch, in seiner Art, nach allen Richtungen hin preiswürdig, kritisch genau und mit der weisesten Raumersparung ausgeführt. Freilich auch nur (wie wir es wünschen und brauchen, und Viele, ja mit der wachsenden Liebe für vaterländische Geschichte täglich Mehrere mit uns) ein, nach unserm wohlgemeinten Ausdrucke, trockenes Namensverzeichnifs, aber für den Hülfsbedürftigen der dankenswertheste Trost, dessen der Unterzeichnete z. B. noch diese Stunde bedürftig ist für die genaue Zeitbestimmung der Unterredung des Königs mit dem Feldmarschall Grafen v. Schwerin in Haynau, „*où l'on arrêta le projet de la campagne prochaine* (wie es in den Oeuvres Posthumes T. III. 139 heifst), worüber aber auch ein wohledler Magistrat in Haynau Auskunft zu geben nicht vermochte. Uebrigens wissen wir Niemand, der durch bewährte treu-eifrige Genauigkeit und durch den eigenthümlichen Besitz des reichhaltigsten literarischen Apparats so durchaus für ein *kritisches* Tagebuch des Lebens und der Regierung des grofsen Königs befähigt und geradehin so berufen wäre, wie Hr. Rödenbeck.

Wäre dieses trockene, aber durch Quellen-Nachweis beglaubigte Tagebuch ein Geschenk für den literarischen Bedarf, so gehöret der andere Bestandtheil des vorliegenden Werkes, als eine Anthologie zur Biographie Friedrich's des Grofsen, durchaus dem gröfseren Lesepublicum, den sogenannten Volksschriften, den Büchern für Jedermann an, und in dieser Region ist auch, so viel wir in Erfahrung gekommen, das Rödenbecksche Werk mit vieler Theilnahme aufgenommen und genossen worden; und ganz mit Recht, weil viele Leser, für welche die gewöhnlichen Bilderbücher ungenügend, die Quellen-Werke unbequem sind, hier das Charakteristischeste in frischer Unmittelbarkeit (wenn auch deutsch übersetzt) zu behaglichstem Genusse an einander gereihet finden; sie haben, tageweis, ein Ganzes und können in jedem Moment das Buch bei Seite legen oder weiter lesen, ohne um den Faden des Zusammenhanges verlegen zu sein. Und

Digitized by Google

dann gewinnt der Freund dieses Buches, auch ohne es zu beabsichtigen, durch die bald aus Briefen bald aus anderen Schriften ihm vorgelegten Stellen neben dem, wenn wir so sagen dürfen, anekdotischen Genusse, eine gewisse Einsicht in das Wesen des großen Mannes, welche zum eigenen Denken Stoff und, zum Vordringen bis an die Quellen selbst, Ermuthigung und Stärke giebt. Auch in dieser Beziehung freuen wir uns des Glückes, welches das *Tagebuch* bereits gemacht hat. Bei dieser Anthologie sind die Quellen theils angedeutet (indem die Briefstellen nach den beistehenden Tagen leicht aufgesucht werden können), theils wirklich nachgewiesen, doch leider nicht immer, obgleich auch hier die Kritik, aber auch die Dankbarkeit gefordert hätte, nicht Einigen, sondern Allen gerecht zu werden. Wie z. B. Bd. I S. 346 und S. 386, 387, bei dreien der wichtigsten letztwilligen Dispositionen des Königs den Nachweis zu geben unterlassen worden, so fehlt er auch an vielen anderen Orten. Hr. Rödenbeck hätte sich durch eine genauere Rechenschaft auch in diesem Theile höher stellen können, als er es gethan hat.

Die kritischen Noten sind durchaus schätzbaren Gehaltes. Hier bewegt Hr. Rödenbeck sich auf seiner angebautesten Domäne, in Erforschung streitiger oder unrichtiger, von ihm selbst gern „*irrig*" oder „*fälschlich*" genannter Nachrichten, und hier findet der Freund der Literatur oft die dankenswertheste Gabe. Dieses literarische Beiwerk ist ganz in dem Geiste der oben absichtlich von uns ausgezeichneten Mittheilungen in dem v. Ledeburschen Archive, genau und kenntnißreich, und ist der Punct, in welchem Hrn. Rödenbeck's literarische Ehre begründet ist, und welcher auch dem vorliegenden Buche (in den Augen des kritischen Lesers) den besten Werth verleiht.

Diese theilnehmende und gerechte Würdigung ist uns, dem Rödenbeckschen Tagebuche gegenüber, die Hauptabsicht gewesen; denn daß bei einem aus so vielerlei Hülfsmitteln in langen Jahren zusammengelesenen Buche es an kleineren oder größeren Unrichtigkeiten nicht fehlen könne, bescheidet sich auch der Sorgsamste gern. Hr. Rödenbeck ist sich auch schon selbst, zum Theil durch Benutzung späterer, aber auch nicht immer genannter Druckschriften, obgleich er nicht selten sein eigenes Buch und dessen Vorläufer, die *Beiträge* u. s. w. (mit Recht) citirt, in Nachträgen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Hülfe gekommen; wir können noch mit Einigem Handreichung thun, und bieten zuerst einige abweichende Ansichten dar.

Daß die Lobrede auf den Schuhmacher-Meister Matthias Reinhart (I. 356) „ein Erzeugniß ernsterer Stimmung (des Königs) gewesen", kann man eben so wenig sagen, als man seinen Sermon sur le jugement dernier eine Predigt, oder seinen Commentaire sur Barbe-Bleue eine theologische Abhandlung, in dem üblichen Sinne des Worts nennen darf; denn keine dieser Productionen war, in Bezug auf das letzte Ziel, ernstlich gemeint, sondern sie waren *Facéties*, wofür uns der deutsche Ausdruck fehlt. Dergleichen verfaßte der König in gedrückten und gequälten Lebenslagen, die meisten zur Zeit des siebenjährigen Krieges, als Studien, die ihn von den Leiden des Moments abziehen und zu dem alten Aufschwunge seines sonst antikgesunden Charakters ihm wieder verhelfen sollten: Parodien also des salbungavollen Kanzelstils der, immer aufs Neue wieder von ihm gelesenen katholischen Kirchenredner der Franzosen waren es, und, sobald er sie beendigt, hatte er auch die krankhafte Niedergeschlagenheit besiegt, und die positive Herrschaft seines hohen und klaren Geistes wieder errungen, so daß das Datum eines solchen fliegenden Blattes allemal auch einen interessanten Moment in Friedrich Ringen und Streben bezeichnet. Es mag seltsam klingen, einen Sermon sur le jugement dernier eine Facétie und Parodie genannt zu hören; aber es ist noch seltsamer, daß man demselben auch in der organischen Eintheilung der Werke des Königs keinen andern Platz anweisen kann, als den, an welchen der wahre Ton seines Inhalts selber ihn versetzt, d. h. in das Gebiet der guten Laune: denn „*parler selon le style des prêtres*" war, um des Königs eigenen Ausdruck in den Considérations sur l'état actuel de l'Europe p. 13 zu gebrauchen, vom Jahre 1738 an, sein *Ergötzen*. Für die fragliche *Éloge* können wir noch das vollgültige Zeugniss von de Catt, dem Lecteur des Königs, aus dessen Tagebuch beibringen: „12 avril 1759: Sa Majesté dans le quartier d'hiver composa l'oraison funèbre de Mathieu Reinhart Maître cordonnier, elle avoit lû à Dresden les oraisons de Fléchier et de Bossuet. C'est pour s'essayer dans ce genre et pour se moquer des oraisons funèbres qu'elle fit celle du cordonnier".

Digitized by Google

Die Band II. 225 wiederholte Nachricht, dafs das Manuscript der Geschichte des siebenjährigen Krieges, „*an welchem der König drei Monate unausgesetzt gearbeitet, als er es so eben beendigt hatte*", durch die Schuld eines Lakaien im November 1763 bis auf ein Heft verbrannt sei, rührt zwar von einem wackern Manne her; aber brauchte Friedrich drei Monate unausgesetzter Arbeit zu dem verbrannten Manuscripte, wie konnte er das neue, nach seiner eigenhändigen Unterschrift, den 17. December 1763 schon vollenden? Die vorliegende Handschrift aber ist, nach des Königs Art, durchweg sauber und nett gehalten, mit einer bewundernswürdigen Ausdauer, welche ein solcher Mann, der doch noch Anderes, und nicht grade nebenbei, zu thun hatte, und zu thun pflegte, vielleicht nicht zum zweiten Male so aufgewandt haben dürfte: also scheint es uns unmöglich, dafs Friedrich, vom Monat November bis 17. December habe ein zweites Manuscript vollenden können, wenn man auch annehmen wollte, dafs er den ganzen siebenjährigen Krieg nicht componirt, sondern rein copirt hätte; denn das Manuscript ist weit umfassender, als beide gedruckte Bände der Berliner (sehr beschnittenen) Ausgabe. — Da das Avant-Propos zu diesem grofsen Werke vom 3. März 1764 unterzeichnet ist; so wäre es möglich (was aber reine Vermuthung und Ahnung von unsrer Seite ist), dafs der König die Zeit vom December 1763 bis zum März 1764 zum Retouchiren nöthig gehabt hätte; denn diese Feile letzter Hand, mit Radirmesser und zarter Feder, auch mit verbesserter Lesart auf übergeklebten Papierstreifchen, ist so emsig, und dabei so durchweg kalligraphisch ausgezeichnet gemacht, dafs ein — so arbeitsamer König wohl seine drei vollen Monate daran polieren mochte, wozu denn doch auch einige Ueberlegung nöthig war. Sachverständige Archivbeamte, mit welchen wir, eben auf die hier erneuerte Sage von dem Manuscript-Brande, den siebenjährigen Krieg von der Hand des Königs, nochmals prüfend angesehen haben, erklären die de la Veauxsche Erzählung gradezu für eine Fabel. Da Hr. Rödenbeck jedoch, drei Seiten weiter, den Gegenstand nochmals aufnimmt und vermuthet, das *eine*, vom Feuer verschont gebliebene Heft, habe vielleicht den gröfsten Theil der ganzen Schrift enthalten; so müssen wir, zu seiner Beruhigung, sagen, dafs der König seine ganze Arbeit, nach der Zahl der einzelnen Theile, das Avant-Propos mitgerechnet, auf 18 Heftchen geschrieben, welche, jedes für sich besonders paginirt, 205 sehr dicht gehaltene Quartseiten überhaupt betragen.

Bd. II. 266. Die Franzosen, welche zur Einrichtung der neuen Acciseverfassung nach Berlin gekommen, waren weder vom Marquis d'Argens, noch von Helvétius angenommen, sondern, von der regierenden Compagnie des fermiers généraux de Prusse in Paris, mit welcher Gesellschaft von vierzig sachverständigen und reichen Personen der König, auf Helvétius Rath, einen Contract geschlossen hatte. Diese *Generalpächter* also sandten, zu Anfange des Jahres 1766, vier Bevollmächtigte (Députés de la Compagnie) nach Berlin: de la Haye de Launay, Trablaine de Candy, la Bruyère und Pernetty. Als aber die finanziellen Vierzig in Paris einen ungebührlichen Ton anstimmten, da brach der König kurz mit ihnen ab, nahm die Deputirten der Compagnie, den 25. Juni 1766, als Geheime Finanzräthe in seinen Dienst und gab den Pariser General-Pächtern (am 28. Februar 1767) 45,000 Livres Entschädigung für ihre Auslagen und Zinsen (tant de ses avances que des intérêts). So endete die General-Pacht und machte der Régie Platz.

Dafs Friedrich (nach II. 275) es mehrmals *abgeleugnet* habe, Verfasser der Vorrede zu dem Auszuge aus Fleury's Kirchengeschichte zu sein, kann man keinesweges sagen; auch zeugen die beiden Briefe an Voltaire und an d'Alembert wohl nicht dafür. Eine Art von Ironie und Coquetterie, oder Des etwas, war es, dafs der König so eben zu seinen literarischen Freunden, auch bei anderer Gelegenheit sich äufserte. *Friedrich und — Freimuth ableugnen!* — Und wozu? Grade im Gegentheil streute er diese Vorrede haufenweise aus, so dafs Voltaire den 5. Januar 1767 schreiben konnte: „J'attends avec la plus vive reconnaissance les douze belles préfaces, monument précieux d'une raison ferme et hardie, qui doit être la leçon des philosophes". —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Grofsen Regentenleben (1740 bis 1786) mit historischen und biographischen Anmerkungen zur richtigen Kenntnifs seines Lebens und Wirkens in allen Beziehungen; von Karl Heinrich Siegfried Rödenbeck.

(Fortsetzung.)

Das *Testament* vom 8. Januar 1769 (II. 313; III. 372), welches als der letzte Wille des Königs, 1786, in Ausführung gekommen, ist niemals in Braunschweig niedergelegt gewesen, also auch von dem nachherigen Fürsten Staatskanzler Hardenberg nicht von dort nach Berlin gebracht worden. Das dem Herzog Karl anvertraute Testament war das vom 11. Januar 1752, welches der König aber, nachdem er es 1769, den seitdem eingetretenen Verhältnissen gemäfs, abgeändert hatte, zurückzufordern vergafs, so dafs der regierende Herzog im Jahre 1786 es, in der Meinung, dafs es wirklich der letzte Wille sei, eben durch den Baron v. Hardenberg hieher sandte. Das Testament vom 8. Januar 1769 hat der König den 10. Januar desselben Jahres allein in seinem Cabinets-Archive niedergelegt.

Band III. S. 215 werden in einer Note fünf Schriften als Quellen für den Müller Arnoldschen Prozefs genannt; diejenige Darstellung desselben aber, welche aus den gesammten, bei den hohen Justizhöfen in Berlin und Frankfurt an der Oder noch vorhandenen Prozefsakten — als historische Rechtfertigung der Richter — geflossen und mit Documenten belegt ist, wird ignorirt, obgleich die bekannte Gegenschrift des Hrn. Professors Sietze aufgeführt steht. Seine eigene Meinung in dieser cause célèbre spricht Hr. Rödenbeck III. 217 in einer Note aus, welcher zufolge den grofsen König, „nach der in dem Protocoll vom 11. December 1779 ausgesprochenen Ansicht, wegen seines Verfahrens kein Vorwurf treffen soll, sondern diejenigen, welche, obschon unvorsätzlich, und auf welche Art es auch geschah, jene falsche Ansicht des Königs veranlafsten". Mit dieser Wendung könnte man, wer weifs Wen von Vorwurf säubern! Wir denken aber, das Wort des Räthsels in der Müller Arnoldschen Prozefssache sei längst gefunden und am schönsten, vor Jahren schon, von einem eben so bedeutenden, als sachverständigen Manne, dem Staatsrath von Stägemann, in unserer *Staatszeitung*, 1819. Stück 87. Beilage S. 2, also ausgesprochen worden: „*Friedrich der Grofse* glaubte sich zuweilen in den Fall gesetzt, Exempel statuiren zu müssen. So war die Entscheidung in der Arnoldschen Sache eine Willkür. Aber das Feuer der Gesinnungen, aus denen diese Rechtsverletzung hervorging, vertilgte die Spuren des Unrechtes, und im Volke ist das Gedächtnifs des Feuers bewahrt worden".

Wir wenden uns nun den, gleichsam als Anfragen an die Kritik, von Hrn. Rödenbeck überlassenen Zweifeln und Bedenken zu. Das Bd. I. S. 368 aufgegebene Räthsel, in Bezug auf den, schon neun Seiten zuvor benutzten Brief löst sich so, dafs derselbe unter keinem von beiden Daten, auch gar nicht an Voltaire, sondern den 4. Januar 1759 aus Breslau an den Grafen Algarotti, als Antwort auf dessen Brief vom 5. December 1758, gerichtet ist *). Er handelt auch, dem französischen Texte zufolge, keinesweges von einer, gewöhnlich sogenannten *Verschwörung*, sondern von der, durch gewisse Personen gehegten Allianz

*) Auch der Brief v. 9. Dec. 1762. (II. 195) ist an den Grafen Algarotti, nicht an d'Alembert gerichtet.

Digitized by Google

so vieler europäischen Grofsmächte gegen Preufsen: kurz — *Choiseul* ist hier, wie in so vielen Briefen an Voltaire, das Stichblatt, welcher eben damals, den 30. December 1758, das Versailler Trutzbündnifs mit Oesterreich noch enger geschlossen hatte und späterhin auch Rufsland zu einer Erneuerungs-Akte führte: „*pour reduire le Roi de Prusse dans des bornes*, qui ne lui permettent plus de troubler, au gré de son ambition, et de celle de l'Angleterre, la tranquillité générale et celle de ses voisins". (Oeuvres Posth. III. 347. 353).

Der, Bd. II. S. 219 bedenklich gefundene Brief an die Gräfin Camas gehört nicht in das Jahr 1763, sondern er ist im Original-Manuscripte „le 9 juin" (1764) datirt, und handelt im Fortgange von der bevorstehenden Verlobung des Prinzen von Preufsen; auch schliefst er bei den Worten „et ne m'oubliez pas": so dafs der Brief vom 8. Juli, mit dem Anfange: „Je montrerai votre lettre" als noch dazu gehörig angereihet ist. So gewissenlos ist diese ganze Correspondenz redigirt. Daher das Bedenkliche aller Folgerungen, welche auf solche Quellen gebaut werden müssen.

Die, nach Bd. III. S. 193 in den Oeuvres Posthumes vermifste d'Alembertsche Antwort vom 3. Januar findet sich wirklich T. XIV. p. 138, aber, mit Recht, bei dem Jahre 1771, weil sie sich auf den Brief des Königs vom 12. December 1770 (l. c. T. XI. 101) bezieht und von Friedrich wieder den 29. Januar 1771, nicht 1779 (wie T. XI. 276 steht) beantwortet wird, welcher Brief von der kritischen zweiten Auflage der deutschen Uebersetzung, Bd. II. S. 100, ganz gut an seinen Ort gestellt ist.

Was Bd. III. 32 „*die Träumerei*" genannt wird, ist der schöne *Traum* v. J. 1770. Der König hat nämlich zwei aufserordentlich schöne Poesien in Prosa verfafst (1770 und 1777), welche er „Rêves" nennt; sie sind sehr treffend im katholischen Kirchenstil gehalten, von kühnem Ideenschwunge und von sehr freimüthiger Gesinnung, und durchaus verschieden von der 1750 an Voltaire gerichteten Pièce (Supplément. T. II. 363), welche, obgleich in Versen, von weit geringerem poetischen Gehalte ist, als jene Rêves, und von dem Verfasser „*Songe*" genannt wird.

In dem Briefe an Voltaire v. 28. December 1774 (Bd. II. S. 199) liest auch die beste Ausgabe der Voltaireschen Werke, die von Hrn. Beuchot „*subalterne*", und, wenn man den Zusammenhang des Briefes und die Verstimmung des Königs gegen den Hrn. v. Pirch erwägt, so ergiebt sich's leicht, warum er ihn „jeune homme" nennt, mit einer Verwandten der Du Barry ihn ehelich verbindet und zuletzt in Aussicht stellt, dafs derselbe wohl noch einmal in Frankreich zu einer — *untergeordneten* Stelle gelangt sein würde; daher haben die Uebersetzer mit einer „*nicht* untergeordneten Rolle" den Sinn entstellt, weil sie ihn nicht verstanden.

Aus der Cabinets-Ordre an den Hannöverischen Grafen v. d. Schulenburg (III. 294), welche zuerst in Schlözers Staatsanzeigen Bd. 5. S. 169 mitgetheilt wurde, ist hier wesentlich nur der mehr anekdotische Theil aufgenommen, die für die Armee-Geschichte aber nicht uninteressante Erinnerung an die Cabinets-Ordre vom 3. December 1779 ausgelassen worden, in welcher „aus bewegenden Ursachen" befohlen wurde, „bei den preufsischen und schlesischen Regimentern, sowohl der Infanterie, als Kavallerie, ohne specielle Erlaubnifs, keine Grafen anzunehmen".

Mit den beiden (Bd. III. 170. 171) bedenklich gefundenen Briefen an d'Alembert hat es seine volle Richtigkeit: den *Traum* sandte der König Anfangs Juli an Voltaire, den Essai sur les formes de gouvernement Anfangs September; danach sagt die Stelle aus dem Briefe an d'Alembert vom 5. October nichts weiter, als: ich habe Ihnen (neulich) durch Grimm eine Schrift gesandt, welche ernsterer Art ist, als der Traum (über welchen nämlich d'Alembert dem Könige schon den 22. September seine Ansicht geschrieben hatte).

Das Bedenken Bd. I. S. 375 wegen des Briefes an Voltaire vom 18. Mai 1759 ist sehr leicht zu heben: der König pflegte nämlich die Gedichte, welche er zur Zeit des Krieges auf den Zügen gemacht, in den Winterquartieren zu verbessern und dann am Schlusse zu bemerken, wann und wo er sie geschrieben und verbessert; so auch die Verse, welche den fraglichen Brief einleiten, die man Oeuvres Posthumes, T. VII. 250 findet und unter welchen im Original geschrieben steht „fait à Landeshut, corrigé à Wilsdruff, 1759". In den Baseler Oeuvres Posthumes T. II. p. 292 sind Verse und Brief ganz recht „Landeshut, le 18 de

Digitized by Google

Mai 1759" überschrieben. Eben so verhält es sich mit mehreren, zu solchen Briefen gehörigen Gedichten, namentlich mit allen denen, welche an Marquis d'Argens und an Voltaire gerichtet sind und welche, nach nochmaliger (Schlufs-) Korrektur in den Jahren 1766 bis 1770, in die zum Drucke bestimmte Gedichtsammlung, wie wir sie in den Oeuvres Posthumes T. VII. und T. VIII. haben, aufgenommen wurden, und welche man, z. B. die T. VII. p. 250. 253. 254. 278. 287. 297. 312 abgedruckten, ohne diesen ausdrücklichen Willen des Verfassers, in die Correspondenz zu setzen geneigt sein dürfte, wo sich sehr viele, in Briefe eingelegte Gedichte finden, denen aber eine besondere Gunst zuzuwenden, Friedrich nicht der Mühe für werth gehalten hat.

In dieser Bemerkung findet auch die Frage nach dem Entstehen der Ode an den Prinzen *Heinrich* (I. 322) ihre Erledigung. Es sind zwei eigenhändige Abfassungen des Königs vorhanden: die eine, in öffentlichem Besitze, ist unterzeichnet „ce 6 d'Octobre 1757 Federic"; die andere, im Privatbesitz, ist unterzeichnet: „fait dans les campe auprès de la Saale le 4. d'Octobre 1757 Federic". Es ist indefs möglich, dafs sich noch frühere Autographen von dieser Ode vorfinden; denn das vom 4. October, auf vier Quartseiten schwarzgerändeten Papiers geschrieben, trägt die Spuren einer sehr wohl durchdachten und genauen Revision: zwei Stellen sind gestrichen und die Verbesserung ist auf besonderen Streifchen Papier mit Mundlack darüber geklebt. Diese rastlose Sorge im Feilen seiner Gedichte ist bekannt und wir haben z. B. von der Épître sur la méchanceté des hommes sieben verschiedene, ganz eigenhändig von dem Könige geschriebene Recensionen zu sehen und zu vergleichen Gelegenheit gehabt. Nach diesen Thatsachen läfst sich's ermessen, wie unsicher man sich bei der Zeitbestimmung von des Königs Gedichten bewege, wenn man nicht handschriftliches Material zur genügenden Hülfe benutzen kann; und nur mit diesem ist es dem Unterzeichneten möglich geworden, zur vollen Klarheit zu gelangen, namentlich auch zu der Möglichkeit, die in den Oeuvres Posthumes von den Buchdruckergehülfen bunt durcheinander geworfenen Gedichte aus der Zeit des siebenjährigen Krieges in ihre wahre chronologische Ordnung zu bringen. Deshalb enthalten wir uns billig aller weiteren Bemerkungen über die von Hrn. Rödenbeck beigebrachten Notizen über die Schriften des Königs, welche Schriften sich denn glücklicherweise selbst auch bei der allgemeinen Theilnahme an einer grofsartigen öffentlichen Angelegenheit, die ebenfalls für die Geschichte und Biographie des Königs eine neue Epoche werden wird, von allen Seiten her zusammen finden. Auch eine grofse Anzahl ungedruckter Briefe an den Marquis d'Argens, aus der Zeit, in welcher Friedrich seine Gedichte: den Stoiker, die Violine, Cato von Utica und Otho sang, d. h. aus der Zeit kurz vor dem Tode der russischen Kaiserin Elisabeth (in welcher man sein Herz ganz verschlossen wähnte), sind in der Original-Handschrift da, zum Zeugnifs, dafs der Grofse niemals innerlich verstummte; denn da seine Leiden keine stumpfe und dumpfe Niedergeschlagenheit war, sondern der selbstbewufste Schmerz über das Geschick des Vaterlandes; so schlofs er zwar die Ungeweiheten von dem Geheimnifs seines Innern aus: aber — *Einem* Mitfühlenden hat er sich stets, auch in den höchsten Aengsten hingegeben.

Endlich heben wir noch einige kleinere Einzelnheiten hervor: die merkwürdige Cabinets-Ordre wegen Aufhebung der Tortur, (I. 14) ist zuerst in Behmeri Novum jus controversum. Lemgoviae, 1771. T. II. 478 in Druck erschienen; — I. 29 mufs statt „Baron von Reist (nach Andern v. Schweerz)" gelesen werden „Baron v. Reist genannt v. Sweerts"; — der französische Gesandte, unter welchem Marquis d'Argens in Constantinopel angestellt war, hiefs nicht Andresse (I. 78; II. 142), sondern Andrezel; — I. 126 ist Lesser (statt Kesser) zu lesen, welcher damals Leibarzt des Königs war; — statt (I. 110) bei dem 19. Nov. 1744 von Zieten's Gefecht bei Teinitz zu sprechen und den Oberstlieut. v. Wedell nebenher zu nennen, mufste, mit Friedrichs eigenen Worten nichts weiter gesagt werden, als „la belle action de Selnitz valut à Wedell le nom *de Léonidas*"; denn die einzelnen Husaren-Gefechte gehören nicht in Friedrichs Tagebuch, sondern in Zietens und Bellings Leben; — von Duhan (I. 129) sagen die Kirchenregister der französischen Colonie: „3. janvier 1746 à minuit est mort Mr. Jacques Egide Duhan de Jandun etc."; — die Ernennung des Cabinets-Raths Noelten (I. 141) meldet die Berlinische privilegirte Zeitung schon den 6. Januar 1748; — über die

Digitized by Google

Eröffnung des Dresdener Archives (I. 298) haben wir den amtlichen, sehr interessanten Bericht des Majors v. Wangenheim; — der Oberstlieutenant v. Balby (I. 317) ward, zum Behufe seiner geheimen Unterhandlungen mit dem Herzoge von Richelieu „*Monsieur d'Eickstedt*" genannt, woraus die französischen Schriftsteller Mr. d'Elchetet gemacht haben; — das Datum und die Orts-Namen der beiden Ordres an den General v. Wedell (in dem *Ungenannten*) (I. 358), stimmen wirklich nicht zu den, anderweitig angegebenen Märschen: doch durfte an den *Urkunden* nichts geändert werden; — die Ordre an den Generallieutenant Grafen von Schmettau (I. 387) ist aus Preufs, Friedrich der Grofse. Urkundenbuch Bd. II. S. 43 Nr. 67. geschöpft, als Quelle steht aber darunter „Tempelhof III. 239", obgleich dieser berühmte Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges nicht das, was Hr. Rödenbeck mittheilt, sondern buchstäblich nur folgendes sagt: „Am nämlichen Tage erhielt der Graf Schmettau ein Schreiben vom Könige, datirt Reitwen den 14. August, indem ihm der Verlust der Schlacht bei Kunersdorf bekannt gemacht und zugleich aufgegeben wurde, bei einer bevorstehenden Belagerung seine Mafsnehmungen so zu nehmen, dafs er, wenn er gezwungen würde, sich zu ergeben, eine so vortheilhafte Capitulation als möglich, und besonders die Mitnahme der königlichen Kassen erhielte, weil äufserst schwer sein werde, die Stadt zu entsetzen"; — der Bruder des berühmten Cabinets-Ministers Grafen von Finckenstein, der Besitzer von Madlitz (I. 388), war damals (1759) schon *General-Major*.

Die Épitre au Maréchal Keith (II. 14), eine der Schriften des Königs, welche in den Index librorum prohibitorum gesetzt worden, gehört in den Monat December 1750, und wurde erst gedichtet, als die Sammlung der Oden und Episteln, welche in die Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci. Au Donjon du Château etc. aufgenommen werden sollten, schon geschlossen war; sie bekam aber doch nicht die zwanzigste Stelle unter den Epitres, sondern die achtzehnte; — der nach Petersburg bestimmte Unterhändler (II. 16) ist kein Holsteinischer Edelmann gewesen, wie Oeuvres Posthumes T. IV. p. 76 steht, sondern der Berlinische Hofrath Badenhaupt, welchen Gotzkowsky zu diesem Geschäfte als den, in der That befähigtesten Mann empfohlen hatte; — beim 9. August 1760 empfehlen wir die Worte des Königs, aus dem Lager bei Hohendorf an der Katzbach, an den Prinzen Heinrich, als derselbe, in der Hoffnungslosigkeit der öffentlichen Dinge, die Armee verlassen wollte: „Il n'est pas difficile, mon cher frère, de trouver des gens, qui servent l'État dans les tems aisés et fortunés. Des bons citoyens sont ceux, qui servent l'État dans un tems de crise et de malheur; la reputation solide s'établit à exécuter des choses difficiles, plus qu'elles le sont et plus elles honorent. Je ne crois donc pas, que ce soit votre sérieux, ce que vous m'écrivez"; — die Verluste aus den Schlachten bei Liegnitz und Torgau sind (II. 27. 56) angeblich aus Gaudi entnommen: Gaudi's Journal, zehn Folianten Manuscript, liegt aber im Archive des grofsen General-Stabes der Armee und es hätte deshalb die *mittelbare* Quelle genannt werden sollen; — die Scene zwischen Baboue und dem Engel Jturiel (II. 40) spielt in Persepolis; — unter den Helden von Torgau fehlt (II. 57) grade der, welchen die Entscheidung des ganzen Tages unsterblich gemacht hat, Oberstlieutenant v. Lestwitz, den der König auch, durch Wort und That, der Ehre, auf seinem Monumente zu prangen, würdig erklärt hat, indem er (nach der Anekdote) sagte: „Prittwitz hat mich, *Lestwitz den Staat gerettet*". Unter Beide theilte Friedrich auch, den 18. April 1763, die nachgelassenen ansehnlichen Güter des Markgrafen *Karl*; das historische Zeugnifs über Lestwitz haben, der König selbst in den Oeuvres Posthumes T. IV. p. 169 und der Generallieutenant v. Treskow (weiland in Königsberg) in dem Militär-Wochenblatt, 1827. Nr. 587—589 ausgesprochen; — II. 66 steht: „Einige haben behaupten wollen, dafs der König einem Propheten in Schlesien, Namens Lucas, sein Ohr geliehen, und von dem General Tauentzien Alles sehr sorgfältig habe protokolliren lassen, was dieser Seher in die Zukunft von dem Erfolge kriegerischer Unternehmungen vorhergesagt".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Grofsen Regentenleben (1740 bis 1786) mit historischen und biographischen Anmerkungen zur richtigen Kenntnifs seines Lebens und Wirkens in allen Beziehungen; von Karl Heinrich Siegfried Rödenbeck.

(Schlufs.)

Dagegen hat sich *Friedrich* selbst verwahrt, indem er, Torgau, den 5. Nov. 1760 und Leipzig, den 3. Jan. 1761, folgende eigenhändige Nachschriften an zwei Cabinets-Ordres an den Generallieutenant v. Tauentzien hinzugefügt: „*diefses* *) *hat der her Luque nicht Profetzeiet*"; — „*die tzukünftige tzeiten Kan monsieur Lucas noch Kein Mensch rakten*"; den Marquis d'Argens aber erinnert er, im Januar 1760, bei Gelegenheit des Berlinischen Propheten, an Boileau's Vers: „*Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire*"; — II. 83. Für den 7. April 1761 empfehlen wir (zu einer neuen Auflage) die merkwürdige Cabinets-Ordre aus Meifsen an den Geheimen Rath Kircheisen zu Berlin, wenigstens die folgende Stelle: „Ich declarire daher gegen Euch, jedoch mit Einbindung des höchsten Secrets, wovor Ihr mit Eurer Ehre und Leben repondiren sollt, dafs Ich nicht haben will, dafs die Einwohner der Stadt das Geringste zu der Contribution geben, noch dafs einige Anlage deshalb auf sie gemacht werden soll, als welches gewifs verursachen würde, dafs ein beträchtlicher Theil der jetzigen Einwohner sich von da wegbegeben dürfte, sondern dafs Ich vielmehr die zwei Millionen auf mich nehmen, und solche selbst bezahlen will"; — in der Cabinets-Ordre, aus dem Buche des *Ungenannten* II. 89 ist 1761 offenbar ein Druckfehler, da der König im Mai 1760 in Schlettau war; — II. 135 steht Bartholdi *Mémoires d'un Gentilhomme Suédois*. Berlin, 1788; damit werden wohl die von dem Professor Borelly redigirten Memoiren des Grafen Hordt gemeint sein; — was II. 183 über Friedrichs Beschäftigung mit Fleury's Kirchengeschichte gesagt wird, ist dahin zu berichtigen: der König las, monatelang, des Abts Claude Fleury Kirchengeschichte, alle 20 Bände und auch die 16 Bände Fortsetzung vom Pater Fabre; allein, den nachher erschienenen Auszug machte er weder damals, noch nachher, sondern er liefs ihn machen, indefs begleitete er die, an seinen Lecteur de Catt zurückgehenden gelesenen Bände des Fleury mit launigen Briefen in Versen über seine Lectüre, mit der Bitte an die folgenden Bände. Diese sämmtlichen kirchengeschichtlichen Versebriefe haben wir autographisch vor uns gehabt; — unter „*Finette*" (II. 187) ist Fräulein v. Tettau, die Hofdame der Königin Gemalin Friedrichs des Grofsen zu verstehen, welche Friedrich in jüngeren Jahren sehr lieb hatte (Oeuvres Posthumes. T. VI. p. 311). In Supplément, T. III. p. 55 ist bei Finette die seltsame Note gemacht: „*Petite chienne*". Wir wissen nicht, wie die Redacteurs darauf gekommen; — die Schmerzensworte des Königs über den Tod des Kaisers Peter von Rufsland (II. 198) sind das eigenhändige Postscript zu dem Briefe an den Herzog von Holstein-Gottorp Georg Ludwig, Peterswalde, den 21. August 1762; — II. 247 und 253 sind drei Sternchen gelassen, ohne Note, dafs dieselben „*l'infame*" d. h. *la prostituée de Babylone* bedeuten, welche Erklärung, nach Preufs, Friedrich der Grofse als Schriftsteller. Theil II. 36. 37 und nach dem noch ungedruckten Briefe des Königs an Marquis d'Argens, aus Zuckmantel vom 2. Mai 1759, den Uebelwollenden und den Unwissenden gegenüber, welche diesem Worte einen ganz falschen Sinn unterlegen, nie wieder zweifelhaft werden darf. Darum ist auch kein Grund, den wahren apokalyptischen Ausdruck schüchtern zu entziehen, welcher ein Ton der Noth-

*) Den Sieg bei Torgau.

Digitized by Google

wehr, wie in Luthers Zeit, so in den bedenklichsten Lagen unsers Vaterlandes war, in welchen der König Waffen und Rekruten aller Art gegen die Gefahr ergriff und warb; auch den Marquis d'Argens warb er an und rief ihn in dem Briefe aus Zuckmantel zu: „Allons, allons, une bonne brochure contre l'Infame; cela sera bon, et vous combatterez ainsi sous nos étandarts: le Pape a donné, je ne sais quelle Toque à Daun; il se conduit très-indecemment contre moi"! — Da der beiden Vermählungen des Prinzen von Preufsen Erwähnung geschehen, so hätte (II. 319) auch seiner Ehescheidung, bei dem 21. April 1769 gedacht werden sollen.

Der Brief Band III. 24, vom 26. September 1770, ist nicht an Voltaire, sondern an den Baron Grimm gerichtet; — nach den im vorigen Jahre erschienenen „*Verhandlungen über die Justiz-Reform*" in den Königlich preufsischen Staaten in den Jahren 1774 bis 1776 S. 12 ist die Cabinets-Ordre an den Grofskanzler Freiherrn v. Fürst (III. 132) weder vom 28. December, noch v. 28. Nov., sondern v. 28. *September* 1775; — die Anmerkungen III. 169 über Kobalt, Vitriol und Indigo sind aus der deutschen Uebersetzung der Nachgelassenen Werke: Hr. R. aber hätte, nach seiner industriellen früheren Bestimmung, gewifs uns belehren können, wo der Inspector Jacobi gewirkt und was es mit dem von ihm verfertigten *Indigo* („*tel que celui des Indes*") für eine Bewandtnifs habe, da sonst der aus Waid und andern einheimischen Pflanzen nachgemachte Indigo theils theurer, theils schlechter als der echte Indigo zu sein pflegt; — Eberti's Karfunkel-Dedication (III. 241), deren Friedrich sich nach 55 Jahren, in seiner Schrift über die deutsche Literatur, wieder erinnerte, steht noch nicht vor der ersten Ausgabe seiner Reisebeschreibung, sondern erst 1724 vor der zweiten Ausgabe. Die Königin Sophie Dorothee wird hier „Höchststrahlender Karfunkel an der Stirne der Tugend-Königin von Europa" angeredet; ihr Gemahl aber: „Friedrich Wilhelm der Gröfsere, Zierde der Welt und grofse Diamant an den Finger der itzigen Zeit"; — die Éloge de la Paresse (III. 389) ist kein *Gedicht*, sondern eine, in Prosa geschriebene Facétie, von welcher die Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums, aus dem Nachlasse der Prinzessin Amalie, das einzige uns bekannte Exemplar besitzt.

Vielen Lesern wird Manches in dem vorliegenden Tagebuche nicht hieher gehörig scheinen, z. B. die Monument-Inschriften zu Ehren der Frau v. Bielfeld und des ehemaligen Lieutenants v. Pirch, welcher, gegen des Königs Willen, aus der preufsischen Armee den Abschied nahm und nach Frankreich ging; auch die Personen, welche ein sehr hohes Alter erreicht haben, in Friedrichs Zeit zwar, aber ohne mit dem Könige irgend sonst wie in Berührung zu stehen, dürfte man hier nicht vermuthen; eher den Halleyschen Kometen, welcher den 12. März 1759, nach sechs- und siebzigjähriger Abwesenheit, wieder durch seine Sonnennähe gehend, mit blofsen Augen grofs und deutlich gesehen, und von dem Könige sogleich in eine Facétie (Supplément III. 306) aufgenommen wurde. — Auf jeden Fall werden die Theilnehmenden sich auch dabei bescheiden, dafs bei Büchern der Art es fast unmöglich sei, Allen gerecht zu werden.

Nachdem wir so die Durchmusterung des *Tagebuchs oder Geschichtskalenders* beendet, wünschen wir, dafs es Hrn. Rödenbeck beliebe, in einem Ergänzungsbande die Jugendgeschichte des Königs nachzuholen, weil hier ja eigentlich der Keim zu der ganzen späteren Entwickelung liegt, und die vier ersten Druckschriften des grofsen Fürsten, besonders der Anti-Machiavel, auch die Correspondenz mit Suhm, Camas, Rollin, Voltaire und vielen Anderen, nicht weniger die bekannte, von (*v. Hahnke*) herausgegebene Briefsammlung den reichsten Stoff zu ansehnlichen und anziehenden anthologischen Mittheilungen bieten, so dafs dieser neue Band gleichsam das *Programm* der, in den vorliegenden drei Bänden abgeschlossenen Regierung bilden würde.

Preufs.

XVI.

Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. Von H. Häser, a. o. Professor zu Jena. I. Th. 331 *S. II.* 556 *S. Dresden und Leipzig,* 1839 *u.* 1841.

Die historische Pathologie ist eine noch junge Doctrin. Erst nachdem in neuerer Zeit mit der Uebersicht des räumlichen Umfangs der ganzen Erde eine Auffassung der Totalität der Weltgeschichte hervor-

Digitized by Google

gerufen worden, ist auch in der Medicin als Aufgabe mehr hervorgetreten, einen Ueberblick sowohl über die geographische Verbreitung als auch über die geschichtlichen Bewegungen der Krankheiten der Menschheit zu gewinnen. Aufserdem sind die Schwierigkeiten, welche für die junge Doctrin bestehen, so bedeutend, dafs es nie gelingen wird, hier eine Vollständigkeit zu erreichen und dafs nur, im Verhältnifs der dafür vorhandenen oder noch herbeizuschaffenden immer ungenügenden Materialien, bis zu einem gewissen Grade der Aufgabe entsprochen werden kann. —

Ehe wir die vorliegende werthvolle Arbeit näher betrachten, mögen einige Bemerkungen über den Stand und den bisherigen Gang der historischen Pathologie nicht nur an sich, sondern auch zur Beurtheilung dieser sie betreffenden neusten Schrift von Nutzen erscheinen.

Es ist eine sehr alte Erfahrung, dafs bald diese bald jene Krankheiten vorherrschen. Wenn man aber unter Geschichte der Krankheiten eine selbstständige oder innere Aenderung ihrer Natur, welche sie im Verlauf der Zeiten erfahren, versteht, so tritt zuvor die Frage entgegen, ob und inwiefern überhaupt in diesem Sinne es eine Geschichte derselben giebt. Es müssen darüber manche Zweifel vom rein *naturwissenschaftlichen* Standpuncte aus beachtet werden. — Eine Geschichte der Krankheiten, mag auch der Begriff von Krankheit noch so unbestimmt sein, ist immer eine Geschichte natürlicher Gegenstände oder Vorgänge. Die Natur aber hat keine Geschichte, wenigstens keine selbstständige Aenderung als weitere Entwicklung, und steht hier im Gegensatze zu dem geschichtlichen Geiste der Menschheit, dessen Entwicklung oben in dem, was man eigentlich Geschichte nennt, sich äufsert. Die Aenderungen in der Natur sind theils nur passive, meist durch Menscheneinwirkung hervorgebrachte Aenderungen, theils Vorgänge in ihren physikalischen Verhältnissen oder in den Lebensprocessen ihrer organischen Gebilde, welche nach beständigen Gesetzen in bleibender Weise sich nur wiederhohlen. So bleiben Luft, Wasser und Land dieselben; und Pflanzen wie Thiere kehren in anderen Generationen in unveränderter Form wieder. Zu weiterer Bestätigung darf man sich hierbei an die Geologie wenden und zwar an die neuere unbefangene, nicht naturphilosophische oder poëtische. Wenn auch einige Ansichten allerdings eine noch fortdauernde Bildung der Erde und der Naturproducte annehmen, so verstehen selbst diese darunter doch nur eine so langsame und allmählige, dafs kaum von der ersten geschichtlichen Zeit bis zur jetzigen eine Veränderung zu erkennen möglich wäre. Im Ganzen nimmt man an, dafs die Natur ihre Geschichte, welche man die Bildungsgeschichte der Erde nennt, gehabt hat, und dafs diese nun seit einigen Jahrtausenden insofern fertig ist, als die darin vorgehenden Bewegungen nur Wechsel aber keine weitere Schöpfungen sind. Wendet man dies auf die Krankheiten an, so treten der Annahme von einer selbstständigen Geschichte derselben, in so weit diese nicht blofs Fluctuationen, sondern das Entstehen neuer Formen betrifft, grofse Einwürfe entgegen. Der menschliche Organismus selbst, in dem sie alle zur Erscheinung kommen, ändert sich nicht, obwohl noch hier und da die naturphilosophische Ansicht nachklingt, dafs auch eine physische Entwicklung des Menschengeschlechts mit der Geschichte fortschreite, oder auch die frühere entgegengesetzte uralte Meinung noch vorkommt, dafs das Menschengeschlecht mit der Cultur von dem Naturzustande abgewichen, entartet und deshalb mehr Krankheiten unterworfen sei. Sehen wir dann nach den Ursachen der Krankheiten, so begreifen wir eine grofse Summe derselben mit dem Worte Wetterverhältnisse, und so wechselnd diese sind, so ist doch im Wechsel nach Klima und Jahrszeit eine gewisse beständige Wiederhohlung, und wenn gewisse Krankheiten an Intensität oder Frequenz zu Zeiten vorherrschen und eine allgemeine Krankheitsconstitution entstehen und vergehen kann, so ist hierin, wie im Wetter, möge dies damit in Zusammenhang stehen oder nicht, wegen unregelmäfsig scheinenden Wechsels, den man bildlich mit der Fluctuation des Meers vergleichen kann, nicht auch Neubildung anzunehmen. Wenn man weiter erklärt, dafs Krankheiten als Wirkungen äufserer mannigfacher Bedingungen durch neue elementarische Combinationen derselben zu neuen Erscheinungen zusammengesetzt werden können, so ist dies allerdings als möglich nicht abzuweisen, kann aber dann am wenigsten von so specifischen Formen gelten, wie solche sind, welche von einem bestimmten Contagium oder Miasma entstehen, die sich doch gerade besonders bemerklich machen, und zumal, wenn man die Annahme von den contagia animata als Thieren oder Pflanzen

Digitized by Google

neuerlich mehr bestätigt findet. Auch ist die Einwirkung der Menschen auf die Natur sehr zu berücksichtigen, namentlich, dafs Handel, Heereszüge und Auswanderungen Krankheiten verschleppen können, also nur deren Standorte gleichsam ändern, und dafs auch die Climate von Gegenden durch die Cultur modificirt werden und dafs mit dieser überhaupt die Begünstigung der Krankheiten steigt und fällt. Endlich ist auch wohl eine gewisse natürliche Gesetzmäfsigkeit der mittleren Lebensdauer und des Gesundheitsverhältnisses vorauszusetzen, wenn auch dem Menschengeiste eine Einwirkung auf diese seine natürlichen Verhältnisse, sowohl was das Erkranken als das Gesunden betrifft, zuzugestehen ist, welcher aber dadurch den Krankheiten doch nur eine äufsere Geschichte mittheilt.

In dieser Weise spricht die rein naturwissenschaftliche Ansicht a priori Manches für eine Stabilität der Krankheiten gegen eine zweifellose Annahme einer selbstständigen oder inneren Geschichte derselben, indem auch gegen die historischen Quellen zu sagen ist, dafs das Subjective dabei sehr in Betracht zu ziehen ist, dafs nicht immer das, was von späteren Beobachtern anders beschrieben worden, darum objectiv anders geworden ist, oder das, was von früheren nicht erkannt war, darum nicht existirte. Allein auf der andern Seite macht gegen obige Bedenken die *historische* Forschung allerdings ihre Rechte geltend und kann mit manchen guten Gründen Thatsachen als Belege für geschichtliche innere Aenderungen der Krankheiten aufzeigen. Es kommt darauf an, beide Seiten gegen einander richtig abzuwägen. Dann ist aber nach Ref. Meinung die historische Pathologie auf ihrem jetzigen Standpuncte noch einer zu unbedingten Hingebung an ihre oft dürftigen und ungenügenden historischen Quellen zu beschuldigen, welche eine gewisse philosophische Auffassung kaum schon erlauben und doch sehr bedürfen. Vielleicht gelingt es Ref. Manches zu zeigen, was hier noch fehlt und Anderes was immer fehlen wird.

Den Begriff von historischer Pathologie kann man in einem zweifachen Sinne nehmen und so zweifach liegt er auch in dem Entwicklungsgange dieser Wissenschaft vor. Als man anfig einen geschichtlichen Ueberblick der Krankheiten zu suchen, wendete man sich zuerst an die allgemeine Geschichte und sammelte daraus die pathologischen Nachrichten, welche sie enthält. Da diese begreiflicher Weise fast nur solche berücksichtigt, welche wegen Gefährlichkeit und Verbreitung zu geschichtlichen Ereignissen wurden, waren es die Epidemien, die zunächst auf diese Weise aneinandergereih't wurden. In der That sind es die Epidemien oder Seuchen oder Volkskrankheiten, welche unter der Krankheitssumme zunächst und besonders geschichtlich behandelt sind, und sie sind schon deshalb mehr aus den Geschichtschreibern als aus der medicinischen Literatur hervorgegangen, weil sowohl im Alterthume als im Mittelalter, merkwürdiger Weise, die Aerzte fast völlig darüber schweigen. Schon Hippokrates erwähnt nichts von der gleichzeitigen Pest des Thukydides, obwohl er bekanntlich epidemische Verhältnisse trefflich beachtet hat, Galen giebt von der grofsen sogenannten Antoninischen Pest seiner Zeit nur einige fragmentarische Nachrichten, und so geht dies Schweigen fort bis zum Ende des Mittelalters, wo noch Linacre im 15ten Jahrhundert nichts über den englischen Schweifs hinterlassen hat. Die Folge davon ist, dafs wir aus den Zeiten des Alterthums und Mittelalters wenig mehr als die sehr grofsen Seuchen kennen und auch diese in wenig anderer Hinsicht als in Hinsicht auf ihre äufsere Bedeutung, die sie als öffentliche Calamitäten, ähnlich wie Hungersnöthe, Ueberschwemmungen oder Erdbeben, hatten. Es sind die Krankheiten der Geschichte, aber es ist nicht die Geschichte der Krankheiten. Selbst die trefflichsten Geschichtschreiber geben uns so wenig genügende Angaben, dafs die eigenthümlichen Formen dieser grofsen „Pesten" schwerlich von einem der Jetztlebenden sicherer bestimmt werden können, als von einem anderen. Thukydides eröffnet die Reihe der geschichtlichen Quellen mit der athenischen Pest, Livius giebt sie besonders für die römische Geschichte, später folgen Kirchenväter und Mönche, deren Verdienste als Chronikenschreiber nicht zu verkennen sind, aber in dieser Hinsicht nicht ausreichen. In der neueren Zeit dagegen schöpft die Geschichte allerdings reichlicher aus medicinischen Quellen und füllt dadurch mit zahlreicheren, sorgfältiger bezeichneten und auch kleineren Epidemien ihre Sammlung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. Von H. Häser.

(Schlufs.)

Aufser dieser Geschichte der Seuchen, welche man historische *Epidemiologie* nennen könnte, kommt aber die ganze übrige Summe von Krankheiten in historische Erwägung, ist aber bis jetzt noch wenig in Betracht gezogen und kann doch erst mit jener die eigentliche historische Pathologie bilden. Für diesen Theil fehlen noch die Materialien, welche nur aus der medicinischen Literatur genommen werden können. Um die Krankheiten verschiedener Zeiten vergleichen zu können, müssen die pathologischen Kenntnisse den Anhaltspunct geben; aus dem Umfange des subjectiven Wissens mufs der gleichzeitige objective Bestand der Krankheiten gefolgert werden. Die subjective Erkenntnifs aber kann sich vielfach ändern, während das Object selbst dasselbe geblieben ist. Die medicinische Gelehrsamkeit hat hier manche Vorarbeiten geliefert, indem selten versäumt ist, die Aussprüche der älteren Medicin von Hippokrates an über einzelne Krankheiten anzuführen. Indefs ist dies mehr particulär geblieben und man hat die Schriften der Alten wenig zu dem angegebenen Zwecke gehandhabt. Man würde eine Grundlage bekommen, wenn man, von den Hippokratischen Schriften anfangend, eine specielle Nosologie derselben ausschiede und daraus nach Sonderung des subjectiven Antheils die damaligen Krankheitsformen aufstellte. Dies ist schwierig, weil die Angaben wegen mangelnder Kenntnisse oft so ungenügend oder unwesentlich sind, dafs selbst bei manchen Hippokratischen Krankengeschichten Data fehlen, um nach jetzigen Anforderungen die Krankheitsform bestimmen zu können. Die Galen'schen Schriften würden 600 Jahre später einen Anhaltspunct zu einer gleichen Sammlung der derzeitigen bekannten und vorhandenen Krankheiten geben, und sofort die später folgende Literatur bis zu unseren jetzigen systematisirten Nosologien. Wir gewönnen dann über die Natur der Krankheiten neue Kenntnisse in der Art, dafs sich ergäbe, wie einige von alten Zeiten her beständig geblieben sind, historisch permanente (z. B. Gicht, Wechselfieber, Rose, Blasenstein, Katarrh, und sicherlich die grofse Mehrzahl), wie andere früher oder später nur eine Zeit lang bestanden haben, historisch temporäre (z. B. ignis sacer, Lepra, der schwarze Tod, Scorbut, englische Schweifs), und wie andere neu hinzugetreten oder wesentlich modificirt sind oder erst in neueren Zeiten bestehen, (z. B. Syphilis, Croup, Keichhusten, Masern, Scharlach, Kriebelkrankheit, Puerperalfieber u. a.).

Wir dürfen nun wohl mit mehr Begründung wiederhohlen, dafs die historische Pathologie sowohl manche unüberwindliche Schwierigkeiten hat als auch eine noch junge Doctrin ist. Erst mit diesem Jahrhunderte kann man ihren Anfang setzen. Nachdem schon in Freind's und Sprengel's Geschichtswerken Manches davon aufgenommen, wurde die erste historische Zusammenstellung der epidemischen Krankheiten von einem Nord-Amerikaner N. Webster 1800 gegeben; von einem Spanier J. de Villalba geschah Aehnliches wenigstens für Spanien 1802, dann von Ozanam in Pavia 1817—23, und dann von einem Deutschen F. Schnurrer 1823—25. Alle diese Schriftsteller berücksichtigen nur die Epidemien. Letzterer giebt die reichhaltigste Sammlung von Materialien und nennt sie mit Recht „Chronik der Seuchen"; sie ist eine schlichte chronologische Aufzählung von pathologischen Ereignissen und vieler damit in möglicher Verbindung gedachter meteorologischer Erscheinungen, und steht auf dem Standpuncte anfangender Geschichtschreibung, welche vorerst die Materialien zusammenlies't ohne weitere Reflexion zu unternehmen. Aufserdem sind vor und nach Schnur-

Digitized by Google

rer manche monographische Untersuchungen einzeln über epidemische Krankheiten geliefert und dies ist vorzugsweise ein deutsches Studium gewesen, von Werlhof, Hahn, Hensler, Gruner, J. F. C. Hecker, Krause, Simon, Fuchs, Rosenbaum, Gluge, Most, Schweich, Pfeufer u. A. Auch hat sich die Schönlein'sche Anschauungsweise der Krankheiten sehr fördernd für deren historische Bearbeitung erwiesen.

Nach solchen particulären Fortschritten war eine neue Zusammenstellung des erweiterten Materials wieder erforderlich geworden, und diese findet sich im vorliegenden Werke, obwohl es auf dem Titel sich nur als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten bezeichnet. Es ist hauptsächlich eine literar-historische Arbeit, welche die Quellen mit mehreren eignen Untersuchungen vermehrt oder berichtigt, interpretirt, die Commentatoren kritisirt und auch wenigstens im ersten Theile Resultate speculativer Art daraus ableitet oder hinzufügt. Es ist aber zu bemerken, dafs sie von der historischen Pathologie doch nur die Epidemiologie im Auge hat.

Im ersten Theile stellt der Vf. die vorzüglichsten weltgeschichtlichen Epidemien vom Alterthume bis zu Ende des Mittelalters in einzelnen Monographien chronologisch neben einander. Die Einleitung giebt uns philosophische Grundansichten, wovon der Vf. später im zweiten Bande die Befürchtung ausspricht, zuviel gegeben zu haben. Zuviel wohl nicht, denn die historische Pathologie entbehrt eher derselben, aber er scheint selber sie nicht mehr für richtig zu halten, obwohl sie doch noch so manche Beistimmung bei deutschen Lesern finden und auch hier wieder finden werden. Sie sind in anderen Literaturen nicht vorhanden, gehören dem deutschen Antheil an dieser Wissenschaft zu und sind noch Nachklänge aus der naturphilosophischen Zeit. Ihre Grundlagen bildet die Vorstellung von der genetischen Entwicklung, die man irriger Weise vom Individuum auf die Gattung übertrug, und so der Menschheit im Verlauf der Zeiten eine physische Entwicklungsgeschichte zuschrieb. Die Epidemien sollen nun solche Entwicklungsmomente darstellen, auch die ganze Erde, ja alle kosmisch-tellurische Verhältnisse sollen in einem Bildungsgange noch fortwährend begriffen sein, und man vermuthet, dafs die kranken Lebensäufserungen in paralleler Metamorphose damit sich bewegen. Damit werden in weiterer Folgerung nur zu leicht Vorstellungen von Uebergängen der Krankheitsformen in andere, von Zerfällungen in mehrere, von Combinationen mehrerer einzelner zu neuen u. dgl. verbunden. Diese naturphilosophischen Ansichten sind aber aus den historischen Thatsachen wenig zu begründen, wenn diese ihrem Werthe nach gewogen werden. Der Verf. beruft sich mit Recht auf Jahn und Kieser (als dessen Schüler er sich erweist); in dem Citat aus Sydenham dagegen kann man nichts weiter als eine Anerkennung eines Wechsels in den Krankheiten finden. Durch den ganzen ersten Theil ziehen sich obige Ideen hindurch.

Der erste Abschnitt bespricht die *allgemeine Constitution der Krankheiten des Alterthums*, und wir begegnen der Meinung, dafs in der alten Welt die Krankheiten vorwiegend von vegetativem Charakter gewesen seien, was dadurch, dafs die Lepra eine sehr ausgedehnte Verbreitung gehabt habe, und dafs die Entzündungen bei Fiebern, so wie die Krämpfe und Algien und Seelenstörungen im Ganzen nur selten erwähnt werden, belegt wird. — *Die Pest des Thukydides.* Der Verf. hält diese für die eigentliche orientalische Pest (wie auch K. Sprengel meinte, während von verschiedenen Anderen aus den vorhandenen Nachrichten Blattern, oder Scharlach, gelbes Fieber, Petechialtyphus oder eine besondere antike Krankheit gedeutet sind), indem er hinzufügt, dafs diese damals wegen der vegetativen Lebensconstitution des Alterthums noch nicht zu ihrer vollen Eigenthümlichkeit entwickelt gewesen sei. Nach Ref. Meinung liegen überhaupt keine hinreichenden Data vor, um über die Form dieser Krankheit bestimmt entscheiden zu können, sprechen aber die Symptome, wie sie angegeben sind, am meisten für Blattern. — Einige Stellen des 6. Buches des Hippokrates über die Epidemien werden auf *Influenzen* bezogen, und dann wird die sogenannte Pest des Diodor in Sicilien ebenfalls für die damalige orientalische Pest erklärt. — Die *Antonin'sche Pest* 160 n. Chr., deren Hauptquellen in fragmentarischen autoptischen Quellen Galen's enthalten sind, wird für dieselbe unentwickelte Bubonenpest gehalten; das brandige Absterben der Extremitäten macht die Auslegungen am schwierigsten. — Die *Pest* des *Cyprian* 225 n. Chr. scheint dem Verf. wieder als nosologischen Charakter den der damaligen Pest gehabt zu haben. — Die *Pest des Justinian* und ihre Vorläufer 342 n. Chr. Schon

Digitized by Google

vorher brachten die Völkerwanderungen manche Seuchen mit. Ueberhaupt mögen die Völkerwanderungen wohl auf die physische Beschaffenheit der damaligen Bewohner Europa's durch Raçemischung umgestaltend eingewirkt zu haben. Für diese Seuche gilt Evagrius, ein Kirchenhistoriker, als vorzüglichster Beschreiber; hier ist von Bubonen bestimmt die Rede. Verf. meint hierin den Uebergang der vegetativen Krankheitsconstitution des Alterthums in die mehr animale des Mittelalters zu erkennen und zugleich eine Zerfällung des Krankheitscharakters in die späteren Formen der bösartigen Bräune (garotillo), der Blattern und der Bubonenpest. — *Die Blattern.* Sie sollen im 6. Jahrhundert zuerst pandemische Geltung sich verschafft haben, aber bereits seit den ältesten Zeiten an ihrer Urstätte im Innern Asiens geherrscht haben; auch soll vielleicht selbst Europa einzelne Epidemien derselben oder eines ihnen analogen Exanthems gesehen haben. Bei dieser Gelegenheit wird die Frage weiter erörtert, ob die Krankheiten im Laufe der Zeiten Formänderung erlitten haben. Früher soll ein gemeinsames Urexanthem die Keime anderer in sich vereint enthalten haben, und so sollen Blattern, Scharlach, Masern sich erst später daraus entwickelt und geschieden haben. In Asien jedoch, wie Nachrichten über die Blattern und sogar deren Impfen bezeugen, sollen schon sehr früh, dem höheren Standpuncte seiner Entwickelung gemäfs, ähnliche Krankheiten bekannt gewesen sein, wie die waren, welche für die europäische Menschheit erst später entstanden. Diese Lösung der berühmten Frage über das Alter der Blattern und über die Natur anderer Exantheme zugleich ist echt naturphilosophisch. — Beim Antritt des *Mittelalters* wird über den Charakter seiner Krankheitsconstitution bemerkt, dafs er aus dem vegetativen in den animalen sich verändert habe, d. h. mit Prävalenz des Blutlebens (nach Kieser's System), woraus denn namentlich die selbstständige Entwickelung der Masern, später der Rötheln und des Scharlachs, so wie des schwarzen Todes zu deuten sei. — Der *schwarze Tod* (1348). In Uebereinstimmung mit den meisten anderen Forschern wird diese vielleicht fürchterlichste Seuche aller Zeiten für die orientalische Pest gehalten, aber in ihrer höchsten Steigerung und Verbreitung über Asien und Europa. — *Die Tanzwuth.* Auch hier findet der Verf. seinen Grundgedanken bestätigt und hält dafür, dafs dieser Krankheitsprocefs zwar das Nervensystem betroffen, aber in der animalen Sphäre des Lebens gespielt habe. — *Petechialtyphus.* Gegen Ende des 15. Jahrhunderts haben sich zu den Erscheinungen der wahren Bubonenpest, zumal im Süden Europa's, die des Petechialtyphus hinzugefunden, und dieser sei zwar nicht aus der Bubonenpest selbst entstanden, wohl aber in Folge der damaligen höchst ausgebildeten, nur durch die Eigenthümlichkeit des europäischen Himmels modificirten und in ihrer Energie geschwächten Pestconstitution. — *Der Scorbut* ist ein endemisches Uebel der nordischen Seeküsten, ist seit 1486 im nördlichen Europa epidemisch geworden und fast zweihundert Jahre geblieben. — Der grofse Streit über das Alter der *Syphilis* wird historisch dahin entschieden, dafs sie ein autochthones, nicht exotisches Erzeugnifs Europa's sei, dafs schon lange örtliche und allgemeine Affectionen derselben bestanden und im 15. Jahrhundert mit einem Schlage eine Ausbreitung gewonnen haben (nach Hecker im Lager Karl's VIII. vor Neapel). Schmerzen, vorzüglich in den Gelenken, und Hautausschläge waren zur Zeit häufige Symptome; nicht vorhanden waren Fieber und ein flüchtiges Contagium. Diese Untersuchung ist nach Ref. Meinung eine der gründlichsten und unbefangensten, wie denn überhaupt mit dem Fortrücken seiner Arbeit die historische Thatsächlichkeit den Verf. mehr zu binden scheint. — *Der englische Schweifs*, auf England beschränkt 1486 bis 1517, dann den Continent im Norden miasmatisch überziehend, war rheumatischer Natur und den Uebergang vom Petechialtyphus zum Friesel vermittelnd. — Die *typhösen Pneumonien* herrschten im 16. Jahrhundert und sollen Pestnatur gehabt haben. — Der *Garotillo* oder die Schlundpest, oder angina maligna, wird nicht für identisch mit Scharlach gehalten, wofür sehr ausführlich die Gründe abgewogen werden, sondern auch für modificirte Pestform, welche damals mehr den Schlund und die Respirationsorgane zum Centrum der Krankheitserscheinungen wählte. — *Croup* ist nicht die angina maligna des Nordens, wie Fuchs meint, obwohl beide fast gleichzeitig im 16. Jahrhundert aufgetreten sind. — Das *Scharlach.* Angaben bei Schriftstellern des Alterthums und auch bei den Arabern, welche bei dieser Krankheit für Beweise ihres früheren Vorkommens genommen sind, werden nicht dafür gehalten, sondern übereinstimmend mit

Digitized by Google

neueren Untersuchungen wird seit Sennert 1619 gleichzeitig mit der genauen Unterscheidung des Scharlachs auch sein wirkliches Auftreten datirt, und die Erscheinungen sollen im Wesentlichen gewesen sein wie sie jetzt noch herrschen, obwohl die Tendenz zur Affection des Nervensystems, besonders des Hirns, erst seit dem Jahre 1779 sich vorzüglich entfaltet habe.

Wenn wir nun in jenem ersten Theile die Quellen der welthistorischen Seuchen in Reihefolge historisch-kritisch dargelegt sehen (worin man die Lepra und das Sanct Antonsfeuer vermissen könnte), wenn wir als Grundgedanken sich hindurchziehen sehen, dafs die allgemeine Krankheitsconstitution von dem mehr vegetativen Charakter des Alterthums in den mehr animalen des Mittelalters und dann in den mehr sensitiven der neueren Zeit sich umgeändert habe, und die Ansicht als Resultat bei dem Verf. sich ergiebt, dafs fast sämmtliche grofse Seuchen für Modificationen der orientalischen Bubonenpest angesehen werden (mit Ausnahme sehr bezeichneter Formen, wie die Exantheme, Influenzen, Tanzwuth, Croup und Syphilis) — so finden wir nun im *zweiten Theile*, welcher vom Jahre 1500 beginnt, eine Aenderung sowohl in der Anordnung des Materials als in dem speculativen Theile. In letzterer Hinsicht ist Verf. „bemüht gewesen auch die leisesten Anklänge philosophischer Deutung und Verknüpfung der Thatsachen zu vermeiden", und die Materialien, welche über diese letzten drei Jahrhunderte nach ärztlichen Angaben reichlich vorhanden sind, werden fast rein chronistisch gegeben, obwohl dennoch mit einzelnen Ueberblicken, und betreffen nicht grofse weltgeschichtliche, sondern kleinere, zerstreute, im Detail beschriebene Epidemien. Sie waren meist, aufser Pest, Petechialtyphus (wofür auch das ungarische Fieber und die trousse galante gehalten werden), typhöse Pneumonien, Influenzen, Wechselfieber, Ruhr, Friesel; weniger werden die Blattern, Masern und Scharlach berücksichtigt.

Der dritte Theil wird den noch übrigen Zeitraum der letzten 70 Jahre umfassen, und diesen wichtigen Beitrag zur historischen Pathologie, womit besonders ihr Theil, die historische Epidemiologie, einige Schritte vorwärts gethan hat, abschliefsen.

Ref. hofft, dafs der Verf. zu den Schriftstellern gehören wird, welchen seine Arbeit, als eine treffliche Darlegung des jetzigen Standes der historischen Pathologie, eine Anregung sein wird, sowohl in materieller als speculativer Hinsicht an dieser weiter zu arbeiten.

A. Mühry, in Hannover.

XVII.

Schulbuch der lateinischen Sprache von G. Drogan, Oberlehrer am Friedr.-Wilh.-Gymnas. Berlin, 1842; *bei Kleman. I—IV,* 1—138. 8. *Commentar zu dem Schulbuche von demselben.* 1—29.

Vorliegendes Buch würden wir für eine Anzeige in den wissenschaftlichen Jahrbüchern nicht für geeignet halten, wenn nicht der Unterricht auch eine wissenschaftliche Seite darböte und wenn es nicht deshalb von Interesse wäre, auf diejenigen Erscheinungen aufmerksam zu machen, in welchen sich dafür ein Fortschritt ergiebt. Zwar sagt der Verf. mit Recht: „Gegenwärtig, wo in Folge äufserer Reactionen nicht allein über die Behandlung des lateinischen Sprachunterrichts selbst die Ansichten mehr als je schwanken, wo sogar dürftige Einsichten sich ernstlich abmühen das Richteramt auszuüben, und eine wünschenswerthe Einigung für's erste wohl noch nicht zu Stande kommen wird", sei es mifslich mit einem neuen Buche aufzutreten; indefs hat das seinige wohl einen Anspruch auf eine Anerkennung in weiteren Kreisen, als blofs in der Anstalt wofür es zunächst bestimmt ist. Sein Verfahren ist ein auf Selbstthätigkeit bauendes genetisches (S. 4) und arbeitet gleich anfangs darauf hin, dafs, sobald die Zusammenstellung des Adjectivs mit einem Substantiv möglich wird, dem Schüler das Decliniren, und so später beim Verbum das Conjugiren, weiter nichts sei *als paradigmatisches Sprechen und Schreiben* (S 6). Aufserdem sind viele Hindeutungen aus dem Commentar dem jüngeren Lehrer als goldene Worte zu empfehlen, und sie bilden in ihrer gedrängten Kürze ein treffliches Vademecum für die Praxis. Als Citat heben wir nur die eine Stelle aus Thomas Farnabius († 1648) heraus: „Hinc luxuriantis aliquis et supini otii magistellus, cui pro cerebro Jovis est verbalis ista quae conceptis quasi syllabis et literis praeit constructio, longos probat commentarios, *ostentator fabriculosae eruditionis*, cujus stilus morosus ut ipse est ineptus".

In Betreff der „rationellen Gedächtnifsübung" stimmt der Verf Hrn. Ruthardt bei und macht davon die Anwendung: „von dem Schüler wird verlangt sich bei vorkommender Gelegenheit zu erinnern, *wo*, allenfalls auch *wann*, er eine Vocabel zum ersten Male gesehen hat". Was aber vor allem seinem Buche zur Empfehlung dienen dürfte, ist der reine, nur auf die Sache gerichtete Eifer, welcher alle unnützen Weitläufigkeiten vermeiden liefs und sich gerade nur auf das beschränkt, was der Schüler auf dieser ersten Lehrstufe wissen mufs; und deshalb glauben wir auf diese Arbeit hinweisen zu dürfen, da der Verf. es sich gewifs hat Zeit und Mühe kosten lassen, mit so prägnanter Kürze zu schreiben, wie es ja überhaupt leichter ist ein dickes Buch zu schreiben als ein dünnes. Dafs die nöthigen Vocabelverzeichnisse beigefügt sind, halten wir nicht für überflüssig (Substantiva nach ihrer Bedeutung gruppirt, als Uebungsstoff. S. 113—124).

Die Anordnung des Ganzen ist durchaus nach dem Zweck des Buches bestimmt. Der Verf. wollte ein Schulbuch schreiben, keine systematisch geordnete Grammatik; weshalb die einzelnen Abschnitte dem fortschreitenden Lehrgange gemäfs geordnet sind und gerade das bieten, was der Schüler auf jeder Stufe nothwendig erlernen mufs, mit Ausschlufs alles Ueberflüssigen. Daher beginnt die Schrift mit den Vorübungen. „I. Anstatt des Artikels dient im Lateinischen die Endung als Merkmal für das Geschlecht des Hauptwortes". S. 5. begegnen wir sogleich dem Verbum esse, und erst S. 6. folgt die Declination. Indem wir es nun den praktischen Schulmännern anheim stellen müssen, aus dem Gebrauch selbst und der eigenen Erfahrung den Werth der vorliegenden Arbeit zu beurtheilen, glauben wir bemerken zu können, dafs die ganze Art und Weise der Fassung der Regeln in der strengsten Kürze, gerade wie sie als Gesetze der Sprache mögen dem Gedächtnifs eingeprägt werden, eine sehr zweckmäfsige scheint. Der Gebrauch der systematischen Grammatik ist dadurch keinesweges ausgeschlossen, sondern dieselbe eben nur für die Lehrzwecke verarbeitet; und dieser Punct erschien hierbei als der wichtigere, da es so selten geschieht, dafs ein gründlicher Kenner der lateinischen Sprache sich auf diese Weise begrenzt und sich nur dem Schüler widmet, der Methode und der Lehre. Mögen andere darüber entscheiden, ob die so beliebten Auszüge aus gröfseren Werken, nach deren eigenthümlichen Anordnung, den Namen der Lehrbücher verdienen und den Zwecken des Unterrichts entsprechen; denn gewifs hat die Eitelkeit, etwas ganz besonderes leisten zu wollen, nirgend mehr geschadet, als in den Verhältnissen des dem Schüler gegenüberstehenden Lehrers, welche nicht einfach genug aufgefafst werden können. — Die Leseübungen sind empfehlenswerth. M.

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

XVIII.

Ecclesiastica, or the church, her schools and her clergy. By Edward Mahon Roose, of Lincoln's Inn. Esq. London, Hatchard and son, Piccadilly 1842.

Dieses so eben erschienene Werk giebt einerseits eine statistische Uebersicht von der bischöflichen Kirche Englands in der Gegenwart, andererseits stellt es in einem kurzen Abrisse das Leben der bedeutenderen Bischöfe, Geistlichen und Theologen aus derselben dar bis auf die neueste Zeit. Ueberzeugt von einer im Wesentlichen unleugbaren Vortrefflichkeit der bischöflichen Kirche rühmt der Verf. die durch Englands Seeherrschaft über alle Erdtheile ausgedehnte Wirksamkeit derselben, er bezeichnet die mannigfachen für kirchliche Zwecke gebildeten Gesellschaften als den Beweis, wie wohl sie mit der Zeit fortzuschreiten verstehe, und hält die im Innern neuerlich entstandenen Bewegungen für geeignet, sie von einer gewissen, besonders den Laien unangenehmen Starrheit zu befreien (S. 124. 125). Wohl aber macht er in der Vorrede auf die Nothwendigkeit einer Mäfsigung in diesem Streben aufmerksam; nur durch sie könne eine heilsame Einsicht in die vorhandenen Mängel und eine mögliche Abstellung derselben erzielt werden. Es darf, wo es sich hierum handelt, niemals übersehen werden, dafs die Theologie der bischöflichen Kirche auf diesem Wege sich stets mit einer besonderen Vorsicht bewegen mufs; sie läuft nämlich Gefahr, bei allen Bestrebungen dieser Art nicht nur Gegensätze in ihrem Innern hervorzurufen, sondern auch den sie unabläfsig beobachtenden und bekämpfenden Dissenters zu erfolgreichen Angriffen neue Veranlassung und neuen Stoff zu bieten. Dieses Verhältnifs, in welchem die bischöfliche Kirche zu den zahlreich in England vorhandenen Secten steht, hat nothwendig von jeher darauf geführt, dafs die Einheit der Kirche von den Bischöflichen auf eine der katholischen Lehre verwandte Weise erstrebt wurde. So sagt auch Roose: schism is sin (Préface p. IX. vgl. the christian church considered in relation to unity and schism, by the author of hours of thought. Lond. 1838. Den Abschnitt sinfulness of schism p. 195 sq.), es wird als zu dem Wesen der englischen Kirche gehörig anerkannt, dafs sie in ruhiger Würde und Mäfsigung beharrend gegen das geschäftige Treiben der römischen und reformirten Kirche einen Gegensatz bilde, von Fanatismus und selbst von Enthusiasmus fern nur in Fällen der Gefahr die in ihr vorhandene Begeisterung zeige, sonst sich aber auf Proselytenmacherei und Erwiderung der zahlreichen gegen sie gerichteten Angriffe nicht einlasse (Roose S. 123 ff.). Diese Eigenheit der bischöflichen Kirche erkennt der Verf. an, aber er mildert sie und stellt sie von der erträglichsten Seite dar, er führt Karls II. Ausspruch an: presbyterianism is not the religion for a gentleman.

Der Verf. schickt eine Darstellung der Reformation in England voraus, in welcher wir jedoch nur Bekanntes finden. Er geht zu weit, wenn er (S. 2) Heinrich dem Achten nur einräumt, er habe die Oberherrschaft des Papstes, auch das Mönchsthum bekämpft, aber noch an gar keinen Angriff gegen den Gottesdienst der römischen Kirche gedacht. Schon von den fünf Glaubensartikeln, welche Heinrich 1536 gab und unterschreiben liefs, verlangte der erste Unterricht nach dem Inhalt der h. Schrift, der drei Glaubensartikel und der vier ersten allgemeinen Kirchenversammlungen; der fünfte lehrte, Rechtfertigung bestehe in vollkommener Erneuerung, nicht nur in äufserlichen guten Werken sondern in innerlicher Heiligkeit (Burnet's Geschichte der Reformation in England. Im Auszuge übers. Braunschweig 1765. Thl. I. S. 181). Später, 1540, gab die von dem Könige unter Cranmer nieder-

Digitized by Google

gesetzte Commission von Bischöfen folgende Erklärung ab: der Glaube sei die völlige Annahme des Evangeliums, die Rechtfertigung hänge nur von dem Verdienste Christi ab, auch Liebe und Glauben seien nothwendig aber nicht Ursache der Rechtfertigung. Die Ordination und Confirmation wurden für nicht durchaus nothwendig erklärt, Wallfahrten und Anbetung von Bildern verboten (das. S. 254 f.). Die Bibel wurde 1542 in der Landessprache verbreitet und in den Kirchen das Vorlesen aus derselben, wie auch die Liturgie und der Katechismus ebenfalls in der Landessprache eingeführt. Als man hiernach gegen die Entziehung des Kelches und gegen den lateinischen Gottesdienst auftrat, wurde jener Gebrauch beschränkt (das. S. 269), aber dann doch eine neue Durchsicht der Uebersetzung angeordnet, ein Homilienbuch für Evangelien und Episteln gedruckt (das. S. 281); auch ging die Verwerfung des Fegefeuers und die Abschaffung vieler Festtage durch.

Aus den Erfahrungen, welche Elisabeth bei Durchsetzung ihrer Maſsregeln gemacht, leitet der Verf. die Ueberzeugung her, daſs in Glaubenssachen Uebereinstimmung sich nun und nimmer durch Verfolgung der Andersdenkenden erreichen läſst (S. 5 f.), und mit Recht hebt er in gleicher Weise hervor, daſs, als die Zeit gekommen war, in welcher während der Revolution der Puritanismus sich hätte der kirchlichen Herrschaft bemächtigen können, er durch Spaltungen und unerhörte Streitigkeiten sich dazu unfähig erwies (S. 10). Da unter Jacob II. die Bischöfe gegen die kirchliche Vorlesung seiner zu Gunsten des Katholicismus erlassenen Erklärung über Gewissensfreiheit protestirt hatten und deshalb vor der kings bench angeklagt, dort aber den 29. Juli 1688 freigesprochen waren, wird der Beifall, mit welchem London dies aufnahm, geschildert mit des Dichters Wordsworth Versen, die das Uebermaſs der Volksfreude lebhaft darstellen.

Die Zeit von der Thronbesteigung Wilhelms III. an nennt der Verf. eine solche, in welcher sich die Kirchengeschichte von der Geschichte des Staats durchaus nicht trennen lasse, was allerdings der deutlichste Beweis dafür ist, daſs die Kirche dem Staat in einer gänzlichen Abhängigkeit untergeben ist (S. 19).

Es folgt eine Darstellung der bedeutenden Bildungsanstalten, begleitet von einem Verzeichnisse derjenigen Erzbischöfe, Bischöfe und namhaften Geistlichen, welche auf einer jeden gebildet wurden. Die Nachweisungen über den gegenwärtigen Zustand stimmen groſsentheils mit dem überein, was Deutsche von jeher über Eton und die übrigen Schulen, so wie über die Universitäten berichtet haben (Wendeborn über den Zustand von Groſsbritannien am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. 4 Bde. 1785—88. Küttner Beiträge zur Kenntniſs von England. 4 Bde. 16 Hefte. Leipz. 1793—96. vgl. E. G. Fischer über die englischen Lehranstalten in Vergleich mit den unsrigen, ein Programm 1827). Es müssen noch immer die Zöglinge der lower school zu Eton denen der upper school als fags dienen, doch werden neuere Sprachen und Geschichte jetzt ebenfalls gelehrt, während früher das Lateinische und Griechische die einzigen Unterrichtsgegenstände waren, die Erziehungskosten belaufen sich zu Eton jetzt jährlich bis auf 200 Pfd. Mit Recht zeichnet der Vf. die Freischule zu Harrow besonders aus. Bemerkenswerth ist die Gewohnheit, die geehrte Zahl sechs für die Anzahl der Klassen aufrecht zu erhalten, und, wo die Zahl bis auf neun vermehrt worden, neue Namen zu erfinden, wie lower fifth, upper remove, lower remove (Quarterly Journal of education, trt. on Rugby school). Es erscheint dem Vf. als eine bedeutende Empfehlung für die Erziehung auf öffentlichen Anstalten, daſs durch die Knabenstreiche und Ränke während des Zusammenlebens sich eine Gewandtheit entwickele, die für das spätere Leben eine tüchtige Vorbereitung gebe.

Bei den Universitäten wird die neue seit 1835 in London bestehende, da sie keine theologischen Würden ertheilt, nicht mit betrachtet. Die Entstehung von Oxford wird auf den Anfang des elften, die von Cambridge auf den des zwölften Jahrhunderts zurückgeführt, in Oxford sind 2000 Studirende anwesend, aber über 5000 Namen auf der Liste. Der Herzog von Wellington ist hier Kanzler und der Graf von Devon Oberrichter, in Cambridge ist der Herzog von Northumberland Kanzler, Lord Lyndhurst Oberrichter.

Auf Oxford enthält Christ Church College unter Thomas Gaisford, wohin lange die vornehmen Stände vorzugsweise kamen, jetzt gegen 100 und Trinity College, welches durch Thomas Pope bei Aufhebung der Klöster gestiftet wurde, 60 Zöglinge. Neben der Bibliotheca Bodlejana, an welche von jedem in England erscheinenden Buche ein Exemplar abgeliefert wird, besteht die Radcliffe library besonders für Naturwissenschaften.

Digitized by Google

Von Cambridge wird gesagt, wie früher das Studium des bürgerlichen und geistlichen Rechts seit dem zwölften Jahrhundert, habe neuerlich besonders das mathematische und naturwissenschaftliche Studium hier geblüht, für letzteres bestehen die zwei jährlichen Preise von Smith von 25 Pfund, der Seatonian prize wird jährlich demjenigen Magister der freien Künste ertheilt, der das beste englische Gedicht über einen religiösen Gegenstand liefert. Peter House hat 52 Schüler, Kings College besitzt eine Kapelle von gothischer Bauart, mit welcher keine in Europa wetteifern kann. St. Johns College, welches für das älteste gilt, hat 114 Schüler, Trinity College 69. Die Bibliothek verleiht hier Bücher auch aufserhalb der Gebäude des College, und deshalb ist die Zahl der Theilnehmer seit 1811 auf das doppelte, nämlich auf 5700 gestiegen. Die Bibliothek erhält ebenfalls von jedem neuen Buche, das in England erscheint, ein Exemplar, zählt an 120000 Bände, aufser dem Codex Bezae eine werthvolle Handschrift der magna charta, syrische und koptische Handschriften, einen vorzüglichen Koran auf Baumwollenpapier; die Bibliothek von Trinity College hat Handschriften von Milton, welche beweisen, dafs er sein verlorenes Paradies anfangs dramatisch bearbeiten wollte, Bentleys handschriftliche Bemerkungen zu seiner Ausgabe des Homer, eine eigenhändige Abschrift von Newtons principia und viele Handschriften von Shakspeare.

Auf den unter der Königin Victoria gegründeten Erziehungsrath, auf die Puseyitischen Streitigkeiten nimmt der Verf. keine Rücksicht.

Es werden sodann die für kirchliche Zwecke gestifteten Gesellschaften angeführt, die Gesellschaft zu Beförderung christlicher Erkenntnifs, welche durch Verbreitung der heiligen Schrift, des common prayer book, der Tractate und Schulbücher, Herausgabe des Saturday Magazine, Erziehung der Armen, Sorge für die religiösen Bedürfnisse des Land- und Seeheeres immerfort noch den unsittlichen Bestrebungen entgegenwirkt, gegen welche sie um das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gebildet wurde; aufserdem wirkt sie in allen Colonieen durch Verbreitung der heiligen Schrift und des common prayer book in Uebersetzungen. Die bedeutende society for propagation of the gospel in foreign parts, welche seit 1701 für Erhaltung einer gebildeten und rechtgläubigen Geistlichkeit in den Colonieen sorgt, aber auch neue Missionen unternimmt, wird sodann nach ihren eifrigen Bemühungen, nach den Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen hat, geschildert, sie sorgt für Ausbildung von solchen, die sich nach den Colonieen oder zu den Missionen begeben wollen.

Die Nachrichten über Würde und Stellung der Bischöfe in England, welche hierauf gegeben werden (S. 151 f.) enthalten nichts neues; wenn wir das von Bentham (engländischer Kirchen- und Schulenstaat. Lüneburg 1694 S. 209 ff.) Gesagte vergleichen, findet sich keine Abweichung. Es werden für die sieben und zwanzig Bisthümer der Reihe nach von Zeiten der Reformation an die Bischöfe mit ganz kurzen Bemerkungen über ihr Leben angeführt (S. 159—232).

Eine ausführlichere Behandlung wird in dem folgenden Abschnitte den grofsen Theologen der bischöflichen Kirche zu Theil, und mit Recht werden hier besonders die Helden der Reformation gerühmt, wobei der Vf. doch nur das, was wirklich geschehn, reden läfst, den kühnen Gegensatz gegen das Papstthum, wie bei Ridley die unter seinem Vorsitz abgefafste Erklärung der Universität Cambridge: „that the bishop of Rome had no more authority and jurisdiction derived to him from god in this kingdom of England, than any other foreign bishop", die Verfolgungen, welche sie unter der Regierung der Königin Maria erlitten; auch dem Erzbischof Laud wird, wiewohl er so viel angefeindet worden, die verdiente Anerkennung seiner aufrichtigen Gesinnung zu Theil. Von dem gelehrten Chillingworth, Kanzler in Salesbury, wird das 1638 gegen das Papstthum geschriebene Buch religion of protestants, von Jerem. Taylor, Bischof von Down und Connor wird seine Liebenswürdigkeit und Standhaftigkeit in Zeit der Revolution gerühmt. Bei Chillingfleet, Bischof von Worcester, ist besonders zu bemerken das 1659 von ihm herausgegebene Irenicum, or the divine right of particular forms of Church government examined, welches von dem Standpunote der unsichtbaren Kirche ausgehend ein wesentliches Verdienst um Wiederherstellung der bischöflichen Verfassung hatte. Bei Rob. South, der durch Gelehrsamkeit und Witz einen grofsen Namen hatte (lebte 1633—1716), wird erzählt, als er einst vor Carl II. am Hofe gepredigt und seine Zuhörer eingeschlafen, da habe er plötzlich angehalten, mit veränderter Stimme den Lord Lauderdale dreimal angerufen, und, als dieser erwacht, ihm also zugesprochen: „my lord I am sorry to interrupt your repose,

Digitized by Google

but J must beg, that you will not snore quite so loud, lest you should awaken his majesty".

Bei Sam. Clarke (lebte 1675—1729) wird auf den Einfluſs der Newtonschen Philosophie hingewiesen.

Hochgestellt werden Paley, Archidiakon zu Carlisle (l. 1743—1805), um seines Einflusses auf alle Stände der Gesellschaft, Bischof Horsley von St. Asaph (l. 1730—1806) um seines christlichen Sinnes, vorzüglicher Predigten und allgemeiner Gelehrsamkeit willen.

Von Ruf ist der Name des gepriesenen Bischof Heber von Calcutta (l. 1793—1826). Von vorzüglichen Anlagen verwandte er früh den gröſsten Eifer auf das Schriftstudium, gewann zu Oxford nach und nach die drei Preise für lateinische Dichtung, für englische Dichtung und für englische Prosa. Als er 1803 mit dem Preisgedicht Palästina beschäftigt war, frühstückte Walter Scott eines Morgens bei ihm mit seinem Bruder und einigen Freunden. Man sprach über das begonnene Gedicht, der Vf. las etwas daraus vor und W. Scott bemerkte, bei der Darstellung des Tempelbaues finde er nicht erwähnt, daſs gar keine Werkzeuge gebraucht worden seien. Sogleich ging Heber auf sein Zimmer und kehrte dann in die Gesellschaft zurück mit den jetzt in dem Gedichte sich findenden Zeilen:

kein Hammer fiel, keine gewichtige Axt ertönte
no hammer fell, no ponderous axes rung
gleich einer schlanken Palme schoſs der geheimniſsvolle Bau empor
like some tall palm the mystic fabric sprung
in erhabenem Schweigen
majestic silence.

Bei dem öffentlichen Vortrage des Gedichts bemerkt Heber von der Rednerbühne aus zwei junge Jüdinnen unter den Zuhörern, er besinnt sich dabei auf eine Stelle des Gedichts, welche die Juden sehr hart mitnimmt, und beschlieſst aus dem Stegreife dort eine mildere Ausdrucksweise zu wählen; als er dies versucht, stöſst ihn sein hinter ihm als Souffleur sitzender Bruder an und Heber wird gezwungen, die ursprüngliche Form beizubehalten. Etwa drittehalb Jahre nur war Heber in Indien, aber unvergänglich ist, was er unter den gröſsesten Entbehrungen und Mühseligkeiten that, indem er fast die ganze ausgedehnte Diöcese bis nach Norden hin durch Visitationsreisen kennen lernte und mit besonderer Anstrengung den unglücklichen Streitigkeiten begegnete, welche zwischen den verschiedenen Secten in Indien fortwährend Statt finden.

Als ein Verlust für die Kirche wird beklagt der frühe Tod von Hugh James Rose (l. 1795—1838), Hauskaplan des Erzbischofs von Canterbury, welcher sehr gelehrt und besonders durch seine discourses on the state of the protestant religion in Germany bekannt geworden war. Er kam 1823 nach Deutschland und es heiſst von seinem gegen die deutsche Theologie sich sehr heftig auslassenden Buche: „seine Stimme erhob sich gleich einer Posaune gegen die Ketzereien, welche eine ohne wahrhaft religiösen Sinn sich erhebende Verstandesbildung durch Deutschland verbreitete, er sah vorher, welche schrecklichen Folgen es haben müſste, wenn das Verderben um sich griffe. Ketzereien gingen hier nicht von unwissenden und rohen Leuten aus, die auf die Begeisterung der Menge rechnend eine Flamme anschüren, welche binnen kurzem von selbst erlischt. Sie waren das Aufbrausen gewaltiger und gebildeter Geister und empfahlen sich durch den vollen Prunk der Gelehrsamkeit und durch den Zauber berühmter Namen. Um sie zu bekämpfen bedurfte es eines Geistes, der denen gleich wenn nicht überlegen war, welche sie hervorgebracht hat — diesen besaſs Hugh James Rose, dessen Bemerkungen über den Protestantismus in Deutschland ein mächtiges Aufsehn, sowohl in seinem Vaterlande als auch auf dem Festlande erregten".

Hiernach werden behandelt (S. 312 ff.) solche Theologen, die sich um die Wissenschaften mehr im Allgemeinen verdient gemacht haben. Es findet sich manches Seltsame, wie wenn John Wilkins, Bischof von Chester († 1672) in einem discourse concerning the possibility of a passage to the moon die Möglichkeit einer Reise nach dem Monde behauptet und danach von der Herzogin von Newcastle befragt, wo sie auf diesem Wege einen Rastort zu suchen habe, antwortet: Madam, of all the people in the world, J never expected that question from you, who have built so many castles in the air, that you may be every night at one of your own.

Bei Cudworth (lebte 1617—1688) wird angeführt, daſs er 1642 in einem discourse concerning the true notion of the Lord's supper behauptet habe, das heilige Abendmahl sei nicht ein Opfer, sondern ein Danktest für ein Opfer und entspreche den alten jüdischen Festen, welcher Meinung viele groſse Männer und besonders Warburton gefolgt seien.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Ecclesiastica, or the church, her schools and her clergy. By Edward Mahon Roose.

(Schlufs.)

Bei Burnet, Bischof von Salesbury (l. 1643—1715), wird die schwierige Stellung bemerkt, welche er habe in Mitte der Parteien einnehmen müssen und welche bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit und Gewandtheit ihm habe viele Angriffe zuziehn müssen, seine theologische Bedeutung wird anerkannt, in seiner Geschichtschreibung eine gewisse Breite und Nachläfsigkeit getadelt.

Als ein wenig bekannter aber ausgezeichneter Vertheidiger des Christenthums gegen Hobbes wird Richard Cumberland, Bischof von Petersborough (l. 1632—1718), dargestellt, von welchem die philosophical inquiry into the law of nature jenen Zweck hatte.

In Atterbury, B. von Rochester (l. 1662—1731), lernen wir einen aufserordentlichen Kämpfer für das Wohl der Kirche kennen, einmal gegen Bentley, dann für die Rechte der Convocationen gegen Dr. Wake, den späteren Erzbischof von Canterbury; 1711 hatte er im Auftrage der Convocation in einer Comitée die Lehren Whistons mit der englischen Kirchenlehre zu vergleichen, wonach er a presentation of the present state of religion herausgab, später wurde er wegen seines Gegensatzes gegen die Mafsregeln der Regierung abgesetzt und mufste in der Verbannung zu Paris sterben. Als er einst im Parlament davon sprach, er habe die Einbringung einer Bill schon im vorigen Winter prophezeiht, behauptete Lord Colingsby, er sei nur allenfalls mit Bileam zu vergleichen, dem seine eigene Eselin widersprochen habe, darauf erwidert der Bischof: „since the noble lord has discovered in our manners such a similitude, J am well content to be compared to the prophet Balaam, but, my lords, to make out the other part of the parallel, J am sure, J have been reproved by no one but his lordship". Als man bei einer Tischgesellschaft erzählte, ein Soldat habe vor der Schlacht gebetet: „o god, if there be a god, save my soul, if J have a soul", was übrigens die von Sir John Astley vor der Schlacht bei Edgehill gesprochenen Worte sein sollen, erzählte Atterbury, ein anderer Soldat habe besser gebetet: „o god, if in the day of battle J forget thee, do thou not forget me", man merkte den leisen Tadel und änderte die Unterhaltung.

Von Richard Bentley (l. 1661—1742) erfahren wir, dafs er die Anfangsgründe des klassischen Unterrichts bei einer hochgebildeten Mutter erlernte, um so mehr ist die übergrofse Eitelkeit und die grausame Strenge auffallend, durch welche er als master von trinity college bemerkbar war. Nachdem er zur Stelle des regius professor of divinity durch allerlei Nebenwege gelangt war, wurde ihm 1739 nachgewiesen, dafs er das Vermögen seines college verschwendet und die Statuten verletzt habe, doch, da nach den Statuten der vice-master ihn hätte absetzen müssen, wufste Walker, der treue Genosse der wissenschaftlichen Arbeiten Bentleys, es dahin zu bringen, dafs man ihn beibehielt. Im Privatleben soll er schätzenswerth gewesen sein.

Von Warburton, B. v. Gloucester (l. 1689—1779), wird in seiner vielfachen und zerstreuten Thätigkeit das Werk doctrine of grace gegen Wesley und dessen Partei bemerkbar durch die eines Bischofs unwürdige heftige Darstellungsweise.

Bei Edward Young, dem Verfasser der Nachtgedanken (l. 1681—1765), sticht auffallend ab gegen die in den Gedichten dargelegte Wärme des Gefühls die Härte, mit welcher er unbeugsam seinen talentvollen Sohn verstiefs. Seine kleineren Gedichte sind last day, Jane Grey, universal passion und paraphrase on Yob.

Als Beispiel der Seltsamkeit englischer Gelehrten erscheint Samuel Parr (l. 1746—1825). Als neun-

Digitized by Google

jähriger Knabe sitzt er von den andern getrennt, und da Dr. Allen ihn fragt, weshalb er nicht mit jenen spielen wolle, erwidert er ernst und feierlich: „do you not know, Sir, that J am to be a parson". Er hatte die Gewohnheit bei Tische stets alle Fenster zu öffnen, und sobald man ihm nach aufgehobener Mahlzeit nicht sogleich die Pfeife brachte, alsbald das Haus zu verlassen, eine Zeit lang mufste immer die jüngste der anwesenden Damen jenes Geschäft übernehmen. Einst über das Verhältnifs der drei professions befragt, sagte er: physicians were the most learned, lawyers the most entertaining, then comes my profession.

Von George Crabbe (l. 1754 — 1832), Geistlichen zu Trowbridge, als Dichter wird seine Kenntnifs der Welt, besonders auch seine Darstellung des Landlebens, von ihm als Menschen seine Sorge für die Armen gepriesen.

Den letzten Theil des Buches macht eine Aufführung der jetzt lebenden Bischöfe und bedeutenden Theologen (S. 375 f.). Wir heben folgende hervor.

William Howley, Erzbischof von Canterbury (geb. 1765), war auf der Universität Oxford als principal tutor in dem new college berühmt und dem vorigen Könige von Holland, da er dorthin kam, als private tutor zugetheilt worden, er zeichnete sich später als regius professor of divinity so aus, dafs er 1813 Bischof von London wurde, seit der Revolution das erste Beispiel von Besetzung dieser Stelle durch einen andern als einen schon vorher als Bischof bewährten Mann. Er war durch Wachsamkeit, Unpartellichkeit und wohlwollende Sorge für die Geistlichen ausgezeichnet und wurde 1828 Erzbischof von Canterbury. Bei den Bewegungen in der Kirche zeigt er seine echt kirchliche Gesinnung doch mit grofser Mäfsigung verbunden, er widersetzte sich der Aufnahme der Katholiken in das Parlament, der Zulassung der Dissenters auf den Universitäten, zeigt in seinen Predigten Würde, in seinen Parlamentsreden mehr ein bestimmtes und klares Urtheil als eigentliche Beredsamkeit. Wenige Gelegenheitspredigten hat er herausgegeben. Er ist allgemein geliebt.

Edward Harcourt (geb. 1757), Erzbischof von York, war dreimal verheirathet, hat dreizehn Kinder, von grofser klassischer Bildung, wurde durch seine Familie 1791 schon im vier und dreifsigsten Jahre Bischof von Carlisle, 1808 Erzbischof von York, ist auch bei Laien geliebt um seines wohlwollenden Wesens willen, und einige von ihm herausgegebene Predigten sind in blühend einnehmender Darstellung und doch gedankenvoll geschrieben. Er beschützt die Wissenschaften und erbt bedeutende Familiengüter.

Richard Whateley, Erzbischof von Dublin, war seit 1810 zu Oxford bedeutend als Lehrer und Prediger, zuletzt Professor der Staatsverwaltung, kam 1830 nach Dublin. Als Theolog, Logiker und Staatsmann hat er viel geschrieben und eigenthümliche, oft auffallende Ansichten entwickelt. Die Regierung hatte wohl von ihm viel zu Gunsten ihrer Absichten erwartet, dem entspricht seine Wirksamkeit nicht, dagegen thut er viel für Erziehung und hat die Geistlichkeit sehr für sich gewonnen.

Charles James Blomfield, Bischof von London (geb. 1785), hatte in Cambridge durch eine Ode nach Horaz und eine nach Sappho zwei Preise und aufserdem andere Ehren erlangt, er wurde 1824 Bischof von Chester und 1828 Bischof von London. Er hat des Aeschylus Agamemnon herausgegeben und gilt für den ersten Griechen Englands. Durch Weltkenntnifs ist er ganz für das Bisthum London befähigt, in den verwahrlosetsten Theilen der Stadt hat er neue Kirchen entstehen lassen und es wird seine Milde, seine Herzensgüte gerühmt, obwohl manche ihn stolz nennen; besonders ist er ein Gegner der Aufnahme von Geistlichen aus Irland in Grofsbritannien.

Maltby, Bischof von Durham, 1831. Bischof von Chichester kam 1836 nach Durham, und er benutzt den Reichthum dieses Bisthums mit grofser Freigebigkeit, es zog ihm viele Angriffe zu, dafs er auf die Predigten eines Sozinianers Turner unterzeichnete; in seinen eigenen Predigten will man ein Streben nach Neuheit und Originalität erkennen.

Sunmer, Bischof von Winchester, 1826 Bischof von Llandaff, kam 1827 nach Winchester, und hat in einer Uebersetzung von Miltons treatise on christian doctrine des Verfs. Verdienste als Prosaiker mit grofser Anerkennung dargethan. Seine Predigten sind schön, fafslich und von grofser Kraft.

Law, Bischof von Bath und Wells, 1812 Bischof von Chester, kam 1824 nach Bath und Wells, hat einige gute Predigten herausgegeben.

John Key, Bischof von Lincoln (seit 1815), hat sich bekannt gemacht durch seine ecclesiastical history of

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1842.

Ecclesiastica, or the church, her schools and her clergy. By Edward Mahon Roose.

(Schlufs.)

Bei Burnet, Bischof von Salesbury (l. 1643—1715), wird die schwierige Stellung bemerkt, welche er habe in Mitte der Parteien einnehmen müssen und welche bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit und Gewandtheit ihm habe viele Angriffe zuziehn müssen, seine theologische Bedeutung wird anerkannt, in seiner Geschichtschreibung eine gewisse Breite und Nachläfsigkeit getadelt.

Als ein wenig bekannter aber ausgezeichneter Vertheidiger des Christenthums gegen Hobbes wird Richard Cumberland, Bischof von Petersborough (l. 1632—1718), dargestellt, von welchem die philosophical inquiry into the law of nature jenen Zweck hatte.

In Atterbury, B. von Rochester (l. 1662—1731), lernen wir einen aufserordentlichen Kämpfer für das Wohl der Kirche kennen, einmal gegen Bentley, dann für die Rechte der Convocationen gegen Dr. Wake, den späteren Erzbischof von Canterbury; 1711 hatte er im Auftrage der Convocation in einer Comitée die Lehren Whistons mit der englischen Kirchenlehre zu vergleichen, wonach er a presentation of the present state of religion herausgab, später wurde er wegen seines Gegensatzes gegen die Mafsregeln der Regierung abgesetzt und mufste in der Verbannung zu Paris sterben. Als er einst im Parlament davon sprach, er habe die Einbringung einer Bill schon im vorigen Winter prophezeiht, behauptete Lord Colingsby, er sei nur allenfalls mit Bileam zu vergleichen, dem seine eigene Eselin widersprochen habe, darauf erwidert der Bischof: „since the noble lord has discovered in our manners such a similitude, J am well content to be compared to the prophet Balaam, but, my lords, to make out the other part of the parallel, J am sure, J have been reproved by no one but his lordship". Als man bei einer Tischgesellschaft erzählte, ein Soldat habe vor der Schlacht gebetet: „o god, if there be a god, save my soul, if J have a soul", was übrigens die von Sir John Astley vor der Schlacht bei Edgehill gesprochenen Worte sein sollen, erzählte Atterbury, ein anderer Soldat habe besser gebetet: „o god, if in the day of battle J forget thee, do thou not forget me", man merkte den leisen Tadel und änderte die Unterhaltung.

Von Richard Bentley (l. 1661—1742) erfahren wir, dafs er die Anfangsgründe des klassischen Unterrichts bei einer hochgebildeten Mutter erlernte, um so mehr ist die übergrofse Eitelkeit und die grausame Strenge auffallend, durch welche er als master von trinity college bemerkbar war. Nachdem er zur Stelle des regius professor of divinity durch allerlei Nebenwege gelangt war, wurde ihm 1739 nachgewiesen, dafs er das Vermögen seines college verschwendet und die Statuten verletzt habe, doch, da nach den Statuten der vice-master ihn hätte absetzen müssen, wufste Walker, der treue Genosse der wissenschaftlichen Arbeiten Bentleys, es dahin zu bringen, dafs man ihn beibehielt. Im Privatleben soll er schätzenswerth gewesen sein.

Von Warburton, B. v. Gloucester (l. 1689—1779), wird in seiner vielfachen und zerstreuten Thätigkeit das Werk doctrine of grace gegen Wesley und dessen Partei bemerkbar durch die eines Bischofs unwürdige heftige Darstellungsweise.

Bei Edward Young, dem Verfasser der Nachtgedanken (l. 1681—1765), sticht auffallend ab gegen die in den Gedichten dargelegte Wärme des Gefühls die Härte, mit welcher er unbeugsam seinen talentvollen Sohn verstiefs. Seine kleineren Gedichte sind last day, Jane Grey, universal passion und paraphrase on Yob.

Als Beispiel der Seltsamkeit englischer Gelehrten erscheint Samuel Parr (l. 1746—1825). Als neun-

Digitized by Google

keine Rede, weil er sie zufolge einer Nachschrift nicht zum Druck eingeliefert hat. Solche Reden, so passend sie auch für die feierliche Gelegenheit gewesen sein mögen, wie es die vorliegenden in der That sind, eignen sich für eine Anzeige in unsern Jahrbüchern im Allgemeinen nicht. Doch können wir es uns nicht versagen die Aufmerksamkeit und Theilnahme eines weiteren Kreises für Hrn. Zündel's Rede in Anspruch zu nehmen, weil wir darin eine vielversprechende Verpflanzung sinniger deutscher Wissenschaftlichkeit auf Französischen Boden erkennen. Hr. Zündel spricht über den Werth, den das Studium der Griechischen Welt, nachdem das Volk selbst untergegangen, für die heutige Welt haben müsse. Er setzt das Wesen des klassischen Griechenthums in die Ausbildung und Darstellung des Schönen im Leben, in der Kunst und Litteratur; er spricht über die göttliche Wahrheit, die unbewufst in dem Schönen liegt und in der echten Kunst mehr und mehr herausgebildet wird, endlich über die sittliche und christliche Vollkommenheit, die das höchste Ziel des Schönen nahmentlich in der Poesie ist. Pag. 29: Croyez-vous que l'artiste se donnerait la peine de créer s'il était content de ce qu'il voit déjà créé sous ses yeux? Il y a quelque chose de plus dans son oeuvre que dans son prétendu modèle, et précisément ce surplus, ce cachet de sa main, c'est pour lui la verité, c'est le reflet d'une lumière plus pure que la nôtre, d'une flamme qui éclaire et qui dévore son âme. Cette inquiétude constante de Raphaël qui espérait toujours de rencontrer quelque part son idéal, la susceptibilité du Tasse, le malaise de Winkelmann qui pressentait déjà le poignard, lorsqu'il revit les toits pointus des maisons allemandes, ce sont là des souffrances de l'aigle accoutumé à planer dans d'autres sphères que celles où les corbeaux trouvent leur pâture. L'homme, le roi de la création porte en son âme les véritables formes des choses: c'est un souvenir de ce qu'il a vu avant de naître disait Platon; c'est la force de sa pensée, disait Aristote etc.

Pag. 32: Plus je réfléchis sur l'ensemble de l'histoire de l'art, sur la genèse du monde idéal, plus je trouve en effet que les artistes à leur insu étaient enveloppés dans la marche d'une pensée divine qui se fait jour, qui se déroule peu à peu dans la suite des âges: c'est un seul mot divin, dont chaque siècle n'a peut-être épelé qu'une syllabe et dont déjà nous pouvons sans doute entrevoir le sens. L'instinct mystérieux du génie, cette sainte fureur, comme diraient les Grecs, est réellement quelque chose de plus grand que le poëte lui-même, et se trouve merveilleusement d'accord avec les pensées de la force créatrice, qui présida à la formation de ce monde. On a beaucoup raillé les admirateurs du beau, de ce que les idées sur le beau changent dans tous les temps et divergent encore aujourd'hui à ce point, que l'on a dû abandonner entièrement toute dispute sur le goût. C'est précisément de ces changemens du goût, que je tire mon argument, de la logique, de la conséquence avec lesquelles ces changemens se sont succédés.

Hr. Zündel beweist dies an der Geschichte der Architektur und in derselben nach dem Sprichwort *ex ungue leonem* an der Geschichte der Säule, wie der Stein sich mehr und mehr öffnet und das Licht zuläfst, wie er sich mit der Flora verbindet und gleichsam ein organisches, vegetabiles, Wesen zu werden trachtet. Die schöpferische Kraft der Kunst bleibt auch hiebei nicht stehen: sie läfst den Menschen selbst in dem Plan des Gebäudes sichtbar werden: pag. 38 ce même plan (de la basilique) se modifie, se rapproche de plus en plus de la forme de la croix et pour que l'intention de l'architecte soit hors de toute contestation: il y a quelques églises où la tête, le choeur de l'église s'incline légèrement comme si c'était la tête du sauveur qui se penche pour mourir. Dies wäre aber allerdings als ein Mifsbrauch der Symbolik in der dafür nicht geeigneten Masse zu bezeichnen gewesen. Deutlicher spricht sich die Tendenz der Kunst zu der reinen Menschennatur zu gelangen, in der Bildnerei aus. Hr. Zündel spricht darüber recht sinnig: pag. 39 Chez les Grecs cet anthropomorphisme de la nature était encore plus determiné que chez les modernes et leur art franchit presque trop brusquement les degrés intermediaires. Je ne suis pas frappé le premier du faible rôle que joue le paysage dans leur littérature comme dans leur peinture, etc. Pag. 44 La statue grecque — se dépouille à mesure qu'elle s'élève à la perfection. Les plus antiques idôles des Grecs étaient complétement habillées; elles avaient une garderobe et changeaient même de costume. — De même ils déposent leurs attributs. Hercule perd sa massue, Vénus son miroir et Mercure son caducée; mais on les reconnaît encore, Hercule à son cou de taureau etc.

Im dritten Abschnitt von pag. 49 an sucht Hr. Zündel die Stelle zu bestimmen, welche der Cultus der Schönheit auch in unserer heutigen Bildung einnehmen mufs. Die christliche Ansicht behauptet den Unwerth und die Verwerflichkeit alles Irdischen, das Griechenthum vergötterte das Leben. Die Kunst soll eine Vermittelung beider Ansichten durch die Schönheit bewirken. Die wahren Künstler locken die Sinne an um unvermerkt ihren Gegenstand umzugestalten und ihre Zuschauer zu verwandeln. Hr. Z. betrachtet diese Verwandelung im Drama, zunächst an Schiller's Wallenstein, aber sie findet überall Statt. Die grofsen Meister beginnen gleichsam im flamändischen Stil, wo die Begebenheit sich in ihrem örtlichen und geschichtlichen Lichte zeigt, aber sie schliefsen mit der Darstellung des rein Menschlichen, des Göttlichen im Menschlichen. Diese Läuterung ist die Aufgabe der Kunst. Hr. Zündel stellt sie von mehreren Seiten dar. Er schliefst mit den Worten Dans un temps où les hommes complets s'en vont, où l'on n'apprécie que des perfections exclusives, y aurait-il grand mal à faire paraitre quelquefois devant nos yeux cet homme ideal dont je vous ai tracé la biographie, l'homme tel que Dieu l'a fait et non tel que le siècle l'a rendu? Non, messieurs, la cause est trop belle; cet art qui résume tous les arts se relèvera de l'ignominie, dans laquelle l'a laissé tomber l'abandon des hommes serieux, et un poëte nous viendra non moins dramatique que Shakespeare, aussi sensible qu' Euripide, et plus franchement chrétien que Racine.

Die Akademie von Lausanne hat den Beruf die geistige Verbindung dreier grofsen Völker, an deren Gränzen sie liegt, durch die Kraft freier Wissenschaftlichkeit zu vermitteln. Wir wünschen ihr Glück, dafs sie an Hrn. Zündel einen Lehrer gefunden hat, der den Geist Deutscher Bildung, welchen die ganze Rede ausspricht, mit der Französischen Energie vermählt. Wir glauben die Sprödigkeit der verbundenen Elemente noch in der eigenthümlichen Prägnanz des Stils zu erkennen. Hr. Zündel sagt von sich: Moi qui naguères ne savais pas encore dans quel pays je devais arrêter mes pas, dans quelle langue je m'exprimerais, je me vois maintenant entouré de tant d'amis, de collègues, d'élèves qui dans un idiome étranger me font entendre des accents fraternels etc. Möge auch er die wünschenswertheste Befriedigung in seinem Berufe finden.

C. Z.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

September 1842.

Berlin, bei W. Besser.
1842.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des September-Heftes.

Jahrbücher Nr. 41 – 60.

Seite

Ἔκθεσις τῶν κατὰ τὸ ἱερὸν μνημόσυνον τῶν ἀειμνήστων Ζωσιμάδων, σὺν ᾗ καὶ ὁ ἐπιτάφιος λόγος ὁ παρὰ τοῦ αἰδεσιμωτάτου πρεσβυτέρου καὶ οἰκονόμου Κωνστ. τοῦ ἐξ οἰκονόμων ἐκφωνηθείς. Ἀθήνησιν, ᾳωμβ'. — Kind. 477

Galle, Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehrbegriffs. Halle, 1840. — Reuter. 463

Monumens de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult. Tom. I. Toulouse, 1841. — Wolf. 422

Die Wissenschaft des slavischen Mythus im weitesten, den altpreufs.-lithauischen Mythus mit umfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slavisch-preufsisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Als ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes entworfen von Dr. Ignaz Joh. Hanusch. Lemberg, 1842. — Stuhr. . 367

Hermanni de Guilielmo Pistotheo Krugio doctore philosophiae praefatio. . . Adiecta est dissertatio de primo carmine Horatii. — Hertz. 359

Desselben Dissertatio de L. Attii libris Didascalicon. Leipziger Programme, 1842. — Hertz. 359

König, die Lehre von Christi Höllenfahrt nach der heiligen Schrift, der ältesten Kirche, den christlichen Symbolen, und nach ihrer vielumfassenden Bedeutung. Frankf. a. M., 1842. — Göschel. 333

Leo, die malbergische glosse der lex salica. Statt handschriftlicher mittheilung an freunde und befreundete. Halle. — Diefenbach. 361

v. Parrot, Versuch einer Entwicklung der Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältnisse der Liwen, Lätten, Eesten; mit Hinblick auf einige benachbarte Ostseevölker, von den ältesten Zeiten bis zur Einführung des Christenthums. Neue Ausgabe. Berlin, 1839. — Hansen. 411

Seite

Ravii Variarum lectionum ad Ciceronis orationes liber alter. Lugd. Batav., MDCCCXLII. — C. Z. . . 438

Schott, die deutschen Colonien in Piemont; ihr Land, ihre Mundart, ihre Herkunft. Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen. Stuttgart u. Tübingen, 1842. — Leo. 321

Histoire physiologique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les diverses périodes de leur développement, par J. P. Vaucher. Paris, 1841. — Schauer. 397

Wackernagel, deutsches Lesebuch. 3 Theile. Basel. Auch unter den Spezialtiteln: 1. Altdeutsches Lesebuch, erste Ausg. 1835, zweite vermehrte u. verbesserte (mit einem Wörterbuche) 1839. 2. Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre MD, erste Ausg. 1836, zweite 1840. 3. Proben der deutschen Prosa seit dem Jahre MD. und zwar erster Band von MD. bis MDCCXL. 1841. (ein zweiter Band dieses Theils, der die Prosa bis auf die Gegenwart führen soll, wird erwartet). — Sommer. 383

Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhalla's. München, 1842. — Preufs. 329

Wilda, Geschichte des deutschen Strafrechts. Erster Band: Das Strafrecht der Germanen. — Halle, 1842. — Köppe. 350

Wright, Biographia Britannica literaria; or biography of literary characters of Great Britain and Ireland arranged in chronological order. Anglosaxon period. London, 1842. — Leo. 401

Wright, Some historical doubts relating to the biographer Asser. London, 1842. — Leo. 401

König Friedrich's des Grofsen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740, dargestellt von Heinrich Wuttke. Erster Theil. Erste Abtheilung. — Kries. 374

Digitized by Google

Im Verlag von **C. F. Osiander** in **Tübingen** ist so eben erschienen:

Anklageschaft, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit
des
Strafverfahrens
gegründet
auf eine historisch-kritische Beleuchtung des bestehenden Inquisitionsprocesses
von
Dr. Ferd. Carl Th. Hepp,
Prof. der Rechtswiss. zu Tübingen.

geh. gr. 8. 22½ Sgr. — 1 fl. 12 kr.

Da gerade in zwei deutschen Staaten die Frage über das Wie einer zeitgemäßen Reform des bestehenden Inquisitionsprocesses verhandelt wird, so dürfte sich diese Schrift wohl eines allgemeinen Interesses erfreuen. Der Hr. Verf. hat seine Aufgabe hauptsächlich vom historisch-kritischen Standpunkte zu behandeln gesucht. Er weist den Entwicklungsgang des bestehenden Inquisitionsprocesses, namentlich die Veranstaltungen desselben durch Doctrin und Praxis nach, und verlangt unter Aufhebung derselben Rückkehr zu den Gesetzen, wodurch das gewonnen wird, was die öffentliche Meinung in Deutschland immer entschiedener in Anspruch nimmt.

Von demselben Verfasser ist ferner erschienen:

Commentar über das neue württembergische Strafgesetzbuch. II. Bd. in 8 Abtheilungen. geh. 6 Thlr. 20 Sgr. 10 fl. 40 kr.

In dem jetzt beendigten zweiten Theile dieses Werkes behandelt der Hr. Verf. die schwierige Lehre von den Staatsverbrechen und Staatsvergehen zum erstenmale vom Standpunkte der neuern Legislationen, daher, wie überhaupt nach der ganzen Anlage dieses Werkes dasselbe nicht bloss für Württemberg von Interesse ist, sondern für alle übrigen deutschen Staaten, wo neue Strafgesetzgebungen bestehen, oder zu erwarten sind, von gleicher Wichtigkeit sein wird.

Bei **J. J. Bohné** in **Cassel** ist erschienen:

Die
Fortschritte des Gewerbfleisses
in Beziehung auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes
von dem
Freiherrn **De Gérando,**
Pair von Frankreich.

Eine von dem Gewerbverein zu Mühlhausen
gekrönte Preisschrift,
aus dem Französischen übersetzt und mit einem Anhange über die Bildung kirchlicher Altersgenossenschaften begleitet
von
Karl Bernhardi,
Dr. der Theologie und Bibliothekar.

gr. 8. broch. 15 Sgr.

Bei mir ist erschienen und in **allen** Buchhandlungen zu haben:

L. APULEII
OPERA OMNIA
ex fide optimorum Codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adiecit perpetuis commentariis illustravit prologomenis et indicibus instruxit
Dr. G. F. HILDEBRAND,
SCHOL. LAT. ORPHANOTROPH. HALENS. COLLABORATOR.

T. I. II. 1842. Lex.-8. Preis: 10 Thlr.

In dieser neuen Ausgabe der sämmtlichen Schriften des Apuleius ist theils vollständig, theils im Auszuge Alles enthalten, was in der kostspieligen und in langen Zwischenräumen von verschiedenen Gelehrten bearbeiteten Ausgabe Oudendorps sich findet. Dieses schwerfällige Werk ist jetzt ganz entbehrlich. — Daneben hat der Herr Herausgeber, der sich diesem Zeitalter der lateinischen Literatur besonders widmete, den Commentar Oudendorps ergänzt und kritisch beleuchtet, den Text, mit Hülfe neuer Vergleichung, an zahlreichen Stellen emendirt, die Schriften der lateinischen Kirchenväter, namentlich des Tertullian, in ausgezeichneter Weise benutzt und der Real-Erklärung vorzüglichen Fleiss gewidmet. Die Verlagshandlung empfiehlt demnach diese kritische und Alles umfassende Ausgabe den Freunden der römischen Literatur und hofft, dass dieselbe dem neu erwachten Studium der Kirchenväter, deren Sprache in dem Apuleius die erste und reichste Quelle hat, eine willkommne Erscheinung sein werde.

Leipzig, August 1842.

Carl Cnobloch.

Im Verlage der **H. Laupp**'schen Buchhandlung in Tübingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

Tafel, Prof. Dr. Th. L. Fr., de via militari Romanorum Egnatia, qua Illyricum, Macedonia et Thracia jungebantur. Dissertatio geographica.

30 Bogen gr. 4. broch. 2 Thlr. 3¾ Sgr. 3 fl. 36 kr. Rh.

Im Verlag von **Friedrich Perthes** ist erschienen:

L. G. Niebuhrs nachgelassene Schriften nicht philologischen Inhalts.

— — griechische Heroengeschichten, seinem Sohne erzählt.

Meister Eckart. Eine theologische Studie von H. Martensen, Professor der Theologie in Kopenhagen.

Bei **H. B. König** in **Bonn** ist erschienen:

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. Chr. Lassen. Band IV. gr. 8. geh. 32 Bogen mit 3 lithographirten Tafeln. Preis 3⅓ Thlr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

XX.

Die deutschen Colonieen in Piemont; ihr Land, ihre Mundart, ihre Herkunft. Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen von Albert Schott. Stuttgart und Tübingen, 1842. 8.

Wenn man historische Schriften, wie die vorliegende, mit Abhandlungen, die landschaftliche Alterthümer und Geschichtsforschung betrafen, aus dem Anfange des Jahrhunderts vergleicht, fühlt man erst recht, welch' aufserordentlichen Fortschritt die historische Forschung in Deutschland in den letzten Decennien gemacht hat. Damals galt als einzige Quelle, was die Schrift in eigentlichen historischen Aufzeichnungen hinterlassen hatte. — Namen wurden zwar auch herbeigezogen, aber weniger um belehrendes Licht zu geben, als vielmehr nur um in Folge krauser, willkührlicher Etymologie einen täuschenden Glanz über die Schwächen dieser oder jener beliebten Hypothese zu werfen. Möser stand noch ganz allein in der Befragung ländlicher Verfassung, Einrichtung und Sitte, in der Beachtung der Gewerbsverhältnisse, um dergleichen Dinge für historische Ergebnisse zu nutzen — und auch Er hatte nur in beschränkten und deshalb zuweilen irreführenden Bahnen seine Blicke darauf gerichtet. — Nun tritt uns hier eine sorgsamste Forschung über einen kleinen, aber darum doch höchst merkwürdigen Kreis von Landgemeinden entgegen, die aufser einigen gelegentlichen Anführungen in älteren geographischen Werken und Reisebüchern nirgends sich auf geschriebene Quellen berufen kann; die nicht einmal Inschriften und Münzen (erstere wenigstens nur im geringsten Betrage) nachzusehen hat — die gar keine andere Quellen hat, als die früher ganz unbeachteten der Landessprache, Landessitte, der geographischen Stellung des Landes, der Verkehrsverhältnisse; und welch' einen Reichthum von Wahrnehmungen und Ergebnissen, und in welch' reinlicher, sauber fortschreitender Arbeit, vermag sie uns doch zu bieten!

Es sind die deutschredenden Gemeinden: Issime, Gabi, Gressency, Alagna, Rima, Macugnaga, Rimella und Varallo, die jenseits des Alpenfirstes nach Piemont hereinliegen, deren jetziger Zustand und frühere Geschichte den Gegenstand der Arbeit bilden. Natürlich ist da der Inhalt ein doppelter: *einmal* Mittheilungen, die auf Autopsie beruhen, und deren anschauliche Bildnerei und schlichte Bekanntmachung wir nur mit einfachem Danke aufnehmen können; *sodann* Forschungen, wobei Sprachmaterial und anderweitige geschichtliche Notizen zu Hilfe gezogen sind, und hier ist es an uns, nicht bei einfachem Danke stehen zu bleiben, sondern dem Verfasser, der offenbar seinen Gegenstand von Herzen lieb gewonnen hat, ein Antidoron mit dem zu machen, was uns etwa zufällig an weiteren aufklärenden Daten zur Hand ist. Diesen Dank, so weit ihn Referent abtragen kann, darzubringen, ist die Aufgabe dieser Anzeige.

Der Verfasser, der in dem Gebiete der deutschen Sprachforschung wohl bewandert und zu Hause ist, stöfst bei den Ortsnamen, die (wenigstens, was die bedeutenderen Localitäten betrifft) von den Händen eines Volksstammes in die des nachfolgenden in denselben Sitzen übergehen, nothwendig in diesen einst überall von Kelten bewohnten Gegenden häufig auf keltische Sprachreste. Er bezeichnet es selbst als eine Lücke, die seiner Forschung anhaften geblieben, dafs er in dem Gebiete der keltischen Redeweisen nicht ebenmäfsig wie in dem der deutschen zu Hause sei, hat sich aber doch bemüht, das Seinige zu thun, so weit es möglich war. Dabei ist ihm entgangen, dafs schon Diefenbachs keltische Forschungen klar erwiesen haben, wie die Dialekte dieser Gegenden nicht mit den gadhelischen Mundarten, sondern

Digitized by Google

mit den kymrischen auf gleicher Lautstufe stehen. Im Ganzen würde er also besser gefahren sein, wenn er sich in wälschen Wörterbüchern Raths erholt hätte, statt in gälischen; indessen auch die letzteren können bedeutende, ja oft die einzigen Dienste leisten. Wie es nämlich bei den deutschen Mundarten ergangen ist, dafs zuweilen ein Wort der alten Sprache in südlicher Mundart, etwa in der bairischen oder Tyroler gehaftet hat, und dann wieder nur im Isländischen; für die hochdeutsche Schriftsprache aber und alle anderen dazwischen liegenden Mundarten gänzlich verloren ist, so ist es auch bei diesen keltischen Dialekten. Trotz dem, dafs es fest steht, dafs diese südkeltischen Dialekte mit dem Wälschen gleiche Lautstufe halten, sucht man doch oft zu Erklärung der in Namen haftenden Wörter vergebens bei den Kymren einen Rath, der bei den Gaelen, wenn man ihn zu suchen versteht, etwa auf offner Hand liegt — wir sagen wohlbedächtig, wenn man ihn zu suchen versteht, d. h. in diesem Falle, wenn man die Lautverschiebungen der beiden Reihen von Dialekten kennt. Ein Beispiel wird alles deutlich machen. Der Vf. vermuthet mit Recht, dafs der Name des Monte Rosa in seinem letzten Theile (Rosa) keltischer Abkunft sein müsse. Das Wort rhos aber bedeutet jetzt im Wälschen nur: „die Rose"; es ist ein fremder Eindringling. Allein ohne Zweifel war ein anderes, altes, einheimisches Wort rhos vorhanden, was sich in regelrechtem Lautwechsel im Gälischen wiederfindet. Das wälsche o ist überall entweder aus aw in Ableitungen entstanden, dann entspricht es gälischem ea; oder es ist ursprünglich; dann entspricht es gälischem u; das letztere ist hier der Fall — und rus heifst gälisch: der Wald. Also Monte Rosa ist genau dasselbe, was das lateinische mons Sylvius ausdrückt, und die lateinische Benennung ist entstanden entweder, als in diesen Gegenden noch keltisch geredet ward; oder wenn es späteren Datums ist, hat sich eine Tradition von der ursprünglichen Bedeutung des keltischen Adjectivums rosa (es wäre wie ein gälisches Adjectivum rusach) erhalten, und die Uebersetzung sylvius herbeigeführt. Wahrscheinlich hat der Gebirgsstock seinen Namen von den vielen Hörnern und Zacken, die ihn bilden und die den Vergleich mit einem Zackenwald einerseits herbeiführten und die Namen mons sylvius, monte Rosa veranlafsten, andererseits den Vergleich mit den zackigen Enden eines Hirschgeweihes motivirten, und so den Namen monte Cervino entstehen liefsen. Auch der Name Matterhorn und Gornerhorn haben dieselbe Entstehung; das mittellateinische Wort materiamen, materius (der Baumstamm) ist ein ursprünglich gallisches, latinisirtes Wort, was im gälischen maide, „der Baumstamm", seine Wurzel hat. Das Kymrische hat nur eine Ableitung bewahrt mat-og, die Hacke, Haue, das Instrument zum Fällen des Baumes. Matterhorn ist auch eine Berg-Spitze, die sich darstellt, wie ein Baum; und Gornerhorn ist eine Tautologie aus zwei Sprachen, denn gälisch heifst corn, sowohl Horn, als Trinkhorn, als Bergspitze, als Landspitze, als das Blasinstrument, was wir auch Horn nennen; im Wälschen hat es wenigstens einen Theil dieser Bedeutungen. Alle diese Namen führen auf denselben Vergleich zurück, und zeigen, was das keltische Namenwesen überhaupt darthut, dafs diesen Stämmen nicht sowohl der einzelne Laut den Namen bildete, als vielmehr die bestimmte auf das Local übertragene Vorstellung, die sich aber in hundert verschiedenen Wendungen ausdrücken liefs; so lange man in den verschiedensten Lauten dieselbe Grundvorstellung beibehielt, blieb doch derselbe Name. Die Namen waren flüssig, durchsichtig, dem Laute nach wandelbar, nur im Sinne fest — und so ist es zum Theil noch heute in den keltisch redenden Gegenden, wenn auch geographische Handbücher und statistische Aufzeichnungen der Sache bis auf einen hohen Grad ein Ende gemacht und den Laut der Namen fixirt haben.

Eine andere Quelle zu Beihilfe seiner Forschungen hat sich der Vf. in der vergleichenden Betrachtung des ländlichen Baustyles eröffnet. Gewifs liegt in diesem Theile der Volkssitten ein sehr wichtiges historisches Zeugnifs. Ref. kann, da er die Gegenden der sylvischen Landschaften nicht aus eigener Anschauung kennt, hier nicht selbstständig mitreden, sondern hat nur die gegebenen Notizen für sich dankbar in Empfang genommen; möchte sich aber erlauben den Vf. auf eine Schrift aufmerksam zu machen, in welcher die gleiche historische Quelle zu ähnlichen Zwecken benutzt, und mit vielem Erfolge benutzt, mehr aber angedeutet ist, wie sie weiter benutzt werden könnte; das ist: die ländliche Verfassung in den einzelnen Provinzen der preufsischen Monarchie von Aug. Freiherrn *von Haxthausen* (Königsb. 1839. 8.). Sehr zu wünschen wäre gewesen, dafs Hr. Dr. Schott in ähnlicher Weise, wie

Digitized by Google

in dem eben genannten Buche des Hrn. v. Haxthausen S. 70 ff. geschehen ist, durch kleine Holzschnitte der Grund- und Aufrisse, die ja leicht zu beschaffen gewesen sein würden, diesen Theil seiner Erörterung illustrirt hätte. Ueber einen anderen nahe verwandten Gegenstand, den der Verf. ebenfalls gelegentlich bespricht, das Ansiedlen der deutschen Landschaften nämlich in Dörfern oder vereinzelten Höfen, würde er in einem anderen Werkchen des Hrn. v. Haxthausen: über den Ursprung und die Grundlage der Verfassung in den ehemals slavischen Ländern Deutschlands (Berlin 1842. 8.) förderliche Zusammenstellungen gefunden haben, wenn ihm dasselbe der Zeit nach schon hätte zur Hand sein können.

Was die eigentlich historischen Nachrichten anbetrifft, so hat sich der Vf. eine wichtige, bereits vorhandene Quellen entgehen lassen; das ist der erste Band der vortrefflichen historischen Quellensammlung, welche die königl. Sardinische Regierung herausgeben läfst unter dem Titel: Historiae patriae monumenta edita jussu regis Caroli Alberti. Dieser erste Band enthält zahlreiche die Diöcesen von Aosta und Novara betreffende Urkunden, und an einigen dieser Urkunden will Ref. zeigen, nach wie manchen Seiten hin der Vf. sich durch dieselben gefördert gesehen haben würde. Da findet sich also z. B. eine Urkunde vom 22. Juni 999, welche aufgenommen ist zum Zeugnifs eines Tausches von Gütern, den der Erzbischof Arnulf von Mailand mit Landfred dem Abt von S. Salvator zu Arona eingeht. Die Güter die der Erzbischof hingiebt liegen zum Theil im Anzasca-Thal und es heifst in der Urkunde namentlich wie folgt: „et de in ista valle illa, que dicitur anzasca, sunt alpicellas (Gebirgsdörfer) quadtuor et stellareus (Sennereien) cum areas earum; ipsas alpicellas insimul se tenente pecias quatuor; prima alpicella dicitur curte vacarecia; alia dicitur carda; tercia dicitur *macuniaga*; quarta dicitur roui. —

Hier ist also deutlich, der jetzt ganz deutsche Ort Macugnaga an der Anza war schon im Sommer 999 längere Zeit Eigenthum des Erzbischofs von Mailand und kann nicht erst seit dem 13. Jahrhundert von Wallis her bevölkert sein. Allerdings wäre nun möglich, dafs die späteren Herren des Ortes, um die Alpenwirthschaften auszudehnen, herüber gewanderten Wallisern in solcher Zahl allmälig die Ansiedlung verstattet hätten, dafs ihr Deutsch das dominirende geworden — bedenkt man aber, dafs im 10. Jahrhunderte noch gar manche Ueberbleibsel eigenthümlich longobardischen Wesens sich finden, so wird es doch fast wahrscheinlicher, dafs in Macugnaga sich ein Rest der deutschen Bevölkerung Italiens bei deutscher Art erhalten, vornämlich durch die Anlehnung an und den Verkehr mit den Deutschen in Wallis sich so erhalten hat, und dafs hieraus nur die Verähnlichung des Dialekts mit dem wallisischen zu erklären ist. Eine bedeutendere spätere Zuwanderung aus Wallis könnte dabei immer zugegeben werden — nur ist es nicht wahrscheinlich, dafs solche Zuwanderung *allein* einen früher romanischen Ort in romanischem Lande erst zu einem deutschen gemacht haben sollte. Ein deutscher also longobardischer Stock wird wohl schon 999 dagewesen sein.

Eine andere Urkunde setzt des Verfs. Vermuthung, dafs in Issime die Landgerichte des Lesiathales ehemals gehalten worden seien, aufser Zweifel. Sie ist vom 5. December 1253 und stellt die Lehenspflichten des Herrn Hugo von Bard (die Herren von Bard waren Voigte des Stiftes von Aosta) gegen den Bischof von Aosta fest: Da beschwören eine Anzahl geistlicher und adliger Herren, dafs sie in Ysoma (Issime) zugegen gewesen seien, als Bischof Bonifacius von Aosta Herrn Ugo de Bardo gefragt habe, welche Lehenspflicht er ihm (dem Bischof) sich schuldig bekenne wegen der Gerichtsbarkeit (de placito — eigentlich: wegen des Rechtes die Landgerichte zu halten) — Herr Ugo habe dann hier und an anderen Orten (natürlich auch vor feierlichen Gerichtsversammlungen, seien es nun Hofgerichte wie in Augusta in domo domini episcopi, seien es anderwärts Landgerichte) bekannt: „se debere mille solidos de placito episcopo augustensi quoties placitum accidebat pro feudo quod tenebat ab ipso domno episcopo augustensi". Da in dieser Urkunde der Name Bard, bald Bardo, bald Bare, bald Bart geschrieben wird, ist allerdings möglich — was die Herausgeber (ich weifs nicht, ob auf andere urkundliche Nachrichten gestützt) im Register andeuten — dafs der in der Urkunde auch vorkommende Ortsname Eysogna mit Ysoma identisch ist; vielleicht ist die deutsche Form desselben (Eyssungen?). Auf jeden Fall sehen wir hier den Grafenstuhl von Issime schon 1253 als Mittelpunct eines bischöflichen Voigteigerichtes, und schwerlich ist auch die deutsche Bevölkerung des Lesiathales von so neuem Datum als der Verf. annimmt; vielleicht ist sie

Digitized by Google

auch longobardisch oder burgundisch, wenn wir auch bei ihr immerhin eine bedeutende Zuwanderung aus Wallis später zugeben können.

Doch nicht blofs für die politischen Verhältnisse dieser Gegenden bieten diese Urkunden Ausbeute, sondern auch für die sprachlichen Erklärungen. Der Vf. stellt z. B. bei den Ortsnamen von Gressoney den Namen Fridiĕr-bach unter die halb romanischen; es scheint aber ein deutscher. In einer Urkunde vom J. 1228, welche die Rechte des Bischofs von Aosta in dem deutsch bewohnten Formazzathale anbetrifft, heifst es; „Item ad refectionem sive ad constructionem domorum ipsarum alpium sive illarum domorum in quibus reponuntur casei, qui dicuntur *fredierius*, possunt et debent scindi arbores libere et absolute quantum ad hoc necesse fuerit de nemore supradicto". — Dieses fre, macht die Annahme wahrscheinlich, dafs auch jenes frĭ, was ihm correspondirt, das verderbte Präfix: fir ist — so bleibt uns ein freilich dunkler Stamm-dier und -dierius, welchen zu erklären wir denen, die mit der Nomenklatur der Käsemacherei in den Alpen besser bekannt sind als Ref., überlassen müssen. Das sylvische dier läfst ein deutsches dürr vermuthen (wie mieszig für müszig und biel für bühl); vielleicht ist eine Gattung mehr trockner, dürrer Käse gemeint; und der Bach hat den Namen, weil er dann und wann austrocknet. In einer bairischen Mundart wird dörren (siccare) auch ausgesprochen: dřĕn, natürlich für dřĕrn s. Schmeller.

Nach diesen allgemeineren Andeutungen sei es uns vergönnt, noch einiges ganz Specielle zu besprechen:

S. 151 in dem mitgetheilten Volkslied hat die hochdeutsche Uebersetzung dem Wort zicchimghe gegenüber eine Lücke — das Wort bedeutet aber offenbar: Zechinen.

S. 154 wird die Zusammenwerfung des Nominativs und Accusativs in den sylvischen und schweizerischen Dialekten besprochen. Dieselbe Erscheinung findet sich wieder in den niederländischen Dialekten südlich und westlich der Maas. Die Erscheinung eignet allen keltischen Sprachen und hat sich von ihnen nicht blofs auf die deutschen Landschaften, in denen keltische Nachwirkungen am deutlichsten spürbar sind, sondern auch auf die romanischen Sprachen übertragen.

Auch S. 181 die Wörter, welche der Vf. als uralte deutsche aufführt, die in anderen Dialekten erstorben seien, sind zum Theil ursprünglich keltische, die wohl einzeln auch in weiterem Umfange in der deutschen Sprachmasse Aufnahme gefunden hatten, und wieder allmälig ausgemärzt worden sind, theils ganz allein diesen sylvischen Mundarten zugekommen sein mögen. Das chedan (sprechen) in ant-chedan (antworten) ist ein solches in eine Reihe deutscher Dialekte eingedrungenes ursprünglich keltisches Wort. Im Deutschen bezieht es sich nirgends auf einen ursprünglichen Stamm, auf ein starkes Verbum — im Keltischen ist es in seiner Ursprünglichkeit lebendig. Wälsch heifst *chwedd* (oder in anderer Schreibung chwez) facultas dicendi, pronuntiandi; *chwèd*, sermo, phrasis; *chwedla* sermocinari; *chwedyl* sententia, narratio, sermo. Gälisch weisen *ceodach*, loquax und *ceodal* fabula, narratio, calumnia, auf ein Grundwort *cead* in der Bedeutung sermo zurück; es hat aber nur noch die engere Bedeutung: sermo valedicentis sive permittentis, der Abschied, Urlaub, die Erlaubnifs. Eben so ist arwen ganz das wälsche aru, gälische aradh (spr. aru); attro (der Oheim) mit dem gälischen atthair (der Vater) zusammenhängend, entspricht dem wälschen ew-ythyr; *êljo* (die Heirath) hängt mit wälschem *aelwyd*, die Familie; *aelawd*, das Familienglied; *aelaw* das Familienvermögen zusammen; es ist wohl eben so wenig wie *tupp* (dunkel) was ganz das gälische *dub*, wälsche *du*, niger, obscurus ist, in irgend einer anderen als der sylvischen Mundart deutsch vorhanden gewesen. Es würde zu weit führen, hier noch weiter auf dies Thema einzugehen; eine ausführlichere Arbeit über das Verhältnifs der malbergischen Glosse zu den jetzt noch vorhandenen keltischen Dialekten, die bereits im Drucke ist, wird Ref. Gelegenheit geben, von diesem Eindringen keltischer Sprachtrümmer in die deutsche Sprache im Zusammenhang zu sprechen.

S. 240 sind die Ortsnamen: Ober-an-der-berg und Nider-an-der-berg wohl besser zu theilen Ober-anderberg und Nider-ander-berg — so dafs ein Name Anderberg, der sich in ein Ober und Nider scheidet, zu Grunde liegt. Anderberg könnte einen Berg vis-à-vis bedeuten; da müssen schon immer zwei sein, die sich gegenüber liegen; hier ein oberer und ein niederer.

Indem wir hier von dem Buche scheiden, und den einen an Anregungen und für Bemerkungen so reichen Theil, das Wörterbuch, deshalb gar nicht näher in Beziehung nehmen, weil ein gründliches Besprechen seines Inhaltes hier nicht am Orte sein kann; einzelnes aber schon von Anderen in reichlichem Mafse hervorgehoben ist und sicher weiter hervorgehoben werden wird, befällt Ref. noch die Besorgnifs, es möchte die ergänzende und berichtigende Haltung seiner Anzeige, manchem Leser derselben die Vorstellung nahe legen, er hätte in der Schrift selbst am Ende doch nur etwas zu erwarten, dem man im Wesentlichen mit Ergänzungen und Berichtigungen nachzuhelfen habe. Dem ist aber entfernt nicht so, und es thäte Ref. in der Seele leid, wenn seine Anzeige irgend jemand, dessen Interessen sonst im gegenwärtigen Falle zur Notiznahme führen, abhalten sollte, die an Belehrung und Unterhaltung so reiche Reisebeschreibung, statistische und sprachliche Erörterung kennen zu lernen. Er hält es deshalb für seine Pflicht zum Schlusse noch recht nachdrücklich dies Werk als ein solches zu empfehlen, was recht allgemein gekannt zu werden verdient.

H. Leo.

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

XXI.

Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhalla's. München, literarisch-artistische Anstalt, 1842. 268 S. *gr.* 8.

Ein Werk wie dieses, allem Grofsen, Wahren und Schönen im Volke geweiht, mufs, zur Ehre der Wissenschaft, auch in den Annalen der Literatur die gebührende Anerkennung finden. Hier sind Lehre und Beispiel, Huldigung und Aufruf ausgesprochen für die Gegenwart und für die Zukunft, und, ohne Worte, Schmach den kommenden Geschlechtern, welche solche Gallerie nicht weiter führen sollten. Ein König weiht den grofsen Deutschen einen Tempel, allem Verdienste gleich: der Herrscher, welcher mit Kriegesgeschrei die Welt erfüllte und der, welcher, ein landesväterliches Ebenbild der Gottheit, still im Segen waltete; — der Feldherr, der Erfinder, der Dichter und der Weise, der Naturkundige und der, welcher in den Annalen der Menschheit die Wege Gottes findet; der gottbegeisterte Verkündiger des Christenthums und — der reine Mensch, welcher das wahre Christenthum in seinem Leben thätig werden läfst; — sie Alle, und wo sonst noch eine deutsche Tugend hervorragt, stehen hier, in beiderlei Geschlechtern, geschaart, ohne äufsern Rang, ohne Ansehn der Geburt; — im Namen des Vaterlandes und des Verdienstes sind sie gleich, gleich sind die Plätze, welche sie einnehmen und die Kränze, welche ihnen blühen. Und wenn nicht jegliches Verdienst in Person dastehen konnte, so ist es würdiglich vertreten. Nur Ein Mann fehlt, Luther, ein Name, der nirgends, selbst in Rom nicht fehlen darf, wenn von Cultur die Rede ist; denn — er ist nicht grofs allein als Haupt Einer Seite: er steht allseitig da, wie die grofsen, bahnbrechenden Reformatoren der schönen Redekünste, der klassischen Philologie, der Naturkunde, der Philosophie, der Geschichte; und — so wie der Jude in München, Wien, Berlin nicht leugnen darf, dafs er vom Christenthum genährt, getragen werde; so darf kein Winkel in der ganzen Welt den Dank versagen, welchen er dem Reformator der deutschen Sprache, der deutschen frommen Muse, der deutschen Wissenschaft schuldig ist, selbst der Theologie als Wissenschaft schuldig ist Dem, welchem auch die Fürsten als solche (nach Friedrich's Worten) Altäre errichten müfsten. Doch bescheiden wir uns gern; denn es ist offenbar nicht äufsere Rücksicht, welche einen der Heroen der Weltgeschichte und der Menschheit hier ausgeschlossen hat, sondern Ueberzeugung, und Ueberzeugung, welche auf achtungswerther, wenn auch nicht allgemeiner Ansicht ruht: „Auch er, heifst es, Seite 141, in Bezug auf Erasmus von Rotterdam, wollte Reformation (schon von der Basler Kirchenversammlung als nothwendig erkannt), die katholische Kirche zurückzuführen zu dem, was sie gewesen, nicht sie vernichten"; — „fromm lebte, fromm starb Erasmus von Rotterdam", „„ein Mann von dem gröfsten Verdienst und Einflufs, dessen Bücher bleiben werden, wenn längst von den damaligen Controversschriften keine mehr in einer Bibliothek stehen wird"". — „Die Reformation ging auf; die bildende Kunst ging unter", heifst es, S. 134, in Albrecht Dürers Leben; welcher aber, der Reformation zugethan, in der Einleitung zu seiner „Unterweisung der Messung" vom Jahre 1525, selber sagt: „dafs der geläuterte Glaube eben so wenig der Kunst entgegen sei, als die Kunst blofs eine religiöse Bestimmung habe".

Der grofse Praeceptor Germaniae wird nur nebenher, als Lobredner des Geschichtschreibers Lambrecht von Aschaffenburg, „der ausgezeichnet gelehrte Melanchthon" genannt: auch er, der Versöhnlichste, ist kein Walhalla-Genosse.

Digitized by Google

Das Lob des grofsen Kurfürsten, er habe an *Calvin's* Lehre dergestalt gehangen: „dafs ihn, den Vergröfserungslustigen, weder Schwedens, noch Polens Krone, sogar die kaiserliche nicht, sie zu verlassen reizte"; — ist das schönste, welches der Entsagung für den Glauben gespendet werden könnte; doch mag er es, auch ohne die vielleicht absichtlich beigemischte Schärfe nicht so ganz verdienen: denn, um die lutherische Königin von Schweden hat er wohl geworben; ja, der neueste Biograph Christinens sagt selbst: diese Werbung sei mehrmals, immer vergebens, wiederholt worden: aber, Christine hatte männliche Eigenschaften, sie wollte sich (nach ihren eigenen Worten) nicht behandeln lassen, wie der Bauersmann seinen Acker behandelt.

Unser grofser Friedrich ist hier als „*der Einzige*" aufgeführt: dafs kein deutscher Sinn in ihm gewesen, „damals in keinem teutschen Grofsen, nur österreichisch und preufsisch Gesinnte gab es in Teutschland"; — dafs er die Zerstückelung Polens *vorgeschlagen;* — dafs seine *Irreligiosität* sich verbreitet — ist sehr allgemeine (von uns nicht getheilte) Klage; die Worte, angeblich aus Friedrichs Munde „*Den Sieg bei Leuthen* (sein liebster) *gäbe ich hin, wäre mein Volk so rechtlich, wie unter meinem Vater*", ermangeln der innern, wie der äufseren Beglaubigung. Es waren dieselben Brandenburger-Preufsen bei Fehrbellin, bei Leuthen, auf Mont-Martre — aber, in immer gesteigerter Intelligenz und moralischer Kraft das ganze Volk, wie die Armee, und nach dem Falle, wie bei Kolin, bei Jena und bei Ligny, sich nur rüstiger erhebend.

Wir führen diese Abweichungen von *unserem* historischen Bekenntnisse nur der Gelegenheit wegen an, eine allgemeinere Maxime des königlichen Schriftstellers aufzufassen, welche darin besteht, die biographischen Skizzen nicht, wie man vermuthen sollte, rein von ihren lichten Seiten, durch welche sie Walhalla selbst erleuchten, darzustellen, sondern, fast mit historischer Strenge, gern mit einer Beimischung von Schatten, um sie zu wahren Lebensbildern zu gestalten.

Die Walhalla-Genossen aus König Ludwigs Feder, ihrem biographischen Gehalte nach, sind nicht besser zu bezeichnen, als, indem vorweg ausgesprochen wird, dafs sie gesammt den Stoff zu dem interessantesten inneren Portrait des Verfassers selber bieten; einige der 159 Skizzen sind rein Früchte der historischen Erforschung, ohne dafs die Seele des Autors dabei tiefer ergriffen worden wäre; also bleibt auch der Leser kalt. Andere, z. B. Lessing, Kant, Katharina die Zweite, zeugen deutlich von der unumwundenen historischen Gerechtigkeit des Biographen; nicht so von der gemüthlichen Theilnahme an den Helden: Licht und Schatten treten grell zusammen, und dem Leser bleibt ein Gemisch von Stimmungen, denen es an Harmonie gebricht. Wo aber, wie in den meisten Compositionen, das Herz den Griffel der Geschichte führte, da fliefst die Sprache in dem vollen Lobe leichter, die Töne sind warm und athmen Leben, und der Leser legt das Buch mit Freuden und mit sittlicher Erhebung aus der Hand: König Alfred, Friedrich den Zweiten Kaiser, Ernst den Frommen Herzog von Sachsen-Gotha, Graf Zinzendorf (den Stifter der Brüder-Gemeinde), Maria Theresia, Johann Winckelmann, Mozart, Friedrich von Schiller, Joseph Haydn, Johannes von Müller, Wilhelm Herschel könnte man die Ideale oder die Wahlverwandten von König Ludwig nennen: sie werden überall als Muster der Darstellung in dieser Art erscheinen und ihres Zweckes nie verfehlen.

Wir haben dies patriotische Königsbuch, um es würdiglich zu loben, vielleicht mit zu regelrechtem Schulmafs ausgemessen; aber — wir bitten um Erlaubnifs für das stolze Wort — unsre Begeisterung für die Walhalla-Genossen König Ludwigs ist uns nichts desto minder beim Lesen und Wiederlesen eben so vom Herzen unwillkürlich abgedrungen worden, als ihm das Wort der Weihe seiner Helden bei der Betrachtung ihres Werthes; ja, wir haben uns durchglüht und hoch erhoben gefühlt — von einem deutschen Throne herab ein Volksbuch und ein Schulbuch zu bekommen, welches, in Johannes von Müllers Geist und Sprache gehalten, von Herzen zu Herzen gehen und reiche Ernten tragen wird.

Die Buchhandlung hat das Werk gut ausgestattet, doch nicht gut genug: eine Quartausgabe war unentbehrlich, noch unentbehrlicher ein ganz wohlfeiler Druck für alle deutsche Schulen. Auch mufste die „literarisch-artistische Anstalt in München" ein Buch wie dieses ohne alle Fehler der Presse der deutschen Nation darbringen: S. 34 u. 45 steht Widekind, S. 50 Wiedekind; S. 61 steht Melanchton; S. 105 steht

Digitized by Google

„ohne Byzantinischem"; S. 188 steht Otto v. Querike, statt Guericke; S. 194, wo von Wilhelms (des Dritten) Landung in Torbay die Rede ist, steht 1682, statt 1688; S. 251 steht Scharnhorst, statt Scharnhorst, S. 265 steht Wilda, statt Schilda. Alles durch die Schuld der Druckerei, als ob deutsche Historiker nahe und ferne, denen in der Walhalla durch die reiche Schaar von Ahnen so grosse Ehre und Pflicht geworden, sich nicht gern erboten hätten zu Correctoren König Ludwigs des deutschen Biographen!

Preuss.

XXII.

Die Lehre von Christi Höllenfahrt nach der heiligen Schrift, der ältesten Kirche, den christlichen Symbolen, und nach ihrer vielumfassenden Bedeutung, dargestellt von Joh. Ludwig König, königl. preuss. Garnison-Prediger in Mainz. Frankf. a. M., 1842. Verlag von H. Zimmer. V. u. 281 S. mit dem Motto: „Wer anders als ein Ungläubiger könnte leugnen, dass Christus in der Unterwelt gewesen"? Augustinus. —

I.

Wie zur Menschwerdung Gottes in Christo wesentlich die Erniedrigung Christi, zur Erniedrigung die Erniedrigung bis zum Tode, und zwar zum Tode des Sünders gehört, so gehört auch zum Tode des Sünders die Erniedrigung zur Hölle, die *Höllenfahrt*. Ja, Christus hätte den wesentlichen Tod, welcher der Sünde Sold ist, nicht erlitten, der Tod hätte ihn nicht ganz getroffen, wenn er bloss gestorben und begraben, aber nicht zur Hölle gefahren wäre. Die Seelen der Sünder würden von dieser Hölle nicht erlöset, der Tod des Erlösers würde nicht satisfactorisch gewesen sein, wenn sich nicht eben dieser Tod in der Höllenfahrt vollendet hätte. Dennoch ist unsere heutige Theologie überhaupt und die Philosophie derselben insbesondere über diesen wichtigen und wesentlichen Gegenstand der Eschatologie ziemlich wortkarg geblieben; die Religionsphilosophie hat sich dazu noch schweigsamer verhalten, als nach Dr. *Krabbe* (die Lehre von der Sünde und vom Tode 1836) zu der Lehre von Sünde und Tod überhaupt. Ohne Hamartiologie ist aber keine Christologie möglich: darauf hat noch kürzlich in den unter uns leider nur zu wenig bekannten Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit Russlands Dr. Carlblom zu Dorpat unter fortlaufenden Artikeln zum Behufe einer neuen philosophischen Begründung der christlichen Dogmatik aufmerksam gemacht, auf den wir wieder aufmerksam machen möchten. Wie aber ohne die Sünde die Erlösung nicht zu verstehen ist, so lässt sich auch von der Sünde das Kapitel vom Tode und von dem Werke der Genugthuung und Erlösung die Höllenfahrt Christi nicht trennen, welche eben darum von einigen Theologen schon zum Stande der *Erhöhung* gerechnet werden konnte, weil sie die *Erniedrigung* vollendet.

Dem Hrn. Verf. müssen wir daher für seine Monographie um so dankbarer sein, als er dadurch zu weiteren exegetischen, historischen, dogmatischen und philosophischen Forschungen die Veranlassung geben wird. Um so weniger können wir es rügen, dass er weder die Dogmengeschichte durch alle Jahrhunderte verfolgt, noch das Dogma selbst nach allen Seiten erschöpft, noch auch den vollen Begriff im Verhältniss zum gesammten Erlösungswerke wissenschaftlich entwickelt hat.

Im ersten Abschnitte ist die Exegese der betreffenden Bibelstellen enthalten. Die Hauptstelle ist 1. Petr. 3, 19. 20. und 4, 6. „Im Geiste ist er auch hingegangen, „und hat *gepredigt* den Geistern im Gefängniss, die „etwa nicht gläubeten, da Gott einmals harrete, und „Geduld hatte zu den Zeiten Noä, da man die Arche „zurüstete, in welcher wenige, das ist acht Seelen, be„halten wurden durchs Wasser". — „Rechenschaft zu „geben dem, der bereit ist zu richten die Lebendigen „und die Todten, dazu ist auch den Todten das *Evan„gelium* verkündigt, auf dass sie gerichtet werden nach „dem Menschen am Fleisch, aber im Geiste Gotte „leben". Daran schliessen sich die übrigen auf diese Lehre bezüglichen Bibelstellen Alten und Neuen Testamentes, welche exegetisch erläutert werden.

Im zweiten Abschnitte sind die Aussprüche der Kirchenväter gesammelt bis auf Augustinus, wornach bei Christi Höllenfahrt wenigstens nicht definitiv der Zweck ausgeschlossen wird, den der Verf. später besonders hervorhebt, nämlich durch die Predigt auch viele Todte zu erlösen, die darnach verlangen, aber nicht davon gehört haben. Mit Augustinus bricht der Verf. die literär-historische Entwickelung ab: er hat überall

Digitized by Google

nur die betreffenden Aussprüche extrahirt, ohne sie in ihrem systematischen Zusammenhange zu beleuchten. Er kommt zuletzt auf das *apostolische Glaubensbekenntniss*, welches erst im vierten Jahrhundert den Zusatz von der Niederfahrt Christi zur Hölle erhalten hat. S. 123. 127 flg. 131. 132.

Dass die Ansichten der Theologen eben nur bis zum vierten Jahrhunderte erörtert werden, hat seinen Grund eben darin, dass von nun an das *Symbol* gleichmässig eintritt. Darum werden zum Schlusse und zum Uebergange auf das Folgende aus den langen Jahrhunderten bis zur Reformation nur drei Namen genannt, nämlich Duns Scotus † 1308, welcher die Höllenfahrt gänzlich bestritt, Johann Picus von Mirandola, † 1494 welcher die Höllenfahrt nicht als *wirklich* gelten liess, sondern nur Christi *Wirkung* auf die Hölle zugab, und *Nicolaus Cusanus* † 1465, welcher annahm, dass Christus, zur Hölle niedergefahren, auch wirklich die Höllenstrafen für uns getragen habe.

Im dritten Abschnitte folgt die weitere Ausbildung der Lehre seit der Reformation in den einzelnen Kirchen, und zwar nach den Symbolen, 1) der evangelischen Kirche, wo Luthers berühmte *Torgauer* Predigt vom J. 1533 über 1. Petr. 3, 19. an der Spitze steht, und Calvin's Lehre sich anschliesst, 2) der römisch-katholischen Kirche, in welcher sich die ausführliche Exposition des römischen Katechismus von 1566 besonders auszeichnet, und deshalb wörtlich übersetzt mitgetheilt wird, 3) der griechischen Kirche, nach deren Paraklotike die Höllenfahrt auf die Erlösung der Gläubigen vor Christo sich zu beschränken scheint, während der römische Katechismus sanctos caeterosque pios als Erlösungsfähig nennt. An der lutherischen Auffassung, welche hauptsächlich aus der Torgauer Predigt originirt, hat der Verf. zweierlei wesentlich zu rügen, nämlich erstens, dass hiernach, der römisch-katholischen Lehre entgegen, Christus mit Leib und Seele in der Unterwelt gewesen sein solle, zweitens, dass Christi Predigt in der Hölle keine evangelica gewesen, sondern legalis, und also damnatoria (S. 169 flg.). Der Verf. bekennt offen, dass er in diesen beiden Puncten, so wie darin, dass die evangelische Kirche auf das *Wie* der Höllenfahrt sich nicht einlassen wolle, — die Concordienformel schweigt ganz darüber — eine nicht evangelische Hemmung weiterer Ausbildung der Erlösungslehre findet.

Im vierten Abschnitte geht endlich der Verf. auf die Lehre selbst ein „nach ihrer unendlichen Wichtigkeit und viel umfassenden Bedeutung". Hauptsächlich, ja fast ausschliesslich beschäftigt ihn durch diesen ganzen Abschnitt die Frage über die *Wiederbringung*, die er mit der Höllenfahrt, und namentlich mit der Predigt des Evangeliums in der Unterwelt, in Verbindung bringt, und wenigstens auf die Heiden, die Gott gesucht und nach Gott verlangt haben, in Anwendung bringen will. In dieser Beziehung findet sich der Vf. mit *Origenes* in Uebereinstimmung S. 95; auf diese Weise glaubt er *Spinoza's* Hoffnungen christlich zu ergänzen und zu berichtigen, wenn dieser, wie noch kürzlich David Strauss in Erinnerung gebracht hat, in seiner 49. Epistel schreibt: *Quoad Turcas et reliquas gentes attinet, s. Deum cultu justitiae et charitatis erga proximum adorent, eosdem spiritum Christi habere credo, et salvos esse, quidquid de Mahomete et oraculis ex ignorantia persuasum habeant* S. 210. Durch die Lehre von Christi Erniedrigung zu den Geistern im Gefängnisse und von der Thatsache der Verkündigung des Evangeliums der Erlösung unter denen, die noch gebunden sind, glaubt der Verf. auch *David Strauss'* rationalistische Einwendungen beseitigt zu haben, wenn dieser sagt: „Gott kann nicht dasjenige zur nothwendigen und einzigen Bedingung der Seligkeit für alle gemacht haben, welches die Meisten ohne ihre Schuld nicht erreichen können, von den wenigen Uebrigen wiederum die Meisten ohne ihr Verdienst sich zu Nutze machen" u. s. w. so wie an vielen andern Orten. — Dass es noch jenseits — ἐν τῷ μέλλοντι αἰῶνι — eine Sündenvergebung giebt, das folgert der Verf. aus nichts als einem unzweideutigen Ausspruche der heil. Schrift, namentlich auch aus Matth. 12, 32. — „und wer „möchte wohl derselben", — so setzt er hinzu — „mehr „bedürftig sein, als die dem näheren Offenbarungs„kreise im Volke Israel und in der christlichen Kirche „ohne ihre Schuld fern gebliebene Heidenwelt, oder „überhaupt Alle, die in diesem Leben nicht Gelegen„heit gehabt haben, Gottes gnädige und herablassende „Offenbarungen, und deren letzte Vollendung in Jesu „Christo kennen zu lernen"? S. 241.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Die Lehre von Christi Höllenfahrt nach der heiligen Schrift, der ältesten Kirche, den christlichen Symbolen, und nach ihrer vielumfassenden Bedeutung, dargestellt von Joh. Ludwig König.

(Fortsetzung.)

Zuletzt ergeben sich folgende Resultate der historischen und exegetischen Erörterung:

1) Christi Wirksamkeit in der Unterwelt bezieht sich zunächst auf die vor ihm verstorbenen Menschen.

2) Alle in der Unterwelt befindliche Seelen waren, wenn man es so nennen will, in einem Purgatorium, in einem Zustande der Strafe zur Besserung und Buſse, zur Läuterung und Reinigung.

3) Dahin gehören vorerst die Heiden, dann die Mohamedaner und die Juden, nach vielen Abstufungen, in welchen die Juden insofern zuletzt kommen, als ihnen vor den Heiden und Mohamedanern viel gegeben war. Wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen.

4) „Wie aber für Heiden, Mohamedaner und „Israeliten, für die ersten am meisten, für die letzte„ren verhältniſsmäſsig am wenigsten Hoffnungen in des „Herrn Niederfahrt in den Scheol liegen; so müssen „wir in gewissem Sinne sogar auf solche Christen dies „ausdehnen, die in einer Confession erzogen wurden, „wo nicht das helle und reine Licht ihnen gebracht „wurde; für diese findet recht eigentlich ein Purgato„rium insofern statt, als sie von ihren unbiblischen „Vorstellungen und Gedanken müssen gereinigt und „frei werden, abgesehen von der fortschreitenden Läu„terung des Willens, die auch jenseits Statt findet. „Und in dieser Beziehung möchte man es für eine merk„würdige geschichtliche Symbolik halten, daſs die „römisch-katholische Kirche das Purgatorium gelehrt „hat, die evangelische aber nicht".

Es ist bekannt, daſs der Unterschied der römischen und der evangelischen Kirche in Betreff des Purgatoriums auf der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben beruht. Was die römische Kirche Glauben nennt, das rechtfertigt aber auch nach der evangelischen wirklich nicht: und darum tritt eben das Purgatorium hinzu, welches der evangelische Christ diesseits an sich vollziehen läſst.

Zuletzt beantwortet der Verf. noch einen Einwurf und Vorwurf, der seiner Lehre von einem Universalismus der Erlösung aus dem Gesichtspunct der christlichen *Mission* gemacht wird. Der Einwurf besteht darin, daſs diese Lehre den Liebeseifer für die Bekehrung der Nichtchristen lähme und schwäche. Die Antwort geht dahin, daſs den wirklichen Christen der Befehl Christi (Matth. 28, 18—20) verpflichte, und die Liebe Christi dringe und treibe. Das Weitere ist das Beispiel der Apostel, die, obgleich derselben Lehre zugethan, dennoch mit lebendigem Eifer und kühnem Heldenmuthe das Werk der Mission trieben. Der Verf. fügt hinzu: „Darf es uns gleichgültig sein, daſs ein „Heide, *wegen unserer Schuld und Lieblosigkeit*, wel„ches ja doch eben die *Sünde* ist, in Unkenntniſs „Christi und im Unglauben stirbt, und demgemäſs als „ein Knecht, der nicht seines Herrn Willen that, wenn „auch nur *wenige* Streiche erhält? Werden wir nicht „verantwortlich gemacht werden für die Strafen, die „er zwar verdient hatte, die wir aber hätten abwen„den können, wenn wir treu und gewissenhaft aus „allen Kräften die Missionssache unterstützt und beför„dert hätten"? (Hesek. 33, 7—9.). — Es ist auch nicht gesagt worden, „daſs es ganz gleich sei, ob „Jemand hier oder dort, diesseits oder jenseits das „Evangelium vernehme". Das Buch schlieſst mit folgenden Worten: „Wer immer allgemeine Menschen„liebe im Munde führt, aber nicht das Missionswesen „fördert, ist ohne allen Zweifel ein Lügner und Heuch„ler. Die Liebe ist stets thätig und wirksam (1. Joh.

Digitized by Google

„3, 18.). Diese wahre Liebe, wie sie vom *Himmel* auf „die *Erde* herabgekommen, ist auch zu den Seelen „der früher Verstorbenen hingegangen, und hat ihnen „sich offenbaret, um in ihre Gemeinschaft und Selig„keit, wenn sie *wollen*, sie aufzunehmen: in der *Höl„lenfahrt Christi* hat seine und des Vaters *Liebe* sich „vollendet" (Joh. 3, 16).

Am Schlusse sind der vorliegenden Schrift einige Anhänge beigefügt, welche Bruchstücke zur Literatur dieses Gegenstandes liefern, und einige Stimmen der Zeit darüber von *J. Müller*, *Weitzel*, *Voigt*, *Stier*, *Schmieder*, *Kniewel*, *Olshausen*, *Heubner*, *Rieger*, *O. v. Gerlach*, *v. Meyer* enthalten. *Steffens* ist schon früher erwähnt worden. —

So viel von dem Inhalte dieser Monographie, der wir nach der grofsen Wichtigkeit ihres Gegenstandes, ob auch die Leichtfertigen, denen der Ernst des Lebens noch nicht an die Seele gegangen ist, lächeln werden, viele aufmerksame Leser, gründliche Beachtung und Nachfolge, und für die Folge möglichste Erweiterung und Vervollständigung wünschen.

Unserer Inhaltsanzeige haben wir noch folgende Bemerkungen hinzuzufügen.

Jede Monographie hat die Aufgabe, ihre Stellung in dem ganzen System ihrer Wissenschaft nachzuweisen. Eine zweite Auflage der gegenwärtigen Schrift würde gewifs die Leser auch in dieser Beziehung mehr befriedigen und besser orientiren. Eine begriffmäfsige Erörterung der Thatsache der Höllenfahrt ist die wesentliche Aufgabe der Erlösungslehre. Es wäre namentlich wissenschaftlich nachzuweisen, nicht allein, dafs zum Zwecke der Erlösung die Predigt des Evangeliums in der Unterwelt gehört, sondern dafs auch aus dem Mittel zur Erlösung, aus der *Erniedrigung*, wodurch die Gemeinschaft der Menschen mit Gott mittelst der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen bewirkt wird, nothwendig die *Niederfahrt* Christi zur Hölle folgt.

Hier möchten wir nur darauf aufmerksam machen, dafs der Zwischenraum vom Tode eines jeden Menschen bis zum allgemeinen Gerichte nach der Lehre aller Kirchen ein *Mittelzustand* in dem Sinne der *Mitte* ist. Daraus scheint zu folgen, dafs bis zur allgemeinen Auferstehung, bis zum künftigen Gerichte — die Acten noch nicht geschlossen sind. Wohl ist der Todestag ein specieller jüngster Tag für einen jeden: aber der allgemeine jüngste Tag kommt noch, und zwar für Alle.

Wie sich der Liebes-Wille Gottes, dafs allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnifs der Wahrheit kommen, in der Höllenfahrt vollendet, so ist auch dadurch die Vorzeit vor der Erfüllung mit der Zeit nach Christi Versöhnungstode ausgeglichen, und denen, die auf den Trost Israels gewartet haben, und nicht gesehen und gehört haben, was wir sehen und hören, ein Ersatz bereitet, der für alle sich öffnet, die — zugreifen wollen.

Was endlich die Gefährlichkeit der Lehre von einer jenseitigen Vergebung und Erlösung in Christo, ohne den überall kein Heil ist, anbetrifft, so hat sie dies mit der Lehre von der Rechtfertigung, ja mit jedem scharfen und zweischneidigen Messer gemein. Die Lehre von der Sünde kann mifsbräuchlich zur Verzweiflung, die Lehre von der Rechtfertigung zur Trägheit, die Lehre von der jenseitigen Vergebung zu liebloser Gleichgültigkeit gegen die Millionen, welche in der Finsternifs und in den Schatten des Todes sitzen, verleiten. Dennoch kommt solche Sünde nicht aus dem Inhalte der Lehre selbst, sondern aus ihrem Gegentheile: denn die Erkenntnifs der Sünde selbst führt zur Erkenntnifs der Gnade, die Lehre von der Rechtfertigung zu dem lebendigen Glauben; die Lehre von der jenseitigen Vergebung für alle, denen hier das Wort der Gnade nicht so nahe gekommen ist, mufs alle, denen schon hier die Gnadenstunde geschlagen, denen Simeons Heil schon hier sich angeboten hat, zu desto ernsterem Eifer treiben, dafs sie nicht dahinten bleiben. So mag auch wohl die schnöde Gleichgültigkeit gegen das grofse Werk der christlichen Mission, welches recht eigentlich die Aufgabe unserer Zeit ist, so mag auch die Lieblosigkeit gegen die Heiden, welche nicht allein die Ungläubigen, sondern auch viele Gläubige nur zu leicht bestrickt, — wenn es auf Redensarten ankommt, um sich selbst zu entschuldigen und sich selbst zu rechtfertigen, — zu einer losen, schlaffen Theorie, welche die Sache — Gott befiehlt und ihm überläfst, ihre Zuflucht nehmen. Grade so konnte auch der reiche Mann den vor seiner Thüre liegenden Lazarus Gott befehlen, oder auch Gott darüber anklagen. Die Wahrheit ist, dafs eben in der Lehre von der jenseitigen Erlösung durch die Predigt des Evangeliums in der Unterwelt das Bekenntnifs ein-

Digitized by Google

geschlossen ist, — worauf diese Mission beruht. — Dieses Bekenntniſs lautet, 1) daſs in Keinem andern Heil ist, als in Christo, und 2) daſs dieses Heil, wie es den Menschen durch den Menschen Jesus zugekommen ist, auch nur durch Menschen den Menschen zugetragen wird. Das Evangelium ist ein den *Menschen* anvertrautes Gut: darauf beruht die Institution der Kirche, und die Mission. Dürften wir nun hoffen, daſs auch für die Unterwelt durch die erste Predigt der Grund zur Fortsetzung gelegt und der Saame zur Fortpflanzung ausgestreut worden sei, damit das Wort weiter laufe: so kann in dieser fortgehenden Wirksamkeit des Wortes in der Unterwelt überall keine Hemmung seiner Wirksamkeit in der Oberwelt gefunden werden. Der eigentliche Grund jener Gleichgültigkeit liegt daher wo anders; er liegt theils in dem eigenmächtigen Leichtsinne, welcher das Schuldbuch der Menschheit zerreiſst und allen Sündern aus eigner Machtvollkommenheit vergiebt, theils in dem Materialismus, — dem auch viele Idealisten dienstbar sind, — in dem Materialismus des Unglaubens und schwachen Glaubens, dem das Werk der Mission zu schwierig ist und die Heiden jenseits des Meeres zu entfernt sind.

In Beziehung auf die Lehre von Christi Höllenfahrt selbst und ihre Wirksamkeit, dürfen wir uns endlich nicht bergen, daſs Schrift und Kirche mehr als einen Schleier darüber gebreitet haben: darum schlieſsen wir mit v. Meyers Worten (S. 280): denn wie auch der Gedanke durch den Geist Gottes in dieses Geheimniſs eindringe, zuletzt bleibt es doch dabei: „*Was aber „diese Anwesenheit des groſsen Todten im Hades für „weitere Folgen gehabt, dies vollständig zu erkennen „und davon zu sprechen, ist in dieser Sterblichkeit „nicht erlaubt*".

II.

Zur historischen Entwickelung der Lehre von der Niederfahrt Christi zur Hölle, von dem Verhältnisse der Höllenfahrt zu dem Erlösungswerke überhaupt, und von dem Zwecke derselben gehört nichts so sehr, als das Studium der Theologie und Philosophie des Mittelalters, also grade dasjenige Stadium der Dogmengeschichte, welches der Verfasser zur Zeit nicht berührt hat.

Besonders wichtig ist auch in dieser Beziehung *Thomas Aquinas*, auf welchen wir uns zunächst beschränken. Seine Theorie findet sich in der *Summa theologiae*, und zwar im dritten Theile, qu. 52.

Im ersten Artikel wird erörtert, ob die *Höllenfahrt* Christo und seinem Erlösungswerke angemessen sei. Die Antwort ist: *Conveniens fuit Christum ad infernum descendere, ut nos ex illo liberaret, sicut oportuit illum mortem pati, ut a morte nos eriperet.* An der Spitze steht das gewaltige Wort des *Heiden*-Apostels: „Er ist aufgefahren in die Höhe, „und hat das Gefängniſs gefangen geführt, und hat den „Menschen Gaben gegeben. Daſs er aufgefahren ist, was „ist's, denn daſs er zuvor ist hinuntergefahren in die un„tersten Oerter der Erden? Der hinuntergefahren ist, „das ist derselbige, der aufgefahren ist über alle Him„mel, auf daſs er alles erfüllete". Eph. 4, 8—10.

Im zweiten Artikel folgt sogleich die Frage, ob Christus bis zur untersten Hölle hinabgestiegen, oder bloſs im Limbus der Väter gewesen sei. Die Antwort ist nach 2. Kor. 6, 14. 15. *Christus secundum effectum in omnem inferni locum descendit, secundum vero substantiam praesentem nonnisi ad locum descendit justorum.* Denn was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniſs? Wie stimmet Christus mit Belial? — Thomas scheint nicht an Joh. 1, 5. gedacht zu haben: „das Licht scheinet in die Finsterniſs". Indessen läſst er es doch hineinscheinen, aber nur secundum effectum.

Im dritten Artikel wird erörtert, ob der *ganze* Christus in der Unterwelt gewesen. Augustinus sagt: *totus in inferno, totus in paradiso, quò latronem introduxit.* Die Conclusion lautet: *In morte Christi, licet anima fuerit separata a corpore, neutrum tamen fuit separatum a persona filii Dei: et ideo totus Christus fuit in sepulcro, in inferno, et ubique.* Wohl war Leib und Seele durch den Tod von einander, aber weder Leib noch Seele von dem Sohne Gottes getrennt.

Grade so predigte *Luther* in Torgau, daſs die ganze Person Christi, *Gott und Mensch mit Leib und Seele ungetheilt* zur Höllen gefahren sei. Luther scheint darin eine Consequenz mit seiner Abendmahlslehre festgehalten zu haben, statt daſs doch der Unterschied zu Tage liegt. Auf Erden ward Christus dadurch den Menschen gleichgestellt, daſs er in's Fleisch gekommen war: im Hades ist er eben diesen Menschen nur dadurch gleich, daſs er ohne Leib, aber mit der Seele des Leibes und des Geistes, gleich ihnen unter ihnen erscheint. Darauf scheint sich auch Tho-

Digitized by Google

mas Ansicht zu beschränken; denn im vierten Artikel wird gelehrt, dafs Christus mit der Seele so lange im Infernum gewesen, als er mit dem Leibe im Grabe gelegen. *Corpus autem ejus mansit in sepulcro per diem integrum et duas noctes, ad comprobandam veritatem mortis suae: unde etiam tantumdem credendum est, animam ejus fuisse in inferno, ut simul anima ejus educeretur de inferno, et corpus de sepulcro.*

Der fünfte Artikel schreibt dem *Descensus ad inferos* die Erlösung aller früher verstorbenen Frommen zu, nämlich der heiligen Väter Israels. Nach dem sechsten Artikel ist dagegen von den Verdammten keine einzige Seele durch Christi Predigt in der Unterwelt erlöset worden, weil ihnen die dazu erforderte *fides caritate formata* fehlt. Aus eben dieser Ursache sind auch nach dem siebenten Artikel die früher verstorbenen Kinder, *qui cum originali peccato decesserant*, von der Begnadigung ausgeschlossen.

Der achte Artikel handelt von der Wirksamkeit des *descensus* für die Seelen im Purgatorium. Aus diesem sind mit Christi Tode nur diejenigen befreit worden, die dazu reif waren und wurden.

Weiter wollen wir diesmal der scholastischen Theologie nicht nachgehen: wir dürfen dem modernen Bewufstsein auf einmal nicht zu viel zumuthen: wir fürchten ohnehin, dafs diese scheinbar retrograde Bewegung Vielen nicht mundrecht sein wird: aber wir können davon nicht ablassen.

Ueber dergleichen scholastische Bestimmungen zu lachen und sie wegzuwerfen, ist eben so leicht als gedankenlos. Eine gleichgültige ἐποχή, die sie auf sich beruhen läfst, ist eben so wohlfeil. Schwieriger ist, aus der Hülle den Kern, aus den Vorstellungen den Gedanken hervorzuholen. Uns dienen sie zur Einleitung der weiteren Entwickelungen, welche sie in — *Dante's* geistlicher Poësie gefunden haben, die uns um so wichtiger sein mufs, als sie bis jetzt weder in der Geschichte der Philosophie, noch in der Geschichte der Theologie ihren Platz gefunden, ihre Würdigung erhalten hat. Wer sucht auch in Versen eine neue Philosophie, in welcher sich die ganze Gedankenwelt des Mittelalters krystallisirt? Wer sucht andererseits unter dem schwerfälligen scholastischen Material die volle, frische Pracht der Poësie auf dem höchsten Gipfel des Parnasses? — Diesen Dichter müssen wir auch hier über seine Visionen in der Unterwelt hören. Dem Dichter wird schon eher gestattet, die sich entwickelnden Begriffsbestimmungen in sinnlichen Bildern an einander zu reihen.

In seinem *Credo* legt der geistliche Dichter ganz einfach das Bekenntnifs seiner Kirche ab:

Poi discese al profondo dell' abisso
D'inferno tenebroso, per cavarne
Gli antichi padri, ch'ebbono il cor fisso
Ad aspettar, che Dio prendesse carne
Umana, per lor trar dalla prigione,
E per sua passion tutti salvarne.

Im *Inferno* hingegen wird auch der Name *Christi* nicht genannt, wiewohl ihn Christus selbst den Geistern im Gefängnisse gepredigt hat: aber wir werden noch vernehmen, dafs der Pilger auch von seiner eigenen Versenkung in die Unterwelt nicht alles wiedersagen darf, was er hört.

Merkwürdig ist zunächst dieses, dafs an der Gründung der Hölle nächst der Allmacht des Vaters und der Weisheit des Sohnes auch die *Liebe* des heiligen Geistes Theil genommen hat. So lesen wir am Eingange der Hölle. III. 6.

Dann kommt der Pilger in den *Limbus*, den sonst die Väter Israels bewohnt haben, und jetzt — die frommen Heiden einnehmen. Ihr Aufenthalt ist anmuthig: aber er giebt keine Befriedigung, und gewährt keine Hoffnung. Hier hat einst ein Mächtiger, un Possente, IV. 54. 1. mit Siegeszeichen gekrönt, die Väter erlöset. Der Dichter folgt überall der heiligen Schrift: seiner Schilderung liegt die bekannte Stelle Kol. 2, 15. zum Grunde. Nun erst war das Wort alles Trostes 1. Kor. 15, 55. 57. vorbereitet. Durch seinen *Tod* hatte Christus dem *Tode* die Macht genommen: „Tod, wo ist dein Stachel"? Durch seine Niederfahrt zur Hölle war auch die Hölle mit ihrem Heere überwunden: „Hölle, wo ist dein Sieg"? Hiermit wird die tiefste *Erniedrigung* zum Triumphe, zur Erhöhung. Unter solchen Gesprächen wandert der Pilger der Versammlung der frommen Heiden zu. — Auf eben diesem Wege zu dem Limbus sprach der Pilger mit den Bewohnern desselben, mit den Dichtern und Weisen des klassischen Alterthums noch manches, was dort schön zu sagen war, und hier zu verschweigen sich geziemt.

Parlando cose che 'l tacere è bello,
Si com'era 'l parlar colà dov'era.
IV. 104. 105.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Die Lehre von Christi Höllenfahrt nach der heiligen Schrift, der ältesten Kirche, den christlichen Symbolen, und nach ihrer vielumfassenden Bedeutung, dargestellt von Joh. Ludwig König.

(Schluſs.)

Noch prägnanter wird dieses Schweigen im ferneren Verlaufe der Niederfahrt. Der Pilger fragt, ob sich die Leiden der Verdammten in der Zukunft mehren, oder mindern, oder sich ewig gleich bleiben werden. Die Antwort ist, daſs sie sich nach den Denkgesetzen *menschlicher* Weisheit nur vermehren können. Aber, setzt der Dichter hinzu, wir sprachen noch mehr, was ich nicht wiedersage:

Parlando più assai ch' i' non ridico.
VI. 113.

Der *Niederfahrt* Christi zur Hölle ist bereits Erwähnung geschehn: sie hatte zunächst die Erlösung der Väter Israëls zur Folge: das Uebrige bleibt verschwiegen. Sie hatte auch den Sieg über die Geister der Hölle zur Folge: das wird später berichtet. VIII. 124—127. Hier hat wieder der Dichter das Wort der Offenbarung Kol. 2, 15. vor Augen: „Er hat überwunden die Fürstenthümer und die Mächte der Hölle, und hat sie öffentlich zur Schau getragen, und einen Triumph gefeiert in ihm selbst".

Der *Niederfahrt* ging aber noch ein anderes Zeichen des Kreuzestodes voraus, das bis in die untersten Tiefen der Hölle nachzitterte: es ist das *Erdbeben*, das im Augenblicke des Todes den Vorhang im Tempel zerriſs, da die Felsen bersteten und die Gräber sich aufthaten. Matth. 27, 51. 52. Dieses Erdbeben dröhnte und schütterte auch durch die Hölle, und zersprengte die Felsen. XII. 37—45. XXI. 112—114. Es war ein Erdbeben, daſs die Heiden glaubten, das Universum zerflösse noch einmal in Liebe zur allgemeinen Masse.

Da tutte parti l'alta valle feda
Tremò sì, ch' i' pensai che l'universo
Sentisse amor, per loquale è chi creda
Più volte 'l mondo in Caos converso.
XII. 40—43.

Von allen Seiten zitterte der Abgrund,
Der finster tiefe, daſs ich meint, es fühlte
Das Weltall Liebe, die, wie mancher glaubt,
Schon oft die Welt zum Chaos umgewandelt.

So ahndeten auch die Heiden in dem furchtbaren Erdbeben ein Zeichen der höchsten Liebesthat, des höchsten Liebes Leidens, ein Zeichen der Erneuerung und einer zweiten Schöpfung, ein die ganze Welt durchzuckendes *Liebes Beben*, das sie — in ihre Vorstellungen übersetzten.

Diesem Erdbeben, welches den Tod begleitete, folgte Christi Niedergang. Der Dichter erlebte seine traumweise Niederfahrt in eben denselben Tagen, worüber die zweite oben angeführte Stelle (XXI. 112—114.) keinen Zweifel übrig läſst.

Es ist jetzt noch Eins zu bemerken. Am Eingange der Hölle ist mit dunkler Schrift eingeschrieben:

Lasciate ogni speranza voi ch' intrate.

Aber in der untersten Tiefe findet sich doch ein Ausgang zur anderen Hemisphäre. XXXIV. 127—139.

Am Eingange des Purgatoriums finden wir demnächst Cato, den Helden alt *klassischer* Freiheit, als äuſsersten Thürhüter unterhalb des Berges, der zur *evangelischen* Freiheit führt. Aus dem Limbus ist er befreit.

Purg. I. 31 *flg.* 71 *flg. II.* 99 *flg.*

Im himmlischen Paradiese finden wir zwei Heiden, den Trojaner *Ripheus*, der noch vor seinem Tode und vor der Stiftung des Sakraments der Taufe die Taufe des Geistes empfing, und den römischen Kaiser *Trajan*, der, aus der Hölle zur Erde zurückgekehrt, sich noch bekehrt hat:

Digitized by Google

De' corpi suoi non uscir, come credi,
Gentili, ma cristiani, in ferma fede,
Quel de' passuri, e quel de' passi piedi.
Parad. XX. 103—105.

Sonst finden wir namentlich die frommen Heiden im Limbus ohne Pein, aber auch ohne Paradieses Freude, unter der Erde, aber nicht ohne Licht: sie sind *sospesi:* zu ihnen gehört auch Virgil, der dennoch bis zum irdischen Paradiese aufsteigen darf.

Inf. II. 52.

Mehr als einmal wird ausführlich wiederholt, dafs kein Verdienst den Glauben ersetzt, zu dem die Taufe den Weg bahnt: dafs eben darum die frömmsten Heiden — keine Christen sind, d. h. durch Christum nicht mit Gott in Gemeinschaft kommen. Diese Bekenntnisse sind so merkwürdig, dafs wir die Stellen näher bezeichnen,

Inf. IV. 34—45. *Purg. VII.* 7. 8. 25—36.
Purg. XXII. 59. 60. 96—125.

ob etwa ein Leser selbst weiter nachlesen, und hier und da auch zwischen den Zeilen zu lesen versuchen wolle. So viel ist gewifs: ohne Christum kommt keine Seele in den Himmel. So viel ist auch gewifs, dafs die Heiden zunächst im Limbus *suspendirt* sind.

Aber der Pilger ist doch damit nicht zufrieden gestellt. Wie viel verdankt er nicht selbst den Heiden, seinem Aristoteles, seinem Virgil! Zuletzt regt sich der Zweifel darüber, das Bedenken dagegen bis zu murrender Ungeduld. Es kommt zur Erklärung; und es ist auch für uns merkwüdig, dafs eben die zweifelnde Frage, welche in unsern Tagen sich so laut macht, als sei sie erst jetzt erfunden, die Frage, welche die Nichtchristen vertheidigt, und ohne sich selbst um sie zu bekümmern, Gottes Gerechtigkeit in Anklagestand setzt, ausführlich verhandelt wird. Der Zweifel wird erst dem Zweifler selbst vorgehalten:

Du sagst: Ein Mensch wird an des Indus Strande
Geborn, und dort ist Niemand, der ein Wort
Von Christo predigt, oder liest und schreibt:
Und all' sein Wollen, all' sein gutes Handeln,
So viel die menschliche Vernunft ersieht,
Ist ohne Sünd' im Wandel und im Worte:
Der stirbt nun ungetauft und ohne Glauben:
Wo ist des Richters Recht, das ihn verdammt,
Und wo ist seine Schuld, wenn er nicht glaubt?
Parad. XIX. 70—78. 97—99.

Die Antwort berührt erstens die voreilige Kurzsichtigkeit des überklugen Anklägers und Richters, — womit nicht die ernste Speculation, sondern der Naturalismus des Denkens zurückgewiesen wird, der sich nur zu oft auch dem speculativen Denken unterschiebt:

Ebendas. 79—87.

sie berührt ferner den Begriff des *Guten*, das nur von Gott kommt, und nur gut ist, wenn es mit Gott übereinstimmt, und eben deswegen nur von Gott zu dem Menschen kommen, aber nicht von dem Menschen ausgehn kann,

Ebendas. 88—90.

woraus folgt, dafs ohne Gemeinschaft mit Gott durch Christum, welcher diese Gemeinschaft selbst in Einer Person ist, kein Heil ist, denn niemand kommt zum Vater, ohne durch Christum, und Niemand kommt zu Christo, es ziehe ihn denn der Vater.

Ebendas. 103—105.

Dafs Letzte ist, dafs allerdings die Heiden den müfsigen Frager, der den Willen Gottes kannte, und nicht that, vor Gott verklagen und verdammen, und weniger Streiche empfangen werden, als der Christ, der Christi Gebot kannte und nicht befolgte, Christum mit dem Munde bekannte und die Liebe Christi im Herzen verleugnete.

Ebendas. 106—114.

Im folgenden Paradieses Gesange kommt noch ein Moment hinzu, welches die Antwort erfüllt, indem es, wohl zu merken, in deren Anfang zurückläuft, und diesen erklärt. Der Zweifler wird an die Tiefe des göttlichen Reichthums, an die Unbegreiflichkeit seiner Gerichte, an die Unerforschlicheit seiner Wege erinnert. Wer hat des Herrn Sinn erkannt? Und wer weifs, welche Gnadenmittel noch in seinem Rathschlusse liegen! Trajan weifs nun durch eigne Erfahrung den Unterschied zwischen einem Christen und einem Heiden.

Parad. XX. 46—48.

Ripheus erkennt nun von der göttlichen Gnade so viel, als die Welt nicht sehn kann, weil ihr Auge nicht den Grund erreicht.

Ebendas. 70—72.

Der Schlufs der Predigt ist ein Aufsehen zu dem Rathschlusse Gottes, dessen Wurzel so weit entfernt ist von den Augen, welche die erste Ursache nicht in ihrer Totalität erkennen. Darum sollen sich die Sterblichen des letzten Urtheils enthalten, da selbst die Seligen, die Gottes Angesicht sehen, nicht alle Auserwählte kennen. Ihnen ist auch dieser Man-

Digitized by Google

gel süfs, weil alle ihre Seligkeit in dem Willen Gottes ruht.

Ebendas. 130 — 138.

Dieser Trost beruhigt den Pilger, denn er setzt hinzu:

Così da quella immagine divina,
Per farmi chiara la mia corta vita,
Data mi fu soave medicina.

Ebendas. 139 — 141.

So führte auch unsern Dichter schon auf der Pilgerfahrt dieses Lebens die *Höllenfahrt* der Sünden-Erkenntnifs mehr und mehr zu der *Himmelfahrt* der Erkenntnifs göttlicher Gnade, der keine Grenzen gesteckt sind, die ihr ein Ziel setzen könnten.

So stehet auch die wirkliche *Höllenfahrt* Christi durch die damit verbundene Predigt des Evangeliums in der Unterwelt für alle diejenigen, die noch in der Finsternifs sitzen, mit Christi *Himmelfahrt* in Verbindung, denn diese war selbst mit dem ausdrücklichen Missionsbefehle zur Predigt des Evangeliums auf der Oberwelt bis an die Enden der Erden verbunden. Hat die *Höllenfahrt* des Herrn zugleich eine Mission für die Unterwelt begründet, wie viel deutlicher schliefst sich der *Himmelfahrt* der Missionsbefehl für die Oberwelt an!

Hiermit kehren wir zu dem Gegenstande unserer Betrachtung zurück. Das Thema war die *Höllenfahrt* Christi und zwar nicht allein nach ihren *Folgen*, an die wir uns nach Anleitung der vorliegenden Schrift zunächst gehalten haben, sondern auch nach ihrem vollen *Begriffe*, welcher der weiteren Entwickelung und Fortbewegung bedarf, um desto sicherer zu den Resultaten zu kommen.

Wir wüfsten jetzt diese Bruchstücke zur Geschichte der wichtigen Lehre, wozu uns die Schrift des Herrn Predigers König Veranlassung gegeben hat, nicht besser zu schliefsen, als mit den Worten Dr. *Marheineke's*, welcher in seinem *Lehrbuche des christlichen Glaubens und Lebens für denkende Christen* (2te Aufl. S. 179) *die Höllenfahrt* ebenfalls zu dem Stande der *Erniedrigung* rechnet und hinzufügt: „Dieser Artikel ist nicht „vom Anfang an in dem Glaubensbekenntnisse, doch „nach alten Berichten im Glauben der Kirche gewesen. „Dieses beweiset nur, dafs es an übereinstimmender „Auslegung der hierhergehörigen Stellen der Schrift „fehlte. Dem Bekenntnifs der Lehre ist daher viel „Freiheit im Verständnifs derselben gegeben. Der „anscheinende Sieg der Hölle über Christum bei seinem Tode schlägt unmittelbar durch seinen Tod, und „eben dadurch, dafs Er in diese Hölle sich einläfst, in „sein Gegentheil, in die Besiegung der Hölle um; die „stärksten Fesseln der Höllen-Welt und Gewalt sind „gebrochen; indem das Höllenreich auf die Spitze seiner Machtentwickelung ist, wird auch zugleich das „Himmelreich offenbar. *So ist in dieser letzten That „des Standes der Erniedrigung Christi uns vorgestellt „als auf seinem äufsersten Punct geschehn, was nach „Johannes der Anfang seines Erscheinens war, — er „kam als ein Licht in die Finsternifs, wie noch immer, „wo durch die Macht seines Geistes die Pforten des „finstern Bewufstseins durch das Evangelium zerbrochen werden*".

C. F. Göschel.

XXIII.

Geschichte des deutschen Strafrechts von Dr. Wilhelm Eduard Wilda. Erster Band: Das Strafrecht der Germanen. Halle, 1842. *Bei C. A. Schwetschke und Sohn.*

Wenn es der Theorie des Rechts bis zu diesem Augenblicke noch nicht gelungen ist, sich ihres Begriffes mit Energie bemächtigen, und aus ihm heraus sich als System im wahrhaften Sinne des Wortes aufbauen und durchgeistigen zu können, eine Aufgabe, die heute noch in der Vorbereitung begriffen, ihre Lösung erst von der Zukunft erwarten darf, so haben wir der nächsten Vergangenheit, und mit Freuden wollen wir es anerkennen, doch wenigstens das zu verdanken, dafs sie dem heutigen Rechtsbewufstsein und dem gegenwärtigen Standpunct der Rechtswissenschaft seine Genesis aufgeklärt, seine historischen Wurzeln schärfer nachgewiesen und ihm so wenigstens nach dieser Seite hin einen festen Haltpunct gegeben hat. Obgleich nun der historische Geist sich bisher mit Vorliebe und mit gröfserem Eifer der Erkenntnifs der *recipirten* Rechtsquellen zugewendet hat, so ist doch der einheimische Boden darum nicht ganz vernachläfsigt geblieben, ja er scheint gegenwärtig, wo auf jenem Felde nur noch geringe Ausbeute zu hoffen ist, die cultivirenden Kräfte, und mit Recht, immer mehr und ausschliefslicher an sich zu ziehen, und so die Garantie zu geben, dafs die

Digitized by Google

Weiterbildung des deutschen Rechtszustandes auf nationaler Basis vor sich gehen, und den römischen Einflüssen nicht ferner eine übermäfsige Wirksamkeit verstattet sein werde. Es ist erfreulich, dafs auch hierin, wie so oft, die Rechtswissenschaft mit der Philologie Hand in Hand geht, und so die alte Verwandtschaft zwischen Sprache und Recht von neuem bewährt wird.

Es mufs einer Nation wie der deutschen, die zur Erfüllung einer hohen welthistorischen Mission berufen, sich sicher und lebenskräftig, wiewohl langsam, vom ersten Anfang des Mittelalters an bis heute, entwickelt und heraufgebildet hat, von gröfster Wichtigkeit sein, sich den ganzen Verlauf ihres geschichtlichen Lebens und Bildungsganges klar vor Augen zu stellen, da sie nur so sich ihrer selbst vollkommen bewufst werden, und nur unter dieser Bedingung die gegenwärtigen Phasen ihrer Entwickelung auf normale und consequente Weise zur Reife bringen kann. Aber jene Aufgabe hat noch die universellere Bedeutung der Einsicht in die Macht, Würde und Einheit des Volksgeistes selbst auf seiner uranfänglichen Stufe, wofür ein schlagendes Beispiel gerade das Volk der Germanen darbietet. Ueber eine ungeheuere Länderstrecke zerstreuet, in unzählige Stämme zertheilt und vereinzelt, durch Klima, Terrainbeschaffenheit, Sitte, Culturstufe und innere Feindseligkeiten an einem engern Zusammenhalten und innigerem Verkehre gehindert, wird doch das ganze Volk durch *einen* Typus beherrscht, geht doch ein Grundzug durch seinen religiösen, sittlichen, socialen und rechtlichen Zustand und Charakter, so von allen Einzelnen treu bewahrt und fortvererbt, wie das blonde Haar und das blaue Auge, welches ihnen die Natur vor den andern Völkern zum Erbtheil gab. Wiederum aber ist diese Einheit in keiner Seite des germanischen Volkslebens so scharf, so rein und so klar nachweisbar ausgeprägt, wie in der rechtlichen: gleiche Principien, gleiche Grundgestaltung der Institute, gleiche Fortbildung derselben, gleiche Ansichten in allen Beziehungen des Rechtsverkehrs. Und dabei ist diese Gleichheit keine gedankenlose, zufällige: denn wie unendlich modificirt und mannigfaltig auf der andern Seite erscheinen die letzten Enden der Rechtsbestimmungen bei den einzelnen Stämmen und in den verschiedenen Zeiten, ohne dafs doch die gemeinschaftliche Basis darum verlassen, oder der originelle germanische Geist verwischt würde.

Als eine mit Fleifs und Liebe auf diesem Felde unternommene Arbeit haben wir das hier zu besprechende Buch zu begrüfsen, welches das Strafrecht der Germanen enthaltend den ersten Theil einer Geschichte des deutschen Strafrechts zu bilden bestimmt ist. Es liefert ein sehr reiches, und, wenn auch nicht vollkommen verarbeitetes, doch wohlgeordnetes und wohlgenutztes Material für die Erkenntnifs des Strafrechts der germanischen Nationen von der ersten Spur ihrer Existenz bis zur Trennung Deutschlands vom fränkischen Reiche. Als Fortsetzung wird die Fortführung des deutschen Strafrechts in einer zweiten Abtheilung bis zur Carolina, und von da an in einer dritten bis auf unsere Zeit versprochen.

Der Verf. erklärt sich sehr bestimmt und weitläuftig (S. 146 ff.) gegen die Annahme, als habe den Germanen ein *eigentliches* Strafrecht gefehlt. Wir können diesem Streite überhaupt keine grofse Bedeutung beilegen, da er in der That viel von einem Wort- oder Namenstreite an sich hat, und gar nicht durch eine Verschiedenheit der Ansichten über den Zustand des germanischen Strafrechts bedingt ist. Dafs der Wille und die Schuld des Verbrechers *gar nicht* als Moment der Strafbarkeit bei den Germanen betrachtet worden, die Strafe selbst eine *blofse* rohe, viehische Rache gewesen sei, und die Auferlegung der Strafe *rein* und *allein* zur Vergütung des materiellen Privatschadens habe dienen sollen, wird nicht leicht Jemand mit einigem Scheine behaupten können, da ihn der erste Blick auf die Quellen überall des Gegentheils überführen würde. Eben so wenig wird man aber auf der andern Seite leugnen können, dafs die Germanen, wie es bei einem der Naturstufe noch so nahe stehenden Volke ganz natürlich ist, erstlich das Verbrechen noch nicht als eine nur nach dem Grade und der Intensität des Vorsatzes zu bemessende That erkannt haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Geschichte des deutschen Strafrechts von Dr. Wilhelm Eduard Wilda.

(Schluſs.)

Man findet daher von einer Bestrafung, ja selbst vom Begriff des Conats und der Culpa nur dürftige Spuren, auch wird in den Strafbestimmungen, obschon nur die *gewollte* That gestraft wird, doch nicht ein Unterschied in der Höhe der Sühne je nach der Gröſse der Schuld gemacht; ja man findet selbst (wie im chinesischen Strafrecht so häufig) Beispiele von Mitbestrafung unschuldiger Familienglieder. Zweitens erscheint nicht die Strafe durchweg als objective Versöhnung des verletzten öffentlichen Rechtszustandes, sondern als ein dem verletzten Einzelnen oder der gekränkten Sippe desselben dargebrachtes Opfer, weshalb auch gerade in den ältesten Zeiten die Rachenahme dem Verletzten oder dessen Familie nicht nur nachgesehen, sondern wirklich überlassen wurde; und es ist allerdings ein groſser Unterschied zwischen dem auch heute noch mit Strafe *verschonten* homicidium permissum, und der in Sitte und Rechtsansicht begründeten und von ihr geforderten Rache, ja selbst Blutrache der alten Germanen. Drittens ist es wohl eben so unbestreitbar, daſs, wenn die Verbrechen auch nicht gerade ganz wie Civilverletzungen angesehen und beurtheilt wurden, doch die privatrechtliche Seite derselben, als taxbare Schadenzufügungen, sehr im Vordergrunde stand, und selbst in denjenigen Fällen eine pecuniäre Interessevergütigung und ein materieller Schadenersatz angenommen war, wo sich ein Zusammenhang zwischen diesem und der verletzenden Handlung gar nicht nachweisen lieſs. So sind die Compositionen nicht ein Verlassen, sondern ein Fortsetzen des Rachesystems, sie sind nichts mehr und nichts weniger als *Geld*rache, wie wir noch weiter unten besprechen werden; so sind die Buſsen in der ältern Zeit nicht so zahlreich wie in der spätern, und so erscheint gerade in der ältesten Periode die gerichtliche Ahndung des Verbrechens als ein bloſses Surrogat, nämlich als nur auf den Fall eintretend, wenn das Verbrechen nicht schon vor Abhaltung des Gerichtstages (Ding, Allthing) durch Privatrache gesühnt worden ist, während bei einem vorgeschrittenem Strafrechtszustande das Verhältniſs höchstens umgekehrt sein könnte. Trotz aller dieser Wahrnehmungen finden wir jedoch immerhin Imputationsregeln, Schuldprüfung, Straflosigkeit zufälliger Verletzungen, öffentliche Buſsen, Strafen, auch wo nicht ein Individuum, sondern das Gesammtwesen verletzt ist u. s. w., und so müssen wir den Germanen unbedenklich den Besitz eines eigentlichen Strafrechts, wenn gleich noch auf niederer Stufe stehend, allerdings zugestehen.

Die Eigenheit, daſs die Imputation bei einer verletzenden Handlung sich nicht darauf einschränkt, wie weit dieselbe mit dem Wissen und Willen des Thäters im Causalnexus steht, ist eine ziemlich allgemeine des Alterthums, die wir sehr ausgeprägt z. B. bei den Griechen wiederfinden. Wer bei ihnen eine That begeht, nimmt damit die ganze Last der Verantwortlichkeit auf sich, und zwar in weiterem Maſse, als er sie im Voraus zu ermessen im Stande war. Oedipus, der ohne es zu wissen, seinen Vater erschlägt, ist ein Vatermörder und hat als solcher zu büſsen; denn der Stolz des Individuums, wie er den Griechen und den Germanen charakterisirt, duldet nicht, daſs dasselbe nur das vor der Welt vertrete und verantworte, was es in seiner That als das wahrhaft Seinige weiſs, es nimmt vielmehr, vor dem Zufalle nicht zurückweichend, noch auf seine Schulter das, was die Mächte des Schicksals, mit denen es sich eingelassen hatte, hinzugethan haben. Eben dieser Stolz ist es auch, aus dem das System der Rache, so wie der Compositionen bei den Germanen erklärt werden muſs. Bei allen Völkern, bei welchen die Blutrache statt-

Digitized by Google

findet, sehen wir, dafs dieselbe weniger ein Product tödtlicher Heftigkeit und Erbitterung, als vielmehr ein der Ehre des Verletzten oder dessen Familie gebührendes Opfer, und nicht Symptom eines verderbten Nationalcharakters, sondern in der That ein wohlgeordnetes, im Rechtsbewufstsein begründetes Institut ist. So erschlägt der Freund seinen Freund, wenn in der durch die Volkssitte statuirten Folge die Reihe an ihn gekommen ist. Die Rache gehört zu den Familienpflichten, sie ist mit dem Recht auf Ehre identisch; sie ist deswegen auch nicht reine Rache, d. h. zornige Vergeltung des erlittenen Uebels durch den Verletzten, sondern die Ausübung eines wesentlichen Freiheitsrechtes. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Compositionen oder Bufsen. Es ist gewifs nicht unrichtig, was der Verfasser sagt, dafs die Bufsen nicht im Fortschritt der Sittenmilderung an die Stelle der Rache und Fehde getreten, und also abgekaufte Rache sind, und dafs neben den Bufsen für die eigentlich unsühnbaren Verbrechen das Fehderecht in Kraft geblieben ist; allein nichts desto weniger sind die Bufsen doch nichts mehr und weniger als Rache, nämlich durch Geldzahlung derselbe Erfolg hervorgebracht, den sonsthin die Rache hatte. Es ist eine ganz falsche Ansicht, die Bufsen als eine Vergütung des durch das Verbrechen angethanen Schadens, oder auch selbst nur als eine unmittelbare Strafe anzusehen. Es würde dies in der That mit dem einfachen, unverdorbenen, sittlich tiefen Charakter der Germanen in indirectem Widerspruche stehen, und die so genau festgesetzten Scalen der Bufsen nur ein schmutziges Denkmal der Feilheit der Verbrechen bei unsern Vorfahren sein. Die Bufse ist aber vielmehr ganz in demselben Sinne wie die Rache zu begreifen, nämlich als in der Sitte und Volksansicht begründete Wiederherstellung der durch das Verbrechen verletzten Persönlichkeit durch eine Demüthigung des Verletzenden vermittelst Zwanges zu einer Geldzahlung, welche also gleichsam als ein Bekenngeld der Schuld anzusehen ist. Der Hr. Verfasser sagt hierüber sehr richtig: „Da ein trotziger Stolz ein Hauptzug des germanischen Charakters war, so sieht man, wie aus diesem Gesichtspunct betrachtet, die Bufszahlung etwas Befriedigendes haben mufste, eine satisfactio war, wie sie schon von Tacitus und in alten Volksrechten genannt wird; dadurch wurde zugleich auch die Idee zurückgedrängt, es könne jede Kränkung durch Geld wie ein feiles Gut aufgehoben und gewissermafsen abgehandelt werden. Durch Zahlung einer Bufse geschah dem Gefühle des Germanen Genüge; was ihn zur Rache und Feindschaft, zur Verfolgung des Verletzers durch Eigenmacht und Geltungmachung der Strenge des Rechts trieb, wurde dadurch beschwichtigt und gehoben; er wurde versöhnt, und insofern war sie, die Bufse, ein Sühngeld, eine compositio; nicht aber war sie es in dem Sinne, dafs eine drohende oder entbrannte *Fehde*, die der Verletzte als sein Recht übte, dadurch abgekauft wurde; wenn gleich durch Bufszahlung und Versöhnung fernere Rache und Gewaltthat verhindert werden konnte. Bufszahlung fand statt, wo erlaubte Rache mindestens längst verbannt war, und in dem Mafse als man den Verletzten berechtigt hielt, wirklich Feindschaft zu üben, in dem Mafse trat die Bufszahlung zurück, wie es bei den eigentlich unsühnbaren Missethaten der Fall war. Die germanische Sprache kennt kein Wort für Bufse, welches den Gedanken: Beilegung einer Fehde, wie man ihn in dem lateinischen compositio hat finden wollen, ausdrückte. Wo aber die Bufse aus diesem Gesichtspunct betrachtet worden, kann es also nicht als schimpflich gegolten haben, Geld für Rechtsverletzungen zu nehmen. Wäre dieses der Fall gewesen, so ist nicht einzusehen, wie die Bufse überhaupt bei den Germanen hätte Eingang finden, wie die Nöthigung, sich mit einer Bufse genügen zu lassen, so früh hätte herrschend werden können; sie hätte bei dem Charakter des Volkes einen Widerstand finden müssen, den so wenig das Christenthum gleich bei seinem ersten Auftreten, als die Staatsgewalt hätte überwinden mögen" (S. 315). — Von diesem Standpunct aus ist die genaue Ordnung und regelmäfsige Scala der Bufssätze erklärlich, indem dieselben nämlich in ihrem Betrage und Verhältnifs zu einander ein sinnlicher Ausdruck der Gröfse und Verhältnifsmäfsigkeit der einzelnen Verbrechen sein sollten. Desgleichen erklärt sich hiermit jene Erscheinung, dafs die Rachenehmer mit so grofser Strenge und Wichtigkeit die genaue Höhe der durch Gesetz oder Gewohnheit geforderten Bufse erheischten, weil sie eben dadurch den Beleidiger zum Bekenntnifs der wahren Gröfse seiner Schuld und zur höchstmöglichen Demüthigung zwangen, eine Erscheinung, welche aufserdem den Verdacht einer mit Allem, was wir im Uebrigen

Digitized by Google

wissen, in schroffem Widerspruch stehenden Schmutzigkeit, Geldgier und Feilheit auf den Charakter der Germanen werfen würde.

Je mehr es bei einem dem Naturzustande noch so nahe stehendem Volke begreiflich und gewöhnlich ist, dafs das natürliche Zorn- und Rachegefühl mit ungebändigter Kraft sich geltend mache, um so überraschender sind Beispiele und Beweise von Selbstüberwindung, Versöhnlichkeit, ja Feindesliebe, wie sie uns die Geschichte der Germanen allerdings bietet, und so die ursprüngliche und so zu sagen prädestinirte Receptibilität dieses Volkes für das Christenthum, dessen Hauptsäulen sie in der That geworden sind, bekundet. Denn eben jene Beispiele sind nicht etwa vereinzelte Abnormitäten und dem Geiste des gesammten Volkes widersprechend, vielmehr wird ihr Werth von Allen gefühlt und anerkannt. Wahrhaft rührend sind die Nachrichten, welche der Vf. hierüber S. 175 ff. anführt.

Sehr entschieden hingegen müssen wir uns gegen das erklären, was der Verfasser gegen *Rogge*, welcher die absolute Freiheit des Individuums als Grundlage des germanischen Gemeinwesens aufgestellt hat, polemisirend (S. 117) anführt: „Gemeinwesen und eine solche Freiheit sind so abgewendete Begriffe, dafs nicht nur die Möglichkeit von jenem mit der Sanction einer solchen Freiheit aus dem Leben der Germanen hinweggenommen, sondern selbst der Keim, woraus ein solches sich hätte entwickeln mögen, vernichtet wird". — Es ist wirklich bewundernswürdig, wie sich der abstracte Verstand nicht von der Vorstellung losreissen kann, als sei zum Bestand eines Gemeinwesens durchaus ein Zwang und eine (nach dieser Vorstellung partielle) Negation der Freiheit nöthig. Und doch kann kein einleuchtenderes Beispiel zur Ueberführung vom Gegentheile vorgeführt werden, als gerade die öffentlichen Zustände der Germanen. Dafs es den Germanen an einem wahren und geordneten Gemeinwesen gemangelt habe, das zu glauben ist der Hr. Verf. selbst am weitesten entfernt, und wird sich wohl Niemand leicht bewogen finden können, der nur je einen Blick auf die zwar einfachen, aber höchst geordneten, regelmäfsigen und tief in dem ganzen germanischen Charakter begründeten Formen des Gerichts-, Kriegs-, Familien- und Gesindewesens geworfen hat. Und nun fragen wir, wo denn der Zwang aufzufinden sei, der unter diesen Umständen also der Freiheit des Individuums angethan worden sein müfste? Ist es etwa eine Negation seiner Freiheit, wenn der Germane, nachdem er in rechter Rache seinen Gegner getödtet hat, von seiner Sippe und Genossenschaft begleitet vor der Versammlung des Volkes erscheint, um seine Berechtigung zur That laut und öffentlich nachzuweisen; oder wenn er seinen Gegner kämpflich anspricht; oder wenn er beim allgemeinen Aufgebot mit den Waffen in der Hand sich zum Heerbann begiebt; oder wenn er im Umstande Schild und Speer zum Zeichen seiner Beistimmung zusammenschlägt; oder wenn er die untreue Ehefrau mit zerrissenem Kleide zu seinem Hause hinausstöfst u. s. w.? Ist überhaupt sein ganzes Mitleben, Mithandeln, Mitleiden im Gemeinwesen ein erzwungenes? Ist nicht vielmehr das Motiv zu allen diesen öffentlichen Verrichtungen die freie Sitte und Ueberzeugung des Volkes, als deren Träger sich jeder Einzelne bewufst ist? — Allerdings der Missethäter wird gestraft, oft sehr hart mit Verlust des Lebens, der Freiheit oder anderer schätzbarer Güter, aber ist die Missethat ein Act der Freiheit, oder ist es nicht vielmehr die vom Volke, von der Gesammtheit der freien Individuen ausgehende Bestrafung derselben? Anstatt dafs also ein Gemeinwesen mit der absoluten Freiheit der Individuen durchaus unverträglich sein soll, hat es dieselbe im Gegentheil zum Princip und zur Grundlage; denn nur der Polizeistaat ist es, der jene Freiheit als ein ewig Gefahrdrohendes und zu Beschränkendes zu betrachten gewohnt ist. Das Gemeinwesen der Germanen ist kein künstliches Product, kein Gemachtes, wie der Hr. Verf. selbst anerkennt, es kann mithin auch aus nichts Anderem sich entwickelt haben, als aus der allgemeinen Freiheit des Volkes, aus seiner übereinstimmenden Ansicht, Gewöhnung, Gefühls- und Denkweise und aus seiner individuellen Charakterbeschaffenheit.

Es würde die Grenzen dieser Blätter überschreiten, wenn wir auf die singulären Gestaltungen, welche das Princip des germanischen Strafrechts im Verlauf der Geschichte angenommen, und auf die einzelnen Zweige, welche dasselbe allmählig herausgetrieben hat, näher eingehen wollten. Wir können nur bemerken, dafs wir eine vortreffliche Darstellung derselben im vorliegenden Werke gefunden haben, und einer baldigen Fortsetzung desselben mit Vergnügen entgegensehen.

A. Köppe.

Digitized by Google

XXIV.

1) *God. Hermanni de Guilielmo Pistotheo Krugio doctore philosophiae praefatio... Adiecta est dissertatio de primo carmine Horatii.*

2) *Desselben Dissertatio de L. Attii libris Didascalicon. Leipziger Programme*, 1842. 4.

Aufser trefflichen Worten zur Erinnerung an die Wirksamkeit und die Verdienste des jüngst verstorbenen Krug als Lehrers der Philosophie enthält das erste der vorliegenden Programme eine neue Construction des ersten Horazischen Gedichtes, indem es beiläufig auch das siebente Gedicht des ersten Buches in mehrfacher Beziehung scharfsinnig erläutert. Von letzterem, so wie von der vollkommen evidenten Vertheidigung des *me* (V. 29), des *euehit* (V. 6) und der Echtheit von V. 7—10 der ersten Ode absehend, wenden wir uns zu dem Hauptinhalte der Abhandlung, nämlich der Verwerfung der beiden ersten und der beiden letzten Verse dieses Gedichtes. Auch wir mögen nicht leugnen, dafs hier die Auslassung des *tu* befremdet, dafs dort die Anrede aufser genauerem Zusammenhange mit dem Folgenden sich zu befinden scheint, so wie dafs nach Streichung dieser Verse die Composition des Gedichtes nach den vierzeiligen Strophen viel schicklicher sich darstellt; allein ehe wir Hrn. Hermann unbedingt beistimmen, möchten wir ein von aufsenher sich erhebendes Bedenken erledigt haben.

Ist nämlich, da Interpolationen von Versen und Strophen bei Horaz, wie Hr. Hermann selbst bemerkt, vor den Vettius Agorius Basilius Mauortius (Consul im Jahre 527 n. Chr. Geb.) fallen müssen, auf die häufigen Anführungen der ersten Verse — besonders des ersten — die letzten erinnere ich mich nicht anderweitig gefunden zu haben — bei den späteren Grammatikern, die jener Zeit mehr oder weniger nahe stehen, überall kein Gewicht zu legen, so möchte es doch schon kühner sein anzunehmen, dafs Martial bereits interpolirte Exemplare vorfand. Bei diesem lautet nämlich der Anfang des vierten Epigramms im zwölften Buche folgendermafsen:

„Quid Flacco Varioque fuit summoque Maroni
Maecenas, atavis regibus ortus eques,
Gentibus et populis hoc te mihi, Prisce Terenti,
Fama fuisse loquax chartaque dicet anus".

Man könnte um der Annahme so zeitiger Interpolation zu entgehen, etwa die Vermuthung aufstellen, dafs aus den betreffenden, vielleicht unmittelbar auf L. Varius Rufus zu beziehenden Worten der Horazische Vers selbst erst gemacht worden sei, wenn sich derselbe nicht auch in des Caesius Bassus ars de metris gleich am Anfange (p. 2663 Putsch. 302 Gaisford) angeführt und erörtert fände. Denn ist der Metriker dieses Namens auch nicht bestimmt für den gleichnamigen Lyriker unter Nero zu halten, obgleich auch dies wahrscheinlich ist, so ist er jenem doch gleichzeitig (vgl. nach Lachmann's Vorrede zum Terentianus Maurus p. XVII Osann's Beiträge zur griech. und röm. Litteraturgeschichte Bd. 2. S. 360 fg. Anm. 9. nebst den weiteren, aber noch nicht hinlänglich gesicherten Ausführungen von Lersch in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1840 N. 13. und im dritten Bande seiner Sprachphilosophie der Alten, 1841, S. 159—163) und bis nicht das Gegentheil erwiesen ist, haben wir keinen Grund zu zweifeln, dafs jene metrische Schrift dem Caesius Bassus, der als Schriftsteller über Metrik in einem an Nero gerichteten Werke bei Rufinus angeführt wird, angehöre oder mindestens doch aus ihm excerpirt sei. — So lange nicht entweder dieses oder die Wahrscheinlichkeit vorneronischer Einschiebsel bei Horaz, die doch unserer Ansicht nach durch hinlänglich gesicherte Handschriften damals noch zu controlliren sein mufsten, nachgewiesen wird, müssen wir demnach an der Interpolation des ersten Verses und somit auch, wenn wir die freilich nun viel weniger abgerundete und präcise Eintheilung in vierzeilige Strophen festhalten, an der der drei andern Verse zweifeln.

Das zweite der zu besprechenden Programme sucht aus den sichern sowohl, als aus den muthmafslichen Bruchstücken der durch Madvigs treffliche Abhandlung dem L. Attius vindicirten Didascalica nachzuweisen, dafs dieselben, eben so wie die Pragmatica und Parerga des Dichters, in gebundener Rede und zwar in trochäischen Tetrametern verfafst waren und stellt demnach jene Fragmente in überraschender Weise aus den bisher für Prosa gehaltenen Texten her, so dafs wir wenigstens von der Wahrheit dieser Entdeckung, (zumal durch die Analogie der Pragmatica, die auch scenischen Inhalts waren [s. Madvig Opuscula p. 109s q.], dergleichen Dichtungen des Attius constatirt sind) überzeugt zu sein gestehen müssen. Ein besonders interessantes Ergebnifs liefert dabei die Behandlung der Stelle des Gellius, Noctes Att. III, 3, wo ein wahrscheinlich hieher gehöriges Fragment des Attius sich findet, das mehrere den Komödien des Plautus zugezählte Stücke, namentlich auch die von Varro ihm zugesprochene Boeotia für unecht erklärt und einem andern Dichter zuweist, den man bisher sowohl hier, als bei Varro de L. L. VI. §. 89, wo gleichfalls die Boeotia erwähnt wird, für den Aquilius oder Atilius gehalten hat. Nach den Erfordernissen des Metrums aber in jenem Bruchstücke, besonders aber nach den Zügen der Handschriften schlägt Hr. Hermann nicht ohne grofse Wahrscheinlichkeit vor, *Marci Titi* an beiden Orten zu lesen, wodurch wir einen von Plautus einer- von Attius anderseit begränzten römischen Lustspieldichter Marcus Titius erhalten würden, dem Attius eine ziemliche Anzahl angeblich Plautinischer Komödien zuwies, von dem aber bis jetzt keine Spur für uns vorhanden war. Wir möchten nur eine solche weniger, obwohl es nach den Handschriften nicht allzufern läge, bei Varro de L. L. VII. §. 104, wo vielmehr mit Otfr. Müller ein ausgefallenes Fragment des kurz zuvor zweimal angezogenen Matius anzunehmen scheint, als bei Fronto epp. ad M. Caesarem II, 1, p 46. Nieb. suchen, der in seinem Entzücken über eine von Marcus allerhöchst eigenhändig gefertigte und ihm übersandte Abschrift einer seiner Reden ausruft: „Quid tale M. Porcio aut Q. Ennio aut Titio poetae, quid Scipioni aut Numidico, quid M. Tullio tale usu uenit"? Niebuhr vermuthet hier für Titio L. Accio, van Heusde de Aelio Stilone p. 42 Titinio, während Lange in den Vindic. trag. R. p. 7 und Weichert Poett. Latt. Kell. p. 373 den Tragiker C. Titius erkennen; — mit demselben Rechte aber kann der Komiker M. Titius verstanden werden, der auch unter der Firma Τίτιος ὁ Ῥωμαῖος κωμικός den Weg in des unverständig excerpirenden Lydus Werk de magistratibus R. (I, c. 40) gefunden haben mag, während Fufs hier Τιτίνιος lesen will, Reuvens aber und Osann Λίβιος vermuthen, wofür ich dann lieber Τίτος Λίβιος, da auch Hieronymus dem Livius diesen Vornamen giebt, vorschlagen würde. Doch ist freilich die auf einer, wenn auch scharfsinnigen Conjectur beruhende Existenz jenes Dichters durch unsere problematischen Vorschläge noch immer nicht hinlänglich gesichert.

M. Hertz.

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

XXV.

Die malbergische glosse der lex salica. Statt handschriftlicher mittheilung an freunde und befreundete; von Dr. H. Leo. Halle, gedr. bei Plötz. 8.

Der unermüdlich forschende Verf. übergab die rubricirte Schrift fast gleichzeitig mit seinen inhaltreichen „Rectitudines" dem Publicum. Die darin enthaltenen überraschenden, wiewohl noch mancher Widerrede ausgesetzten Entdeckungen, verhiefs er weiter zu verfolgen und hat seitdem gezeigt, dafs es ihm Ernst damit sei. Da jedoch auch seine neuesten Mittheilungen auch nur erst Fragmente oder Anfänge sind, so kann um so mehr, dem Wunsche unserer Redaction gemäfs, die vorliegende kleine Schrift einstweilen gesondert besprochen werden. — Wir wissen, welche crux interpretum bisher die sogenannten „malberg. Glossen" des salischen Gesetzes waren *). So fremdartig und undeutsch auch zumeist ihr Anblick, und so gewifs auch die Geltung des salischen Gesetzes auf erobertem, ursprünglich undeutschem Boden war; so lag doch die Annahme einer *deutschen* Glosse allzunahe, um nicht die Aufmerksamkeit in dieser Richtung zu erhalten, da zumal auch andre altdeutsche Gesetzsammlungen viele schwierige und durch Entstellung oft fremdartig erscheinende, nichts desto weniger aber echt deutsche Ausdrücke enthalten. Nun hat, sich selbst überraschend, Hr. Prof. Leo „entdeckt, die malbergische Glosse sei ganz und gar *in einem keltischen Dialekte geschrieben, der sich zum Gälischen etwa so verhält, wie Althochdeutsch zu Mittelhochdeutsch*".

Die vielfachen und wichtigen Folgen dieser Entdeckung (sofern sie sich als solche bestätigen wird), wollen wir nur andeuten: die Ersparnifs vergeblicher Forschung nach deutschem Inhalte, zugleich, falscher und schädlicher Ergebnisse derselben; den Zuwachs altkeltischer Sprachkunde, besonders für die Grammatik *); eine neue Date für die Dauer **) keltischer Sprache in Gallien, die sich gewifs bei den hier zur Sprache gebrachten Belgen am Längsten, der römischen gegenüber, erhalten konnte; hochwichtige Aufklärungen (freilich auch neue Räthsel) für die Rechtsalterthümer, die Stammtheilung, die Wanderungen und die ganze Geschichte der gesammten Keltenheit, wenn die Belgen nicht blofs (zum Aerger mancher Germanomanen) sichere Kelten sind, sondern sogar dem sonst auf dem Festlande nirgends sichtbaren gadhelischen (gälischen) Stamme angehören. Der Verf. vergleicht bis jetzt zunächst und fast ausschliefslich die Sprache dieses, noch heute in Irland und Hochschottland lebenden, Stammes; aber schon die geographische Stellung Armorica's zu dem wahrscheinlich salischen Gebiete dürfte uns berechtigen, immer zuerst nach der noch dort lebenden, mit der der wallisischen Kymren nah verschwisterten, britonischen Sprache zu fragen, und in ihr vorzüglich nach dem venetischen

*) Vgl. bes. *Türk*, Forschungen III. 152 etc.; *Schilter*; *Wachter* (namentlich im Index „Nomica ex leg. ant. Germ."); *Wendelin* (Natale solum leg. Sal. p. 107—20; *Wiarda* S. 367. 379.); *Eckhart* (Ed. leg. Sal.); *Hofmann* (Obss. iur. Germ. II. II. 1738. I. I. 1—7. 9. 10. II. 1—4. 7—10. 12.; *Wiarda* S. 385—474); *Ducange* und *Graff* v. Malberg, und passim; *H. Müller* (Lex Salica etc.: „Die Verff. der l. Sal. erscheinen im Prologe als dictatores, Dichter — wohl des *Malbergliedes*"?); *Leo* selbst bisher; Ref. liest mit Freude, dafs seine „Celtica" den Verf. zu der neuen Richtung seiner Forschung mitangeregt haben, und bittet um Verzeihung seiner öfteren Selbstcitation, zu der ihn die nöthige Kürze dieser Relation veranlafst.

*) Neuestens hat Hr. Prof. Leo „Vorläufige Bemerkungen zur Grammatik der malbergischen Sprache" bereits veröffentlicht.

**) Ref. hat Zeugnisse für diese in seinen *Celtica* II. 1. S. 83 ff. gesammelt.

Digitized by Google

Dialekte (vgl. des Ref. *Celtica* II. 2. S. 160). Gewiſs bleibt, sobald der Celticismus der Glosse erwiesen ist, das wichtigste Augenmerk die Schiboleths der Hauptmundarten. Bis jetzt neigt sich in der That, auch bei unparteiischer Zieh[illegible] der genannten, kymrisch-britonischen Hauptmundart, die Wagschale zu Gunsten der gadhelischen. Doch liegt ein gewisser Widerspruch darin, daſs der Verf. verlorene, vollere Flexionen — mit Recht! — zu finden glaubt und doch gewöhnlich die heutige verschliffene Aussprache der irischen und schottischen Dialekte, die zur Zeit ihrer ersten Schriftbekleidung noch nicht Statt finden konnte, hier in Gallien, schon ziemlich frühe also, annimmt. Eben wegen des vermuthlich hohen Alters der Malbergglosse mögen wir nicht allzu entschieden manche *jetzige* Kennzeichen der gadhelischen Sprachen gegenüber den kymrischen urgiren, wie z. B. das anlautende *s*: Kymr. *h*, da letzteres seit schwerlich sehr alter Zeit erst allmählig sich festsetzte, während die gadhelische Aussprache nur des aspirirten *s* (*sh*) als *h* den Weg noch zeigt, den die Schwestersprache nahm. — Die vielfachen geschichtlichen Gründe und Schlüsse, die Ref. in dem citirten Buche für die kymrische Abstammung der Belgen aufstellte, würden einer sprachlichen Entscheidung für deren gadhelischen Stamm gegenüber nicht Stand halten. Ref. sieht jedes Falls mit Ungeduld und Freude ferneren Resultaten des scharfsinnigen Verfs. entgegen, sollten sie auch seine in jenem Buche dargestellten Hauptansichten über Abstammung und Wanderungen der keltischen Völker umstürzen, wenigstens umstellen. Darnach möge der Verf. sammt unsern übrigen Lesern einige Alternativen und Einwendungen aufnehmen, die wir den folgenden Excerpten einreihen werden. Die näheren Kenner des Faches werden uns die Beschränkung der Details vergeben, das weitere Publicum ihre Ausdehnung.

Das erste Räthsel ist der Name *malberg* (*malb.*, *mal.*) selbst, den der Verf. von *mallum*, *mallare* hier zu trennen scheint; in jenen „vorl. Bemerkungen" jedoch stellt er wenigstens *mallare* zu der gadhelischen Erklärung. Er schliefst aus „mallare *per* malberg" *), daſs damit die Sprache der Ladung gemeint sei; *per* könnte indessen nach dem mittellateinischen und romanischen Sprachgebrauche die Ladung *zu* der *Gerichtsversammlung* bedeuten. Letzteren Sinn hat das latinisirte *malberg* wohl in sämmtlichen übrigen Stellen; doch mag derselbe ein abgeleiteter, gerade in der latinisirten Form stereotyp gewordener sein, weshalb man mit der einheimischen (undeclinirten) Form auch den einheimischen, ursprünglichen Sinn bezeichnen wollte. Diesen bestimmt nun der Verf. näher als *Volks-* oder *Versammlungs-Sprache*, von Gadhel. *mol*, *Haufe*, *Versammlung*, und *beargnadh*, *Landessprache*; indem er auch in der obigen Stelle *malberg* als abgekürzt annimmt. Das Mlt. *barginna*, προσφώνησις βαρβάρου, βάρβαρος, enthält vielleicht das volle gadh. Wort; doch vgl. überhaupt *Diefenbach*, *Celtica* I. No. 282, wobei etwa noch Kymr. *bargodion*, *Grenzbewohner*, *Fremde*, zu erwähnen wäre. Aus jenem ersten Sinne konnte sich unschwer der zweite entwickeln, vgl. z. B. *colloquium Samtale* u. dgl., und weiterhin noch der des *Ortes* der Rechtsprechung — wiewohl die Correlation mit *montem placiti* (Leg. Scot. ap. Ducange v. Malbergium) irrig sein mag. Nur als Belege mehrfach *möglicher* Auslegung geben wir Armor. *mall*, *expert*, *sage etc.* und *berch* (Venet. Gutturalauslaut dem dentalen sämmtlicher verwandten Sprachen gegenüber), *gesetzmäſsiges Fest* (besonders mit *gwél*, *Fest*; aber auch allein schon = *solennité*, *commandement etc.*). Selbst wenn *mall* Deutsch ist und allein schon *concio* (s. das Folgende) bedeutet, ist die hybride Zusammensetzung eben so erklärlich, wie z. B. in *Assisensitzung*, *Justizamt* u. dgl. Keltischer wäre eine Zusammensetzung, deren zweites Glied im Genitivverhältnisse stünde, und man könnte hier gar an *Berg* = *Belg* (vgl. *Celt.* II. 1. S. 63; 2. S. 374) denken. Die Ungewiſsheit der Grundbedeutung schreckt uns von weiteren Erklärungsversuchen zurück, die eines gegebenen Grundes entbehren. Dieser scheint sich, für die erste Hälfte des Wortes wenigstens, denn doch im Deutschen zu finden; sie bedeutet dort *sermo*, *concio*, *curia*, *forum* (vgl. *Graff* II. 650 *); *Grimm* I. 3. Ausg. S. 170). *Mallare*

*) In einigen Hss. der l. Sal. XIX, wo *allein* die unlatinisirte Form vorkommt; die scheinbare Synonyme daneben „seu *landevas*" stellt sich durch unsern Verf. anders heraus.

*) Das erste *mahal* daselbst ist identisch mit Armor. *malan*. Gadh. *mál*, *Auflage*, gehört nicht hierher, sondern zu Kymr. *mael*, *Gewinnst*, woher *maelged*, *Auflage*, *Tribut*. — Die verwickelten Lautverhältnisse des ganzen Wortstammes im Deutschen könnten zwar auf Entlehnung, wenigstens *theilweise*, deuten; doch widerspricht dessen Ausdehnung durch viele Dialekte.

Digitized by Google

ist = *mâlôn, mahalôn*; vgl. ferner den Ahd. Ortsnamen *Malberg* neben *Mahalbah* und *Malbrun*, so wie Mhd. *mâlstat, mâltac* aus schon Ahd. *mahalstat, mahaltac*; *Detmold*, Ahd. *thiotmalli*, mag *Volksversammlung* bedeuten; Ahd. *mahalezi* (*Graff* l. c. 651), *causam: conventus forenses* u. a. M. Aus welcher Zeit stammt die in ed. Lindenbrog. im Texte stehende Erklärung (tit. 56. 57?): „*Sagibarones* in singulis *Mallobergiis*, id est *plebs*, quae ad unum *mallum* convenire solet"? cf. *Pap.* v. Mallum ap. *Ducang.* h. v.; ebds. ist die Stelle merkwürdig: „concioni praesidebat, quod *rustici* (welches Volkes?) *Mallum* vocant". (*V.* S. Walarici). — Jedenfalls muſs die unmittelbar vor den Glossen stehende Abkürzung *malb.* etc. auf die Sprache, des Gerichtes oder des Volkes, gehn; daſs diese Deutsch sei, ist auch durch die Deutschheit der abgekürzten Benennung keineswegs gesagt; jedoch sei es gestattet, bei jeder Alternative zu allererst an deutsche Sprache zu denken.

S. 4 sq. sind als Synonymen für ein eben ausgewachsenes Schwein oder Ferkel die Wörter erklärt: *ymnis-fith, therterun, drace-chalt.* Das zu 1) verglichene Gadh. *iomain* bedeutet auch namentlich *Schweinherde*; Gadh. *fith* = Cornisch (kymrischer Dialekt) *guys* (vgl. Wetterau. *wuz?*), also *gadhelische* Lautstufe. Zu 2) vgl. noch Holländ. *tratsen* = *erwachsendes Ferkel* (nach *Wendelin*); der Vf. weist auf Gadh. *tarrthaim, wachsen*; dies ist = Kymr. *tardd*, Corn. *tärth*, Armor. *tarz*; der Rest *sun* dann wohl = Armor. (nur im Leon-Dialekte) *suin* (*souyn*) — das, wie das latinis. *tertussus* im Texte, masc. ist —, *Ferkel.* In 3) nach dem Vf. *chalt* = Gadh. *casilleadh* *), *Sau*; besonders glücklich ist seine Erklärung von *varachalt, getödtete Sau*, aus Gadh. *mharbh* (doch ähnlich in den kymr. Sprr.), und von *focichalt, scrova furata* (tit. II. §. 6. 7.) aus (*nur*) Gadh. *fogh, Raub*; dies Wort kommt auch in dem Namen der berühmten foghmorischen Seeräuber in der alten Geschichte Irlands vor. — Vortrefflich *leudi* und *leodardi* aus Gadh. *lead* und *leadairt* = jede *Rechtsverletzung* (vielleicht mit *laedere*, wie mit λοιδορῶ nur zufällig gleichbd.); gadhelische Laute, da Kymr. *lladd*, Armor. *luza, schlagen, tödten*, entsprechen; die gadh. und kymr. Wörter, die mit Lat. *latro* zusammenhängen, gehören nicht hierher. In die leg. Sal., Fris., Angl., und die Capit. mag das Wort mittelbar und unmittelbar aus dem Keltischen gekommen sein, so auch in Ags. *leod, leode*; warum es *Graff* II. 194 zu *Lint* stellt, ist nicht recht deutlich. Allmählig wurden solche Ausdrücke todtes Erbtheil der Juristen. Hierher vielleicht auch Mlt. *leuidis* bei *Ducange*, der es zu Franz. *livide* stellt. — S. 6. *estrabb* (XXXIII. 2.) = Gadh. *strabaid*, meretrix; dies ist identisch mit Armor. *stlabézen*, eig. *schmutziges Weib*; der Stamm zeigt sich nur im *Armorischen* lebendig. — III. 11. *ohseno* (zu *bos*) erinnert freilich sehr an deutsche *Ochsen*; aber *ochsaiora* zu *anniculum animal* ib. 2. liegt schon weiter ab. Der Verf. erklärt sinnreich aus Gadh. *agh* (*a* spr. *ö*) + *seine* = *senior*, und + *saarra*, *Thier unter 3 Jahren.* Indessen steht jenem *ohseno* (var. *ocxino*) unter den keltischen Formen der *armorische* Plural *ohen* (*oh-en*) am Nächsten. Vgl. ff. *Graff* I. 140. — Deutsch genug und namentlich Fränkisch lauten, zur Hälfte wenigstens, im tit. VII. (de furtis *avium*): *ortfocla*, aber auch *s* für *l* (Varr. s. bei *Graff* III. 188. 435.); *weiano* (: *wio, Weihe*) oder *veganus*; *chanaswido* (: *kahn* cf. u. A. *Graff* IV. 958.), nach der gadh. Erklärung des Vfs. der *chanteclin* der Thiersage; *chunno* t. VI. (de furtis *canum*) kann Deutsch, wie Keltisch sein, des Verfs. scharfsinnige Erklärung der Zusätze macht das Letztere wahrscheinlich. — S. 9 *deba* = Gadh. *deabhadh* (spr. ungf. *dewo*); doch da in diesem tit. XIX. de *incendiis* die Rede ist, liegt das dunkle Deutsche *dewa Graff* V. 234. nahe; wiederum aber deutet die glückliche Erklärung des Vfs. von *leos-deba* (§. 8.) aus Gadh. *lias, Stall*, auf keltisches Etymon. — Des Vfs. Correctur (S. 13) von *pectis* (tit. V. de furtis *caprarum*) in *peccis* = Gadh. *poc, Ziege* (cf. Hd. *poch, Bock*) wird durch die Var. *peca* im cod. Paris. bestätigt.

Am Schlusse fragt der Verf. nach altkeltischen Glossaren aus Belgien; vielleicht gehört dorthin ein angeblich altbritonisches auf einer Leipziger Bibliothek? Auch in den Bollandisten und ähnlichen Sammlungen mögen sich altbelgische Glossen finden; armorische gewiſs, wie in V. S. Convoionis u. a.; irische sind noch häufiger. Das älteste irische Glossar (Cormac's) wird, so wie ein cornisches, bald erscheinen. Juristische Wörter keltischen Ursprungs hat der Vf. wahrscheinlich schon gesammelt; möge er den Forschbegierigen Nichts der Art lange vorenthalten! Viele

*) Vgl. Mhd. *gûl* etc.; s. *Pott* de lingu. Lett. II. 19.

Digitized by Google

seiner Sätze werden Widerspruch finden, manche gerechten, mehrere parteiischen und thörichten; einige Leute werden sich über den Aufwand wundern, der an ein Paar alte, noch dazu unklassische, Vocabeln gewandt wird; sichere Trägheit wird sich mit ihrer Entsagung in dunkeln Forschungsgebieten brüsten. — Wer aber den Drang zum Forschen hat, der kann nicht anders, und Ein gewisser Fund wiegt das Wagniss von hundert zweifelhaften auf.

Lorenz Diefenbach.

XXVI.

Die Wissenschaft des slavischen Mythus im weitesten, den altpreussisch-lithauischen Mythus mit umfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slavisch-preussisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Als ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes entworfen von Dr. Ignaz Johann Hanusch, öffentl. ord. Professor der Philosophie und ihrer Geschichte an der k. k. Universität zu Lemberg. Lemberg, 1842. *bei Stanislarew u. Tarnow.*

Hr. Hanusch verspricht, wie man sieht, sehr viel. Mit lebhaftem Interesse wird man daher auch nach einem Werke greifen, welches durch einen, so viel verheissenden Titel sich zu empfehlen sucht. Was nur die bloss äussere Kenntniss der slavischen Mythologie betrifft, so ist dieselbe bekanntlich noch nicht sehr weit gefördert, und der Grund hiervon liegt theils in der Dürftigkeit der für diesen Gegenstand zu benutzenden Quellen, theils in dem Mangel an kritischer Bearbeitung eben dieser sparsam fliessenden Quellen. Tritt nun Jemand mit der Verheissung auf, dass er uns sogar eine Wissenschaft des Gegenstandes, eine geistig durchdringende wissenschaftliche Erkenntniss desselben geben wolle, so muss um so lebhafter die Aufmerksamkeit und das Interesse angeregt werden. Sieht man sich jedoch die angekündigte Schrift mit Ruhe etwas näher an, so gelangt man sehr bald zu der Ueberzeugung, dass man sich sehr geirrt habe, wenn man sich eine grosse Belehrung aus ihr versprochen. Was die Methode betrifft, die der Verf. bei der Entwicklung seiner Ansichten befolgt, so bietet sie dem Leser nirgends eigentlich einen festen Halt dar. Eine apriorische Beweisführung wird nicht versucht, und der Versuch einer solchen würde auch nach den eigenen Aeusserungen des Hrn. Verfs. (S. 44) nicht zweckmässig gewesen sein, weil, wie er meint, die Mythologie in das Bereich des Historischen streift, oder wie Andere bestimmter reden würden, dem Bereiche des Historischen angehört. Dennoch liegt eine historische Erklärung und Begründung ausser dem Zwecke des vorliegenden Werkes, in welchem man es nur mit Erkenntnissen zu thun hat (S. 146). Sonst aber lebt der Verf. freilich der Ueberzeugung, dass die Philosophie nur an der Hand der Erfahrung und Geschichte einen sicheren Weg wandelt, und dass eine Lösung der Schwierigkeiten, auf die man bei dem Studium der slavischen Mythologie stösst, nur durch die Vereinigung beider Wege (des philosophischen und des historischen) und zwar allmälig zu erwarten sei (S. 44). Es ist also die erst allmälig zu erwartende Lösung durch ihn noch nicht gegeben, und jedenfalls dürfte daher die Aufstellung einer Wissenschaft der slavischen Mythologie viel zu früh unternommen sein.

Was im Uebrigen bei der Betrachtung dieses Werkes einen höchst schmerzvollen Eindruck macht, das beruht in der Art und Weise, wie der Verf. an jene berüchtigte Partei sich anschliesst, die der Bezeichnung als Schule nicht würdig, in der Literatur aber hinlänglich bekannt ist durch den Unfug, den sie zum Theil schon angerichtet hat, zum Theil immer noch anzurichten bestrebt ist, obgleich sie der Sache nach innerlich schon überwunden ist. Es ist dies die Partei, die immer noch nicht aus ihren Träumen vom Urmythus erwachen kann, in allen Mythologien den Abglanz eines uralten Licht-, Sonnen- und Astraldienstes zu erblicken glaubt und dabei in ihrem blinden Eifer sich nicht scheut, längst schon direct oder indirect widerlegte alte Irrthümer von Neuem wieder vorzubringen.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Die Wissenschaft des slavischen Mythus im weitesten, den altpreufsisch-lithauischen Mythus mit umfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slavisch-preufsisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Als ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes entworfen von Dr. Ignaz Johann Hanusch.

(Schlufs.)

Hätte man glauben sollen, dafs es möglich gewesen wäre, dafs noch im Jahre 1842 ein in deutscher Sprache von einem ordentlichen Professor der Philosophie und Geschichte geschriebenes Buch habe erscheinen können, in welchem als Basis der ganzen Untersuchung wiederholt die träumerische Ansicht aufgestellt wird, dafs Buddh ursprünglich die allgemeine Licht- und Feuergottheit aller Mythen gewesen wäre, und so im deutschen Wod (Wodan), im scandinavischen Othin, im gallischen Teut, im phönikischen Tot, im ägyptischen Taut und als Gotama im persischen Khoda und im deutschen Worte Gott sich abspiegele. Aus dem Aufgestellten wird der Beweis hergenommen, dafs das slavische Wort Wit als Bezeichnung des höchsten Gottes auch Bid oder Bud geheifsen habe, und dafs Bud und das slavische Wort Buh identisch seien (S. 264). Dies Alles soll noch seine stärkere Begründung in der Meinung finden, nach welcher Manche in der ungemein grofsen Anzahl slavischer Ortsnamen mit der Wurzel Bud noch Ueberreste des Buddha-Cultus zu finden glauben (S. 90). Wie aber der höchste slavische Gott, Swatowit oder auch Piorun genannt, identisch mit Buh, Wit und Buddh sein soll (S. 264), so soll er auch identisch mit Parabrama und Mithras, und in allen diesen verschiedenen Gestalten der Donnergott sein, von dem Prokop als von dem höchsten Gott der Slaven redet (S. 96—98). „Dafs der Donner drein schlagen müge": dies auszurufen, wird man hier wahrlich versucht. Was haben Buddha und Parabrama mit einander, oder was haben beide mit dem Donner gemein? —

Wäre es der bezeichneten Partei in der Literatur, die, den Schein der Gelehrsamkeit suchend, auf eine so ungelehrte und unkritische Weise sich mit Forschungen in dem Gebiete der vergleichenden Mythologie beschäftigt, ernstlich um Wahrheit zu thun, so würde sie, ehe sie überhaupt zu Vergleichungen vorschritte, zuvörderst bestrebt sein, ein klares Bild von der eigenthümlich bestimmten Form der religiösen Anschauung eines jeden besonderen heidnischen Volks sich zu schaffen. Mit einem vagen, durch eine ganz willkührlich verfahrende Etymologie unterstützten Hin- und Herreden kann für die wahre Erkenntnifs nichts gewonnen werden. Es fehlt aber den Herren die Fähigkeit dazu, aus der eigenen Form des Bewufstseins sich heraus zu bewegen, und sich ganz in die Anschauungsweisen der verschiedensten Völker und Zeiten zu versenken. Ohne je bis zum inneren Kern vordringen zu können, spielen sie mit der Schaale herum, bald auf der einen Seite daran nagend, bald auf der anderen. Dabei ergötzen sie sich alsdann an dem sich selbst schmeichelnden Bewufstsein, in welchem sie sich dessen erfreuen, dafs sie doch allerlei witzige oder scharfsinnige Spiele des Verstandes mit mäfsiger Anstrengung zu Tage gefördert haben.

Hr. Hanusch geht bei der Entwicklung und Darstellung seiner Ansichten ziemlich kühn zu Werke. Von irgend einem historischen Beweise des ursprünglichen Zusammenhanges der Slaven, ihrer Abstammung nach, mit den Indiern und Persern ist nirgends die Rede. Dieser Zusammenhang wird überall a priori vorausgesetzt, und auf die so gemachte Voraussetzung stützt sich mit Beihülfe einiger willkührlichen Etymologien Alles, was über die Verwandtschaft der slavi-

Digitized by Google

schen Religion mit der indischen einerseits und mit der persischen andererseits behauptet wird. Philosophisch wird von dem Grundsatze ausgegangen, dafs sich dreierlei Hauptarten des Mythus ergäben. Entweder gehe der mythenbildende Geist ganz auf in dem Mythus, er werde darin, als im Objectiven, ein unselbstständiges Moment, oder er stelle sich seinem Producte als selbstständig entgegen, oder endlich er finde in seinem Producte sich selbst. „In den Mythen der ersten Art herrsche unvermittelte Einheit, sie wären ihrem Grundtone nach monistisch; — bei den Mythen der zweiten Art herrsche unbegriffene Getrenntheit, sie wären ihrem Grundtone nach dualistisch; — bei den Mythen der dritten Art endlich bestehe das Wesen in der vermittelten Einheit des Geistes und der Natur, sie wären dem Momente des Geistes nach monistisch, dem Momente der Natur nach dualistisch". — „Die erste der genannten Arten fände ihren Repräsentanten im Alterthum und durch ihn ihre äufsere Realität im indischen Mythus — die zweite im persischen, die dritte im griechischen Mythus". — „Der slavische Mythus berühre sowohl seiner Zusammengesetztheit als seiner genetischen Fortentwicklung wegen die Gebiete aller drei Mythen" (S. 4). — Anderswo (S. 93) heifst es dann: — „Der slavische Mythus zerfällt in drei Hauptabtheilungen, wovon jede ganz eigenthümliche Mythenelemente darzustellen hat. Die erste hat nämlich die indischen Mythenelemente im slavischen Mythencyclus, so wie die zweite die persischen Elemente in demselben nachzuweisen, und die dritte hat erst die eigenthümliche Gestaltung oder Umformung, die der slavische Geist in Europa an den ihm gegebenen Mythenelementen hervorbrachte, also im Grunde den eigenthümlichen slavischen Mythus darzustellen".

Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. Hanusch sich mit der Lösung der dritten Aufgabe hätte begnügen und sich beschränken mögen auf die Darstellung des eigentlich slavischen Mythus. Wenn dieser aus sich selbst nach den vorhandenen Quellen kritisch erläutert worden wäre, so würde man um so eher in den Stand gesetzt worden sein, mit Sicherheit auf eine klare Weise Vergleichungen zwischen dem slavischen, indischen und persischen Mythus anzustellen. Nach der Methode aber, die im vorliegenden Werke befolgt worden ist, hat es sich ergeben, dafs in demselben Behauptungen sich finden, die in der Art, wie sie aufgestellt worden sind, jedem unbefangenen Leser im höchsten Maafse auffallen müssen. Höchst interessant würde es unleugbar sein, wenn es wirklich erwiesen werden könnte, dafs es unter den heidnischen Slaven Sectenspaltungen, wie in Indien gegeben hätte. Der Vf. des vorliegenden Werk's sagt in dieser Rücksicht Folgendes: — „In Hinsicht des slavischen Mythus kann behauptet werden: 1) dafs in slavischen Ländern sich die Brahmaverehrer-Ansichten wiederfinden; denn der Grundgedanke des slavischen Mythus ist der Eine Licht- und Sonnen-Gott Piorun und zwar allgemein bei allen slavischen Nationen, selbst bei den alten Preufsen und Lithauern. Die Ansicht von der (dem) Trimurti in Einheit findet sich nur bei den West- und Südslaven, im russischen, altpreufsischen und lithauischen Mythus z. B. ist sie nicht zu finden; 2) dafs der Triglaf-Cultus durch den Sectenhafs der Brama-, Wischnu- und Schiwa-Verehrer verdrängt wurde, und die (der) Trimurti nur in ihrer Getrenntheit eine allgemeine Verbreitung erlebte. Besonders scheint die Brama- und Schiwa-Secte und von der letzteren diejenigen, die das weibliche Element hervorheben, allgemein in slavischen Ländern verbreitet gewesen zu sein. Die Wischnuiten scheinen wenigstens im Mythus der eigentlichen Slaven eine untergeordnetere Rolle zu spielen, obschon sie an manchen Orten neben den Bramaiten und Verehrern des weiblichen Schiwa standen" (S. 103. 104).

Könnten diese Behauptungen anderswie als durch oberflächliche Vergleichungen der slavischen Götter mit den indischen erwiesen werden, so würde allerdings ein grofses Licht auf das Dunkel der slavischen Mythologie fallen; allein, abgesehen davon, dafs die slavische Geschichte selbst gar keine Beweise liefert, so beruht auch das, was als Indisches beigebracht wird, um statt der Beweise zu dienen, auf einer völlig falschen Auffassung des indischen Mythus. Klar übrigens wird man nicht darüber, wie Hr. Hanusch sich denn eigentlich den Zustand des heidnischen Bewufstseins der Slaven, in welchem die verschiedensten Elemente sich synkretistisch durchdrungen haben sollen, denkt. Er sagt zwar in dieser Rücksicht Folgendes: — „Im westlichen Slavenlande herrschten die parsischen Elemente" (der Gegensatz von Belbog und Czernebog), „im östlichen die indischen vor, und bildeten sich auch allda am meisten aus, während in den südlichen Slavenländern sie vereint und von mannigfachen fremden

Digitized by Google

Mythenelementen durchwebt, welche die historischen Veränderungen boten, den slavischen Mythus constituirt zu haben scheinen. Der Dualismus der westlichen Länder neigt sich zwar durch seine Götterdreiheit Jarovit, Rugievit und Perevit zur Trimurti der östlichen Länder, so wie diese in ihrer astronomischen Auffassung mit jener zusammenfällt" (S. 212). — Diese Bemerkung genügt jedoch um so weniger zur Abhülfe des angedeuteten Bedürfnisses, da auch nicht einmal ein Versuch gemacht wird, einige Aufklärung zu geben über die äufseren geschichtlichen Verhältnisse oder über die Bewegungen innerer geistiger Entwicklungen, unter denen Indisches und Parsisches, Beides sich im Slavischen durchdrungen und eine eigenthümliche slavische Gestaltung oder Umformung aus sich hätte hervorgehen lassen. Bemerkt zwar wird Folgendes: — „Die eigenthümliche Umformung der slavischen Mythen in Europa besteht darin, dafs der indische Avatar-Pantheismus, bestehend in der descendenten Emanation aller Wesen aus dem Einen, in den slavischen Hylozoismus überging, d. h. das Aeufsere der Natur (ὕλη) war im Bewufstsein der Slaven das eigentliche Sein, und wurde belebt von Einem allgemeinen Geiste, der in den einzelnen äufseren Individuen als individueller Geist erschien" (S. 249). Dieser Behauptung zufolge hätte sich jedoch im Slaventhum der ideelle indische Monotheismus in einen materiellen Polytheismus aufgelöst, es wäre im slavischen Mythencyclus das Verhältnifs des Gedanken-Einen, der Natur und des Subjects geradezu umgekehrt. (Vergl. S. 249). Da somit der spätere europäisch-slavische Mythencyclus einen anderen Sinn und ganz andere Bedeutung gehabt, auch ganz andere Vorstellungen in sich entwickelt haben mufs, als der indische, so hebt sich unmittelbar dadurch schon die Verwandtschaft zwischen dem europäisch-slavischen und dem orientalisch-indischen Mythencyclus auf.

Wiederholt mufs man sein Bedauern darüber zu erkennen geben, dafs Hr. Hanusch sich nicht gänzlich beschränkt habe auf Forschungen in dem Gebiete der europäisch-slavischen Mythologie. Der Weg, der dabei zu betreten gewesen wäre, ist leicht anzugeben. Man mufs vom lithauischen Mythos, der unter den slavischen bekanntlich der reichste ist, und viele griechische Elemente, wahrscheinlich von der Zeit der Völkerwanderungen her, in sich zu enthalten scheint, ausgehen, und in Rücksicht auf die spätere Fortbildung ganz besonders den Verkehr mit den scandinavischen Othinsverehrern berücksichtigen.

Eine genauere und strengere Quellenkritik als bei Ausarbeitung des vorliegenden Werkes geübt worden, ist vor Allem nothwendig. Zwar fehlt es nicht (vgl. S. 72. 73) an Bemerkungen über die Mangelhaftigkeit der Quellen zur slavischen Mythologie, wie der bisherigen Bearbeitungen derselben. In der Art und Weise jedoch, wie die Untersuchungen durchgeführt worden sind, wird Berücksichtigung dessen, was in den einleitenden Abhandlungen anerkannt und ausgesprochen worden ist, durchaus vermifst. Der S. 30 ausgesprochenen Behauptung, dafs die Ansicht, welche in dem slavischen Mythus nichts anders als die Copie des indischen, oder eigentlich den indischen Mythus selbst in slavischen Ländern sieht, unhaltbar sei, wird bei den Untersuchungen über die Verwandtschaft des slavischen und indischen Mythus, wenn auch nicht direct, doch indirect, tausendfältig zuwider gehandelt.

Stuhr.

XXVII.

König Friedrich's des Grofsen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740, dargestellt von Heinrich Wuttke. Erster Theil. Erste Abtheilung.

Hr. Dr. W. hat schon mehrere kleinere Abhandlungen (nach seiner eigenen Angabe 7) veröffentlicht, unter denen seine Untersuchung über das Gierthsche Tagebuch (betreffend die Herzogin Sibylla) und die von ihm herausgegebne Lebensbeschreibung des Philosophen Christian Wolf die bekannteren sein möchten. — Die vorliegende umfangreichere Schrift ist ein neuer Beweis, dafs man dem noch jungen Verf. Thätigkeit nicht absprechen kann. Eher möchte man sich veranlafst finden, ihn daran zu erinnern, dafs das Zuviel einem Schriftsteller auch zum Tadel gereichen kann. — Das genannte Buch bildet den ersten Theil eines auf mehrere Bände berechneten Werkes und ist als Einleitung zu der noch zu erwartenden Bearbeitung des Hauptgegenstandes zu betrachten.

Der Verf. selbst spricht die Vermuthung aus, dafs manche Leser die Ausführlichkeit des ersten Theiles

Digitized by Google

tadeln würden; Ref. mafs diese Ansicht theilen, da der vorliegende Band mit einem Ueberblick der älteren Geschichte Schlesiens beginnt und mit dem Jahre 1621 schliefst, so dafs noch ein zweiter Einleitungsband wird gelesen werden müssen, ehe man zum eigentlichen Thema gelangt.

Wenn der Verf. diese Ausführlichkeit dadurch zu rechtfertigen sucht, dafs er erklärt, keine allgemeine Geschichte Schlesiens schreiben zu wollen, sondern nur bestimmte Richtungen zu verfolgen, welche zur Erklärung der späteren Ereignisse dienen sollen, so erregt er dadurch Erwartungen, die er keinesweges befriedigt.

Der Titel schon verspricht eine Entwickelung der öffentlichen *Verhältnisse* und der Verf. erkennt es aufserdem als seine Aufgabe nachzuweisen, dafs Friedrich die alte Verfassung Schlesiens zwar gegen das Recht des Buchstabens, doch aber zu dessen eignem Vortheil umgestofsen habe. Man erwartet sonach eine besondere Berücksichtigung der Verfassungsentwickelung. Doch handelt der Verf. von derselben nur auf 40 Seiten seines 370 Seiten starken Werkes, spricht von dem Gerichtswesen auf 2, von der Kriegsverfassung auf ½, von dem Steuerwesen auf 1 Seite u. s. w., was natürlich schon der Kürze wegen höchst ungenügend ausfallen mufs. Dabei begegnen wir vielen vagen, oft nichtssagenden, Ausdrücken, finden Nachrichten aus sehr verschiedenen Perioden der Entwickelung, selbst späterer als der hier behandelten, ohne Unterscheidung zusammengestellt, vermissen Manches und nicht Unwichtiges ganz, und begegnen selbst positiven Irrthümern auffallender Art.

Wir wollen, da uns Kürze zur Pflicht gemacht ist, nur die Behandlung der ständischen Verhältnisse namentlich in den einzelnen Fürstenthümern Schlesiens etwas näher beleuchten, da Hr. W. selbst auf diesen Abschnitt seines Werkes (48—59) besondern Werth legt.

Nach der Meinung des Verfs. beruhete die Zusammensetzung dieser Stände auf rein demokratischer Grundlage (p. 50) und ihre Grundidee war die Vertretung des ganzen Landes, aller Einwohner, nicht einzelner bevorzugter Klassen (p. 56). Es wird sogar noch (p. 51) gesagt, dafs *jeder Grundbesitzer* in eigner Person erschienen sei, obwohl kurz vorher (p. 50) dem Jeder noch ein etwas mysteriöses „der etwas zu bedeuten hatte" und ein ander Mal (p. 59) „der sein eigner Herr sein konnte" angehängt ist.

Ob es nun das Wesen einer reinen Demokratie ist, dafs Jeder der etwas zu bedeuten hat und sein eigner Herr sein kann, auch eine Stimme hat, läfst Ref. dahingestellt sein, und bemerkt nur, dafs der Bauernstand in Schlesien überall nicht zur Vertretung gelangte; dafs Ritterstand und Herrenstand in mehreren Fürstenthümern abgesondert stimmten; dafs ferner die Verfassung der zur Standschaft gelangten Städte, Klöster und Kapitel in Schlesien, zumal im 16. Jahrhundert, so wenig eine demokratische war als im übrigen Deutschland.

Dafs ein Jeder zum Landtage habe kommen können, wenn er wollte (p. 51), ist auch unrichtig, da die Landrechtsordnungen auf willkührliches Versäumen Strafe setzten; bei der Angabe, dafs ein Jeder in eigner Person erschienen wäre (ibid.), fehlt der wesentliche Zusatz, dafs er auch einen Bevollmächtigten statt seiner schicken konnte.

Dafs die Berufung der Stände entweder von dem Fürsten und seinen Vertretern *oder* von den angesehensten und gewichtigsten Männern hätte geschehen können, ist unbewiesen und durchaus unwahrscheinlich.

Dafs die Fürsten und Stände ganz Schlesiens zu einem Fürstentage beliebig hätten zusammen kommen können (p. 62), ist wenigstens für das 16. Jahrhundert und die Zeit der Habsburger erweislich unrichtig. Die Stände selbst nahmen als Herkommen nur in Anspruch, dafs in dringenden Fällen der *Oberhauptmann* sie berufen könne, um vorläufige Mafsregeln zu treffen; und auch dies wollte Ferdinand nicht einräumen. Aus dem was zur Zeit Georg Podiebrad's geschah, auf das Staatsrecht nach Herstellung der Ordnung zu schliefsen, wäre eben so statthaft, als aus den Handlungen des langen Parlaments und des Convents Schlüsse auf das später Gültige zu machen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

König Friedrich's des Grofsen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740, dargestellt von Heinrich Wuttke.

(Schlufs.)

Noch mehr führt Hr. W. seine Leser irre durch das, was er über die verschiedenen Arten der Stände-Versammlungen in den einzelnen Fürstenthümern sagt.

Er unterscheidet p. 55 allgemeine Landtage, Kreistage und engere Landeszusammenkünfte. Wenn unter dem letzten Ausdruck Ausschüsse aller Stände, mit Vollmacht für den ganzen Landtag zu handeln, verstanden werden, wie dies p. 56 geschieht, so sind dieselben erst im 17. Jahrhundert zu suchen. Sonst werden mit diesem Ausdruck auch die besondern Zusammenkünfte der Kreisdeputirten der Ritterschaft bezeichnet, welche sich im 16. Jahrhunderte ausbildeten, aber wesentlich davon verschieden sind.

Die Kreistage beschreibt Hr. W. p. 56 als Versammlungen aller Stände eines Districts (also doch auch städtischer Deputirten?) zur Abnahme der *Kreissteuerrechnung* u. s. w, und sagt kurz vorher p. 54: Von dieser Zeit sind in jedem *Fürstenthum* 4 besoldete Landesoffiziere (folgen die Namen derselben), ferner in jedem *Kreise* als Vorstände bestimmte Landesälteste und eine besondre *Landkasse* mit den erforderlichen Beamten.

Da nun die Beamten des Fürstenthums nur eben genannt sind und unter ihnen auch der Landessteuereinnehmer, so kann man nach Sinn und Interpunction die Landkasse mit den erforderlichen Beamten nur auf den *Kreis* beziehen, was auch zu der Abnahme der Kreissteuerrechnung pafst.

Dagegen sind nach den Quellen, die Ref. zu Gebote standen, in den Kreisen nur die Landsassen zusammengekommen, um Deputirte für die Versammlungen der Ritterschaft zu wählen und zu bevollmächtigen, auch wohl die Zehrkosten, welche die Absendung dieser Deputirten verursachte, unter sich zu vertheilen. Von einer weiteren Organisation der Kreistage in dieser Zeit hat er keine Nachricht finden können, auch Hr. W. dergleichen nachzuweisen unterlassen.

Man wird an diesen Andeutungen über die Art und Weise, wie Hr. W. die Verfassungsverhältnisse behandelt, wohl genug haben.

Mangelhaftigkeit der vorhandnen Quellen war jedenfalls nicht der Grund einer solchen Behandlung dieser Verhältnisse gewesen.

Eher möchte die Ueberfülle der uns erhaltnen handschriftlichen und in dieser Beziehung wichtigen Nachrichten, die Kürze der Zeit, welche er bei allem Fleifs diesen Gegenständen gewidmet haben kann, so wie die Entfernung des Verfs. von Schlesien ihn verhindert haben, hierin eigne nachhaltige Studien anzustellen. Es ist dies aber um so mehr zu bedauern, je wichtiger ohne Zweifel die Kenntnifs der Verfassungsverhältnisse, welche Friedrich vorfand, für die Beurtheilung seiner eignen Mafsregeln ist.

Den gröfseren Theil des vorliegenden Bandes macht die Erzählung der *Begebenheiten* aus, welche sich in dem ersten Jahrhundert der Habsburg'schen Regierung ereigneten. In Rücksicht auf den Hauptgegenstand des Werkes ist dieselbe uns'rer schon ausgesproch'nen Ansicht nach viel zu ausführlich ausgefallen; wir betrachten dieselbe im Folgenden als ein für sich bestehendes Ganze. Den Faden geben, wie zu erwarten war, die religiösen Bewegungen, und das Buch schliefst ganz passend mit dem Dresd'ner Akkord, welcher das Endresultat derselben für Schlesien schon so ziemlich feststellte. Zu loben ist die leichte, wenn auch nicht überall gewählte, Sprache, die meist nicht ungeschickte Gruppirung und die Lebhaftigkeit im Fortschritt der Erzählung. Dagegen sind auch sehr wesentliche Mängel zu rügen.

Digitized by Google

So grofs als man aus der Vorrede und der Menge der aufgezählten, vom Verf. besuchten, Bibliotheken und Archive schliefsen sollte, ist die Ausbeute aus handschriftlichen Nachrichten nun keinesweges gewesen. Gerade die wichtigeren und interessanteren der erzählten Begebenheiten sind schon in keinesweges unbekannten Werken, wie denen Klöbers, Menzels u. a. m., freilich kürzer dargestellt.

Anderes ist in den allerdings minder verbreiteten aber gedruckten Städte- und Provinzialgeschichten Schlesiens zu finden, so dafs des Neuen und zugleich Wichtigen, was aus Handschriften gewonnen wäre, wenig genug übrig bleibt. Vor Allem ist aber zu bedauern, dafs die Angaben und Erzählungen des Vfs. durchaus der Zuverläfsigkeit ermangeln. Es ist schon übel, dafs der Verf. keine Uebersicht und nähere Auskunft über die Schätze der von ihm benutzten Bibliotheken und Archive giebt und sich häufig mit allgemeinen Berufungen auf handschriftliche Nachrichten begnügt. Schlimmer ist es, dafs er auch die wirklich citirten handschriftlichen Quellen einer kritischen Prüfung gar nicht oder nur ganz flüchtig im Vorübergehen, daher keinesweges mit Glück, unterwirft; eben deswegen folgt er auch keinesweges immer den besseren Quellen. Es bezeichnet aber wohl die Grenze dessen, was in dieser Beziehung gesagt werden kann, wenn man genöthigt ist zu erklären, dafs die Quellen, auf welche sich der Verf. beruft, oft gar keine Beweise für die Richtigkeit dessen, was er gesagt hat, enthalten, bisweilen sogar die Schiefheit und selbst Unrichtigkeit desselben darthun.

Zur Erläuterung des Gesagten wollen wir, da der Raum eine vollständige Beweisführung nicht gestattet, auch hier nur einen kurzen Abschnitt des vorliegenden Werkes einer genaueren Prüfung unterwerfen und dazu die Erzählung der Begebenheiten in Schlesien, während und kurz nach dem schmalkaldischen Kriege wählen, ebenfalls, weil Hr. W. gerade diesem besondre Aufmerksamkeit geschenkt hat (p. 170—195).

Als Hauptquelle für diesen Abschnitt wird die Chronik des Andreas Grunwald genannt, jedoch über deren Verf., seine Lebenszeit und Glaubwürdigkeit nichts gesagt. Ja es ist nicht einmal Nachricht gegeben, wo diese handschriftliche Quelle zu finden sei.

Eine andre näher bezeichnete und einem Zeitgenossen zugeschriebne Quelle konnte Ref. vergleichen, jedoch keinen Beweis aus ihrer Beschaffenheit dafür entnehmen, dafs sie von einem Zeitgenossen herrühre. Am wenigsten kann man sich derselben ohne kritische Prüfung bedienen.

Aus diesen und noch andern citirten handschriftlichen Quellen sind übrigens nur wenige einzelne Notizen geschöpft; der bei weitem gröfsere Theil der Nachrichten ist aus gedruckten specialgeschichtlichen Werken, namentlich den Geschichten einzelner Städte, wie Hensels Geschichte von Hirschberg; Steigen's Bolkenhainische Denkwürdigkeiten, Fischers Geschichte von Jauer u. a. m., entnommen. Ueber die Zuverläfsigkeit dieser Bearbeitungen läfst sich im Allgemeinen gar nicht urtheilen, da die Verfasser über die Beschaffenheit der von ihnen benutzten Quellen sich auch nicht näher aussprechen.

Hr. W. selbst erklärt im Uebrigen, dafs die ihm bekannten und von ihm benutzten Quellen der Geschichte dieser Zeit unzureichend seien, und äufsert die Vermuthung, dafs die Schlesier ein absichtliches Stillschweigen beobachtet hätten, um die ihnen peinlichen Begebenheiten in Vergessenheit zu bringen. Diese etwas paradoxe Vermuthung bestätigt sich keinesweges, da wir ziemlich ausführliche Berichte über diese Begebenheiten von Zeitgenossen besitzen, nämlich eine, übrigens sehr verbreitete, ja Hrn. W. selbst nicht unbekannte und von ihm sogar erwähnte, Chronik des damals lebenden Rathssekretärs von Breslau, Franz Köckritz, genannt Faber, und Relationen von Augenzeugen über die einzelnen Vorfälle in dieser Zeit, wie über die Münzstreitigkeiten; den Procefs der Stadt Breslau und der Schweidnitzer Städte wegen ihrer Verbindung mit den schmalkaldischen; den Versuch Ferdinands, die Zunftverfassung in den schlesischen Städten aufzuheben und die Einführung eines neuen Zolles in Schlesien.

Wir heben aus denselben nur Einiges hervor, wonach die Darstellung des Hrn. W. einer Ergänzung und Berichtigung bedürftig erscheint.

Die *Münzverwirrung* in Schlesien vor dem schmalkaldischen Kriege hatte ihren Ursprung nicht sowohl in der schlechten Beschaffenheit der einheimischen schlesischen Münze, welche, wie Hr. W. p. 194 mit Berufung auf eine Rede aus dem Jahre 1646 (sic) meint, in Polen verbreitet gewesen sei, sondern vielmehr umgekehrt aus der Ueberschwemmung Schlesiens mit einer

Digitized by Google

neu geprägten geringhaltigeren polnischen Scheidemünze. Diese wurde von Albrecht in Preussen, Johann zu Küstrin und selbst vom Herzog von Liegnitz in noch schlechterer Beschaffenheit nachgeprägt, und dadurch der Verkehr gestört.

Der Streit entstand nun nicht allein daher, dass die schlechten Münzen herabgesetzt werden sollten, wodurch deren Inhaber mit Verlusten von 15—30 Thlr. bedroht wurden, sondern auch daher, dass Ferdinand einen für seine Länder gemeinsamen Münzfuss einzuführen beabsichtigte, welcher von dem *polnischen abwich.* Die Schlesier meinten nun, ihr Verkehr mit Polen sei wichtiger als der mit Böhmen, und verlangten Uebereinstimmung der schlesischen Münzen mit den polnischen. Auch schien ihnen der Versuch Ferdinand's, das Münzregal und den Silberaufkauf möglichst in seine Hände zu bringen, gegen ihre Privilegien.

Die *Anklage* gegen die Städte *wegen* ihrer *Verbindung* mit den *schmalkaldischen* war auch nicht, wie Hr. W. p. 185 andeutet, *vom Zaune* gebrochen. Ferdinand berief sich auf unzweifelhafte Zeugnisse, die in seinen Händen wären, und behauptete, dass die Schlesier im Jahre 1542 eine Gesandtschaft nach Naumburg an die dort versammelten protestantischen Fürsten ohne sein Wissen und Willen geschickt und hier mit dem Kurfürsten von Sachsen ein Bündniss gegen Jeden, der sie der Religion wegen angreifen würde, geschlossen hätten. Die Gesandtschaft nach Naumburg vermochten die Schlesier nicht zu leugnen; auch in Betreff des Bündnisses wurde ein Brief des Kurfürsten als Zeugniss erwähnt, in welchem derselbe seinen Handel mit dem Kaiser als casus foederis darstelle und die Breslauer des Bündnisses wegen mahne. Der ganze Process gewährt ein sehr anschauliches aber nicht erfreuliches Bild von dem engherzigen Partikularismus der schlesischen Stände und der daraus nothwendig folgenden Haltungslosigkeit derselben, wenn einmal das monarchische Princip kräftig vertreten wurde. Die Art, wie die Städte sich vertheidigten, war für sie durchaus nicht ehrenvoll.

Der Versuch, die *Innungen* in den schlesischen Städten aufzuheben, hing mit den schmalkaldischen Angelegenheiten und der Bestrafung der Schlesier nicht zusammen, war auch nicht, wie Hr. W. sagt (p. 191), gleichzeitig mit denselben. Vielmehr wurde er mehrere Jahre, nachdem Ferdinand den Städten Begnadigungsbriefe über ihr Benehmen in dieser Zeit ausgestellt hatte (1549), in Folge der Beschwerde des Vizthums gemacht (1556). Dieser klagte nämlich die Innungen an, den gemeinen Bauersmann durch Festsetzung der Preise im Kauf und Verkauf der Waaren zu bedrücken, und dadurch vorzüglich bewogen, erliess Ferdinand wirklich ein Aufhebungsmandat. Auf Vorstellung der Breslauer jedoch, ordnete Ferdinand eine Untersuchung von Commissarien an, die dem Vizthum keineswegs befreundet waren. Dieselbe schleppte sich zwar ziemlich lange hin, endete aber damit, dass Ferdinand sein Mandat factisch aufhob (1559).

So gewinnen diese Vorgänge im Allgemeinen einen ganz andern Charakter, selbst nach Berichten protestantischer Augenzeugen, und auch im Einzelnen hat Hr. W. Irrthümer aufgenommen, die für eine unparteiische Darstellung keinesweges gleichgültig sind.

Es ist z. B. falsch, dass Ferdinand den vom Rath (nicht von der Gemeinde) abgesandten Faber mit den Worten „packe dich" ungehört weggeschickt habe (p. 189); vielmehr ist uns die Rede Ferdinands, welche er in der Audienz hielt, und in der er die Argumente des Magistrats berücksichtigt, noch aufbehalten. Dass Ferdinand in Zorn gerieth und dann diese Aeusserung machte, kann nicht eben auffallen, da die Supplication, welche Faber überbrachte, gleich im Eingange ausspricht, dass die Breslauer:

„das Generalmandat wegen der Münze nicht halden kunden noch mochten".

Ferdinand nannte daher das Schreiben ein ungeschicktes.

Bei der Nachricht (p. 191), dass Ferdinand dem Breslauer Rath die Berufung der Gemeinde verbot, fehlt der doch nicht unwesentliche Zusatz: „ohne sein Vorwissen und mit Ausnahme besonders dringender Fälle, in welchen ihm sogleich Nachricht zu geben sei". Auch lautet das Mandat, welches Ref. vorliegt, nur auf Breslau und giebt als Ursache des Verbots die Unordnungen an, welche bei den Münzangelegenheiten so eben die Folge der Berufung der Gemeinde gewesen wären.

Es ermangelt jeder Begründung, dass Ferdinand einige der städtischen Abgesandten am Leben gestraft habe, wie p. 187 vermuthet wird. Ferdinand liess sogar auf Bitten der Abgesandten die Forderung fallen, dass ihm die Namen derer genannt werden sollten, welche ihn besonders in Schweidnitz und Löwenberg geschmäht hatten.

Digitized by Google

Auffallend ist es, wenn Hr. W. es p. 192 dem Könige zum Vorwurfe macht, dafs er die Städte als seine Kammergüter habe behandeln wollen, da doch die Städte in ihren Bittschriften sich häufig genug selbst also nannten und dieses nähere Verhältnifs zum Könige als Grund einer Berücksichtigung geltend machten.

Noch eine Menge andrer Berichtigungen sind auf diesen wenigen Seiten zu machen, doch verbietet theils der Raum, dabei länger zu verweilen, theils scheint für den angegebenen Zweck genug gesagt zu sein.

Auch mit des Verfs. allgemeiner Auffassung der Ereignisse kann Ref. nicht übereinstimmen. Er vermifst bei der Erzählung der Kämpfe, welche damals die Welt in Bewegung setzten, eine unbefangne Würdigung des *beiderseitigen* Standpunctes der streitenden Parteien.

Die Religionsbewegungen, welche zuletzt einen offnen Waffenkampf herbeiführten, werden entwickelt, ohne dafs doch der Religionsfriede selbst, seine Mangelhaftigkeit, seine verschied'ne Interpretation, seine Gültigkeit für Schlesien u. s. w. Gegenstand der Untersuchung würde. Auch in wiefern die katholischen Stände ein Recht hatten, den Majestätsbrief oder dessen Auslegung von Seiten der Protestanten zu bestreiten, wird nicht geprüft.

Auch bei der politischen Seite des Kampfes, die überhaupt vernachlässigt wird, bleibt unerörtert, wie die weitere Ausbildung der Staatsgewalt erhöhete Ansprüche auf Theilnahme an derselben, sowohl bei König als Ständen hervorrufen und daher Streit, bei welchem beide Theile sich auf alte Urkunden berufen konnten, weil sie dieselben verschieden erklärten, bewirken mufste.

Ref. kann daher in den Urtheilen des Verfs. über Recht oder Unrecht der Parteien nur subjective Ansichten, ohne tiefere historische Begründung finden.

Kries.

XXVIII.

Deutsches Lesebuch von Wilh. Wackernagel. Basel, Druck und Verlag der Schweighauserischen Buchhandlung. 3 Theile. Auch unter den Spezialtiteln: 1. Altdeutsches Lesebuch, erste Ausg. 1835, *zweite vermehrte und verbesserte (mit einem Wörterbuche)* 1839. *2. Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre MD. erste Ausg.* 1836, *zweite* 1840. *3. Proben der deutschen Prosa seit dem Jahre MD. und zwar erster Band von MD. bis MDCCXL.* 1841. *(ein zweiter Band dieses Theils, der die Prosa bis auf die Gegenwart führen soll, wird erwartet).*

Dieses Werk erfreut sich längst allgemeiner Anerkennung, und eine Zergliederung seiner Vorzüge kommt zu spät. Es läfst nicht nur alle ähnlichen Arbeiten, wie die von Pischon, Kunisch, Ziemann und das ganze zahllose Heer der für den Unterricht bestimmten Mustersammlungen weit hinter sich zurück (mit diesem Lobe wäre nicht gar viel gesagt), sondern es zeigt von vollkommner, bis in das scheinbar kleinlichste Detail gehender Beherrschung des Materials, von feinem Geschmack in der Auswahl der Proben und von der höchsten Gründlichkeit und Sorgfalt in Behandlung der Texte, die sich selbst bis auf den sehr correkten Druck erstreckt, Vorzüge, die jenen Werken allen ohne irgend eine Ausnahme, nur bald mehr bald weniger, abgehen. Wenn sich nun bei Werken der Art, bei welchen es nicht ein geschlossenes System oder doch bestimmt, wenn auch vereinzelt, ausgesprochne Resultate zu beurtheilen gilt, sondern deren Verdienst sich nur mittelbar aus einer Reihe von Einzelheiten erkennen läfst, stets die Gefahr einstellt, dafs ein Referat durch genügendes Eingehen auf diese Einzelheiten ungenifsbar wird, oder höchstens für den Interesse hat, der sich speziell mit der Wissenschaft beschäftigt, welcher die beurtheilte Schrift angehört, so scheint diese Gefahr bei dem vorliegenden Werke um so gröfser, als weder Referent noch wohl irgend Jemand gegen dasselbe, etwa die zweite Abtheilung des zweiten Bandes ausgenommen, etwas Erhebliches wird einwenden können, und ihm Niemand bei dem ermüdenden Geschäfte, von allen einzelnen Stücken, oder auch nur von den wichtigsten nachzuweisen, wie das allgemeine Urtheil sich in denselben rechtfertigt, würde folgen wollen. Er versucht die Aufgabe des Buches von ihren verschiedenen Seiten zu beleuchten und stets, so viel es angeht, hervorzuheben, was zur Erreichung derselben etwa noch hätte beitragen können; der kundige Leser wird aus der Geringfügigkeit dieser Zusätze am Leichtesten entnehmen, wie viel bereits geleistet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Deutsches Lesebuch von Wilh. Wackernagel.

(Fortsetzung.)

Das Lesebuch ist bestimmt, eine *vollständige Urkundensammlung für den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur* zu sein. Da es gegenwärtig keinem Zweifel mehr unterliegt, dafs die deutsche Grammatik erst, seit sie auf den historischen Boden verpflanzt ist, in die Reihe der Wissenschaften eingetreten ist, während sie bei den früheren Grammatikern, so wie bei denen, welche noch jetzt den historischen Weg verschmähen, nur ein mehr oder weniger geschicktes Conglomerat von Willkürlichkeiten und Inconsequenzen, im besten Falle ein plausibles System pseudophilosophischer Hypothesen bleibt, ich sage pseudophilosophischer, weil die philosophische Behandlung jeder empirischen Wissenschaft sich auf die genauste Erkenntnifs des realen Inhalts dieser Wissenschaft stützen mufs, doch dem, welcher ohne Vertrautheit mit der Sprachgeschichte an die deutsche Grammatik geht, in den geläufigsten Formen unlösbare Räthsel und Widersprüche entgegentreten müssen; da also die Grammatik durchaus eine *chronologische Anordnung* der Belege fordert, und die Nothwendigkeit derselben zugleich bereits im Begriffe der Literaturgeschichte liegt, sofern dieselbe nicht eine Anhäufung vereinzelter Facta, sondern eine Darstellung der organischen Entwicklung der Literatur sein soll, so ist diese Anordnung allein zu billigen, und sie ist hier auf das Strengste bewahrt. Nur in wenigen Fällen wie in der Einschaltung der Volkslieder im 2. Theile sehen wir Willkür, die jedoch unvermeidlich ist; es genügt, dafs der Verf. sie meist nach ihrem ersten Erscheinen eingeordnet hat, dafs dieselben, wenn auch nicht buchstäblich in derselben Gestalt, bereits Jahrzehnde und Jahrhunderte früher können bestanden haben, versteht sich von selbst. Vielleicht wäre es am Besten gewesen, die Volkslieder am Schlusse des Werkes oder doch der einzelnen Jahrhunderte zusammenzustellen. Eben so wenig ist zu tadeln, dafs er manche Stücke, deren Zeit nicht genau zu bestimmen ist, z. B. den Winsbecke (I, 607), grade dorthin stellt, wo wir sie finden, man könnte sie allerdings eine Strecke weiter herauf oder herunter rücken, doch ohne für diesen Platz entscheidendere Gründe zu haben.

Für die *Sprachgeschichte* im engern Sinne ist reich gesorgt. Allein von sprachlichem Werthe sind z. B. im 1. Theile das Wörterbuch des heiligen Gallus, die sangall. Abhandlung de syllogismis (der in der 2. Ausg. ein Stück abgeschnitten ist), die Monats- und Windnamen bei Einhard (erst in der 2. Ausg.), zum Theil die Anmerkungen zu der Windberger Psalmenübersetzung (I, 249), so wie der gröfste Theil der frühen Uebersetzungen, Ulphilas selbst hat vorzüglich für die Grammatik Interesse, und es sind bekanntlich die dürrsten, unerquicklichsten Stücke aus so früher Zeit z. B. der oft völlig undeutsche Kero bei Weitem wichtiger als manches lange, gelungene Gedicht des 13. Jahrhunderts. Auch lassen sich hierher ziehen das Stück aus der Rhätia von Aegidius Tschudi (III, 381), Leibnitz über die „teutsche Sprache", so wie die späteren Uebersetzungen des 2. Theils, Rückerts Makamen, Herders Cid, die jedoch schon wieder einen nationalen Charakter zeigen und wegen ihres Einflusses auf die Entwicklung der Literatur auch von literarhistorischem Interesse sind, doch ist der Cid nicht so wichtig, dafs es nöthig wäre, ihn, wie hier geschieht, vollständig zu geben; endlich gehören hierher die mundartlichen Stücke (Hebel, Usteri). Vorzüglich um ihrer sprachlichen Bedeutung willen sind mit Recht die Mystiker reich bedacht, da ihr tiefes, inniges sich in sich selbst Versenken sie nöthigte für ihre Anschauungen und Gefühle eigenthümliche, und bei ihrem Mangel an Gelehrsamkeit, deutsche Ausdrücke zu suchen (vgl. be-

Digitized by Google

sonders Jak. Böhme), die, wie bereits Leibnitz bemerkt, gewöhnlich weit bezeichnender sind, als die der Scholastiker, denen die Mystiker übrigens auch an Tiefe der Gedanken meist überlegen sind. Da sich das Werk auf den hochdeutschen Sprachzweig beschränkt (das Gothische als Grundlage der hochdeutschen Grammatik ist von diesem unzertrennlich), so erhalten wir von mancher Schrift Nichts, die wir ungern vermissen, z. B. Nichts aus dem Heljand, den man gern dem Otfried gegenüber betrachtete, und der in gewissem Sinne auch direkt für die hochdeutsche Literatur von Bedeutung ist, da wir kein umfassenderes hochdeutsches Denkmal besitzen, welches uns die poetische Sprache des im 8. Jahrhundert blühenden Volksepos zeigte, und der Heljand, den Gervinus dem Otfried gegenüber zu hoch stellt, ohne Zweifel auch für die hochdeutsche Poesie hierin als charakteristisch anzusehen ist. Eben so wünschte man ein Stück aus Reineke Vos, von Lauremberg u. A., dies ist aber kein Mangel des Werkes, da, wenn es sich einmal Ausnahmen gestattet hätte, die Grenze derselben schwer zu ziehen wäre. Doch scheint ein Ergänzungsband für die wichtigsten niederd. Denkmäler wünschenswerth. Auch die Geschichte der *Metrik*, die sich zunächst an die Grammatik anschliefst, ist berücksichtigt, für sie erhalten wir aufser den drei ältesten alliterierenden Gedichten (zu denen jetzt die beiden Merseburger kommen), die freilich für die Literaturgeschichte von eben so grofser Bedeutung sind, wie für die Metrik *), die Sequenz de Scta Maria, die zuerst die Form des Leiches zeigt (vgl. Lachmann über die Leiche S. 7 ff.), die ältesten deutschen Terzinen von Paulus Melissus (II, 99), das älteste Sonett von demselben (in Alexandrinern); die Hexameter von Fischart, die frühsten Proben von sapphischer Ode, die noch blofs nach der Silbenzahl gemessen sind, von Opitz ein Stück aus der deutschen Poeterei und Aehnliches.

Für die *Literaturgeschichte*, als den Hauptzweck des Werkes, hat dieses die doppelte Aufgabe, keinen für die Entwicklung derselben irgend wie bedeutenden Dichter zu übergehen, und von jedem nicht sowohl das Beste als etwas Charakteristisches zu geben, worin bereits liegt, dafs die Probe, wenn sie einem gröfseren Werke entnommen ist, stets in sich abgeschlossen sein mufs. Da das Werk zugleich auf den Jugendunterricht berechnet ist, so war zwar alles das jugendliche Gefühl Verletzende zu vermeiden, doch ist der Verf. hierbei von falscher Aengstlichkeit vollkommen frei. Hier vermissen wir nun im 1. Theile in der That Nichts. Besonders gut ist, dafs aus den Werken der Uebergangszeit des 12. Jahrhunderts wie dem Alexander des Pfaffen Lamprecht, den jedoch Gervinus auch in der 2. Ausgabe zu hoch stellt, und dem grâven Ruodolf Viel gegeben wird. Soll man fromme Wünsche äufsern, so könnte man vielleicht ein Stück aus Wernher's Marienleben nennen, eins aus Eilhart's Tristan (70er Jahre des 12. Jahrh., vgl. Lachmann zur Klage S. 290), der in mehrfacher Weise wichtig ist, sowohl weil ihn Heinrich v. Veldeke in vieler Hinsicht wie in den kleinen Fragen, welche die Erzählung fortführen, nachahmt *), als weil sein Gedicht zu seiner Zeit und noch später sehr beliebt war, was besonders die danach gemachte prosaische Umbildung (zuerst gedruckt im Buch der Liebe 1489) beweist, auch wünscht man Eilhart mit Gottfried v. Strafsburg vergleichen zu können; ferner aus dem damals noch ungedruckten Erek, um die Entwicklungsgeschichte Hartmanns vollständig zu übersehen, da wir aus dem Gregor und Iwein Proben und den armen Heinrich ganz erhalten (dieser stand schon in Lachmann's Auswahl, der das Werk überhaupt, wie der Verf. in der Vorr. selbst bemerkt, viel verdankt, und die nur des Lesebuchs wegen nicht in der längst nöthig gewordenen zweiten Auflage erschienen ist), aus dem Laurin und dem Lanzelet, vielleicht auch den Leich Heinrichs v. Rugge, da er der Zeit nach der zweite ist. Aus der

*) Muspilli 73, 19 f. ist die Alliteration *wiû : wizé* wohl zu streichen, da die beiden Verse wie die zwei nächstvorhergehenden ebenfalls nicht alliterierenden durch den Reim gebunden sind und *wiû* für die Alliteration zu schwach betont scheint; 71, 11—13. ist wohl vielmehr 12. und 13. durch die Alliteration *mannô : muot* zu binden und nach 11. eine Lücke zu bezeichnen, da die Alliteration in 11. nicht auf *mihhil*, sondern auf dem stärkeren *durft* liegen sollte.

*) Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, dafs Heinrich v. Veld. überhaupt nicht einen so plötzlichen Umschwung herbeigeführt hat, als die späteren Minnesänger und besonders die Meistersänger annahmen, was bereits aus der formellen Genauigkeit z. B. in der völlig streng gereimten Legende von Pilatus und aus der poetischen Darstellung, wie sie in den Bruchstücken vom grâven Ruodolf erscheint, hervorgeht.

Digitized by Google

späteren Zeit, in der unter Andern von Hans Sachs mit Recht sehr viel gegeben wird, vermifst man vielleicht ein Stück aus den satirischen Gedichten des Murner (Burkard Waldis ist in der 2. Ausgabe nachgeholt), etwas Dramatisches von Ayrer und Ayrenhof, auch wohl eine Probe aus dem Theuerdank, der, so musterhaft langweilig er ist, doch eine fast sprichwörtliche Berühmtheit erlangt hatte („erzählt das Mädchen, die den Theuerdank lesen und sich so einen Mann wünschen") und schon als trauriges Denkmal einer Entwicklungsstufe fast eben so nöthig ist, wie die geist- und geschmacklosen Meistersänger; ferner wünschte man unter der Prosa des 3. Theils wenigstens eine Probe aus den nach früheren Gedichten gearbeiteten Prosaromanen, auch sie sind meist vollkommen geistlos, doch bezeichnend für den Geschmack einer langen Zeit und schon wegen einer Vergleichung mit den Gedichten (vorz. der Wigalois und der oben genannte Tristan) nicht unwichtig; dann aus den freigearbeiteten Volksbüchern von Faust und Eulenspiegel, die ebenfalls um des Ansehns, das sie zu ihrer Zeit genossen, und der Faust noch besonders um der Geltung willen, welche die Fabel später erlangt hat, von literarhistorischem Interesse, auch für die Reformationszeit, in welcher der Verstand über die Phantasie vorwog, charakteristisch sind; aus gleichem Grunde wäre eine, wenn auch kurze, Probe aus den Robinsonaden und den Aventuriers, etwa der Insel Felsenburg, zu wünschen, vielleicht auch aus Joh. Agricola, der jedoch durch Sebastian Frank mit vertreten wird, und aus Albrecht Dürers vier Büchern von menschlicher Proportion als der ersten Schrift Deutschlands, die einen artistischen Gegenstand klar und nicht ungewandt behandelt. Der Raum für alles dies wäre, zumal da man mit kurzen Proben sich gern begnügte, leicht zu gewinnen, wenn die religiösen Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts, die auffallend bevorzugt sind (von Johannes Arndts wahrem Christenthum z. B. erhalten wir fast eben so viel wie von Fischart), um Etwas eingeschränkt würden, was um so leichter anginge, da sie theils sich so gut wie gar nicht von einander unterscheiden, theils wenige Seiten hinreichen, um den Stil und die Sinnesart der Einzelnen vollständig zu charakterisiren. Je näher wir jedoch der Gegenwart rücken, um so gröfseren Lücken begegnen wir. Besonders die Dramatiker werden sehr zurückgesetzt, die jedoch diese Verachtung in den Handbüchern gewohnt sind, und bis zu gewissem Grade nicht berücksichtigt werden können, da es bisweilen in der That unmöglich ist ein kurzes, abgeschlofsnes und zugleich charakteristisches Stück auszuheben; doch würden sich wohl einige Lücken haben füllen lassen. Wir erhalten Nichts von Heinrich von Kleist, Immermann, Grabbe (Collin, Cronegk, Oehlenschläger), Nichts von Müllner, Werner, Grillparzer (somit überhaupt Nichts von der Schicksalstragödie, die, so verfehlt sie war, beim Vortrage der Literaturgeschichte jedenfalls berücksichtigt werden mufs), ja selbst Kotzebue und Raupach haben zu ihrer Zeit eine so grofse Geltung erlangt, dafs man sie wenigstens literarhistorisch kennen will; Andere wie Klinger, Lenz, Leisewitz, sind im 2. Bande des 3. Theils zu erwarten. Unter den Lyrikern und Epikern des 18. Jahrhunderts vermissen wir Götz, Krummacher, Blumauer, der für die Parodie durchaus bezeichnend ist; die Ossiansbarden (Denis, Mastalier) und da auch Kretschmann, Willamow und ihre Genossen fehlen, überhaupt die pathetische, freilich eben so durchaus verfehlte, doch in der Geschichte der deutschen Lyrik zu erwähnende Odenpoesie, die so nur durch Klopstock in ihrer edleren Weise vertreten ist, sogar Tiedge's Urania, dieses unübertreffliche Repertorium poetischer Phrasen, das ewige Musterstück der durch eine traurige formelle Gewandtheit zu einem gewissen Blenden aufgeschminkten Gedankenarmuth, ist für die Vergangenheit bezeichnend und noch jetzt besonders in den Frauenbibliotheken so unentbehrlich, dafs man auch sie in der Literaturgeschichte wohl nennen mufs. In der Folgezeit wünscht man Arndt (Axinger? Baggesen?), in der 1. Ausgabe des 2. Theiles Arnim, in der 2. Ausgabe Brentano, freilich kann der Eine im Grunde als Repräsentant des Andern gelten, doch wäre für Brentano's kleines Musikantenlied wohl noch Raum geblieben. Aus der Gegenwart fehlen zwei wirkliche Dichter: Anastasius Grün und Lenau; und wenn wir uns auch nach Freiligraths schwülstigem Prunk und manchem Andern, das man bisweilen poetisch nennt und in Anthologien aufnimmt, nicht sehnen, so könnte doch noch manches frische Talent auf Berücksichtigung Anspruch machen, wenn wir sagen, dafs der 2. Theil mit L. Schefer, Fröhlich und Knapp schliefst, drei Dichtern, die weder durch ihr Talent, noch durch die

Digitized by Google

Liebe der Nation, welche sie, wenn auch vielleicht unverdient, könnten gewonnen haben, noch durch eine neue Bahnbrechung oder durch einen Einfluſs auf ihre Zeit und das jüngere Geschlecht einen irgend bedeutenderen Platz in der deutschen Literatur einnehmen. Man sieht allerdings, daſs der Verfasser die moderne Didaktik, sowohl die abstracte (Schefer) als die mit der Fabel umkleidete (Fröhlich), und das moderne geistliche Lied hat charakterisiren wollen, doch weshalb grade diese Seite der Gegenwart, die jedenfalls eine der am Wenigsten hervortretenden ist, herauskehren und so viel Bedeutenderes, die ganze Lyrik und das Drama der Gegenwart ignoriren? Die neuere Lyrik wird auſser Uhland und Rückert durch Chamisso, Eichendorf, W. Müller, Platen und Heine vertreten, von denen drei todt sind, zwei so gut wie nicht mehr schreiben. Unter den genannten drei Vertretern der Gegenwart ist Fröhlich, wohl der unberühmteste, immer noch der tiefste. Albertini, Knapp und viele der unbedeutenderen älteren Kirchenliederdichter schlieſsen sich an die oben bemerkte Bevorzugung der religiösen Prosaiker des 3. Bandes an. Von den groſsen alten Kirchenliederdichtern wie von Gerhard, muſste freilich viel gegeben werden, da in ihnen sich in der That die tiefste Kraft und Innigkeit zeigt und sie die einzigen Dichter ihrer gottverlaſsnen Zeit sind. Doch wie kommt Knapp dazu, mehr als doppelt so viel Raum einzunehmen wie Heine? Da Heine, ungeachtet seiner gänzlichen Inhalts- und Charakterlosigkeit, derentwegen ihn die Nation jetzt mit Recht verleugnet, die Nation, der er eigentlich nie angehört hat, nie angehören konnte, doch durch seine formelle Gewandtheit, so wie durch die in der That neue Wagniſs, die Ironie in ihrem ganzen Umfange zum Organ der Poesie zu machen, und durch die unleugbare Grazie seiner Behandlungsweise, mit welcher er die tiefstliegenden Stoffe nicht in die Poesie erhoben, doch ihr genähert hat, in der Geschichte unserer Literatur jedenfalls merkwürdig bleibt, vorzüglich aber auf die Zeit vermöge seiner Neuheit einen so groſsen Einfluſs geübt hat, wie vielleicht in der ganzen neuern Lyrik auſser Goethe und Uhland Niemand, so daſs ihm ein Platz in den Compendien gesichert bleibt, und er für seine Zeit jedenfalls eine gröſsere Bedeutung hat als Drollinger, Usteri (17 Seiten), selbst als Gleim (19 Seiten), Creuz (erst in der 2. Ausgabe) und Viele aus der ersten Hälfte des 2. Theils für die ihre. Salis würde durch Matthisson mindestens eben so vollständig vertreten wie Brentano durch Arnim, und selbst Dichter wie Langbein, der zwar durch seine gereimten Anekdoten nicht unmerkwürdig ist, sind unbedeutender als Manche der übergangnen. So gern man es daher sieht, daſs unsre gröſseren Lyriker, vorzüglich Uhland und Rückert, reich vertreten sind, so hätte man sich doch bei ihnen mit Wenigerem begnügt, um nicht so viele Lücken zu behalten. — In der Auswahl der Proben wird sich höchst wenig tadeln lassen. Als Beispiel, wie sorgfältig auf eine vollständige Charakteristik gedacht ist, diene, daſs von Luther neben vielem Kräftigen, wie mehreren Liedern, dem Sendschreiben an den christlichen Adel teutscher Nation, der Schrift wider die stürmenden Bauern, auch der kleine Brief von 1530 an sein „liebes Söhnlin Hänsichen" (III, 171) gegeben wird, der des groſsen Mannes Naivetät auf das Herrlichste zeigt. Bei einzelnen Lyrikern der älteren Zeit, wie bei Heinrich v. Veld. würde sich wohl einigermaſsen Besseres haben finden lassen. Um Goethe, der hier nur von der Seite der Anmuth gegeben wird, in seiner ganzen Kraft zu bezeichnen, wäre es vielleicht besser gewesen, aus dem Faust statt des Prologs im Himmel die Kerkerscene zu geben, die zu dem Tiefsten nicht bloſs der deutschen, sondern aller Poesie gehört. Auch gewisse bis zu Volksliedern beliebt gewordene Gedichte z. B. Bürgers Leonore entbehrt man ungern. — Mit der gröſsten Sorgfalt aber ist für den Literarhistoriker im engern Sinne gesorgt; er erhält die literarhistorische wichtige Stelle aus Gottfrieds Tristan vor der Schwerleite, die aus Rudolfs Wilhelm (doch wäre auch die aus Rudolfs Alexander zu wünschen), vom Marner mehrere Sprüche (I, 691 ff. No. 1. 2. 3. 5.) von literarhistorischem Interesse, den Spruch Konrads v. Würzburg über den Meiſsner, der erst in der 2. Ausg. nachgetragen ist, Reinmars des Alten Gedicht auf den Tod Leopold's VI. (nicht, wie Bodmer und Docen gemeint, Leopold's VII.) von Oesterreich.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Deutsches Lesebuch von Wilh. Wackernagel.

(Schluſs.)

Ferner bei Kaspar von der Rön das Hildebrandslied zur Vergleichung mit dem alten; die Gegenüberstellung des geistlichen und weltlichen Liedes „Ich stund an einem Morgen" (II, 119), wohl die frühste Spur einer Parodie in Deutschland; bei modernisirten Kirchenliedern den ursprünglichen Text; einzelne von ihren Verfassern später unterdrückte Gedichte; von Abraham a Sancta Clara (III, 891 ff.) aus „Auf, auf, ihr Christen" das Vorbild zu Schillers Kapuzinerpredigt, aus Petermann Etterlin's schweizerischer Chronik (III, 69 ff.) die Quelle zu dessen Grafen Habsburg und zu einem Theil des Tell *).

Hiernächst ist das eigenthümliche Verdienst des Werkes hervorzuheben, daſs es vieles zum ersten Mal Gedruckte bringt, unter Andern ein Stück aus dem besonders für Sittengeschichte wichtigen welschen Gaste von Thomasin von Zerkläre (ich weiſs nicht, weshalb der Verfasser in der zweiten Ausgabe Zerklâr schreibt), zwei Lieder Walthers von der Vogelweide aus schweizerischen Handschriften, die Lachmann noch nicht kannte, und die darum in der Schreibung der Handschrift gegeben werden; besonders auch im 3. Theile manches interessante Stück vorzüglich aus schweizerischen Handschriften. Ferner ist Mehreres zuerst aus dem Wuste der Druck- und Lesefehler alter Ausgaben kritisch hergestellt, z. B. ein Stück aus Flore und Blanscheflur aus der Müller'schen Sammlung (I, 543, 21. ist des Metrums wegen *selben* und 552, 24. *in* zu streichen, so daſs in dem letztern Verse *ellende* Adjectiv wird). Manches andre Verdienst ist seit dem Erscheinen des Werkes geschmälert, so die kritische Behandlung eines Stückes aus Hartmann's Gregor (erst in der 2. Ausgabe) nach Greiths spicil. vat. durch Lachmanns Ausgabe (V. 2579—2928; hiernach erweisen sich viele Aenderungen Lachmanns vorzüglich des Metrums wegen als nothwendig, vgl. z. B. W. 316, 23 f. mit L. 2729 f., W. 316, 36. mit L. 2742, W. 319, 31. mit L. 2856).

Ferner hat der Verfasser zugleich den untergeordneten Zweck im Auge, so weit es ohne Verletzung der Haupttendenz geschehen kann, auch Proben von interessantem Inhalte zu bringen, man vgl. z. B. das Stück aus Sebastian Frank „von dem Frankenlande" (III, 337—344) über die fränkischen Volksfeste als Beitrag zu Ergänzungen für J. Grimms Mythologie; Zwingli über Luthers Bekenntniſs u. A.

Was die *Behandlung der Texte* betrifft, so ist als höchster Grundsatz streng bewahrt, daſs Nichts willkürlich geändert werden darf, wie dies z. B. von

*) Es ist höchst interessant zu sehen, wie eng sich Schiller an die Chronik anschlieſst. Aus der Scene, in der Tell den Apfel schieſst, finden wir bei Etterlin bereits Geſslers Frage, welches Kind ihm das liebste sei, die Berufung auf Tells Meisterschaft im Armbrustschieſsen, das Einstecken des zweiten Pfeiles in den „göller", das sich schon in älteren Sagen findet, Tells Antwort, daſs es also Gewohnheit der Schützen sei u. s. w.; Vieles ist nur versificirt, z. B. Etterlin: Were ich witzig so hiesse ich anders dann der Tell, Schiller: Wär' ich besonnen, hieſs' ich nicht der Tell; Etterlin: nun wol an, sydmalen ir mich mines lebens gesichrett habent, so wil ich üch die warheyt sagen, Schiller: Weil ihr mich meines Lebens habt gesichert, So will ich euch die Wahrheit gründlich sagen (wo Schiller's „gründlich" sichtlich nur den Vers flickt); Etterlin: Es ist war ich han dir zuo geseit, ich welle dich nit toeten, Schiller: Wohl, Tell! des Lebens hab' ich dich gesichert; Etterlin: die wil vnnd ich aber verstan dinen boesen willen; Sch.: Doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt — So wil ich fürbas hin sicher vor dir sin — damit ich sicher sei vor deinen Pfeilen — vnd wil dich an ein ende leggen das du weder sunn noch mon niemer mer sehen solt — Will ich dich führen lassen und verwahren, Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint.

Digitized by Google

n Müller und den Herausgebern des Wunder- tadeln ist es jedoch, dafs bei Schiller und Anderen
geschehen ist. Nur in wenigen Fällen ist in die ursprünglichen, von ihnen später selbst verworf-
icht auf den pädagogischen Zweck des Buches nen Lesarten in den Text gesetzt sind; wenn es auch
lassen worden, z. B. aus dem Froschmäuseler allerdings bei gröfseren Dichtern interessant ist, ihnen
204) die unsaubre Geschichte vom Schreiber, mit durch Beachtung der Aenderungen in die Werkstatt
die Frau Hochzeitnacht spielt (doch ist hier erst zu schauen, so können die Abweichungen doch nur
der 2. Ausgabe die Lücke bezeichnet). Die älte- in Anmerkungen einen Platz finden.
Stücke des 2. und 3. Theils sind stets, was für Wie sorgfältig der Herausgeber auf die Vervoll-
n-literarhistorischen Zweck des Werkes ebenfalls kommnung seines Werkes bedacht ist, zeigen die vie-
thig ist, mit der Orthographie und Interpunction der len grofsen und geringen Aenderungen in der 2. Aus-
lten Drucke gegeben, die des 1. Theils jedoch mit gabe besonders des 1. Theiles. Eine Menge von
Recht nur dann, wenn sie hier zum ersten Mal er- Stücken erscheinen hier neu wie der griechische Text
scheinen, und man zunächst diplomatisch den Buch- zu Ulphilas, die Probe aus Kero, aus dem Evange-
staben kennen will (einzelne Ausnahmen werden auch lium Matthäi (Endlichers und Hoffmanns fragm. theot.),
hiervon gemacht, z. B. bei Thomasin v. Zerkl., und in aus der Predigt de vocatione gentium, Lieder von
den meisten Fällen genügt es freilich, die Varianten Meister Rumeland, Meister Alexander, der Leich Hein-
vollständig anzugeben); sonst sind bei guten Ausga- richs von Sax, ein Stück aus der Rabenschlacht (vor
ben die Stücke diesen entnommen und bei einzelnen Ottokar, der auch hier ohne Grund von Hornek
für nöthig gehaltenen Abweichungen die Lesarten der- beifst, überliefert ist er uns nur als Ottokar, der Bei-
selben unter den Text gesetzt, bei schlechten Ausga- satz stammt von Hieronymus Pez) u. s. w.; andere
ben sind sie kritisch gesäubert und die wichtigsten Stücke haben Zusätze erhalten, wie Ulphilas, Otfried,
Varianten angeführt. Bei einigen Stücken des 1. Ban- Notker. Manches ist anders geordnet, z. B. die Klage,
des wissen wir freilich keinen Grund für die Verfah- welche jetzt gleich auf Heinrich v. Veldeke folgt, frü-
rungsweise des Herausgebers, wir sehen z. B. nicht her, allerdings falsch, erst nach der Nibel. Noth stand.
ein, weshalb er in der 2. Ausgabe beim Hildebrands- Wenige Dichter sind ausgeschieden, z. B. Ulrich von
liede im Text die Handschrift abdruckt und Lach- Singenberg, von dem wir nicht wissen, womit er diese
mann's für das Metrum und den Sinn unerläfslichen Zurücksetzung verschuldet hat. Auch die Vorrede
Besserungen in die Anmerkungen verweist, da dem des 1. Bandes vermifst man ungern. Jung Stilling,
philologischen Bedürfnifs, den Buchstaben der Hand- der im 2. Theile ausgefallen ist, mufste bei so stren-
schrift zu kennen, durch das umgekehrte Verfahren gem Gericht über die Poeten zweiten und dritten
der 1. Ausgabe völlig Genüge geschieht. Eben so Ranges freilich fehlen. Zahlreiche Aenderungen ein-
wissen wir nicht, weshalb bei vielen Stücken gewisse zelner Worte und Buchstaben (wie die Weglassung
durch das Metrum geforderte Schreibungen unterlas- des Circumflexes über dem gothischen e und o, da
sen sind, z. B. weshalb nicht im armen Heinrich I. sich die Länge derselben von selbst versteht; das
326, 9. *niuwan* für *niwan*, 19. *wær*, 22. *gnislich*, 28. Streichen der Worte einik in erdu Musp. I, 73, 5, die
7. *de ougen* für *diu*, 333, 24. und 38. *manege* für *ma-* offenbar nur auf einem Gedächtnifsfehler des Schrei-
iwerre für *iuwerre*, 32. *ab*, 327, 24 wiederum *wær*, 332, bers beruhen, vgl. 72, 37 und dgl. viel) zeugen von
nige, 336, 31. *michelre* für *micheler*, 338, 18. *gnâden*, des Verfassers Sorgfalt. Endlich ist in der zweiten
32. *lântz* für *lânt ez*, 351, 22. *schamt* und vieles Aehn- Ausgabe Manches für den Gebrauch bequemer ge-
liche gesetzt ist; 341, 8. ist wohl blofs *weinende* macht, die kurzen Nachweisungen der Quelle, wel-
kint für *diu weinenden kint*, 353, 7. entweder *spre-* cher das Mitgetheilte entnommen ist, sind nicht mehr
chent für *gesprechent* zu schreiben oder aus der An- im Verzeichnifs gegeben, sondern den Stücken über-
rede *herre meister* eins der beiden Wörter zu strei- geschrieben; eben so sind bei den Uebersetzungen
chen, 356, 37. ist entweder *herzeliep* oder *sô* zu set- (Isidor, Tatian u. s. w.) die Originale zur Seite ge-
zen, 358, 23. *weder* zu tilgen u. s. w. Jedesfalls zu druckt, die früher am Schlusse des Bandes standen.

Digitized by Google

Möge das Werk denn in die Hände Aller kommen, die in der Entwicklung einer Literatur mehr zu sehen vermögen, als eine zufällige Aufeinanderfolge gelungner und mifslungner Producte einzelner Köpfe; wenn man dann noch Kobersteins Grundrifs hinzunimmt, der sich nicht sowohl durch eigne Forschungen als durch die gewissenhafteste Zusammentragung oder doch Nachweisung aller in der deutschen Philologie bis 1837 gewonnenen wichtigern Resultate auszeichnet, so steht zu hoffen, dafs sich eine tiefere, wissenschaftliche Kenntnifs der heimischen Literatur bald allgemeiner verbreiten, und dafs vorzüglich die ältere deutsche Poesie wieder in die Rechte eingesetzt werden wird, die ihr von Anfang gebührt, und die sie bei Allen, welche sie mehr als dem Namen nach kennen, längst wieder eingenommen hat. Wer nur erst so viel gelesen und verstanden hat, als er hier bekommt, den hat man nicht nöthig zum Weiterlesen anzufeuern. Doch hierzu ist freilich zunächst noch zu wünschen, dafs das mit der 2. Ausgabe zum 1. Theile versprochene Wörterbuch, welches demselben in einigen Wochen folgen sollte, endlich erscheine, da dieser Theil dem Anfänger bei der unbequemen Anordnung des Graff'schen Sprachschatzes und bei der gänzlichen Unzulänglichkeit der Ziemann'schen Compilation noch immer nicht die genügenden Dienste leisten kann.

Dr. Emil Sommer.

XXIX.

Histoire physiologique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les diverses périodes de leur développement, par J. P. Vaucher, professeur à l'Académie de Genève. Paris, Librairie de Marc Aurel frères, 1841. IV. Volumes.

„Der Verfasser dieses bedeutenden Werkes, ein umsichtiger Botaniker, erklärt die physiologischen Phänomene nach teleologischen Ansichten, welche die unsrigen nicht sind noch sein können; ob wir gleich mit niemanden streiten, der sich derselben bedient".

Goethe, Versuch über die Metamorphose der Pflanzen, 1831. S. 218.

Der ehrwürdige, während des Druckes dieses seines Buches verstorbene Verfasser sucht uns in der, beim Erscheinen des ersten Abdruckes des ersten Bandes im Jahr 1830 geschriebenen Einleitung zuvörderst auf seinen Standpunct der Naturbetrachtung zu stellen. Frühzeitig zum Studium der Botanik hingezogen, durchstrich er allsommerlich die majestätischen Alpen seines Heimathlandes in tiefer Bewunderung der frischen, saftigen Matten, aus tausendfältigen Blättern und Blüthen gewoben. Bei seiner Richtung aufs Lebendige mufste ihm die Trockenheit der Beschreibungen Haller's und Linné's bald unerquicklich vorkommen, und so fing er denn an, die Pflanzen in seiner Weise näher zu betrachten, und seine Beobachtungen aufzuzeichnen. Auf diese Art entstand das Werk, welches er am Abend seines Lebens, gleichsam als das Vermächtnifs eines reichen Geistes und tiefen Gemüthes, den folgenden Generationen übergab. Die später in Aufnahme gekommene natürliche Methode mit ihren Consequenzen sagte dem Verfasser mehr, doch nicht ganz zu. In diesem Werke gibt er nun, was er „physiologie du genre" nennt; nicht eine Darlegung der besonderen Organisationsverhältnisse der Arten, welche eine Gattung bilden, sondern der Lebensverhältnisse und Lebensäufserungen während des Wachsthums, der Befruchtung und Besaamung, der besondern, eigenthümlichen Phänomene, welche die zu einem besondern Entwickelungstypus gehörigen Gewächse in jenen Beziehungen darbieten: mit einem Worte, die Naturgeschichte der Gattung. Damit meint er eine neue Betrachtungsweise in die Botanik eingeführt zu haben, welche sich bald eines ausgebreiteten Beifalles, einer weitern Entwickelung zu erfreuen haben dürfe. Aufser der Förderung reiner Wissenschaft gilt es dem Verfasser aber noch der Erreichung eines höheren Zieles. „Einer meiner Zwecke" sagt er „bei Abfassung dieses Werkes, ist der, die Wissenschaft zu ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen, d. h. sie vielfältiges Zeugnifs ablegen zu lassen von dem Walten einer unendlichen All-Weisheit. Denn darauf kömmt es eigentlich an, zu wissen, wie der Schöpfer nach seinem Gefallen die Arten einer Gattung unterschieden, mit welchen Mitteln zu ihrem Fortbestehen, zur Vertheidigung gegen feindliche Potenzen er sie ausgerüstet habe u. s. w.: kurz, die Wechselbeziehung von Zweck und Mittel zu verfolgen und offenbar darzulegen". Freilich konnte ihm die Ambiguität dieser Anschauungsweise der Natur nicht entgehen, und er gesteht willig zu, dafs ein mannigfacher Mifsbrauch mit flacher Teleologie in den Unterrichtsbüchern für die Jugend getrieben werde! Hingerissen von der Betrachtung des frischen, vielfarbigen Lebens in seinen mannigfaltigen Erscheinungen, neigt Vaucher mehr zum Erfassen der letztern an sich und in ihren Besonderheiten, als zum Verbinden derselben unter höhere allgemeine Gesetze. Doch kann er, trotz dieser Grundrichtung, dem Einflusse der tiefern Anschauungsweisen der Neuern, gegen die er ankämpft, sich nicht entziehen, wie aus der Behandlungsweise der Aufgabe, welche er sich gestellt, überall durchblickt; aber der Grundzug seiner Naturbetrachtung bleibt doch eine gemüthliche, rein contemplative Auffassung der Natur-Erscheinung, welche ihm

Digitized by Google

als unmittelbare That eines aufser und über der Natur stehenden allweisen, allgütigen Schöpfers gilt, in welchem alles Dasein, alles Leben, seinen gemeinsamen Mittelpunct und Ursprung habe. Der Schöpfer schuf die Natur nicht aber um ihrer selbst willen; vielmehr hatte er dabei sein besonderes Absehen auf den Menschen. Denn die üppige Fülle der Mittel zur Erfüllung des einfachen Zweckes der Erhaltung der Art z. B. scheint unserm Verfasser offenbar dazu da, den *Menschen* auf die Existenz jenes höchsten, allwaltenden göttlichen Wesens, als den Urquell aller Intelligenz hinzuweisen, ihn zur Anbetung in stiller Bewunderung hinzureifsen, ihm Vertrauen auf die Güte des Gottes, der das Leben eines jeden Pflänzchens schützt und schirmt, und die Ueberzeugung eines künftigen Lebens zu geben, in welchem uns eine tiefere Einsicht in die weisen Absichten des Schöpfers aufgehen, in welchem unser Blick freier und heller den göttlichen Gedanken erfassen und durchdringen werde. Darum mache eine sich lebendig hingebende Naturbetrachtung den Menschen religiöser, indem sie ihm einen stets reichlich quillenden Born innerer Freudigkeit und Erhebung über die elenden Kümmernisse des Lebens eröffne. Diese tiefe, innige Ueberzeugung weht durch die ganze Einleitung und läfst uns — wie wir auch persönlich zur Naturansicht des Verfassers stehen mögen — in ihm eines jener abgeklärten Gemüther erblicken, welche sich, unberührt von den mannigfaltigen Fragen und Agitationen des jüngeren Lebens, die frohe, unbefangene Kindlichkeit bis ins hohe Alter bewahren: eine, weil durch und durch wahrhafte und ganze, darum ehrwürdige Persönlichkeit.

Nach dieser Erörterung, von welchem allgemeinen Standpuncte aus und in welchem Geiste der Verfasser seine Aufgabe gefafst, läfst sich schon auf die Art und Weise der Behandlung schliefsen. Eine tief eingehende, scharfe Betrachtung, welche auf das innere Gesetz der Besonderheit dringt und dasselbe durch Zurückführung auf die allgemeinen Gesetze pflanzlicher Entwickelung zum begriffsmäfsigen Verständnisse erhebt, darf man nicht suchen; wohl aber wird man eine überall, wo der Verfasser selbst sehen konnte, treue und hingebende Beobachtung des concreten Verhaltens finden. In der Anordnung folgt der Verfasser der Methode von Decandolle's Prodromus, sucht die Gattungen, welche die meisten Beziehungen zu einander darbieten, zusammenzustellen, um so das in seinem Erscheinen Verwandte gemeinsam zu betrachten. Aufser europäischen Pflanzen sind auch gemeine Gartenpflanzen berücksichtigt; jedoch überdem auch solche ausländische, selbst weniger verbreitete angeführt, die etwas Neues dargeboten. Aus den Arten sind *Typen* oder *Stammarten* hervorgehoben, um welche sich, wie um ihren Kern, die aus dem nämlichen Grundtypus herausgebildeten übrigen Arten ansetzen. Nur *die* Gattung ist natürlich, deren sämmtliche Arten aus Einem Typus entsprungen sind. Die Betrachtung bewegt sich nun um ihre Gegenstände als im *lebendigen* Sein begriffene Gewächse, und die Beobachtung erstreckt sich demnach auf jede Besonderheit der räumlichen Bildung, wie der zeitlichen Lebensäufserung. Da finden wir denn zuerst bei den Gruppen eine Darstellung der allgemeinen Morphonomie (wesentlich nach der Weise der Franzosen), der geographischen Verbreitung, der eigenthümlichen Standorte; weiter eine detaillirte Beschreibung des Blüthen- und Fruchtbaues, wobei das Oeffnen und Schliefsen der Blume, die Bewegungen und Functionen der Befruchtungsorgane (le mode précis de la fécondation), die plastischen Vorgänge bei Entwickelung der Frucht, die Zeitigung der Saamen, der Bau derselben, das Aufspringen der reifen Frucht und die Art, wie sie ihre Saamen ausstreut, die Keimung, Wurzelung und Stengelung mit ganz besonderer Sorgfalt berücksichtigt sind. Auch die Mifsbildungen sind nicht vergessen.

In der treuen, hingebenden und oft lange fortgesetzten Beobachtung der Objecte und der Darstellung ihrer Lebensgeschichte beruht das Hauptverdienst des Buches, welches viel Interessantes und unstreitig auch manches Neue darbietet. Dieses stellt sich aber, bei der Einrichtung des Textes, welcher gleichsam erzählend fortläuft, nicht leicht ersichtlich heraus; wie denn überhaupt das Werk weniger für streng wissenschaftliche Botaniker, als — wie auch die Einleitung sagt — für das gröfsere gebildete Publicum bestimmt erscheint. Doch würde man ihm darum mit Unrecht den Vorwurf der Oberflächlichkeit machen. Der Vortrag ist aber nicht streng methodisch und etwas weitschweifig. Dazu kömmt noch der Uebelstand, dafs die Pflanzennamen meist französisch oder doch französirt sind und dafs bei den lateinischen gar manche Incorrectheit mitunterläuft.

Man mufs dem Verfasser vollkommen beistimmen, wenn er von dieser Weise der Betrachtung ein tieferes Eindringen in das Wesen der Pflanzenwelt erwartet, als die übliche reindescriptive Darstellung der Floren zu ermitteln vermag, und sein Wunsch: die Reisenden in den heifsen Erdstrichen, wo die Natur in ihren gewaltigsten Productionen, in einer üppigen Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt sich entfaltet, möchten ihrer Thätigkeit eine mehr beobachtende Richtung geben — ist sicher der eines jeden Naturforschers. Aber es liegt auf der Hand, und der Verfasser gesteht dies an einer andern Stelle selbst zu, dafs die beim Einzelnen, so wie er es meint, beschaulich verweilende Beobachtung erst dann recht auf die Bahn wird kommen können, wenn die Pflanzenwelt formal bekannt und einem wissenschaftlichen Ueberblick näher gerückt sein wird, als dies, bei aller ungeheuren Thätigkeit in allen Zweigen der Botanik, bis jetzt zu erreichen möglich war.

J. C. Schauer.

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

XXX.

Biographia Britannica literaria; or biography of literary characters of Great Britain and Ireland arranged in chronological order. Anglosaxon period. By Thomas Wright M. A. London, 1842. 8.

Some historical doubts relating to the biographer Asser. Communicated to the society of antiquaries by Thomas Wright, Esq. M. A. F. S. A. London, 1842. 4.

Im Jahre 1825 ward die Royal Society of Literature gegründet in der Absicht, durch sie einen Anhalt mehr für Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen, der Kenntnifs und Entwickelung der englischen Sprache aber im Besonderen zu schaffen. Die Absichten dieses Vereins sind theils durch die Publication seiner transactions, theils — eine Anzahl Jahre hindurch — durch die Ertheilung von goldnen Medaillen an wissenschaftlich ausgezeichnete Männer, theils endlich durch Herausgabe solcher Werke, deren Druck für die Wissenschaft wünschenswerth, die aber nicht so popular sind, dafs ihre Herausgabe durch die Theilnahme des Publicums getragen werden könnte, in höchst anerkennenswerther Weise erreicht worden. Zu den Unternehmungen der Royal Society of Literature gehört nun auch die Biographia Britannica literaria, deren erster Theil uns vorliegt. Die Bearbeitung dieses ersten Theiles konnte keinen geschickteren Händen anvertraut werden, als denen des Hrn. Wright, welcher mit begeisterter Liebe für die ältere Litteratur seines Vaterlandes die ausgebreitetste Kenntnifs der angelsächsischen Schriftwerke und das eindringendste Studium in die Werke der anglonormannischen Periode vereint, so dafs er der für diesen ersten Band gestellten Aufgabe nach allen Seiten gewachsen war. Diese Biographia Britannica umfafst aber nicht blofs die Schriftsteller in der Landessprache, sondern zugleich die lateinischen Scribenten des Landes, und hierin möchten wir sie unseren deutschen Landsleuten schon als ein Muster aufstellen — es ist unmöglich, sich ein treues Bild von dem geistigen Zustande eines Volkes im Mittelalter zu verschaffen, wenn man von der Betrachtung die lateinischen Scribenten ausschliefst. Die religiösen Bewegungen und Färbungen, die historischen Kenntnisse der früheren Zeiten des Mittelalters können fast nur aus den lateinischen Scribenten der Zeit erkannt werden, — wie ist es nun möglich ein treues Bild der geistigen Zustände, wie es einer Litteraturgeschichte zu Grunde liegen mufs, zu entwerfen, ohne genaueste Bezugnahme auf den Zustand der Theologie. Allerdings hat es auf den ersten Augenblick viel für sich, die Theologie als ein Gebiet blofs der Gelehrsamkeit von einer Darstellung der nationalen Zustände zu scheiden, aber abgesehen davon, dafs in jenen Zeiten die Theologie noch gar nicht in dem Grade blofs gelehrtes Gebiet war, dafs damals eine Menge nationaler Einflüsse auf die Theologie und theologischer Einflüsse auf das nationale Dasein statt fanden, liegen auch eine ganze Anzahl theologischer Erzeugnisse z. B. Homilien, Lebensbeschreibungen der Heiligen u. s. w. völlig auf dem Grenzgebiete des Lebens und der Gelehrsamkeit und sind deshalb auch in England wie in Deutschland frühzeitig bald lateinisch bald in der Landessprache abgefafst worden; können aber in Sinn, Richtung und Bedeutung gar nicht hinlänglich erkannt und gewürdigt werden, wenn man die Betrachtung der übrigen lateinischen Litteratur des Landes ausschliefst.

Für uns Deutsche nun aber hat diese Biographia Britannica der angelsächsischen Zeit noch eine andere, nachdrücklich hervorzuhebende Seite der Wichtigkeit. Irländer und Angelsachsen, mit einem Worte Britten, sind unsere geistigen Väter — Britten haben unseres

Digitized by Google

Volkes Bekehrung herbeigeführt, Britten *haben unser Volk in Christo gezeugt*, und ihm den ganzen Reichthum von Bildung aufgeschlossen, der damals mit der christlichen Kirche Hand in Hand ging. So können auch unsere ersten christlichen Bildungszustände ohne Rücksicht auf die vorangehenden und gleichzeitigen Zustände in Britannien nicht verstanden werden; und da nun auch unser Heidenthum ein mit den Angelsachsen gemeinsames war, unsere älteste nationale Poesie mit der angelsächsischen in gleichen Bahnen die gleichen Stoffe bewegte, die angelsächsische Sprache sich zu den damaligen niederdeutschen d. h. fränkischen, friesischen, sächsischen Mundarten nur wie naheliegende, noch allgemein verständliche Mundart verhielt, ist die ängelsächsische Litteraturgeschichte in der That ein Theil unserer eignen, und die Sachsen der Insel stunden genau zu den Sachsen des Festlandes, wie jetzt die Deutschen in Pensylvanien mit ihrer zwar schon etwas abweichenden, aber uns doch noch allgemein verständlichen, in Zeitungen, religiösen, politischen und anderen popularen Schriften gepflegten absonderlichen Mundart zu der hochdeutschen Sprache — oder vielmehr noch näher, denn die Wechselbeziehungen waren häufiger und gehörten vornämlich den *gebildeteren* Ständen beider Länder an. Dafs namentlich die fränkische Mundart in manchen Gegenden der angelsächsischen sehr nahe verwandt war, sehen wir aus mehreren Stellen Beda's z. B. Beda I. 25. „Acceperunt autem, praecipiente beato papa Gregorio, *de gente Francorum interpretes*, et mittens ad Aedilberctum etc. Ferner ist Beda III. 7. §. 170. von Agilberctus die Rede, dem Bischof von Wessex, der von König Coinualch zum Bischof gemacht war, und welcher bezeichnet wird als natione quidem Gallus d. h. (wie auch der Eigenname schliefsen läfst) als *Franke* — da heifst es weiter: Tandem rex, *qui Saxonum tantum linguam noverat*, pertaesus *barbarae loquelae* (sc. Agilbercti) — hieraus geht hervor, dafs Agilberct fränkisch sprach, was man zwar in England verstund, was aber einem sächsischen Ohre häfslich klang, oder was doch wegen der Mühsamkeit des Verständnisses unbequem ward — denn hätte Agilberct romanisch oder keltisch geredet, so wäre weder überhaupt ein Verständnifs denkbar gewesen, noch würde wenigstens die romanische Rede als barbara loquela bezeichnet worden sein. Die keltische Rede ist ohnehin unter diesen Umständen unwahrscheinlich. Kurz so lange Angelsachsen Herren Englands waren, war England, wenn auch politisch getrennt, doch im übrigen in Sitte, Recht, Art und Sprache ein *deutsches* Land, und *die Literaturgeschichte dieses Landes in jener Zeit ist ein Theil der unsrigen.*

Was den Inhalt des Werkes des Hrn. Wright anbetrifft, so ist zwar im allgemeinen zu bedauern, dafs die beschlossene biographische Einrichtung desselben des Autors Schritte in einer eng gemessenen Bahn halten mufste, denn gerade die wichtigsten angelsächsischen Schriftwerke, die anonymen, konnten nun nur in der allgemeinen Einleitung besprochen werden. Dies ist nun zwar auch mit vieler Einsicht und mit fleifsiger Wahrnahme nach allen Seiten geschehen, aber auf so engem Raume liefs sich doch der Sache nicht ganz gerecht werden. Im übrigen aber ist die Aufgabe vortrefflich ausgeführt; eine Menge Einzeluntersuchungen über Lebensumstände, Zeitalter und Schriften der namhaften Schriftsteller sind eingestreut; eine Menge älterer falscher Angaben sind berichtigt oder dem Richtigen so nahe als es das vorhandene Material gestattete zugeführt; eine Menge anecdota sind als Proben mitgetheilt, oder es ist auf sie als zuerst in den reliquiis antiquis (auf welche vortreffliche Sammlung *) aufmerksam zu machen, wir uns hier erlauben) abgedruckt hingewiesen — kurz! wer irgend billig und unbefangen das vorliegende Buch zur Hand nimmt, wird ohnfelbar einen reichen Schatz von Belehrung und interessanter Unterhaltung in demselben finden.

Da wir in der zweiten über unserem Artikel stehenden Schrift eine besondere Abhandlung über Asser mit dieser Anzeige der Biographia Britannica in Verbindung gesetzt haben, ist es unsere Absicht nachher als Probe der verdienstlichen Leistungen unseres Verfassers im Einzelnen das Asser Betreffende besonders hervorzuheben. Ehe wir aber dazu übergehen, sei es uns vergönnt, eine Reihe verschiedener Stellen des Werkes zur Sprache zu bringen, in denen uns das eine oder das andere aufgefallen ist, oder an die sich weitere Bemerkungen während der Lectüre von selbst anknüpften.

---

*) *Reliquiae antiquae.* Scraps from ancient manuscripts. Edited by *Thomas Wright* Esq. and *James Orchard Halliwell* Esq. bis jetzt eilf Hefte. London, 1839 — 1842. 8.

Digitized by Google

S. 215 wird in der Note eine Stelle des Wilhelm von Malmsbury angeführt. Das darin vorkommende Wort pons ist oben in dem Text durch bridge wiedergegeben. So viel bekannt, hat das jetzige englische Wort bridge nur dieselbe Bedeutung, wie unser Wort „Brücke"; pons hingegen in mittelalterlichem Latein bezeichnet jeden künstlichen Höhebau, auf welchem gestanden und gegangen wird, z. B. eine Estrade in einem Saale, eine Kunststrafse, wie die Römerstrafsen gewesen waren, und wie mehrere zur angelsächsischen Zeit auch noch in England erhalten wurden; die Worte Wilhelms aber: „super pontem qui rura et urbem continuat" lassen kaum eine andere Uebersetzung als: „Kunststrafse, Heerstrafse" zu.

S. 252 ist bei Utrecht die Rede von „the Sclavonic tribe of the Wiltas". Allerdings ist der alte deutsche Name Utrechts: Wiltaburg mit Recht so gefafst worden, dafs es eine Burg der Wilten oder Wilzen gewesen; aber da man den Namen der Wilzen sonst nur von einem wendischen Stamme gebraucht sah, hat man eine wendische Colonie nach den Niederlanden gebracht. Dies ist doch ganz undenkbar; wenn der Stamm, welcher Utrecht und seine Umgegend bewohnte, auch in deutscher oder vordeutscher Zeit Wilten oder (oberdeutsch) Wilzen hiefsen — slavisch kann er keines Falles gewesen sein; eher keltisch. Für deutsches w haben die Wälschen gw, die Gaelen f oder fh — da nun im Wälschen gwyllt, im Gälischen fuilte (mit weiterer Adjectivendung, wie das deutsche — lich: fuilteach) wild, grausam bedeutet, möchte hier eine Anlehnung des Namens Wilta-burg an ein deutsches Wilden-burg, doch nicht ganz verwerflich sein, denn offenbar haben wir das Wort „wild" von Kelten erst bekommen, da es bei uns wurzellos und verwaist dasteht, bei den Kelten aber sich an gwyar und fuil, welches beides „geronnenes Blut, vergossenes Blut" bedeutet, etymologisch deutlich anlehnt. Die verschiedene Dentale im deutschen Auslaut kann unter solchen Umständen nicht stören — und die Kelten können schon deshalb das Wort nicht von uns erhalten haben, da sie es in einer Urzeit erhalten haben müfsten, wo Wälsch und Gälisch sich noch nicht geschieden hatten.

S. 316 ist bei der bekannten Abschwörungsformel eine, uns wenigstens neue, Erklärung versucht. Die Worte Thunaer ende Uuoden sind gefafst: thuna erende, Uuoden; und thuna erende ist durch: worship of groves übersetzt. Mir wenigstens ist weder ein deutsches noch ein angelsächsisches thun in der Bedeutung von „Hain" noch ein erende in der Bedeutung „Verehrung" bekannt. Die neue Erklärung scheint mir nicht glücklich.

S. 324 enthält einen merkwürdigen Zug aus dem Leben unserer d. h. der in Deutschland ansäfsigen Slaven, der in dem Leben des heiligen Sturm vorkömmt. Dieser begegnete auf einer Reise im J. 744 einer multitudo Sclavorum an den Ufern der Fulda beim Bade, da heifst es von ihnen: Quorum nuda corpora animal cui praesidebat (Sturms Pferd) pertimescens tremere coepit, et ipse vir Dei eorum foetorem exhorruit. Wem fällt dabei nicht die schamlose Art ein, mit der in den Befreiungskriegen (was man in diesem Mafse von keiner anderen Nation erlebt hatte) unsere Flüsse und Teiche, auch die allen Blicken ausgesetzten, von nackten, badenden Slaven bedeckt waren, und die Ufer, wo sie ihre Kleider hingelegt, stanken noch vier Wochen nachher nach Juchten. — Wie aber kamen diese Slaven 744 an die Fulda? waren es schon Colonieen slavischer Leibeigner? war es eine vorgeschobene Partie der Sorben des Düringer Waldes?

S. 343 scheint der Verfasser den Ortsnamen Charinta oder Charta nicht deuten zu können. Er sagt, Willibald sei auf der Reise von Rom nach Deutschland über Lucca, Pavia, Brescia gekommen „to a place named Charinta or Charta" — der Ort ist aber ganz einfach Guarda, was ja ganz am Wege liegt von Brescia nach Baiern.

S. 386 ist der Verfasser in Verlegenheit, was das bedeuten solle, wenn von Alfred, der neben seinem Bruder Ethelred, dem Könige von Wessex genannt ist, gesagt wird: „Aelfred rex, *secundarii* tamen tunc ordine fretus" — und dann: „Aelfred tunc *secundarius*", und endlich: „Aelfred, qui usque ad id temporis, viventibus fratribus suis, *secundarius* fuerat". — Dieser Titel eines secundarius kömmt aufser in Beziehung auf Aelfred nirgends vor; es scheint aber, als habe man im westsächsischen Reiche in diesen drangvollen Zeiten sich Einrichtungen der benachbarten gälischen Kelten zum Muster genommen, und habe, um nie auch nur einen Augenblick ohne allgemein anerkanntes Oberhaupt zu sein in den häufigen Kämpfen mit den drängenden Feinden, dem präsumtiven Suc-

Digitized by Google

Asser Lebzeiten existirt zu haben scheint — wahrscheinlich sind dergleichen erst nach der Translation der Reliquien dieses Heiligen nach Huntingdonshire im J. 974 entstanden. Durch Alles dies wird nun wahrscheinlich, dafs die Lebensbeschreibung Aelfreds vom angeblichen Asser Arbeit eines Mönches ist aus einer späteren Zeit, eines Mönches, der die angelsächsische Sachsenchronik und ein legendenartiges Leben des heiligen Neot so zu Grunde legte, dafs er im Grunde nur daraus compilirte. Den entscheidendsten Punct erwähnt unser Verf. nicht noch einmal in der Biographia Britannica, sondern nur in der besonderen Schrift über Asser. Johannes Presbyter, den Aelfred zum Abt von Athelney gemacht, soll hier von einigen seiner Mönche ermordet worden sein. Aelfred selbst bezeichnet diesen Johannes in der Vorrede zum Pastorale als lebend und als min müsse-preost — noch nicht als Abt; diese Uebersetzung des Pastorale ist erst nach 894 verfafst — und angeblich im J. 893 erzählt der Pseudoasser diese Geschichte von des Johannes Ermordung schon ganz nebelhaft als eine früher vorgekommene Thatsache: „facinus quoque in eodem monasterio *quodam tempore* perpetratum".

Durch diesen Zug erhebt sich die oben bezeichnete Ansicht Wrights von der apokryphischen Natur der Lebensbeschreibung Aelfreds, die angeblich von Asser herrührt, zur Gewifsheit, und so leid es uns thut, zu den gefallenen historischen Autoritäten nun auch Assers angebliches Buch, welches die Grundlage für die romantischen Züge in Aelfreds Leben bildet, zählen zu müssen, scheint uns doch nach des Verfs. Ausführung nichts übrig zu bleiben, als ihm vollkommen beizustimmen.

H. Leo.

XXXI.

J. L. v. Parrot, Versuch einer Entwicklung der Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältnisse der Liwen, Lätten, Eesten; mit Hinblick auf einige benachbarte Ostseevölker, von den ältesten Zeiten bis zur Einführung des Christenthums. Neue Ausgabe. Berlin, 1839. *Verlag von Carl J. Klemann. (2 Hefte Text* 418 S., 1 *Heft Beilagen* 41 *Stück und ein Polyglotten-Atlas in* 20 *Bogen Fol.)*

Eine neue Ausgabe von einer Schrift über „Liwen, Eesten und Lätten"! welche Ehre für den Verf., welche Freude für die Bewohner der Ostseeländer! Also ganz im Stillen hat dieses Werk sich Bahn gebrochen, so wenig auch öffentlich Notiz davon genommen worden. Nur Schlosser, so viel ich weifs, wagte sich an die erste Auflage (Heidelb. Jahrbb. 1828. No. 57.), gesteht aber selbst, dafs er für die darin enthaltenen Sprachforschungen weder ein competenter Richter ist, noch sich dafür auszugeben Lust hat. Doch kann er nicht umhin „die Art und Weise, wie der Verf. seine Forschungen anstellt, die Ruhe, mit der er dabei verfährt, die Gelehrsamkeit und den Umfang der Kenntnisse, die er an den Tag legt, die Mühe und den Fleifs, den er auf die Erlernung einer nur dem Forscher der Völkergeschichte wichtigen Sprache eines armen und unterdrückten Völkleins gewendet hat" gebührend zu preisen. Wer hatte auch damals die erforderlichen Sprachkenntnisse in Deutschland, wie sie jetzt Pott, Schott und wenige Andere besitzen, um ein solches Werk von dieser seiner wesentlichsten Seite aus zu beurtheilen?

Elf Jahre sind seitdem bis zu der Erscheinung der neuen Ausgabe, dann drei Jahre bis zur Abfassung vorliegender Recension verflossen; das Buch ist eine Autorität geworden; v. Roon in seinen Grundzügen der Erd-, Völker- und Staatenkunde III. p. 437. 478. (2te Ausg.) stellt Parrot ganz allein als entscheidend gegenüber Männern wie Sjögren, Thunmann, Schlözer, Balbi u. a. und folgt seinem Urtheile gegen sie; die Sprachstudien haben ungemein zugenommen in den elf Jahren; es giebt schon Leute, die ein solches Werk auch von der sprachlichen Seite betrachten und beurtheilen können, wo Schlosser sich incompetent erklärt; auch mögen die neuern Sprachstudien auf die 2te Ausgabe eines Werkes, in welchem alle lebende und todte Sprachen Europa's und Asiens, die Patois nicht ausgenommen, benutzt werden, namentlich in Beziehung auf das Keltische, nicht ohne Einflufs geblieben sein. Zwar verheifst der Titel nichts von Verbesserung und Vermehrung; doch dem gründlichen Leser entgeht es nicht, wo es sich auch findet.

Auch die Seitenzahl ist dieselbe geblieben — die

Digitized by Google

Zahl der Zeilen auf jeder Seite —, ja es ist kein Buchstaben verändert worden. Es ist die alte Ausgabe mit neuem Titel und neuem Verleger.

Statt also einen Beweis von der Verbreitung des Werkes abzulegen zeugt diese „neue Ausgabe" grade für das Gegentheil. Der Verf. aber ist unschuldig an dem Betruge; er ist bald nach der Erscheinung des Werkes gestorben.

Wozu nun eine Beurtheilung eines im J. 1828 erschienenen Werkes? Einmal, weil es eigentlich noch nicht öffentlich beurtheilt worden; zweitens, weil es eine Berücksichtigung gefunden hat, deren es nicht werth ist; und weil es drittens sich dem Publicum wieder aufdrängt.

Wir werden uns darauf beschränken zu beweisen, dafs der Verf. des Buches über Liwen, Eesten und Lätten von den Gegenständen, welche er behandelt hat, eigentlich nichts verstand, trotz seines mehrmaligen Aufenthalts in den Ostseeländern, und hoffen das Buch aufser Curs zu setzen, wenn wir beweisen:

1) dafs sein Verf. gar keine allgemeine Sprachkenntnisse, und
2) keine Kenntnisse von den Sprachen besafs, auf welchen alle seine Behauptungen ruhen, nämlich keine, gar keine Kenntnisse des Esthnischen, des Finnischen, des Lättischen, des Litthauischen und des Russischen.

Sobald diese Puncte bewiesen sind, versteht es sich von selbst, dafs Niemand sich mehr auf das Buch berufen kann und darf für Behauptungen, die es allein aufstellt: die Lätten hätten bis zu der Zeit, in welcher die Deutschen diese Ostseeländer eroberten, esthnisch gesprochen, das jetzige Lettische aber sei aus dem „Slavisch-Russischen durch die deutschen Prediger" eingeführt worden; ferner darf dann Niemand mehr aus dem Widerspruche zwischen Parrot einerseits und Sjögren u. a. andrerseits schliefsen, wie Hr. v. Roon thut, dafs die esthnische, die lättische und die litthauische Sprache verunreinigt seien durch manche den anwohnenden Völkern entnommene Elemente, dafs Eesten und Liwen eine Unterabtheilung des lättischen Stammes oder auch umgekehrt, wie es doch von Roon thut im blinden Vertrauen auf Parrot.

Mit Recht wird die Sprache eines Volkes heutiges Tages als das wesentliche Merkmal des Stammes, dem es angehört, angesehen. Parrot nun will wie gesagt zeigen, dafs die Lätten ehemals Esthen gewesen seien, esthnisch gesprochen haben, und erst nach dem Jahre 1210 das „*Slavisch-Russische*", welches sie jetzt sprechen, *von den deutschen Predigern* angenommen. Lassen wir den Einfall von den deutschen Predigern, von denen die Esthen-Lätten ja eher Deutsch, oder etwa Lateinisch, als grade Russisch gelernt haben würden, als unwesentliches Stück bei Seite und zeigen dafür was wir versprachen. Also *erstens:* der Verf. hat keinen Begriff von Sprachkunde, keine allgemeine Sprachkenntnisse. Fassen wir Sprachkunde (denn das Werk ist 1828 geschrieben) auch nicht so hoch, wie sie nach den Leistungen Bopp's, Pott's, Grimm's u. s. w. jetzt gefafst werden mufs; so ergiebt sich doch das Verkehrte der Ansichten des Verfs. schon daraus, dafs er sich aus Formation und Flexion, kurz aus Grammatik gar nichts macht, er weist sie p. 26 ff. gradezu von sich, indem er meint, die Flexions-Endungen könnten sich zufällig in sonst verschiedenen Sprachen gleich gebildet haben; dagegen hält er sich an das Lexicon und an den damit nothwendig verbundenen trefflichen Kanon: „Wörter gleicher Bedeutung und Schreibart sind verwandt". Wie verkehrt das ist, leuchtet ein, wenn man das lateinische *itaque* und das russische i *tak* (и такъ), die Gleiches bedeuten und gleich lauten, zusammenstellt, sie darum zu verwandten macht, und weil man weiter weifs, dafs im Russischen i (и) = und, tak (такъ) = so, nun auch schliefst, im Lat. sei i = und, taque = so. Als ob ähnlich und analog verwandt wären!

Ferner macht der Verf. alle Sprachen zu polysynthetischen, jeder Vocal, ja oft jeder Consonant hat seine Bedeutung. Nimmt man dazu die beliebige Sprachenmengung, so kann man einigermafsen begreifen, wie jemand erklären kann, wie folgt:

P. 178 Skythai und *Scythae:* 1) im Keltischen ist S auch eine Partikel, die den Wörtern zur Bezeichnung des Geschlechts vorgesetzt wird. Cit (Kit, Kyth) bedeutet Land, und Tai Familie, Geschlecht, Stamm; diesem nach Skittai (Skytai) das Land der Familien, des Stammes, oder das Stammland.

2) Will man aber das S ohne Geschlechtsbezeichnung und ei für y annehmen, so entsteht Skeit = ausgebreitet —, und in Verbindung mit Tai, Skeit tai (Skytai), ausgebreitete Familie, ausgebreiteter Stamm.

3) Setzt man anstatt tai, Ta Land, J Sohn, Nach-

Digitized by Google

Asser Lebzeiten existirt zu haben scheint — wahrscheinlich sind dergleichen erst nach der Translation der Reliquien dieses Heiligen nach Huntingdonshire im J. 974 entstanden. Durch Alles dies wird nun wahrscheinlich, dafs die Lebensbeschreibung Aelfreds vom angeblichen Asser Arbeit eines Mönches ist aus einer späteren Zeit, eines Mönches, der die angelsächsische Sachsenchronik und ein legendenartiges Leben des heiligen Neot so zu Grunde legte, dafs er im Grunde nur daraus compilirte. Den entscheidendsten Punct erwähnt unser Verf. nicht noch einmal in der Biographia Britannica, sondern nur in der besonderen Schrift über Asser. Johannes Presbyter, den Aelfred zum Abt von Athelney gemacht, soll hier von einigen seiner Mönche ermordet worden sein. Aelfred selbst bezeichnet diesen Johannes in der Vorrede zum Pastorale als lebend und als min müsse-preost — noch nicht als Abt; diese Uebersetzung des Pastorale ist erst nach 894 verfafst — und angeblich im J. 893 erzählt der Pseudoasser diese Geschichte von des Johannes Ermordung schon ganz nebelhaft als eine früher vorgekommene Thatsache: „facinus quoque in eodem monasterio *quodam tempore* perpetratum".

Durch diesen Zug erhebt sich die oben bezeichnete Ansicht Wrights von der apokryphischen Natur der Lebensbeschreibung Aelfreds, die angeblich von Asser herrührt, zur Gewifsheit, und so leid es uns thut, zu den gefallenen historischen Autoritäten nun auch Assers angebliches Buch, welches die Grundlage für die romantischen Züge in Aelfreds Leben bildet, zählen zu müssen, scheint uns doch nach des Verfs. Ausführung nichts übrig zu bleiben, als ihm vollkommen beizustimmen.

H. Leo.

XXXI.

J. L. v. Parrot, Versuch einer Entwicklung der Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältnisse der Liwen, Lätten, Eesten; mit Hinblick auf einige benachbarte Ostseevölker, von den ältesten Zeiten bis zur Einführung des Christenthums. Neue Ausgabe. Berlin, 1839. *Verlag von Carl J. Klemann. (2 Hefte Text* 418 *S.,* 1 *Heft Beilagen* 41 *Stück und ein Polyglotten-Atlas in* 20 *Bogen Fol.)*

Eine neue Ausgabe von einer Schrift über „Liwen, Eesten und Lätten"! welche Ehre für den Verf., welche Freude für die Bewohner der Ostseeländer! Also ganz im Stillen hat dieses Werk sich Bahn gebrochen, so wenig auch öffentlich Notiz davon genommen worden. Nur Schlosser, so viel ich weifs, wagte sich an die erste Auflage (Heidelb. Jahrbb. 1828. No. 57.), gesteht aber selbst, dafs er für die darin enthaltenen Sprachforschungen weder ein competenter Richter ist, noch sich dafür auszugeben Lust hat. Doch kann er nicht umhin „die Art und Weise, wie der Verf. seine Forschungen anstellt, die Ruhe, mit der er dabei verfährt, die Gelehrsamkeit und den Umfang der Kenntnisse, die er an den Tag legt, die Mühe und den Fleifs, den er auf die Erlernung einer nur dem Forscher der Völkergeschichte wichtigen Sprache eines armen und unterdrückten Völkleins gewendet hat" gebührend zu preisen. Wer hatte auch damals die erforderlichen Sprachkenntnisse in Deutschland, wie sie jetzt Pott, Schott und wenige Andere besitzen, um ein solches Werk von dieser seiner wesentlichsten Seite aus zu beurtheilen?

Elf Jahre sind seitdem bis zu der Erscheinung der neuen Ausgabe, dann drei Jahre bis zur Abfassung vorliegender Recension verflossen; das Buch ist eine Autorität geworden; v. Roon in seinen Grundzügen der Erd-, Völker- und Staatenkunde III. p. 437. 478. (2te Ausg.) stellt Parrot ganz allein als entscheidend gegenüber Männern wie Sjögren, Thunmann, Schlözer, Balbi u. a. und folgt seinem Urtheile gegen sie; die Sprachstudien haben ungemein zugenommen in den elf Jahren; es giebt schon Leute, die ein solches Werk auch von der sprachlichen Seite betrachten und beurtheilen können, wo Schlosser sich incompetent erklärt; auch mögen die neuern Sprachstudien auf die 2te Ausgabe eines Werkes, in welchem alle lebende und todte Sprachen Europa's und Asiens, die Patois nicht ausgenommen, benutzt werden, namentlich in Beziehung auf das Keltische, nicht ohne Einflufs geblieben sein. Zwar verheifst der Titel nichts von Verbesserung und Vermehrung; doch dem gründlichen Leser entgeht es nicht, wo es sich auch findet.

Auch die Seitenzahl ist dieselbe geblieben — die

Digitized by Google

Zahl der Zeilen auf jeder Seite —, ja es ist kein Buchstaben verändert worden. Es ist die alte Ausgabe mit neuem Titel und neuem Verleger.

Statt also einen Beweis von der Verbreitung des Werkes abzulegen zeugt diese „neue Ausgabe" grade für das Gegentheil. Der Verf. aber ist unschuldig an dem Betruge; er ist bald nach der Erscheinung des Werkes gestorben.

Wozu nun eine Beurtheilung eines im J. 1828 erschienenen Werkes? Einmal, weil es eigentlich noch nicht öffentlich beurtheilt worden; zweitens, weil es eine Berücksichtigung gefunden hat, deren es nicht werth ist; und weil es drittens sich dem Publicum wieder aufdrängt.

Wir werden uns darauf beschränken zu beweisen, dafs der Verf. des Buches über Liwen, Eesten und Lütten von den Gegenständen, welche er behandelt hat, eigentlich nichts verstand, trotz seines mehrmaligen Aufenthalts in den Ostseeländern, und hoffen das Buch aufser Curs zu setzen, wenn wir beweisen:

1) dafs sein Verf. gar keine allgemeine Sprachkenntnisse, und
2) keine Kenntnisse von den Sprachen besafs, auf welchen alle seine Behauptungen ruhen, nämlich keine, gar keine Kenntnisse des Esthnischen, des Finnischen, des Lättischen, des Litthauischen und des Russischen.

Sobald diese Puncte bewiesen sind, versteht es sich von selbst, dafs Niemand sich mehr auf das Buch berufen kann und darf für Behauptungen, die es allein aufstellt: die Lätten hätten bis zu der Zeit, in welcher die Deutschen diese Ostseeländer eroberten, esthnisch gesprochen, das jetzige Lettische aber sei aus dem „Slavisch-Russischen durch die deutschen Prediger" eingeführt worden; ferner darf dann Niemand mehr aus dem Widerspruche zwischen Parrot einerseits und Sjögren u. a. andrerseits schliefsen, wie Hr. v. Roon thut, dafs die esthnische, die lättische und die litthauische Sprache verunreinigt seien durch manche den anwohnenden Völkern entnommene Elemente, dafs Eesten und Liwen eine Unterabtheilung des lättischen Stammes oder auch umgekehrt, wie es doch von Roon thut im blinden Vertrauen auf Parrot.

Mit Recht wird die Sprache eines Volkes heutiges Tages als das wesentliche Merkmal des Stammes, dem es angehört, angesehen. Parrot nun will wie gesagt zeigen, dafs die Lätten ehemals Esthen gewesen seien, esthnisch gesprochen haben, und erst nach dem Jahre 1210 das „*Slavisch-Russische*", welches sie jetzt sprechen, *von den deutschen Predigern* angenommen. Lassen wir den Einfall von den deutschen Predigern, von denen die Esthen-Lätten ja eher Deutsch, oder etwa Lateinisch, als grade Russisch gelernt haben würden, als unwesentliches Stück bei Seite und zeigen dafür was wir versprachen. Also *erstens:* der Verf. hat keinen Begriff von Sprachkunde, keine allgemeine Sprachkenntnisse. Fassen wir Sprachkunde (denn das Werk ist 1828 geschrieben) auch nicht so hoch, wie sie nach den Leistungen Bopp's, Pott's, Grimm's u. s. w. jetzt gefafst werden mufs; so ergiebt sich doch das Verkehrte der Ansichten des Verfs. schon daraus, dafs er sich aus Formation und Flexion, kurz aus Grammatik gar nichts macht, er weist sie p. 26 ff. gradezu von sich, indem er meint, die Flexions-Endungen könnten sich zufällig in sonst verschiedenen Sprachen gleich gebildet haben; dagegen hält er sich an das Lexicon und an den damit nothwendig verbundenen trefflichen Kanon: „Wörter gleicher Bedeutung und Schreibart sind verwandt". Wie verkehrt das ist, leuchtet ein, wenn man das lateinische *itaque* und das russische i *tak* (и такъ), die Gleiches bedeuten und gleich lauten, zusammenstellt, sie darum zu verwandten macht, und weil man weiter weifs, dafs im Russischen i (и) = und, tak (такъ) = so, nun auch schliefst, im Lat. sei i = und, taque = so. Als ob ähnlich und analog verwandt wären!

Ferner macht der Verf. alle Sprachen zu polysynthetischen, jeder Vocal, ja oft jeder Consonant hat seine Bedeutung. Nimmt man dazu die beliebige Sprachenmengung, so kann man einigermafsen begreifen, wie jemand erklären kann, wie folgt:

P. 178 Skythai und *Scythae:* 1) im Keltischen ist S auch eine Partikel, die den Wörtern zur Bezeichnung des Geschlechts vorgesetzt wird. Cit (Kit, Kyth) bedeutet Land, und Tai Familie, Geschlecht, Stamm; diesem nach Skittai (Skytai) das Land der Familien, des Stammes, oder das Stammland.

2) Will man aber das S ohne Geschlechtsbezeichnung und ei für y annehmen, so entsteht Skeit = ausgebreitet —, und in Verbindung mit Tai, Skeit tai (Skytai), ausgebreitete Familie, ausgebreiteter Stamm.

3) Setzt man anstatt tai, Ta Land, J Sohn, Nach-

Digitized by Google

kommen, a auf, und e Erde, so hat man Skeft ta i (Skytai), ausgebreitetes Land der Söhne oder Nachkommen, und Skoitae (Skytae) ausgebreitet, verbreitet auf der Erde.

P. 179 Skolotai bildet sich aus folgenden Wörtern: S Geschlechtsbezeichnung, Col, Kol, Kehle, Zunge, Sprache, ot, schön, vorzüglich, Tai Familien, Geschlecht, Stamm, Ta Land, J Sohn, Nachkommen, O Abkömmling, a auf, und E, Erde: folglich Skol ot ta, die schöne Sprache des Landes; Skol o tai, die Sprache der Abkömmlinge des Landes; Skol ot tai, die schöne Sprache der Familien oder des Stammes; Skol ot ta i die schöne Sprache des Landes der Söhne oder Nachkommen, und Skol ot a e (e für i), die schönste Sprache auf der Erde.

So geht er allerlei Völkernamen und andres Dunkle ruhig durch, aestuarium ist „eestnisch" oder auch keltisch und bedeutet „reifsender Flufs in der Meeresfluth"; Karl der Grofse hat seine Monatsnamen aus dem „Eestnischen" und Keltischen genommen, Windumanoth und Mutumanoth werden p. 48 f. demnach erklärt; „Jehowáh" wird Erläut. N. 14. gedeutet wie folgt aus dem „Eestnischen": 1) jä prüs. von jäma bleiben, büwa gut; jähüwa, „ich bleibe gut": oder anders — denn wie kann solch ein Kaleidoskop anders als immer neue Combinationen aufzeigen, die eben so schnell zerfallen wie sie sich bilden: — 2) „jä ich bleibe, hä gut, wa, waa tugendhaft, unschuldig (heilig): Jähäwaa, ich bleibe gut und heilig": 3) Jowwa ich kann, ich vermag, ich habe die Macht, ich bin der Mächtige". In derselben Weise geht es her über Sinai, Adonai, Allah, Golgatha, Eloim (sic); Woluspä, Walhalla und zahllose andere. Auch über den Namen der Pelasger kommen wir in der 35. Erläut. nun endlich einmal aufs Reine: Pelas*ger*, Skythisch = über Meer ziehend, Pel, b. pell, ferne; lath (las), gehen, tragen; *Ger*, *Wasser*, *Meer*, folglich Pellasger = ferne gehen über Meer. Setzt man Lath (Lais) Meer, für lath, und b. Kerza, gehen, für *ger*, so hat man Pellais*kerza*, Pellas*ker*, ferne über Meer gehen. Bei solchen Mitteln ist es natürlich keine Kunst, lättisch = „eestnisch" = keltisch = hebräisch = arabisch = skythisch = etc. = etc. = etc. zu setzen, und das allbekannte und allen mohammedanischen Völkern angehörende Wort „Mesdschid" (bekanntlich das arabische مسجد nom. loc. von سَجَدَ) 1) aus dem Keltischen = sehr heiliger Wald, und 2) aus dem „Eestnischen" = 1) Bundeswald, oder 2) Bundesberg, oder 3) Bundeshügel zu erklären und unter andern auch alle mohammedanischen Nationen, nicht blofs die Abasgen, bei denen ihm das Wort in die Hände gerathen ist, mit den „Eesten" und Kelten in Verbindung zu setzen. Eben so findet er bei den Abasgen auch Kalla = Festung, ein keltisches Wort hat er schnell genug bei der Hand, aber das arab. قَلْعَةٌ und قَلَعَةٌ, das wir doch von Kelat in Beludschistan bis Alcalá in Spanien hören, braucht er natürlich nicht, da es weder eestnisch noch keltisch.

Einen Mann nun, der so willkürlich, in naiver Unwissenheit alle Sprachen und Völker durch einander mengt, der Skythai anders erklärt als Scythae, der zwischen Skolotai und Scolatae grofse Unterschiede findet, der in Pelasger die deutsche Endung er aus dem Keltischen erläutert und doch das Wort in dieser Form für Skythisch ausgiebt, der arabische, deutsche, lateinische und wer weifs was für Wörter aus dem Keltischen und Eestnischen erklärt, macht es einem Beurtheiler wohl sehr leicht, und es ist unbegreiflich, unverzeihlich, wie ein Schlosser diesen Unsinn anpreist, da ihn seine Clausel wahrhaftig nicht schützen kann, denn auch wer von Sprachen nicht mehr versteht, als er zu verstehen behauptet, kann sich doch von solchem Zeuge nicht blenden lassen. Und nun gar v. Roon! Schlosser hat Parrot nur angezeigt, nicht citirt, wo er Gelegenheit gehabt hätte! Roon fügt sich diesem Unsinne und die Schulen in Deutschland, die seine so trefflichen Bücher gebrauchen, und ihre Lehrer lernen und lehren es ihm nach!

Kurz, Parrot ist in Beziehung auf Sprachen durchaus unwissend; das zeigte sich eben im Allgemeinen. Wenn er nun wenigstens doch eestnisch und lättisch verstände, der Verwandten dieser grundverschiedenen Sprachen nicht einmal zu gedenken. Aber auch sie sind dem umsichtigen Manne völlig unbekannt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

J. L. von Parrot, Versuch einer Entwickelung der Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältnisse der Liwen, Lätten, Eesten; mit Hinblick auf einige benachbarte Ostseevölker, von den ältesten Zeiten bis zur Einführung des Christenthums.

(Schlufs.)

Den Uebergang zu diesem *zweiten Puncte* mag die p. 14 aus einem ganz verdrehten Beispiele im Vorbeigehen erschlossene und mitgetheilte Bemerkung machen: „dafs damalen (nämlich anno 1210. Gruber origg. Livon. p. 76, Arndt p. 88) die eestnische Sprache noch in der Kindheit war und keine grammatischen Wortfügungen hatte. Derlei Fälle werden noch oft vorkommen". Er will hier aus den Worten: „ibidem se Magetas, i. e. manere in perpetuum, promittunt" und „et ait Livo quidam de castro, maga magamas, i. e. jacebis hic in aeternam" schliefsen, dafs die Sprache damalen noch keinen Imperativ hatte. Dieser kindlichen Sprache giebt er jedoch unbedenklich ein Alter von 3000 Jahren, und merkt nicht, was er eben behauptet hat; indem das Kindlein, seitdem die Deutschen hereingekommen, sich so schnell entwickelt, dafs es, welches anno 1210 noch alles durch den Infinitiv ausdrückte, doch schon 3 Jahre später, 1213 (Grub. p. 97, Arndt p. 110), in dem Satze: „laula, laula, Pappi! d. h. singe, singe, Pfaffe"! einen Imperativ entwickelt hat, den er auch anerkennt, denn er sagt p. 15: „wirklich ist laula der Imperativ von laulma singen, und Pap bedeutet Pfaffe". Wer aber, auch wenn er kein Wort eesthnisch versteht, sieht nicht in den Wörtern magetas, maga, magamas sehr deutlich 3 verschiedene Formen eines und desselben Verbums? Parrot sieht nichts. Wo wäre sonst auch die Entdeckung geblieben, dafs damalen die Sprache noch keinen Imperativ gehabt, da doch maga eben ganz simpel ein Imperativ ist.

Kurz vom Eestnischen selbst versteht der Verf. nur so viel, wie wer das arabische Alphabet kennt vom Persischen versteht, d. h. er kann die Wörter im Lexikon lesen. Aber ableiten und demnach verstehen, vergleichen, ist seine Sache nicht.

Dem Finnischen, der Schwester des Eestnischen, gönnt er keinen Blick, denn „diese Sprache konnte zu meinem Zwecke nicht gebraucht werden". Zu meinem Zwecke! — In Holland ist ein Preis ausgesetzt über die Frage, was daran sei, dafs der selige Bilderdyk behauptet habe, das Holländische stamme aus dem Hebräischen. Freilich müssen die Bearbeiter sich wohl hüten deutsch, etwa plattdeutsch zu verstehen; denn was hilft das zu ihrem Zwecke?

Von der slavischen Sprache (P. bedient sich nur des Sing.) konnte den kenntnifsreichen und umfassenden ruhigen Forscher zunächst schon das Alphabet abschrecken, das zufällig nicht für alle Dialekte desselben deutsch oder lateinisch ist; er zieht es aber vor, fünf andere Gründe anzuführen, die gerade so gut sind, wie der eine, den er nicht anführt. Darum mag es ihm auch nicht nöthig geschienen haben, dem lättischen Zweige einige Aufmerksamkeit zu widmen; seine Sprache heifst kurzweg die slavisch-russische, die eingedrungene, denn „Lätten" (p. 16 f.), Preufsen (p. 33 f.) und Litthauer (p. 35 f.) sprachen „eestnisch", bis die deutschen Prediger ihnen das slavisch-russische beibrachten, aus welchem nun die Lätten alles aufnahmen, was sie im Eestnischen nicht hatten.

Halten wir uns noch ein Weilchen bei dieser letz-

Digitized by Google

ten Angabe auf. An wissenschaftliche Begründung solchen Unsinnes ist natürlich nicht zu denken. Aber nicht einmal zu rechnen versteht der Verf. Er läfst die Lätten ein Viertel ihrer Wörter mit den Eesten gemein haben. Mag es sein! fragen wir nicht, was darunter von den Lätten zu den Eesten, was von den Eesten zu den Lätten übergegangen ist, was Wurzel, was Ableitung u. dgl., denn darüber gab das Lexikon ja keine Rede. Nur dieses Eine möchte ich mir vom Verf., wenn er noch lebte, ausrechnen lassen: die Lätten haben aus der eestnischen Sprache beibehalten, was sie vorfanden, haben das Uebrige aus dem Russischen geborgt; jenes Beibehaltene beträgt nach seiner eigenen Meinung $\frac{1}{4}$ des jetzigen Wortvorraths (viel zu viel!), also dieser angenommene $\frac{3}{4}$; woher haben denn die Eesten diese $\frac{3}{4}$ completirt, die sie, als sich die Lätten anno 1210 von ihnen schieden, noch nicht hatten?

Und nun zum Schlusse noch eine Probe, wie geschickt der Verf. etwaige Skrupel niederschlägt! „Die Wörter, welche Heinrich der Lätte anführt, können gar nicht aus der heutigen lättischen Sprache erklärt werden. Wir finden zwar in Heinrich's Annalen S. 88 das Wort Draug (3), welches er durch consocius, Kamerad, Freund, und Stender in seinem lättischen Lexikon ebenfalls durch Freund übersetzt, und sollten daher*) glauben, dafs im Jahre 1210, wo dieses Wort vorkommt**) die slavische Sprache schon in Livland eingedrungen war***); allein dieser Schlufs ist nicht streng richtig. Einmal weil Stender sogleich darauf Freundin durch Draudsene, freundschaftlich durch draudseems, Freundschaft durch draudsiba, und überhaupt bei allen Ableitungen und Fügungen immer draud und nicht draug schreibt". Wir lernen hieraus noch mancherlei, nämlich dafs der Verf., wo er nun endlich einmal einen Blick auf Ableitungen wirft, leider wieder nur im Lexikon sucht, und nun wieder Bestätigungen für seinen Unsinn findet. Die erste beste oder schlechteste lättische Grammatik hätte ihn belehren können, dafs g hier nicht in d, sondern in ds übergegangen ist, und regelmäfsig so übergeht, dem russischen ж entsprechend, das eben so regelmäfsig aus r (g) entsteht, wie in dem entsprechenden Worte другъ (drug) Freund, дружба (druschba) Freundschaft u. s. w. So fingirt der Verf. einen Stamm draud, um *zweitens* behaupten zu können, dafs dieses Wort im Keltischen und im Deutschen = drud, traut u. s. w., also nicht „lättisch" sei, sondern keltisch-eestnisch, und dafs demnach *drittens* ein Druckfehler in den Annalen vorwalten müsse: Heinrich habe draud geschrieben, und dadurch sei Stender zu der Aufnahme von Draug verleitet worden. Also nun verbessert der Verf., der eingestandenermafsen vom Lättischen nichts weifs, des alten Stender's Lexikon, und meint, der Mann habe das etwa aus Heinrich dem Lätten, in welchem eben nur dieses eine lättische Wort vorkommt, zusammengestoppelt. Da wäre er weit gekommen!

Kein Wunder, dafs der Verf. mit solchen Entdeckungen und Kenntnissen gepanzert, keck den tüchtigsten Männern entgegentritt, alle Geschichtsforscher Ethnographen und Sprachforscher corrigirt, die Annales Bertiniani geschickt interpretirt und seine Interpretation noch einmal wiederholt, damit man ja nicht glauben kann, es sei ein augenblickliches Versehen gewesen (Erläut. No. 20. 1. u. a. E.).

Es ist natürlich nicht nöthig, noch mehr Proben mitzutheilen. Aus dem Vorhergehenden erhellet zur Genüge, dafs ein so unwissender Mann nicht berufen war zu beweisen, was er behauptete, und dafs seine Behauptungen überhaupt von Niemanden bewiesen, also auch nicht geglaubt werden können. Und doch ist es geschehen, doch sind diese Verkehrtheiten gerühmt worden, in Lehrbücher aufgenommen. Herr v. Roon wird bei der weiten Verbreitung seiner trefflichen Lehrbücher, des grofsen wie des kleinen, gewifs bald Gelegenheit haben, den Irrthum, zu welchem ihn Parrot verleitet hat, zu widerrufen, und das vage Gerede von verschiedenen, ja entgegengesetzten Meinungen, die über diese Völker noch bestehen können, auszustreichen, die Eesten und die Liwen unbedenklich dem finnischen Stamme zuzuschreiben, die Kuren aber einstweilen ruhen zu lassen, bis es sich zeigen wird, ob

*) Nämlich weil das lätt. Wort draugs = russ. drug (russ. другъ) Freund ist.

**) Es ist vielmehr 1211; nicht unwichtig bei Parrot's Ideen von Sprachfortschritt.

***) Sollte wirklich Jemand aufser Parrot solch einen Schlufs machen, von Einer Schwalbe auf den Sommer?

Digitized by Google

Verwandte der Eesten oder der Lätten damit gemeint seien — denn das ist streitig, da es in Kurland durchaus unerhört ist, von Kuren zu reden; es giebt dort aufser Deutschen eben nur Lätten, und am Angermündeschen Strande einige hundert sogenannte Liwen, die *vielleicht* die Reste der alten verschollenen Kuren sind, während die Kuren der kurischen Nehrung entschieden zu den Lätten gehören. Ferner sind die Sprachen der Eesten und der Lätten keineswegs mehr „durch manche den umwohnenden Völkern entnommene Elemente verunreinigt", als z. B. das Deutsche durch slavische Eindringlinge.

Mir ist bisher nur Ein Buch vorgekommen, das sich mit dem Werke Parrot's messen kann: Skythika von Liebusch. Camenz, 1833. Ein grofser, ehrwürdiger Mann hat die Schwäche gehabt, eine lobende Vorrede dazu zu schreiben, „die umfassende, selbstständige Weise, die reiche Ausbeute an eigenthümlichen, auf neuer Bahn gewonnenen Forschungen" zu rühmen. Parrot hatte doch wenigstens ein concretes Volk vor sich, Liebusch fingirt sich eines, eine Sprache desselben, die von der Lausitz über Sardinien bis nach Cuzco reicht, eine Religion, Dogmata und Perioden derselben, deren Existenz er nirgend nachweist. Sollte es dem Verleger, wegen Mangels an Absatz — das Vorwort eines wohlwollenden grofsen Mannes sichert nicht davor — beikommen, zu einer neuen Ausgabe (alter Exemplare), oder zu einer zweiten Auflage (auf die Geldbeutel der Käufer) zu schreiten, und das schlechte Buch dem Publikum wieder aufzudrängen, ware es ein Leichtes, wenn man gerade nichts Besseres zu thun hätte, dieser Mondreligion und ihren Verehren einen kleinen Streich zu spielen. —

Nachträglich bemerke ich, dafs Hr. J. L. v. Parrot, der schon seit 12 Jahren verstorbene Verf. des hier beurtheilten Buches, nicht verwechselt werden darf mit seinen Verwandten, seinem Bruder, dem Akademiker, wirklichen Staatsrath v. Parrot in St. Petersburg, und dessen Sohne, unserm verstorbenen Professor — multis ille bonis flebilis occidit. Unser Verf. hat sich auch einigemal in Liwland aufgehalten, war aber übrigens Königl. Württembergischer Hof- und Domänen-Kammerdirector, und bis auf die obige schwache Seite, wie allgemein anerkannt ist, ein trefflicher, sehr achtbarer Mann. Die Bekanntschaften, welche er in den Ostseeprovinzen machte, tragen zum grofsen Theile die Schuld, dafs solche Faseleien gedruckt worden sind. Man lese, was in der Vorrede p. V als Ankündigung des Buches nicht von Parrot, sondern von „einem anerkannten Meister der eestnischen Sprache geäufsert wird, ehe es gedruckt war: „Für die älteste Geschichte unserer Nationalen eröffnet sich jetzt eine in mehrseitigem Betrachte überraschende, neue Aussicht. Ein vormaliger hoher Staatsbeamte des Auslandes beschäftigt sich mit der Geschichte des Ursprungs u. s. w. der Bewohner der diesseitigen Ostseeküste. Es bleibt eine Merkwürdigkeit, was Sprachkenntnifs vermag und was sie alles enucleirt; um so mehr, da H. v. P. unser Volk nur aus historischen Quellen kannte. Er hat dennoch *das Allermeiste auf eine unbezweifelt richtige Art in den etymologischen Ableitungen getroffen*, und dadurch ein sehr grofes Licht über Vieles, was bis jetzt im Dunkeln stand, verbreitet. Es finden sich in dieser köstlichen Arbeit Andeutungen, die sehr weit hinweisen und in gar vielen Dingen die Ansicht anders gestalten".

Freilich, wenn einem gutmüthigen, unwissenden Manne solche Posaunentöne die Ohren füllen und den Kopf verdrehen, so ist es kein Wunder, dafs er solch ein Buch schreibt.

Dr. A. Hansen, in Dorpat.

XXXII.

Monumens de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult, l'un des quarante Mainteneurs, Président de la commission des manuscrits des Jeux Floraux, membre de l'académie des sciences, inscriptions et belles-lettres, professeur de philosophie à la faculté des lettres de Toulouse. Tome premier (enthaltend: Las Flors del Gay Saber estier dichas Las Leys d'amors. Première et deuxième parties). Toulouse, typographie de

Digitized by Google

J.-B. Paya. 1841. *grand in* 8. *XIV u.* 365 S. *mit Einem Fac-simile.*

So lange noch der Troubadoursgesang, von der Gunst der Fürsten und Edeln freigebig gepflegt und von der Huld minniglicher Frauen begeistert, an den Höfen und in den Schlössern der blühenden Provence in vollen Klängen ertönte, hatten die Sänger noch zu viel Lust am Finden und Schaffen (trobar), als dafs sie Zeit und Anlafs gefunden hätten, statt durch Beispiele, durch Vorschriften zu lehren, statt als kühne Schwimmer den reichen, freien Strom der Phantasie zu bändigen, als berechnende Baukünstler ihn durch Faschinenwerke von Formeln und Regeln zu dämmen, um ihn zum Lasttragen häuslichen Bedarfs zu canalisiren und für Jedermänniglich fahrbar zu machen.

Denn so lange die Sonne scheint, braucht man keine Laterne; so lange „Dichten und Singen der Hebel aller Fröhlichkeit sind" (qar trobars et chantars son movemenz de totas galliardias, wie Raimon Vidal sagt), ist man sicher, auch ohne Anleitung die „rechte Weise" (dreita maniera de trobar) zu treffen, und so lange man die Kunst, wie etwas Angeborenes, aus innerem Drange, fast unbewufst übt, hat man nicht nöthig, sie als Wissenschaft, dann wohl nur mehr ironisch die „fröhliche" genannt (gaya sciensa de trobar), mühsam zu erlernen. Erst wenn mit dem Verglühen des Sommers die Blüthen und Blumen verwelken, Winterfröste das gastliche Laubdach des Waldes entblättern und darob die Sänger des Hains trauernd schweigen, sucht man durch Treibhäuser, nachgemachte Blumen und abgerichtete Stubenvögel die verlorene Lust künstlich zu verlängern.

Daher traten auch erst zu jener Zeit, als gegen das Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Entweichen des Rittergeistes auch die Troubadourspoesie verblühte, zunehmende Selbstsucht und Rohheit sie an den Höfen und auf den Burgen nur mehr frostigen Empfang finden liefs, und darob die echten Sänger adlicher Zucht und Minne unwillig verstummten (vgl. *Diez*, die Poesie der Troubadours; S. 64), die Präceptisten auf und wähnten durch zunftmäfsige gelehrte, nach dem Muster der Universitäten gebildete Vereine (Consistori de la gaya sciensa), Satzungen für freilich blofs formelle Nachahmung der guten alten Meister (Leys d'amors segon los bôs anticz trobadors), wodurch den lebenswarmen Blüthen der Phantasie nur mehr äufserlich ähnliche, aber innerlich todesstarre Scheingestalten (Flors del gay saber) hervorgebracht werden konnten, und durch also schulgerecht abgerichtete gelehrte Meistersänger (Bacheliers e Doctors en la gaya sciensa) ein fröhliches Kunstleben verlängern zu können, nachdem schon längst der leben- und lustbedingende Geist vor dem Prosaismus der Zeit entflohen war.

So hatten die guten alten Troubadours es höchstens nöthig gefunden, Anleitungen für ihre, sich mehr mit dem blofs Technischen beschäftigenden Spielleute (Joglars) zu geben, wie Guiraut de Cabreira und Guiraut de Calanson (vgl. *Diez* a. a. O. S. 221—222); sie selbst aber, so lange sie auf eigenen Füfsen kräftig und sicher vorschritten, brauchten weder Gängelband noch Führer*). Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hingegen, als die vitale Kraft der Troubadourspoesie immer schwächer wurde, diese von Hypersthenie in Asthenie verfiel, erschienen nach einander die didaktischen Abhandlungen, die grammatisch-rhetorischen Anleitungen und Poetiken, wodurch man der sogenannten „fröhlichen", in der That aber sehr traurig gewordenen Kunst ein Scheinleben zu fristen suchte; ja nach Stiftung der poetischen Zunftgenossenschaften zu Toulouse und Barcelona glaubte man die geistverlassene, zum todten Wissen erstarrte Kunst hauptsächlich durch Satzungen und Ordnungen, durch Schematisiren und Reguliren der nun bedeutungslos gewordenen Formen neu beleben zu können.

*) So sagt *Jaufre Rudel* sehr schön: „Ich habe genug Lehrer und Lehrerinnen des Gesanges um mich: Wiesen und Gärten, Bäume und Blumen, dazu den Gesang der Vögel". Vgl. *Diez* a. a. O. S. 24—25, der ebenda gezeigt hat, dafs es bei den alten echten Troubadours *keine Kunstschulen* im eigentlichen Sinne gegeben habe und dafs zu ihrer Zeit die „*Schulpoesie*, der die Form Hauptsache ist", noch nicht aufkommen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Monumens de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult.

(Fortsetzung.)

Wie zahlreich diese doctrinären Versuche waren und welches Gewicht man auf sie legte, mögen folgende, für die Geschichte derselben wichtige Stellen aus den Werken der Marqueses von *Santillana* und *Villena*, zweier Schüler und Gönner des gay saber, bezeigen; von denen der Erstere im „Prólogo" zu seinen versificirten „Proverbios" (Anvers, 1558. in — 12. fol. A. 5vo.) gegen die Anschuldigung der Unkenntnifs oder Nichtbeachtung der von den damals schon als Autoritäten geltenden Präceptisten aufgestellten „reglas del trobar" sich also zu wahren sucht: „Y assi mismo podrian dezir auer en esta obra algunos consonantes (Reime) y pies (Verse) repartidos, assi como si passasse por falta de poco conocimiento o inaduertencia. Los quales creerian yo no auer leydo las reglas del trobar escritas y ordenadas por *Remon Vidal de Besaduc* (l. Besalú), hombre assaz entendido en las artes liberales, y gran trobador. Ni la continuacion del trobar hecha por *Jufré de Fexú* (l. Foxá), monje negro, ni del Moral (mayoral) llamado *Berenguel de Noya*. Ni creen que aya visto las leyes del consistorio de la Gaya doctrina que por luengos tiempos se tuuo en el colegio de Tolosa por auctoridad y permission del Rey de Francia". — Und in den „antiguos Apuntamentos sacados del *arte de Trobar*, que esrivió Don *Enrique de Villena* (in *Mayans y Siscar*, Origenes de la lengua española. Madrid, 1737. in — 12. Tomo II. p. 321 sig.; vgl. Tomo I. p. 180—182) findet sich folgende historische Uebersicht der Arbeiten der Vorgänger des Marques: „El Consistorio de la Gaya Sciencia se formó en Francia en la cibdad de Tolosa por *Ramon Vidal de Besalú*. Esmerandose con aquellas reglas los entendimientos de los groseros. Este Ramon por ser comenzador no fabló tan cumplidamente. Succedióle *Jofré de Foxú*, monge negro, e dilató la materia llamando á la obra que hizo, *Continuacion del Trobar*. Vino despues deste de Mallorca *Belenguer de Troya* (l. Noya), y fizo un libro de *Figuras, y Colores rheptoricos*. Despues escrivió *Gilielmo Vedel* de Mallorca la *Suma Vitulina* con este tratado. Porque durasse la Gaya Sciencia se fundó el Colegio de Tolosa de Trobadores con autoridad, y permission del Rey de Francia, en cuyo territorio es, e les dió libertades, e privilegios, e asinó ciertas rentas para las despensas del Consistorio de la Gaya Sciencia. Ordenó que oviesse siete Mantenedores que hiciessen Leyes. Hizieron el Tratado intitulado *Leyes de Amor*, donde se cumplieron todos los defectos de los Tratados pasados. Este era largo: por donde *Guillen Moluier* (l. Molinier) le abrevió, y le hizo et *Tratado de las Flores* tomando lo sustancial del Libro de las *Leyes de amor*. Despues vino Fray *Ramon Cornet*, e fizo un Tratado en esta Sciencia, que se llama *Doctrinal*. Este no se tuvo por tan buena obra por ser de persona no mucho entendida, reprehendiósela *Juan Castilnou* (l. Castellnou) [en] *Los vicios esquivadores*, id est, que se devan esquivar. Despues destos no se escrivió hasta Don *Enrique de Villena*" *).

*) Ueber Einige der hier erwähnten findet man nähere Auskunft, und zwar über *Raimon Vidal* von *Bezaudun* oder *Besalú*, aus dem 13. Jahrh. (wenn er anders, wie es sehr wahrscheinlich, mit dem gleichnamigen Troubadour identisch ist, was um so merkwürdiger wäre, als dann gerade er, der für den ältesten Präceptisten gilt, auch schon ein Klaggedicht „über die Abnahme der Gönner des Gesanges" geschrieben hätte), in: *Diez*, Poesie d. Troub., S. 66—68, 214 u. 225; —

Digitized by Google

Von diesen Poetiken sind aber erst in neuester Zeit einige bekannt gemacht worden; so gab Hr. *F. Guessard* den „Donatus provincialis" von *Uc Faidit*, eine mehr grammatisch-lexicalische Abhandlung in provenzalischer Sprache nebst einer lateinischen Paraphrase aus dem 13. Jahrh., und die oben erwähnte „Dreita maniera de trobar" von *Raimon Vidal* in der „Bibliothèque de l'École des Chartes", Paris, 1839. Tome I. p. 125—203, heraus. Und nun hat in dem *vorliegenden Werke* die Académie des Jeux-Floraux zu Toulouse („qui peut se glorifier d'être la doyenne de toutes les académies existant aujourd'hui sur les divers points du globe"), die directe Abkömmlingin jener eben da zu Anfang des 14. Jahrh. (1323) von sieben Troubadours gegründeten Muttergesellschaft des „Gay saber", begonnen, *ihre alten Gesetz- und Statutenbücher* abdrucken zu lassen, eben jene, deren in den erst angeführten Stellen der beiden Marqueses schon Erwähnung geschieht. Diese Codices des Gay saber wurden nämlich mit religiöser Ehrfurcht in dem Archive der Gesellschaft (die Originale zu Toulouse, wovon Abschriften in die verschiedenen Provinzen des occitanischen Sprachgebietes versendet wurden, und so auch seit der i. J. 1390 für Catalonien und Aragonien gestifteten Filialgesellschaft in spanischen Bibliotheken, wie in denen von Barcelona, Zaragoza u. a. sich befinden) aufbewahrt, bei feierlichen Gelegenheiten hervorgehohlt und vor allem Volke zur Schau ausgestellt (m. s. die Beschreibung einer solchen Feierlichkeit in der angeführten Abhandlung des *Marques de Villena*, a. a. O. p. 325) und als in jeder Hinsicht normgebend, für Lehre und Beurtheilung, betrachtet. Als daher die Sprache dieser Grundgesetze zu veralten und minder allgemein verständlich zu werden anfieng, liefsen im 17. Jahrh. die Mantenedors modernisirte Abschriften machen, und noch vor der ersten französischen Revolution hatte die Akademie den Plan, die alten Originaltexte mit französischer Uebersetzung herauszugeben; dessen Ausführung aber durch politische und pecuniäre Hindernisse bis jetzt verzögert worden ist.

Von diesen, das Gesammtgebiet des Gay saber, d. i. Grammatik, Poetik und Rhetorik umfassenden Tractaten existiren *zwei Hauptredactionen*, deren Verhältnifs schon der Marques de Villena in der mehr erwähnten Stelle deutlich bezeichnet hat. Nämlich eine weitläufigere, schon von den sieben Gründern begonnene, die aufser dem eigentlich dogmatischen Theile historische Nachrichten von der Entstehung und Gründung des Instituts, disciplinare Anordnungen, eine Art Ceremonienprotocoll und Formularien enthält; diese ist gemeint mit dem „Tratado intitulado *Leyes de Amor*" oder „*Las Leys d'amors*", d. i. die *Satzungen des Minnegesanges* oder „der fröhlichen Kunst" überhaupt, indem man durch „amor", Minne, welche den Hauptinhalt der Troubadourspoesie ausmachte, diese selbst und die Dichtkunst überhaupt bezeichnete *). Aus dieser, bisher ungedruckten Redaction finden sich Auszüge bei *Lafaille*, Annales de Toulouse, Tome I. p. 64—84; — *Crescimbeni*, Istoria della volgar poesia, Tomo II. p. 211 et seq.; — und bei *Bastero*, Crusca provenzale, p. 94 et seq. — Da aber diese Sammlung zu weitläufig, („este era largo") und nicht sehr systematisch angelegt war, so beauftragte das Consistori del gay saber eine Commission der Tüch-

Histoire litt. de la France, T. XVIII. p. 633—35; — *Felix Torres Amat*, Memorias para ayudar á formar un Diccionario crítico de los escritores catalanes. Barcelona, 1836. in 8. s. v. *Vidal*; — über *Jofré de Foxá*, bei *Amat*, l. c. s. v. *Foxá*; — über *Berenguer de Noya*, *ebenda*, s. v. *Noya*; — über *Juan de Castelnou*, *ebenda*, s. v. *Castellnou*; — und über *Villena* selbst, *ebenda*, s. h. v. — und die *span. Uebers. Bouterwek's*, p. 21—23 u. 175—77; — aufser diesen erschienen noch im 14. Jahrh. die Poetiken der catalanischen Trobadors *Luis de Aversó* (s. *Amat*, l. c. s. v. *Aversó*) und *Jacme March* (s. *ebenda*, s. v. *March*; — *Justo Pastor Fuster*, Biblioteca Valenciana; Valencia, 1827. in 4. Tomo I. p. 12; — und die *span. Uebers. Bouterwek's*, p. 177—78) und im 15. Jahrh. die „Gaya de Segóvia" von *Pedro Guillen de Sevilla* (s. *Diego Clemencin*, Elógio de la Reina Isabel, in den Memorias de la Acad. de la Historia de Madrid, Tomo VI. p. 405; — *Sanchez*, Poesias castell. anter. al siglo XV. Tomo I. p. 218—19; — und *Velazquez* Gesch. der span. Dichtkunst, übers. von *Dieze*, S. 496—504).

*) So sagt *Petrarca*, Trionfo d'amore, cap. IV., von dem Troubadour Arnaut Daniel:

Gran maestro d'amor, ch'alla sua terra
ancor fa onor col dir polito e bello.

und in den Flors del gay saber selbst heifst es p. 4: „Donx li trobador noel... venguan pozar en aquestas leys *d'amors*, quar ayssi es la fons d'esta gaya sciensa de trobar". — *Raynouard* unterscheidet im Lex. rom. s. v. zwischen *amor*, amour und *amors*, la gaie science des troubadours; wenigstens findet man dies Wort in der letzteren Bedeutung auch in den cas. obliq. immer amors geschrieben.

Digitized by Google

tigsten aus seiner Mitte, unter der Oberleitung seines Kanzlers *Guillem Molinier*, einen, auf den *eigentlich dogmatischen Theil sich beschränkenden Auszug* daraus zu machen („tomando lo sustancial del Libro de las Leyes de amor"), der im J. 1356 vollendet, approbirt und gleichfalls als Normale definitiv angenommen wurde. Dieser Auszug heiſst zwar auch „Leys d'amors"; führt aber auch, zum Unterschiede von der ausführlicheren Redaction, den Titel „*Flors del gay saber*" („Tratado de las Flores"), weil er eben nur „*die Blüthe des fröhlichen Wissens*" enthält, und *dieser* erscheint hier nun zum *erstenmal* im Druck.

Hr. *Gatien-Arnoult*, den die Akademie mit der Herausgabe und Redaction ihrer Gesetz- und Statutenbücher beauftragt hat, giebt in dem vorausgeschickten „Rapport" eine Beschreibung der die Flors del gay saber enthaltenden Handschrift, die er für das Original-Manuscript des Guillem Molinier hält (p. VII—IX) nebst einem Fac-simile, und Rechenschaft von den von ihm beim Abdruck des Originals und bei der Redaction der gegenüberstehenden französischen Uebersetzung befolgten Grundsätzen. Er hat nämlich den Text diplomatisch-getreu abdrucken lassen („une véritable copie, reproduisant exactement le texte, de manière à n'en être qu'une sorte de calque; et que je regardais comme nécessaire qu'on y retrouvât même les bizarreries de la ponctuation, les incertitudes de l'orthographe et jusqu'aux incorrections et aux fautes évidentes"); die Uebersetzung aber ist eine Ueberarbeitung und Ergänzung zweier früherer handschriftlichen, sehr unvollkommnen Uebersetzungs-Versuche der Hrn. *Aguilar* und *Escouloubre*. Text und Uebersetzung werden *drei* Bände füllen; ein *vierter* wird die Erläuterungen und Berichtigungen (deren allerdings sowohl Text als Uebersetzung bedürfen) enthalten. Später soll die andere, weitläufigere Handschrift, vorzugsweise unter dem Namen „Las Leys d'amors" bekannt, eben so herausgegeben werden; und dann eine Sammlung der seit dem Mai 1324 in den Jeux floraux gekrönten Poesien in provenzalischer Sprache der ersteren Troubadours folgen.

Der vorliegende erste Band enthält die beiden ersten Abtheilungen der Flors del gay saber: die *Lautlehre* und die *eigentliche Poetik*. Da dieses Buch in Deutschland eben nicht sehr verbreitet werden dürfte, und doch für die romanische Sprach- und Literaturgeschichte von bedeutender Wichtigkeit ist, so wollen wir es durch einen möglichst vollständigen Auszug, wobei wir jedoch vorzugsweise das berücksichtigen, was auch zur Erläuterung der alten, echten Troubadourspoesie dient, entbehrlicher zu machen suchen.

Die Einleitung (p. 2—7) giebt *Veranlassung*, *Zweck* und *Eintheilung* des Werkes an. Als *Motive* und *Zweck* der Abfassung dieser „Gesetze des Minnegesanges, in welchen man den guten alten Troubadours, ihren bewährten guten Lehren und dem altherkömmlichen Gebrauche gefolgt und nur das Nöthige ergänzt hat" („pus que la voluntatz es en nos de far leys d'amors segon los bôs anticz trobadors, pauzan e prendem lors bonas opiniôs et aproadas, e seguen aquesta prezen art o lonc uzatge acostumat, e supplen so que sera de necessitat en esta sciensa de trobar"), werden angegeben: 1) vollständig zusammenzufassen und zu ordnen, was früher dort und da zerstreut sich vorfand; 2) die „Wissenschaft des Findens", die die alten Troubadours geheim gehalten oder nur dunkel vorgetragen, für Jeden verständlich zu machen (per so que'l sabers de trobar, lo qual havian tengut rescost li antic trobador et aquo meteysh que n'havian pauzat escuramen, puesca hom ayssi trobar claramen), und viele Unterweisungen und Lehren, die von keinem der alten Troubadours gegeben wurden, und die doch zum „finden" nöthig sind (jaciayso que sian necessarias ad atrobar), hinzuzufügen; und 3) die üblen Begierden und die unehrbaren Neigungen der Verliebten zu zügeln und sie die „echte Minne" zu lehren. *Eingetheilt* wird das Werk in *fünf* Hauptabtheilungen, deren Inhalt also angegeben wird:

En la *primiera* part tractarem de las manieras de trobar, e qual son li sieu mandamen, e perque foc trobada aquesta sciensa. Apres pauzarem motas diffinitiôs, descriptiôs e declaratiôs, tractan de letra, diptonge, sillaba, oratiô, dictiô (Wort) e d'accen de latî e dels enpedimens d'aquel et aprop del accen de romans.

En la *segonda* partida tractarem de bordôs (Versen), pauzas, novas rimadas, de rims, de cobblas, verses (Strophenart), chansôs, dansas, sirventês e d'autres dictatr principals (Hauptdichtungsarten).

En la *tersa* part tractarem de las. VIII. partz d'oratiô, mostran e declaran cas, nombre, temps, persona, gendre e las claus dels mozes e dels temps del

Digitized by Google

verb (*claves modorum et temporum verbi*) e de las combinatiôs d'aquels.

En la *quarta* part mostrarem vicis e figuras pauzan ornat lo qual hom deu segre qui vol far bôs dictatz e netz.

En la *quinta* part pauzarem alcunas doctrinas mostran que deu hom far accordar i mot amb autre, e tornar latî en romans, e per qual maniera pot hom haver entroductiô e materia a far verses, chansôs e autres dictatz, e per qual maniera deu hom sercar los rims per far alqun dictat mostran qu'es pedas e quays pedas (was ein Flickwort im Verse ist und welche für solche Flickwörter zu halten sind), e qu'es amor e de qual amor deven amar li aymador fugen e esquivan tot avol dezirier et amor dezonesta.

Man ersieht hieraus, dafs die erste Abtheilung die *Lautlehre*, die zweite die *Verslehre*, die dritte die (grammatische) *Formenlehre*, die vierte die *Satzlehre* (Syntaxis ornata) und die fünfte einen praktischen Anhang zur Poetik enthält.

Diese Lehren werden meist in gemeiner, ungebundener Rede vorgetragen; nur dafs auch darin stets die *Casusbezeichnung* beobachtet ist *); doch werden auch manchmal Definitionen und Erklärungen in Reimen (per maniera de rimas) gegeben, um sie dem Gedächtnisse leichter einzuprägen (per so qu'om los puesca plus leu reportar e decorar), und Beispiele hinzugefügt.

Von den beiden ersten dieser Abtheilungen, welche, wie gesagt, der vorliegende Band enthält, behandelt die *erstere* die *Lautlehre*, jedoch nur in Bezug auf Versbau und Reimkunst (p. 8—92).

Vorausgeschickt wird die Definition von „*trobar*" in der Bedeutung, in der es hier genommen wird; „trobar" heifst nämlich ein neues Gedicht in reinem, wohl gemessenem Romanisch machen (Trobars es far noel dictat en romans fi, bê compassat). Daher beschäftiget sich die „Wissenschaft des Findens" nur mit eigentlichen Gedichten, d. i. in bestimmtem Maafs (compas) und in Reimen abgefafsten, und läfst die Romane in Prosa, seien sie auch „so adelig und gut wie der vom hl. Gral", unberücksichtiget (Quar novas escrichas en comtans, can que sian noblas e bonas ayssi co'l romans del sant Grazal e d'autras gran rê, no son d'aquesta sciensa, per so quar notenô compas, ni mezura de sillabas ni de rimo).

Zuerst wird von den *Buchstaben* (qu'es letra), als den einfachsten Bestandtheilen der Gedichte, gehandelt. Aus diesem Abschnitt bemerken wir, dafs die *Selbstlaute* (und darnach auch die Wörter und Reime) „plenisonans" heifsen, wenn sie den vollen, offnen Laut haben, „semisonans", wenn sie, wie a, e, o, mit halbem, geschlossenem Laute (am petit sô e mejancier) ausgesprochen werden, und „utrisonans", wenn sie in demselben Worte, je nach dessen Bedeutung, offen oder geschlossen lauten *); wie z. B. pes, Fufs, mit offenem, und pes, Gewicht, mit geschlossenem Laute. I und U werden im Anlaute als Consonanten (J, V) genommen (vgl. *Diez*, Gr. d. rom. Spr. I. 101—2, u. 104). — U mit darauf folgendem Vocal ist nach g und q stumm (vgl. ebenda, 101 u. 103). — Die provenzal. Sprache hat *acht Diphthonge:* ay, ey, oy, uy, (y st. i) au, eu, iu, ou (vgl. ebenda, 174); ya, ye und ue aber sind keine wahren, sondern unechte Diphthonge (diptonges contrafag); denn sie werden zweisilbyg ausgesprochen; — yeu ist eigentlich Diphthong; denn ye ist einsylbig auszusprechen. —

*) „E can parlarem per paraulas planas, so es fora rima, no entendem seguir ornat, mas cominal maniera de parlaz, *exceptat los cas, lo qual entendem gardar en cascuna part d'aquesta obra*". Welche Stelle offenbar so, wie wir sie oben gegeben haben, zu verstehen ist, während in der gegenüberstehenden französischen Uebersetzung: „Quand nous parlerons en termes ordinaires, c'est-à-dire, sans rime, nous n'entendons pas employer d'ornemens, mais seulement la manière commune de s'exprimer: *nous n'en exceptons que certains endroits dans chaque partie de cet ouvrage*", gerade die merkwürdige Angabe von der schon „*ausnahmsweise* (in Bezug auf die gemeine Sprachweise) *strengen Beobachtung der Casusbezeichnung in jedem Theile dieses Werkes*", gänzlich mifsverstanden worden ist (vgl. *Diez*, Grammatik der roman. Spr. Th. II. S. 35). Die angeführten Stellen schon zeigen, wie strenge die Flexion durchaus beobachtet ist.

*) Damit vgl. des *Marques de Villena*, arte de trobar (a. a. O. p. 332—33); — (*Sauvages*) Dictionnaire languedocien — françois; Nismes, 1785. in 8. p. XXIV—XXVIII, — *Joseph Pau Ballot y Torres*, Gramatica y Apologia de la llengua Cathalana. Barcelona, 1814. in 8. p. 204—5. Wiewohl unsere Flors ausdrücklich dazu bemerken: „En aquestz motz semissonans se peccan fort *li Catalâ;* quar dels motz semissonans fan plenissonans motas vetz".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№. 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Monumens de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie de Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Gavonne, par M. Gatien-Arnoult.

(Fortsetzung.)

Nun folgen einige Regeln zur Vermeidung des Hiatus im Verse, welcher entsteht, wenn (in dem einen Worte auslautend, in dem anderen anlautend) Vocal vor Vocal, Diphthong vor Diphthong, m vor Vocal, r vor r, s mit unmittelbar vorhergehendem Diphthong oder Consonanten vor r zu stehen kommen; nebst den Ausnahmen und Licenzen (besonders in der Verscäsur, pauza de bordô). — Ueber die *Consonanten* finden sich folgende beachtenswerthe Bemerkungen: auf b und p auslautende Wörter können zusammenreimen; denn diese beiden Buchstaben werden im Provenzal. häufig verwechselt und haben auslautend ähnlichen Laut (Soen pauzam p. per b. e pel contrari, quar han un meteysh sô en fi de dictiô). — C und G haben (anlautend) einen zweifachen Laut, einen weichen (suavmen) vor a, o und u (wie im deutschen k und g; daher fehlen jene, welche jay, dejus, joc statt j mit g schreiben), und einen scharfen (fortmen; d. i. c wie s und g wie j im Provenz. oder g im Italien.) vor e und i. — C und G können auslautend reimen; doch ist es dann besser, dem Gebrauche zu folgen (seguen uzatge) und diese Wörter dann mit c statt g zu schreiben. — Wiewohl c einen schärferen Laut hat (mays sona) als s, so sind doch Reime wie abissi: cilici, wegen der Aehnlichkeit des Lautes (per alcuna semblanssa del sô), erlaubte, wenn auch minder reine (vgl. *Diez*, a. a. O. I. 100). — K und Q haben oftmals den Laut des c (han motas vetz sô de c), obgleich sie nie im Auslaut stehen; wie z. B. Karles e quar e cas e cara (vgl. ebenda, 103). — H ist anlautend bloſs Zeichen der Aspiration (nota d'aspiratiô) und fällt nach dem Apostroph (cant aytal mot son sinalimphat) aus (z. B. homs, d'ome; vgl. ebenda, 101); — h wird nach t gesetzt (th) um dem t seinen Laut vor i und darauf folgendem Vocal zu erhalten, wie z. B. Mathias, das sonst Macias lauten würde; doch wird dies mehr in lateinischen als in romanischen Wörtern beobachtet, welche letztere auch häufig ohne h geschrieben werden, wie manentia, guerentia u. s. w. Besonderen Laut hat h in den Verbindungen lh, nh, ph (wie lj, nj, f; vgl. ebenda, 101 u. 103), und ch, wie das provenzal. j oder g vor e und i, daher ch und g, welches oft den Laut von j hat, auslautend reimen und so häufig verwechselt werden, daſs man, um richtig zu schreiben, die Nebenformen vergleichen muſs (z. B. gach, weil gacha, aber lag weil laja; — „Quar j e g han entre lôr alcunas vetz consonansa, e majormen quar segon que dizon li actor j era pauzada per g, enans que fos g, e per so *magister* s'escrivia am dos i [ji]". vgl. *Diez*, a. a. O. I. 100—101, der jedoch nicht ganz genau die Aussprache des provenz. ch der des span. ch gleichstellt; denn die des ersteren ist doch etwas gelinder) *). — S. lautet in der Regel

*) Diese gequetschte Aussprache des ch hat sich im Neu-Provenz. und in den languedokischen Mundarten erhalten (vgl. *J. T. Avril* Dict. provençal-françois. Apt, 1839. in 8. p. 8, und *Sauvages*, l. c. p. XIX); im Catalanischen hingegen wird in dem auslautenden ch der K-Laut des c nur etwas aspirirt; so sagt *Ballot*, l. c. p. 141: „Alguns diuhen que la h final se déu orintir en la llengua cathalana per superflua, inutil y redundant, per no demanarla la pronunciació; mes, si parám lo oido en las sillabas finals *ac*, *ec*, *ic*, *oc*, *uc*, apar que se nota en ellas alguna aspiració; paix se pronuncían

Digitized by Google

zwischen Vocalen so weich wie z, daher dann oft z st. s steht, ja diese Schreibweise als die der Aussprache entsprechendere, vorzuziehen ist (vgl. *Diez*, a. a. O. 104); soll es aber zwischen Vocalen seinen ursprünglichen scharfen Laut behalten, so schreibt man es besser verdoppelt (ss). Denn (für = oder Bindewort) que wird s angehängt (ques, nicht zu verwechseln mit qu'es und dem enklitischen que-s), um den Hiatus zu vermeiden; auch kann man, dem alten Gebrauche folgend, ein z st. s dem que anhängen, wenn ein Vocal darauf folgt. — Des Reimes wegen kann man in Wörtern, die etymologisch richtiger auf ant, ent, ont, ants, ents, onts auslauten, das t weglassen. — Vor den auslautenden ge und ges gepflegt man t einzuschalten oder g zu geminiren (z. B. paratge, salvagges; vgl. *ebenda*, 106); doch findet dies nicht statt, wenn unmittelbar vor ge oder ges ein Diphthong, n oder r stehen (daher z. B. abreuge, diptonge, marge). — Man kann parlet oder parlec schreiben (vgl. *ebenda* 107); aber die Nennwörter sollen c geschrieben werden, wie pec, duc, foc und grec. — D und t können auslautend reimen und werden auch häufig verwechselt *). — X verwandelt sich öfter in g (wie z. B. vax, lonx, destrix, in vaga, longa, destriga), öfter in c (wie grex, blanx, adonx, in greca, blanca, adoncas; d. h. eigentlich: x ist dann aus einer Verschmelzung des g und c mit dem flexivischen s oder durch Synkope entstanden; vgl. *ebenda*, 104—105), daher werden im letzteren Falle solche Wörter „kunstgerecht" (segon art) mit x geschrieben, obgleich man sie gewöhnlich im Romanischen (segon romans) mit cs schreibt (z. B. blancs, adoncs). In zusammengesetzten Wörtern fällt s nach x aus (exequias, executio); c aber bleibt (exceptio, excitar). — Y gilt immer als Vokal, wo es auch stehen mag, und wird am häufigsten in Diphthongen gesetzt (vgl. *ebenda*, 100 und 102).

Wir übergehen den Abschnitt von den *Sylben*, in welchem nur durch einige Beispiele gezeigt wird, wann oa, ia, u. s. w. im Vers und Reime als Diphthonge, wann zweisylbig gebraucht werden können. Eben so wenig brauchen wir den Abschnitt von den *Wörtern* (dictiôs) mitzutheilen, da auch sie nur in Bezug auf den Reim besprochen werden, und das hier Gesagte in der zweiten Abtheilung in der Lehre vom Reim ohnehin wiederhohlt wird.

Der nächste und letzte Abschnitt dieser Abtheilung handelt vom *Accent* (Del tractat d'accen). Der *Wortaccent* (cans melodios) wird vom musikalischen unterschieden, denn die Melodie (cans de musica) *achtet nicht auf den Wortaccent* (Et entendatz can melodios qu'om fay legen o pronuncian, non ges del can de musica; quar aquel regularmen no tê ni garda accen; segon que podetz vezer en lo respôs: *benedicta et venerabilis*; quar mays trobaretz deponhs en lo *ta* que es breus naturalmen, que en lo *be* ni en lo *dic*, quanque l'accens principals sia en aquela sillaba *); doch wird der Analogie wegen (per alcuna semblansa) auch der Wortaccent: „cans" genannt. Jedes Wort hat nur Einen Hauptaccent (accen principal), Eine Sylbe, worauf der Ton länger verweilt (en aquel fay hom major demora); die übrigen haben den accen greu (d. i. toulos) und werden nur kurz ausgesprochen (breu solamen). Die Dauer der Aussprache verbunden mit dem Accent giebt das Zeitmaafs der Sylbe (aguest temps es demora de pronunciatiô a l'accen ajustada). Der Hauptaccent hat ein langes Zeitmaafs (E l'accens principals ha un temps lonc; e no vol als dire loncz temps, si no ajustamens de dos breus etc. man sieht, dafs hier Bestimmungen aus der lateinischen Prosodie aufgenom-

ab mes suavitat ó menos força que en *secment, pacte, rectitut*, que no tenen h" und p. 142: „Mes, sia lo ques vulla, lo cert es que los antichs anyadían constantment la h despres de la c final; escrivint: *Crech, amich, antich* etc. y no *Crec, amic, antic*, etc." (Darnach ist zu berichtigen, was *A. Fuchs*, Ueber die sogenannten unregelm. Zeitwörter in den roman. Spr., S. 75, über die Aussprache des catal. ch, sagt). Den gequetschten Laut der provenzal. und castilian. ch geben die Catalanen durch g, j, x, tg, tj, tx; s. *ebenda*, p. 140.

*) Im Catalan. soll d nur im An- und Inlaut, im Auslaut immer t gebraucht werden; dies ist wenigstens die Ansicht *Ballot's* (l. c. p. 137—138), dessen Grammatik bei weitem die gründlichste und vollständigste ist. Auch beim *Marques de Villena* (l. c. p. 334) heifst es schon: „E T. e D. eso mesmo convienen en son en fin de dicion, como quien dice, *Cibdad*, que se puede facer con D, e con T. En principio son discordantes".

*) Dadurch erhält eine neue Bestätigung die in *meinem* Buche: „Ueber die Lais" (S. 79, 102 u. 274) aufgestellte Behauptung von der Nichtbeachtung der Quantität und selbst nicht des Wortaccents im christlich-volksthümlichen Gesange, als einem charakteristischen Merkmale desselben.

Digitized by Google

men worden sind). Aber auch abgesehen vom Accent, giebt es lange und kurze Sylben; so sind die mit Diphthongen immer länger als die mit einfachen Vocalen (quar si la sillaba es diptongada, es ades majors la demora, que en la plana); länger sind diese Sylben noch, wenn auf den Diphthong ein oder mehrere Consonanten folgen, oder, auch ohne Diphthong, wenn sie auf zwei oder auf drei Consonanten auslauten (Et ades aytals sillabas diptongadas son plus longas, quan termenô en una consonan, e pueysh plus longas, quan termenô en doas consonans; o ses diptonge, en doas oz en tres consonans; vgl. dagegen *Diez*, a. a. O. I. 116—118); ebenso sind sie in jeder Beziehung länger, wenn der starkbetonte Vocal (vocals principals) den offenen Ton (plenissonans) hat. Solche Wörter oder Sylben heifsen *gedehnte* (dictiôs retardivas, o mot retardiu, o sillabas retardivas). Folgen in einem Verse mehr als drei solch gedehnter Sylben unmittelbar auf einander (Hebungen ohne Senkung), so ist dies ein Fehler, den man „collizió" nennt, weil dadurch Härten entstehen und derlei Verse unverhältnifsmäfsig lang werden (E quant hom ne pronuncia en un bordo mays de tres ses meja d'una o de doas sillabas o dictiôs planas, coma *e*, *o*, *ara*, *cara*, *bela*, adonx engendrô un vici qu'om apela collizió, que vol dire aspra e dezacordabla contenciôs de sillabas). — Nun folgen Regeln vom *lateinischen* Accent, die natürlich für uns kein Interesse haben, und woraus wir nur anführen, dafs ausdrücklich bemerkt wird: im Romanischen mache man keinen Unterschied in der Betonung zwischen dem Acut und dem Circumflex (E devetz saber que huey no fam diferensa entre accen agut e circumflec cant al accentuar). Was nun insbesondere den *provencalischen* Accent betrifft (De l'accen segon romans), so giebt es hier *zwei* Hauptaccente, den accen agut, wenn der Accent auf der *letzten* Sylbe, und den accen lonc, wenn er auf der *vorletzten* haftet (wie im Spanischen den agudo und llano), über diese darf er nicht hinaufsteigen (E degun temps no trobaretz segon romans accen principal en lo comensamen de dictió, si donx la dictiôs no es de doas sillabas; vgl. *Diez*, a. a. O. I. 120). Wenn daher auch im Lateinischen der Acut auf der ersten Sylbe eines Wortes steht, so mufs er im Romanischen doch immer auf die letzte gesetzt werden (E per aysso en ayssi cum l'accens principals apelatz agutz es pausatz en lo comensamen de dictió segon latî, en ayssi segon romans es pausatz en la fî, so es en la derriera sillaba, coma *senhór*, *salvadór*, *tenér* etc.). Der accens lonez entspricht dem lateinischen Circumflex, ausgenommen in zweisylbigen Wörtern; denn in diesen kann der Circumflex nicht statthaben (Et aquest accen lonc nos prendem en loc d'aquel qu'es apelatz circumflex en latî, exceptat cant es la dictiôs de doas sillabas; quar aqui no hac loc circumflecz; — vgl. dagegen *Zumpt's* latein. Grammatik Cap. 4, §. 3). Der accens greus (accentus gravis, eigentlich „nur ein Zeichen der Abwesenheit des Accentes", Tonlosigkeit) hat keine bestimmte Stelle; denn auf jeder Sylbe, die keinen Hauptaccent hat, kann er stehen; einsylbige Wörter jedoch haben immer den Acut (L'accens greus no ha mays un loc ques autre: quar en cascuna sillaba pot estar: exceptat aquela on cay l'accens principals; si donx no son dictiôs d'una sillaba que tost temps han accen agut). — Griechische Wörter die auf a und e, und lateinische, die auf us auslauten, werden im Romanischen mit dem Accent auf der *letzten* Sylbe, lateinische auf ica aber gewöhnlich mit dem Accent auf der *vorletzten* ausgesprochen; wie denn überhaupt der latein. Accent sich dem roman. anbequemen mufs (finalmen l'accens del romans tira a si aquel del latî; — vgl. *Diez*, a. a. O. I, 121—22).

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIII.

Sebaldi Jan. Ever. Ravii Phil. theor. mag. litt. hum. et Jur. Rom. et hod. Doctoris Variarum lectionum ad Ciceronis Orationes liber alter. Lugd. Batav. apud Luchtmanns. MDCCCXLII. 237 *pagg.* 8.

Das erste Buch dieser Variae lectiones ist im Jahre 1834 erschienen und vom Ref. in diesen Jahrbüchern Juli 1838 angezeigt worden. Die vorliegende zweite Abtheilung war gröfstentheils ausgearbeitet, als der Verf. sich noch einer ungestörten, gelehrten Mufse erfreute, inzwischen wurde er zu einem öffentlichen Amte in Nimwegen berufen. Er entschuldigt sich deshalb in der Vorrede sehr hübsch sowohl bei denen, die eine raschere Fortsetzung verlangt haben könnten, als bei denen, welche dergleichen gelehrte Arbeiten als eine Beeinträchtigung amtlicher Thätigkeit anzusehen gewohnt sind. Uns ist es nur ein erfreuliches Zeichen der Zeit, wenn ein Geschäftsmann solche Studien

Digitized by Google

gemacht hat, dafs er ein Vergnügen daran findet, die ihm zur Erholung vergönnte Zeit auf die Lectüre der Alten zu verwenden, und noch mehr wenn diese Lectüre ihm so reichliche Früchte trägt, dafs er den Philologen davon mitzutheilen sich berufen fühlt.

Im ersten Buche hatte Hr. Dr. Rau die Verbesserung der Reden Cicero's und ihrer Scholiasten mittelst der Lesarten alter Handschriften und Drucke unternommen, im gegenwärtigen zweiten Buche versucht er die Conjecturalkritik in 5 Abschnitten.

Im ersten Abschnitt prüft er eine Anzahl Stellen, in denen er Lücken der Handschriften vermuthet, die aber in den Ausgaben nicht angezeigt oder verdeckt sind. Man wird dem Verf. mit Interesse durch die einzelnen Reden folgen, wenn man ihm auch nur theilweise beipflichten kann. Er beweist dafs die Rede p. Roscio Amerino ihres nothwendigen Schlusses ermangelt, aber seine gleichen Vermuthungen in Betreff des fehlenden Schlusses in lib. I, II und IV in Verrem sind zu weit getrieben. Was sollte am Schlufs von Lib. I in Verrem noch eine Ermahnung zur Strenge an die Richter, da die ganze Vita anteacta des Beklagten, die Cicero in diesem Buche behandelt, nicht zur Cognition der Richter gehört? Hr. R. thut dem Redner offenbar Gewalt an, wenn er lib. I c. 44 §. 114 den Abschnitt *Posteaquam* etc. von dem Vorhergehenden trennt und zu dem folgenden *Cognoscite aliud* zieht. Mit eben diesen Worten wird so entschieden der Uebergang zu etwas Neuem gemacht, dafs nothwendiger Weise ein innerer Zusammenhang des Satzes *Posteaquam* mit der vorhergehenden Beschwerde der Pupilla Annia gesucht werden mufste. Und dieser konnte Hrn. Rau nicht entgehen, wenn er sich erinnert hätte, dafs es nicht Sache des Prätors war die Härte eines speziellen Gesetzes zu schärfen, sondern vielmehr das Prinzip der natürlichen Erbfolge zu begünstigen, wenn es irgendwie möglich war. Die natürliche Erbfolge der Tochter war im prätorischen Edicte anerkannt, falls kein Testament vorgebracht wurde, sagt Cicero. Darin lag die Anweisung für Verres, die Erbfolge der Tochter auch in Folge des Testaments zu schützen, wenn der Testator nach dem strengen Wortverstande nicht zur Kategorie derer gehörte, denen die Einsetzung der Tochter verboten war, wie dies bei dem Annius der Fall war, insofern er zufällig nicht *census* war. — Der zweite Abschnitt enthält Conjecturen, deren Nothwendigkeit in der Kritik im Allgemeinen nicht in Abrede zu stellen ist. Es kommt nur auf den Beweis im Einzelnen an, dafs die handschriftliche Ueberlieferung ungenügend, und dann, dafs die Conjectur sinn- und sprachgemäfs ist. Wir vermissen diesen doppelten Beweis an vielen Stellen. So können wir es nicht für lateinisch halten, wenn Hr. Rau in Verr. I, 24, 63 emendirt: ut mos erat istius, simulatque *suae* libidines flagitiosas faces admovebant, denn *suae* ist nicht blofs unnütz, sondern falsch, wenn nicht in demselben Satz noch ein hinweisendes Pronomen steht, z. B. simulatque *suae* libidines *ei* faces admovebant. Aufserdem sind flagitiosae faces unerhört und sinnwidrig. II in Verr. 35 soll es heifsen Stesichorus, qui fuit Himerā, aber so hat Cicero nie gesprochen, sondern dafür qui fuit Himeraeus. Ebendas. IV, 12 conjecturirt Hr. R. dicto audiendum fuisse praetori. Aber Cicero sagt zwar dicto audiens esse, aber nicht dicto audire alicui. p. Mur. 31 ist in dissolvenda severitate ganz richtig, gleich si ea re dissolvatur, d. h. pessundetur severitas. Was Hr. Rau dafür will, in dissolvendis severitate, d. h. in iis quae severitate dissolvenda sunt, was mit Strenge zu Ende gebracht werden mufs, ist unlateinisch. Denn das heifst nicht dissolvere, und severitas bestraft zwar, aber löst nicht auf. Manche Conjecturen scheinen aber auch richtig zu sein, wie p. Clu. 23, 62 *indiciis*, p. Mil. 10, 29 *decurrere*

Das dritte Capitel beschäftigt sich mit Nachweisung von erklärenden Glossen und Zusätzen, die vom Rande in den Text gekommen sein sollen, eine unläugbare Art der Textescorruption, wobei man sich nur hüten mufs nicht zu leicht eine ausführlichere Art der Darstellung für ungehörig und verfälscht zu halten. Nahmentlich beschränkt sich Cicero in den Reden gegen Verres, weil er sie schrieb, nicht in gemessenen Stunden hielt, nicht immer auf das Nothdürftigste im Ausdruck. Dies läfst sich bei dem Meisten, was aus diesen Reden vorgebracht wird, entgegenstellen. Auch p. Flacco 20, 46 sieht der Zusatz ubi nihil possent discere nisi ignorantiam litterarum nicht dem Witze eines Scholiasten ähnlich, sondern konnte eben so wohl aus Cicero in die Umschreibung des Scholiasten hinübergenommen sein. Der vierte Abschnitt behandelt eine Anzahl Stellen, in denen der richtige Sinn durch eine andere oder genauere Interpunction herzustellen ist. Der fünfte, Vindiciae überschrieben, rechtfertigt durch eine neue Erklärung Stellen gegen die Emendationsversuche neuerer Herausgeber. Manches ist unzweifelhaft richtig, wie Agrar. I, 1, 3 Ernesti's Zweifel widerlegt wird. In einigen ist die neue Erklärung härter als eine Correctur, z. B. wenn Hr. R. in Verr. IV, 57, 127 das Relativum *quod*, was bisher auf das vorhergehende epigramma bezogen wurde und die Correctur *una* für *non* verlangte, für καθ' ὅ (in welcher Beziehung) gesagt wissen will.

Wenn Ref. im Allgemeinen erklären mufs, dafs Hr. Dr. Rau zu oft den Argwohn übertreibt und in eignen Conjecturen nicht vorsichtig genug ist, so erkennt er doch die Verdienstlichkeit seines wissenschaftlichen Bestrebens, wie auch die überall beobachtete Mäfsigung des Ausdrucks gern an. Seine Vermuthungen werden von den künftigen Bearbeitern der einzelnen Reden geprüft werden. Vollständige Indices erleichtern den Gebrauch des Buches.

C. Z.

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Monumens de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult.

(Fortsetzung.)

Die *zweite Hauptabtheilung*, die eigentliche *Poetik* (p. 100 bis zu Ende), handelt zuerst vom *Verse* überhaupt. Der Vers wird zum Unterschiede von der Dichtungsgattung, die den Namen vers hat, im Provenzal. gewöhnlich bordôs, bordonetz, versetz, bastôs oder bastonetz*) genannt. Der Vers wird definirt als ein Theil eines gereimten Gedichtes, welcher höchstens zwölf und mindestens vier Sylben hat, wenn er nicht geimpft (d. h. ein Glied eines Verses mit Mittel- oder Inreimen) oder gebrochen (eingeschobener oder angehängter Halbvers) ist (Bordôs es una partz de rima que al mas contî XII sillabas et a tot lo mens quatre, si donx no son enpeutat o biocat; quar adonx podon esser no solamen de quatre, mays de tres o de mens tro ad una sillaba). Als Norm der Sylbenzahl gilt aber der Vers, der auf einen *Acut* endet (mit stumpfem oder männlichem Reim); denn jene Verse, die auf einen accen lonc oder greu ausgehen (mit klingenden oder weiblichen Reimen) zählen um *Eine* Sylbe mehr**). Die 4—7 sylbigen Verse heifsen menors, die 8—12 sylbigen majors. Von diesen verschiedenen Dimensionen der Verse werden nun Beispiele gegeben; zu den neunsylbigen wird bemerkt, dafs keiner der alten Troubadours sich ihrer bedient habe (que degus dels anticz haian pauzat aytal bordô; — vgl. jedoch *Diez*, Poesie d. Troub. S. 88) und dafs sie noch ungewöhnlich seien; denn sie hätten einen unangenehmen Rhythmus (laja cazensa), der nicht besser werde, wenn man sie auch in zwei Verse, in einen vier- und einen fünfsylbigen, auflöse; diese Art gebrochener neunsylbiger Verse werde jedoch manchmal, wiewohl selten, in erzählenden Gedichten (novas rimadas) angewendet.

In Rücksicht der Dimension werden die Verse eingetheilt in *ganze*, *geimpfte* und *gebrochene*. *Ganze* (bordô principals oder veray principals), deren Gleichmaafs (compas) weder durch Mittel- oder Inreime noch durch Halbverse gestört wird. *Geimpfte* (bordô enpeutat), deren Hemistiche entweder zusammenreimen (versus leonini), oder mit dem Hemistich des folgenden, oder mit dem Schlusse des vorhergehenden Verses durch Reime gebunden sind (versus interlaqueati); solche Hemistiche können in Rücksicht des Mittel- oder Inreimes für kleinere Verse (bordonetz) angesehen werden; insofern sie aber nur Complemente eines anderen Hemistiches sind, gelten sie nur für Theile eines ganzen Verses (essems am lo romanen es us bordôs principals); — es ist kein Fehler, solche enpeutatz in Novas rimadas anzuwenden, wohl aber ist es einer, wenn sie unabsichtlich in Coblas vorkommen, wo man sie dann rimas fayshugas (schwerfällige oder lästige Reime) nennt, die man jedoch eher entschuldiget, wenn sie nicht in den Cäsuren stehen. — *Gebrochene* endlich (bordô biocat) heifsen die den

*) Vgl. über die Etymologie und Bedeutung von bordô, bordonet, *F. Wolf*, über die Lais, S. 190—191. — Bastôs, bastonetz erinnert an die *Stäbe* der nordischen Dichtkunst. — Das bei den alten Troubadour's für Vers gebräuchliche motz, Wort, kommt hier in dieser Bedeutung nicht mehr vor (vgl. *Diez*, Poesie d. Troubad. S. 85).

**) Dasselbe galt in der altfranzösischen Poesie (vgl. *F. Wolf*, über die Lais, S. 172—173); und auch in der spanischen haben die versos agudos nur Eine Sylbe weniger als die llanos, nur dafs hier die letzteren als Norm für die Sylbenzahl gelten.

Digitized by Google

ganzen Versen angehängten oder eingeschobenen Halbverse (versus intercalares), ohne dafs sie einen Theil der ganzen bilden, wodurch sie sich eben von den enpeutatz unterscheiden; sie können mit ganzen Versen durch den Reim gebunden werden oder auch reimlos bleiben, dürfen jedoch die Hälfte der ganzen Verse (mit denen sie verbunden sind) nicht übersteigen.

Es giebt *drei* Arten von *Pausen* (pauzas) d. i. Ruhepuncten (alenadas) oder Cäsuren (hier ist aber nur die Rede von den rhythmischen Pausen im Unterschiede von den Sinnpausen, die sich an keinen bestimmten Platz des Verses binden, und nur mit der Strophe soll auch der Sinn schliefsen); nämlich die pauza suspensiva in der Mitte des Verses (Mittelruhe, eigentliche Cäsur; — qu'om fay en lo mieg d'un bordô, per far alquna alenada); — die pauza plana am Schlusse des Verses (qu'om fay en la fi d'un bordô, per far plus pleniera alenada); und die pauza finals am Schlusse der Strophe (qu'om fay a la fi de cobla). In einigen Versarten kann man pauzas suspensivas anbringen oder nicht (wie in den vier-, sechs- und achtsylbigen); in anderen mufs man sie anbringen, so in den neunsylbigen auf der vierten oder fünften Sylbe, in den zehnsylbigen auf der vierten, in den eilfsylbigen auf der fünften oder sechsten, und in den zwölfsylbigen auf der sechsten Sylbe; die fünf- und siebensylbigen Verse aber haben keine Cäsuren. Auch können diese Cäsuren durch Reime gebunden werden, und dann heifsen Verse der Art, wie wir oben gesehen, enpeutat. Ueberdies können alle ganzen Verse mit mehreren Inreimen (rims multiplicatius) an allen solchen Reimstellen Cäsuren haben. — Die pauza plana *kann* zugleich eine Sinnpause, die pauza finals aber *mufs* es sein.

Mit den Pausen mufs der *Accent* zusammenfallen (en las pauzas dels bordôs hom deu gardar accen); daher müssen die Verse nicht nur auf den Schlufssylben einen Accent haben, und zwar die zusammenreimenden gleiche Accente, sondern auch auf den Cäsuren soll ein Accent (der Acut) haften.

Hier wird ein Excurs eingeschaltet: „De las maneras principals de novas rimadas", d. i. von *nicht eigentlich strophischen*, meist aus *Reimpaaren* bestehenden Gedichten, die in *drei* Hauptarten unterschieden werden, nämlich: annexas, in welchen die Absätze (Sinnstrophen) nicht mit einem Reimpaare schliefsen (d. h. wenn von einem Reimpaare der eine Vers einen Absatz schliefst, und der andere den nächsten Absatz beginnt), sie mögen nun am Ende mit einem Reimpaare schliefsen oder nicht, und der letzte Vers kann gebrochen (biocatz) sein oder nicht; — parionas, wenn die Absätze mit Reimpaaren schliefsen; und dann mufs auch das ganze Gedicht mit einem Reimpaare schliefsen; doch kann der letzte Vers auch ein biocs sein; — und endlich in comunas, die theils annexas, theils parionas sind (dieser gemischten Art bediente sich Nath de Mons häufig); das Ganze mufs dann mit einem Reimpaare schliefsen; doch kann auch hier der letzte Vers biocatz sein*).

Nun folgt der lange und wichtige Abschnitt vom *Reime*. Der Reim (rims oder rima) wird hier aber in einer sehr weiten Bedeutung genommen, nämlich nicht nur als Bindung durch An- oder Gleichklang, sondern als kunstmäfsige (symmetrische) Verbindung von Versen überhaupt (Rims es certz nombres de sillabas ajustat a luy autre bordô per pario d'aquela meteysha acordansa e paritat de sillabas, o de diversas, am bela cazensa a cert compas fayt de certa sciensa). Daher wird auch zuerst von den rims estramps (getrennten, vereinzelten Reimen), d. i. von der Verbindung *reimloser* (oder wenigstens nur unvollkommen reimender) *Verse* gesprochen, die, wenn die Endsylben (in den Versschlüssen) der Art sind, dafs sich leicht ein reiner, kunstgerechter Reim (leyal accordansa) dazu finden liefse, *gewöhnliche* (rim estramp comû), im Gegentheile aber *seltner* (rim estramp car) heifsen. Dann erst wird zu den rims accordans, den Reimen in der gewöhnlichen (wiewohl auch noch weiteren) Bedeutung übergegangen, und diese werden in Hinsicht des mehr oder minder vollkommenen Zusammenklangs eingetheilt in rims accordans per sonansa, per consonansa und per leonismetat. Die sonansa, d. i. *Assonanz*, ist entweder borda (unecht) oder leyals; und die borda heifst borda simpla, wenn die assonirenden Wörter den Accent auf der letzten Sylbe (ab accen agut, stumpfe Assonanz), und borda dobla, wenn sie ihn

*) Man braucht unter novas rimadas nicht ausschliefsend erzählende Gedichte zu verstehen, denn es können hierunter auch beschreibende, didactische, kurz nicht eigentlich lyrische, in Kunststrophen abgefafste verstanden werden; hingegen konnten erzählende Gedichte auch in Strophen abgefafst werden, wiewohl dies sehr ungewöhnlich war.

Digitized by Google

auf der vorletzten (ab accen lonc oder greu, klingende Assonanz) haben. Diese sonansa borda (gerade die eigentliche Assonanz, wie sie bei den Spaniern üblich ist) war nur in estramps zulässig, sonst unkunstmäfsig und blofs in den volksmäfsigen Mandelas gebräuchlich. Die sonansa leyals findet, wie die borda simpla, auch nur bei Wörtern mit dem Acut statt, unterscheidet sich jedoch von letzterer, in welcher weder die vor noch die nach den assonirenden Vocalen stehenden Consonanten berücksichtiget werden (wie amors : vos), darin, dafs in ihr, wenn die Wörter nicht blofs auf die assonirenden Vocale auslauten (wie dô : bô), die auslautenden Consonanten entweder dieselben (reims : sems) oder gleichlautende (Job : trop, — bord : cort) sein müssen (auch werden Consonanten, durch die der Laut nicht verändert wird, nicht berücksichtiget, wie essems : temps); die anlautenden Consonanten sollen hingegen entweder verschieden (agradan : remiran) sein, oder, wenn dieselben, doch verschiedene Aussprache (baratz : ratz) oder nur fast gleiche Aussprache (glas : las) haben, oder das eine Wort (oder Sylbe) soll mit einem Consonanten, das andere aber mit dem assonirenden Vocal anlauten (mals : als). — Die consonansa, d. i. *eigentlicher stumpfer* oder *männlicher Reim*, ist ebenfalls entweder borda, wenn die Reimsylben den accen greu haben, d. h. auf einen Vocal auslauten (wie fetge : metge; — auch nur als estramp zulässig); oder leyals, in welchem Falle die reimenden Wörter den Acut, nach dem Vocale dieselben, und vor ihm dieselben oder doch gleichlautende, in einer Sylbe mit ihm verbundene Consonanten haben müssen (wie don : redon, quans : cans); durch diese letztere Bestimmung (in Hinsicht der anlautenden Consonanten) unterscheidet sich die consonansa leyals von der sonansa leyal, während von den auslautenden Consonanten bei beiden dieselben Regeln gelten (sind die anlautenden Consonanten nicht in einer Sylbe mit dem reimenden Vocal verbunden, so ist es nur eine consonansa contrafacha, wie cant es : cortes). — Die leonismetatz endlich, d. i. *zweisylbiger reiner weiblicher*, *eigentlich klingender* oder *reicher Reim* *), ist entweder simpla und zwar mit accen greu (wie obra : sobra, natura : noyridura) oder mit accen agut (Gastôs : bastôs); — also zweisylbige weibliche oder eigentlich klingende Reime, in denen nur der anlautende Consonant der ersten Reimsylbe verschieden ist, oder diese in dem einen Worte mit dem Vocal anlautet (die übrigen Buchstaben müssen hier ebenso zusammenstimmen, wie in der sonansa leyal); — oder perfiecha, wenn auch die anlautenden Consonanten der ersten Reimsylbe dieselben sind (wie vida : covida, oder mit Acut, sanetat : vanetat); — sind aber die beiden Reimsylben getrennt, so ist es nur eine leonismetatz contrafacha (z. B. simpla : bey als : leyals, und perfiecha : mant asta : ave tasta *). — In der leonismetat berücksichtiget man zwar nur zwei Reimsylben; es können jedoch auch mehr als zwei zusammenreimen, was man dann einen rim mays perfieg leonisme nennen könnte (wie noyridura : poyridura). — Man kann alle diese Reimarten in demselben Gedichte vermischt anbringen, nur mufs es mit Absicht geschehen.

Wenn man ferner die *strophische Anordnung* der Reime (Reimstellung) berücksichtigt, in welcher Beziehung sie ordinals heifsen **), so sind sie dissolut oder singulars, je nachdem sie erst in der *folgenden* Strophe gebunden werden oder in *derselben* (vgl. *Diez*, a. a. O. S. 97); man nennt aber die Reime und Strophen auch dann noch rimas und coblas singulars, wenn sie auch capcaudadas oder capcoadas sind, d. h. wenn der letzte Vers der einen Strophe mit dem ersten der nächsten gebunden wird (auf welche Weise 2, 3, 4 oder alle Strophen verbunden sein können); aber dann dürfen höchstens noch ein, zwei oder drei Reime der einen Strophe in der andern wiederholt werden. Würden vier oder mehrere wiederholt, dann wären sie keine eigentlichen singulars, sondern tornadas; haben je zwei, drei, vier u. s. w. Strophen *dieselben* Reime, so heifsen sie coblas doblas, ternas, quazernas u. s. w.; ist dies in *allen* Strophen eines Gedichtes der Fall, so

*) Vollkommen übereinstimmend mit dem, was ich in meinem Buche: Ueber die Lais, Anm. 11 und S. 179—181, von der léonimetez in der altfranzösischen Dichtkunst gesagt habe.

*) In der alten Troubadourpoesie machte dieses Getrenntsein der Reimsylben keinen Unterschied (vgl. *Diez*, a. a. O. S. 96)

**) Eigentlich gehört diese Lehre in den Abschnitt von den *Strophen*, wo sie auch wieder abgehandelt wird; um jedoch Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir schon hier alles darauf bezügliche zusammenfassen. — In dem Abschnitt von den Strophen finden sich von all diesen Reimarten zahlreiche und längere Beispiele.

Digitized by Google

Sylben haben, wenn die ganzen mehr als viersylbig sind; sind diese aber nur viersylbig, so müssen die Halbverse unter vier Sylben haben; die Zahl der untermischten Halbverse soll nicht die Hälfte der ganzen überschreiten (d. i. nach zwei oder drei ganzen ein Halbvers; — in der alten Troubadourspoesie war die Zahl der Verse in den Strophen, wie die Länge derselben willkührlich; s. *Diez*, S. 90). — Besteht die cobla aus Versen von verschiedener Länge (es gibt drei Arten von compas, menors von 7 und weniger Sylben, mejanciers 8 oder 9 sylb., und majors 10—12 sylb.), so wird die Zahl der Verse, woraus die cobla bestehen soll, entweder nach der Mehrheit, oder bei gleicher Anzahl (paritat) von Versen jeder Art nach dem mittleren Maafs bestimmt. — Eine Ausnahme von der eben aufgestellten allgemeinen Regel über die Zahl der Verse in den Strophen machen die des *Tanzliedes*, Dansa; dieses soll im Refrain (respôs oder respost) und in dem ihm gleichen Geleite (tornada) drei, höchsens fünf Verse habea (die etwa untermischten Halbverse werden auch hier nicht mitgezählt), die übrigen Strophen desselben sollen wenigstens aus fünf, höchstens aus *neun* Versen bestehen *), und die Verse dürfen nicht länger als achtsylbig sein. Am besten schliefst man die Strophen mit Einem, höchstens zweien biocz. — Kürzere Maafse (plus breus pagelas) findet man zwar in Rondels (oder Redondels) und Mandelas; aber „um diese (volksmäfsigen Lieder) bekümmern wir uns hier nicht, denn sie haben fast nie *kunstgerechtes Maafs* noch *namhafte Verfasser*" (E quar cet compas ni cert actor en aquels ni en aquelas apenas trobar no podem, per so de redondels ni de mandelas no curam).

Gewöhnlich benennt man die Coblas nach der Reimweise; doch kann dieselbe Cobla unter verschiedenen Gesichtspuncten auch verschieden benannt werden. — Da der letzte oder die beiden letzten Verse einer Cobla eine von der der übrigen verschiedene Structur haben dürfen (per far bona concluziô), so verliert sie dadurch nicht ihren Namen, noch ist sie deshalb fehlerhaft. Ueberdies kann in jedem Gedichte die letzte Strophe, oder die Hälfte oder fast die Hälfte derselben ein von dem in allen übrigen beobachteten verschiedenes Maafs bekommen, und in minder streng gehaltenen Gedichten (en dictatz no principals) können sogar die erste und letzte Strophe, oder doch eine von beiden das Maafs verändern.

Die Coblas werden je nach den vorzugsweise in Betracht gezogenen Merkmalen in folgende *Hauptklassen* eingetheilt (De la distinctiô de coblas en general): I estrampas; II accordans; III ordinals; IV dictionals; V parsonieras; VI sentencials. Da wir die ersten vier Klassen mit ihren Unterabtheilungen schon in dem Abschnitt von den Reimen, nach denen sie oben bestimmt und benannt wurden, mitvorgenommen haben, so bleiben uns nur die letzten beiden noch zu besprechen. Und zwar wollen wir zuerst der sentencials erwähnen, worüber es genügt zu bemerken, dafs, wie schon der Name sagt, hier vorzugsweise auf *Satzform*, rhetorische Figuren und *Inhalt* (sentencia) Rücksicht genommen wird, und dafs sich natürlich davon wohl eine Menge von Beispielen anführen (wie es denn auch in der That nur geschieht), aber keine erschöpfende Eintheilung und Aufzählung machen läfst, so wie dafs hierin die provenzalische Dichtkunst aufser den Benennungen wenig Eigenthümliches darbietet (so giebt es z. B. in Hinsicht auf Satzform, wie überall, coblas dubitativas, contrariozas, gradativas, u. s. w. rücksichtlich des Inhalts: divinativas, Räthsel, proverbials, exemplificativas gleich den mhd. bîspeln, u. s. w.; zwar auch nicht eigenthümlich aber doch erwähnenswerth sind die in verschiedenen Sprachen abgefafsten Strophen, wie die partida, wovon ein Beispiel das berühmte Descortz des Rambaut von Vaqueiras, vgl. *Raynouard*, Choix, II. 226 und *Diez*, 116 *); — die meytatada,

*) Diese Bestimmungen der Vers- und Sylbenzahl der Strophen werden ihrer Wichtigkeit wegen zuerst in Memorial-Versen (per maniera de rims per leu reportar), und dann in erläuternder Prosa gegeben, und an beiden Orten heifst es ganz deutlich von der Verszahl der Tanzlieder-Strophen:

En dansa per los autres locz
Tro. V. bordôs cobla se merma
Et al may sobre nou se ferma.

und: cascuna de las autras coblas deu haver. V. bordôs *al nou al may;* und doch findet sich an beiden Stellen die offenbar fehlerhafte Uebersetzung:

Le couplet se borne à cinq vers
Et ne s'élève jamais-au-delà

und: Chacun des autres couplets doit avoir cinq vers au moins, *et ne peut en avoir davantage.*

*) Von diesem Descort wird die letzte Strophe als Beispiel mit-

Digitized by Google

d. i. eine halb lateinische halb romanische Strophe, und die constructiva, wenn in einer Strophe lateinische Wörter mit nebenstehender romanischer Uebersetzung oder Paraphrase vorkommen, wie z. B. in den deutschen und niederländischen Glossenliedern; vgl. *Hoffmann*, Gesch. des deutschen Kirchenliedes, S. 151 ff.; — *Mone*, Uebersicht der niederländ. Volkslit. älterer Zeit, S. 166 ff.; — auch das Acrostich kommt hier unter dem Namen: cobla rescosta o cluza vor, während die alte Troubadourspoesie diese Spielerei noch nicht angewendet zu haben scheint; vgl. *Diez*, S. 100). — Coblas parsonieras (von part oder parsô) endlich nannte man jene, in denen durch eine bestimmte *Wort-* und *Reimordnung* zugleich der *Sinn* mehr hervorgehoben, gleichsam vernehmbarer gemacht wurde, und die daher durch diese doppelte Rücksicht auf Wort- und Reimordnung einerseits, andrerseits auf den Sinn der Eigenschaften der ordinals und der sentencials *theilhaftig* (parsonieras) wurden und insofern auch zu diesen beiden Hauptklassen gerechnet werden konnten (son dichas parsonieras, quar en partida se fan en maniera d'orde et en partida per maniera de sentensa, so es per major expressiô de sentensa). Von dieser Mischgattung werden nun folgende Unterarten aufgeführt: capfinidas, wenn entweder das Reimwort des einen Verses zu Anfang des folgenden wiederhohlt und daher mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wird (manchmal beschränkte sich diese Wiederhohlung nur auf die Reimsylben in sonst verschiedenen Wörtern, per accordansas de diversas dictiôs); oder wenn der letzte oder die beiden letzten (was jedoch weniger üblich war) Verse jeder Strophe zu Anfang der nächsten wiederholt werden (weil auf diese Weise *Ende* und *Anfang* der Verse oder Strophen verbunden wurden, hiefs man sie capfinidas; übrigens kommen beide Arten derselben schon in der alten Troubadourspoesie vor; vgl. *Diez*, S. 99, 102 und 117 über die canson redonda); — capdenals, wenn Ein oder mehrere Wörter oder ein Satz entweder zu Anfang jedes Verses einer Strophe, oder zu Anfang jeder Strophe, oder zu Anfang von je zwei, drei, u. s. w. Strophen (im letzten Falle jedoch nach bestimmter Ordnung), oder auch wenn ganze Verse zu Anfang der Strophen wiederhohlt werden (und eben weil diese Wiederhohlung zu *Anfang* der Verse oder Strophen geschah, hiefs diese Art capdenals); — recordativas, so genannt, weil das erste Wort eines Verses oder einer Strophe am Ende desselben Verses oder derselben Strophe *wiederhohlt* wird (recordativa cobla es dicha, quar soen recorda e retorna una meteyssha dictiô en un meteysh bordô etc.); dies kann in mehreren, ja in allen Versen einer Strophe geschehen; findet die Wiederhohlung aber erst am Ende der Strophe statt, so kann nicht blofs das erste Wort, sondern der erste Satz (oratiôs), ja der ganze erste Vers wiederhohlt werden; — retronchadas, d. i. Strophen mit *Refrain*, sei es, dafs dasselbe Wort zu Ende jeder Strophe oder zu Ende je zweier, dreier, mehrerer oder aller Verse einer Strophe wiederhohlt wird (retronchadas per dictiôs); sei es, dafs je zwei, drei u. s. w. oder alle Strophen mit demselben Verse schliefsen (retronch. per bordôs); — duplicativas, mit *Doppel-Refrain*, d. h. wenn die Verse oder Strophen nicht nur mit demselben Worte oder Satze oder Verse schliefsen, sondern auch eben so anfangen; — deffrenadas, mit an *keinen bestimmten Ort gebundenen* (zügellosen) *Refrains*, indem nämlich Ein oder mehrere Wörter in demselben oder in verschiedenen Versen ohne bestimmte Ordnung wiederhohlt werden; — endlich affectuosas, so genannt, weil der Vortragende in solchem *Affecte* gedacht wird, dafs er dasselbe Wort *unmittelbar* wiederhohlt (cobla affectuosa es dicha per so, quar de tan gran affectiô es cel qui parla e ditz aytal sentensa, que ses meja d'autra dictiô replica e recita una meteyssha dictiô; — eine Figur, die in den spanischen Romanzen häufig vorkommt, wie: Rio verde, rio verde; Rosa fresca, rosa fresca, etc.).

Der *letzte* Abschnitt der Poetik und daher auch des vorliegenden Bandes handelt von den *verschiede-*

---

getheilt, die, da sie abweichende Lesarten enthält, auch wir hiehersetzen wollen, und zwar diplomatisch getreu:

Bels cavayers tant es grans.
Le vostre grans senhoratge.
Qum jorno men es mocho.
Oy me lasso que faro.
Si cela que lay pus chiera.
Me tua no say por quo.
Ma dauna he que deyt abos.
Ni pen cap sauta quitera.
Lo corasso mavestz touto.
E mout dossament furtado.

Digitized by Google

das Maafs des Tanzliedes (et alqû fam desdansa e desdans per pauzar e descentar lo contrari; e degûs no-s varia del compas de dansa).

Die hier gegebene Definition vom *Descort* hat schon *Raynouard* (im Lexique roman, s. v. — und ich nach ihm: Ueber die Lais, S. 132) mitgetheilt; es genügt daher dazu anzuführen, dafs den Inhalt eines solchen Gedichtes ebenfalls Liebe und Lob, aber auch Klagen über verschmähte Liebe (E deu tractar d'amors o de lauzors o per maniera de rancura, quar: „*mi dons no mi ama aysi cum sol*", o de tot aysso essems) bilden können.

Die *Tenzone* ist ein Streitgedicht, in dem jeder der Streitenden einen (*von ihm selbst* gewählten) Satz oder ein Factum aufstellt und vertheidiget (Tensôs es contrastz o debatz, en lo qual cascûs mantè e razona alcun dig o alcun fag); manchmal wird sie nach Art der novas rimadas (in nicht eigentlich strophischen, meist kurzen Reimpaaren) abgefafst, und dann kann sie zwanzig, dreifsig und mehr Absätze (Sinnstrophen) haben; manchmal aber bedient man sich dazu der eigentlichen Kunststrophen (per coblas), die sich dann auf sechs bis zehn beschränken sollen; dazu fügt man *zwei Geleite*, in welchen jede Partei den Schiedsrichter (jutge) erwählt; dieser giebt dann sein Urtheil (jutjamen) in derselben Strophenart oder in novas rimadas, „welch letzteres heutzutage gebräuchlicher ist". — In diesem Urtheilsspruche wollen Einige die gerichtliche Form (forma de dreg) nachahmen und berufen sich daher darin auf die Evangelien und andere Texte (paraulas acostumadas de dire en sentencia), doch ist dies nicht gerade nöthig. Eben so wenig ist es nöthig, dafs die Tenzone eine Weise habe *); ist sie aber in dem Maafse eines Vêrs oder einer Canzone oder eines anderen Liedes, dem eine Weise zukommt, abgefafst, so kann sie auch nach jener Weise *gesungen* werden **) (vgl. *Diez*, S. 113 ff. 186 ff.).

*) In den Memorial-Versen heifst es:

E no vol sô de sa natura,
Quar sol de bonas razôs cura.

**) Ebenda:

— — — — en aycel cas
Can d'autre loc pren son compas,
Coma de vêrs o de chansô,
O d'autre qu'aver deia sô,
Quar adonx, per miels alegrar,
Se pot en autru sô chantar.

Nahe damit verwandt ist das *Partimens* (Theilung), d. i. ein Gedicht, in dem der Dichter einem anderen eine *Streitfrage* vorlegt, die aus *zwei* Sätzen von widerstreitendem Inhalt besteht, damit dieser unter den beiden Sätzen wähle, welchen er wolle, um ihn zu vertheidigen, wogegen er selbst dann den anderen Satz zu behaupten sucht (Partimens es questiôs ques ha dos membres contraris, le quals es donatz ad autre per chauzir e per sostener cel que volra elegir, e pueysh cascûs razona e sostê lo membre de la questiô lo qual haura elegit). In allen übrigen Beziehungen (wie cant al compas, e cant al jutjamen e cant al sô) gleicht das Partimens der Tenzone. Es unterscheidet sich also Partimens nur darin von Tenzone, dafs in dieser Jeder seine *eigene Sache*, wie in einem Rechtsstreit vertheidigt (cascûs razona son propri fag coma en plag); in jenem aber der Eine die *von dem Anderen zur Wahl vorgelegte* Frage oder Thatsache zu vertheidigen oder zu bestreiten übernimmt (masen partimen razona hom l'autru fag e l'autru questiô), wiewohl man mifsbräuchlich (per abuziô) häufig Partimen für Tensô und umgekehrt setzt.

Solche Gedichte, die von *verschiedenen* Personen gemacht werden, oder bei denen man dies wenigstens *fingirt*, können auch, wie das Descortz, in verschiedenen Sprachen abgefafst sein (en aytals dictatz que-s fan per diversas personas, oz en los quals hom fenh que sian diversas personas, pot hom uzar de diverses lengatges coma en descort; — vgl. *Diez*, S. 188). Derlei Gedichte sind eben die Tenzonen und Partimens, ferner die Pastorelas, Vergieras, Ortolanas, Monjas, Vaquieras, u. a. m.

Das *Hirtenlied* (Pastorela) kann, nach dem Belieben des Dichters, sechs, acht, zehn und mehr (doch nicht wohl über dreifsig) Strophen haben, es soll *scherzhaften* Inhalts sein (deu tractar d'esquern per donar solas), ohne jedoch gemeine, häfsliche Ausdrücke (vils paraulas ni lajas) noch niedrige Handlungen (vil fag) zu enthalten, „was um so mehr zu beachten ist, als man in dieser Dichtungsgattung öfter als in anderen dagegen sündiget". Die Pastorela fordert eine eigene, gefällige, lustige und lebendigere Weise, als jene des Vêrs und der Canzone (Pastorela requier tostemps noel sô, e plazen e gay, no pero tâ lonc cum vêrs o chansôs, ans deu haver sô un petit cursori e viacier). Zu dieser Gattung gehören die (je

Digitized by Google

nach den darin figurirenden Heldinnen benannten) Vaquieras, Vergieras, Porquieras, Auquieras, Cabrieras, Ortolanas, Monjas u. a. m. (vgl. *Diez*, S. 114).

Der *Retroncha* charakteristisches Merkmal ist, dafs sie aus *Refrain-Strophen* (coblas retronchadas, s. oben) besteht, deren sie, wie der Vêrs, dem sie sich auch in Beziehung auf Maafs und Weise anschliefst, fünf bis zehn haben kann. Auch kann sie, wie der Vêrs, verschiedenen Inhalts sein: bald ernsten und belehrenden, bald von Liebe und Lob handeln, bald aber auch durch Tadel die Bösen züchtigen (Retroncha es ûs dictatz ayssi generals coma vêrs que pot tractar de sen, de essenhamen, d'amors, de lauzors o de reprendemen per castiar los malvatz). Uebrigens müssen andere Dichtungsgattungen, wie der Vêrs, die Canzone oder das Tanzlied, wenn sie auch coblas retronchadas haben, nicht den Namen Retroncha annehmen, sondern man kann sie dann auch blofs Vêrs retronchat, chansô o dansa retronchada nennen (vgl. *Diez*, S. 117; — der Retroncha oder Retroensa haben vielleicht die nordfranzös. Rotruenge, engl. Rotewange und mhd. Rotruwange entsprochen; vgl. *Wolf*, über die Lais, S. 248).

Das *Klaglied* (Plangs) ist ein Gedicht, das man im Uebermaafs der Trauer und des Schmerzes über ein Mifsgeschick oder einen Verlust *überhaupt* macht; und wir sagen: einen Verlust überhaupt, denn man kann darin nicht nur den Verlust eines Mannes oder einer Frau, sondern auch den einer Stadt oder die Zerstörung eines Ortes durch Krieg u. s. w. beklagen. Das aber, worum man klagt, preist man gewöhnlich, und daher kann das Klaglied zugleich Lob enthalten. Es hat ebenfalls, wie der Vêrs, fünf bis zehn Strophen, und soll eine eigene, gefällige, d. i. klagende und langsame Weise haben (e deu haver noel sô, plazen e quays planhen e pauzat); „da man sich aber heutzutage *mifsbräuchlich* auch eines Vêrs oder einer Canzone zu Klagliedern bedient, so kann man sie, weil es einmal gebräuchlich ist (quar es acostumat), dann auch, wenn man will, in der Weise derselben singen, was wir um so eher gestatten wollen, da die dem Klagliede zukommende Weise so schwierig ist (per la greueza del sô), dafs man kaum mehr einen Sänger oder sonst Jemand finden kann, der eine solche Weise recht zu erfinden und auszuführen verstünde, wie sie diese Dichtungsgattung eigentlich erfordert" (quar apenas pot hom trobar huey cantre ni autre home que sapia bê endevenir et far propriamen un sô, segon que requier aquest dictatz. — Vgl. *Dietz*, S. 113).

Das *Escondigz* (Entschuldigung) ist ein Gedicht im Strophenmaafs und nach der Weise (Melodie) der Canzone, das eine Rechtfertigung (dezencuzatiô) enthält, indem man dem widerspricht, weshalb man in Rücksicht seiner Dame oder seines Herrn (capdel) angeklagt oder getadelt (acusatz o lauzeniatz) wurde (vgl. *Diez*, S. 119, — und *Galvani*, osservazioni sulla poesia de' Trovatori, p. 193).

Aber aufser diesen bisher angeführten Hauptdichtungsgattungen (dictatz principals) kann man noch andere, minder gebräuchliche (no principals) Gattungen anwenden und ihnen beliebige Namen geben; nur sollen die Namen dann dem Inhalte entsprechen. Hierher rechnen wir jene Gedichte, in welchen die *Zahl der Strophen nicht bestimmt*, sondern willkührlich ist; wie die Somis (Träume, bei den Nordfranzosen: Rêveries), Veziôs (Visions), Cossirs (Elegien), Reversaris, Enuegz (Ennuis), Desplazers, Desconortz, Plazers, Conortz, Rebecz, Relays, Gilozescas u. a. m., wiewohl Einige Gilozescas im Maafs des Tanzliedes und Relays in dem des Vêrs oder der Canzone machen. Auch findet man *Balladen* (Bals) nach Art des Tanzliedes mit einem Refrain und mehreren Strophen (bals a la maniera de dansa amb un respos et am motas coblas); doch *unterscheidet* sich Bals von Dansa, denn letztere soll aufser dem Respos und der Tornada nur *drei* Strophen haben, die Ballade aber kann deren *zehn und mehr* haben, ferner hat sie noch eine schnellere, lebhaftere und zum Absingen *mit Instrumentalmusik geeignetere* Weise als die Dansa (sô mays minimat e viacier e mays apte per cantar amb esturmens que dansa), endlich macht man bei der Ballade *zuerst die Weise* für die Instrumente und dann dichtet man erst die Worte dazu (quar hom primieramen troba-l sô amb esturmens, e pueys aquel trobat, hom fa lo dictat de bal tractan d'amors o de lauzors o d'autra materia honesta segon la volontat del dictayre), während bei der Dansa gewöhnlich das *umgekehrte* statt findet (quar hom comunalmen fa e ordena lo dictat de dansa, a pueysh li enpauza sô; vgl. *Diez*, S. 117). — Die *Garips* kümmern uns nicht, denn das sind nur Weisen für Instrumente ohne Text (quar solamen han respieg a cert e especial sô d'esturmens

Digitized by Google

nen Dichtungsgattungen *), und zwar zuerst von der schon in der alten Troubadourspoesie unter dem ganz allgemeinen Namen: Vêrs bekannten und so wenig bestimmten, dafs es schwierig ist, sie von anderen Gattungen, besonders der Cansô genau zu unterscheiden und zu definiren (vgl. *Diez*, S. 104 ff.). Die hier davon gegebene Definition enthält zwar einige unterscheidende Merkmale, aber eben so falsche als lächerliche Etymologien (die offenbar richtige s. bei *Diez*, 108), welche beweisen, wie das wahre *volksmäfsige* Princip dieser Dichtungsgattung den provenzalischen Meistersängern noch dunkler geworden war, als ihren Vorgängern **). „Vêrs, heifst es nämlich, ist ein Gedicht in romanischer Sprache (dictatz en romans), das *fünf bis zehn* Strophen enthält mit Einem oder zweien Geleiten (tornadas), und es soll einen *ernsten Sinn* haben (deu tractar de sen), weshalb es eben vêrs, d. i. ein *wahrhaftes* genannt wird (e per so es digz vêrs, que vol dir verays, quar veraya cauza es parlar de sen); da vêrs aber auch von dem lateinischen *verto, vertis* abgeleitet werden kann, welches so viel heifst als *werden* (girar o virar), so kann es auch von Liebe, Lob und Tadel handeln, *um dadurch zu witzigen* (e segon aysso vêrs pot tractar no solamen de sen, ans o fay ysshamen d'amors, de lauzors o de reprehensis, per donar castiev); denn nun nimmt es eine *andere Wendung* (quar arcs se vira). Und auf diese Weise angewendet finden wir es bei vielen Troubadours (E d'aquesta maniera trobam mans trobadors que-s han uzat). Der Vêrs soll eine langsame, gesetzte und eigene Weise mit schönen, melodiösen Hebungen und Senkungen, schönen Stellen und wohlangebrachten Pausen haben (Vêrs deu haver lonc sô e pauzat e noel amb belas e melodiozas montadas e deshendudas, et amb belas passadas e plazens pauzas"). — Ueber die *Geleite* (tornadas) wird dazu bemerkt, dafs nicht nur im Vêrs, sondern in jedem Gedichte (en tot dictat) deren *zwei* angebracht werden können, eines, in dem der Dichter *sich kennzeichnet*, und eines, das die *Person, der sein Gedicht gewidmet ist, apostrophirt* (quar la una tornada pot pauzar et aplicar a *so senhal*, lo qual senhal cascûs deu elegir per si, ses far tort ad autre, so es que no vuelha en sos dictatz metre ét apropriar aquel senhal que saubra que ûs autres fa; e l'autra tornada pot aplicar a la *persona a la qual vol presentar son dictat*). Das Geleit wiederholt in seiner Reimstellung die zweite Hälfte der letzten Strophe, wenn diese eine gleiche Zahl Verse hat; ist diese aber ungleich, so kann das Geleit um Einen Vers mehr oder minder als die letzte Halbstrophe haben. Fügt man zwei Geleite an, so kann das eine kürzer sein als das andere (vgl. *Diez*, 92—94).

Die *Canzone* (Chansôs) ist ein Gedicht, das aus *fünf bis sieben* Strophen besteht und hauptsächlich die *Minne* besingt in zierlichen Worten und anmuthigen Reden (deu tractar principalmen d'amors o de lauzors amb bels motz plazens et am graciozas razôs); in einem solchen Gedichte (eigentlichem Minnelied) soll daher kein häfsliches, gemeines oder übel gesetztes Wort vorkommen (quas en chansô no deu hom pauzar deguna laja paraula ni degû vilanal mot, ni mal pauzat); denn ein Minnender soll nicht nur in seinen Handlungen, sondern auch in seinen Worten und Reden *höfisch* (cortes) sich zeigen. Die Canzone fordert, wie der Vêrs, eine langsame Weise (chansôs deu haver sô pauzat, ayssi quo vêrs; — vgl. *Diez*, 109, dessen mit so feinem Tact aufgefundene Distinctionen zwischen Vêrs und Canzone durch die hier gegebenen Definitionen im Wesentlichen also bestätiget werden).

*) Dieser ganze Abschnitt wird zuerst in Prosa vorgetragen und dann in Memorial-Versen recapitulirt.

**) Wie sich *unter dem Volke* weit länger das richtige Verständnifs oder, wenn man will, Gefühl davon erhalten hat, beweist folgende Stelle der neuen Ausg. der „Hist. gén. de Languedoc" in den Additions des Hg. Chev. *Al. Du Mège;* Toulouse, 1840. Tome II, p. 62: „*Vers* ... ce nom générique étoit employé encore, il y a moins de quarante ans, par les *chansonniers populaires* qui, à Toulouse, à Nîmes, à Marseille, menaçoient d'un *Vers* (fraï un Vers), c'est à dire d'une satyre, d'une chanson, l'homme en place, le mauvais riche, le méchant"

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Monumens de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'académie des Jeux Floraux, avec l'appui du conseil municipal de la ville de Toulouse, et du conseil général du département de la Haute-Garonne, par M. Gatien-Arnoult.

(Schlufs.)

Das *Sirventès* schliefst sicht meist in zwei Beziehungen an einen Vêrs oder eine Canzone an (Sirventês es dictatz que-s servish al may de vêrs o de chansô en doas cauzas etc.), nämlich in Beziehung auf das Strophenmaafs (compas de las coblas), und in Beziehung auf die Weise (sô); und zwar in ersterer Beziehung entweder ohne die Reime beizubehalten, oder mit denselben Reimwörtern, oder auch nur mit ähnlich lautenden, wenn nur das Maafs beibehalten wird (e deu hom entendre cant al compas, so's a ssaber que tenga lo compas solamen ses las accordansas, oz amlas accordansas d'aquelas meteyshas dictiôs, o d'autras semblans ad aquelas per accordansa); in Rücksicht des Inhalts kann es entweder ein *Rügelied* oder ein *Kriegslied* sein (e deu tractar de reprehensiô o de maldig general, per castiar los fols e los malvatz, o pot tractar, qui-s vol, del fag d'alquna guerra; vgl. *Diez*, 111, 176—177).

Das *Tanzlied* (Dansa) ist ein anmuthiges Gedicht (dictatz gracios), das aus einem *Refrain* (refranh, so es un respôs solamen; d. i. ein dem Liede *vorgesetzter* Kehrreim, wie die Cabeza oder der Estribillo in den spanischen Tanzliedern und die Ripresa oder das Epodo in den Ballate spingate der Italiener) und *drei* Strophen besteht, deren Schlüsse mit dem Refrain in Maafs und Reimen (en compas et en accordansa) correspondiren (wie in den Ballate spingate die Volte mit der Ripresa), eben so mufs das Geleit dem Refrain gleichen (e la tornada deu esser semblans al respôs); der andere Theil der Strophen mufs jedoch von denen des Refrains verschiedene Reime haben, kann aber mit dem Refrain gleiches Maafs haben oder nicht, nur mufs es in allen Strophen dasselbe bleiben (d'un compas), und sie können durchgreifende Reime oder verschiedene bekommen (d'una accordansa o de diversa); der Refrain soll ungefähr halb so viel Verse haben als jede der Strophen (El respôs deu esser del compas de meja cobla o quaysh, so es mays o mens de dos bordonetz; über die normale Verszahl des Refrains und der Strophen und die Sylbenzahl der Verse haben wir zu Anfang des vorigen Abschnittes die Regeln mitgetheilt); und nach jeder Strophe sollen vom Refrain höchstens drei Verse wiederhohlt werden, wenn er aus mehr als dreien besteht, hat er aber nur drei, so sind höchstens zwei zu wiederhohlen. — Die Dansa soll von *Liebe* handeln und eine lustige, lebhafte, zum Tanzen geeignete Weise haben (deu haver sô jôyos et alegre per dansar; no pero tâ lonc coma vêrs ni chansôs, mas un petit plus viacier per dansar). „Aber heutzutage verstehen die Sänger nicht mehr die rechten Tanzweisen zu finden und daher wenden sie statt derselben die *Weise der Runden* mit den ganzen und halben Noten der Motetten an" (Enpero huey ne uza hom mal en nostre temps d'aquest sô; quar li chantre que huey son, no sebon apenas endevenir en un propri sô de dansa; e quar no y podon endevenir, han mudat lo sô de dansa en sô de redondel am lors minimas et am lors semibreus de lors motetz). Einige machen Tanzlieder in Wechsel-Strophen (coblas tensonadas oder razonans) und nennen diese dann: Dans; doch wir machen keinen Unterschied zwischen Dansa und Dans. Andere machen Lieder, die sie Desdansa und Desdans nennen, weil sie das Wiederspiel von Dansa und Dans sein sollen; doch Keiner verändert deshalb

Digitized by Google

das Maafs des Tanzliedes (et alqû fam desdansa e desdans per pauzar e descentar lo contrari; e degûs no-s varia del compas de dansa).

Die hier gegebene Definition vom *Descort* hat schon *Raynouard* (im Lexique roman, s. v. — und ich nach ihm: Ueber die Lais, S. 132) mitgetheilt; es genügt daher dazu anzuführen, dafs den Inhalt eines solchen Gedichtes ebenfalls Liebe und Lob, aber auch Klagen über verschmähte Liebe (E deu tractar d'amors o de lauzors o per maniera de rancura, quar: „*mi dons no mi ama ayssi cum sol*", o de tot aysso essems) bilden können.

Die *Tenzone* ist ein Streitgedicht, in dem jeder der Streitenden einen (*von ihm selbst* gewählten) Satz oder ein Factum aufstellt und vertheidiget (Tensôs es contrastz o debatz, en lo qual cascûs mantè e razona alcun dig o alcun fag); manchmal wird sie nach Art der novas rimadas (in nicht eigentlich strophischen, meist kurzen Reimpaaren) abgefafst, und dann kann sie zwanzig, dreifsig und mehr Absätze (Sinnstrophen) haben; manchmal aber bedient man sich dazu der eigentlichen Kunststrophen (per coblas), die sich dann auf sechs bis zehn beschränken sollen; dazu fügt man *zwei Geleite*, in welchen jede Partei den Schiedsrichter (jutge) erwählt; dieser giebt dann sein Urtheil (jutjamen) in derselben Strophenart oder in novas rimadas, „welch letzteres heutzutage gebräuchlicher ist". — In diesem Urtheilsspruche wollen Einige die gerichtliche Form (forma de dreg) nachahmen und berufen sich daher darin auf die Evangelien und andere Texte (paraulas acostumadas de dire en sentencia), doch ist dies nicht gerade nöthig. Eben so wenig ist es nöthig, dafs die Tenzone eine Weise habe *); ist sie aber in dem Maafse eines Vêrs oder einer Canzone oder eines anderen Liedes, dem eine Weise zukommt, abgefafst, so kann sie auch nach jener Weise *gesungen* werden **) (vgl. *Diez*, S. 113 ff. 186 ff.).

*) In den Memorial-Versen heifst es:

E no vol sô de sa natura,
Quar sol de bonas razôs cura.

**) Ebenda:

— — — — en aycel cas
Can d'autre loc pren son compas,
Coma de vêrs o de chansô,
O d'autre qu'aver deia sô,
Quar adonx, per miels alegrar,
Se pot en autru sô chantar.

Nahe damit verwandt ist das *Partimens* (Theilung), d. i. ein Gedicht, in dem der Dichter einem anderen eine *Streitfrage* vorlegt, die aus *zwei* Sätzen von widerstreitendem Inhalt besteht, damit dieser unter den beiden Sätzen wähle, welchen er wolle, um ihn zu vertheidigen, wogegen er selbst dann den anderen Satz zu behaupten sucht (Partimens es questiôs ques ha dos membres contraris, le quals es donatz ad autre per chauzir e per sostener cel que volra elegir, e pueysh cascûs razona e sostê lo membre de la questiô lo qual haura elegit). In allen übrigen Beziehungen (wie cant al compas, e cant al jutjamen e cant al sô) gleicht das Partimens der Tenzone. Es unterscheidet sich also Partimens nur darin von Tenzone, dafs in dieser Jeder seine *eigene Sache*, wie in einem Rechtsstreit vertheidigt (cascûs razona son propri fag coma en plag); in jenem aber der Eine die *von dem Anderen zur Wahl vorgelegte* Frage oder Thatsache zu vertheidigen oder zu bestreiten übernimmt (masen partimen razona hom l'autru fag e l'autru questiô), wiewohl man mifsbräuchlich (per abuziô) häufig Partimen für Tensô und umgekehrt setzt.

Solche Gedichte, die von *verschiedenen* Personen gemacht werden, oder bei denen man dies wenigstens *fingirt*, können auch, wie das Descortz, in verschiedenen Sprachen abgefafst sein (en aytals dictatz que-s fan per diversas personas, oz en los quals hom fenh que sian diversas personas, pot hom uzar de diverses lengatges coma en descort; — vgl. *Diez*, S. 188). Derlei Gedichte sind eben die Tenzonen und Partimens, ferner die Pastorelas, Vergieras, Ortolanas, Monjas, Vaquieras, u. a. m.

Das *Hirtenlied* (Pastorela) kann, nach dem Belieben des Dichters, sechs, acht, zehn und mehr (doch nicht wohl über dreifsig) Strophen haben, es soll *scherzhaften* Inhalts sein (deu tractar d'esquern per donar solas), ohne jedoch gemeine, häfsliche Ausdrücke (vils paraulas ni lajas) noch niedrige Handlungen (vil fag) zu enthalten, „was um so mehr zu beachten ist, als man in dieser Dichtungsgattung öfter als in anderen dagegen sündiget". Die Pastorela fordert eine eigene, gefällige, lustige und lebendigere Weise, als jene des Vêrs und der Canzone (Pastorela requier tostemps noel sô, e plazen e gay, no pero tâ lonc cum vêrs o chansôs, ans deu haver sô un petit cursori e viacier). Zu dieser Gattung gehören die (je

Digitized by Google

nach den darin figurirenden Heldinnen benannten) Vaquieras, Vergieras, Porquieras, Auquieras, Cabrieras, Ortolanas, Monjas u. a. m. (vgl. *Diez*, S. 114).

Der *Retroncha* charakteristisches Merkmal ist, dafs sie aus *Refrain-Strophen* (coblas retronchadas, s. oben) besteht, deren sie, wie der Vêrs, dem sie sich auch in Beziehung auf Maafs und Weise anschliefst, fünf bis zehn haben kann. Auch kann sie, wie der Vêrs, verschiedenen Inhalts sein: bald ernsten und belehrenden, bald von Liebe und Lob handeln, bald aber auch durch Tadel die Bösen züchtigen (Retroncha es ûs dictatz ayssi generals coma vêrs que pot tractar de sen, de essenhamen, d'amors, de lauzors o de reprendemen per castiar los malvatz). Uebrigens müssen andere Dichtungsgattungen, wie der Vêrs, die Canzone oder das Tanzlied, wenn sie auch coblas retronchadas haben, nicht den Namen Retroncha annehmen, sondern man kann sie dann auch blofs Vêrs retronchat, chansô o dansa retronchada nennen (vgl. *Diez*, S. 117; — der Retroncha oder Retroensa haben vielleicht die nordfranzös. Rotruenge, engl. Rotewange und mhd. Rotruwange entsprochen; vgl. *Wolf*, über die Lais, S. 248).

Das *Klaglied* (Plangs) ist ein Gedicht, das man im Uebermaafs der Trauer und des Schmerzes über ein Mifsgeschick oder einen Verlust *überhaupt* macht; und wir sagen: einen Verlust überhaupt, denn man kann darin nicht nur den Verlust eines Mannes oder einer Frau, sondern auch den einer Stadt oder die Zerstörung eines Ortes durch Krieg u. s. w. beklagen. Das aber, worum man klagt, preist man gewöhnlich, und daher kann das Klaglied zugleich Lob enthalten. Es hat ebenfalls, wie der Vêrs, fünf bis zehn Strophen, und soll eine eigene, gefällige, d. i. klagende und langsame Weise haben (e deu haver noel sô, plazen e quays planhen e pauzat); „da man sich aber heutzutage *mifsbräuchlich* auch eines Vêrs oder einer Canzone zu Klagliedern bedient, so kann man sie, weil es einmal gebräuchlich ist (quar es acostumat), dann auch, wenn man will, in der Weise derselben singen, was wir um so eher gestatten wollen, da die dem Klagliede zukommende Weise so schwierig ist (per la greueza del sô), dafs man kaum mehr einen Sänger oder sonst Jemand finden kann, der eine solche Weise recht zu erfinden und auszuführen verstünde, wie sie diese Dichtungsgattung eigentlich erfordert" (quar apenas pot hom trobar huey cantre ni autre home que sapia bê endevenir et far propriamen un sô, segon que requier aquest dictatz. — Vgl. *Dietz*, S. 113).

Das *Escondigz* (Entschuldigung) ist ein Gedicht im Strophenmaafs und nach der Weise (Melodie) der Canzone, das eine Rechtfertigung (dezencuzatiô) enthält, indem man dem widerspricht, weshalb man in Rücksicht seiner Dame oder seines Herrn (capdel) angeklagt oder getadelt (acusatz o lauzeniatz) wurde (vgl. *Diez*, S. 119, — und *Galvani*, osservazioni sulla poesia de' Trovatori, p. 193).

Aber aufser diesen bisher angeführten Hauptdichtungsgattungen (dictatz principals) kann man noch andere, minder gebräuchliche (no principals) Gattungen anwenden und ihnen beliebige Namen geben; nur sollen die Namen dann dem Inhalte entsprechen. Hierher rechnen wir jene Gedichte, in welchen die *Zahl der Strophen nicht bestimmt*, sondern willkührlich ist; wie die Somis (Träume, bei den Nordfranzosen: Rêveries), Veziôs (Visions), Cossirs (Elegien), Reversaris, Enuegz (Ennuis), Desplazers, Desconortz, Plazers, Conortz, Rebecz, Relays, Gilozescas u. a. m., wiewohl Einige Gilozescas im Maafs des Tanzliedes und Relays in dem des Vêrs oder der Canzone machen. Auch findet man *Balladen* (Bals) nach Art des Tanzliedes mit einem Refrain und mehreren Strophen (bals a la maniera de dansa amb un respos et am motas coblas); doch *unterscheidet* sich Bals von Dansa, denn letztere soll aufser dem Respos und der Tornada nur *drei* Strophen haben, die Ballade aber kann deren *zehn und mehr* haben, ferner hat sie noch eine schnellere, lebhaftere und zum Absingen *mit Instrumentalmusik geeignetere* Weise als die Dansa (sô mays minimat e viacier e mays apte per cantar amb esturmens que dansa), endlich macht man bei der Ballade *zuerst die Weise* für die Instrumente und dann dichtet man erst die Worte dazu (quar hom primieramen troba-l sô amb esturmens, e pueys aquel trobat, hom fa lo dictat de bal tractan d'amors o de lauzors o d'autra materia honesta segon la volontat del dictayre), während bei der Dansa gewöhnlich das *umgekehrte* statt findet (quar hom comunalmen fa e ordena lo dictat de dansa, a pueysh li enpauza sô; vgl. *Diez*, S. 117). — Die *Garips* kümmern uns nicht, denn das sind nur Weisen für Instrumente ohne Text (quar solamen han respieg a cert e especial sô d'esturmens

Digitized by Google

ses verba). — Hingegen ist die *Estampida* manchmal nicht blofs eine Weise für Instrumente, sondern hat auch einen Text nach Art des Vêrs oder der Canzone (vgl. *Raynouard*, Choix, II. 255). — Diese Nebengattungen können ein Geleit haben oder auch nicht; auch kann statt dessen eine der Anfangs- oder Endstrophen wiederholt werden.

Mit einem nochmaligen verächtlichen Zurückweisen der *volksmäfsigen* Dichtungen schliefst die Poetik: „de *Redondels* ni de *Viandelas* no curam, quar cert actor ni cert compas no y trobam, jaciaysso que alqû *comensô far* redondels en nostra lengua, los quals *solia hom far en frances*".

Ferdinand Wolf.

XXXIV.

Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehrbegriffes, von Friedrich Galle. Halle 1840, *bei Lippert.*

Jede grofse geistige Bewegung, kann man behaupten, ist nur möglich durch das Zusammentreffen verschieden begabter, ja zum Theil sich entgegengesetzter Geister. Das neue Princip freilich, welches sich in derselben kund giebt, relativ unerklärbar aus der bisherigen historischen Entwickelung, wird gewöhnlich *zuerst* von Einer grofsen Persönlichkeit ausgesprochen, — und diese selbst dessen bedeutendstes Organ; aber diese individuelle Begeisterung ist nur der Punct, von welchem aus es in den geschichtlichen Zusammenhang eindringt, um später, so zu sagen, eine historische Macht zu werden. Jenes Princip selbst ist viel zu grofs, zu reich, von zu unendlichem Inhalt, als dafs Eine Individualität es vollkommen auszudrücken vermöchte: — entgegengesetzte Naturen vielmehr pflegt es zu beherrschen, verschieden organisirte Persönlichkeiten sich zu gewinnen, — selbst deren höhere die Differenzen tragende Einheit zu sein. Dieses Gesetz der Entwickelung läfst sich besonders in der Geschichte der Reformation nachweisen. In einer überreichen Fülle von Keimen regte sich schon zuvor der neue Bildungstrieb in dem Herzen der Völker. Luther war der Erste und zugleich der Gröfseste, welcher ihn in sich fühlte, sein geheimnifsvoll zunehmendes Leben zu deuten verstand: er verkündigte es mit allem Feuer einer genialen Natur, mit der ganzen eindringenden Schärfe einer grofsen Persönlichkeit; — aber was wäre der Erfolg dieses ungeheuern Anstofses gewesen, wenn er wie ein mechanischer Druck auf die Geister gewirkt, — wenn er nicht vielmehr die auch in ihnen schlummernde Kraft jenes grofsen Princips geweckt und aufgeregt hätte? — Luther erkannte schwerlich sogleich den ganzen Umfang des Gedankens, welchen er zuerst mit der Begeisterung einer grofsen Seele umfafste; und wenn er es gethan, so würde er nie mit jener durch die geistige Organisation bedingten Einseitigkeit, aber auch Entschiedenheit, — mit der ungeheuern Kraft, welche er eben in dieser scharf begrenzten Individualität entwickelte, einen solchen Umschwung der Zeit hervorgebracht haben. Dagegen waren aber wieder verschiedene, — verschieden gestimmte Geister nothwendig, welche das neue Princip gleichsam einen anderen Ton in sich anschlagen liefsen, welche alle Seiten, welche es darbot, mit schärfster Bestimmtheit zu entwickeln, seinen Inhalt nach dem Maafse ihrer Kraft auszuprägen und eigenthümlich zu gestalten sich zur Aufgabe machten. Der bedeutendste unter diesen ist *Melanchthon.*

Ihn daher, wie die übrigen Theilnehmer an dem grofsen Werke der Reformation, zu charakterisiren, seine Individualität und seine von dieser abhängige wissenschaftliche Bedeutung zu würdigen, wird immer ein Haupterfordernifs für eine wissenschaftliche und *allseitige* Auffassung und Darstellung der Reformationsgeschichte sein. Allseitig kann sie nur sein, wenn eben *alle einzelnen Seiten* in ihren Differenzen möglichst scharf in's Auge gefafst, der Unterschied der Individuen richtig bestimmt ist. Denn das biographische Element der Reformationsgeschichte mufs sich natürlich auf vorhandene monographische Darstellungen stützen, — und wird diese mit desto gröfserem Vortheil gebrauchen, je mehr sich diese auf die klare und präcise Auffassung der Persönlichkeiten, welche sie zu würdigen unternehmen, *zu beschränken* wissen. Diese ihre Beschränkung ist ihre höchste Aufgabe, — deren Lösung das gröfseste Lob, welches solchen Schriften ertheilt werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehrbegriffes, von Friedrich Galle.

(Fortsetzung.)

Prüfen wir nach dieser vorläufigen Reflexion die Schrift des Herrn Verfassers, so zeigt schon ein oberflächlicher Ueberblick des Inhalts, dafs sie den so eben gestellten Anforderungen wenig entspricht. Man kann über den hier gebotenen Ueberflufs an fremdartigen Digressionen und historischen Erörterungen nur *klagen*, — da sie so wenig zur Charakteristik Melanchthons beitragen, dafs sie vielmehr seine Person, welche doch immer das Alles beherrschende Centrum der Darstellung bleiben sollte, ganz verdunkeln und in den Hintergrund drängen. Man kann, wie sogleich bewiesen werden soll, in dem Buche viele Seiten lesen, ohne dafs nur *einmal* Melanchthon's erwähnt, nur eine Beziehung auf ihn sich dort findet. Statt einer scharfen und treuen Zeichnung des sittlichen und wissenschaftlichen Charakters Melanchthon's, — einer tüchtigen Bearbeitung des historischen Materials zum Zweck einer möglichst scharfen Individualisation — finden wir hier theils eine Menge mit grofsem, *nicht zu verkennendem Fleifse* zusammengetragener Einzelnheiten, welche nur als — allerdings sehr nothwendige — Beispiele und Zeugnisse hätten dienen sollen, theils ziemlich ausführliche Erörterungen einzelner Streitigkeiten des Reformationszeitalters, welche hier nicht nur ganz unpassend sind, sondern auch nicht einmal durch Neuheit weder dem Stoff noch der Form nach entschuldigt werden können. So werden Seite 463 bis 468 die kryptocalvinistischen Händel mit ziemlicher Ausführlichkeit erzählt, ob sie gleich ohne alle Bedeutung für die Charakteristik Melanchthon's und seines Lehrbegriffs sind. Ebenso verbreitet sich Seite 328 folg. bei Gelegenheit der späteren Lehre Melanchthons vom freien Willen über den synergistischen Streit zwischen Flacius und Striegel, ja es wird sogar Seite 332 das Gespräch zwischen beiden im Auszuge mitgetheilt, so dafs die Schrift fast eben so viele Partieen aus der allgemeinen Reformationsgeschichte enthält, als Charakterzüge Melanchthon's selbst. Der Herr Verfasser hat vielleicht geglaubt, um des deutlichen Verständnisses willen, dergleichen Digressionen einweben zu müssen, denn nach der Vorrede (Seite V) hat er seine Schrift auch für gebildete Laien bestimmt. Allein ein solcher Dualismus der Tendenz eines Buches ist das Unglücklichste, was es geben kann; kein Kreis der Leser wird befriedigt, und der eine oder der andere Theil für diese mehr oder weniger ungeniefsbar. So scheint eben, um dieses zwiefachen Zweckes willen, ein paränetisch-asketisches Element sich eingedrängt zu haben, welches für diejenigen, welche in rein wissenschaftlicher Absicht das Werk studiren, sehr lästig und unerquicklich ist. Es ist als Belag dieser Behauptung Seite 211 anzuführen, wo Melanchthon als Dogmatiker geschildert werden soll.

Auf ähnliche Weise beginnt die Entwickelung der Lehre vom freien Willen, von der Gnade und Prädestination Seite 242 mit einem noch dazu ganz im erbaulichen Tone gehaltenen Bericht über den inneren Bildungsgang Luther's im Augustinerkloster, über den Ursprung der Reformation, wie denn überhaupt an *vielen* Stellen die allgemeine Geschichte der letzteren von dem Herrn Verfasser viel zu sehr in seine Schrift hineingezogen, Allbekanntes zu wenig vorausgesetzt, dagegen Eigenthümliches mehr gesammelt, als mit Sorgfalt geordnet und gehörig accentuirt ist. Das ganze Buch ist in gegenwärtiger Form, — in der es indessen von des Herrn Verfas-

Digitized by Google

sers Kenntnifs des Reformationszeitalters ein recht tüchtiges Zeugnifs ablegt, — weit mehr Vorarbeit, als eine durch Kritik und sinnige Forschung erreichte Durchdringung des Stoffes. Besonders unangenehm und störend sind die oft seitenlangen Auszüge aus Melanchthon's Werken, welche im zweiten Theile in den Text selbst aufgenommen sind, da sie doch in den Noten nur als quellenmäfsige Belege der Darstellung hätten abgedruckt werden sollen. Dafs sie wörtlich mitgetheilt sind, ist keinesweges zu tadeln, denn Melanchthon's Werke dürften vollständig nur Wenigen zugänglich sein, wohl aber die Art und Weise, wie dies geschehen. Der Stoff soll immer dem Zwecke dienen, zu welchem er verarbeitet wird; in des Herrn Verfassers Schrift ist aber nicht selten die ganze Masse desselben niedergelegt, die Einheit des Zweckes aber aufser Acht gelassen. Sein Zweck war *Charakteristik.* Er glaubt diesen zu erreichen durch Betrachtung Melanchthon's in den verschiedenen Sphären seiner Wirksamkeit, in der Exegese, Kirchenhistorie und Dogmatik. Gewifs sehr richtig. Allein diese Einzelnheiten sollen doch natürlich der Gesammtcharakteristik dienen; — wo aber ist diese in des Herrn Verfassers Schrift zu finden? — Der gänzliche Mangel an einer solchen ist sehr befremdend. Freilich findet sich Seite 15—26 ein kurzer Ueberblick über die Thätigkeit Melanchthon's für die Theologie, allein dies ist nur ein mit biographischen Notizen durchflochtener Umrifs seiner literärischen Wirksamkeit, — von einer Zeichnung seines sittlichen und wissenschaftlichen Charakters finden sich nur wenige Spuren. In dieser Beziehung mufs ich bekennen, dafs die zwar nicht detaillirten, aber meisterhaften Züge, mit welchen Ranke in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation Melanchthon's Geist und Streben schildert, jedem des Gegenstandes kundigen oder unkundigen Leser ein treueres, belebteres, schöneres Bild von jenes grofsen Theologen Tendenz und Wirksamkeit geben, als des Herrn Verfassers umfangreiche Schrift. Die Masse von Einzelnheiten, welche diese enthält, ist durch fleifsiges Sammeln leicht herbeizuschaffen, aber den Totaleindruck, welchen die Beschäftigung mit denselben im Geiste des Bearbeiters zurückläfst, in eigener Sprache, in eigenen Gedanken wiederzugeben, gleichsam durch plastische Formgebung nach den Werken einer grofsen Persönlichkeit deren Individualität zu reproduciren, eine der schwierigsten Aufgaben historischer Kunst. Sie zu lösen hat aber der Herr Verfasser nicht einmal den Anfang gemacht.

Indessen soll durch alles dies seine Leistung keineswegs verkannt, oder das wirklich Werthvolle auch nur herabgesetzt werden; das Buch zeugt von sehr tüchtigen Studien, und bringt namentlich durch Benutzung des Corpus Reformatorum manches Neue und Interessante, wenigstens für die, welchen letztgenanntes kostbare Werk nicht zugänglich ist. Es ist dahin zu rechnen Melanchthon's Streit mit Cordatus über die Nothwendigkeit der guten Werke, über welchen indessen leider! an *zwei* verschiedenen Stellen, Seite 134 und 345, Auseinandersetzungen zu finden sind, welche sich durch mehr als durch „etliche Versehen" von einander unterscheiden. Doch ist im Ganzen Capitel IV, das *Verhältnifs Melanchthon's zu Luther*, mit Sorgfalt und Liebe bearbeitet und durch die Theilnahme des Hrn. Verfassers an seinem Gegenstande sehr ansprechend. Wenn derselbe aber Seite 180 in dem Capitel, welches den Reformator als Exegeten zu schildern und zu würdigen unternimmt, die Abhandlung desselben im Commentar zum Briefe an die Colosser über das Verhältnifs der Philosophie zum Christenthum unbedingt *vortrefflich* nennt, so möchte solches Urtheil sehr zu beschränken sein. Melanchthon ertheilt hier nämlich der Philosophie und deren Studien nur insofern Lob, als sie zur formellen Gymnastik des Geistes dient, weiset sie aber durchaus zurück, wenn sie irgend ein näheres Verhältnifs zur Religion zu stiften, wenn sie überhaupt über Gott und geistliche Dinge nur etwas Positives auszusprechen sich erkühnte: Quando autem ratio sive philosophia de Dei voluntate judicat, tum fere errat. Et quamquam per omnes fidei articulos ire possemus et ostendere, non esse a ratione petendum judicium de articulis fidei, tamen ne longum faciamus, contrahamus aliquot articulos in tria capita. Hierauf wird dann zu zeigen gesucht, dafs der Mensch vermöge der Philosophie weder de rerum gubernatione noch de justificatione etwas wissen könne; auch täusche er sich, wenn er meine, rationem satis habere virium ex sua natura contra vitia etc. Allein wer sieht

Digitized by Google

nicht aus allen diesen, dafs Melanchthon hier gegen eine von ihm sogenannte Philosophie polemisirt, welche dieses Namens gar nicht würdig ist? —

In der Darstellung der *Veränderungen* im *Lehrbegriff Melanchthons* S. 247—475 ist auffallend, dafs ohne eine allgemeine Geschichte der Loci voranzuschicken, sogleich die verschiedenen Formen der einzelnen Lehren besprochen werden. Hier wäre jedenfalls eine genaue Angabe der Eintheilung und eine Uebersicht des Inhalts nach den Hauptausgaben wünschenswerth gewesen. Dagegen wird dieser so wichtigen Differenzen von dem Herrn Verfasser nur ganz beiläufig und ohne dafs ein bedeutender Accent darauf gelegt würde, S. 226 erwähnt. Eine eigentliche Entwickelungsgeschichte des ganzen Lehrbegriffes, wie sie durch die allmählig wachsende Klarheit seines religiösen Bewufstseins bedingt war, eine Darstellung des Verhältnisses, welches er zwischen subjectiver Frömmigkeit und Dogmatik setzt, findet sich in dieser Ausdehnung nicht, obgleich in dem ganzen ersten Abschnitte des zweiten Theiles recht *tüchtige Anfänge der Lösung einer solchen Aufgabe vorliegen.* Es ist von aufserordentlicher Bedeutung für die Umgestaltung der Dogmatik im Zeitalter der Reformation, dafs Melanchthon in der ersten Ausgabe von 1521 die eigentlich speculativen Elemente der christlichen Lehre und die aus ihnen entwickelten Dogmen ganz übergangen, — statt weitläufige begriffliche Erörterungen über die Trinitätslehre zu geben, sogleich mit dem subjectiven Zustande des Menschen beginnt. (De hominis viribus adeoque de libero arbitrio). Schon in dieser ganz formellen Behandlung der Dogmen erkennt man den ungeheuren Umschwung der Zeit, — die Rückkehr von der nur verständigen Anerkennung des kirchlich Ueberlieferten in das eigene religiöse Gemüth. Melanchthon hat hier unbefangen und ohne klares wissenschaftliches Bewufstsein ausgesprochen, was später Schleiermacher auf so grofsartige Weise zu begründen gesucht, dafs nichts Inhalt der Dogmatik sein könne, was nicht Bedeutung für das religiöse Selbstbewufstsein hat, — dafs die Dogmen, abgetrennt von der inneren Erfahrung, dem innern Leben, zu starren Typen werden, — zu *nur* wissenschaftlichen Erkenntnissen, welche kein anderes Verhältnifs zur Frömmigkeit haben, als die jeder andern Disciplin. Reliquos vero locos, sagt Melanchthon in der Einleitung, peccati vim, legem, gratiam qui ignorarit, non video quo modo Christianum vocem, nam ex his proprie Christus cognoscitur, siquidem hoc est Christum cognoscere, beneficia ejus cognoscere, non, quod isti docent, ejus naturas, modos incarnationis contueri. Ni scias in quem usum carnem induerit et cruci affixus sit Christus, quid proderit ejus historiam novisse? Ita Christum, qui nobis remedii et ut scripturae verbo utar, salutis vice donatus est, oportet alio quodam modo cognoscamus, quam exhibent Scholastici. Quoties Paulus optare se testatur fidelibus locupletem Christi cognitionem! Praevidebat enim fore ut relictis salutaribus locis animos converteremus ad frigidas et alienas a Christo disputationes etc. Allein er bedachte, als er dieses schrieb, wohl nicht, dafs diese Seite der Dogmen, welche dem subjectiven Entwickelungsgange des gläubigen Gemüthes zugewandt ist, gar nicht ohne ihr an und für sich objectives Vorhandensein, ohne ihre von aller Reflexion unabhängige objective Wahrheit gedacht werden kann. Er sah seinen Irrthum ein, wie die späteren Ausgaben der Loci beweisen, die indessen in der wiederholten Umarbeitung, wie gesagt, so verändert wurden, dafs man nach einer genauen Vergleichung der ersten und der letzten kaum glauben kann, dafs beide Schriften desselben Verfassers und sogar der ursprünglichen Anlage nach identisch sind. Der Herr Verfasser hat diese Veränderungen S. 247—318 mit *tüchtiger* Kenntnifs des Gegenstandes erzählt, obgleich nicht zu leugnen ist, dafs durch die vielen in den Text aufgenommenen Stellen aus Melanchthons Werken der Zusammenhang unterbrochen wird, namentlich die Hauptpuncte der Differenzen nicht genug in lichtvoller Klarheit aus der ebenmäfsig fortlaufenden Erzählung hervortreten. Wenn diese nun die Veränderungen im Lehrbegriff Melanchthons darzustellen verspricht, so ist es auffallend, dafs die Lehre von der Trinität nicht auch unter die Zahl der Dogmen aufgenommen ist, zu welchen er mit seinem religiösen Bewufstsein sich nicht immer gleich verhalten hat. Denn wenn er dieser in seinem Lehrbuche nicht einmal eine Stelle angewiesen, so ist daraus zu schliefsen, wie schon angedeutet, dafs der Glaube an dieses Dogma, wie

Digitized by Google

es kirchlich fixirt war, keine Nothwendigkeit für ihn hatte, und war dies der Fall, so folgt eben hieraus, dafs sein Lehrbegriff noch ein sehr unvollkommener und einseitiger gewesen. Eine Schrift daher, welche diesen in seiner Entwickelung zu verfolgen beabsichtigt, hätte die Gründe, weshalb die eigentlich speculativen Dogmen fehlen, und wie dies aus dem ganzen theologischen Charakter des Verfassers zu erklären ist, ins Auge fassen sollen. Der Uebergang des Nichts in das Etwas d. h. die Behandlung eines früher gar nicht berücksichtigten Lehrartikels *ist doch wahrlich auch eine Veränderung*. Ja gerade diese ist eine der bedeutendsten, wie eine Vergleichung der Aeufserungen in der ersten und letzten Ausgabe beweist. Wenn er in jener behauptet: Mysteria divinitatis rectius adoraverimus, quam vestigaverimus: immo sine magno periculo tentari non possunt, id quod non raro sancti viri sunt experti — so wird dagegen in dieser Seite 14 gelehrt: Ethnici vagabantur animis quaerentes Deum suis speculationibus: at ecclesia agnoscit Deum aeternum et omnipotentem conditorem talem sicut se patefecit: et quamquam haec arcana non penitus perspicimus, *tamen in hac vita Deus inchoari vult hanc agnitionem et invocationem nostram* a falsa discerni et revelationem certis testimoniis in verbo suo proposuit. —

Was nun aber die vom Herrn Verfasser in allmähliger Entwickelung dargestellten Lehren betrifft, so mufs Recensent zunächst eines Widerspruches gedenken, in welchen sich derselbe selbst verwickelt zu haben scheint. S. 230. 231 wird nämlich Melanchthon gelobt wegen seiner Bescheidenheit in der Erkenntnifs göttlicher Dinge und namentlich, dafs „ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch mit Ernst nach der Wahrheit geforscht habe, doch gegen das Ende desselben noch öfter als vormals bekannt, dafs die selige Ewigkeit erst über Vieles, was wir hier nur im Bilde oder Anfange gesehen haben, Aufschlufs bringen werde". Dagegen meint aber der Herr Verfasser S. 257, die *Speculation* habe ihn zur Ausbildung seiner starren Prädestinationstheorie geführt, ihn bei der Beschränkung derselben auf die Erwählung in bonam partem nicht stehen bleiben lassen. Allein es ist kaum glaublich, dafs Melanchthon — namentlich in der ersten Ausgabe — auf Befriedigung speculativer Bedürfnisse bedacht gewesen ist. Wenn er auch noch so heftig auf Anerkennung des Satzes dringt: Quandoquidem omnia, quae eveniunt, necessario juxta divinam praedestinationem eveniunt, nulla est voluntatis nostrae libertas: so folgt doch daraus keineswegs eine auf speculative Gründe gestützte Beweisführung; vielmehr werden Fragen, wie: — Nullane est in rebus — contingentia? durch das harte Wort: Omnia necessario evenire *scripturae docent:* esto videatur tibi esse in rebus humanis contingentia, judicio *rationis hic imperandum est* zurückgewiesen. Freilich ist es merkwürdig, dafs derselbe, welcher hier mit solcher Klarheit und Entschiedenheit die absolute Prädestination alles Geschehenden gelehrt, sich später mit einem gewissen Abscheu von solcher Lehre abwendet, und eben so sicher die Autorität der Schrift *gegen* sie, wie *früher für* sie, gebraucht. Denn in der neuen Bearbeitung des Briefes an die Römer (Melanchthons Opera Tom. II. p. 116) wird in Bezug auf den in Rede stehenden Punct Folgendes bemerkt: Sed hic existunt acerrimae disputationes de contingentia. Si Deus non solum praevidet omnia, sed suppeditat vires et determinat contingentia, nihil videtur contingenter fieri. Ego dixi praesentiam Dei cernendam esse, interim tamen nihil opus esse dico illis Chrysippaeis disputationibus de necessitate. Quamquam Deus vere condit et conservat res praevidet et determinat contingentia, tamen cum ipse ita condiderit rationales naturas, ut habeant aliquem delectum et libertatem, auctor est sicut libere, ita contingenter aliqua fieri. Et profecto scriptura aliqua ex parte tribuit homini delectum et libertatem in his, quae judicio rationis subjecta sunt, quia jubet eum lege regi et coerceri, vocat aliquam sapientiam et justitiam carnis. Neque ego ignoro hoc disputari subtilius, sed illa πολυπραγμοσύνη nulla colligit inexplicabilia, quae imperitos et juvenes vel perturbant etc. — Der Herr Verfasser hat in dieser Hinsicht ganz richtig bemerkt, dafs diese fortgeschrittene Einsicht aus einem allseitigeren Studium der heiligen Schrift hervorgegangen ist. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1842.

Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehrbegriffes, von Friedrich Galle.

(Schluſs.)

In dem Abschnitt, welcher den synergistischen Streit darzustellen beabsichtigt, ist S. 320 die Bestimmung der Lehre *Cassians* nicht durchaus richtig zu nennen. Hier heiſst es nämlich: Cassian und seines Gleichen huldigen einer falschen Ansicht von der Verdienstlichkeit menschlichen Strebens und menschlicher Werke und treten eben damit dem eigentlichen Pelagianismus wieder sehr nahe. Dies kann man nicht anerkennen. Vielmehr ist der Hauptfehler dieses sogenannten Semipelagianismus, der übrigens nicht ohne Bedeutung ist, der, daſs Gnade und freier Wille entweder nebeneinander stehen bleiben, oder sich unklar mit einander vermischen, ohne in eine organische Einheit aufzugehen. So wahr es ist, was Cassian (bei Prosper adv. Collat. Opp. p. 435. 36) so nachdrücklich behauptet, daſs Gnade und freier Wille sich gegenseitig fördere; die Gnade nicht so auf ihn wirke, daſs er aufhöre zu *sein*, sondern nur dessen Qualität *ändere:* so wenig ist es ihm doch gelungen, das Verhältniſs ohne bedeutende Widersprüche zu bestimmen. Dagegen kann man den vom Herrn Verfasser gemachten Vorwurf mit Grund zurückweisen. Cassian hat ja in seinen Collationes (Coll. XIII. c. 13. Opp. p. 438) in einem eigenen Abschnitte ausgeführt, quod gratiam Dei humani conatus compensare non possent, in welchem der Unbefangene den ernstlichen Willen des Verfassers erkennt, allen Anspruch auf Selbstgerechtigkeit niederzuschlagen. Allein es ist unleugbar, daſs er den vollkommenen wissenschaftlichen Ausdruck für das, was er erstrebte, noch nicht gefunden. Vielmehr sieht Recensent erst in dem *Synergismus* den auf seine Wahrheit zurückgeführten Semipelagianismus. Der Herr Verfasser gebraucht ersteren Namen mit *Recht* zur Bezeichnung der späteren Theorie Melanchthon's und hätte daher billig sein Bedenken über die Angemessenheit dieses Wortes auszusprechen unterlassen sollen; denn wenn er meint, daſs dieser Name insofern nicht ganz passend scheine, als Melanchthon keineswegs geglaubt, daſs der menschliche Wille einen Theil der Erneuerung des Herzens bewirke und die Gnade *auch* einen, wenn gleich gröſseren Theil, sondern die Ueberzeugung hatte, daſs die Gnade allein Gutes schaffe, und der Wille sich *nur theils receptiv theils anziehend verhalte*, so hebt ja die letzte Behauptung die erste wieder auf; denn was ist denn die Receptivität, — die Anziehung anders als ein *Mitwirken*? — ein theilweises Wirken bei der Bekehrung? — Eben diese Theorie des Synergismus scheint, wie schon gesagt, der richtigste Ausdruck des Verhältnisses und den allgemeinsten Grundgedanken nach die wahre Ausgleichung des Augustinismus und Pelagianismus. Er drückt auf der einen Seite die im Wesen der Menschen unvertilgbare Spontaneität, die in aller *Leidentlichkeit* nicht aufgehobene *Freiheit*, auf der andern das schöpferische Walten Gottes im Menschen aus, — die durch beides sich vollziehende Gesammtbewegung der Bekehrung, — in welcher göttlicher und menschlicher Wille sich einander begegnen, sich in einander aufheben. Der Semipelagianismus faſst dagegen noch allzuverständig die göttliche und menschliche Thätigkeit als zwei einander gegenüberstehende Reihen auf, oder vielmehr er scheidet zwischen beiden mit einer Schärfe, welche der Wahrheit der geheimniſsvoll sich realisirenden Einigung nicht gemäſs ist. Es sei unbestimmt, meinte Cassian, ob Gott oder der Mensch den ersten Anfang der Bekehrung mache, — es bedürfe nicht immer der ersten Anregung von Seiten Gottes, manchmal steigere er auch nur die Kräfte derer,

Digitized by Google

welche schon im Streben begriffen seien (Prosperi Opp. p. 463): die Gnade kommt ganz äufserlich zu dem zur Energie entwickelten Willen hinzu, durch sie wird das ohne sie vorhandene Natürliche nur höher potenzirt. Es ist daher sehr begreiflich, dafs Melanchthon, seitdem er den Standpunct der strengen Verstandesconsequenz verlassen, nicht in dieser, sondern in der synergistischen Theorie eine befriedigende Auflösung zu finden suchte. Der Uebergang von jenem ersten zu diesem zweiten Standpunct gleicht dem von der mechanischen zur organischen Ansicht: die Starrheit abstracter Verständigkeit zersetzt sich in eine flüfsige Vermittelung sich gegenüberstehender Seiten. Die menschliche Persönlichkeit wird in ihrer Bedeutung als eine von der Sphäre der Nothwendigkeit wesentlich verschiedene, als eine wahrhaft *freie* angesehen. Eben weil Melanchthon dies Bewufstsein der Freiheit sich errungen, konnte er später in eine so bittere Polemik gegen das *fatum Stoicorum* (s. des Verfassers Schrift, S. 302) ausbrechen, welches er selbst früher —, aller Empirie zum Trotz, mit so grofser Entschiedenheit gelehrt und verkündigt hatte. In dieser Beziehung möchte sich kaum ein Anderer nennen lassen, dessen Lehrbegriff durch allmählige Fortbildung seines Urhebers solche Veränderungen erlitten, dafs sich manche Aeufserungen in der erstern und späteren Ausgabe diametral gegenüberstehen. Der Herr Verfasser hat die Lehre der letztern durch Auswahl charakteristischer Stellen recht treffend dargestellt, wenn gleich es wünschenswerth gewesen wäre, wenn er, um den Eindruck des Contrastes dem Leser wiederzugeben, bedeutsame Sätze aus beiden nicht blofs ausgehoben, sondern sich auch *gegenübergestellt* hätte.

In Cap. VI. S. 344 ist die Art und Weise auffallend, wie Augustins Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke bestimmt wird. Augustinus hatte behauptet, sagt der Herr Verf., dafs um der neuen Beschaffenheit willen, welche aus dem Glauben enspringt, und um ihrer Früchte willen der Mensch gerechtfertigt würde. Allein diese Angabe ist entweder nur halbwahr oder doch wenigstens sehr zweideutig gefafst. Freilich lehrte Augustin, kann man sagen, dafs der Mensch wegen der aus dem Glauben entspringenden guten Werke gerechtfertigt werde, aber *diese Werke sind ihm selbst Wirkungen der Gnade.* So nur glaubt er die Schwierigkeit lösen zu können, dafs Paulus auf der einen Seite lehrt, die Rechtfertigung sei allein vom Glauben abhängig, auf der anderen, dafs Gott einem Jeden nach seinen Werken geben werde.

Die treffliche Auseinandersetzung des Herrn Verfassers über Melanchthon's Lehre von der Kirche S. 468 zeigt recht deutlich, wie schwierig es dem Protestantismus gewesen, sich von der katholischen Fassung des Begriffes der Kirche loszusagen, ohne ein phantastisches Ideal an deren Stelle zu setzen. Daher das spätere Schwanken Melanchthon's über die Unterscheidung und das Verhältnifs der sichtbaren und unsichtbaren Kirche. Gewifs ist die Auffassung derselben im Katholicismus nicht ohne verführerischen Schein. Dieses Dringen desselben auf das Zugeständnifs, dafs die Kirche die Wirklichkeit der wahren Religion sei, dafs diese so wenig von den Einzelnen zu erzeugen, dafs diese derselben vielmehr nur theilhaftig werden können, sofern Jeder als Accidenz dieser einen gemeinsamen Substanz sich fühlt, — ist etwas Grofses; aber noch gröfser die Anerkennung, dafs die Eine Wahrheit stark genug sei, mannigfache Elemente, mächtige Gegensätze, unendliche Entwickelungen in sich zu ertragen, ohne aufzuhören sie selbst zu sein; noch gröfser die Kirche als Totalorganismus zu wissen, in welchem der Einzelne als Glied nur lebt, sofern er Eigenthümliches besitzt; in welchem die Confessionen nur ruhen, sofern sie Erscheinungen des an Bildung neuer Formen unerschöpflichen heiligen Geistes, als sie Gestaltungen der idealen Substanz des christlichen Lebens sind, welche gröfser denn sie alle ist, weil sie alle gebiert, beseelt, — als beschränkte, beschränkende Formen zerbricht; noch *gröfser* die Nothwendigkeit verschiedener Entfaltung, sich sondernder Bildung, divergirender Richtung einzusehen, die Kirche als *eine werdende, die Wissenschaft als eine sie und sich entwickelnde, als die allmählig im Elemente der Freiheit sich bildende, vertiefende Selbstkenntnifs* derselben zu fassen: diese Auffassung ist dem Principe nach die *protestantische.*

H. Reuter.

Digitized by Google

XXXV.

Ἔκθεσις τῶν κατὰ τὸ ἱερὸν μνημόσυνον τῶν ἀειμνήστων Ζωσιμάδων, σὺν ᾗ καὶ ὁ ἐπιτάφιος λόγος ὁ παρὰ τοῦ αἰδεσιμωτάτου πρεσβυτέρου καὶ οἰκονόμου Κωνστ. τοῦ ἐξ οἰκονόμων ἐκφωνηθείς. Ἀθήνησιν, ᾳωμβ'.

Es verdient besonders rühmende Anerkennung, in welch hohem Grade das heutige Volk der Griechen seine geistigen Wohlthäter dankbar verehrt und ihnen für ihre Personen, nicht blofs insofern es der Wohlthaten selbst, die es ihnen verdankt, sich würdig zu machen und sie zu verdienen sucht, die verdiente Anerkennung zu Theil werden läfst. Es ist dies jedenfalls ein Zug in dem Charakter des Volks, der ebenso dem Herzen und dem Gemüthe desselben Ehre macht, als von der geistigen Regsamkeit in ihm lebendiges Zeugnifs giebt; ein Zug übrigens, der gewifs von manchem unkundigen oder befangenen Beurtheiler des griechischen Volks von vorn herein demselben nicht zugetraut, ihm vielmehr abgesprochen werden dürfte! Aber in der That sehr mit Unrecht! Wer, um nur bei der jüngsten Vergangenheit stehen zu bleiben, es weifs, wie im Leben und im Tode der unvergefsliche Korais in Griechenland und von den Griechen geehrt worden ist und noch wird; wer es weifs, wie die gleiche Anerkennung dem Warwakis, dem Belios und anderen ähnlichen Wohlthätern der Griechen von den Letzteren zu Theil geworden ist, der weifs zugleich auch, welches Unrecht den Griechen geschieht, wenn man ihnen Undankbarkeit und Unempfindlichkeit gegen ihre Wohlthäter, namentlich ihre geistigen Wohlthäter, die das Werk der Aufklärung unter ihnen gefördert haben, vorwirft. Die neueste Zeit hat zu früheren Beispielen dieser Art einen höchst glänzenden Beweis geliefert, als in diesem Jahre (am $\frac{14}{26}$ Februar) Nikolaos Zosimas, der letzte jener seltenen Pentas geistiger Wohlthäter ihrer Nation, in Nischnei-Nowgorod gestorben und die Nachricht von dessen Tode nach Athen gelangt war. Der rühmliche Eifer einiger ausgezeichneter Griechen daselbst war sogleich bemüht, das Nöthige zur Veranstaltung einer würdigen Todtenfeier für die fünf Brüder Zosimas*) einzuleiten, und Regierung und Volk unterstützten sie hierbei in einer eben so sie selbst als die Verstorbenen ehrenden Weise. Die Todtenfeier fand am $\frac{5}{17}$ April 1842 in Athen in der Kirche der Irene statt. Die Leichenrede dabei hatte der als geistlicher Redner von langen Zeiten her berühmte Konst. Oikonomos, obgleich schon befahrt und schwach, übernommen; — ein Umstand, der nicht wenig dazu beigetragen hatte, zahllose Massen von nah und fern zur Feier herbeizulocken, mehr als die Kirche fassen konnte, so dafs, wie dem Unterzeichneten von Theilnehmenden an der Todtenfeier versichert worden, Viele einen Theil der vorhergehenden Nacht in der Kirche zugebracht hatten, um eines Platzes gewifs zu sein, eine grofse Anzahl aber, ohne etwas zu hören, von dannen gehen mufsten. Diese Leichenrede ist es, um welche allein es sich hier handelt. Sie bildet in dem Schriftchen, das oben näher bezeichnet worden, und worin andere, auf diese Todtenfeier bezügliche Actenstücke enthalten sind, den wesentlichen Inhalt (S. 29—58), und jedenfalls ist sie um so mehr werth, hier mit einigen Worten besprochen zu werden, als sie sich in gewisser Hinsicht denjenigen Reden des genannten Oikonomos anschliefst, die im Jahre 1833 in Berlin (gedruckt in der Druckerei der Akademie der Wissenschaften) unter dem Titel: Λόγοι ἐκκλεσιαστικοί, ἐκφωνηθέντες ἐν τῇ γραικικῇ ἐκκλησίᾳ τῆς Ὀδησσοῦ, κατὰ τὸ ᾳωκα—ᾳωκβ ἔτος, ὑπὸ Ο. Κ. Ο. erschienen sind. Der obgenannte Konst. Oikonomos selbst ist der nämliche, der in den Jahren 1810—1820 als Lehrer der altgriechischen Sprache und der Rhetorik am neuerrichteten Gymnasium in Smyrna angestellt war und daselbst mit Erfolg gelehrt hat; der nämliche, der im Jahre 1821 die Leichenrede dem im April desselben Jahres so schmählich ermordeten Patriarchen Gregorios hielt; der nämliche, der dafür vom Kaiser Alexander die Erlaubnifs erhielt, in allen griechischen Kirchen des russischen Reichs predigen zu dürfen, auch später vieler anderen Gnadenbezeugungen Seitens der russischen Regierung sich zu erfreuen hatte; der nämliche, von dem der Grieche Jakomakis Risos Nerulos in seinem „Cours de littérature grecque moderne" (Genève 1827), S. 129 sagte, dafs „er sich in seinen geistlichen Reden durch positive Kenntnisse, durch ein tiefes Studium der heiligen Schriften und der Kirchenväter, durch die Klarheit und Lebhaftigkeit sei-

*) Theodosios Zosimas, starb 1793; Anastasios, starb 1805; Michael, starb 1809 in Livorno; Zoïs, starb 1827 in Moskau; und der obgenannte Nikolaos.

Digitized by Google

nes Geistes, durch die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft und durch jenen feinen Geschmack auszeichnete, ohne welchen es weder grofse Redner noch grofse Dichter giebt". Auch in neuerer Zeit, und nachdem Oikonomos im Jahre 1835 nach Griechenland zurückgekehrt war, ist über ihn und sein dortiges Wirken von Athen aus viel die Rede gewesen; indefs wollen wir dies hier nicht weiter berühren und lieber gern vergessen, weil es wahrhaft leid thut, den sonst geachteten Mann nicht auf seinem Platze, vielmehr auf offenbaren Abwegen zu sehen, und wollen uns deshalb hier, wo wir ihn so ganz auf seinem Platze erblicken und uns dessen freuen können, diese Freude durch Nichts stören lassen. In der That kann die vorliegende Leichenrede auf die Brüder Zosimas als ein Muster ihrer Art gelten, eben so wie die Zosimas selbst, deren ganzes Leben nur den Wohlthaten gegen ihre Landsleute gewidmet war, für ein bewundernswerthes und unter den christlichen Völkern der Erde seltenes Beispiel von Vaterlandsliebe angesehen werden müssen; man mufs auch in dieser Rede die dem Oikonomos selbst von Risos nachgerühmten Vorzüge wiedererkennen, und kann irgend eine Spur von Schwäche des Mannes, aus dessen Geiste die Rede hervorgegangen, an ihr nicht entdecken; sie athmet vielmehr eine seltene Kraft des Geistes, einen hohen Schwung der Rhetorik, und man mufs bekennen, dafs der Gegenstand, eben so ruhmwürdig an sich, als selten in seiner Art, den Redner selbst begeistert und mit fortgerissen hat zu jenen Höhen der Menschheit, von wo diese aufopfernde und uneigennützige Vaterlandsliebe der Brüder Zosimas nicht nur dem Volke der Griechen, sondern der civilisirten Welt überhaupt als ein glänzendes Muster, das besonders in unserer egoistischen Zeit die vollste Anerkennung verdient, — vorleuchtet. Was den Gang der Rede im Einzelnen anlangt, so betrachtet der Redner theils welcher Art die Wohlthaten der Zosimas, theils ob sie Gott wohlgefällig gewesen seien. — In ersterer Beziehung genüge hier die Bemerkung, dafs diese fünf Brüder Zosimas seit fast funfzig Jahren theils durch Büchersendungen, theils dadurch, dafs sie Ausgaben altgriechischer Klassiker (z. B. die Ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη durch Korais) und den Druck anderer Werke auf ihre Kosten besorgten, überhaupt aber auf jede mögliche Weise das Licht der Wissenschaften und der Aufklärung unter den Griechen anzuzünden und zu verbreiten bemüht gewesen, die Wohlthäter ihrer Nation geworden, und dafs sie so durch ihre Vaterlandsliebe und ihre Uneigennützigkeit an der geistigen, und dadurch auch an der politischen Wiedergeburt ihres Vaterlandes einen wesentlichen Antheil in Anspruch nehmen können. Gerne theilte der Unterzeichnete einige Stellen der Rede, die nach der Angabe von Ohrenzeugen theilweise auf die Zuhörer einen gewaltigen Eindruck gemacht hat, hier mit, namentlich die, wo der Redner das Leben des Menschen mit einer Reise vergleicht und daran auf geistreiche und höchst eindringliche Weise moralische Betrachtungen und Mahnungen knüpft; allein der Mangel an Platz hindert ihn daran, und sie würden in der Uebersetzung nur verlieren. Er beschränkt sich daher in dieser Hinsicht auf das Wenige, was er vorstehend im Allgemeinen bemerkt hat. Ueber das Griechisch, in welchem die Rede von Konst. Oikonomos gehalten worden, fügt er noch bei, dafs, wie überhaupt die griechische Sprache in Zeit von einigen Jahren, namentlich in Athen, durch Aufnahme des Hellenischen, durch den Gebrauch der Schrift und die Pflege der Wissenschaften wunderbar sich verändert, und wie die reine, geschmackvolle Form bereits tief in die gewöhnliche Redeweise des Lebens eingedrungen ist, selbst in dieser für das Volk bestimmten Rede die Sprache der Höhe des Altgriechischen sich sehr nähert; dafs sie, wie man dies bei Oikonomos gewohnt ist, mehr des Altgriechischen, als des sogenannten Neugriechischen enthält, und dafs man gerade an dieser Rede die Behauptung Mancher als richtig erweisen könnte, es gäbe gar keine besondere und eigene neugriechische Sprache im Gegensatze zum Altgriechischen (wie es z. B. eine italienische Sprache giebt im Gegensatze zur lateinischen), da vielmehr jene sogenannte neugriechische Sprache weiter nichts sei, als die im Lauf der Zeit und durch Einwirkung mancher Art verderbte Umgangssprache der alten Griechen.

Theod. Kind.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

October 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

October 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen:

Allgemeine

Pathologie und Therapie

als

mechanische Naturwissenschaften.

Von

Dr. ***R. H. Lotze,***

Docenten der Medicin und Philosophie in Leipzig.

gr. 8. Preis $2\frac{2}{3}$ Rthlr.

Leipzig, im October 1842.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Es ist so eben erschienen:

No. 10.

der Catalogsblätter des antiquar. Lagers

der Buchhandlung

von

Wilh. Besser in ***Berlin***

(Behrenstrafse No. 44.)

wird gratis ausgegeben. Die Fortsetzung erfolgt regelmäfsig in Zeiträumen von 14 Tagen.

So eben erschien:

Kirchlicher oder reinbiblischer

Supernaturalismus?

Ein Wort an die Apologeten der evangelischen Kirche,

angeknüpft

an die Schrift des Hrn. Prof. Dr. **Krabbe** wider **Strauss**:

De temporali ex nihilocreatione.

Von

Dr. ***Jul. Wigger.***

Geh. $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Leipzig, den 1. Oct. 1842.

Rein'sche Buchhandlung.

Bei **C. H. Reclam** sen. in Leipzig ist so eben erschienen:

Neu-Testamentliches Handwörterbuch

zur

Darstellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre für Prediger der evangelischen Kirche.

Von

Dr. ***A. L. G. Krehl,***

Universitäts-Pred. u. Prof. d. Theologie zu Leipzig.

42 Bogen in Lex.-Form. Preis $3\frac{1}{2}$ Rthlr.

Im Verlage von ***A. D. Geisler*** in Bremen ist so eben erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Ueber

Predigerwahlen und die nothwendigen Eigenschaften eines Predigers,

von Prof. Dr. ***W. E. Weber.***

Gr. 8. 6 Bogen, geb. $12\frac{1}{2}$ Sgr.

Da dieser Gegenstand gerade in dem gegenwärtigen Zeitpunkte von hoher Wichtigkeit ist, und die Bemerkungen des Herrn Verfassers sich vorzugsweise als praktisch und folgenreich ausweisen dürften, so möchte die Empfehlung des obigen Schriftchens wohl als zweckmäfsig erscheinen.

Herabgesetzter Preis von:

Rückert, Commentar des Briefes Pauli an die Römer.

2. Aufl. 1839. 2 Bde. Preis 2 Rthlr. 25 Sgr., ermäfsigt auf 1 Rthlr. 10 Sgr.

Des hohen Preises wegen ist die Anschaffung dieses anerkannten Commentars dem theologischen Publikum oft erschwert worden. — Ich sehe mich demnach veranlafst, den Preis von 2 Rthlr. 25 Sgr. hiermit auf

1 Rthlr. 10 Sgr.

herabzusetzen.

Fr. Volckmar in Leipzig.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Inhalt des October-Heftes.

Jahrbücher Nr. 61—80.

Seite

Brandis, Mittheilungen über Griechenland. Drei Theile. Leipzig, 1842. — Kind. 509

Hoffmann, das Verhältnifs der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen. Ein Beitrag zur Erleichterung gründlicher Urtheile über die Anforderungen, welche das Zeitalter an die Staatsverwaltung macht. Berlin, 1842. — v. Henning. 532

Théâtre de Victor Hugo. (Erster Artikel.) — Rapp. 540

Kurtz, die Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, so wie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neueren Astronomie. Mitau, 1842. — Göschel. 519

Neigebaur u. Aldenhoven, Handbuch für Reisende in Griechenland. Zwei Theile. Leipzig, 1842. — Kind. 633

Rubino, Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte. Erster Theil. Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepuncte der Republik. Erster Band. Cassel, 1839. — Schömann. 481

v. Schaden, über den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen. Geflügelte Worte eines Laien an Theologie studirende Jünglinge, die Hoffnung kirchlicher Zukunft. Erlangen, 1841. — Schmidt. . 619

Wagener, Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Weimar, 1842. — Lisch. 590

Antisthenis Fragmenta nunc primum collegit et edidit Aug. Guil. Winckelmann. Turici, 1842. — Osann. 609

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen:

Allgemeine

Pathologie und Therapie

als

mechanische Naturwissenschaften.

Von

Dr. ***R. H. Lotze,***

Docenten der Medicin und Philosophie in Leipzig.

gr. 8. Preis $2\frac{2}{3}$ Rthlr.

Leipzig, im October 1842.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Es ist so eben erschienen:

No. 10.

der Catalogsblätter des antiquar. Lagers

der Buchhandlung

von

Wilh. Besser in ***Berlin***

(Behrenstrafse No. 44.)

wird gratis ausgegeben. Die Fortsetzung erfolgt regelmäfsig in Zeiträumen von 14 Tagen.

So eben erschien:

Kirchlicher oder reinbiblischer

Supernaturalismus?

Ein Wort an die Apologeten der evangelischen Kirche,

angeknüpft

an die Schrift des Hrn. Prof. Dr. **Krabbe** wider **Strauss**:

De temporali ex nihilocreatione.

Von

Dr. ***Jul. Wigger.***

Geh. $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Leipzig, den 1. Oct. 1842.

Rein'sche Buchhandlung.

Bei **C. H. Reclam** sen. in Leipzig ist so eben erschienen:

Neu-Testamentliches Handwörterbuch

zur

Darstellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre für Prediger der evangelischen Kirche.

Von

Dr. ***A. L. G. Krehl,***

Universitäts-Pred. u. Prof. d. Theologie zu Leipzig.

42 Bogen in Lex.-Form. Preis $3\frac{1}{2}$ Rthlr.

Im Verlage von ***A. D. Geisler*** in Bremen ist so eben erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Ueber

Predigerwahlen und die nothwendigen Eigenschaften eines Predigers,

von Prof. Dr. ***W. E. Weber.***

Gr. 8. 6 Bogen, geb. $12\frac{1}{2}$ Sgr.

Da dieser Gegenstand gerade in dem gegenwärtigen Zeitpunkte von hoher Wichtigkeit ist, und die Bemerkungen des Herrn Verfassers sich vorzugsweise als praktisch und folgenreich ausweisen dürften, so möchte die Empfehlung des obigen Schriftchens wohl als zweckmäfsig erscheinen.

Herabgesetzter Preis von:

Rückert, **Commentar des Briefes Pauli an die Römer.**

2. Aufl. 1839. 2 Bde. Preis 2 Rthlr. 25 Sgr., ermäfsigt auf 1 Rthlr. 10 Sgr.

Des hohen Preises wegen ist die Anschaffung dieses anerkannten Commentars dem theologischen Publikum oft erschwert worden. — Ich sehe mich demnach veranlafst, den Preis von 2 Rthlr. 25 Sgr. hiermit auf

1 Rthlr. 10 Sgr.

herabzusetzen.

Fr. Volckmar in Leipzig.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

XXXVI.

Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte von J. Rubino, Professor in Marburg. Erster Theil. Ueber den Entwickelungsgang der römischen Verfassung bis zum Höhepuncte der Republik. Erster Band. Cassel, 1839, *in J. C. Krieger's Verlags-Buchhandlung.*

Die Aufgabe des vorliegenden Werkes ist durch den zweiten Titel hinlänglich bezeichnet; die Grundsätze aber, von denen der Verf. bei ihrer Lösung ausgegangen, und das Verhältnifs, in welches er sich mit seiner Arbeit zu demjenigen, auf den sich alle gegenwärtige Forschung auf diesem Gebiete mehr oder weniger zu beziehen nicht umhin kann, zu Niebuhr stellt, spricht er in der Vorrede wesentlich folgendermafsen aus. Nachdem durch Niebuhr's Kritik dem früheren Glauben an die historische Wahrheit der Nachrichten über die ältere Geschichte Roms unwiederbringlich ein Ende gemacht sei, ergebe sich nunmehr die Aufgabe, das Aufgelöste in anderer Weise wiederherzustellen und an die Stelle des Glaubens eine möglichst sichere und gewisse Erkenntnifs zu setzen. Dies könne nur auf dem ebenfalls schon von Niebuhr betretenen Wege erreicht werden, indem durch Eindringen in die eigentliche Beschaffenheit der vorhandenen Ueberlieferungen und durch gehörige Sonderung derselben nach ihrem Ursprunge zunächst gewisse feste Puncte ermittelt würden, von welchen aus sich dann ein Ganzes gewinnen lasse, welches, wenn auch freilich keinen Reichthum einzelner Thatsachen, doch eine Reihe gesicherter Hauptfacta und Hauptverhältnisse darbiete. Die Ueberlieferungen zerfallen nun in zwei wesentlich verschiedene Gattungen: erstens Traditionen über die Verfassung und die damit zusammenhängenden religiösen und Rechtsinstitute, und zweitens Erzählungen von Kriegen und auswärtigen Verhältnissen, von Thaten und Schicksalen ausgezeichneter Männer u. dgl., und es sei nicht zu verkennen, dafs jenen ein weit höherer Grad von Glaubwürdigkeit als diesen zukomme, indem sie theils schon sehr früh aufgezeichnet, theils, wo dies nicht geschehen, doch an fortbestehende Institutionen angeknüpft und so im lebendigen Bewufstsein getragen, auch von Priestern und Staatsmännern mit Sorgfalt überwacht seien, während die andere, der Volkssage überlassen, und schon ihrer Natur nach vielfacher Verfälschung ausgesetzt waren. Wenn wir also auch darauf Verzicht leisten müssen, von der äufseren Geschichte des römischen Staates in den ersten Jahrhunderten eine sichere und zuverläfsige Kunde zu gewinnen, so sei doch wenigstens von den inneren Zuständen und den Formen der Verfassung und Verwaltung ein treueres Bild zu hoffen. Niebuhr, obgleich im Ganzen nicht anders urtheilend, sei doch im Einzelnen diesem Urtheile oft ungetreu geworden, und habe auch über Gegenstände dieser zweiten Art die gröbste Unwissenheit und ganz unglaubliche Irrthümer bei Schriftstellern vorausgesetzt, denen es weder an Eifer und gutem Willen, die Wahrheit zu erforschen, noch auch an guten Quellen, aus denen sie sich unterrichten konnten, gefehlt habe; dagegen habe er auf der anderen Seite vermeintliche Spuren der Wahrheit an Orten zu entdecken geglaubt, wo kein Anderer dergleichen zu finden vermöge, ja nicht selten seine Ansichten auf solche Stellen gestüzt, welche nach vorurtheilsfreier Auslegung gerade das Gegentheil aussagen, indem er nämlich die Schriftsteller eines Mifsverständnisses ihrer eigenen Worte beschuldigt und behauptet, dafs das, was sie sagen, eigent-

Digitized by Google

lich und in Wahrheit etwas ganz anderes bedeute, als was sie selbst sich dabei dachten.

Der Unbefangene wird schwerlich umhin können, dies Urtheil über Niebuhr's Verfahren gegründet zu finden, und zugleich zu gestehen, dafs bisher von denen, die nach Niebuhr die römische Geschichte behandelt haben, mehr die Fehler als die Vorzüge des grofsen Mannes nachgeahmt worden sind. Wo nicht seine imponirende Auctorität fast unbedingt gläubige Nachtreter fand, wurden doch die Resultate seiner vernichtenden Kritik bereitwilligst angenommen, und die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte als ein freigegebenes Feld angesehen, auf dem sich Jeder in eigenen Constructionen und Combinationen nach dem Maafse seiner Kenntnifs und Tüchtigkeit, seiner Theorie oder Phantasie, seiner philosophischen, politischen, religiösen Ansichten versuchen dürfe, woraus denn Producte hervorgegangen sind, deren sich die Wissenschaft wenigstens eben nicht zu rühmen hat. Solchen Erscheinungen gegenüber ist es erfreulich, auch einmal die Grundsätze besonnener und vorsichtiger Forschung ausgesprochen zu hören, von deren Befolgung allein, nicht aber von schrankenloser Zweifelsucht und kecker Lust an sogenannten geistreichen Combinationen, wahrer Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten ist. Es fragt sich nur, ob Hr. R. die Grundsätze, die er aufstellt, auch wirklich überall richtig angewandt, die Ueberlieferungen gebührend gewürdigt, keiner einseitigen Auffassung Raum gegeben, keine wesentlichen Momente übersehen habe, und ob wirklich die festen Puncte ermittelt und ein treues Bild der inneren Zustände und der Formen der Verfassung und Verwaltung gegeben sei.

Die Periode, die der vorliegende erste Band behandelt, ist nur die Zeit vor Servius Tullius, und das Resultat der Darstellung des Verfs. im Wesentlichen Folgendes: Die Verfassung Rom's war ihrem Ursprunge und Wesen nach nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine Aristokratie der Patricier mit einem Könige als obersten lebenslänglichen Beamten an der Spitze, sondern eine Monarchie im vollsten Sinne des Worts. Der ganze Staat war gleichsam eine freie Schöpfung des Königthums, sein ganzer Organismus von diesem aus, als seinem Mittelpuncte, entstanden und geordnet, alle Gewalt einzelner Behörden und Corporationen von ihm ausgeflossen, und es gab dem Könige gegenüber keine andere unmittelbar und selbstständig berechtigte Macht, so wenig anfangs, bei der ersten Bildung und Gestaltung, als später bei der Regierung und Verwaltung des Gemeinwesens. — Diese Ansicht sucht nun Hr. R. zunächst in der Einleitung S. 6—12 dadurch zu begründen, dafs zur Zeit, als Rom entstand, unter den benachbarten italischen Völkern das Königthum unstreitig vorherrschend gewesen, dafs es überall als das Wesentliche des Staates betrachtet worden sei, einen König an der Spitze zu haben. Es sei also der römische Staat unter der Herrschaft dieses Begriffs entstanden, und das Königthum habe demnach nothwendig der lebendige Mittelpunct seines Daseins, der Ausgangspunct für alle seine öffentlichen Einrichtungen werden müssen. Schwerlich dürfte sich dieser Schlufs rechtfertigen lassen. Zugegeben, dafs wirklich zur Zeit der Entstehung Rom's das Königthum die vorherrschende Staatsform des benachbarten Italiens gewesen sei, — obgleich sich auch dies aus vier oder fünf Beispielen von Königsherrschaft nicht eigentlich erweisen läfst, — so ist doch die Vorstellung einer so absoluten Monarchie, wie Hr. R. sie annimmt, durch Nichts zu begründen. Vielmehr wenn man erwägt, wie schon zur Zeit der Erbauung Rom's das Königthum in Alba abgeschafft und mit einer jährlich wechselnden Magistratur vertauscht worden (Dionys. V, 74. vgl. III, 2. Plut. Rom. c. 26*), wie ferner auch im übrigen Latium zur Zeit der Zerstörung Alba's keine Könige mehr erwähnt werden (Dionys. III, 34), und eben so wenig bei anderen benachbarten Völkern, Sabinern (von Collatia vgl. Liv. I, 38), Aequern, Hernikern, Volscern, Etruskern, mit alleiniger Ausnahme der Vejenter, bei denen jedoch der König auch nur ein unter besonderen Umständen gewählter, wenn auch lebenslänglicher, Beamter war, so wird man nothwendig zu der Ansicht geführt, dafs damals, als Rom entstand, diese Völker alle sich schon auf einem solchen Puncte politischer Entwickelung befanden, wo die Königsgewalt vor der des Volkes, und zunächst der Edlen (principes, proceres Latinorum nennt Liv. I, 45. 50. 51.)

*) Ueber Livius' abweichende Angabe I, 23 genügt es, auf die Erörterung von C. G. Lorenz, de dictat. Latin. et munic. part. I p. 11 zu verweisen.

Digitized by Google

weichen mufste, d. h. in der Periode des verfallenden und untergehenden Königthums. Da nun aber der römische Staat unbezweifelt aus Elementen entstand, die die Nachbarstaaten darboten, und die ersten Gründer desselben ihre heimischen politischen Ansichten und die Gewöhnung an dortige Zustände und Verhältnisse mitbrachten, so mufs es sehr natürlich scheinen, dafs auch das Königthum, welches sie stifteten, gleich Anfangs ein beschränktes war. Deuten nun freilich manche Darstellungen der ältesten Institutionen scheinbar auf einen ganz anderen Charakter desselben hin, so überzeugt man sich doch bei genauerer Prüfung bald, dafs diese alle für die Entscheidung der Frage von gar keinem Gewichte seien. Bevor wir indessen hierauf näher eingehen, müssen wir zuvörderst einen Blick auf den ersten Abschnitt des Buches werfen, in welchem der Verf. mittels einer sehr ausführlichen Erörterung „über die Uebertragung der römischen Magistratur" seine Ansichten über die königliche Gewalt auch durch die noch zu den Zeiten des Freistaates geltenden staatsrechtlichen Grundsätze zu stützen bemüht ist. Immer nämlich, meint er, habe der Grundsatz festgestanden, dafs jede Magistratur nur von ihrem jedesmaligen Inhaber oder von einem höheren Magistrate auf einen Andern zu übertragen sei, und wenn der Uebertragende dabei auch schon vor Alters gewöhnlich theils an die Ermächtigung der Patres, theils an die Stimme der Volksversammlung gebunden gewesen sei, so könne doch diese Bedingung nicht als eine durchaus wesentliche gelten, da ihr das Zeichen der Allgemeinheit fehle, indem die Ernennung der Interregen, der Dictatoren, der magistri equitum, der Stadtpräfecten immer ohne sie erfolgte, auch Cooptationen in den Collegien, namentlich der Volkstribunen, stattfanden, und endlich in den Zeiten der Bürgerkriege Consulate vorkommen, welche, obgleich ohne Abstimmung in den Comitien übernommen, dennoch als wirkliche betrachtet und in den Fasten verzeichnet wurden (S. 14 not.). Dagegen sei es zu jeder Zeit ohne Ausnahme nöthig gewesen, dafs die Ernennung durch einen Magistrat geschähe, und der Ausdruck creare, der auch etymologisch nichts an Volkswahl erinnerndes habe, werde nur ungenau von dieser, viel häufiger dagegen, und im strengen Sprachgebrauch immer, nur von dem ernennenden Magistrate gebraucht (S. 17). Es habe ferner immer der Grundsatz festgestanden, dafs nur der Inhaber einer oberen Magistratur eine gleiche oder untergeordnete ertheilen dürfe (S. 22), so wie auch, dafs derjenige, der einmal im Besitz einer Magistratur sei, derselben innerhalb der Zeit, für welche sie ihm verliehen worden, nur dadurch entkleidet werden könne, dafs er selbst durch Abdication sie niederlege (S. 26). Dafs diese Grundsätze durch das Auspicienwesen gestützt und befestigt seien, könne nicht bezweifelt werden, wenn gleich sich ihr Zusammenhang mit diesem im Einzelnen nicht nachweisen lasse (S. 31). Die Auspicien aber haben ursprünglich nur die Könige gehabt (S. 48), und sie werden zurückgeführt auf jenes grofse Zeichen, wodurch die Götter dem Romulus die Ermächtigung gaben, den Staat zu gründen und einzurichten (S. 82). Da nun aber kein Erbreich, sondern ein Wahlreich eingeführt worden, so habe sich damit auch der Begriff gebildet, dafs die Auspicien, mit erneuter Einwilligung der Götter, auf den jedesmaligen Nachfolger übergingen. Das Volk habe sie niemals, die Patres nur in dem Ausnahmsfalle eines Interregnums erhalten, und mithin seien nach dem Aufhören des Königthums die an dessen Stelle getretenen Magistrate als die einzigen rechtmäfsigen Inhaber der Auspicien angesehen (S. 66). — Wir haben aus der weitläufigen und im Einzelnen sehr verdienstlichen Auseinandersetzung nur die Hauptpuncte herausgehoben, die am meisten zu Folgerungen über das Königthum, um derentwillen ohne Zweifel allein dies ganze Capitel hier seinen Platz gefunden hat, benutzt werden zu können scheinen. Diese Folgerungen sind nun offenbar: erstens, alle durch Auspicien bedingte öffentliche Gewalt konnte zur Zeit des Königthums entweder nur von den Königen selbst, als den alleinigen Inhabern der Auspicien, oder von solchen geübt werden, denen sie als Dienern und Gehülfen von ihnen übertragen war; und zweitens, bei der Wahl solcher Diener und Gehülfen waren die Könige an keine Mitwirkung, am wenigsten der Volksversammlung, gebunden, sondern dieselbe hing lediglich von ihnen allein ab. Dies letztere läfst sich indessen aus ganz anderen Gründen wahrscheinlich machen, und ist auch von Hrn. R. selbst weiter unten aus solchen wahrscheinlich gemacht worden, so dafs es hiezu jener weitläufigen

Digitized by Google

beruht, keinesweges als ein bloſs die Person des Königs, sondern als ein die Gesammtheit seiner Genossen, die Patres, berechtigendes angesehen habe. Wenn nun gleich diese Berechtigung, die eben in der Befugniſs bestand, in Angelegenheiten des Staates durch Auspicien mit den Göttern zu verkehren, in jedem einzelnen Falle nicht von der Gesammtheit selbst oder von jedem Beliebigen aus ihrer Mitte, sondern nur von dem Einen ausgeübt werden konnte, dem die Vertretung der Gesammtheit in dieser Beziehung förmlich und mit Zustimmung der Götter übertragen war, so war nun doch durch den Tod dieses Vertreters die allgemeine Berechtigung der Gesammtheit keinesweges verloren gegangen, sondern sie wurde sofort geltend gemacht in der Ernennung eines Interrex, der dann, unter der sich von selbst verstehenden Bedingung der göttlichen Genehmigung, die weitern erforderlichen Schritte bis zur definitiven Anstellung des neuen Königs zu thun hatte. So stellt sich also auch von dieser Seite betrachtet das Königthum in einem wesentlich andern Lichte dar, als Hr. R. es angesehen wissen will; und nicht als ein lediglich für sich und seine Person besonders bevorrechtetes Individuum, sondern als der bevollmächtigte Vertreter einer ursprünglich gleich berechtigten Gesammtheit steht der König den Göttern gegenüber.

Der nun folgende zweite Abschnitt sucht die Unumschränktheit der monarchischen Gewalt aus den Ueberlieferungen über die ältesten Institutionen des Staates zu erweisen, indem in diesen zunächst im Allgemeinen die Ansicht ausgesprochen sei, daſs das Königthum ein ursprüngliches, nicht vom Volke verliehenes sei. Bei der traditionellen Sage über die Entstehung des Staates muſs man dies sehr natürlich finden. Eine Schaar, die schon vorher unter einem Anführer vereinigt gewesen war, konnte, als sie in den Fall kam einen Staat zu gründen, schwerlich einen Grund haben, den früheren Anführer nicht jetzt auch als König anzuerkennen, und was Dionysius IV, 4, 2 als Ergebniſs einer darüber angestellten Berathung darstellt, machte sich in der echten einheimischen Sage ganz einfach von selbst. Ueber den Umfang der Gewalt jedoch, mit der man sich den König bekleidet dachte, ist hieraus noch nichts zu entnehmen. Diese soll nun aber daraus erkannt werden, daſs die Tradition alle öffentlichen Institutionen als lediglich vom Könige allein ausgehend, seine Gewalt allein als ursprünglich, alle andere als von ihr ausgehend und eingesetzt darstellt. Schwerlich verhält es sich indessen mit den römischen Traditionen anders, als mit ähnlichen bei andern Völkern. Der Staat entwickelte sich zu Rom, wie anderswo, aus dem anfänglichen Zustande unbestimmter und schwankender Verfassung allmählig, wie Bedürfniſs und Umstände es veranlaſsten, zu fester umschriebenen Formen und gesetzlich bestimmten Einrichtungen; und erst als diese schon eine gewisse Consistenz gewonnen hatten, bildeten sich auch Ansichten über ihre Entstehung aus, die in Folge des natürlichen Bestrebens, einen festen Anfangspunct, der in der That nicht mehr zu ermitteln war, wenigstens für die Vorstellung zu haben, das allmählig und unvermerkt Gewordene von irgend einem in der Sage berühmten Haupte der Vorzeit, das etwa dazu geeignet schien, stiften und anordnen lieſs. Daſs unter diesen Häuptern auch solche sind, die man schwerlich für historische Personen gelten lassen darf, kann hier übergangen werden. Mag man sich die angeblichen Stifter Romulus, Numa, als historisch gefallen lassen, oder mag man, wenn man das Mythische anzuerkennen nicht umhin kann, wenigstens so viel von Wahrheit in der Tradition zu finden meinen, daſs doch einzelne alte Könige als erste Stifter jener Institutionen anzunehmen seien, so ist doch immer noch die Frage, *wie* waren sie als Stifter thätig? für sich allein, bloſs ihrem eigenen Rath und Willen folgend, oder beschränkt und gebunden an die Mitwirkung und Zustimmung irgend einer andern mit selbständiger Berechtigung ihnen zur Seite stehenden Gewalt? Denn so weit kann doch der Buchstabenglaube unmöglich gehen sollen, daſs, weil nur Einer ausdrücklich genannt wird, deswegen der Gedanke an die Mitwirkung Mehrerer auszuschlieſsen sei. Romulus iura dedit, Numa instituit, Ancus Marcius ius descripsit u. dgl. ist offenbar die angemessenste und vernünftigste Art, wie die Schriftsteller über Einrichtungen der ältesten Zeiten schreiben konnten, wo über das Detail und die bestimmte Form des Hergangs nichts überliefert war. Hr. R. freilich meint S. 177, wenn man die Maaſsregeln des Königs als an die Zustimmung oder Verwerfung des Senats gebunden betrachtet hätte, so würde es, da die Sage aus der Königszeit durch die Annalisten reich genug ausgestattet worden, auch an Nach-

Digitized by Google

richten über Streitigkeiten, die hierüber geführt seien, nicht fehlen. Für *Nachrichten* wollen wir lieber *Angaben* oder *Erdichtungen* setzen: denn dafs die Annalisten Nachrichten aus der Königszeit über Einzelheiten der Verhandlungen vorgefunden haben, glaubt doch Hr. R. selbst eben so wenig als wir. Sein Argument ist also dieses: es sei nicht wahrscheinlich, dafs die Annalisten, da sie die Sagen über die Königszeit im übrigen so reich ausstatteten, nicht auch Verhandlungen und Streitigkeiten über Gesetzgebungsmafsregeln und ähnliche Dinge angebracht haben würden, wenn sie geglaubt hätten, dafs darüber im Senate verhandelt worden wäre. Ein Anderer möchte mit besserem Rechte die Enthaltsamkeit der Annalisten als einen Beweis gesunden Urtheils ansehen, dafs sie verschmähten, Specialitäten, von denen sie Nichts überliefert fanden, rein aus der Luft zu greifen. — Hr. R. beruft sich S. 419 ff. auch auf Cicero, Sallust und Tacitus. Cicero's Vorstellung von den Gesetzen der Könige soll nämlich diese gewesen sein, dafs er sich dieselben, ganz wie die eines Minos oder Theseus, lediglich als königliche, in jenem eminenten Begriff des Königthums, der überall bei ihm durchschimmere, gedacht habe. Aber Cicero läfst ausdrücklich den Romulus nur patrum auctoritate consilioque regieren, de re publ. II, 8, ganz eben so wie Livius 1, 49 es als traditum a patribus morem schildert, de omnibus senatum consulere, was zuerst der tyrannische Tarquinius unterlassen habe. Ferner Sallust's Ausdruck imperium legitimum (Catil. c. 6.) will Hr. R. S. 422 nur auf eine nach Recht und gesetzmäfsiger Ordnung geführte, nicht auf eine beschränkte Regierung gedeutet wissen. Aber schon der Zusatz, *nomen* imperii regium deutet vielmehr darauf hin, dafs Sallust die Könige nicht als reges im vollen Sinne des Wortes, d. h. als absolute Monarchen gedacht habe. Besonderes Gewicht wird S. 424 auf Tacitus gelegt, nobis Romulus ut libitum imperitavit; und diesen Zeugen können wir Hrn. R. immerhin lassen, ohne befürchten zu dürfen, dafs man in ihm den Repräsentanten einer allgemein herrschenden oder gar einer historisch begründeten Ansicht der Römer über ihr altes Königthum finden werde. — Auch für das Privatrecht wurde nach S. 121 das Königthum als die alleinige Quelle betrachtet. Dafs dies materiell unrichtig sei, stellt Hr. R. selbst nicht in Abrede; formell dagegen soll es vollkommen wahr sein, d. h. sobald das durch Sitte und Gewohnheit gebildete Recht in bestimmter Fassung als Gesetz ausgesprochen wurde, ging dies allein vom Könige aus. Aber auch hiefür sucht man vergebens den Beweis. Vielmehr die einzige Stelle, die sich über die civilrechtlichen Gesetze der Könige nicht in jener oben bezeichneten unbestimmten Weise, sondern mit ausdrücklicher Angabe des dabei beobachteten Verfahrens äufsert, Pomponius Dig. de orig. iur. 2., läfst diese Gesetze nicht vom Könige allein, sondern von den Curien ausgehen. Mag dies nun wahr oder falsch sein, so folgt doch wenigstens so viel, dafs die von Hrn. R. behauptete Ansicht keinesweges die allgemeine der Alten war. — Dafs ferner ursprünglich auch die Handhabung des Rechts von dem freien Ermessen der Könige abgehangen habe, wofür S. 125 die Worte des Dionysius X, 1 angeführt werden, οἱ βασιλεῖς ἐφ' ἑαυτῶν ἔταττον τὰς δικὰς, καὶ τὸ δικαιωθὲς ὑπ' ἐκείνων νόμος ἦν, kann man für die Zeit, wo es noch keine geschriebenen Gesetze gab, gerne zugeben, nur mit der Einschränkung, dafs die aus diesem freien Ermessen hervorgegangenen Sprüche als Rechtsnormen nicht deswegen galten und für die Folge bestanden, weil sie vom Könige kamen, sondern weil und insofern sie von dem im Könige wie im Volke lebenden Rechtsbewufstsein ausgegangen waren. Dafs bei solchem Zustande im Einzelnen immer Vieles von der Persönlichkeit des Königs abhängen mufste, liegt in der Natur der Sache, weil das Recht, so lebendig und verbreitet auch das Bewufstsein desselben im Volke sein mag, doch in seiner Anwendung auf besondere Fälle nothwendig durch den einzelnen Richter vermittelt werden mufs, und in der Form der Anwendung keine feste und geregelte Procefsordnung diesen bindet. Nichts anders als dies meint auch Pomponius in den S. 125 angeführten Worten, omnia manu a regibus gubernabantur: denn *manus* heifst hier eben dies von der Persönlichkeit abhängige freiere Verfahren nach eigenem Ermessen, ganz wie in der ähnlichen Aeufserung des Tacitus, Agric. c. 9, wo er von der Jurisdiction der Feldherrn im Lager, im Gegensatz gegen die der städtischen Magistrate redet, castrensis iurisdictio secura et obtusior ac plura *manu* agens.

Ein ferneres Argument für die Unbeschränktheit der Könige findet Hr. R. S. 127 in der Angabe des Dionysius, der XI, 41 das Königthum eine ἀρχὴ ἀνυ-

Digitized by Google

πεύθυνος nennt. Damit ist indessen weiter nichts gesagt, als dafs der König keiner gesetzlich angeordneten Rechenschaftsablegung unterworfen gewesen sei, nicht aber, dafs er unumschränkte Macht gehabt habe, zu thun was er wolle, ohne an Jemandes Rath oder Zustimmung gebunden zu sein. Auch zu Athen soll bekanntlich die εὐθύνη der obersten Magistrate, die auch späterhin nicht eiufhörten Könige genannt zu werden, erst nach Kodrus' Tode eingeführt worden sein; mithin waren die früheren Könige ἀνυπεύθυνοι. Wie sehr aber dennoch das Königthum des heroischen Zeitalters durch die Edlen beschränkt war, zeigen die Homerischen Gedichte, und es ist kein Grund anzunehmen, dafs es zu Athen anders gewesen sei. Aber freilich mufste bei der Unbestimmtheit der Verfassung und dem Mangel ausdrücklicher gesetzlicher Bestimmungen, wie in Griechenland, so in Rom, das Königthum je nach der Person des Herrschers oder nach sonstigen Umständen bald kräftiger und selbständiger, bald beschränkter erscheinen.

Am Schlufs dieses Abschnitts S. 134 spricht Hr. R. von den einzelnen der unumschränkten Königsmacht unterworfenen Gegenständen. Da er sich aber hier darüber nur mit allgemeinen Andeutungen begnügt, und die speciellere Begründung den folgenden Abschnitten vorbehält, so wird es zweckmäfsig sein, bei unsern Gegenbemerkungen auch diese gleich mit zu berücksichtigen. Zuvörderst hinsichtlich der auswärtigen Verhältnisse kann Hr. R. selbst nicht umhin S. 176 zuzugeben, dafs sowohl bei Kriegserklärungen als bei foederibus der Senat befragt werden mufste, und wir haben also hier wenigstens Eine sehr wesentliche Beschränkung, und zwar eine solche, die um so auffallender erscheinen mufs, je mehr es im Allgemeinen der Natur der Sache angemessen erachtet zu werden pflegt, dafs die Regierung, wenn auch im Innern vielfältig beschränkt, doch in den Verhältnissen zu auswärtigen Staaten freier und ungebundener sei. Im römischen Staate soll es sich nun gerade umgekehrt verhalten haben: nach aufsen hin sollen dem Könige die Hände gebunden gewesen sein; im Innern dagegen soll er frei und unbeschränkt haben gebieten können. Wir haben indessen über diese Unbeschränktheit in inneren Angelegenheiten schon oben unsere Bedenken vorgebracht, und uns gegen Hrn. R.'s Schlüsse aus der Nichterwähnung von Debatten über Gegenstände dieser Art erklärt, was wir hier nicht zu wiederholen brauchen. — Mehr Gewicht könnten die S. 177 und schon früher S. 132 von der Dictatur hergenommenen Argumente zu haben scheinen. Die Dictatur, sagt Hr. R., war, wie directe Zeugnisse besagen, in der ganzen Fülle ihrer Macht nichts anders, als die für kurze Zeit wiederhergestellte königliche Gewalt. Indessen Alles, was über die Unbeschränktheit des Dictators gesagt wird, bezieht sich doch nur auf executive Maafsregeln: von einer constituirenden, gesetzgebenden Gewalt, die doch Hr. R. ebenfalls den Königen zuschreibt, besafs der Dictator Nichts. Wenn aber aus der bei Zonaras VII, 13 besonders herausgehobenen Beschränkung des Dictators im Vergleich mit dem Könige, dafs jener keine Gelder aus dem Aerar ohne ein Senatsdekret habe entnehmen dürfen, sofort der Schlufs gezogen wird, dafs dem Könige dies Recht zugestanden, er also unbeschränkte Verfügung über die öffentlichen Gelder gehabt haben müsse, so dürfte doch wol auf einen schwerlich mit schärfster Genauigkeit abgewogenen Ausdruck allzuviel Gewicht gelegt sein. Dafs dem Dictator freie Verfügung über das Aerar nicht zustand, wufste Zonaras, oder der aus dem er hier schöpfte, mit Bestimmtheit; ob sie dem Könige zugestanden habe, konnte er schwerlich mit gleicher Bestimmtheit wissen. Oder soll man wirklich noch glauben, es habe so genaue und specielle Angaben über die Verfassung der Königszeit gegeben, dafs sich daraus mit Sicherheit erkennen liefse, wie weit sich die Rechte und Befugnisse der einzelnen Staatsgewalten in jedem Stücke erstreckt haben? Wie es mit der Kunde der Spätern über diese Periode beschaffen gewesen sei, kann dem Unbefangenen unmöglich verborgen bleiben. Waren doch selbst die wichtigsten und folgenreichsten Einrichtungen des vorletzten Königs so wenig genau bekannt, dafs man nicht einmal die Zahl der von ihm gestifteten Tribus und die Einrichtung der Centurien gewifs wufste, und über die Censussummen sich in dem gröbsten Irrthum befand, wie es Böckh neuerlich, und zwar trotz Göttlings Einwendungen unseres Erachtens unwiderleglich dargethan hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte von J. Rubino.

(Fortsetzung.)

Von den Verfälschungen und Entstellungen der Geschichte der beiden Tarquinier wollen wir hier gar nicht reden, weil sie Jedem, der nur nicht geflissentlich die Augen verschliefst, offenbar sind. Stand es aber so mit den Ueberlieferungen aus der zweiten Hälfte des Königthums, so ergiebt sich von selbst, dafs noch weniger an detaillirte und sichere Kunde über die frühere Zeit zu denken sei. Ueber den jetzt in Rede stehenden Gegenstand aber dürfte wohl überhaupt schwerlich etwas anderes zu überliefern gewesen sein als über die meisten übrigen, nämlich dafs es an ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmungen darüber gefehlt, dafs nach Sitte und Herkommen hier wie überall der Satz gegolten habe, der König regiere consilio et auctoritate patrum; dafs aber gewaltsame Könige, wie Tarquinius, hier wie überall sich darüber hinweggesetzt haben. Eben wegen der Gewaltherrschaft des letzten Königs war es aber natürlich, dafs man, nach Abschaffung des Königthums, dem Dictator ebensowohl als den ordentlichen Magistraten bestimmtere gesetzliche Grenzen anwies. So kann denn nun auch die Bestellung der Quästoren als Schatzaufseher, die Hr. R. S. 178 ebenfalls für seine Ansicht geltend macht, zwar wohl dafür einen Beweis abgeben, dafs man den Consuln in Beziehung auf das Aerar nicht freie Hand lassen wollte, nicht aber dafür, dafs vorher den Königen eigenmächtige Verwendung der öffentlichen Gelder herkömmlich und rechtlich zugestanden habe.

Auch von den Staatsländereien, meint Hr. R. S. 179, lasse sich schon aus der Analogie jener so eben beleuchteten Gewalt über den Schatz der Schlufs ziehen, dafs der König hierüber unbeschränkt zu verfügen gehabt habe; und eine Bestätigung dieser Ansicht findet er darin, dafs bei den so häufig vorkommenden Aeckervertheilungen die Einwilligung des Senats niemals erwähnt werde. Ziehen wir aber die einzelnen, von Hrn. R. angeführten Fälle in Betracht, so können wir nicht zweifeln, auf welchem Boden wir hier wandeln. Zunächst Romulus und Numa! Dann Tullus Hostilius, von welchem Dionysius rühme, dafs er selbst die königliche Domäne unter die Armen vertheilt habe. — Von des Ancus Marcius Ackeranweisung gab es allerdings wohl eine sicherere Tradition; daraus aber, dafs nichts von Senatsverhandlungen hierüber erwähnt wird, folgt gewifs nicht, dafs dergleichen auch wirklich nicht stattgefunden. Wir beziehen uns deswegen auf das schon oben über solche Nichterwähnungen Gesagte. Dazu kommt, dafs die Ackerverleihung des Ancus, in der die tüchtigsten Forscher mit Recht den eigentlichen Anfang eines freien Standes der Plebejer gefunden haben, in der herkömmlichen Erzählung so ganz unscheinbar geworden ist, dafs man auch hieraus wieder deutlich sieht, wie wenig detaillirte Nachrichten aus jener Periode vorhanden waren. Von Servius Tullius lesen wir, dafs die Patricier mit seinen Maafsregeln, wozu namentlich auch Ackeranweisungen gehörten, unzufrieden gewesen seien; darin liegt aber nicht, dafs der Senat über Angelegenheiten dieser Art vom Könige gar nicht befragt worden sei, sondern nur, dafs dem Könige in der Gunst des Volkes ein Mittel zu Gebote stand, seine Maafsregeln auch gegen den Willen des bevorrechteten Standes durchzusetzen. Endlich von Tarquinius dem Tyrannen zu reden ist ganz unnöthig.

Erweisen sich demnach die für das absolute Königthum aufgestellten Argumente als nicht beweisend, so ist dagegen die Gewalt der unzweifelhaften Thatsachen grofs genug gewesen, um Hrn. R. selbst einige wichtige Concessionen abzunöthigen. Von der zuge-

Digitized by Google

gebenen Beschränkung hinsichtlich der auswärtigen Angelegenheiten haben wir schon geredet. Nach S. 141 hat ferner der Adel sich für vollkommen berechtigt angesehen, die Regierung mit dem Könige zu theilen, und es ist eine oft schwer zu lösende Aufgabe gewesen, sie anders als nach seinen Ansichten und Rathschlägen zu führen, und nach S. 164 hat es von dem persönlichen Charakter der Regenten und von ihrem Vernehmen mit den Patribus abgehangen, in welchen Fällen Berathungen mit den Senaten stattfanden oder nicht. Der Unterschied zwischen Hrn. R. und der von uns vertretenen Ansicht läuft also am Ende darauf hinaus, dafs nach ihm die absolute Alleinherrschaft des Königs gutes Recht, des Adels Anspruch auf Theilnahme an der Regierung aber Usurpation war, nach uns dagegen die Sache sich vielmehr umgekehrt verhielt.

Im dritten Abschnitte wird auch das Patriciat als ein blofs von dem Königthum eingeführter Adel, und seine ganze politische Stellung als eine lediglich vom Könige ihm angewiesene dargestellt. Dafs unter denen, die sich anfänglich zur Gründung des Staates vereinigten, schon Standesunterschiede bestanden, und dafs der König, als er es für gut fand, sich mit einer Anzahl von Rathgebern und Gehülfen zu umgeben, die Auswahl nur unter den Edlen traf, nimmt Hr. R. freilich an, S. 183 ff.; aber diese Edlen, einmal in den römischen Staatsverband getreten, sollen damit auf jeden Anspruch an ursprüngliche und selbstständige Adelswürde verzichtet, und ihre etwa aus der Vorzeit angeerbten Vorzüge ganz in die Hände des Königs niedergelegt haben, um dann, nicht Alle, sondern nur Einige unter ihnen, dieselben vom Könige durch Aufnahme in den Senat zurückzuempfangen. S. 199. Auf diese Weise entstand also ein neuer römischer Adel, das Patriciat, indem die in den Senat aufgenommenen Patres, ihre Nachkommen Patricii genannt wurden; alle diejenigen aber, die nicht in den Senat aufgenommen wurden, so adelich sie auch vorher gewesen sein mochten, traten, da sie einmal ihre Adelsrechte in die Hände des Königs niedergelegt hatten, nothwendig als Nichtpatricier in den Stand der Gemeinen. Befragen wir die alten Schriftsteller, so finden wir bei den meisten allerdings eine solche Ansicht ausgesprochen, dafs nämlich Patres die vom Könige erwählten Senatoren, Patricii ihre Nachkommen gewesen, mithin das Patriciat durch die Einsetzung des Senates gestiftet sei; aber wir finden dagegen doch auch eine ganz andere Angabe, indem Einige die Benennung Patres keinesweges auf die Senatorenwürde, sondern vielmehr auf das Verhältnifs beziehen, in welchem die Edlen zu dem niederen Volke durch Belehnung mit Aeckern standen. Patres, lesen wir bei Festus, appellantur ex quibus senatus primum compositus — — atque hi patres dicti sunt, quia agrorum partes attribuebant tenuioribus perinde ac liberis propriis. Also nicht als Senatoren hiefsen sie so, obgleich allerdings die Senatoren aus ihnen genommen waren, sondern wegen der Ackerverleihung an ihre Clienten. Dieselbe Ansicht findet sich bei Plutarch, Rom. c. 13, wo er sagt, der Name Patricii werde von Manchen abgeleitet ἀπὸ τῆς πατρωνείας, und ebenso bei Zonar. VII p. 238 c., der freilich hier nur aus Plutarch geschöpft hat; und dafs man solche Ackerverleihung als etwas Wesentliches betrachtet habe, erhellt auch aus der Erzählung des Dionysius V, 40 von der Aufnahme des Appius Claudius, dem Land zugewiesen wurde, ὡς ἔχοι διανεῖμαι κλήρους ἅπασι τοῖς περὶ αὐτὸν. Dazu kommt, dafs während nach Hrn. R. der Name Patres eigentlich nur den Senatoren gebührte, die Alten ihn sehr häufig für die Mitglieder des bevorrechteten Standes überhaupt gebrauchen (vgl. aufser den von Hrn. R. selbst S. 187 angeführten noch bes. Liv. I, 30, 2. IV, 35, 6. und Fest. s. v. Populi com. p. 233 b. Müll.), was sich sehr leicht erklärt, wenn man annimmt, dafs er sich auch ursprünglich gar nicht ausschliefslich auf die Senatoren bezogen habe, nach Hrn. R. aber nur als eine ungenaue Ausdrucksweise, eine Benennung a potiori, erklärt werden kann, indem man den ganzen Stand nach seinen vorzüglichsten Mitgliedern, den Senatoren, benannte. Uebrigens ist wohl klar, dafs jene beiden Angaben der Alten über das Patriciat nicht auf beglaubigten Nachrichten, wie es bei der Stiftung des Staates hergegangen, sondern auf Vorstellungen beruhen, die man sich in späteren Zeiten hierüber machte; und fragen wir nach der inneren Wahrscheinlichkeit, so dürfte eine solche Entäufserung aller Standesansprüche von Seiten der Edlen, wie Hr. R. annimmt, ein solches Zurücktreten in den Stand der Gemeinen, aus dem dann nur einige Wenige durch die Wahl des Königs wieder erhoben wurden, der Natur des Menschen und der Dinge weit weniger zu

Digitized by Google

entsprechen scheinen, als die andere Ansicht, dafs das Patriciat seinen Ursprung den schon vor der Stiftung des Staates bestehenden Verhältnissen verdanke, da unter den, auf welchen Anlafs es nun sein mochte, aus Alba und dem übrigen Latium, dann aus Sabinern und aus den sogenannten Luceres zusammenfliefsenden Bestandtheilen des neuen Staates ein schon vorhandener Adel mit seinen Leuten dieses Standesverhältnifs auch in dem neuen Staate festhielt, die Adelichen Patres, ihre Leute Clientes hiefsen, und also das Patriciat nicht erst aus der Einigen ertheilten Senatorenwürde hervorging, sondern umgekehrt die Voraussetzung und Bedingung derselben war, indem natürlich der König seinen Rath nicht aus den Leuten des Adels, sondern nur aus dem Adel bilden konnte; wobei es denn für jetzt ganz unerörtert bleiben kann, ob, wie Einige angenommen haben, ein gewisses Repräsentationsrecht der edlen Geschlechter stattgefunden habe oder nicht.

Dafs über die Entstehung und das Wesen des Plebejerstandes und über seine eigentliche Stellung zu den Patriciern und ihren Clienten die jetzt wohl bei den Meisten herrschende Ansicht, nach welcher diese beiden letzteren allein die ursprüngliche Bürgerschaft des Staates ausmachten, die Plebejer aber späterhin durch Einbürgerungen hinzukamen, von Hrn. R. nicht getheilt werden könne, erhellt aus dem Gesagten von selbst. Wir dürfen uns aber auf eine genauere Erörterung dieses Gegenstandes hier schon deswegen nicht einlassen, weil Hr. R. seine Gegengründe gegen jene durch Niebuhr zuerst aufgestellte Ansicht einem späteren, bis jetzt noch nicht erschienenen Abschnitte seines Werkes vorbehalten hat.

Der vierte Abschnitt, von den Volksversammlungen, ist wie an Umfang der gröfste so auch an Gehalt der reichste des Buches, und führt durch gründliche und umsichtige Erörterungen zu einer Reihe bedeutender Resultate, mit denen der Rec. sich gröfstentheils übereinstimmend erklären kann. Da es aber die Absicht unserer Recension nicht sein kann, diese Resultate referirend einem weiteren Kreise von Lesern bekannt zu machen, so werden wir uns auf einige wenige zu beschränken haben. — Dafs Comitien nicht blofs in der Absicht gehalten wurden, um Rogationen an das Volk zu bringen und Beschlüsse darüber zu veranlassen, sondern dafs eine Art derselben, die sog. comitia calata, lediglich die Bestimmung hatte, das versammelte Volk zu Zeugen eines in ihnen vorgenommenen solennen Actes zu machen, ist auch schon von Anderen erkannt (wir erwähnen namentlich wegen der Testamente die Abhandlung von Giraud, recherches sur le droit de propriété chez les Rom. Aix 1838. p. 257), von Hrn. R. aber mit besonderer Gründlichkeit auf's Ueberzeugendste dargethan worden. Hinsichtlich derjenigen Comitien nun, die nicht blofs diesen Zweck hatten, sondern wo wirklich Rogationen an das Volk gebracht und Beschlüsse gefafst wurden, bemerkt Hr. R. S. 256, dafs doch die Befragung des Volkes und seine Einwilligung keinesweges die von Anfang an feststehende Bedingung gewesen sei, ohne welche die fragliche Maafsregel nicht hätte vollzogen werden können, sondern dafs nur erst allmählig durch die einmal eingeführte und dann wiederholentlich beobachtete Sitte die Idee eines solchen Rechtes des Volkes sich gebildet habe. Es liegt sicherlich in der Natur der Sache, dafs in Rom wie anderswo die bestimmten staatsrechtlichen Grundsätze, und so namentlich die Anerkennung und Feststellung der Befugnisse des Volkes sich erst im Laufe der Zeit nach Umständen und Bedürfnissen entwickelt, keinesweges aber gleich von vorn herein wie durch eine Charte geordnet worden sind. Die Volksgewalt gehört überall einer späteren Entwickelungsperiode der Staaten an, und ihr geht überall Fürstengewalt und Adelsherrschaft vorher. Der Fürst mit dem Rathe der Edlen beschliefst; was beschlossen ist, wird dem Volke mitgetheilt insofern es nöthig scheint; nöthig scheint es aber namentlich, wenn es entweder eine gesetzliche Vorschrift enthält, der das Volk zu gehorchen, oder ein Unternehmen, zu dem es mitzuwirken hat. Ist man des Gehorsams oder der Mitwirkung nicht ohne Weiteres gewifs, so ist es natürlich, dafs man die Stimmung des Volkes zu erforschen, sich seines Gehorsams und seiner Bereitwilligkeit zu versichern sucht, und dies ist die anfängliche alleinige Bedeutung der Volksversammlungen, woraus dann nach und nach ein bestimmtes Recht und eine feste Regel wird. Was nun die Gegenstände betrifft, über welche unter den Königen das Volk in Comitien beschlossen haben soll, so zeigt Hr. R. sehr gründlich, wie wenig Vertrauen die Angaben des Dionysius II, 14. IV, 20 verdienen. Ueber Friedensschlüsse und Ver-

Digitized by Google

träge sei das Volk gewiſs nicht, wohl aber über Kriegserklärungen befragt worden, aus dem natürlichen Grunde, weil es miſslich und unthunlich war, das Volk gegen seinen Willen in einen Krieg zu führen. Auch Göttling's gegen R. vorgebrachte Einwendung, Gesch. d. röm. Staats S. 515, daſs der Friede doch häufig auch mit einem Bündniſs verbunden, zu solchem aber schon ursprünglich die Einwilligung des Volkes erforderlich gewesen sei, wird man bei genauerer Prüfung schon durch Hrn. R.'s Auseinandersetzung widerlegt finden, und Stellen wie die des Livius I, 49 vom Tarquinius: bellum, pacem, foedera, societates per se ipse cum quibus voluit iniussu populi ac senatus fecit diremitque, welche Stelle G. als Hauptargument ansieht, können nichts beweisen. Denn so konnte Livius schreiben, auch wenn ihm selbst vollkommen klar gewesen wäre, was es schwerlich war, daſs nur zu Kriegserklärungen das Volk, zu Friedensschlüssen und Verträgen aber allein der Senat zu befragen war. — Daſs auch die Wahlen der Magistrate gewiſs nicht zu den Rechten der Volksversammlung gehörten, wird von Hrn. R. mit überzeugenden Gründen dargethan, wobei schätzbare Erörterungen über einzelne, wie namentlich über die Quästoren und über die Duumviri perduellionis eingeflochten sind. Indessen die Nothwendigkeit einer lex curiata von Seiten des Volkes für die vom Könige ernannten Beamten möchten wir doch nicht so geradehin verneinen. Hr. R. ist S. 393 der Meinung, daſs es keiner besonderen lex über die jedesmal vom Könige Angestellten bedurft habe, sondern daſs schon in der lex curiata de regis imperio das Versprechen der Anerkennung für die von ihm im Laufe seiner Regierung zu ernennenden Gehülfen und Stellvertreter mitbegriffen gewesen sei, und er beruft sich deswegen auf Tacit. Ann. XI, 22: Quaestores regibus etiamtum imperantibus instituti sunt, quod lex curiata ostendit a L. Bruto repetita. Allein diese Worte brauchen keinesweges von der lex curiata de imperio regis oder nachher consulum verstanden zu werden, sondern es ist eben so gut anzunehmen, daſs dem Tacitus eine alte, angeblich von L. Brutus neu redigirte Formel einer lex curiata über die Quästoren vorlag, wodurch für die vom Könige oder von den Consuln ernannten die Anerkennung des Volkes beantragt wurde. Ein solcher Antrag mag nun ursprünglich bloſs die Absicht gehabt haben, den Ernannten dem Volke in feierlicher Versammlung vorzustellen und es zum Gehorsam gegen ihn in seinen amtlichen Functionen zu verpflichten, und erst allmählig auch hier, wie in anderen Fällen, das Volk auch das Recht der Bestätigung oder Verwerfung gewonnen haben. Da nach Cicero, de leg. agr. II, 11, selbst bei den Magistraten des Freistaates, die doch das Volk selbst ernannt hatte, wenigstens die Möglichkeit einer Verweigerung der lex curiata, also einer Widerrufung der Volkswahl stattfand, so dürfen wir wohl ohne Bedenken annehmen, daſs unter den Königen dem Volke die Möglichkeit gewährt sei, den nicht von ihm selbst gewählten Beamten seine Anerkennung zu verweigern. Nehmen wir dies an, so war in der That zur Erlangung einer Magistratur zweierlei erforderlich, Ernennung durch den König und Anerkennung durch das Volk; und so läſst sich denn auch Dionysius entschuldigen, wenn er dem Volke das ἀρχαιρεσιάζειν zuschreibt. Denn wenn gleich das Volk nicht die Wahl hatte, so hatte es doch die Bestätigung, ohne welche die Wahl erfolglos blieb. Daſs uns kein Beispiel von verweigerter Bestätigung überliefert ist, wird Niemand als Grund gegen diese Ansicht geltend machen wollen. Hrn. R.'s oben angegebene Vorstellung aber scheint uns vorzüglich nur aus dem Bestreben hervorgegangen, die königliche Macht auch in dieser Beziehung möglichst unbeschränkt darzustellen.

Daſs Gesetze über Gegenstände des Staats- oder Privatrechtes nicht zur Competenz der Volksversammlung gehört haben, scheint uns durch Hrn. R.'s Gründe vollkommen erwiesen zu sein. Um so mehr wundern wir uns über seine Bemühung, uns zu überreden, daſs selbst die Ausdrücke lex und legem ferre in ihrer wahren und ursprünglichen Bedeutung eine gesetzgebende Gewalt der Volksversammlung nicht nur nicht aussagen, was auch wohl Niemand behauptet, sondern geradezu ausschlieſsen, und lediglich die Bedeutung einer auferlegten Verpflichtung haben. *Lex* nämlich soll von *legere* in der Bedeutung *legen* herkommen, also (S. 352 not. 1) ein *Auferlegtes*, *Gesetztes* bedeuten, daher *Satzung*, *Gesetz*, *wie* θεσμός.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Untersuchungen über römische Verfassung und Geschichte von J. Rubino.

(Schlufs.)

Aber erstens sind ein *Auferlegtes* und ein *Gesetztes* d. h. *Hingestelltes*, *Festgestelltes*, zwei ganz verschiedene Begriffe, und zweitens heifst *legere*, so wenig als es jemals *setzen*, *feststellen*, *statuere* bedeutet, eben so wenig *auferlegen* in dem Sinne von *imponere*. Vielmehr das *Legen*, was *legere* ausdrückt, ist ein *hinlegen*, *darlegen*, *auseinander* oder auch *zusammen legen*, und *lex* ist eine *Darlegung in Worten*, welche Bedeutung das Zeitwort zwar im Lateinischen weniger bewahrt hat, (denn *lesen* geht vielmehr auf den Begriff des *Zusammenlegens* und *Sammelns* zurück), der aber in dem Griechischen λέγειν, neben der Grundbedeutung, sich als vorherrschend zeigt. So hat man also vollkommen recht gethan, *lex* mit λέξις zusammenzustellen (vgl. auch Volkmar, notio voc. religionis. Marburg. 1838. p. 13), und es in seiner speciellen Bedeutung einer in bestimmten Worten dargelegten Anordnung mit dem Griechischen ῥήτρα zu vergleichen. Demnach heifst also *legem ferre* eben so wenig wie ῥήτραν εἰςφέρειν, *dem Volke eine Verpflichtung auferlegen*, sondern *eine in Worten dargelegte Anordnung ans Volk bringen und vorschlagen*, wie *condicionem ferre*; und *legem accipere*, wie *condicionem accipere*, *sich das Vorgeschlagene gefallen lassen und es genehmigen*. Dafs nun das Volk an das Genehmigte auch gebunden war, folgt aus der Natur der Sache, und ist kein der römischen Legislatur eigenthümlicher Grundgedanke, wie Hr. R. will, und der Ausdruck lege teneri, den er namentlich als Beweis für seine Auffassung geltend macht, hat Nichts, was nicht auch mit der von uns behaupteten Grundbedeutung im besten Einklang stände.

Den Schlufs macht eine Untersuchung über die richterliche Gewalt der Volksversammlung in Sachen, die durch Provocation an diese gebracht wurden. Dafs Provocation an das Volk nur bei solchen Verbrechen stattgefunden, die unter den Begriff der Perduellion fielen, wollen wir nicht bestreiten, und halten auch die S. 495 vorgetragene Erklärung über den als Perduellion behandelten Schwestermord des Horatius für weit treffender, als was neulich von einem andern Gelehrten in der Hall. ALZ. 1840 S. 372 darüber vorgebracht worden ist. Dagegen mit der Ansicht über die Form des Verfahrens in Sachen dieser Art können wir uns nicht so einverstanden erklären. Hr. R. meint S. 485, es könne nicht zweifelhaft sein, dafs die Gerichtsbarkeit auch in diesen Sachen eigentlich dem Könige allein zugekommen, und dafs von einem Urtheil, welches dieser gesprochen, Provocation in keinem Falle zulässig gewesen sei. Da nun aber bei Verbrechen dieser Art der König, als oberster Inhaber der Staatsgewalt, selbst eigentlich als Partei erschienen sei, und deswegen in der öffentlichen Meinung leicht der Verdacht tyrannischen Verfahrens entstehen konnte, wenn der König den Angeklagten strafte, ohne dafs die Schuld auch vom Volke anerkannt war, so habe man eine Procefsform gewählt, wodurch der König weder seiner Majestät etwas vergab, noch sich unbilligem Verdachte aussetzte. Er habe deswegen sich der eigenen unmittelbaren Theilnahme an der Verhandlung ganz enthalten, und sich darauf beschränkt, Duumvirn zu ernennen, damit diese das Todesurtheil über den Angeklagten aussprächen und dem Lictor die Vollziehung aufgäben. Dawider habe nun der Angeklagte die Provocation an das Volk erhoben, worauf mit der Execution eingehalten und dem Volke die Entscheidung anheimgestellt wurde. — Hiernach war also der Urtheilspruch der Duumvirn eigentlich nur eine

Digitized by Google

Formalität: sie waren nicht Richter um Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu ermitteln, und ihn demzufolge möglicher Weise auch loszusprechen, sondern sie sprachen nur das *Schuldig* aus, um dadurch die Provocation an das Volk zu veranlassen, vor welchem sie dann als öffentliche Ankläger aufzutreten hatten. Befragen wir indessen die Zeugnisse der alten Schriftsteller, so finden wir diese Ansicht der Sache nicht nur nicht bestätigt, sondern geradezu widerlegt. Zunächst die Worte des Livius 1, 26, qui se absolvere non rebantur ea lege ne innocentem quidem posse, deuten offenbar an, dafs wenigstens nach dieses Schriftstellers Ansicht die Möglichkeit einer Lossprechung den Duumvirn an und für sich nicht verwehrt gewesen sei, sondern sie sich dieselbe nur in dem vorliegenden Falle durch die ihnen ertheilte Instruction abgeschnitten geglaubt haben. Sodann dafs nicht blofs von Duumvirn, sondern auch von den Königen selbst Provocation an die Volksversammlung stattgefunden, bezeugt ausdrücklich Cicero de re publ. II, 31, mit Berufung auf die libri pontificii und libri augurales. Ein Mifsverständnifs bei Cicero anzunehmen dürfte sich eine vorsichtige Kritik hier um so weniger entschliefsen, da sein Zeugnifs auch noch durch eine gleichlautende Angabe des Seneca unterstützt wird, Epist. 108, provocationem ad populum etiam a regibus fuisse: id ita in pontificalibus libris aliqui putant, et Fenestella; welche, wie man sieht, nicht blofse Wiederholung der Ciceronischen ist. Fand nun, wie Hr. R. und wir mit ihm annehmen, Provocation nur in Perduellionsfällen statt, so folgt, dafs auch in solchen Fällen wenigstens bisweilen die Könige selbst das Richteramt ausübten, und wenn sie, aus was immer für Gründen, es vorzogen, Duumvirn damit zu beauftragen, so rechtfertigt doch nichts die Annahme, dafs diese dann in der von Hrn. R. dargestellten Weise beschränkt gewesen seien *).

Diese Ausstellungen indessen, und was sich sonst etwa gegen Einzelnes in diesem Abschnitte erinnern liefse, hindern nicht, in dem Gesammtergebnifs mit Hrn. R. übereinzustimmen, und den Volksversammlungen in der Königszeit eine weit geringere und untergeordnetere Stellung anzuweisen, als man gewöhnlich gethan hat. Wer aber dieses Ergebnifs anerkennt, der dürfte dadurch auch wol geneigt werden, die Angaben der Alten über die Curien und die Curiatcomitien etwas weniger zuversichtlich zu verwerfen, als es von Niebuhr und seinen Anhängern geschehen ist. Einer der Gründe wenigstens, weswegen man sich sträubt, diese Comitien als allgemeinere Volksversammlungen anzusehn, und sie vielmehr nur für einen grofsen Rath der Patricier gehalten wissen will, verliert sehr an Gewicht, wenn man sich überzeugt, dafs es in der That gar wenig war, was diese Versammlungen zu entscheiden hatten, und dafs, so lange ihre Wirksamkeit so sehr beschränkt blieb, das Ueberwiegen des demokratischen Elementes im Staate nicht eben zu befürchten stand. Uebrigens hat schon Sträfser in seinem freilich theilweise etwas leichtfertigen *Versuch über die römischen Plebejer* (Elberfeld 1832) S. 71—78 recht gut darauf aufmerksam gemacht, wie es sich in mehreren bei Dionysius und Livius vorkommenden Erzählungen von Beschlüssen der Curiatcomitien aus den nächsten Jahren nach Vertreibung der Könige unverkennbar herausstelle, dafs allerdings in diesen Comitien die Patricier nicht das Uebergewicht gehabt haben; und so darf denn auch die Angabe des Dionysius, dafs Servius Tullius die Absicht gehabt habe, durch Einrichtung der Centuriatcomitien ein Uebergewicht des Vermögens statt des in den Curiatcomitien unvermeidlichen Uebergewichtes der Menge zu sichern, nicht als auf absoluter Verkennung des Wesens dieser letztern beruhend verworfen werden. Ueberhaupt aber dürfte es bei unbefangener Erwägung alles dessen, was sich über die Geschichte der ersten drei Jahrhunderte als zuverlässiger Gehalt ermitteln läfst, immer klarer werden, dafs alle die Gründe, wodurch man die drei alten Tribus mit ihren Unterabtheilungen, den Curien, als streng geschlossene und die Plebejer ausschliefsende Corporationen der Patricier erweisen zu können gemeint hat, keine Beweiskraft haben, und wir sehen deswegen den von Hrn. R. im nächsten Bande zu gebenden Erörterungen hierüber mit Verlangen entgegen. Vielfache Aufklärungen und Belehrungen von ihm zu erwarten sind wir durch das in dem vorliegenden Theile Geleistete vollkommen berechtigt, so wenig wir auch mit seiner Grundansicht über das

*) Eine andere Ansicht über den Perduellionsprocefs hat neulich Hr. Köstlin aufgestellt, deren Beleuchtung wir einer andern Gelegenheit vorbehalten müssen.

Digitized by Google

Wesen des römischen Königthums übereinzustimmen vermochten. Mag man die absolute Monarchie in der Gegenwart so hoch schätzen als man will; die alten Römer haben sich ihrer nun einmal nicht erfreut, und ihnen darf man sie nicht aufdringen.

Schömann.

XXXVII.

Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. Drei Theile. Leipzig, 1842. *Bei Brockhaus.*

Es ist eine ganz irrige Meinung, das Erscheinen eines neuen griechischen Reiches, das Wiederauftreten des griechischen Volkes, die Wiedergeburt Griechenlands im 19. Jahrhundert als eine für sich allein dastehende Thatsache betrachten zu wollen. Vielmehr hängt diese Erscheinung mit festen Fäden, die sich freilich nicht immer und überall klar nachweisen und erkennen lassen, mit dem griechischen Alterthume innig zusammen, und dieser Zusammenhang bleibt auch dann vorhanden und darf auch dann nicht verkannt werden, wenn unsere blöden Augen ihn nicht in allen einzelnen Zeitabschnitten zwischen dem griechischen Alterthume und der gegenwärtigen Zeit genau und deutlich zu verfolgen und zu erkennen vermögen, weil grofse und weite Klüfte in der Geschichte Griechenlands den Zusammenhang zu zerreissen und gänzlich aufzuheben scheinen. Aber das innere, geistige Leben der Nationen ist oft kräftiger, als es uns nach der äufsern Offenbarung in der Geschichte, nach äufseren und leicht erkennbaren Zeichen des Lebens bedünken will; auch das geistige Leben der Nationen puppt sich bisweilen ein und schläft seinen Winterschlaf, und auch die Nationen haben ihren Epimenides. Ist auch Vieles dunkel an solchen Erscheinungen, und fühlt der Verstand sich versucht, abzuleugnen, was er nicht ganz klar erkennen kann: so liegt es doch nur an unserer Kurzsichtigkeit, die nicht alle Fäden durchdringen kann, welche die Erscheinungen der verschiedensten Zeiten mit einander verbinden, und nicht alle Erscheinungen selbst richtig aufzufassen vermag. Es ist nicht zu leugnen, dafs der Geist des griechischen Alterthums und das griechische Leben, wie es im Alterthume sich vielfach offenbart und in unzähligen Werken schöpferischen Geistes bis auf unsere Zeiten sich erhalten hat, eben so voll innerer Elasticität, als von einer nach Aufsen sich mächtig offenbarenden Lebens-Kraft durchdrungen war; selbst vielfach heimgesucht von den Einwirkungen feindlicher Elemente, war es ihm möglich, wenn auch nicht rein und ungeschwächt, dennoch sich zu erhalten; und flofs auch der frühere, hell und kräftig rauschende Strom nicht mehr ungetrübt und unaufhaltsam durch die Gefilde, sondern verschwand er, wie der Rhein, im Sande, oder vertrocknete er, wie jetzt der Ilissos Attika's, in der Trockenheit und Gluth des Sommers: er versiegte gleichwohl nicht gänzlich, und eine günstigere Zeit förderte auch ihn zu neuem und kräftigem Leben. Offenbaren sich nun in der Gegenwart des zu neuem politischen Leben erwachten Griechenlands mannigfache Spuren und Zeichen des griechischen Geistes des Alterthums, wenn auch nicht in unvermischter Reinheit und Kraft des altgriechischen Lebens, so weisen sie nun auch an ihrer Erscheinung selbst den Zusammenhang nach zwischen dem griechischen Alterthume und der Gegenwart, — einen Zusammenhang, der, wie lose und locker er durch die veränderten Verhältnisse der Welt und in Folge mannigfacher Einflüsse geworden sein mag, demohngeachtet das Erscheinen eines neuen griechischen Reichs, das Wiederauftreten des griechischen Volks, die Wiedergeburt Griechenlands im 19. Jahrhundert nicht als eine für sich allein dastehende Thatsache erscheinen läfst, der vielmehr auf das griechische Alterthum, in dem wir alle mit unserm geistigen Leben wurzeln, und auf die geistige Jugend des Menschengeschlechts hinweist. Eben so wahr als schön ist in dieser Beziehung, was Forchhammer in seiner „Panathenäischen Festrede" (Kiel, 1841), S. 18 sagt: „Hellas unterlag der Uebermacht, und mit ihm Athen, und mit Athen Demosthenes der Heilige (wie Niebuhr ihn nennt). Der Leib erstarb am Altar, aber der Geist rettete sich, und wie Demosthenes, so endete Athen, um selbst im Sterben und im Tode jedem, der sich ihm nahte, unbesiegbare Ehrfurcht einzuflöfsen, um die Segnungen seines Daseins über die fernsten Länder in die fernsten Zeiten zu verbreiten, um nach Jahrtausenden durch den Zauber seiner ehemaligen Gröfse, durch jene Schönheit, die es über Körperliches und Geistiges ausgegossen, und wodurch es in den Geistern Europa's fortlebt, aufs Neue ein griechisches

Digitized by Google

Reich zu gründen. Nicht Sparta, nicht Korinth, nicht Theben, sondern Athen hat *in* Griechenland und aufser Griechenland die Geister gemahnt; Athen hat den Vater begeistert, dessen Sohn jetzt, verkannt von Unkundigen, verläumdet von Schlechten, geliebt vom Volke der Hellenen, dasselbe auf einer Bahn führt, auf der es mit unglaublicher Schnelligkeit dem Ziele entgegengeht, welches nach langer Knechtschaft des Körpers die Herrschaft des Geistes verheifst". Und er fährt sodann fort: „Es ist nicht meine Aufgabe, das neue Erscheinen des griechischen Alterthums in der christlichen Welt, vor allem in der protestantischen, weiter zu verfolgen, zu zeigen, wie die humane Wahrheit des Alterthums mehr denn irgend etwas aus dem Christenthume in seiner Erscheinung die Unwahrheit vertrieben hat, und sich gegenwärtig dem Christenthume gegen den gemeinsamen Erbfeind verbündet; noch habe ich darauf hinzuweisen, zu einem wie viel höheren Ziele die christliche Welt müsse gelangen können, wenn schon die vorchristliche so Hohes erreichte. Möge die Gegenwart aufhören, das Alterthum als Alterthum zu betrachten, möge sie darin unser geistiges Jugendthum erkennen, zu dem wir nicht zurückzugehen, das wir zu übertreffen haben".

Rec. unterläfst es, auch wenn er es vermöchte, die oben ausgesprochene Idee von dem Zusammenhange zwischen dem gegenwärtigen Griechenland und dem griechischen Alterthume, die in anderer Beziehung auch den angeführten Worten Forchhammers zum Grunde liegt, hier weiter auszuführen. Er wollte dadurch nur das besondere und eigenthümliche Interesse nachweisen, das an das neue Griechenland für Jeden, der die äufsern Erscheinungen der Geschichte nicht blofs oberflächlich ins Auge fafst, sich knüpfen mufs, und das eben dadurch als ein um so innigeres und lebendigeres erscheint, je mehr man die Wiedergeburt Griechenlands nicht als eine für sich dastehende Thatsache betrachtet, sondern sie gleichsam als eine, wenn auch unter vielfach veränderten inneren und äufseren Verhältnissen ins Leben der Geschichte eingetretene Fortsetzung des griechischen Alterthums ansieht. Wer eines solchen Interesses an dem neuen Griechenland sich bewufst ist, der wird dann nun auch allen Mittheilungen über dasselbe, die geeignet sind, über seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufzuklären, mit um so gröfserem Interesse sich zuwenden, und so auch den obgedachten „Mittheilungen über Griechenland" von Brandis.

Dafs der Vf. dieser „Mittheilungen" zu mannigfachen Aufklärungen über Griechenland befähigt sei, namentlich insofern er in einer ihn diesfalls nicht wenig begünstigenden Stellung über zwei Jahre dort sich aufgehalten hat, mufs wohl angenommen werden, und zwar um so mehr, je mehr man zugleich vorauszusetzen berechtigt ist, dafs derselbe immer und überall die Wahrheit, wie er sie erkannt, habe sagen wollen, und dafs er sie immer und überall auch wirklich gesagt habe, und je weniger man Grund zu zweifeln hat, dafs er das Vertrauen in seine Unbefangenheit und Glaubwürdigkeit, das er in der Vorerinnerung von dem ersten Theile S. XI und XII in Anspruch nimmt, verdiene, je mehr man im Gegentheile glaubt, dafs gerade „die Liebe zu Griechenland und das Bedürfnifs, ungerechten Vorurtheilen gegen das griechische Volk und den griechischen Staat entgegenzutreten", wodurch er zu diesen „Mittheilungen" veranlafst worden ist (Th. I. S. V), ihn immer und überall bestimmt haben, nur seine innerste, reiflich erwogene und geprüfte Ueberzeugung auszusprechen. Nimmt man nun zu gleicher Zeit wahr, dafs der Vf. seine Meinungen, Ansichten und Urtheile mit aller Freimüthigkeit ausspricht, dafs er weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin blofs lobt, sondern dafs er auch tadelt und mifsbilligt, so mufs man wenigstens die Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Vfs. gebührend anerkennen. Mit dieser Unbefangenheit und Unparteilichkeit, so weit im Uebrigen Rec. aus der Ferne zu urtheilen vermag, betrachtet nun namentlich der Vf. die jüngste Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft Griechenlands in politischer Beziehung; und wie er in dieser Hinsicht, was die Vergangenheit und die Gegenwart anlangt, auch wenn er vielfache Fehler, die gemacht worden sind, und nicht geringe Schwierigkeiten für Gegenwart und Zukunft keineswegs verkennt, über Dasjenige, was für Griechenland und das griechische Volk bereits erlangt und in Keimen für eine schönere Entwickelung gewonnen worden ist, mit Anerkennung sich ausspricht, so vermag er auch über die Zukunft Griechenlands vollkommen zu beruhigen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis.

(Schluſs.)

Man stürme nur nicht mit Gewalt in dieselbe ein; man greife nur nicht voreilig in das Rad der Zeit; man sei mäſsig und bescheiden in seinen Wünschen und Hoffnungen; man hoffe besonders Alles von einer ruhigen Entwickelung der Dinge und verlange nicht mit Ungestüm die Gewährung von Wünschen und Hoffnungen, die, wie gerecht und billig sie auch sein mögen, doch nicht übereilt und nach Art der Treibhauspflanzen übertrieben werden können und sollen. Man lasse Griechenland nur Zeit, und gebe ihm mit der Zeit die Gelegenheit, sich nach Innen auf der gewonnenen Grundlage frei und selbstständig zu entwickeln, was etwa Mangelhaftes in dieser Grundlage sich findet, dies zu entfernen oder zu verbessern, die zweckmäſsigen Anstalten gehörig zu treffen und in's Leben zu rufen, und so auch die Kraft zu gewinnen, um nach Aufsen und wenn das türkische Reich in Europa über kurz oder lang zusammenbricht, vorbereitet und gerüstet zu sein auf alle Fälle. Denn es scheint einleuchtend zu sein, daſs Griechenland, theils nach demjenigen, was dafür aus seiner gegenwärtigen, offenbar zu eng abgegrenzten äuſseren Gestaltung, theils aus seiner früheren Geschichte zu entnehmen ist, zu einer anderen Stellung von der Vorsehung bestimmt sei, als die ihm bis jetzt von den Mächten Europas angewiesen worden ist, und daſs, wie sehr auch die Verschiedenheit der Nationen in der europäischen Türkei die feste Gestaltung der politischen Verhältnisse erschweren mag, den unsichtbaren Banden der Sprachverwandtschaft die Vereinigung getrennter Stämme werde gelingen können.

Der Verfasser hat seinen Stoff in drei selbstständig von einander geschiedene Theile vertheilt. Im ersten derselben beschäftigt er sich mit dem Lande selbst, indem er darin versucht ein übersichtliches Bild einzelner Theile des neuen Königreichs zu entwerfen, die er zu verschiedenen Zeiten seines Aufenthalts in Griechenland (in den Jahren 1837, 1838 und 1839) bereist hat; der zweite Theil hat die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes zum Gegenstande, und der dritte enthält Blicke auf die gegenwärtigen und die kurz vorhergegangenen Zustände von Volk und Staat, in Bezug auf Bildungsanstalten und Literatur, bürgerliche und kirchliche Verhältnisse. Es sind nur Skizzen und leichte Umrisse, was der Verfasser mittheilt, ungleichmäſsig in der Auswahl, wie in der Ausführung; er theilt mit, was er zu beobachten und kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, so weit es geeignet schien, die Aufmerksamkeit deutscher Leser in Anspruch zu nehmen (Th. I. S. XI). Daſs diese Mittheilungen hierauf Anspruch haben, ist unzweifelhaft, und sie werden auch diesen Anspruch, der bereits vielfach von Anderen anerkannt worden ist, immer mehr geltend zu machen wissen. Zwar ist das Interesse, welches sie erregen, in Betreff der einzelnen Theile ein sehr verschiedenes, insofern die Gegenstände selbst verschieden sind; allein Denjenigen, der mit dem Verfasser die Liebe zu Griechenland theilt und über dasselbe in Ansehung des Landes und seiner Bewohner, so wie in historischer Beziehung über den Freiheitskrieg, endlich über die politischen und kirchlichen Zustände des Königreichs und über die Literatur des auch zu neuem literarischen Leben erwachten griechischen Volks sich zu unterrichten wünscht, werden die Mittheilungen des Verfassers gleichmäſsig ansprechen. Besonders für den ersten Theil derselben setzt Letzterer nach Th. I S. VII solche Leser voraus, denen das griechische Alterthum nicht fremd ist, und die er durch seine Skizzen zu veranlassen wünscht, zu den ausführlicheren, bereits erschienenen und noch im Erscheinen begriffenen Werken sich zu wenden, um die von ihm versuchten

Digitized by Google

Umrisse sich auszufüllen und in's Einzelne durchzuführen; und allerdings ist dies insofern um so nothwendiger, als der Verfasser in diesen Reiseskizzen des ersten Theils nicht alle Theile des Königreichs in den Kreis seiner Schilderungen hat ziehen können. Im Uebrigen sind diese Reisekizzen nicht blofs auf Erweiterung und Berichtigung unserer Kenntnifs vom alten Griechenland berechnet, sondern eben so geeignet, den gegenwärtigen Zustand des Landes kennen zu lehren, zumal es nicht blofse Reisebeschreibungen sind, vielmehr auch allgemeine vergleichende Bemerkungen über das Land und dessen äufsere Eigenthümlichkeiten, die Natur und die Bewohner des Landes mitgetheilt und in kleineren Idyllen einzelne Puncte desselben und besonders anmuthige Seiten des griechischen Volks- und Landlebens geschildert werden. — Der zweite Theil versucht das Bedeutendere zusammenzufassen, was in neugriechischen Quellen über die Begebenheiten des griechischen Befreiungskrieges sich zerstreut findet, und wodurch der Verfasser zur Ergänzung, Bestätigung oder Berichtigung der früheren Geschichten beizutragen beabsichtigte. Es ist natürlich, dafs dieser zweite Theil Manches enthält, was uns schon anderswoher bekannt gewesen; übrigens ist vorzüglich hier die Darstellung sehr ungleichmäfsig und theilweise sogar dürftig und lückenhaft, je nach Maafsgabe der Quellen, welche der Verfasser benutzte. Allein gerade die Eigenthümlichkeit dieser, Wenigen unter uns zugänglichen Quellen, die im zweiten Theile S. 2 f. näher angegeben und charakterisirt werden, giebt diesen Mittheilungen ein besonderes lebendiges Interesse, ein Interesse, das dadurch noch mehr an innerem Leben gewinnt, dafs jene Quellen zum Theil von Griechen herrühren, die an dem Kampfe selbst Antheil genommen haben. Bestimmter, als anderswoher, lassen sich darnach einzelne entscheidende Ereignisse, Verhältnisse und Helden des Kampfes zeichnen; in den Mittheilungen solcher Theilnehmer am Kampfe spiegeln sich Richtungen und Gesinnungen ab, die als mehr oder weniger wichtige Triebräder des Befreiungskriegs gewirkt haben, und wir lernen durch sie Thatsachen kennen, die, wenn auch früher bekannt, doch nicht mit der Anschaulichkeit und Bestimmtheit zur öffentlichen Kenntnifs gelangt waren, mit welcher sie Augenzeugen und Theilnehmer wiederzugeben vermögen. Die auf den Grund der gedachten Quellen mitgetheilten Auszüge, wobei jedoch das eigene Urtheil des Herausgebers über Thatsachen und über Personen des Befreiungskriegs nicht ganz ausgeschlossen ist, umfassen im Allgemeinen die ganze Zeit dieses Krieges bis zur Präsidentschaft des Grafen Capodistrias, und müssen für einen eben so anziehenden, als wichtigen Beitrag zur Geschichte des neuen Griechenlands angesehen werden. — Der Inhalt des dritten Theils gilt mehr der Gegenwart und Zukunft Griechenlands, als der Vergangenheit desselben, ist übrigens im Einzelnen ebenfalls sehr ungleichmäfsig. Kurz, wenn schon genügend, und im Einzelnen scharf sondernd, spricht der Verf. S. 1—12 über die ihrer Abstammung nach unter einander verschiedenen Bewohner des Königreichs, die Albanesen und Hellenen, so wie S. 13—25 über den griechischen Volkscharakter; namentlich über diesen urtheilt er unbefangen und mild, obgleich er die Schattenseiten keineswegs verschweigt. Interessant ist, was er S. 26—48 über den öffentlichen Unterricht im Allgemeinen, so wie über die einzelnen Schulen (Elementarschulen, hellenische Schulen, Gymnasien und Universität), über die sonstigen Anstalten dieser Art und zur Volksbildung abzweckenden Vereine im Besondern zusammengestellt hat. Man findet hier neue Beweise für die Geistesfrische und Geisteskraft des griechischen Volks, die sich in dem lebhaften Verlangen desselben ausspricht, sich zu unterrichten, und in dem Wunsche sich zu erkennen giebt, den öffentlichen Unterricht zu fördern und ihn zu benutzen. Uebrigens verschweigt der Verf. auch hier nicht, woran es im Einzelnen noch fehlt, und wie viel noch zu thun übrig sei, um den Anforderungen, wie sie im nothwendigen Zwecke selbst begründet sind, und den Wünschen des Volks zu genügen. Am ausführlichsten in diesem dritten Theile ist der Abschnitt über die neugriechische Literatur (S. 49—211), über die frühere Poesie, über die des letzten Jahrzehnds, und über die wissenschaftliche Literatur des nämlichen Zeitraums. Vorzüglich über die Wiederanfänge der griechischen Dichtkunst hat der Verf. umständlich sich verbreitet, theils was das, dem 16. Jahrh. angehörende, im kretischen Dialekte verfafste romantische Epos: Erotokritos, das eine Art Nationalgedicht geworden ist und von Manchem ziemlich hoch gestellt wird, theils was die verschiedenen Dichtungen der beiden Brüder Panagiotis und Alexan-

Digitized by Google

der Sutsos anlangt*). Insofern er dabei in die Eigenthümlichkeiten der Dichtungen und der Dichter selbst näher eingegangen ist, hat er es zum besseren Verständnifs für zweckmäfsig erachtet, nicht nur den Hauptinhalt der Dichtungen anzugeben, sondern auch Auszüge hinzuzufügen. Rec. kann das nur billigen, auch wenn er der Meinung ist, dafs die Inhaltsanzeigen und Auszüge aus dem Erotokritos hätten kürzer gefafst werden können. Dafs der Verf. den Dichtungen der Brüder Sutsos eine so ausführliche Darstellung gewidmet hat, erklärt sich von selbst, da die Brüder Sutsos jedenfalls die vorzüglichsten und originellsten Dichter des neuen Griechenlands sind und ihre Dichtungen es verdienen, auch vom Auslande beachtet zu werden. Nicht nur diese selbst und die beiden Sutsos, sondern die neugriechische Literatur überhaupt hat der Vf. der „Mittheilungen" zu Ehren gebracht; indem er sie der Aufmerksamkeit deutscher Leser nahe gerückt hat, wennschon aufserdem seine Mittheilungen, namentlich über neugriechische Dichtungen, sehr kurz und mangelhaft sind. Allein es war hier hauptsächlich nur darum zu thun, die verschiedenen, am Entschiedensten hervortretenden eigenthümlichen Richtungen der gegenwärtigen griechischen Dichtkunst besonders in's Auge zu fassen, und als die Vertreter dieser Richtungen erscheinen eben die beiden Brüder Sutsos. Es kann nicht in der Absicht des Rec. liegen, hier tiefer in die Darstellung des Vf. über die Dichtungen der Letzteren und über ihre poetischen Eigenthümlichkeiten (S. 90—194) einzugehen; er empfiehlt dem deutschen Publikum, das für fremde Poesie, und besonders für die Wiederanfänge der neugriechischen Dichtkunst sich interessirt, diese Darstellung auch hier, und glaubt übrigens, dafs diese Wiederanfänge zugleich zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, wenn nur der griechischen Muse Zeit und Gelegenheit gelassen wird, frei und selbstständig sich zu bewegen und namentlich von den Einflüssen gewisser moderner Muster und der subjectiven Aufgeregtheit und Leidenschaftlichkeit der neuen Dichtkunst sich frei zu erhalten, vielmehr es ihr gelingt, den klassischen Mustern des griechischen Alterthums mit Erfolg sich zuzuwenden. Nur zu dem Gesammturtheile des Vf. über beide Sutsos S. 191 f. bemerkt Rec., dafs ihre, in den Dichtungen Beider erkennbare, oft aber in wildem Tosen und Toben sich kundgebende Freiheitsliebe, die nicht selten in eine ihrer selbst unbewufste Freiheitswuth ausartet, ebenso wie die damit zusammenhängende, in ihren Dichtungen sich aussprechende Vaterlandsliebe nur als ein poetisches Element anzusehen sein möchte, das sie zu ihren dichterischen Zwecken benutzen und ausbeuten, ohne sich dessen, als eines in ihrem Innern glühenden und wahrhaft erwärmenden Feuers, wirklich bewufst zu sein. Diese Meinung hegen Griechen selbst, und sie findet wenigstens ihre Rechtfertigung darin, dafs beide Sutsos Phanarioten sind, wahre Freiheit und echte Vaterlandsliebe aber niemals im Systeme der Phanarioten gelegen hat; auch liefse sich dann die oberwähnte Ausartung um so leichter erklären.

Von S. 212—255 beschäftigt sich die Darstellung des Vf. mit den kirchlichen Zuständen, und von S. 256—304 mit dem griechischen Staate, in welcher Beziehung theils die jüngste Vergangenheit, vornehmlich von den Zeiten der Regentschaft an, theils die Gegenwart, theils die Zukunft Griechenlands in's Auge gefafst werden. Gerade hier lag es in der Stellung des Vf. während seines Aufenthalts in Griechenland, ausführlicher zu sein und, wenn auch nicht in Ansehung der äufseren Thatsachen, doch in Betreff der Urtheile, die auf dieselben sich gründen, tiefer in seinen Gegenstand einzugehen und weitläufig seine Ansichten über Griechenlands Zukunft auszusprechen, dabei der vorhandenen Schwierigkeiten für Gegenwart und Zukunft zu gedenken, Vorurtheile und Beschuldigungen zu bekämpfen und zurückzuweisen, und neben seinen Hoffnungen auch die nothwendigen Bedingungen und Wünsche nicht zu verschweigen. Auch hier kann Rec. nicht weiter in's Einzelne eingehen; er beschränkt sich nur darauf, besonders hervorzuheben, was auch hier über die Theilnahmlosigkeit des griechischen Volks an den Parteistreitigkeiten der Häuptlinge, an der Opposition Einzelner wider die Regierung, an den Räubereien u. dgl. theils ausdrücklich zur Ehre des griechischen Volks

*) Ueber den Erotokritos hat vor Kurzem A. Ellisen in der „Revue des Auslandes" 1842, No. 6 sich weiter ausgesprochen, zugleich unter Mittheilung eines Bruchstücks in freier deutscher, gut zu lesender Uebersetzung. Ob, wie derselbe beabsichtigt, das ganze Gedicht eine Uebersetzung verdiene, und ob es sich der Mühe für deutsche Leser lohne, möchte Rec. bezweifeln. Uebrigens kann Letzterer es nicht billigen, dafs Ellisen die mit dem Namen Ἐρωτόκριτος vom Dichter vorgenommene Aphaeresis gleichsam stereotypirt, und den Namen: Rotokritos schreibt.

Digitized by Google

bemerkt, theils hin und wieder nur angedeutet wird. Mit mehr Ausführlichkeit, als Br. gethan, wird die ruhige, charaktervolle und selbstständige Haltung des griechischen Volks während des Befreiungskampfes und in Ansehung der häufigen Parteikämpfe rühmend anerkannt in der Schrift: „Erinnerung an Griechenland von Bronzetti" (Würzburg, 1842).

In Betreff der Rechtschreibung der griechischen Eigennamen bemerkt Rec. nur beiläufig, dafs der Vf. sich hierin nicht gleich geblieben ist, dafs er sie wohl manchmal so, wie sie von den Griechen ausgesprochen werden, nicht aber durchgängig nach diesem Grundsatze geschrieben hat. So findet der Leser die Namen: Kantakuzinos, Zituni, Davlis, Mesolongi, neben: Demetrius, Nauplia, u. s. w. Allerdings kann der gedachte Grundsatz selbst nicht allenthalben zur Anwendung gebracht werden, und eben so möchte Rec. es nicht billigen, wenn man hierbei zu sehr an diesen Grundsatz sich hält und z. B. Ssutsos (Σούτσος) schreibt, weil die Griechen das Σ scharf aussprechen; allein möglichste Annäherung an diesen Grundsatz, weil er der vernünftigste und in der Sache begründet ist, scheint jedenfalls eine, dem Volke und seiner Sprache schuldige Nothwendigkeit zu sein.

Zum Schlusse glaubt noch Rec. den Vf. dieser „Mittheilungen aus Griechenland" gegen einen ungegründeten Vorwurf in Schutz nehmen zu müssen, welchen ihm ein Recensent, der oberwähnte A. Ellisen, in den „Deutschen Jahrbüchern" 1842. No. 210. S. 840 gemacht hat, indem er ihm „den durchgängigen Gebrauch des Plural Καταβόθρα als Femininum im Singular" zum Fehler anrechnet. Aber dieser durchgängige Gebrauch ist kein Fehler; es heifst ἡ καταβόθρα, nicht τὸ κατάβοθρον. Man sehe *Ulrichs* „Reisen und Forschungen in Griechenland", 1840. Th. 1. S. 225.

Dr. Theod. Kind.

XXXVIII.

Die Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, so wie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neueren Astronomie. Von Joh. Heinr. Kurtz, Oberlehrer der Religion, d. griech. u. hebr. Sprache am Gymnasium zu Mitau. Mitau, 1842. *Verlag von Friedr. Lucas.* 235 S.

„Natur oder Schöpfung"? So ist erst vor Kurzem die alte „Frage an die Naturphilosophie und an die Religionsphilosophie" sogleich auf dem Titel einer sehr lesenswerthen kleinen Schrift ausgedrückt worden. Alternativ, wie sie gefafst ist, könnte sie ein Jurist suggestiv nennen, insofern sie eine Vorfrage abschneidet und sogleich mit der Voraussetzung beginnt, dafs die Naturbetrachtung auf jenes *Entweder Oder* beschränkt sei. Insofern aber zugegeben wird, dafs die Welt als Natur und Schöpfung zumal erkannt, mithin naturalistisch und religiös zugleich betrachtet werden kann, insofern beschränkt sich die Frage auf den Vorzug, der entweder der natürlichen, sinnlichen, oder der religiösen, geistigen Naturbetrachtung zukommen möchte: dann scheint aber die Frage so gestellt zu sein, dafs die Antwort schon darin liegt; denn wenn es wahr ist, was nicht bestritten werden kann, dafs „in dem Systeme der Wissenschaft die Betrachtung des Universums oder der Welt *zweimal* vorkommt", wenn es eben so gewifs ist, dafs die naturalistische Betrachtung der Welt gleich am Anfange des Weges, ehe der Gedanke zu seinem Ziele kommt, sich ergiebt, und die religiöse Betrachtung eben dieser Welt erst am Ziele erlangt wird, so ist damit auch schon die höhere Stellung, der Vorzug der religiösen Naturbetrachtung, welche überdies die naturalistische mit einschliefst, ausgesprochen: denn — „anders lesen Knaben den Terenz, anders Hugo Grotius". Am Ende des Weges, welchen der Gedanke durchläuft, erweiset sich mithin die naturalistische Betrachtung der Natur als ungenügend, als einseitig, näher als die noch phänomenologische Stellung des Subjects zu seinem Gegenstande, in welcher dieser noch nicht zu seiner vollen Wahrheit gekommen ist. Demohngeachtet ist die Berechtigung dieses Standpuncts nicht zu bestreiten: ja, es ist demselben eine relative Vollkommenheit zuzugestehen, wie sie auch dem Kinde eben insofern zukommt, als es seinem Alter entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Die Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, so wie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neuern Astronomie. Von Joh. Heinr. Kurtz.

(Fortsetzung.)

Eben so gewiſs gebührt aber der religiösen Betrachtung vor der naturalistischen, so wie der religionsphilosophischen vor der naturphilosophischen der Vorzug: denn die Wahrheit der Natur, φύσις, ist die Schöpfung, κτίσις; und eben deswegen ist die Wahrheit der Welterhaltung die Continuation der aus Gott flieſsenden Macht. Aus dem Gesagten folgt, daſs die Wissenschaft in ihrer Vollendung mit Gott von neuem wieder anfangen muſs, und daſs sie von Gott ausgehen kann, ohne daſs der Fortgang zur Entfernung von Gott umzuschlagen braucht: es müſste denn *von Gott ausgehen* und *von Gott weggehen* identisch sein. Dann würde aber auch folgerichtig nicht allein — die Nothwendigkeit des Sündenfalls, die *wir* nur in der phänomenologischen Sphäre anerkennen, zugegeben, sondern auch auf das Dogma von dem Geiste Gottes verzichtet werden müssen. Nach unserer Einsicht entfernt man sich nicht von Gott, wenn man von ihm ausgeht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil — *Gott mitgeht.* Wo dieser Begleiter fehlt, wo das Licht aus Gott nicht gesehen wird, wiewohl es da ist, da kann mithin das *natürliche* Auge in der Welt nur *Natur* d. h. den äuſseren Abdruck der Denk-Gesetze als Bestimmungen des Seins erkennen: ein *frommes* Auge sieht hingegen die Welt als *Schöpfung* d. h. in ihrem höchsten Verhältnisse, in ihrem Verhältnisse zu Gott, hiermit in ihrer absoluten Wahrheit. Die Frömmigkeit, näher die Gottes-Erkenntniſs ist auch — selbstredend — nicht auf Ein Gebiet der Erkenntniſs beschränkt: sie ist das Auge für alle Erkenntniſs: so ist auch die göttliche Offenbarung nicht ein Anderes, als das Princip der Wissenschaft: sie ist kein Instrument zum Sehen, sondern das Auge und die Luft und der Gegenstand des Sehens selbst. Es geschieht daher der Frömmigkeit nicht mehr als der Philosophie Unrecht, wenn gesagt wird: „So weit die Naturphilo„sophie fromm wird, so weit hört sie auf Philosophie zu sein". Es kann nur zugegeben werden, daſs nach Befinden sich auch in eine gottselige Naturbetrachtung eine Lücke einschleichen kann, zu deren Deckung ein Deus ex machina herbeigerufen wird; aber so unwissenschaftlich auch ein solches Verfahren sein mag, so dürfte doch ein solcher Nothbehelf jeder erkünstelten Gedankenverbindung, so wie allen gedankenlosen Sprachwendungen, Schwenkungen und Uebergängen, wo in Wahrheit nichts übergeht, auch in wissenschaftlicher Beziehung unbedingt vorzuziehen sein. Jedenfalls können aber solche Ab- und Seitenwege nicht gegen die Richtigkeit des Hauptwegs zeugen, von dem sie abführen. Und darum können wir nur wiederholen, daſs jede Erkenntniſs, auch jede Naturerkenntniſs ihren Gipfel erst erreicht, wenn sie, um mit Spinoza zu reden, sub specie aeterni betrachtet wird.

Diese Bemerkungen dürften geeignet sein, die obige Schrift einzuführen, welche wir zum Voraus nach ihrer Richtung nicht besser zu bezeichnen, nicht nachhaltiger zu empfehlen wüſsten, als wenn wir referiren, daſs sie „dem Hrn. Dr. *G. H. von Schubert* zu München mit dem Gefühle der innigsten Verehrung gewidmet" worden ist. Referent theilt mit dem Verf. nicht allein diese innigste Verehrung für die Person, sondern auch dieselbe Stellung zur Sache, um die es sich handelt.

Nach dem Titel scheint die vorliegende sehr beachtenswerthe Schrift nur die Nachweisung der äuſsern Harmonie zwischen der *biblischen Astronomie* und den neuesten Ergebnissen der *natürlichen Astronomie* zur

Digitized by Google

Aufgabe zu haben. Ihre weitere und höhere Bestimmung ist aber, zugleich das Verhältnifs der natürlichen astronomischen Forschungen zu der biblischen Kosmologie nachzuweisen. Die richtige Würdigung dieses Verhältnisses ist die Hauptsache; sie ist auch die hauptsächliche Rücksicht, worauf sich gegenwärtige Anzeige bezieht, welche auf das Büchlein aufmerksam zu machen bestimmt ist.

Das Urtheil des Verfs. geht dahin, dafs der natürlichen Astronomie die *äufsere Wirklichkeit*, hingegen der biblischen Naturbetrachtung die *innere Wahrheit* zukommt. Darum kann auch nach Befinden zur Zeit zwischen beiden dieselbe Incongruenz statt finden, welche überhaupt zwischen der *Idee* und der *Erscheinung* hienieden Statt findet. In eben diesem Verhältnisse befindet sich auch unsere Mathematik zur göttlichen, zur Trinität. Darum kann dem heliocentrischen Weltsysteme des Kopernikus die *äufsere* Wirklichkeit zugestanden werden, ohne dafs damit der geocentrischen Weltanschauung, dem ptolemäischen Systeme, die *innere* Wahrheit und Bedeutung streitig gemacht zu werden braucht. Insofern bekennt sich der Verf. (S. 179. 186) zu den von *H. Steffens*, theils in der Anthropologie I. 264., theils in der christlichen Religionsphilosophie I. 205. entwickelten Ansichten, nur dafs er sie weiter entwickelt, und — mit Recht dagegen protestirt, als wenn „das wahrhaft Centrale „*nie* in der Erscheinung hervortreten könne", insofern nämlich damit auch für die Zukunft die Inkompatibilität der äufseren Wirklichkeit mit der inneren Wahrheit behauptet werden sollte. Der weitere Gedanke ist, dafs die kleine Erde, welche unter den zahllosen Himmelskörpern als unbedeutend verschwimmt und verschwindet, dennoch zum Centrum des ganzen Universums bestimmt sei, und dereinst wiederhergestellt und verklärt werden könne und werde.

So sah einst *Dante Alighieri*, derselbe Dichter, dessen ganze religiöse und poëtische Anschauung an das geocentrische Weltsystem geknüpft war, den *Erdball*, der doch das Centrum aller Weltbewegung ist, vom Zwillingsgestirn aus so klein unter sich liegen, dafs er, wie nach Cicero Scipio im Traume, darüber lächeln mufste:

. . . . e vidi questo globo
Tal, ch'io sorrisi del suo vil sembiante.
Parad. XXII. 134. 135.

Er erklärt es eben deswegen für das Beste, sich selbst sammt der Erde für gering zu achten und nach dem, was droben ist zu trachten.

136—138.

Von oben gesehn ist die Erde nur ein kleines Beet im Garten Gottes das uns doch so übermüthig macht:

L'ajuola che ci fa tanto feroci.

151.

Hiermit ist die dermalige Geringfügkeit und Niedrigkeit der Erde, — der Fall, — und die Ursache und Folge davon, die Sünde in einer einzigen Zeile bezeichnet. Die Kommentatoren des Dichters haben nicht unterlassen, Ptolemäus selbst, Cicero im Traume Scipio's und Boëthius hierbei zu citiren, indem diese sämmtlich die Kleinheit der Erde vollständig anerkennen, während sie ihre Centralität nicht leugnen können. Der Dichter selbst beruft sich zur Erweisung der biblischen Kosmologie auch auf die Heiden, in Betreff der Centralität der Erde im Universum auf Platon's Timäus, in Betreff ihrer centralen Unbeweglichkeit und Festigkeit auf Aristoteles, (de Coel. II. 3. 14.) als auf den Philosophen, al quale la Natura più aperse li suoi segreti: e per lui quivi è provato, questo mondo, cio è la terra, stare in sè stabile e fisso in sempiterno. Conv. III. 5. — Und dennoch mufste schon Dante eine Unangemessenheit der Erscheinung zur Idee, des Exemplars zum Exempel statuiren. Parad. XXVIII. 55—57. Wie viel mehr wir, die wir die heliocentrische Erscheinung nicht bestreiten können! — —

„Der Theologe", so sagt der Verf., „kann und „darf den Astronomen nicht hindern, ihm nicht entge„gen sein, wenn die Forschungen seiner Wissenschaft „ihn nöthigen, die Erde als untergeordnetes Glied un„seres Planetensystems und dieses als das geringste „und unbedeutendste aller Weltsysteme zu betrach„ten; denn der Astronom hat einen andern Maafsstab, „wornach er Gröfse und Herrlichkeit mifst, als der „Theologe. — Der Astronom als solcher sieht, was „auswendig ist, die Erscheinung ist sein Object, hier „kann und mufs er Wahrheit und Irrthum, Täuschung „und Realität, Schein und Erscheinung ermitteln und „scheiden; er hat auf seinem Standpuncte vollkommen „Recht, der Erde im Sonnensysteme, und diesem im „Weltsystem eine untergeordnete Stellung anzuweisen. „Und der Theologe, — der Christ überhaupt, — der „gewohnt ist, das Aeufsere nur nach dem Innern, die

Digitized by Google

„offenbare Erscheinung nach der verborgenen Idee zu „beurtheilen, in der Knechtsgestalt die Majestät, in „der Niedrigkeit die Hoheit zu suchen, zu dem gesagt „ist: So Jemand unter euch will gewaltig sein, der „sei euer Diener (Matth. 20, 26); er muſs, weil er an „die Incongruenz der Idee mit der Erscheinung ge„wöhnt und diesen Contrast *hienieden* allenthalben „findet, von vornherein geneigt sein, der heliocentri„schen Lehre und den übrigen Resultaten der Astro„nomie beizustimmen; diese Resultate können und dür„fen ihn nicht überraschen, ihm nicht ungelegen kom„men, er wird vielmehr auch durch sie eine Wahrheit „bestätigt finden, die der innerste Nerv seiner Er„kenntniſs ist. So ist der Theolog bereit, vom Astro„nomen zu lernen, was Himmel und Erde κατὰ σαρκά „sind, und wird, was er ihm berichtet, ganz in der „Ordnung, ganz der Analogie des Glaubens gemäſs „finden, aber nun überschreite auch der Astrom nicht „seine Gebühr, nun lasse er sich auch vom Worte „Gottes bedeuten, was es mit der *Erde* und mit dem „*Himmel* κατὰ πνεῦμα auf sich habe".

Wenn hier im Interesse der christlichen Wahrheit die innere Bedeutung des Ptolemäischen Weltsystems in seiner Unterscheidung von der äuſseren Geltung des Kopernikanischen vertheidigt wird, wenn hier Moses und Aristoteles noch einmal gegen Galileo Galilei zum Worte kommen, so kann nicht unbemerkt bleiben, daſs eben diese Unterscheidung der Aeuſserlichkeit und Innerlichkeit in Beziehung auf die Stellung der Erde im Universum mit den Gedankenbestimmungen derjenigen Natur-Philosophie, welche gegenwärtig von vielen Seiten als wesentlich unchristlich verketzert wird, auf das genaueste übereinstimmt. Auch hierauf hat der Ref. selbst in mehreren Schriften, welche der weiteren Entwickelung der *gegenwärtigen* Philosophie, so wie der Scheidung und Unterscheidung ihrer Principien von den ihr fremden Consequenzen gewidmet sind, wiederholt aufmerksam gemacht, um „einerseits die empirische *Richtigkeit* der heliocentrischen *Erscheinung* und andererseits die höhere *Wahrheit* des geocentrischen *Scheins*" zum näheren Verständnisse zu bringen, weil auch nach dieser Seite das christliche Bewuſstsein in den Principien derjenigen Philosophie, welche nach ihrem ersten Begründer die *Hegel*'sche genannt wird, seine Befriedigung und verstandesmäſsige Unterstützung findet. An diesem Beispiele zeigt es sich zugleich recht deutlich, wie es eben nur einer Verwahrlosung der Principien und der Methode dieser Philosophie zuzuschreiben ist, wenn sie zu dem anomalen Abwege geführt hat, einerseits der Erscheinung selbst, der Natur und der Geschichte, nur eine vorübergehende Geltung zuzuschreiben, andererseits das creatürliche Centrum der Schöpfung, den Menschen auf der Erde, zum schöpferischen Centrum des Weltalls zu vergöttern.

Die Wahrheit dieser Irrlehre, die Wahrheit jenes Stolzes, gegen welchen schon Dante eiferte,

che ci fa tanto feroce,

ist eben dieses, daſs die Erde wirklich das Centrum der Welt, und daſs Gott in Christo wirklich Mensch geworden ist. — Daſs Hegel selbst eine *weitere* Entwickelung zur christlichen Erkenntniſs, daſs er eine *andere* Entwickelung als diejenige ist, welche ihm gegenwärtig zur Last gelegt wird, vorauszusehen glaubte, daſs er schon die Morgenröthe derselben zu begrüſsen meinte, ist noch kürzlichst in Erinnerung gebracht worden, und zwar in einem Buche, in welchem man alles Andere eher, als Vindicien der Religionsphilosophie suchen sollte (*Geschichte des Königl. Preuſs. Zweiten Cuirassier-Regiments (Königin), dargestellt von Heinrich Ravenstein.* Minden, 1842. S. 180), und von einem Manne, dem der Verstorbene einst über sein Verhalten gegen die ihn verfolgenden Verunglimpfungen und Verdächtigungen ein briefliches Bekenntniſs abgelegt hatte (Hegel's Werke XVII 529). — —

Der Verf. gehört selbst zu denjenigen christlichen Theologen, welche Hegel und Straufs, Hegelsche Philosophie und Hegelianismus, die Methode mit ihren Principien und die verunglückte Anwendung derselben wohl zu unterscheiden wissen, und — philosophische Schriften studiren, ehe sie darüber urtheilen. Darum beruft er sich auch hier, wo es recht auf die Competenz der Kategorieen und deren genaue Unterscheidung ankommt, ausdrücklich auf Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften §. 270 (dritte Ausgabe): er hätte sich auch auf den merkwürdigen Zusatz in der vierten Auflage berufen können. Aber auch ohne näheres Eingehen in die künftige philosophische Astronomie weiſs er seinen christlichen Glauben mit dem philosophischen Denken, und das eigene Nachdenken mit dem Studium der Philosophie, die von Anderen kommt, zu verbinden. Hiermit

Digitized by Google

kommt uns aus dem Auslande ein lehrreiches Beispiel zu, welches in einer Zeit, wo immer weniger gelesen und noch weniger studirt wird, in welcher sich das subjective Denken um so mehr isolirt und verkümmert, je mehr es sich aufspreizt, besondere Achtung verdient. Denn es geschieht noch immer, worüber schon Hegel selbst klagte, dafs die Gegner der Religionsphilosophie „nicht einmal die billige Forderung erfüllen, eine Kenntnifs von dem zu haben, was sie verunglimpfen" (Hegel's W. XVII. 529). Darum möchten wir hier alle Diejenigen, welche sich jetzt auf einmal für berufen erachten, von dem Standpuncte der Reflexion aus die in ihren Principien noch unüberwunden sich behauptende, mithin *gegenwärtige* Philosophie über General- und Specialartikel zu vernehmen, — zunächst auf diejenigen Antworten zu verweisen, welche darüber schon gedruckt zu lesen sind. Wer fragt, mufs auch auf die Antworten achten, die ihm werden oder schon geworden sind. Zum wirklichen Verständnisse derselben gehört aber nichts so sehr, als — dafs der Fragende nicht blofs sich, sondern eben so gern auch den Andern *hören* lernt. Zum wirklichen Verständnisse aller Philosophie gehört überhaupt — dafs wir das Oftgesagte noch einmal wiederholen — hauptsächlich *zweierlei:* nämlich einmal nächst dem Verstande der gute *Wille*, ein offenes Herz, das sich der Wahrheit nicht verstockt und verschliefst, und zweitens die innere *Erfahrung*, welche dem durch den Willen eröffneten Verstande zufliefst, oder mit anderen Worten *Empfänglichkeit* und *Empfangen*. Der Verstand bleibt so lange verschlossen, bis ihn der Wille öffnet und dem Denken Eingang verschafft: dem Erkennen fehlt so lange der Inhalt, bis ihn die Erfahrung herzubringt, und das Denken als mit ihm identisch erklärt. Hierauf beruht auch, dafs wir es noch einmal wiederholen, der Begriff des *immanenten* Erkennens, welches so viel genannt, gerühmt und verspottet, und von beiden Seiten so wenig gekannt wird. Dieses *immanente* Erkennen ist eben dieses, dafs der Gegenstand des Erkennens nicht aufser und vor dem Subjecte stehen bleibt, sondern dafs das Subject den Gegenstand *hat*, um ihn zu *wissen*, sich in ihm findet, ihn in sich findet, empfindet, erlebt, erfährt, — glaubt. So viel mufs jeder, der sich zum Denken entschliefst, von dem verschrieenen Pantheismus dankbarlichst annehmen, dafs das Subject, das Denken überhaupt, im Objecte und in einem flüfsigen Verhältnisse zu demselben als zum Sein sich befindet. Ohne diese Erfahrung, welche das denkende Subject an dem objectiven Sein macht, ohne diesen immanenten Besitz des Gegenstandes, ohne diesen Sitz im Gegenstande, behält die kritische Philosophie ihr Recht, wenn sie gelehrt hat und noch heute lehrt, dafs das Denken nicht an das Sein herankommen könne. Die Ueberwindung dieses Standpuncts war zuerst durch den praktischen Glauben, durch die Postulate der praktischen Vernunft vorbereitet, durch die Einsicht in die synthetische Erkenntnifs gefördert, und durch die Identität, näher durch die Continuität zwischen Sein und Denken, Erfahren und Erkennen, Glauben und Erkennen, Finden und Erfinden, und insofern durch die Wahrheit des Pantheismus vollendet. Erst hiedurch wird die Erfahrung, durch die Erfahrung der Besitz des Gegenstandes auch philosophisch vermittelt: ohne diese Immanenz des Aeufsern, ohne innere Erfahrung der objectiven Wahrheit ist überall keine wahrhaftige speculative Erkenntnifs, keine lebendige Erkenntnifs der innersten Wahrheit, sondern nur Kenntnifs der äufsern Sache möglich. Darum spricht die Verstandesreflexion von der speculativen Philosophie, der Unglaube vom Glauben, der Hegelianische Formalismus von immanenter Erkenntnifs, — wie schulgerecht auch die Gedankenbestimmungen äufserlich angelegt werden mögen, — wie der Blinde von der Farbe. Dasselbe gilt von dem naturalistischen Astronomen, wenn er von der äufsern Wirklichkeit und Richtigkeit seiner Beobachtungen auf die innere Wahrheit derselben fortschliefst, und hiermit die Grenzen seines Gebietes überschreitet.

Hiermit kommen wir auf unsere Anzeige zurück. Der Verf. hat uns im Allgemeinen bis zur dereinstigen Verklärung des geocentrischen Systems geführt. „Wie aber diese Verklärung im Einzelnen sich erwei„sen werde, — da legen wir die Hand auf den Mund „und stellen ein *Fragezeichen* hin, dessen über alle „Mafsen herrliche Beantwortung wir von der Zukunft „erwarten".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Die Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, so wie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neueren Astronomie. Von Joh. Heinr. Kurtz.

(Schluß.)

Dann sieht sich jedoch unser werther Autor genöthigt, „noch bei einem anderen Fragezeichen vor„überzugehen, ohne es gebührend beantworten zu kön„nen". Es besteht in der Frage: „Welches ist die „Bestimmung, welches sind die Bewohner der übrigen „Glieder unseres Planetensystems? Die Schrift kennt „nur zweierlei Arten Geschöpfe, die, mit Vernunft be„gabt, ihren Schöpfer zu erkennen und selbstbewußt „zu preisen vermögen: die *Engel* und die *Menschen*. „Wohnen nun dort etwa — *engelische* Wesen ande„rer Art, anderer Ordnungen, anderer Stufen, als „jene in den oberen Sternenwelten? *Oder sollen wir „etwa die Seelen der Abgeschiedenen uns dort woh„nend denken? Oder sollen wir diese Regionen des „Sonnensystems als zur Zeit von begeisteten Wesen noch „entblößt denken, daß sie etwa analog wären den, „wenn auch nicht von lebendigen Wesen überhaupt, „aber doch von Menschen unbewohnten Regionen un„serer Erde, ihren Urwäldern, Wüsten und Meeresflä„chen, die aber nicht destoweniger die Bestimmung ha„ben, von und für Menschen urbar und bewohnbar „gemacht zu werden, und dereinst in den paradiesi„schen Zustand der Erde verklärt zu werden"?*

Aber der Verf. wollte nur ein *Fragezeichen* machen, ohne darauf zu antworten: er verfällt nicht in die von Hegel so nachdrücklich gerügte Verirrung, „allen Erscheinungen Face zu machen": er erklärt seine in den letzten Alternativen hindurchschimmernde fragende Antwort eben nur für einen *Einfall*. Indessen kommt er unversehens in der ersten Zugabe der Schrift wieder darauf zurück, denn diese beschäftigt sich mit der Exegese von 1. Mos. 1, 14. „*Und Gott sprach: Es „werden Lichter an der Veste des Himmels, die da „scheiden Tag und Nacht, und geben Zeichen, Zei„ten, Tage und Jahre*". Die *Zeiten* bezieht der Verf. auf alle Ereignisse im Gebiete der äußeren und inneren Geschichte. Die Sterne sind nicht bloß Zeichen für den Lauf der Jahre und Tage, sondern — für alle Zeiten und Ereignisse. Dahin gehört auch der Stern bei Christi Geburt; so werden auch „am Ende des „gegenwärtigen Weltlaufes *Zeichen* geschehen an „Sonne, Mond und Sternen: und es wird erscheinen „das *Zeichen* des Menschen Sohnes im Himmel" Luc. 21, 25. Matth. 24, 30. Der Verf. läßt nicht unbemerkt, daß eben diese Worte der Genesis auf eine *Astrologie* deuten, die mehr ist, als unsere *Astronomie*, und in der verrufenen und verschollenen *Astrologie*, die wir etwa nur noch poetisch gelten lassen, nur ihre Kehrseite, ihre Carricatur wiederfindet. Es ist aber nicht minder bemerkenswerth, es steht mit jener für die Erde bestimmten goldenen *Sternenschrift*, mit der wahren *Astrologie* in genauester Verbindung, daß überhaupt nach der Genesis Sonne, Mond und Sterne nur für die Erde bestimmt sind zu ihren *Zeichen*, zu den Zeichen ihrer Jahre und Tage, und ihrer darüber hinaus liegenden Zeiten. So erklärt sich mehr und mehr das Psalmwort 8, 4—10, welches der Verf. seiner Schrift vorgesetzt hat.

Die zweite Zugabe enthält nach den von der Offenbarung angedeuteten Umrissen die Geschichte der Vergangenheit und Zukunft des Universums in sieben Perioden bis zum ewigen Sabbath, in welchem nach Johannis Gesicht (Offenb. 21) ein lauterer Strom lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall, alle Adern der Schöpfung durchströmen, und die ewige Stadt Gottes in den köstlichsten Edelgesteinen und Perlen, in lauterem Golde und hellstem Glase erglänzen wird. — Hatte sich vorhin an den Sternen, als *Zeichen*,

Digitized by Google

eine Wahrheit der *Astrologie* von fern geseigt, so scheint nun auch der unedelste Hang und Drang der Welt nach den edlen Metallen, der fast magische Zug nach dem verführerischen Golde wiederum nur die Kehrseite einer tief-innerlichen Wahlverwandtschaft zu sein, und daran „ein neuer Beweis für die „Wahrheit vorzuliegen, daſs jeder Verirrung, so ver„kehrt sie in ihrer Richtung, so verderblich sie in ih„rem Fortgange wie in ihren Folgen sein mag, die „Basis eines tieferen und edleren, aber verkannten und „verzerrten Bedürfnisses zukomme, und daſs gerade „darin die oft völlig unerklärliche Kraft und Hart„näckigkeit des Irrthums zu suchen sei". —

So viel von der vorliegenden Schrift und von dem wichtigen Gegenstande derselben. Es wird nicht fehlen, daſs vielen Lesern die An- und Aussichten des Verf., namentlich in ihrer eschatologischen Richtung, zu sinnlich oder zu *poetisch* sein werden. Alle Diejenigen, welche sich aus dem *abstrakten Gegensatze* von Dichtung und Wirklichkeit, oder von Uebersinnlichkeit und Sinnlichkeit noch nicht erheben gelernt haben, werden dem Verf. nur theilweise folgen können. Desto mehr Befriedigung werden Andere in der vorliegenden Schrift finden: ihnen nennen wir zugleich eine zweite Schrift desselben Verfs. in demselben Geiste: „Das Mosaische Opfer. Ein Beitrag zur Sym„bolik des Mosaischen Cultus. Mit besonderer Be„rücksichtigung der neusten Bearbeitung dieses Ge„genstandes in der Symbolik des Mosaischen Cultus „von Dr. Bähr. Von J. H. Kurtz".

Wir können aber nicht schlieſsen, ohne dem uns persönlich ganz unbekannten Hrn. Verf. für das, was er giebt, und für Alles, wozu sein treuer Umgang mit der sichtbaren und unsichtbaren Welt auch Andere anregt, den aufrichtigsten Dank abzustatten. Es gehört überhaupt zu den erfreulichen Zeichen unserer Zeit, daſs gerade jetzt der Gedanke, wenn er einmal Grund gewonnen und Fuſs gefaſst hat, in seinem Jenseits mehr und mehr sich heimisch und zu Hause fühlt, in seinem Eigenthum sich immanent erweiset, in dem wieder eroberten Besitzthum sich um so fleiſsiger anbaut, um so gründlicher festsetzt, und um so weiter ausdehnt, je mehr ihm vorher sein gutes Recht versagt, und unter den Füſsen derjenige Grund und Boden streitig gemacht war, ohne welchen alles Denken landflüchtig ist und bleibt. — C. F. Göschel.

XXXIX.

Das Verhältniſs der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen. Ein Beitrag zur Erleichterung gründlicher Urtheile über die Anforderungen, welche das Zeitalter an die Staatsverwaltung macht. Dargestellt von J. G. Hoffmann, Director des statistischen Bureaus zu Berlin. Berlin, 1842. Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.

Der verehrte Hr. Verf. der vorliegenden gehaltvollen Schrift, nachdem er sich bisher durch seine eben so allgemein bekannten, als allgemein geschätzten Arbeiten auf dem Gebiet der Statistik und der Staatswirthschaft so groſse Verdienste um die gründliche Ausbildung dieser Disciplinen erworben, liefert nunmehr durch die Mittheilung der Resultate seiner reichen politischen Erfahrung auf's neue einen überaus erfreulichen Beweis von dem Ungrund der heut zu Tage so oft geäuſserten Besorgniſs, als werde nothwendig durch wissenschaftliche Bemühungen, welche der genauern Erforschung und Darlegung der materiellen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft gewidmet sind, der freie Blick auf die höhern geistigen und sittlichen Interessen getrübt oder befangen. Mag es immerhin der Fall sein, daſs nicht selten bei wissenschaftlichen Arbeiten der gedachten Art jene höhern Interessen zur Ungebühr hintangesetzt und daſs bei statistischen und staatswirthschaftlichen Berechnungen, durch das Uebersehen der nicht in Zahlen darstellbaren geistigen Factoren, falsche und zu praktischen Miſsgriffen führende Resultate sich ergeben haben, so hat doch unser würdiger Verf., wie dem aufmerksamen Leser seiner früheren Schriften nicht entgangen sein wird, bei den darin angestellten mühevollen numerischen Erörterungen, die Beziehung derselben auf das geistige und sittliche Leben der Völker nie aus dem Auge verloren, und sind demnach die höhern politischen Untersuchungen, welche den Gegenstand der vorliegenden Schrift bilden, als mit jenen frühern Erörterungen im innigen organischen Zusammenhang stehend zu betrachten. Indem wir uns gegenwärtig mit Vergnügen dazu wenden, den Lesern dieser Blätter einen kurzen Bericht über diese Untersuchungen abzustatten, um dieselben zur eigenen, nähern Kennt-

Digitized by Google

niſsnehme von dem hier dargebotenen reichen Inhalt einzuladen, können wir es uns nicht versagen, zunächst auf zwei Vorzüge hinzudeuten, durch welche sich diese Arbeit vor den meisten neuern literatischen Productionen, die denselben Gegenstand behandeln, auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Diese Vorzüge bestehen, einerseits, in der bei Erörterungen dieser Art heut zu Tage so oft vermiſsten, leidenschaftslosen Ruhe und Milde des Urtheils, jener Heftigkeit und Bitterkeit gegenüber, worin die Wortführer der verschiedenen politischen Richtungen einander zu überbieten pflegen, und andererseits in der von leerer Abstraction freien, durchaus praktischen Auffassung der hier behandelten Gegenstände. Was den zuerst erwähnten Vorzug anbetrifft, so liegt hier zwar die Betrachtung nahe, daſs derselbe überhaupt zu den Tugenden des Greisenalters gehört; während man indeſs in diesem Alter, wie schon Horaz bemerkt, sonst vorzugsweise nur Lobrednern der Vergangenheit zu begegnen pflegt, so finden wir bei unserm verehrten Hrn. Verf. überall die bereitwilligste Anerkennung der Gegenwart, verbunden mit dem hoffnungsvollsten Hinblick auf die Zukunft, in welcher Beziehung sein Verhalten jenen greisenhaften Männern und Jünglingen zur Beschämung gereicht, welche in krankhaft-elegischer Sehnsucht, an Gegenwart und Zukunft verzweifelnd, immer wieder darauf zurückkommen, die zum Theil nur erträumte Herrlichkeit der Vergangenheit, und insbesondere des Mittelalters anzupreisen. Hiermit in nahem Zusammenhang steht der zweite, vorher gerühmte Vorzug einer durchaus praktischen Auffassung der Staatsverhältnisse. Vom praktischen Verhalten ist zwar auch sonst bei in Geschäften ergrauten Staatsmännern oft genug die Rede; am häufigsten jedoch mit einem geringschätzigen Seitenblick auf die, theils als müſsig, theils als verderblich bezeichnete Theorie, wobei denn freilich übersehen wird, nicht nur, daſs solcher Gegensatz selbst ein theoretischer ist, sondern auch, daſs jene angeblich rein praktischen Maximen, welche den Anforderungen der Theorie entgegengestellt zu werden pflegen, gleichfalls nur Fragmente einer und zwar schlechten und unpraktischen, oder doch verkümmerten Theorie sind. Von anderer Art ist das praktische Verhaltrn unsers Hrn. Verf.; die Lehren, welche derselbe vorträgt, haben allerdings durchweg das Gepräge eines Selbsterfahrnen und Selbsterlebten, entsprechen aber auch zugleich der wahren Theorie, welche als solche ja nur der gedankenmäſsige Ausdruck, der in der Wirklichkeit regierenden Mächte ist, im Unterschied von jenem ohnmächtigen Meinen und Versichern, welches über das perennirende Sollen nicht hinauskömmt, und sich für um so vortrefflicher hält, je weiter es sich von dem entfernt, was gegenwärtig und wirklich ist. Dabei ist dann noch zu rühmen, wie unser wahrhaft praktischer Hr. Verf., zugleich mit klarem vollen Bewuſstsein Theoretiker ist, und sich nicht in dem Fall jener vermeintlich reinen Praktiker befindet, welche, der so eben ausgesprochenen Bemerkung zufolge, zwar gleichfalls Theoretiker sind, jedoch wider ihr Wissen und wider ihren Willen. Als nächste charakteristische und zugleich wichtigste Aeuſserung der praktischen Richtung der vorliegenden Schrift, ist die bereits durch den Titel angedeutete, und durch deren Inhalt aufs vollständigste durchgeführte Ansicht hervorzuheben, daſs, so wie einerseits die Staatsgewalt als in ihren Maaſsnehmungen durch die Vorstellungen ihrer Untergebenen bedingt zu betrachten ist, eben so andererseits, da wo diese Vorstellungen der Verfolgung wohl verstandener Staatszwecke entgegenstehen, es vor allen Dingen Sache der Regierung ist, durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel der Bildung und des Unterrichts, auf die Berichtigung dieser Vorstellungen hinzuwirken.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu einer etwas speciellern Betrachtung des hier dargebotenen Inhalts, so können wir nicht umhin, zuerst noch anerkennend zu erwähnen, wie der Hr. Verf. seinen Gegenstand, nach einer durchaus sachgemäſsen Einrichtung, unter dem dreifachen Gesichtspunct der *religiösen*, der *staatsrechtlichen* und der *sittlichen* Vorstellungen abhandelt. Indem hier die religiösen Vorstellungen an die Spitze gestellt werden, so ist damit zugleich anerkannt und ausgesprochen, wie es diese Vorstellungen sind, welche die Grundlage und die innerste Lebensbedingung aller socialen Verhältnisse und insbesondere auch des Staats bilden. Nun pflegt zwar heut zu Tage auch sonst oft genug von dem Begründetsein des Staats in der Religion gesprochen zu werden, allein es ist auch bekannt, wie sehr dieser an sich wahre Gedanke, je nach Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses, zu hierar-

Digitized by Google

chischen und pietistischen Consequenzen entstellt und in beiderlei Richtung zu Förderung subversiver Tendenzen gemiſsbraucht worden ist. Solchen unerfreulichen Erscheinungen gegenüber, zeigen sich die oben gerühmten Vorzüge unsers Hrn. Verfs. in ihrem schönsten Lichte. Bei vollster Anerkennung der Heiligkeit der christlichen Religion und ihrer segensvollen Einwirkung auf alle Gebiete des Lebens, weiſs derselbe doch zugleich die Würde und den hohen Beruf des Staats auf das Nachdrücklichste geltend zu machen. Frei von der einer frühern Gestalt des Staats entsprechenden Ansicht, wonach dieser mit seiner Wirksamkeit bloſs auf das Weltliche und Zeitliche angewiesen sein soll, bewährt der Hr. Verf. gleichwohl die bereits gerühmte Milde des Urtheils und der Gesinnung, bei der Erörterung über die von den verschiedenen Religionsparteien einander zu erweisende Toleranz und zeigt derselbe, wie in dieser Beziehung an die Mitglieder der evangelischen Kirche, eben um ihres freiern Bekenntnisses willen, weiter gehende Anforderungen zu machen sind, als an die Mitglieder der katholischen Kirche. Eben so treffend, als durch die Erfahrung der neusten Zeit bewäht, sind ferner die Bemerkungen über das Verhalten der Regierung in solchen Staaten, deren Bewohner verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnissen angehören.

Die Erörterung über die *staatsrechtlichen* Vorstellungen, beginnt der Hr. Verf. mit dem eben so einfachen als ewig wahren Satz, daſs das Menschengeschlecht seine Bestimmung nur im Staatsverbande erreichen kann. Dieser Satz wird sodann durch die treffende Bemerkung weiter ausgeführt, daſs in derselben Weltordnung, von welcher das Dasein des Menschengeschlechts ausgeht, auch das Dasein der Staaten begründet ist, deren Keime sich zu entwickeln beginnen, sobald der Mensch anfängt sich über das Thier zu erheben. Indem auf solche Weise, im Einverständniſs mit Aristoteles, der Mensch als durch seine Bestimmung auf den Staat angewiesen bezeichnet wird, so liegt darin zugleich die vernunftgemäſse Anerkennung der religiösen Lehre, daſs der Staat göttlichen Ursprungs und somit seinem Wesen nach als von menschlicher Willkühr und endlichen Zwecken unabhängig zu betrachten ist. Es ist bekannt, wie in der neuern Zeit die Frage nach der Bestimmung, oder dem innern Zweck des Staats im Allgemeinen, sehr oft vornehm von der Hand gewiesen und dagegen die Behauptung aufgestellt worden ist, nur die Untersuchung über die geschichtliche Entstehung der einzelnen Staaten sei vom wissenschaftlichen und vom praktischen Interesse. Unser Hr. Verf., indem er auf diese Behauptung zu sprechen kömmt, bezeichnet dieselbe mit Recht, als eine beschränkte und bemerkt dabei, wie es, wenn die Beantwortung jener Frage umgangen wird, durchaus an jedem Maaſstab zur sichern Beurtheilung, sowohl der verschiedenen Staatsinstitute als auch der einzelnen politischen Maaſsnehmungen fehle. Dabei verschmäht es jedoch der Hr. Verf. nicht, auch den geschichtlichen Ursprung der Staaten in Erörterung zu ziehen und findet derselbe, indem er sich hierbei auf die Betrachtung der neuen christlichen Staaten beschränkt, wie die *Grundherrlichkeit* und das *Gemeindewesen* die beiden geschichtlichen Erscheinungsformen sind, von denen die Bildung dieser neuen Staaten ausgegangen ist. Daran schlieſst sich dann sogleich die fruchtbare Betrachtung, daſs der geschichtliche Entwickelungsgang in der modernen Welt, wesentlich in der Ueberwindung der Einseitigkeit dieses gedoppelten historischen Ausgangspunct zu suchen sein dürfte. — Was nunmehr näher die Erörterung über die einzelnen staatsrechtlichen Institute anbetrifft, so tragen dieselben durchweg das Gepräge der edelsten liberalen Gesinnung, einer Gesinnung, auf deren Aeuſserung um so mehr Gewicht zu legen ist, als dieselbe sich als das Resultat der vieljährigen Lebenserfahrung eines Mannes erweis't, der durch seine Theilnahme an den wichtigsten Staatsgeschäften hinlängliche Gelegenheit gehabt, den Werth und die Bedeutung der verschiedenen Formen der bürgerlichen Gesellschaft kennen und würdigen zu lernen. Als erste Bedingung einer wohlgeordneten Staatsverwaltung wird die Freiheit der Presse für Aeuſserungen über öffentliche Angelegenheiten hervorgehoben.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Das Verhältniſs der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen. Ein Beitrag zur Erleichterung gründlicher Urtheile über die Anforderungen, welche das Zeitalter an die Staatsverwaltung macht. Dargestellt von J. G. Hoffmann.

(Schluſs.)

Dem Hrn. Verf. entgehen zwar nicht die oft genug aufgezählten Uebelstände, welche aus dem Miſsbrauch dieser Freiheit sich ergeben; anstatt indeſs die Abhülfe dagegen in künstlichen Censureinrichtungen zu suchen, deren Anwendung er als ein Bekenntniſs der Ohnmacht bezeichnet, sich mit Gründen zu rechtfertigen, verweist er darauf, wie in dem Maaſse als die Staatsverwaltung durch ihr ganzes Benehmen immer mehr bekundet, daſs sie durchaus keine andere Zwecke verfolge, als die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt, auch die von Uebelwollenden und Ununterrichteten gegen sie gerichteten Angriffe immer mehr ihre Bedeutung verlieren. — Weniger entschieden als über das Bedürfniſs der Preſsfreiheit, jedoch im Ganzen wohlwollend und günstig, äuſsert sich der Hr. Verf. über die Theilnahme ständischer Corporationen an den Geschäften der Gesetzgebung und der allgemeinen Staatsverwaltung. Als besonders beachtenswerth darf hierbei die Bemerkung hervorgehoben werden, daſs wenn einerseits es allerdings zur Bestimmung der Stände gehört, die Regierung in geordneter Weise von den Wünschen und Bedürfnissen ihrer Untergebenen in Kenntniſs zu setzen, andererseits die ständischen Berathungen wesentlich dazu dienen, zunächst unter den Mitgliedern der Ständeversammlungen selbst, sodann aber auch im weitern Kreise unter der Gesammtheit der Staatsangehörigen richtige Vorstellungen über die öffentlichen Angelegenheiten und somit eine staatsgemäſse Bildung und Gesinnung zu verbreiten. Von groſser Wichtigkeit, und reich an sinnigen aus der Erfahrung geschöpften Bemerkungen, ist hiernächst der Abschnitt, welcher von der Stellung und Bestimmung der Staatsdiener handelt. Während nach einer heut zu Tage sehr verbreiteten Ansicht die öffentlichen Beamten vorzugsweise nur als Organe der Beherrschung betrachtet zu werden pflegen, zeigt der Hr. Verf., wie der Geist und die Bildung der Staatsdiener eine nicht minder wichtige Garantie der öffentlichen Freiheit bilden, als ständische Institute, deren formelle Existenz allein jedenfalls nicht hinreicht, um diese Garantie zu gewähren. In natürlicher Gedankenverbindung kommt von hier aus der Hr. Verf. auf die Macht der öffentlichen Meinung zu sprechen, von welcher letztern bemerkt wird, daſs die Staatsgewalt wesentlich derjenigen Anstalt, Körperschaft oder Standesgenossenschaft angehört, welcher sich dieselbe zuwendet. Zur Beruhigung derer, welche in monarchischen Staaten, ohne ständische Verfassung, das gesammte Leben der Staatsangehörigen als der Willkühr und dem Belieben der Fürsten dahingegeben betrachten, können wir uns nicht enthalten, die nachfolgenden Bemerkungen des Hrn. Verfs. mit dessen eigenen Worten anzuführen: „Wie mächtig auch die persönlichen Ueberzeugungen des Staatsoberhauptes auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einwirken: so vermögen sie doch nicht dem Einflusse der im Volke lebenden Meinungen und Gesinnungen mit dauerndem Erfolge in solchen Staaten zu widerstehen, welche durch die Massen von Kräften, worüber sie gebieten, wahrhaft selbstständig sind. Hier erhalten die bestimmtesten Befehle durch einen Geist der Nation, der sie mit Widerwillen vollstreckt, eine so veränderte Richtung, daſs sie nicht selten der Absicht geradehin entgegen wirken. Je selbstständiger Staaten

Digitized by Google

durch ihre eigenen inneren Kräfte sind, desto weniger Gehalt hat die Besorgnifs, dafs die Richtung, worin sich das Leben ihrer Untergebenen entfaltet, nach den persönlichen Ansichten ihres Oberhaupts willkührlich verändert werden könne. Verzögernd oder beschleunigend können wohl dessen Ansichten wirken, obwohl selten heilbringend, wenn das Eine oder das Andere den natürlichen Gang der Entwickelung erheblich verändert; aber die Richtung der menschlichen Thätigkeit zu verändern, vermögen sie weniger in dem Verhältnisse, worin der Raum sich erweitert, und die Masse sich vergröfsert, worauf ihre Wirksamkeit sich äufsern soll".

Wenn hier mit Recht zwischen grofsen und kleinen Staaten ein wesentlicher Unterschied angenommen wird, so dient dieser Unterschied auch zur Erklärung des Umstandes, dafs bisher in den kleinern deutschen Staaten die Herstellung ständischer Einrichtungen als ein dringenderes Bedürfnifs empfunden worden ist, als in den grofsen, woran sich denn sogleich die fernere Betrachtung schliefst, dafs wenn gleichwohl auch bei uns die im Werke begriffene Ausdehnung ständischer Wirksamkeit mit freudigem Dank begrüfst wird, solche politische Entwickelung noch unter einem höhern, und wir dürfen wohl sagen sittlichern, Gesichtspunct, als den blofs negativen einer Beschränkung der Willkührherrschaft zu betrachten sein dürfte.

Während es der dieser Anzeige gewidmete Raum nicht gestattet, nunmehr auch noch bei den unter der Ueberschrift „sittliche Vorstellungen", mitgetheilten überaus lehrreichen Erörterungen näher zu verweilen, können wir es uns nicht versagen, wenigstens beispielsweise auf die das *Eigenthum*, und näher das *Privateigenthum* betreffenden Auseinandersetzungen hinzudeuten. Mag es auch auf den ersten Anblick als befremdlich erscheinen, wenn hier das Eigenthum, welches man als ein reines Rechtsverhältnifs zu betrachten gewohnt ist, als ein sittliches Verhältnifs bezeichnet wird, so findet doch diese Bezeichnung durch die darüber angestellte Erörterung ihre hinreichende Rechtfertigung. Der Hr. Verf. betrachtet nämlich die sachlichen Güter, welche den Gegenstand des Eigenthums bilden, als nicht blofs dazu bestimmt, dem Einzelnen zu dienen, der dieselben besitzt, sondern wesentlich als Ausstattung des menschlichen Geschlechts im Allgemeinen und beruft sich in dieser Hinsicht auf die religiöse Lehre, dafs der Mensch nur als ein Haushalter Gottes im Reiche der Natur anzusehen ist. In Beziehung auf den Staat erscheint hiernach der einzelne Eigenthümer gleichsam als ein Lehnsmann, welchem mit dem Recht, welches er besitzt, auch zugleich bestimmte Pflichten auferlegt sind. Wie fruchtbar diese Betrachtung ist, ergiebt sich unter andern aus den Anwendungen, welche der Hr. Verf. in strenger Folgerichtigkeit, hinsichtlich des Besteurungsrechts und der Armenpflege daraus ableitet.

Am Schlufs dieser Anzeige bleibt uns nur noch übrig, unser Bedauern darüber erkennen zu geben, dafs die wichtigen Gegenstände, welche in dieser, nach Form und Inhalt gleich trefflichen Schrift besprochen werden, nicht sämmtlich in gleichmäfsiger Ausführlichkeit haben behandelt werden können, und knüpfen wir daran den herzlichen Wunsch, dafs es dem würdigen Hrn. Verf. noch lange vergönnt sein möge, zur Bildung seiner Zeitgenossen und zur Ehre unsers Vaterlandes in heiterer Rüstigkeit sich wirksam zu erweisen.

v. Henning.

XL.

Théâtre de Victor Hugo.

Erster Artikel.

Es möchte seine besonderen Schwierigkeiten haben, in diesem Augenblick über Victor Hugo u. A. ein Definitivurtheil aussprechen zu wollen, wo die allgemeine Stimme mehr als je vorher getheilt und unsicher ist. In Frankreich hat die sogenannte romantische Schule durch den Mifsbrauch ihrer im Sturmschritt eroberten literarischen Autorität eine natürliche Reaction des alten klassischen Geschmacks nach sich gezogen, und durch ein bedeutendes mimisches Talent unterstützt, ist die besonnenere Kunst eines Racine in diesem Augenblick wieder das hervorleuchtende Gestirn des Tages. In Deutschland, wo die Bewunderung für den Styl und die Sprache weniger wirkt, ist zwar ein vermittelndes Urtheil eher zu erwarten, hat aber seine neuen Schwierigkeiten. Unter den Wirren der Tagesmeinungen pflegen wir uns in der Kunst immer das unberührte ästhetische Gebiet vorzubehalten

Digitized by Google

und reden von Kunstwerken nur nach ihrem Kunstwerth; die Kunst der Poesie ist aber eben diejenige, die die ästhetische Form niemals von dem sittlichen Gehalt völlig abtrennen kann, der keinem poetischen Erzeugniſs entstehen darf, und wer sittlichen Stoff kritisch besprechen will, der geräth in die Gebiete der Moral und Politik, Gebiete, über deren Abgrenzung und Grundlagen unser geistiges Deutschland, vielmehr unser ganzes Jahrhundert, in der wildesten Uneinigkeit befangen ist. Uns durch diese gefährlichen Klippen zu winden sei daher unser erstes aufrichtiges Bestreben.

Wir müssen mit einem flüchtigen Seitenblick auf die Geschichte des Schauspiels beginnen. Wie diese edle Kunst bei den Griechen geblüht, wie sie zu den Römern verpflanzt fast nur auf den Kreis freier Uebersetzung eingeschlossen, bald durch materiellere Schaukünste wieder zu Grunde ging, braucht nicht erzählt zu werden. Möglich wäre allein, daſs das alte, schon im frühen Rom einheimische improvisirte Possenspiel sich in Italien fortwährend lebendig erhalten und bis auf das christliche Faschingsspiel fortvererbt hätte. Aber eben weil es nur Improvisation blieb, nie geschrieben wurde, konnte sich auch kein literarischer Fortschritt in ihm gelten machen. Erst im achtzehnten Jahrhundert versuchten es einige Venetianer literarisch zu fixiren; aber Goldoni und Gozzi waren unter sich selbst so weit in Grundsätzen verschieden, daſs eine eigentliche Schule des italienischen Lustspiels zu begründen keinem gelingen konnte. Was man von älteren Dichtungen hat, sind immer isolirte Versuche einzelner Gelehrten oder Geschäftsleute, meistens in der Form der Terenzischen Comödie. Noch schlimmer ging es dem Trauerspiel in Italien. Als man in Florenz die griechische Tragödie wiederherzustellen den ernsten Willen hatte, erfand man — die italienische Oper; sie absorbirte bald alles dramatische Productionsvermögen der Nation, und während ein Metastasio in ihren Fesseln dichtete, konnte ein ernstes aber abstruses Talent wie Alfieri so wenig, als in unsern Tagen etwa Manzoni, einen bedeutenden Einfluſs auf die Bühne gewinnen. Wer eine Geschichte des italienischen Theaters zu schreiben unternähme, könnte nur diese traurigen Thatsachen des weiteren erörtern.

Ein um so frischeres dramatisches Leben strömt uns aus der spanischen Literatur entgegen. Spanien dichtete nie mit einer elegischen Empfindsamkeit über eine untergegangene heidnisch-klassische Gröſse, sondern mit einer energischen Begeisterung für das im Kampf errungene Christenthum, mit einer Innigkeit und Andacht einerseits und einer unendlich beweglichen und erfinderischen Imagination andrerseits, die das Volk, statt auf den Verlust der alten Welt, auf die Eroberung einer neuen hinauswies, und so seine poetischen Talente zwischen kriegerische Tapferkeit und klösterliche Beschaulichkeit in eine äuſserst glückliche Stellung brachte. Die spanische Dichtung, obgleich sie ihre Höhe später im erzählenden Fach erstieg, ist doch wesentlich und von Anfang an dramatisch gewesen. Durch kirchliche Gebräuche veranlaſste Schaustellungen und Mummereien scheinen hier immer in dem Blut des Volkes gewuchert zu haben. So sind seine ältesten Fasten-, Christnachts- und Frohnleichnamsschaustücke. Durch zwei bedeutende Talente des sechszehnten Jahrhunderts, Gil Vicente und Lope de Rueda, wurden sie zuerst literarisch bedeutend; der erstere, meist portugiesisch schreibend, erwarb sich einen europäischen Ruf in der gelehrten Welt, der zweite zog als Schauspieler durch Castilien und begeisterte den jungen Cervantes. Wie durch Vicente Camoens, so wurde durch Rueda Cervantes veranlaſst Schauspiele zu schreiben. Beide waren aber nicht bestimmt, auf diesem Felde ihre ganze Natur zu entwickeln. Den Portugiesen führte sein lyrisches, den Castilier sein episches Talent auf den Gipfel ihrer Zeit und ihres Volkes. Lope de Vega erschien und vollendete das spanische Drama nach der Ansicht seines Volkes und seiner gröſsten Zeitgenossen; das reichste Talent, das jemals für die Bühne geschrieben, feurig und gewandt, unerschöpflich neu, unübertrefflich wahr in Darstellung der Nationalität, die ihm vorlag, und in der Fülle seiner Situation und seiner Dialektik ein zweiter Euripides. Durch ihn wurde das spanische Drama eine Schule, wie sie bei den Griechen gewesen. Eine groſse Zahl seiner Zeitgenossen wetteiferte mit ihm in der von ihm geschaffenen Form; alle sind sie nur ihm nicht an Erfindungskraft gewachsen. Er wäre sicherlich der gröſste Dramatiker, hätte ihn nicht in seiner eigenen Richtung Shakespeare übertroffen. Warum der germanische Geist in dieser Rich-

Digitized by Google

tungenden romanischen überflügeln mufste, ist eine Frage, die uns zu weit abführen würde. Wie im Vorgefühl dieser Gefahr versuchte es noch ein Spanier, einen neuen Ausweg für die dramatische Kunst zu suchen. Mit weniger Feuer und Erfindungsgabe, aber in harmonischerer Vollendung, stellte Calderon das architektonisch-musikalische Drama auf, gewissermafsen die in Worte gekleidete spanische Oper. Den architektonischen Schematismus hat er vielleicht mit Aeschylus, die musikalische Harmonie, die milde, gemäfsigte, ruhige Vollendung und Grazie aber mit Sophokles gemein. Dies möchten die Grundlinien der Geschichte des spanischen Theaters sein, des reichsten, das die romanisch-katholische Welt hervorgebracht hat.

Frankreich bekam sein erstes Schauspiel, nach den geistlichen Spielen des Mittelalters, aus dem italienischen Maskenspiel, noch mehr aber aus der bereits ausgebildeten spanischen Literatur. Die Periode des Lope und Calderon war längst abgeschlossen, als Corneille seinen spanischen Cid auf die Bühne brachte. Er und Moliere beschäftigten sich anfangs mit Bearbeitung spanischer Stücke für die Franzosen. Moliere als Schauspieler nahm auch die italienische Maske zum Vorbilde. Aber die klassische Philologie war schon zu mächtig in Frankreich, um, wie glücklicherweise in Spanien geschehen war, das Drama der volksmäfsigen Ausbildung und sich selbst zu überlassen. Boileau und seinesgleichen unterwiesen Corneille und Moliere in der Nachahmung der antiken Muster; jener mufste den Sophokles und Euripides, dieser den Plautus und Terenz studieren, um sich Achtung zu verschaffen. So kam nun von vorn herein die Abstraction des Tragischen und Komischen auf die französische Bühne, die bei den Griechen in dem verschiednen gottesdienstlichen Ursprung beider Gattungen ihren natürlichen Grund hatte; das spanische Drama stellte das Leben ohne diese polarisirende Abstraction dar und stand eben darin höher. Der Franzose aber abstrahirt gar zu gern; er sucht sich Grenzen, um sich im engern Kreise sicherer gehen lassen zu können. So ging es Moliere; er cultivirte die Werke italienischer Maskenlust und das satyrisch-didaktische ernsthafte Lustspiel, jedes besonders, jenes dem Parterre, dieses Boileau und den Seinigen zu gefallen. Die Universalität der Dichtung ging darüber verloren. Corneille seinerseits schuf die Form der französischen Tragödie, indem er mit Rücksicht auf das griechische Drama die pathetische Hälfte des spanischen Schauspiels von seiner humoristischen trennte, indem er ferner aus der pathetischen Hälfte alles ausschied, was sich unmittelbar auf die Imagination bezieht, und nur die abstracte Leidenschaft der Charaktere mit der des fantastischen Einschlags beraubten Rhetorik der Leidenschaft zur Darstellung brachte. Indem alles würdig und ernsthaft sein wollte, wurde seine Poesie abstrus und monoton. In unzähligen Variationen läfst er sein Spiel rhetorischer Leidenschaft über die Bretter gehen, und gleichwohl war es seinem Nachfolger Racine möglich, ihn in der Zeichnung besonders weiblicher und zärtlicherer Leidenschaft zu übertreffen. Racine wufste sein Talent weniger zu vergeuden und mehr zu concentriren; ihm wurde daher das Prädicat klassischer Vollendung zu Theil, das er in der Präcision der Sprache in der That verdient; er konnte aber die Grenzen seines grofsen Vorgängers in der Scenerie nicht mehr überspringen. Diese Kunstform wurde bald durch ganz Europa als die griechisch-französische die einzig angesehene und anerkannte; als wäre kein Lope und kein Shakespeare in der Welt gewesen, mufsten wir Deutsche die elendesten Nachahmungen französischer Originale auf deutschen Bühnen bewundern. Voltaire wollte noch einmal in dieser ruhmreichen Erbschaft mit neuen, selbstgeschaffenen Ansprüchen eintreten, bildete aber nur den Grenzstein für die unmäfsig bewunderte Form, die uns Deutschen endlich durch Lessing verleidet wurde. Er wies auf Shakespeare, ohne ihn vielleicht noch ganz zu würdigen. Aber die ersten prosaischen Uebersetzungen dieses Dichters in's Deutsche weckten die jungen Kräfte eines Göthe und Schiller; auch sie gingen, wie die Franzosen, aber nicht so früh, von der britischen Bühne zur Bewunderung der griechischen, ohne diese in Aeufserlichkeiten zu copiren. Unser Theater blieb aber durch sie wesentlich ein romantisches, d. h. ein nationales.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Wenn schon Voltaire fast gegen seine Absicht mehr als seine Vorgänger vom ausländischen Theater influenzirt worden war, so war es vielleicht Beaumarchais vorbehalten, auf der französischen Bühne eine entschiedenere fremdartige Richtung einzuführen. Er verliefs den lange vergötterten Alexandriner, er brachte spanisches Costüm in bewufsten Gegensatz gegen das einheimische, und wenn seine Diction auch, um die stehende Metapher und Antithese des alten Verses zu umgehen, nur in die prosaisch-epigrammatische Sentenz, nebst miteinfliefsender prosaischer Moral verfiel, so war es doch eine Form, die der hergebrachten widersprach, und zum erstenmal eine Rückkehr von dem stelzenhaften Cothurn zu einer natürlichen Ausdrucksweise, die nun auch Diderot in seinen Familienstücken verfolgte und Rousseau in seinem Bildungshafs unterstützte. Besonders von Seiten des historischen Costüms ist Beaumarchais der Vorläufer Victor Hugo's geworden.

Ich wünschte, ehe wir weiter gehen, noch einmal recht anschaulich zusammenzufassen, worin eigentlich die Mängel der französischen klassischen Tragödie bestanden, die jene heftige Reclamation des romantischen Geistes in unsern Tagen nach sich gezogen, und glaube daher folgende Puncte hervorheben zu müssen. Das erste ist die Form des Alexandriners. Dieser Vers ist aus der epischen Form des Mittelalters hervorgegangen, und darum nicht so modern wie das gemeine Vorurtheil bei uns sich vorstellt; nur für den Dialog ist er unglücklich, da er ein langes episches Mafs, gewissermafsen dem alten Hexameter entsprechend ist. Ein ähnlicher Vorwurf läfst sich aber auch dem spanischen Trochäus machen. Der französische Alexandriner hat aber den Uebelstand, dafs er des Reims nicht entbehren kann, und dadurch, wie durch seine Cäsur, den Dichter fortwährend zu Antithesen, d. h. zu einer fluthenden Rhetorik auffordert, die dem gebrochnen Gang des Dialogs schnurstracks zuwider ist. Dazu kam noch die unglückliche Wahrnehmung, dafs der Alexandriner in der Sylbenzahl so ziemlich mit dem alten tragischen Senar übereinstimmt, und auf diese Aeufserlichkeit stützte sich die französische antikisirende Tragödie. Sie übersahen, dafs nur der quantitätische reimlose Jamb die wirklich alte Form war, und darum konnte es erst den Engländern gelingen, in ihrem fünffüfsigen Vers das wahre moderne Analogon jenes griechischen Verses zu gewinnen. Dazu kamen endlich die Schwierigkeiten des französischen Verses überhaupt. Dafs die Betonung der Wörter dem Rhythmus widerspricht, ist freilich allen romanischen Sprachen gemein, wird aber im Französischen viel verletzender, weil hier die Arsis so häufig auf völlig stummgewordne Sylben fällt; dann wurde noch der mechanische Wechsel sogenannter männlicher und weiblicher Reime ein pedantisches Hindernifs, und endlich gar die Thorheit des Augenreims und die verkehrte Natur der rime riche. Es ist in der That bewundernswürdig, wenn bei solchen conventionellen Schwierigkeiten das Genie der Dichter nicht völlig erdrückt worden ist, und doch gelten alle diese Gesetze noch bis auf Victor Hugo und seine Nachahmer fast unangefochten.

Den zweiten Uebelstand, nämlich den Ausschlufs des komischen vom tragischen Schauspiel, haben wir oben berührt. Diefs war die erste Schwäche, die der Widerspruch der jungen Schule sich zu Nutze machte.

Das zweite, oder der dritte Uebelstand war, dafs die klassische Tragödie mit dem griechischen Ideal glaubte das antike Costüm mitnehmen zu müssen. Kaum waren Türken und Heiden aus der neuern Geschichte bühnengerecht; die moderne Welt, das Mit-

Digitized by Google

telalter, besonders die einheimische Geschichte, waren streng verbannt. Wie konnte so ein Schauspiel national oder das werden, was den Griechen ihr griechisches Drama war? Hier hat vielleicht Voltaire das erste Verdienst, in seinen Stücken Zaire, Alzire, zuerst moderne, christlich-romantische Stoffe und Erinnerungen an das Vaterland eingewoben und behandelt zu haben. Hugo hat sich mit Absicht der neuen und einheimischen Geschichte zugewendet.

Um sich die ganze Verkehrtheit des Verfahrens lebhaft vor Augen zu stellen, fasse man nur einmal eines der gerühmtesten Stücke der klassischen Schule im antiken Costüm in die Augen. Ich wähle Racine's Andromache, das erste Stück, mit dem er seinen Ruhm gründete, ein Werk nicht ohne Schönheiten, die ihm selbst Schlegel in hohem Maſse zuerkannt hat. Hier sehen wir die gefangene Wittwe des Hektor von Liebesbewerbungen bestürmt durch Achill's Sohn Pyrrhus, Pyrrhus mit Liebeswahnsinn verfolgt durch Helena's Tochter Hermione, Hermione endlich durch den klassisch-wahnsinnigen Orestes, der seinen Muttermord gänzlich vergessen hat um einer tollen Leidenschaft zu einer spröden Fürstin nachzuhängen, und gleichwohl, damit wir ja nicht vergessen, daſs wirklich der klassische Orestes gemeint ist, ist ihm sein Freund Pylades zur Seite gestellt; wie denn jede der genannten Personen ihren Vertrauten zur Seite hat, um ihre Monologe mit kurzen, nichtssagenden Gegenreden vor uns abzuspinnen. Jedem wird die Frage sich aufdrängen: Was ist nun an diesem Drama, das äuſserlich im griechischen Costüm spielt, überhaupt griechisch? Wird dem ein Stück durch Nomina propria der Personen und einiger Localbenennungen antik? Der Inhalt des ganzen Stücks ist die moderne sentimentale Geschlechtsliebe der christlichen Völker, die in ihrer individuellen Intensität dem griechischen Bewuſstsein ganz unmöglich, ja wahnsinnig gedünkt haben würde, die der Inhalt fast aller unsrer modernen Poesie, aber eben mit keiner Faser griechisch ist. Warum nur die klassischen Namen einer Andromache, eines Orestes mit solchem Gehalt erfüllen, da wir jene Persönlichkeiten aus der alten Kunst genau kennen, und dieser moderne Inhalt ihrer Natur schnurstracks widerspricht, ja sie aufhebt! Warum denn nicht, wenn ein Franzose französische Gefühle beredt schildern will, statt des griechischen Orestes einen französischen Baron auf seiner Väter Burg fingirt, statt Pyrrhus, Andromache, Hermione französische Ritter und Frauen? Welches Unglück, daſs der Dichter durch solche Kleinigkeiten sein Stück zu einem ergreifenden Bilde nationalen Lebens umzuschaffen versäumt hat! In unsern Tagen hat es Alexander Dumas versucht, in seinem Charles VII. eine griechische Tragödie in das Costüm des französischen Mittelalters einzukleiden; er hat damit nicht unverdientes Glück gemacht; ich wage aber zu behaupten, wenn man das genannte Racinesche Stück in französisch mittelalterliches Costüm zu setzen sich die Mühe gibt, so ist die Andromaque noch eine bessere, beredtere Tragödie als der Charles VII. Selbst die Furien am Schluſs des Stücks, die Schlegel hier so übel angebracht findet, würden bei der Umschmelzung um so weniger Schwierigkeit machen.

So steht es um das antike Costüm der französischen Tragödie. Wir vergessen hier freilich zu leicht, daſs zur Zeit eines Racine, wie eines Shakspeare unsre historische Bühnenkunst noch nicht erfunden war; die griechische Scene war eben die stehende Architektur der Bühne selbst und das Costüm war ein herausgeputztes, höchstens antikisirendes Hofcostüm, keineswegs eine griechische Kleidung, wie wir sie jetzt auf der Bühne sehen. Das Mittelalter stand diesen Dichtern zu nah, als daſs solche Hofbelustigungen in dem nationalen Costüm nicht als beleidigend wahr hätten auftreten müssen; Ludwig XIV. wollte dem französischen Adel nicht seine Feudalfreiheiten vor die Augen stellen, ja es war Freiheit genug, wenn ein Dichter unter so leicht überkleideter Maske nur das einheimische Leben seines Gedichts verhüllte. Um so mehr wäre es aber eine Pflicht unsrer gelehrten Zeit, diese falsche Uebertünchung abzunehmen und solche Dichtungen in ihr wahres poetisches Recht einzusetzen, wie ich oben angedeutet. —

Ich sage nichts von den miſsverständlichen Auslegungen der Aristotelischen Einheiten des Orts und der Zeit, und wie dadurch alle Bewegung der Handlung gehemmt und unmöglich gemacht wird, weil ich nicht abschreiben mag, was Lessing und Schlegel hierüber vortrefflich gesagt haben.

Ich füge nur noch ein Wort über die poetische Phraseologie der Franzosen bei. Metaphorisch zu sprechen ist das allgemeine Recht der Poesie, und die Spanier, die den Franzosen im Drama vorausge-

Digitized by Google

gangen, haben sich in ihrem estilo culto des Rechts in einem enormen und ausschweifenden Grade bedient. Der Spanier sucht oft die entlegensten sinnlichen Bilder um seine Meinung auf eine poetische Weise an den Tag zu legen; manches davon wird dem französischen wie jedem Geschmack geschmacklos erscheinen; der Spanier ist hierin Orientale; es war darum nicht zu verwundern, dafs die Franzosen jenem estilo culto keinen Geschmack abzugewinnen wufsten. Der Franzose ist zu sehr Verstandesmensch, um auch in der Poesie sich im Ueberflufs imaginativer Auswüchse zu verlieren; er liebt mehr die directe und selbst die naive Ausdrucksweise; um nun aber nicht in die baare nüchterne Prosa zu verfallen, hat er sich ein gewisses System stehender Phrasen angewöhnt, um in der Poesie die alltäglichsten Begriffe durch ein wenigstens nicht alltäglich so gebrauchtes Wort zu bezeichnen; dahin gehört z. B. dafs man statt amour sich des Wortes flamme, statt ma vie sich der Phrase mes jours bediene und vieles dergleichen. Metaphern kann man das darum nicht nennen, weil diese Phrasen durch den langen Gebrauch der Poeten nun völlig so abgenutzt sind wie die eigentlichen Ausdrücke; ja es wird jetzt durch eine natürliche Reaction gerade oft poetischer klingen, sich des gemeinen Worts statt der gemein gewordenen Umschreibung zu bedienen, und ich glaube die modernen Romantiker haben diesem Kunstgriff vieles an ihrer schnell erreichten Popularität zu danken. Gleichwohl mufs ich gestehen, dafs ich Victor Hugo, sobald er den hergebrachten Alexandriner spricht, den Vorwurf machen möchte, diese Fesseln noch nicht genug von sich gestreift zu haben; seine Diction ist mit aller Ungebundenheit mir immer noch zu klassisch, und das kommt daher, weil er das alte Vers- und Reimsystem nicht anzutasten wagte, jene Ausdrucksweise aber häufig gerade die Flick- und Reimwörter betrifft, denen mit einemmal zu entgehen freilich eine gewaltige Aufgabe wäre. Ich wiederhole nur, dafs ich jene stehende Phraseologie der französischen Dichtersprache, wenn nicht geschmacklos, wie zuweilen die spanische ist, wohl aber im allgemeinen monoton und langweilig finde und aus diesem Grund ihre in natürlicher Prosa geschriebenen Dramen fast unbedingt den rhythmischen vorziehen möchte.

Wir müssen aber noch einmal auf die geistigen Elemente zurücksehen, die dem französischen Drama zu Grunde lagen. Diese Poesie war, wie schon erinnert worden ist, im eminenten Sinne eine Hofpoesie. Der äufserliche Anstand der theatralischen Unterhaltung war besonders für den tragischen Dichter das erste unumgängliche Erfordernifs; eine tiefere Zeichnung der Charaktere und Situationen war damit schon vornab unmöglich gemacht; jedes nicht hoffähige Wort beleidigte, die Tragödie hatte wie die italienische Oper gewissermafsen ihr eignes Vocabular, das sich um einige hundert sonorer, d. h. hier abstracter oder eigentlich schon zum Voraus abgenutzter Wörter bewegte. Wie könnte man sich unter diesen Verhältnissen eine Shakspearische Diction möglich denken? Sodann ist der französischen Nation ein gewisser Aristokratismus immer eigen gewesen, nämlich ein Bestreben aller Stände, sich gegen die höherstehenden gewaltsam hinaufzuschrauben und sie nachzuahmen; so schildert Moliere, der Valet de chambre den Bürgerstand; schon Schlegel hat es bei Gelegenheit des George Dandin bemerkt, dafs dieser Dichter die Vorrechte der höhern Stände auf eine empörende Weise geltend mache; ein Shakspeare dagegen schildert jeden Stand in seinem natürlichen Recht und von seinem eignen Standpunct aus gesehen. Alles dieses hängt mit einem gewissen Egoismus zusammen, den wir bei diesem Volk vielleicht nur darum entschiedner wahrnehmen, weil er naiver, d. h. allgemeiner eingestanden ist als bei andern. In ihren Tragödien verliert keine Person auch nur auf einen Moment ihre persönlichen Interessen und Leidenschaften aus den Augen, um etwa allgemeinen Betrachtungen nachzuhängen. Welcher Reiz aber liegt für uns in der Shakspearischen Poesie, z. B in Charakteren wie Hamlet, Lear, Macbeth durch jene melancholische, die Franzosen würden sagen hypochondrische Richtung, sich mit ihren deutlich ausgesprochnen Absichten in den Abgründen der grübelnden Reflexion zu verlieren. Man könnte die französische Manier vielleicht dramatischer nennen, in so fern blofs die Handlung und nicht die Charaktere, welche handeln, die Hauptsache im Drama wären. Die angedeuteten Parthien fallen im englischen, auch deutschen Schauspiel, nicht dem Monolog zu, an dessen Stelle die Franzosen, wie früher angedeutet wurde, häufiger einen Schein-Dialog mit den Confidents treten lassen. Blofs zwischen die Handlung geworfene kürzere Reflexionen, in

Digitized by Google

denen meist der Dichter mit sich selbst spricht, liebt besonders der Franzose in der Form des Aparte anzubringen. Diese der griechischen Tragödie kaum bekannte Form, erst dem griechischen Lustspiel genehm und gewissermafsen durch die Aristophanische Parabase eingeführt, wurde später im spanischen Drama über alles Mafs mifsbraucht, und von da kam es ins französische Schauspiel, fast nicht weniger störend. Shakspeare hat sich seiner nur in einzelnen Lustspielen bedient, kaum einmal in der Tragödie. Unsern deutschen Dichtern mufs man zur Ehre nachsagen, dafs sie diese undramatische Form niemals geliebt haben, und das trägt vielleicht nicht wenig zu dem Urtheil der Ausländer bei, wenn sie an unsrer Poesie die „Wahrheit" rühmen. Endlich läfst sich noch Vieles, was hier zu sagen wäre, in dem Einen Wort zusammenfassen, französische Charaktere sind für uns, wie im Leben, so in ihrer Poesie einerseits durch die Bildung zu sehr sich assimilirt und darum zu wenig individuell, um sehr dramatisch zu wirken, andrerseits aber überhaupt zu selbstbewufst, zu wenig naiv in der Gesinnung, wenn sie es auch in Aeufserungen sind. Man vergleiche alle weiblichen Charaktere in ihren Tragikern und stelle sie neben die Shakspearischen einer Imogen, Julia, Desdemona. Shakspeare allein weifs das Bewufstlose der weiblichen Natur liebenswürdig darzustellen; bei Moliere spricht jede Person, selbst das naivste Mädchen, von ihrem petit mérite, und wo wir dies schreckliche Wort hören, ist für uns gewifs alle Liebenswürdigkeit zum Geier.

In diesen freilich etwas unordentlichen Andeutungen hoffe ich doch die wesentlichen Momente aufgezählt zu haben, welche die ältere französische Bühne charakterisiren und welche bei einem jüngern vom Ausland angeregten Geschlecht wenigstens zum Theil als Mängel empfunden werden und eine Umgestaltung ihrer einheimischen Poesie wenigstens zu einem natürlichen Wunsche herauskehren mufsten. Ich kehre daher in meiner historischen Betrachtung zu der Periode des Beaumarchais, Diderot und Rousseau zurück.

Als die Revolution über dieses Volk hereinbrach, hatte man vorerst nicht Zeit an die schönen Künste zu denken und auch Napoleon konnte nur die alte Kunst in den gewohnten Formen wieder hervorziehen. Dafs aber mit der politischen Umwandlung auch eine Regeneration der Bildung und der Kunst eingetreten war, offenbart sich deutlich seit den Friedenszeiten der Restauration. Freilich hatte in demselben Zeitraum der benachbarte deutsche Genius seine goldne Aera gefeiert; die deutsche Philosophie, die deutsche Musik und die deutsche Poesie hatten bereits auf das Nachbarland ihren Einflufs empfinden lassen, die in ganz Europa stagnirende Poesie empfand den Einflufs unsres Goethe und Schiller, sie entzündete in England eine frische Blüthe der Poesie in Byron und Scott, und begeisterte in Frankreich Victor Hugo und seine Genossen. Man weifs, wie überraschend uns Deutschen damals unsre eignen neugewonnenen Lehren aus der Zeitschrift Globe über den Rhein herüber wiederklangen. Schreiber dieses, der so glücklich war, seine Jugendtage damals in dem schönen Genf zu verleben, wird nie den Eindruck vergessen, mit dem er die ersten dramatischen Schriften der Romantiker Merimén, Vitet und den Cromwell von Hugo zur Hand nahm. Vollends als uns das erste Stück von Alexander Dumas von der Bühne lebendig entgegen trat! Die Reminiscenzen aus Schiller waren freilich zu störend, aber das Bestreben zu shakspearisiren zugleich so neu zwischen dem was man sonst sah, dafs der Verf. sein eignes Erstaunen von dem gewaltigen ersten Eindruck auf das französische Publicum nicht mehr auseinander zu halten weifs. Als derselbe einige Jahre später Gelegenheit hatte, in Paris die Matadorstücke der Schule, die Marion de l'Orme von Hugo, und den Andony von Dumas, oft und von gerühmten Künstlern aufführen zu sehen, so überzeugte er sich, dafs die früher geahnte Saat aufgegangen war, nur freilich war auch das Unkraut schon üppig mit aufgeschossen. Der ersten Aufführung des Charles VII. hatte er auch die Freude beizuwohnen; der erste Enthusiasmus des Publicums schien aber damals schon erkaltet; was nach diesem von dieser Schule geschaffen ist, konnte er nur auf dem Wege der Lectüre verfolgen, und er wendet sich darum jetzt zu seiner eigentlichen nächsten Aufgabe, die Reihe der Hugo'schen Dramen in ihrer litterarischen Bedeutung nach seinen Kräften zu würdigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Victor Hugo, wenn nicht der frühste, so doch unzweifelhaft das bedeutendste Talent dieser neufranzösischen dramatischen Schule, hatte das für eine poetische Laufbahn unschätzbare Glück, eine reiche bewegte Jugendzeit zu erleben. In die Napoleonischen Kämpfe in seiner Familie verwickelt, sah er die spanische Hauptstadt schon als Kind, und der Eindruck des spanischen Theaters ist wahrscheinlich, neben der kolossalen Gestalt, in dem sein Kaiser ihm erscheinen mufste, die erste sein Gemüth erfüllende und seine künftige Laufbahn bestimmende Gröfse gewesen. Später, als er den Heros zu Grunde gehn sah, suchte er sein Bild sich in der Spiegelung der englischen Revolution und ihres Protectors zu versinnlichen und so mufste sein erstes dramatisches Werk, der Cromwell, sich Gestalt gewinnen. Er studirte die englischen Quellen im Orignal und wie sich von selbst versteht den Shakspeare. Hugo, wie alle seine Genossen, theoretisirte auch gern über das, was er schaffen wollte; seine geharnischten Vorreden sprechen die Sprache des Globe und schon vor dem Cromwell stellte er gewissermafsen seine Poetik zur Schau. Das Evangelium von der Vermischung des Tragischen und Komischen, und das Paradoxon, auch das Häfsliche kann schön und das Schöne in der Kunst häfslich sein (womit dem vagen Ideal das Charakteristische entgegengesetzt ist), hatte er gleichmäfsig aus Lope de Vega und Shakspeare sich abstrahirt. Eine Abneigung gegen das Antike, das die frühere Schule mifsbraucht hatte, mufste damit Hand in Hand gehen. Ich weifs nicht, ob Hugo auch deutsch las; vermuthe vielmehr, dafs er Goethe und Schiller aus Uebersetzungen kennen lernte; so viel ist gewifs, dafs er die Gröfse des ersten schätzen lernte und dafs zumal der zweite, wie auf die meisten seiner Schule, auf ihn unmittelbarer eingewirkt hat als selbst Shakspeare. Von seinen Landsgenossen bewunderte er auf der Bühne nur Molière.

Es galt also Corneille, Racine und Voltaire den Krieg zu erklären, und auf spanische, englische und deutsche Vorbilder gestützt, ein neues nationales Drama zu gewinnen, ein Drama, das weder Tragödie noch Comödie, sondern alles zugleich sein sollte, ein wahrhaftes Bild des Lebens oder einer grofsen Vorzeit, ein Drama, das nicht das abstract ideale Schöne, sondern das Charakteristische auf den Thron der Poesie setzte und das erst auf untergeordnete Weise durch die Virtuosität der Diction, des Styls, der Versification auf den Titel eines klassischen Werkes im französischen Sinn Anspruch machte. Zugleich aber sollte diese einheimische Form erweitert, der strenge Vers von Fesseln befreit, die conventionelle Ziererei der Sprache gebrochen, Archäismen und Neologismen eingeführt, alles kann bei seinem Namen genannt und so auch die poetische Sprache emancipirt werden. So grofs diese Ansprüche waren, so mufs man die Gerechtigkeit haben, zu gestehen, dafs Hugo, wie er schon theoretisch sich aussprach, von seiner Aufgabe einen sehr bestimmten und richtigen Begriff hatte, dafs er, wie kein Franzose vor ihm die Mängel seiner Vorgänger erkannte, eine gewaltige bewegliche Imagination und die völlige Uebung in der einheimischen Verskunst für seine reifenden Plane mitbrachte. Ob er aber der Mann sei, das gigantische Werk wirklich ins Leben zu rufen, das mufsten die Werke selbst erproben.

Ich habe schon bemerkt, dafs Napoleon der unzweifelhafte Prototyp des Cromwell ist, in Hinsicht der Form möchte ich vermuthen, dafs Schiller's Wallenstein dem Dichter die erste Anregung zu diesem historischen Drama gab. Es ist wie der Wallenstein in eine, die gewöhnlichen Dramengrenzen überfluthende Breite auseinandergegangen; das Stück hat auch mit

Digitized by Google

jenem des deutschen Dichters den unverkennbaren Mangel gemein, dafs die lange anhaltende Beschäftigung mit den Quellen zu viel des realen Stoffs hereingebracht hat, der nicht völlig mit der poetischen Form aufgehen will, und eben dieser Mangel, dieses nicht völlig Herrwerden über den Stoff bedingt ja die Mafslosigkeit. Hugo beneidet irgendwo die deutschen Dichter, dafs es ihnen vergönnt sei, ihr Publicum einen ganzen langen Abend mit einem einzigen Stoff hinhalten zu dürfen. Er wufste freilich nicht, wie unsre Regisseure mit unsern Schillerschen Dramen verfahren. In der That ist eben das französische Publicum in dieser Hinsicht verwöhnt; seine Tragödie ist im Grund nichts mehr als Ein langer Act, was schon durch die Einheit der Zeit und des Orts sich gewissermafsen versteht, und nach dem Trauerspiel pflegt dort noch Comödie oder Ballet angeknüpft zu werden; dem deutschen Publicum wäre diese Sitte unerträglich. Sie stützt sich in Frankreich zum Theil noch auf die griechische Autorität, wo sie aber, da man von Morgens bis Abends spielte, einen andern Sinn hat. Diese Freiheit hat übrigens das Publicum den Romantikern wirklich zugegeben; es hat gefühlt, dafs für eine tiefere Ergründung und Darstellung einer bedeutenden Handlung der allzukurze Raum nicht genüge. Wenn wir aber Schiller erwähnten, so mufs gleich hinzugesetzt werden, dafs als das zweite wichtige Element hier auch Shakspeare eingewirkt hat; für ein englisches Thema versteht sich das; der Humor sollte seine Rolle haben, das Häfsliche sollte ja berechtigt werden und der Shakspearische Narr durfte neben dem bizarren Hauptcharakter nicht fehlen. Endlich werden wir in diesem Stück zwar wenig Erinnerung an die tragischen Vorgänger, aber, was ich nicht loben kann, auch Molierische Elemente antreffen und hierin ist, wie wir nachher nachweisen wollen, die Universalität des Dichters zu weit gegangen. Den Alexandriner hat der Dichter, in seiner freieren Weise, beibehalten, denn ein Drama in Prosa war bei seiner bekannten Virtuosität in Sprache und Vers, so wie seinem hohen Begriff von dem historischen Drama wenigstens damals noch von ihm nicht zu erwarten.

Das Drama soll zunächst auf die Imagination mit sinnlichen Kräften wirken, nicht blofs durch die discursive Leidenschaft und Rhetorik; es braucht also eine bunte wechselnde Scenerie; vor der englischen Verwandlung hat aber der Dichter doch noch einige klassische Scheu; nur jeder Aufzug soll seine eigenthümliche Scene haben; zugleich aber behandelt er, was sehr zu loben, jeden Aufzug als ein abgegrenztes Bild, das sich für sich abrundet und gewissermafsen eine Handlung abschliefst; die fünf Acte bilden so eine Art Pentalogie; zu weit scheint mir aber der Dichter darin zu gehen, dafs er jedem Aufzug einen besondern Titel beisetzt, und zwar darum, weil diese Trennungen zuweilen sehr passend die für sich abgeschlossene Handlung des Acts, und die Hauptrichtung des Gemäldes anzeigen, aber doch nicht durch den ganzen Verlauf eines Stücks sich so bestimmt abgrenzen können, dafs man nicht häufig zu ganz willkürlichen Act-Aufschriften mufste gezwungen werden, was sich schon hier und bei den spätern Stücken deutlich macht.

Da der Dichter den Cromwell, sein historisch-poetisches Studium, nicht ursprünglich für die Bühne bestimmte, so hat er das zahlreiche Personal nicht aufgestellt. Dagegen wird die Scenerie und sodann die Costümirung aller auftretenden Personen bis aufs kleinste Detail anschaulich gemacht. Hierin ward er wie ich glaube, theils durch den Vorgang Beaumarchais's, theils durch die eben in Blüthe stehende Manier des Walterscottischen historischen Romans verleitet. Eine solche Kleinigkeitskrämerei mit Costümen ist dem Dramatiker nicht erlaubt, sie ist, mit einem gelinden Wort, pedantisch, der Dramatiker soll durch den Dialog alles Bedeutende klar machen. Darin ging ihm einigermafsen Schiller voraus, dafs vieles durch stumme Handlung in Bühnenanweisungen ausgeführt ist, welche hier ebenfalls, ich kann nicht anders sagen, als pedantisch sich breit machen. Der Dichter, der seine Kräfte fühlt, sollte den Leser durch die eigenthümlichen Mittel der Dichtart festhalten, nicht ihn durch den Mechanismus der Bühne zerstreuen und ablenken. Dieses und die Unart der vielen Aparte's, die aus der Molierischen Schule kommen, sind meines Erachtens die gröfsten Fehler in der äufsern Form des Stücks. Wir wenden uns aber jetzt zu dem Verlauf der Handlung selbst.

Der erste Act, die Verschworenen genannt, führt uns am frühen Morgen in eine Londner Taverne, wo einige exilirte Carlisten, die heimlich ins Vaterland zurückgekommen sind, mit den Unzufriednen aus dem Adel und dem puritanischen Bürgerstand sich ein Ren-

Digitized by Google

dezvous geben, um gegen den Protector zu conspiriren. Unter den ersten zeichnet sich der eitle Schöngeist Lord Rochester aus, dessen Abgeschmacktheit der Dichter mit Vorliebe behandelt. Er ist, seiner gefährlichen Situation zum Trotz, in Cromwell's jüngste Tochter Francis verliebt, die er besingt; diese Situation ist abenteuerlich und unwahrscheinlich, aber für das komische Element, das der Dichter bedurfte, eine ergiebige Quelle; über das Erlaubte geht es freilich, dafs der Lord sich in der Maske eines Puritaners als Hauscaplan einzuschleichen unternimmt. Der Dichter Davenant, der auch als Exilirter von Köln ankömmt, bringt das historisch-Bedeutende über den König in Erinnerung. Nachher kommen die Puritaner, unter denen der Name Carr hervorsticht, zu der unnatürlichen Verbindung mit den sybaritischen Edelleuten und scandalisiren sich. Man mufs gestehen, dafs der Dichter das alttestamentliche unsinnige Jargon des Puritanismus für seinen poetischen Zweck fleifsig studirt hat und mit grofser Virtuosität es zu sprechen weifs. Die Gegensätze sind nur oft zu sehr in die Länge gezogen; die Situationen werden mifsbraucht, das heifst, der Dichter ist nicht selten manierirt und zwar in einer Manier, die er aus der ältern französischen Schule nicht losgeworden ist. Sobald die Verschwornen alle versammelt sind, wird der Anschlag beschlossen, Cromwell am folgenden Tag, wo er sich vom Parlament den Königstitel will ertheilen lassen, in der Westminsterhalle zu ermorden. Ueber dieser Verhandlung wird an die verschlofsne Pforte geklopft und Einlafs begehrt; zu allgemeinem Schrecken tritt ein — Richard Cromwell, der Sohn des Protectors. Sie glauben sich verrathen und durch seine doppeldeutigen Reden werden sie äufserst komisch in diesem Argwohn bestärkt; eine wirksame Scene. Richard ist aber nichts als ein Libertin, der seine Adelsgenossen beim Gelag aufsuchte, was sich nach und nach kund giebt, und der so leichtsinnig ist, dafs er sogar die Gesundheit des verjagten Königs ausbringt, ein historisches Factum, wie der Dichter in der Note bemerkt. Nachher macht ein öffentlicher Ausrufer noch einmal die Versammlung erschreckend. Der Act schliefst sich mit einem Publicandum im puritanischen Sinn. Man kann nicht in Abrede sein, dafs dieser ganze Act, mit wenigen Längen und grofsen Schönheiten einen stetigen Fortgang und ein steigendes Interesse hat; die Heimlichkeit des Verschwörungswesens und den Schauer der Entdeckung hat der Dichter mit Kunst ausgebeutet.

Der zweite Act, die Spione überschrieben, führt uns in Cromwell's Palast in Whitehall. Die europäische Diplomatie ist versammelt um dem Protector beim Lever aufzuwarten. Cromwell erscheint hier in der rauhen Gröfse seiner Person und in seiner Gewalt. Frömmigkeit und Hochmuth sind die Pole seines Charakters. Ein in Prosa mitgetheiltes, (nur etwas abgekürztes) Aktenstück von der Hand des Cardinals Mazarin fällt freilich aus dem Tone des Stücks; die historische Treue hat hier den Dichter abgeführt. Nachdem die Diplomatie entlassen ist, lernen wir Cromwell's Familie, seine Frau und Töchter kennen, die nun vorgelassen werden. Die Frau Protectorin, die wie eine bürgerliche Hausfrau spricht, macht mit den Planen Cromwell's, der morgen König werden will, den lächerlichsten Contrast; seine Töchter sind kurz, aber mit treffenden Aeufserungen charakterisirt, am sonderbarsten die jüngste, ledige, Francis, die sich als eifrige Royalistin ankündigt. Dann erscheint der Staatssecretair Thurlon vor dem Protector, der über die laufenden Staatsgeschäfte berichtet, auch von einem Mordplan und Details über die obigen Verschwornen zu wissen thut. Cromwell zeigt sich ungeduldig nach den letzten Zeichen der Macht, die er so nicht vollständig zu haben meint. Nun wird ein Jude, Israel Ben Manasse, als Spion eingeführt, der zuerst den Sohn Richard denuncirt; da die Höflinge angestürmt kommen, überläfst Cromwell dem Thurlon, sie zu empfangen. Der fanatische Puritaner Carr hat sich mit eingeschlichen, der sich mit den Höflingen zankt und verhöhnt wird. Cromwell kommt wieder, erstaunt Carr zu finden. Er verabschiedet die Andern sogleich; eine bedeutende Scene folgt. Carr, der Republikaner, behandelt den Protector auf das übermüthigste, im Bewufstsein, ihm die ganze Verschwörung aufdecken zu können. Er denuncirt alle vom Adel, gegen die er aufgebracht ist, seit er weifs, dafs sie Anhänger des verjagten Carl sind; zuletzt auch noch Richard. Cromwell spielt den Puritaner, und geht. Die Höflinge kommen zurück, halten Carr für einen Begünstigten des Herrn und überhäufen ihn jetzt mit Ehrfurchtsbezeugungen und Gesuchen um seine Verwendung. Die Scene ist viel zu lang und sehr manierirt. Nun folgt

Digitized by Google

eine Scene zwischen Cromwell und Richard Willis, einem der Verschwornen vom Adel, der aber nur der Versammlung beigetreten, um jetzt seinerseits die Puritaner zu denunciren. Inzwischen kommt Lord Rochester in seiner Puritanermaske hereingeschlichen, um sich durch Davenants und Milton's Verwendung (wie diese erlangt wird, ist nicht sehr klar) dem Protector als Hauscaplan zu empfehlen. Er hofft sich der Tochter Cromwell's, Francis, durch diesen tollen Einfall zu nähern. Diese Partie ist zuverläfsig die unglücklichste des ganzen Stücks, fällt völlig aus dem Charakter und hat sich so sehr an dem Dichter gerächt, dafs er von dem Augenblick an alle Wirkung der vorausgehenden Scenen zerstört, indem er in ein abgeschmacktes Intrikenspiel mit vollständig Molierischem Bühnenspiel verfällt. Hier soll Cromwell einen langen Monolog halten und alle seine Geheimnisse vor offenen Pforten preisgeben, während der eingeschlichene Intrikant daneben steht, alle seine Worte commentirt und ihn lächerlicher Weise zuerst für einen Höfling und dann gar für einen Carlisten und Verschwornen hält, der seinen Gesinnungen im Zimmer des Protectors Luft mache! Diese Scene ist ein Gipfel von Verkehrtheit; der Genius der Poesie scheint den Dichter völlig im Stiche gelassen zu haben. Endlich tritt Rochester Cromwell in den Weg, der ihn für einen Mörder hält und übel anlaufen läfst, gleichwohl aber gleich darauf seine Empfehlung annimmt, und, um ihm die Caplanstelle geben zu können, ihn selbst in's puritanische Examen nimmt. Hier sollen wir den baroken Mann von Seiten seines Aberglaubens kennen lernen. Die Scene ist in den Reden Rochesters völlig der Molierische Scapin. Zuletzt holt gar Cromwell eine Bibel, um den Doctor zu widerlegen; glücklicherweise kommt aber Richard Cromwell dazwischen, der den Rochester sogleich als einen verkappten Cavalier erkennt, da er mit bei der Verschwörung war. Er will ihn bestechen, ihn dem Vater nicht zu verrathen, was Rochester sich gefallen läfst. Nun kommt der Protector zurück und bricht in Zorn wider den ausgelassenen Sohn los. Darauf packt dieser den Rochester als seinen Denuncianten an; dieser setzt sich jetzt als Edelmann zur Wehr, Richard aber droht ihn zu erstechen, als eben ein Commando eintritt und ihn auf Befehl des Vaters verhaftet. Rochester behält das Feld.

Der dritte Act heifst „die Narren". Dafs Cromwell vier Hofnarren gehalten, kann man vom Dichter als historisch voraussetzen; die Shakespeareschen Narren mufsten, wie gesagt, für ihre dramatische Verwendung mitwirken. Sie treten hier freilich etwas isolirt in die Handlung und nicht eingeleitet. Die Narren sagen sich zuerst künstliche Verseleien, wie sie damals in der französischen Poesie Mode gewesen; ob auch zu dem puritanischen Cromwell solche Dinge gedrungen, möchte man bezweifeln. Der Dichter aber ist hier in seinem rhythmischen Element. Die folgende Scene mit dem aufgefundnen Madrigal des Rochester ist komisch genug. Dann tritt der Protector ein mit einer kleinen Gesellschaft von Freunden, denen Bier und Tabak gereicht wird. Darunter wird der Dichter Milton genannt; er mufs von seinem verlornen Paradies sprechen als einer von den Zeitgenossen verkannten grofsen Erscheinung. Ob der blinde Milton so hitzig und eitel war, wie er hier erscheint, lassen wir dahin gestellt. Die Narren bringen das Gedicht des Rochester vor; dieser vergifst darüber seine Rolle und reclamirt es, es wird aber doch gelesen und verspottet. Rochester's Autoreitelkeit ist wieder aus dem Moliereschen System, wie der ganze Mann. Nun wird der Staatsrath angekündigt und vorgelassen. Das Parlament hat beschlossen, Cromwell die Königskrone anzubieten; der Staatsrath soll nun abstimmen, ob Cromwell das Offert annehmen dürfe. Die Stimmen schwankten hinüber und herüber zwischen der Republik und der Majestät; Cromwell begünstigt natürlich die letzteren Stimmen. Wie der Staatsrath abgeht, bleibt allein der blinde Republikaner Milton zurück und hält dem Protector eine feuereifrige Strafrede über seinen Abfall von der Freiheit und der Republik. Hier ist der Dichter in seinem lyrischen Element. Die Rede ist sehr lang, aber von glänzender Rhetorik. Zum Schlusse wirft sich Milton auf die Kniee, wird aber von dem Protector ungnädig heimgeschickt. Nach einem kurzen Monolog tritt Lady Francis zu ihrem Vater. (Man mufs gestehen, dafs die Scenen hier überall ganz willkührlich wie am Faden angereiht erscheinen.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Cromwell sagt, seine Francis sei in seinem trüben Leben der einzige Lichtstern; aber das unschuldige Kind setzt den alten Königsmörder in nicht geringe Verlegenheit, da sie, in einer Pension der Provinz aufgewachsen, sich als eine brünstige Royalistin ausweist; sie verflucht die Königsmörder, ohne Ahnung, was ihr Vater ist. Die an sich ansprechende Scene gewinnt dadurch einiges dramatische Interesse, aber freilich auf Kosten der mindesten Wahrscheinlichkeit. Cromwell geht ab und die Lady bleibt an sieben Seiten lang auf der Bühne, ohne dafs der Leser im mindesten erfährt, was sie thut; ich denke sie sitzt und näht, oder sie liest, denn etwas mufs sie doch thun. Inzwischen aber gehen ganz andere Dinge vor. Ich wollte freilich, ich dürfte einen halben Act mit Stillschweigen übergehen, um dem Dichter zu schmeicheln, aber das ist dem ehrlichen Kritikus ja nicht erlaubt; darum fahr' ich gewissenhaft fort zu berichten. Die Wahrheit zu sagen, das Shakespeare-Schillersche historische Drama nimmt hier auf einige Zeit Abschied und das Molieresche Lustspiel wird hereingeschoben; mit welchem Recht, weifs die Poesie wenigstens nicht. Lord Rochester, der verkappte Puritanerkaplan, hat die alte Kammerfrau Guggligoy bestochen, Lady Francis sprechen zu dürfen. Die Alte will aber vorher, hier in Gegenwart der Lady, selbst etwas geschmeichelt sein, und Rochester befafst sich mit diesem ekelhaften Geschäft jene sieben Seiten lang. (Woher der Dichter den tollen Namen Guggligoy hat, kann ich nicht errathen; bei mir in Schwaben nennen die Knaben eine gewisse Grasart so, die sie auf den Wiesen suchen, um das süfse Mark auszusaugen.) Endlich geht die Alte ab und Rochester wendet sich an die immer noch gegenwärtige Lady Francis Cromwell. Sie hält ihn für den Kaplan; er aber fällt auf das ungeschickteste mit den gemeinsten Galanteriephrasen herein, dafs sie ihn nothwendig für verrückt halten mufs. Der fein gebildete Lord, der uns im Stücke selbst als ein Muster der Hofsitte aufgeführt wird, beträgt sich Cromwell's unschuldiger Tochter gegenüber, wie soll man sagen, wie ein Husar gegen eine öffentliche Dirne, und nachdem es endlich die Protectorstochter satt geworden, seine plumpen Galanterien zu hören, und sich mit Hoheit von ihm abwendet, spricht Lord Rochester aparte einen Vers, aber einen Vers, den ich abzuschreiben niemals den Muth hätte! Man mufs gestehen, die französischen Dichter sind fein, aber das unfeinste was man lesen will kann man doch auch nur bei ihnen finden. Wir sind hier in der Mitte des ganzen Stücks, aber leider bei seiner schwächsten, leersten Partie. Lady Francis droht endlich zu rufen (!), und Lord Rochester liegt auf den Knieen, da erscheint Cromwell. Jetzt sind wir wenigstens auf dem reinen Lustspielgebiet, und es ist uns wohl, der erotischen Verlegenheit entschlüpft zu sein. Lady Francis wird jetzt mit einemmal schelmisch; sie erklärt, Rochester habe bei ihr um die Hand ihrer alten Kammerfrau angehalten. Cromwell will dieses Paar sogleich getraut sehen. Rochester windet sich wie ein gefangner Aal, denn Guggligoy spielt zuerst die Prüde, läfst sich aber leicht gefallen, dafs ein herbeigerufnes Commando Musketiere die heilige Handlung sogleich zu bewerkstelligen den Auftrag erhält. Dieser letztere Zug ist der einzige humoristische in der ganzen platten Comödie. Wie breit diese Particen ausgemalt sind, wollen wir nicht untersuchen. Inzwischen hat die allein zurückgebliebene Lady Francis Gelegenheit, Rochesters Madrigal aufzuheben und nachträglich zu lesen. Es ist aber eine Verwechslung des Liebesliedes mit einer Botschaft an die Verschwörung vorgefallen (wie, wird nicht gemeldet) und der Lady fällt der Spionsbrief in die Hand. Sie erschrickt und meldet dem Vater die

Digitized by Google

bevorstehende Verschwörung, die ihn zur Nacht im Schlaf überfallen, und, durch einen Schlaftrunk betäubt, entführen will. Nachher wird der Dichter Davenant eingeführt, der auf den von der Ceremonie zurückkehrenden Rochester trifft; letzterer erzählt sein Unglück und jagt seine nachkommende Ehehälfte von dannen. Die Comödie wird wieder breit fortgeführt. Endlich stehen sich Cromwell und Davenant gegenüber. Cromwell hat ihn kommen lassen, um ihm zu zeigen, dafs er seinen Verrath weifs, nimmt ihm die Depesche von König Carl aus seinem Hut, wo er sie versteckt hält, und schickt den Erschrocknen nach dem Tower als Gefangnen. Thurlon erscheint und meldet — das Parlament! Ich hoffe wohl eine Deputation, aber nein, das Parlament steht da; es wird eingeführt. (Alles mit Beobachtung der Einheit des Orts für den ganzen Act!) Es werden einige gleichgiltige Bills verlesen und approbirt; endlich aber bringt der Sprecher in langer Erörterung die wichtige wegen der Königswahl zur Sprache. Cromwell will sich bedenken; sie staunen. Das Parlament geht ab; Cromwell ist durch den bevorstehenden Ausbruch der Verschwörung beunruhigt. Er läfst sich (wieder in demselben Local) ein Bett aufschlagen. Der Kaplan Rochester kommt mit dem Nachttrunk. Cromwell befiehlt ihm selbst zu trinken, wozu er sich entschliefsen mufs, und da der Trunk natürlich mit dem Schlafpulver gesättigt ist, sogleich gewaltig zu gähnen anfängt bis er einschläft. Man kann Rochester das Zeugnifs geben, dafs er die Rolle des Scapin bis zum letzten Augenblick wacker ausgehalten hat. Damit ist aber auch das Molieresche Lustspiel plötzlich eingeschlafen, und was jetzt nachkommt, ist fast schlimmer. Der räthselhafte Jude Manasse kommt wieder, als Spion, mit einem Geldgeschäft. Cromwell kommt auf die Astrologie zu sprechen; der Jude ist Astrolog und giebt Winke in die Zukunft zu schauen. Cromwell's Aberglaube wird rege. Wir erinnern uns unwillkührlich an Baptista Seni; aber dieser Jude ist viel unheimlicher, mystisch, cabbalistisch, talmudistisch, er hat es mit Todtenbeschwörungen zu thun. Cromwell zwingt ihn durch Drohung ihm ein Gesicht zu deuten. In seiner Jugend ist ihm bei Nacht ein abgeschlagner Kopf erschienen und hat ihm die künftige Königswürde verheifsen. Der Jude weifs aus diesem Gesicht nichts rechtes zu machen, versucht aber eine Beschwörungsformel. Die Handlung wird unterbrochen durch den im Schlaf sich rührenden Rochester und dadurch ungiltig. Cromwell will diesen ermorden, wirft aber den Dolch wieder weg. Der Act schliefst mit einem unheimlichen Nichts.

Der vierte Act heifst die Schildwacht; er entspricht als Handlung dem ersten und enthält eigentlich die dramatische Katastrophe des Stücks; denn die dort angezettelte Verschwörung wird hier durch die List und die Geistesgegenwart des Protectors zu nichte gemacht. Ob Cromwell sich überhaupt solcher Mittel bedient hat, wie Verkleidung in einen Wachtposten, um seine Feinde zu überlisten, lassen wir auf sich beruhen; in der Ausdehnung, wie es hier geschieht, ist die Sache nicht sowohl unwahrscheinlich, als unmöglich, weil sie im höchsten Grade unklug und unbesonnen wäre. Es fragt sich nur, ob der Dichter aus seinem gewählten Motiv die möglichen Vortheile gezogen hat. Cromwell also steht um Mitternacht in der Verkappung als Schildwacht vor seinem Schlofs Whitehall. Seine vier Narren kommen herbeigeschlichen; sie haben von der Comödie gehört und wollen sie belauschen, verstecken sich darum in einen Winkel. Sie sind zum ironischen Chorus der Handlung bestimmt. Cromwell glaubt, sie seien nur vorübergegangen, und spricht in einem langen Monolog über das Glück und den Seelenfrieden des harm- und zwecklosen Narren gegenüber seiner ruhelosen Lebensweise. Nun kommen die Verschwornen an und Cromwell schweigt. Jene sind bei dieser Gelegenheit sehr geschwätzig; es ist als säfsen sie bei einem Gelage. Die Aparte's Cromwell's sind hier, wie man sich denken kann, nicht gespart, ganz auf spanische Manier. Nun gilt es zuerst den wachthabenden Soldaten zu gewinnen, oder vielmehr, da man ihn schon von Rochester gewonnen glaubt, ihm die Parole anzugeben. Cromwell hat daran nicht gedacht; er weifs das Antwortswort nicht zu sagen und kommt in Verlegenheit. Die Cavaliere berathen sich über diesen Mifsstand und beschliefsen endlich den puritanischen Soldaten zu bestechen. Man macht ihn vertraut durch puritanische Brocken, und so leitet sich, aber weitläufig, die Unterhandlung ein; er nimmt das Geld an und läfst sie durch ein Thürchen in's Schlofs einschlüpfen. Cromwell spielt übrigens den gemeinen Soldaten recht wacker. Sir William Murray, der eitelste der

Digitized by Google

Cavaliere, bleibt aufsen um die Wache zu beobachten; das Motiv der gegenseitigen Mystification wird wieder Seiten lang weiter gespielt. Murray verläfst endlich die Bühne und dagegen kommt der Jude Manasse. Er hat von einer ausbrechenden Verschwörung gehört, und da ihm nichts wichtig ist, als dafs Christenblut vergossen werde, so will er auch von der Lustparthie sein und findet sich hier (am gefährlichsten Punct, wie die vier Narren!) auch ein. Nebenher zieht er auch noch, da es eine schöne Nacht ist, sein Teleskop aus der Tasche und beobachtet als Astrolog die Sterne, und zwischen diesem Geschäfte berechnet er auch seine Procente. (In der That ein Jude, der seine Zeit zu Rathe zieht, zumal er, irr' ich nicht, fast ein Jahrhundert alt sein soll.) Er und Cromwell, der ihn belauscht, sprechen nun wieder mehrere Seiten ihre Monologe aparte, bis Manasse sich entschliefst die Wache anzureden. Nachdem er seinen Verrath gegen Cromwell diesem geoffenbart, giebt sich der Protector zu erkennen, indem er ihm seine Hand reicht, die Linien zu schätzen. Der Jude fällt wie todt vor Schrecken; Cromwell befiehlt ihm auf eine Bank niederzusitzen und sich nicht zu rühren. Der Protector hat noch den Schmerz, in der ihm geschenkten Börse die seines Sohnes zu erkennen, den er nun für mitverschworen zu wissen überzeugt ist. Ueberdem aber kommt Richard Cromwell selbst heran. Was er hier zu thun hat, das weifs Gott; er beträgt sich wie ein Kind, das zu spät nach Hause kommt und sich durch's Hinterthürchen einschleichen möchte. Die Aparte's gehen wieder seitenweise. Der Protector hält es für das passendste, den ungerathnen Sohn zu erstechen; er hebt auch drei- oder viermal den Dolch, jedesmal aber fällt ihm ein, dafs er doch sein Sohn sei. Das letztemal aber ist es Ernst. Da kommen die Verschwornen aus dem Schlofs zurück; sie bringen den geknebelten Rochester getragen, den sie für den Protector halten und im Schlofs gestohlen haben. Richard erstaunt über das was geschieht. Lord Ormond hält nun eine Art pathetischer Leichenrede über das Unglück des grofsen Cromwell, was dieser aparte belobt. Einige wollen den Gefangnen erstechen; der Doctor Jenkins unter ihnen ist aber ein pedantischer Jurist und will ein Gericht in allen Formen über ihn. Der Schematismus des englischen Geschwornengerichts wird auseinandergesetzt, als säfsen wir mitten in der Comödie; Cromwell lobt auch diesen. Aber die Mehrzahl siegt und der vermeintliche Protector soll eben geopfert werden, da springt Richard, der gehört, es handle sich um seines Vaters Leben, hervor und schreit Mord! Der Protector erstaunt, die Verschwornen sind vor Schreck aufser sich. Der Moment ist dramatisch allerdings sehr wirksam und schön. Da die Verschwornen nicht zurück können, so wirft sich Richard über den Gefangenen, ihn mit seinem Leibe zu decken, darüber wacht aber der geknebelte Rochester, wenigstens zur Hälfte, auf; allgemeines Erstaunen und Wuth der Verschwornen. Bis hierher hat der Protector dem Possenspiel zugesehen, nun ruft er mit Donnerstimme seinen Getreuen. In einem Moment ist der Garten mit Fackeln und Soldaten angefüllt, alle Fenster des Schlosses erleuchtet, Waffen überall, Thurlon und Graf Carlisle an den Seiten des Protectors. Die Verschwornen sehen sich verloren; Rochester, von dem Trank noch betäubt, glaubt sich in der Hölle. Lord Ormond wirft noch dem Protector seine Sünden vor, Jenkins macht noch Distinctionen. Cromwell aber erklärt allen in puritanischer Rede, dafs sie mit Tagesanbruch nebst dem Juden Manasse gehangen werden sollen. Nur die vier Narren bleiben auf der Bühne, die aus vollem Halse über die Geschichte lachen und Reflexionen anstellen, wer der gröfste Narr dabei gewesen. Man erkennt hier den Dichter, der in seinen Vorreden so gern über seine Phantasieen reflectirt und kritisirt. Der Schlufs ist, Cromwell sei der gröfste Narr, weil er morgen König werden wolle. Damit ist der fünfte Act angekündigt. Es mufs aber noch gerügt werden, dafs Cromwell's Narren unmöglich, wie sie hier thun, bei einer sein Leben bedrohenden Gefahr blofs die lachenden Zuschauer abgeben konnten; solche Narren hätte Cromwell nicht gefüttert.

Der letzte Act heifst die Handwerker. Vor Tag in der grofsen Westminsterhalle wird der Thron und die Zurichtungen zu Cromwell's Krönung betrieben. Es ist ein wesentlicher Theil dieser romantischen Kunst, dafs auch die niedern Stände im Schauspiel ihre Stelle selbstthätig ausfüllen. Diese Handwerker erweisen sich als Puritaner, denn während der Arbeit liest einer zur Erbauung aus der Bibel den salomonischen Tempelbau vor. Vergleichungen zwischen Cromwell's Thron und Carl's I. Schafott bleiben nicht aus. Der Unternehmer des Ganzen ist aber Barebone, des Protectors

Digitized by Google

Hoftapezier, einer der Verschwornen. Diese Figur gehört freilich zu den bizarren Unmöglichkeiten, aber zugleich führt er die Situation herbei, welche dem tragikomischen Genre unentbehrlich ist, der Tapezier wird zwischen seinen Patriotismus und seine Habsucht in eine komische Enge getrieben. Er fürchtet, wenn der Mord gelingt, werden seine ausgelegten Stoffe nicht vergütet. Die verschwornen Puritaner kommen jetzt in Masse in den Saal, mit welcher Genehmigung ist freilich nicht gesagt, der General Lambert ist unter ihnen, der beim Krönungszug dem Protector die Krone zu reichen hat und der selbst in seiner Brust ehrgeizige Plane auf das Königthum verbirgt. Von der letztern Seite hat der Dichter den Charakter aus der Geschichte aufgefafst. Es ist aber doch etwas zu toll, wenn der General am Krönungsmorgen mit den Puritanern in Westminster conspiriren soll. Wir sehen überall, wie Hugo, trotz seiner beabsichtigten Emancipation, noch ganz in den klassischen Fesseln der Einheit des Orts befangen ist, zum warnenden Beispiel, dafs man keine Reform mit halbem Herzen ausführen soll; fand er die alte Einheit lächerlich, wer hiefs ihn denn, für einen ganzen Act ein und dasselbe Local beibehalten? Da beschlossen wird, Cromwell im Moment der Krönung zu erdolchen, so fürchtet Barebone für seinen theuren Sammet und bringt politische Scrupel vor, was einiges komisches Mifsverständnifs gibt. Man fragt, wer zuerst stofsen soll, und sie beschliefsen, Lambert, der die Krone darreicht, stehe am gelegensten; diesem war aber gar nicht um die Ehre zu thun, er wollte nur im Trüben fischen und ist in der gröfsten Verlegenheit. Der Verschworne Overton spricht darauf mit ihm, erklärt ihm, wie er ihm nicht traue und dafs er sich hinter ihn stelle, um ihn selbst zu tödten, wenn er die That nicht wage; so also soll er gezwungen sein. Sie gehen, Lambert, um sich für die Ceremonie zu kleiden. Nun kommen Cromwell's Narren und suchen sich auf eigne Faust eine Loge im Saal aus, von der sie die Ceremonie sehen können; sie sind mit Laune gezeichnet; dann wird Milton eingeführt und klagt über den Abfall Cromwell's von der Republik. Dann dringt das Publicum herein; Hugo hat eine Fertigkeit erworben, das Volk bei festlichen Anlässen zu belauschen und die verworrenen Reden der Menge zu fixiren, freilich auch nur einer französischen Menge, was immer einen Unterschied macht. Auch Cromwell's Wache wird jetzt eingeführt. Nun erscheint der Wappenkönig oder Champion zu Pferde; erklärt Cromwell durch's Parlament zum König von England erwählt, und fordert jeden, der ihm den Rang streitig macht, zum Zweikampf heraus. Der Narr Gramadoch nimmt die Ausforderung an und springt aus seiner Loge. Solche Partien weifs Hugo mit guter Laune zu entwerfen, freilich immer auf Kosten der historischen Wahrheit; doch hat hier einer der Zuschauer den guten Einfall, das Possenspiel werde absichtlich angelegt sein, um das Publicum von dem ernsthaften Act abzulenken. Nun hört man Glockengeläute und Geschützessalven und die Menge redet durcheinander. Die Stadtbeamten, die Gerichtshöfe, das Parlament, erscheinen in Procession, endlich Mylady Protectorin mit ihrer Familie. Cromwell erscheint auf der Schwelle, nach aufsen dem jubelnden Volke dankend, und wird vom Sprecher des Parlaments mit einer Anrede empfangen, die die Königswahl rechtfertigen soll; Cromwell spricht über die diplomatische Lage Englands, völlig wie eine Thronrede auszusehen pflegt. Der Purpur wird ihm gereicht, den er umnimmt, die Verschwornen dürsten nach Blut. Milton ruft ein warnendes Wort „des Merzen Idus": der dramatische Effect ist aus Shakspeare bekannt genug, aber auch hier an seiner Stelle. Cromwell steigt auf den Thron; Schwert, Siegel, Bibel werden ihm überreicht; General Lambert naht sich mit der Krone, hinter ihm drohend Overton, Lambert stammelt, die Verschwornen greifen nach den Dolchen, da fährt Cromwell auf und spricht. Diese merkwürdige Rede ist dem aufbehaltenen Originale nachgebildet, aber in glänzende Rhetorik eingekleidet, es ist der bedeutendste Moment des Stücks. Diesem nach war Cromwell noch einmal durch Barebone gewarnt und beschlofs, alles, nur die Krone nicht, anzunehmen, um den Verschwornen den Vorwurf des Königthums aus dem Munde zu nehmen. Er spricht in beredten Andeutungen von seinen Verdiensten um das englische Volk und zuletzt in frommen Thränen wie bittend, man möchte ihn mit der Last der Krone verschonen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Das Volk bricht in Enthusiasmus aus und die Verschwornen sind entwaffnet. Dafs damit freilich die Katastrophe des Julius Cäsar abgeschnitten ist, konnte das Stück zu keiner Tragödie werden lassen. Ein komisches Zwischenspiel bildet noch ein Geistlicher, der seinen Text über die Krönung in der Eile nicht zu ändern weifs und doch predigen soll. Inzwischen hat Cromwell die gefangenen Ritter der vorigen Nacht, die glücklicherweise noch nicht exequirt sind, auch in den Krönungssaal herbeschieden, und trotz des ungebeugten Uebermuths von Lord Ormond werden sie begnadigt und exilirt. Der Jude wird nur an dem Beutel gehängt. Endlich wird auch der ins Gefängnifs geworfne Puritaner Carr herbeigeholt um begnadigt zu werden. Allein dieser Fanatiker will der einzige dem von Gott verworfnen Cromwell trotz bieten und verlangt nach dem Kerker zurück; das Volk nennt ihn toll. Die Katastrophe, wenn man so sagen darf, zieht sich hier sehr in die Länge. Am Ende macht der wildeste unter den Verschwornen Syndercomb noch einen Mordangriff; das Volk wirft ihn in die Themse. Cromwell bleibt der Held und Sieger des Tages und schliefst mit den träumerischen Worten das Stück: Wann denn werd' ich einmal König sein? Womit das als Handlung nicht befriedigende Stück gewissermafsen in seinen Anfang zurückgeht.

Cromwell wurde nicht mit Rücksicht auf unmittelbare Theateraufführung geschrieben; es ist ein historisches Studium, das mit genauer Kenntnifs der Quellen eine neue Bahn im dramatishen Styl der Franzosen zu brechen beabsichtigte. Der Dichter sagt, vielleicht liefse sich ein Auszug davon für die Bühne machen; meines Wissens ist es aber nie aufgeführt worden. Wenigstens für unsre deutsche Bühne stände dieses Werk der Aufführung näher als irgend eines seiner andern, da wir an die epische Breite des historischen Drama schon durch Schiller gewöhnt sind; ein französisches Publicum wäre zu ungeduldig für einen solchen Versuch. Sollen wir uns nun ein allgemeines Urtheil erlauben, so müfsten wir sagen: es ist ein Stück von grofsen Schönheiten, von einigen vortrefflichen Scenen; aber ein abgerundetes Drama wird es niemand nennen wollen. Kein Franzose hatte vor Hugo so gründliche historische Studien für ein Drama gemacht, keiner hatte den germanischen Geist der deutschen Reflexion und des englischen Humors mit solcher Verwegenheit in den französischen Styl übersetzt; Schiller und Shakspeare suchte er zu verschmelzen. Schade nur, dafs er glaubte auch seine Bewunderung für Molière an derselben Stelle niederlegen zu müssen. Hier widerstrebt die romanische Natur der unnatürlichen Vermischung, und zwischen die Glieder des historischen Drama drängen sich die Sprünge des burlesken romanischen Harlekino höchst unorganisch herein. Solche Extreme in ein Ganzes zu verschmelzen, konnte nicht gelingen, konnte wenigstens diesem Talent nicht gelingen, so weit wir es kennen. Ob es überhaupt unmöglich ist, müssen wir der Nachwelt zu lösen überlassen.

Nach dem Cromwell, der in der Literatur das gröfste Aufsehen machte, liefs sich erwarten, der Dichter werde sein grofses Talent dem bestehenden Theater aus der Shakspearischen Höhe herab allmälig näher bringen und sich eine harmonische Ausgleichung nach und nach finden lassen. In seiner heftigen bizarren Weise fiel er aber leider aus einer extremen Richtung in die andre, und einmal in seiner populären Richtung auf das theatralisch Wirksame begriffen, liefs er sich so gänzlich von diesem trügerischen Gespenst des Beifalls umgarnen, dafs er der besonnenen Kritik fast völlig aus dem Gesichte kam. So verfiel er zuerst auf den glänzenden Eindruck, den das spanische Schau-

Digitized by Google

spiel in seinem jugendlichen Gemüth zurückgelassen, und der beschwerlichen historischen Arbeit müde, suchte er nach der Weise der Spanier ein Drama aus bloſs imaginirten Charakteren, leidenschaftlich belebten Situationen und einer schimmernden Rhetorik zu construiren. Er war hier der ältesten französischen Tragödie näher als er wohl wollte. Er schrieb seinen Hernani für die Bühne, der bald das französische Publicum in einen wahren kritischen Krieg zu stürzen bestimmt war.

Ich sagte, eine Jugenderinnerung habe den Hernani geschaffen; einmal eine Jugenderinnerung an die Localitäten des spanischen Landes; Saragossa wird der Verfasser selbst gesehen haben; dann die Erinnerung an spanische Schauspiele und ihre bizarren Extravaganzen in Hinsicht des Ehrenpunctes; man könnte sich speciell etwa an Calderons Weihe des Kreuzes erinnern, bei dem Räuber Hernani; doch vermuthe ich, daſs der Räuber Moor von Schiller auch ein Bedeutendes zu diesem Charakter geliefert hat. Im Ganzen ist es mir kaum verständlich, wie ein Dichter, der im Cromwell so viel gründliches Wissen verarbeitet hatte, im Hernani so völlig alles historischen Colorits baar und ledig schreiben kann; denn dieser Don Carlos, der als Carl V. zum deutschen Kaiser gewählt wird und den wir sonst hinlänglich kennen, hat doch wahrlich nichts mit seiner historischen Person gemein. Wie gesagt, entweder hat der Dichter sein Stück schon in frühster Jugend entworfen gehabt, oder hat er, bei schon gereiftem Talent, mit Absicht sein ganzes historisches Talent beiselte gelegt, um uns einzig mit den Eigenthümlichkeiten des spanischen Theaters bekannt zu machen. Das Stück hat den Nebentitel die Ehre des Castiliers, die allerdings ein ganz besonderes Ding ist, und uns hier sogar handgreiflicher als in den spanischen Stücken selbst von einem Franzosen wie ein complicirtes Rechenexempel herausgerechnet wird. Die Charaktere sind wild, roh und unsittlich, aber mit einem gewissen Phantom, Ehre genannt, machen sie einander gegenseitig so zu fürchten, daſs sie einander bis in den Tod jagen. Dieses aber wollen wir durch den Gang der Handlung verfolgen.

Erster Act. Wir sind in einem einsamen Schlafzimmer zu Saragossa. Eine Duenna hört klopfen und glaubt, der geheime junge Liebhaber ihres Fräuleins komme; sie öffnet — Don Carlos (nachher Kaiser Carl V.) der ebenfalls in das Frauenzimmer verliebt, sich auf diese Weise einführt (ob das spanisch ist, weiſs ich nicht recht). Da die Zofe erschrickt, besticht sie der Ritter und verlangt in einem Schrank versteckt zu werden (das Verstecken freilich ist in spanischen Stücken hergebracht). Nun kommt das Fräulein Donna Sol, die an einen alten Onkel, bei dem sie wohnt, mit nächstem sich vermählen soll, mit ihrem Geliebten, Hernani, der ein Räuberhauptmann ist. Er nennt sich einer geächteten Familie angehörig und persönlichen Feind des Don Carlos, durch sein Geschlecht. Es ist eine heiſse verzweifelte Liebe zwischen den Beiden; die Charaktere sind durchaus geistig krank und besonders der verliebte sentimentale Räuber ist ein karikirter Carl Moor. Donna Sol spricht zuweilen schöne Worte einer hingebenden Leidenschaft. Mitten in diesen Liebesgesprächen springt aber Don Carlos, dem die Geduld ausgegangen, aus seinem Schlupfwinkel hervor, mit den Worten: Denkt ihr, man sei so bequem in einem Wandschrank? Man muſs gestehen, Hugo nimmt jedem Versuch einer Parodie seiner Tragödie das Wort aus dem Munde; in Spanien selbst dürfte solch ein Wort inzwischen nur der Gracioso brauchen. Hernani findet dieses Auftreten nicht am Platz. Don Carlos giebt das zu, stellt sich aber gleichwohl der Donna als Liebhaber vor, bis es natürlich zum Zweikampf zwischen den Beiden kommt. Ueberdem kommt der alte Onkel, Don Rui Gomez, nach Hause, und findet es befremdend, zwei junge Herrn bei seiner Braut anzutreffen. Er schilt wacker drauf los, bis endlich Carlos, der in seinen Mantel gewickelt steht, sich ihm zu erkennen giebt; es ist sein König, König Carl von Castilien, der sich incognito hergeschlichen habe, um seinen Rath einzuholen, ob er sich um die deutsche Kaiserkrone bewerben soll. Der Alte findet das bedenklich, fragt auch unter anderem, ob er denn lateinisch reden könne, was sehr vonnöthen sei um deutscher Kaiser zu werden. Dem König ist es aber wenig um Rath zu thun, er geht und entschuldigt auch noch Hernani, mit dem er die Klinge gewechselt, als einen von seinem Gefolge. Hernani in einem kurzen Monolog dankt ihm seine Rettung damit, daſs er schwört, ihn unabläſsig mit seinem Haſs zu verfolgen.

Zweiter Act. Die Straſse vor demselben Pallast; es ist abermals Nacht. Der König kommt mit einigen

Digitized by Google

Höflingen; er hat gestern abgelauscht, dafs Hernani die Donna entführen soll und drei Handschläge sollten das Signal sein. Er schickt die Leute beiseite und klatscht in die Hände, die Donna erscheint, erkennt aber sogleich ihren Irrthum; da sie zurück will, hält sie Don Carlos mit Gewalt fest; er macht glänzende Anerbietungen, die Donna findet aber nicht gut, sich darauf zu verlassen, was alles nicht sehr spanisch ist; endlich droht sie, ihn mit seinem eignen Dolch zu erstechen. Da zeigt sich plötzlich Hernani in der Dunkelheit und sagt dem König, dafs seine Bande sich Saragossa's bemächtigt habe und dafs er selbst in ihrer Gewalt sei. Er soll sich mit ihm schlagen. Der König beträgt sich seinem Stande gemäfs. Mit dir, einem Banditen? Du wirst mich ermorden; weiter nichts. Das Ehrgefühl des Banditen erhebt sich hiegegen; er soll ungefährdet abgehen; der König sagt, er wolle ihm diese That entgelten. Donna Sol verlangt nun natürlich, wie ausgemacht war, entführt zu werden; der Räuber fällt aber in einen melancholischen Wahnsinn und meint, die ausgemachte Stunde sei ja jetzt verflossen; er setzt sich zur Donna auf einen Stein und wimmert so lange, bis die ganze Stadt in Alarm kommt und man den Räuber mit Gewalt aus den Armen der Geliebten jagt.

Dritter Act. Auf einem Schlofs des Herzogs in den aragonischen Gebirgen, wo die Hochzeit des Alten mit Donna Sol gefeiert werden soll. Der Alte spricht von seinem Alter und wie sehr er gleichwohl verliebt sei, Donna Sol ist immer bereit, den alten Herrn pflichtgemäfs zu nehmen, vergifst aber darüber keinen Augenblick ihren geliebten Hernani. Ueberdem wird ein Pilgersmann gemeldet; Donna Sol soll sich zur Hochzeit kleiden und geht, Hernani als Pilger tritt auf; der Herzog verspricht ihm Obdach. Donna Sol kommt im Brautschmuck mit dem Gefolge des Herzogs; wie sie Hernani erblickt, ruft er vor dem Gefolge: Tausend Carolinen sind für den grofsen Räuber geboten u. s. w. Seine ganze Bande ist vernichtet, der König ihm auf dem Fufs. Der Herzog sagt: Du bist mein Gast und ich schütze Dich; er geht ab seine Burg zu rüsten. Hernani und Donna Sol bleiben allein, weinen und halten sich umarmt. Der Alte kommt zurück und wüthet. Man meldet: Der König begehrt Einlafs in's Schlofs. Man öffnet dem König. Er versteckt Hernani in eine Blende. Don Carlos kommt und begehrt die Auslieferung, der Alte führt ihn an allen seinen Ahnenbildern vorüber, Leuten von bewährter, nie befleckter Ehre. Er kann den Mann nicht ausliefern. Der König: Wohl, so nehm' ich eure Braut dafür. Der Alte schwankt, läfst sie aber doch ziehen. Hernani kommt vor und sagt, der König liebe Donna Sol; nun macht die Eifersucht den Alten rasend; sie verbinden sich zu gemeinsamer Rache. Da Du mich vom Tode errettet, sagt Hernani, so gelob' ich Dir, sobald Du es verlangst, für Dich zu sterben; du brauchst nur dieses Horn zu blasen, und er gibt ihm das Horn von seinem Gürtel.

Vierter Act. Wir befinden uns in den unterirdischen Grabgewölben Carl's des Grofsen zu Aachen. Don Carlos und Don Ricardo, sein Getreuer, kommen mit einer Laterne; also wieder Nacht. In diesen Räumen soll eine Verschwörung wider Carl angezettelt werden, die er (wie oben Cromwell) belauschen will. (Die Helden des Dichters haben alle dieselbe persönliche Entschlossenheit). Zugleich aber wird in diesem Augenblick über die Kaiserwahl entschieden; Carlos fehlen drei Stimmen, er hofft aber doch; es sind drei Competenten; wenn er gewählt wird, fallen drei Kanonenschüsse als Signal, bei dem andern einer oder zwei. Er will jetzt allein sein. Nun folgt ein Monolog; er redet den Schatten Carl's des Grofsen vor seinem Grabe an; der lyrische Dichter ist hier in seinem Element, die historischen Elemente werden mit Geist entwickelt; es ist die einzige völlig vernünftige Partie des ganzen Stücks. Endlich hört man Geräusch. Wer wagt es mich zu stören? Doch es ist wahr, ich vergafs, es sind meine Mörder. Er öffnet das Grab und verbirgt sich darin. Die Verschwornen treten auf mit Fackeln und mystischen Begrüfsungen, fast wie die Priester in der Zauberflöte; setzen sich auf die Gräber; ein Herzog von Gotha präsidirt; andre Deutsche und Spanier. Es ist eine Art Fehmgericht, das dem Dichter vorgeschwebt hat. Der Vortrag ist: Carl von Spanien, von seiner Mutter ein Fremder, bewirbt sich um die deutsche Königskrone (und zwar neben Franz I., der ganz fremd ist). Darum (warum?) mufs er sterben. Alle Verschwornen fallen bei. Wer soll zuerst ihn zu morden gesandt werden? Man betet und loost; Hernani ist der Glückliche. Denn Hernani und der alte Gomez sind unter den Verschwornen. Hernani triumphirt; der alte Gomez will ihm das Recht

Digitized by Google

abkaufen mit seinem ganzen Vermögen. Nein; für Beide ist die Lust, sich an ihrem König um einer Beleidigung willen, oder wegen der Eifersucht um Donna Sol, zu rächen, viel süfser, als ein ganzes glückliches Leben. Nun wird abermals geschworen; im selben Augenblicke ein Kanonenschufs, der zweite, der dritte. Don Carlos öffnet das Grab und ruft: Ihr Herren, geht etwas weiter weg, der Kaiser hört euch. Sie müssen ihn für das Gespenst Carl's des Grofsen halten; alle Lichter erlöschen, aber Don Carlos hat für andere gesorgt, ganz wie des Dichters Cromwell. Er schlägt auf die eherne Thüre, und der Hintergrund öffnet sich mit Fackeln und Bewaffneten. Hernani: Gottlob! es ist nicht Carl der Grofse, sondern nur der Fünfte. Sie werden entwaffnet. Nun erscheint die Commission, der Herzog von Baiern und der König von Böhmen, im Ornat, mit Fackeln, Fanfaren und Gefolge, um (hier im Grabgewölbe unter dem Boden) dem Könige die Wahl zu verkünden. Nun erscheint — Donna Sol! Woher — das weifs Gott; der König wird sie wohl mitgebracht haben. Hernani betrachtet sie wie billig mit einigem Mifstrauen, sie aber versichert ihn, sie habe des Königs Dolch noch nicht von sich gethan. Inzwischen gebietet Don Carlos diejenigen der Verschwornen, die Herzogs- oder Grafenwürde haben, festzuhalten, den übrigen Trofs — wahrscheinlich, laufen zu lassen. Das giebt Hernani Gelegenheit, sich als geächteten Herzog von Aragon zu erkennen zu geben; als Grande bedeckt er sich. Donna Sol ruft: Himmel! und der König bemerkt: In der That, ich hatte diese ganze Geschichte vergessen. Dieser Vers gehört wieder dem Parodisten oder Gracioso. Donna Sol fällt nieder und bittet um Gnade für ihren Geliebten und Gemahl. Carl der Fünfte hat jetzt einen Anfall von Milde; er begnadigt Alles, und vermählt Donna Sol mit dem zum Ritter geschlagnen Hernani, zu allgemeiner Zufriedenheit, mit Ausnahme des alten Gomez, ohne den das Stück hier als eine völlige Comödie zu Ende wäre. Nach diesem fragt aber weder seine Nichte, noch Hernani, noch sonst Jemand. Der Kaiser fragt noch den Geist Carl's des Grofsen: Bist du mit mir zufrieden?

Fünfter Act. Die Terrasse des Pallastes von Aragon in Saragossa. Hochzeitfeier; das Lustspiel geht seinen Gang. Nur ein mystischer, stummer Gast hat sich eingeschlichen unter den Hochzeitsgästen. Solche Erscheinungen sind in der neuen Literatur stehende Schreckbilder. Nun bleiben Hernani und Donna Sol allein, eine zärtliche Brautscene nicht ohne grofse Schönheiten. In der Stille der Nacht wünschte die Donna nur eine einzelne Stimme, eine Flöte etwa, zu hören. Da hört man das Horn Hernani's. Er fährt zusammen, denn er hatte sein ganzes voriges Leben vergessen. Die Donna wird beseitigt um etwas zu holen. Don Rui erscheint und mahnt zu sterben; jetzt sei die Stunde gekommen. Der sechzigjährige ist noch glühend in seiner Eifersucht. Hernani wählt Gift; Donna Sol aber reifst es ihm weg und trinkt zuerst, er nach ihr. Zerreifsende Liebesworte der Sterbenden nebst dem Neid des Alten, der sich zum Schlufs tödtet. Ueber die Verrücktheit dieser Lösung braucht es wohl kein Wort zu verlieren; ich erinnere mich nur, dafs Jean Paul in einem kleinen Romane das nämliche Motiv zur komischen Katastrophe benutzt hat, indem mit einigen Hornstöfsen aus der Ferne ein Förster seine Einstimmung zur Heirath seiner Tochter ausspricht.

Ueber das viele Verkehrte in diesem Stück verlohnt es nicht der Mühe zu reden. Dafs alles historische Costüm verletzt wird, ist in so fern unbillig zu rügen, da es ein spanisches Schauspiel sein soll, und die spanischen Schauspiele haben in der That alle diesen Mangel. Dafs aber das Princip der Ehre hier zu einer völligen Mummerei mifsbraucht, dafs mit diesem Popanz alle höheren sittlichen Menschenpflichten aufgehoben werden, das ist in der spanischen Poesie darum nicht möglich, weil sie eine religiöse Grundlage hat, und dem Glauben gegenüber schweigt dort alle eigensinnige Forderung des individuellen Ehrgefühls. Das hat der Dichter übersehen und hat darum ohne sittliche Grundlage ein monstroses Gedicht geschaffen. Dafs es aber auf die Imagination gewaltig wirkt, reich an lebendiger Handlung ist, das mufste allerdings auf die französische Bühne, wenn man an ihre rhetorischen früheren Tragödien denkt, einen aufserordentlichen Eindruck machen. Das Stück machte Furore und wurde von Anfang an eben so vergöttert wie ausgezischt, was beides sehr begreiflich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Mir scheint der dritte Act, auf dem Schlosse des alten Gomez, der etwas von dem Geist der spanischen Romanze hat, auch der vorzüglichste. Die beiden ersten sind zu frivol gehalten, der vierte zu grafs unhistorisch und der letzte in seiner Peripetie ein reines Melodram im Sinn der Franzosen. Mir ist, wie schon gesagt ist, nicht begreiflich, wie ein Mann, der vorher den Cromwell geschrieben, der, wie er später behauptet, die Marion de l'Orme vorher will geschrieben haben, ein solches Stück ausführen konnte, das wie der Traum einer heifsen Sommernacht nur die halbe Vernunft mit aufwachen läfst, es wäre dann, dafs er es in dem Paroxysmus einer jugendlichen Leidenschaft, in dem aufgeregten Zustand weniger Stunden hingeworfen hätte, um das Gespenst einer spanischen Tragödie, das in seiner früh entzündeten Phantasie spukte, auf diesem Wege von sich auszuscheiden.

Hiemit war nun der alten klassischen Tragödie der Kampf auf Leben und Tod erklärt; Alexander Dumas unterstützte den Dichter durch seinen Henry III., und sie bereiteten ihre stärksten Trümpfe vor, um der romantischen Schule über die alte klassische den Sieg zu versichern. Hugo's Marion de l'Orme wurde aber durch Carl X. noch von der Bühne ausgeschlossen. Erst die Julirevolution brachte auch diesem Stücke seine Popularität; es ist in jeder Hinsicht werth, recht genau erwogen zu werden.

Nachdem er der deutsch-englischen und der spanischen Bühne seinen Tribut der Nachahmung gebracht hatte, fühlte der Dichter, dafs es eines einheimischen Stoffes bedürfte, um sein Publikum völlig in sein Interesse zu ziehen. Er kehrte aus der phantastischen in die historische Sphäre zurück, und das war jedenfalls ein Fortschritt.

Ein historisches Factum liegt dem Stücke zu Grunde. Da ich indessen in Specialgeschichten nicht bewandert bin, so mufs ich aufs Gerathewohl eine Stelle citiren, die mir aus dem Buche, Vie de Molière par Taschereau, im Gedächtnifs geblieben ist. Sie lautet:

Perpignan repris sur les Espagnols; les jeunes et trop malheureux Cinq-Mars et de Thou, victime de leur fougue imprudente et de l'inflexibilité cruelle du cardinal de Richelieu; ce ministre presque mourant, ayant à lutter tout à la fois contre le courage de l'Espagnol, l'audace de mécontens et la pusillanimité du Roi; telles furent les scènes pleines de mouvement et d'intérêt qui se passèrent sous les yeux du jeune observateur.

Wenn ich mich nicht völlig betrüge, so ist in diesen Worten der ganze historische Gehalt von Marion de l'Orme ausgedrückt. Da der junge Molière sich nicht bewogen fand, von diesem Erlebnifs seiner Tage Vortheil zu ziehen, so hat es Victor Hugo nachgeholt.

Der Cardinal verbot bei Lebensstrafe das Duell, das ganz unmäfsig eingerissen war. Ob ihn bei dieser Verfolgung ein Anstofs der Menschenliebe oder ein religiöser Skrupel mitgeleitet, oder ob es blofs eine politische Maafsregel war, um der Verödung des Königreichs an jungen Edelleuten entgegen zu arbeiten, kann dahin gestellt bleiben. So weit wir die Politik des Cardinals begreifen, könnte es scheinen, als wäre die Zerstörung der grofsen adelichen Häuser in seinem Interesse gewesen, denn es erleichterte ihm nur die Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, Frankreich durch das absolute Königthum grofs zu machen. Warum wählte nun unser Dichter diesen Stoff?

Es ist zuverläfsig, dafs das Duell in unserer christlichen Staatenwelt ein seltsames sittliches Problem bleibt, und daher dem Dramatiker wie dem Philosophen immer Stoff zur Darstellung und zum Nachdenken übrig lassen wird. Das Alterthum wie der Orient kennen kein Duell im jetzigen Sinne des Worts; es

Digitized by Google

ist eine Feudalinstitution, die mit der Völkerwanderung in unsere Staaten überging, und, was nicht geleugnet werden kann, dem eingeführten Christenthum von Anfang an bis auf unsere Tage beharrlich Hohn gesprochen hat. Die feudalistische Ehre, d. h. die unendliche Werthschätzung der eignen Persönlichkeit, die sich auch in der geringsten Kleinigkeit durchführen will, ist eben so gewiſs aller gesunden Vernunft, wie sie das griechische Alterthum ausgebildet, als jeder Grundlage des christlichen Glaubens entgegengesetzt, der ja im directen Gegensatz die absolute Liebe und Selbstverleugnung predigt. Wenn man unser Mittelalter aus dem feudalistischen Ritterthum und der christlichen Hierarchie construirt, so pflegt man gewöhnlich diesen schroffen Widerspruch zu übersehen und nennt wohl gar unser Mittelalter eine rein christliche Periode. Diese beiden Elemente hatten sich aber bloſs abgefunden, keineswegs durchdrungen, und die Folgen dieser Abfindung laufen bis in unsere Tage. Wenn aber die pietistische Richtung unserer Zeit aus diesem Widerspruch die Unchristlichkeit des modernen Staatslebens zu beweisen geneigt sein sollte, so kann man ihr die historische Wahrheit entgegenhalten, daſs unser Staat überhaupt nie auf das Christenthum *allein* gegründet war. Priesterthum und Kriegerthum sind nicht aus einem Princip zu deduciren, und der Kriegerstand, der im Anfang unserer Staaten mit dem Adelstand identisch war, hat sich die feudale Ehre nebst dem Duell als ein Prärogativ immer vorbehalten.

Die neuere Zeit, und Frankreich hat hierin den Ton angegeben, hat diese Verhältnisse aber bedeutend modificirt. Das allmählige Emporkommen des Bürgerstandes und daraus folgende Sinken der adeligen Prärogative hat auch nach und nach die letzteren auf den Bürgerstand überzutragen angefangen. Im Militairstand drängte sich zuerst der Bürger in die adeligen Vorrechte, und damit in das Recht des Zweikampfs. Als endlich die französische Revolution den Bürger auf das Niveau der Gleichheit setzte, wurde jeder Bürger so zu sagen adelig. In Frankreich ist in der That das Duell ein Nationalbegriff; die Ehre thut dort fast alles das, was bei tiefer gehenden Naturen etwa der Tugend zugeschrieben wird. Die Ehre hat nur das Traurige an sich, daſs sie eine Art Tugend der Oeffentlichkeit, der öffentlichen Meinung ist, nicht aus dem innersten Selbstbewuſstsein für sich selbst wirkt. Man kann mit Ehre nur vor der Welt bestehen, nicht vor dem innern Richter des Gewissens; die Meinung kann man betrügen, nicht sich selbst. Dies ist jenes Uebel der Opinion, das der deutschfühlende Rousseau sein ganzes Leben durch an der französischen Bildung so unerbittlich verfolgte, und ist, mit einem Wort, die Stärke und die Schwäche des französischen Nationalcharakters. In Ländern germanischer Zunge ist jener feudalistische Ehrbegriff mit seinem Prärogativ des Zweikampfs niemals so in das Volksbewuſstsein übergetreten, nur die deutschen Studenten haben in ihren Landsmannschaften das aristokratische Duell beibehalten, und, was merkwürdig ist, in jener Zeit der exaltirten Burschenschaft jene monstrose Institution geschaffen, die aus Patriotismus und Republikanismus antike Begriffe mit den Auswüchsen der Feudalzeit auf's seltsamste in sich vereinigte. Aber das Militair und der Adel, und wo etwa der Beamtenstand auch mit letzterm auf Einer Linie läuft, ist auch hier noch diesen Beschränkungen einer ideellen Freiheit pflichtig.

Ich habe es für nöthig gehalten, auf diesen Punct so weit mich einzulassen, da man in der That ohne diese Voraussetzungen die sittliche Grundlage nicht besprechen kann, auf welcher das vorliegende Schauspiel wurzelt. Es fragt sich nur, was der Dichter weiter gethan hat, um aus diesem Element, wie es in der oben angeführten Anekdote angeregt war, den Gehalt eines Schauspiels zu gewinnen. Hiezu hatte er als zweite Ingredienz ein Liebesverhältniſs nöthig. Das fragliche Duell muſste sich hiermit verwickeln; dieses wäre nun an sich keine groſse Schwierigkeit gewesen, denn die ganze dramatische Literatur der Spanier hätte ihm Vorbilder die Masse geliefert, wo immer die Liebe, die Eifersucht und das Duell Hand in Hand gehen. Dieser hergebrachte Weg war aber dem Dichter zu gemein und er hat ihn verschmäht. Nicht eine leichte romantische Galanterie wollte er schildern, sondern die Liebe als tiefe geistige Leidenschaft, eine Liebe, wie er sie aus dem Gemüthe eines Rousseau, aus den Dichtungen nordischer Völker, der Engländer und der Deutschen, und wenn man ihm zugestehen will, aus seiner eignen tieferen Natur hatte kennen lernen. Es galt hier also einen Gegensatz zwischen romanischer Sitte und germanischem Charakter. Frankreich ist in aller Hinsicht das euro-

Digitized by Google

päische Mittelland, das alle seine Polaritäten in sich zum Bewufstsein bringt und in sich zu neutralisiren sucht, und es braucht keiner schwierigen apriorischen Constructionen, um darzuthun, dafs die französische Geschichte seit Ludwig dem XIV. ein Kampf des sich befreienden germanischen Geistes über den romanischen genannt werden dürfte. Man kann in der Revolution eine Nachwirkung deutscher Reformation oder näher eine Nachwirkung der englischen Revolution und des americanischen Freiheitskrieges, der bürgerlichen, repräsentativen, parlamentarischen Freiheiten finden, man wird immer auf dieselben Resultate kommen. So liegt es denn auch auf der Hand, dafs die neufranzösische Romantik ein neuer Schritt war, den germanischer Geist über den romanischen hinaus gethan hat, und der Kampf des einen und andern Elementes ist eben die Frankreich zugetheilte Ausgleichung südlicher und nördlicher Nationalität.

In diesem Sinn hat sich der Dichter ein Liebespaar imaginirt, das diesen Gegensatz aufs allerschneidendste an sich darstellen sollte. Die südliche, die romanische Liebe ist zunächst Sache der Phantasie; der Reiz des Moments, kann man sagen, überherrscht die Dauer der Persönlichkeit; eben darum ist sie ohne Dauer, vorübergehend, wechselnd, für den Nordländer frivol. Diese Liebe mufste hier dem weiblichen Charakter zugetheilt werden; Marion ist ein Freudenmädchen der feinern Sorte, eine Hetäre, wie sie Paris etwa nach dem Muster von Athen ausgebildet hatte. Dafs ein solches Wesen einmal aus ihren Verirrungen doch zu einer tiefern Leidenschaft erwachen kann, das war in der französischen Literatur nichts unerhörtes. Man vergleiche nur Lafontaine's Erzählung La courtisane amoureuse, ein Gedicht, das freilich nicht ganz auf romanischem Boden steht und meines Wissens von Lafontaine, gegen seine Gewohnheit, keinem italienischen Vorbild nachgedichtet worden ist. Er scheint selbst der Erfinder oder erste Erzähler. Nur, da dort der Liebende in der Geliebten nichts weiter sucht als das Freudenmädchen, folglich seinerseits auch kein wahrer Widerspruch gegeben ist, so wäre damit doch nur ein elegisches Drama höchstens, aber niemals eine Tragödie zu gewinnen gewesen. Der Dichter brauchte nun einen andern Liebhaber, einen Melancholicus, einen Idealisten, einen jungen Rousseau, der mit aller Illusion der Idee in den Erscheinungen des Lebens etwas sucht, was sie in der That nicht sind, der ein Gespenst von Tugend, Treue, Vortrefflichkeit, selbst in einem Freudenmädchen sich einzubilden vermag; dazu gehört nun wesentlich, dafs er im gemeinen romanischen Sinn einigermafsen auf den Kopf gefallen sei, dafs er seinen Vortheil nicht versteht. Diefs ist eben die eigentliche Negation der Nationalbildung, welche die jungen Franzosen aus dem Ausland, aus der germanischen Welt eingesogen hatten; dieser immer wiederkehrende Charakter ist das in der romanischen Literatur umgehende Gespenst des germanischen Geistes, der sich in dem schönen Gebiet gerne ansiedeln möchte, und doch noch keine rechte Heimath gewinnen kann. Hugo hat den modernen Inhalt seines Gemüths in seinem Charakter Didier personificirt und diesen in ein historisches Costüm der vaterländischen Geschichte hineingestellt, mit dem er eigentlich keinen Zusammenhang hat. Es ging ihm ungefähr wie Schiller mit seinem Marquis Posa im Don Carlos. Ungefähr zur selben Zeit mit Hugo hat sein Nachfolger und Rivale Dumas denselben Charakter in der modernen Welt unter dem Namen Anthony erscheinen lassen. Beide Dichter haben sich sogar des nämlichen Motivs bedient, ihren Helden als Findelkind zu behandeln; durch diese Qualification wird der Zweck erreicht, dafs dieser Charakter, der im Grund nur die Stellung des modernen reflectirenden Poeten selbst ist, aufserhalb der Standes-Unterschiede der Welt gestellt ist, dafs nach oben seine Ansprüche durch die Ungewifsheit der Geburt gewissermafsen privilegirt erscheinen und gleichwohl ein solches Individuum der untern Masse angehört. Dabei wird nicht vergessen, das Findelkind durch eine unsichtbare Hand mit den nöthigen Mitteln versehen zu lassen, um ihm die volle Bildung höher gestellter Stände angedeihen zu lassen. So entsteht ein Widerspruch zwischen innerem Anspruch und äufserer Geltung, das dieses Individuum von vorn herein in die Stimmung einer misanthropischen Gereiztheit und Krankhaftigkeit versetzt, welche jener hypochondrischen Hamlets-Philosophie angemessen ist, welche diese neue Schule predigt. Es ist auffallend, dafs fast alle dramatischen Talente in Frankreich von Anfang an sich im Tragischen auszuzeichnen versessen sind, während der Nationalcharakter sich vielmehr zur Heiter-

Digitized by Google

keit als zum Tiefsinn und zur Schwermuth neigt; es ist dies eine Art Reaction der individuellen gegen die Nationalbildung. Schon Corneille und Racine hatten feines Talent zur Comödie verrathen und liefsen sich von Molière in Schatten stellen; Victor Hugo hat nach meiner Ueberzeugung das schönste Talent zu einer romantischen Comödie; aber die Shakspearische Muse hat ihn nicht zu einem französischen conat you will, as you like it, Kaufmann von Venedig u. s. w. begeistert, nein ein Hamlet, Lear, Macbeth, Richard sollte das Höchste sein, dem nachzustreben sich verlohne. Bei Dumas ist es sichtbare Nachahmung Lord Byronscher Manier, welche dasselbe bewirkt hat.

Wir gehen aber jetzt zur Analyse der Marion de l'Orme fort, und bemerken, dafs die Ueberschriften der Acte für das Stück ohne Bedeutung sind.

Der erste Act zeigt uns die Sirene Marion de l'Orme in einem bescheidnen Sitze der Zurückgezogenheit in der Stadt Blois. Ein junger Marquis von Saverny, der hier in Garnison liegt, hat sie auskundschaftet und macht ihr jetzt Vorwürfe, dafs sie ihre Pariser Anbeter auf dem Gipfel ihres Ruhmes stehend treulos verlassen habe. Ihr früheres Leben wird ihr ohne Schonung vorgerückt. Marion hält sich aber nur kurz bei diesen beschimpfenden Erinnerungen auf und drängt endlich den zudringlichen Marquis fort, da es bald Mitternacht sei und sie einen Freund erwarte. Er geht unter Lachen, läfst ihr aber doch eine Broschüre zurück, die ihren Namen führt und ihr zu Ehren gedruckt worden; ohne Zweifel ein historisches Stückchen. Nun erscheint der räthselhafte Liebhaber, das Findelkind, Didier, schwarz, wie ein Huguenot gekleidet, und bricht von den ersten Worten in ein lamentables Geseufze aus; er ist ein Sonderling in jedem Sinne, kommt nicht durch die Thürre, sondern über den Balcon steigend ins Zimmer, will die Welt gesehen haben und hält gleichwohl die schmutzige Geliebte für ein Ideal engelreiner Weiblichkeit. Ein so greller Gegensatz gibt freilich Stoff genug, sich zu unterhalten und fertig können sie niemals werden, er im Phantasiren, sie im Lügen, und in den Stofsseufzern der Aparte's. Inzwischen hört man Waffenlärm aus der Strafse; Didier geht durchs Fenster ab, um wo's nöthig, Beistand zu leisten; er haut den eben abgegangenen Marquis aus den Händen von Banditen heraus und rettet ihm das Leben. Er kommt durchs Fenster zurück und der Marquis folgt ihm durch's Fenster, weil er mit Gewalt seinen Dank abstatten will. Didier löscht das Licht, damit der Marquis Marion nicht sehe; er hat sie aber bereits erkannt; sie bittet ihn zu schweigen und die beiden Männer gehen. Marion läfst sich von der Kammerjungfer entkleiden und sagt naiv und schön, wie sie eben verliebt sei.

Der zweite Act spielt Abends vor einer Schenke in Blois; junge Offiziere des in Garnison liegenden Regiments unterhalten sich über Neuigkeiten und über ihre Langeweile. Man spricht von Moden, von Corneilles Cid als dramatischer Neuigkeit, wo die literarischen Anspielungen auf Akademie und Klassicismus nicht ausbleiben können. Nun setzt sich auch des Königs Spafsmacher L'Angely mit Namen in eine Ecke der Schenke. Einige Offiziere besprechen ein Duell; L'Angely erinnert sie an die Strenge des Ministers, und unmittelbar darauf verliest ein öffentlicher Ausrufer das Mandat, dafs jeder Duellant mit dem Strang bestraft werden soll. Die Edelleute schimpfen; inzwischen haben sich auch der Marquis Saverny und Didier in der Schenke eingefunden. Jener verlangt von diesem, den er nicht kennt, er soll ihm das über seinem Haupt angeheftete Mandat ablesen. Es ist nur der Uebermuth des Edelmanns, der sich gegen den Bürger ausspricht. Didier aber versteht keinen Spafs und fordert den Marquis; dieser weigert sich zuerst, nimmt aber doch auf das Findelkind Rücksicht, das nach bekannter spanischer Präsumtion möglicherweise adeligen Bluts sein kann; das Duell soll sogleich vor sich gehen; der Narr L'Angely leiht Didier sein Schwerdt; sie fechten; Marion stürzt aus dem nahen Hause und da sie ihren Didier in Gefahr sieht, bringt sie durch ihr Geschrei die Schaarwacht auf den Platz. Der Marquis, um sich zu retten, fällt, als wenn er erstochen wäre, und seine Freunde tragen ihn unter diesem Vorwand weg. Didier aber wird verhaftet, Marion's Wehklagen ungeachtet. Der Narr schliefst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Schlufs.)

Dritter Act. Auf einem Schlofs des alten Onkels des Marquis, Nangis in der Bretagne; der Schlofshof oder Garten. Herr von Laffemas, Präsident des Gerichts, rechte Hand des Cardinals, ist anwesend, um zum Tod des Neffen zu condoliren, in Wahrheit aber zu spioniren. Der todtgeglaubte Neffe steht ihm selbst zur Seite; mit einem falschen Bart versehen gibt er sich für einen Freund des Gefallnen aus, er ist in Gesellschaft eines Freundes Brichanteau; der alte Marquis erscheint (nach alter Trauerordnung mit neun Trauerhellebardieren versehen, die der gute Mann das ganze Stück durch hinter sich schleppt, was auf der Bühne unendlich lächerlich ist, und einen unbefangenen Zuschauer, wie wir uns erinnern, zu der naiven Frage an seinen Nachbar veranlafste: Kommt jetzt eine Patrouille?). Die beiden Freunde suchen den unglücklichen Greis zu trösten, indem sie des Jünglings Verdienst geringer machen, was Brichanteau bis zur Fratze übertreibt, was wieder eine wahre Possenscene begründet. Laffemas allein, erhält ein Schreiben, dafs Didier mit Marion de l'Orme's Hilfe aus dem Gefängnifs entwichen sei. Inzwischen ist auf dem Schlofs eine wandernde Schauspielerbande angemeldet worden; die Gastfreundschaft wird ihnen gewährt und eine Scheune angewiesen. Die Comödianten kommen, Didier und Marion sind unter ihnen; in dieser Verkleidung wollen sie entkommen. Sie werden gleich als Genossen behandelt, Marion soll die Chimenen, Didier die Matemoren spielen. Man läfst sie allein, Didier lamentirt wieder, Marion bittet ihn klug zu sein. In einer der zärtlichsten Herzensergiefsungen ruft man die Schöne in die Scheune. Marquis Saverny kommt und erkennt Marion. Laffemas ist im Begriff abzureisen. Der Marquis kann vor Lachen seine Entdeckung nicht bei sich behalten, dafs Marion sich unter der Truppe versteckt halte. Didier hört jetzt erst, dafs sein Engel die berüchtigte Marion ist; er ist wie versteinert. Laffemas macht sogleich seinen Plan den unbekannten Didier festzubekommen. Didier wird jetzt vom Marquis näher belehrt, bekommt auch ein Medaillon mit Marions Bild von ihm; Didier überzeugt sich. Laffemas will einen Schauspieler bestechen, was mifslingt. Er ersinnt ein andres Mittel; er ruft die ganze Bande und erklärt, er müsse Schauspieler für den Cardinal anwerben; jeder soll seine Probe ablegen. Das gibt eine burleske Partie; da die Reihe an Marion kommt und diese die Veränderung in Didier wahrnimmt, spricht sie eine Stelle aus Corneille's Cid, die zugleich eine Rechtfertigung und Apostrophe an Didier sein soll; als aber die Reihe an Didier kommt, erklärt er laut und offen, er sei der Didier, nach dem man fahnde. Marion ringt die Hände, kann aber keinen Blick mehr von ihm erringen. Der alte Marquis kommt und Laffemas verlangt Mannschaft, um den Mörder Didier zu verhaften. Jetzt tritt der junge Marquis vor und gibt sich selbst als todtgeglaubten zu erkennen; Freude des Alten. Laffemas hingegen verhaftet nun Beide, unbeachtet der Einsprache, die der alte Marquis auf seine Feudalrechte in Anspruch nimmt.

Der vierte Act führt uns an das Hoflager des Königs, Ludwig XIII., zu Chambord. Der Marquis von Nangis und Marion kommen um Gnade zu flehen; der Herzog von Bellegarde läfst sie beiseite treten, um den König erst gegen den Cardinal zu stimmen. Unterhaltung der Höflinge. Der König kommt äufserst verstimmt, und klagt dem Herzog von Bellegarde, wie hart ihm die eigenmächtige Handlungsweise des Cardinals auf dem Nacken liege. Das historische Material ist sehr ausgebeutet, der Charakter des Königs aber über die Mafsen lächerlich gemacht. Nun führt der Herzog die beiden Bittsteller vor, der Marquis läfst

Digitized by Google

sich beigehen, in sehr stolzen Worten den König an seine alten Verdienste und an die Erwartungen des Landes von seiner Gerechtigkeit und Milde zu erinnern. Diese auch dramatisch nicht sehr löbliche Rede thut ihre verkehrte Wirkung; der König wird ihm ganz abgeneigt. Nun fleht Marion rührend und in nur zu absichtlicher Kindlichkeit an sein Herz. Nein. Der Marquis geht, Marion hält sich an einem Pfosten unbemerkt. Nun bleibt der Narr allein beim König und will noch einen Versuch machen. Er schmeichelt der Hypochondrie des Königs, kommt dann auf seine Liebhaberei zur Falkenjagd zu sprechen, beklagt, dafs zwei geschickte Meister der Kunst sterben sollen; das seien jene Gefangnen; der König klagt, aber bleibt fest; nun sagt der Narr: Ich selbst mufs mitsterben, denn mein Schwerdt war beim Duell. Der König klagt, dafs ihm der Cardinal sogar seinen Narren tödte. Endlich aber fällt ihm ein: Wenn ich einmal selbst den König spielen wollte? Der Narr läfst ihn schnell ein Pergament unterschreiben und ruft Marion her, sich zu bedanken; sie nimmt es; der König verlangt das Pergament zurück; Marion versteckt es in ihrem Busen und sagt: Nicht bis es mir der König nimmt. Der Narr sagt: Der König wagt seine Hand nicht dahin. Mit dieser Leichtfertigkeit ist das Document gerettet. Man glaubt das Stück an der Entwicklung, aber freilich, Didier war so nicht zu helfen.

Fünfter Act. Der Hof eines Gefängnisses; Handwerker sind, ähnlich wie in Cromwell, nur diesesmal mit einer Maurerarbeit beschäftigt; man soll das Thor der Mauer erweitern, damit die Sänfte des Cardinals hereinkäme (ob der Act in Paris spielt, ist nicht deutlich gesagt). Laffemas und Marion kommen, diese mit der Begnadigung des Königs, jener mit der Ordre des Cardinals, der sie widerruft, von spätrem Datum. Nun mufs ich noch der schwächsten und ekelhaftesten Partie erwähnen; nämlich schon zweimal früher hat Laffemas der Marion Anträge gemacht, ihr zu willfahren, wenn sie sich ihm preisgebe; hier endlich in der letzten Noth willigt sie ein. Diese Leidenschaft in Laffemas widerspricht seinem Charakter; einen so abgefeimten Menschen, und der aus Leidenschaft den höchsten Willen seines Herrn so aufs Spiel setzt, hätte der Cardinal nicht zu seinem Werkzeug gebraucht. Marion setzt ihm ihre durch Didiers Liebe gereinigte Tugend entgegen, aber vergeblich. Nun erscheinen Didier und Saverny. Letztern nimmt der Kerkerwärter beiseite und sagt ihm, er sei von seinem Onkel bestochen, ihn entwischen zu lassen. Saverny: Ist es für uns Beide? Nur für einen. So bleib' ich. Didier spricht mit seinem Porträt in seinem Schmerz, Saverny dagegen, als der leichte Lebemann, beklagt seine Jugend einigermafsen. Er klagt, dafs er hängen soll, aber zu seiner Zufriedenheit wird das Urtheil in Enthaupten gemildert. Sie haben noch eine Stunde Zeit. Didier sucht jetzt Saverny Muth einzusprechen, findet aber zu seiner Verwunderung, dafs er eingeschlafen ist. Marion kommt zitternd, um Didier seine Freiheit zu verkündigen. Didier stöfst sie zurück; die Scene erinnert gar zu kenntlich an die Kerkerscene in Goethe's Faust. Didier wirft ihr ihre Unwahrheit und seine Täuschung vor. Endlich fragt er gar, um seine Freiheit zu erkaufen, wem sie sich preisgegeben? Nun die härtesten Worte, bis die Zeit verstrichen ist. Einige Kanonenschüsse werden wieder benutzt, wie im Hernani. Nun kommen die Richter, der Scharfrichter, Volk, Soldaten; die Gefangnen müssen die Acte unterschreiben; Saverny, aufgeweckt, findet darin drei orthographische Fehler, die er corrigirt; dieses ist nicht in seinem Charakter und ein widriges Possenstück. Zuletzt wird noch Didier weichherzig und verzeiht in langer Rede der unglücklichen Marion. Diese wird vor der schrecklichen Stunde fast wahnwitzig, hält es für unmöglich; Didier bemerkt aber sehr richtig, es wäre ja doch nichts mehr mit mir im Leben zu machen. Nun kommt die gigantische Sänfte des Cardinals, von vier und zwanzig Mann getragen auf die Bühne. Marion wirft sich nieder und fleht um Gnade. „Keine Gnade" tönt eine Stimme aus der Sänfte. Marion fällt zur Erde; einige Momente, Sänfte und Volk dort auf dem Rückweg. Marion sich aufrichtend: Seht ihr den rothen Mann vorüber ziehen? Sie fällt zusammen.

Dieses Stück ist mit einer Fülle des Gemüths und mit reicher grofser Phantasie angelegt; neben der frühern rhetorischen Tragödie ein wahres Wunderbild in der Reihe dieser Literatur; es brauchte ein gewaltiges Talent, um solche Neuerungen so weit durchzusetzen. Aber das Publicum wandte sich doch mit halbem Abscheu wieder ab, und warum das? Weil der krankhafte Boden, das durchaus Unsittliche der Gesinnung durch die Kunst nicht zugedeckt werden kann. Die Krankheit liegt in dem Charakter des Hel-

Digitized by Google

den; er ist mit sich zerfallen und möchte die Welt umkehren; diese verkennt er wieder so, dafs er sich an einem liederlichen Mädchen in alle Himmel begeistern kann. Ist das eine Möglichkeit? Ich mufs wiederholen, es ist ein auf die Bühne gestellter Rousseau; denn von ihm ist die französische Romantik ihrer Gesinnung nach ausgegangen, was sich an den Romanen der beliebtesten Dichterin unserer Tage besonders deutlich macht. Rousseau's starke Gesinnung auf einer gleichwohl schwachen Basis, Moral ohne sittliche Energie ist die Krankheit, an der diese Literatur hinsiecht. Man sagt, die Verdorbenheit der Gesellschaft giebt den Dichtern keine bessern Stoffe. Ei! Shakspeare's Gesellschaft war vielleicht um weniges sittlicher. Hat er aber Freudenmädchen zu seinen Heldinnen gemacht? Wahrlich nur die reinsten Bilder der Tugend und Unschuld sind seine höchsten Triumphe. In Griechenland waren Freudenmädchen der bewegende Hebel des Lustspiels, niemals der Tragödie; in spanischen Stücken pflegt die Heldin verführt aber treu zu sein, in deutschen, die zur Literatur gehören, findet sich noch weniger ein solches Verhältnifs. Nun aber sollte die Romantik, die so viel Wahres zu sagen hatte, auf der französischen Bühne den Tod schon in der Geburt in sich tragen; das leistete Marion de l'Orme; sie war Victor Hugo's Höhe, sein reichstes Talent zeigt sich mit unheilbarer Krankheit behaftet.

Zumal der vierte Act des Stücks war es, der unter Carl X. ihm den Eintritt auf die Bühne verweigerte; die Julirevolution gab es frei; es kam aber nicht wie Hernani auf's Théatre français, sondern auf die Bühne der Porte Saint Martin, später auf's Odéon, zu einer sehr geübten Truppe, die sich damals insbesondre mit den neuromantischen Erzeugnissen befafste. Das Stück wurde, wie das in Paris gewöhnlich ist, in vollkommner Darstellung dem Publicum so lange vorgesetzt, bis es allen Reiz der Neuheit verloren hatte und vor leeren Bänken spielte. Die Romantik war hiemit, so wie durch den Roman Notre-Dame desselben Verfassers so ziemlich in Saft und Blut des Volkes übergegangen, und es wäre möglich gewesen, mit besserer Stimmung in den Grundtönen etwas wahrhaft Schönes zu schaffen. Es zeigt sich aber bald, dafs leider gerade die Schattenseite zu dem Glück der neuen Kunst bei der Masse das Meiste mufste beigetragen haben; wenigstens sorgten die Dichter reichlich, das bessere sittliche Element nicht recht zur Besinnung kommen zu lassen. Hugo wenigstens hat in dieser Hinsicht keinen bedeutenden Schritt vorwärts gethan.

Moritz Rapp.

XLI.

Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Beschrieben und versinnlicht durch* 1390 *lithographirte Abbildungen von Samuel Christoph Wagener, Königl. Preufs. emerit. Superintendenten und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Mit* 145 *Tafeln. Weimar,* 1842. *Verlag, Druck und Lithographie von Bernhard Friedrich Voigt.* 778 *und* X S. 8. *Preis* 5½ *Thaler.

Die deutsche Alterthumskunde hat sich in dem Zeitraum von wenig Jahren mit Beharrlichkeit und in stillem, gründlichem Bestreben zu einer Wissenschaft gebildet, die es wohl verdient, dafs ein Mann von freiem, gediegenem Forschersinne und von tüchtiger Gelehrsamkeit sie in einem umfassenden Werke der Welt vorführe; wenn dieses auch neuer Entdeckungen wegen alle fünf oder zehn Jahre in einer neuen „verbesserten und vermehrten" Auflage erscheinen mufs, so ist es doch reichlich an der Zeit, dafs angefangen werde: denn die Früchte sind noch frisch und die Gärtner noch rüstig; es darf nicht eine Generation hinwegsterben, bis ein kräftiger Mann die Erfahrungen und Erlebnisse so vieler Forscher zusammenfafst. Zu bedauern aber ist es, wenn ein Werk, wie das vorliegende, mit so grofsem Aufwande die Kräfte verzehrt und den Markt mit schlechter Waare überschwemmt. Mit so reichen Mitteln, wie sie der Verleger zur Verfügung gestellt hat, hätte etwas wahrhaft Grofses geleistet werden können, und es ist jetzt nichts geleistet, vielmehr mufs Jeder, der sich für viel Geld in den Besitz des dicken Buches setzt, der an sich interessanten Wissenschaft mehr abgeneigt als hold werden. Der Verf. hat weder die Ausrüstung, die zu einem solchen Werke nöthig ist, welches Tausende von Bestrebungen der Welt als eine Wissenschaft von Bedeutung vorführen soll, noch steht er auf dem hohen Standpuncte, von welchem herab er alle diese Bestrebungen in Einem Geiste vereinigen mufs; vielmehr mifsbraucht der Verf. alle diese For-

Digitized by Google

schungen zu einer eiteln, unersprieſslichen Curiositätenkrämerei. Die deutsche Alterthumskunde steht aber bereits so hoch, daſs sie sich mit Nachdruck und allen Ernstes gegen jeden Vorwurf der Alterthümelei verwahren und Bücher, wie das vorliegende, strenge aus ihren Kreisen verweisen muſs. Wir dürfen von einer Wissenschaft, die erst mannbar wird, noch nichts Groſses fordern; aber wir müssen verlangen, daſs sie im Ganzen mehr biete als die Einzelnbestrebungen bieten können.

Um jedoch nicht den Vorwurf der Härte und Ungerechtigkeit auf uns zu laden, müssen wir das Buch im Allgemeinen charakterisiren, ehe wir uns auf die Beurtheilung des Einzelnen einlassen. Das Werk ist nichts weiter, als ein ethnographisches und topographisches *Lexicon*, welches nach dem Alphabete die *Forschungen Anderer* in höchst dürftigen, nie ausreichenden und häufig miſsverstandenen *Excerpten* an einander reiht. Das ist Alles! Ob dies für irgend einen Zweck genüge und überhaupt der Wissenschaft würdig sei, glauben wir ohne Antwort lassen zu können. Man denke sich das Chaos von hunderten der verschiedensten Ansichten und dabei noch hunderte von Ansichten echter Alterthümler, die alle friedlich neben einander stehen, sich aber wahrlich nicht vertragen würden, wenn sie vollständig nebeneinander gestellt wären. Man sehe nur wie der Verf. seine Wissenschaft behandelt S. 647 f.

„*Straubing*, St. a. d. Donau, Unterdonaukr., „Baiern, erbaut auf den Grundmauern (?) der röm. „Feste Serviodurum, einem Zubehör des dortigen Rö„merlagers Augusta, zwischen Regensb. und Passau."

„*Streitäxte*, durchbohrte steinerne Keile, ähnlich „dem vom Gotte Thor (?) geführten (?) beilartigen „Hammer, findet man in Deutschland in groſser Menge. „Die eherne und steinerne, spätere (?) Streitaxt — „Francisca — war bei den Franken sehr beliebt. Eine „der ersten, welche man ausgrub, war die 8″ lange „und 4″ breite Streitaxt des Königs Childerich, „Eine (?) zierlichere kleinere fand Büsching bei dem „Dorfe Puschanz; eine andere Preusker und Wagner „im Hannöverischen. — Vgl. Aexte und deren ver„schiedene Abbildungen".

„*Streitberg*, Schl. und Df. im Bambergischen, „Rezatkr., Baiern. — Das bleierne Götzenbild (?), „Fig. 1170, fand man bei einer merkwürdigen, natür„lichen Felsgrotte und dem Platze Heidenstadt „(Jahresb.)".

„*Strevinia*, alter Ort im Lande der Marsinger, „in der Gegend der St. Neiſse, Reg. B. Oppeln, pr. „Pr. Schlesien".

„*Striesow*, Df., Reg. B. Frankf., pr. Pr. Branden„burg. — Neben der Straſse von Werchau nach Wip„persdorf liegen am westlichen Feldrande des Bauer„holzes 29 alterthüml. (?) Grabhügel".

„*Strussow*, Df., A. Bütow, pr. Pr. Pomm. — In „einem Hünengrabe 12 Silbermünzen von Vespasian, „Hadrian, Antonin. Pius, Commodus und Septimius „Severus".

„*Stubenbrock*, Dorf im Fürstenthum Lippe-Det„mold. — Zwischen hier und Wistingshausen, in der „Nähe des Teutoburger Waldes, war es, wo Carl der „Gr. den Wittekind schlug (?)".

„*Stuer*, Df. bei Dobberan (?), Mecklenb.-Schw. „— Hier ist das Delbrücksche Cabinet (?) von schö„nen Naturspielen (?) des benachbarten (?) wunder„baren Steinwalles".

Dies sind einige ohne Wahl auf den ersten Griff dem Buche entnommene Stellen; sie werden hinreichend sein, den Werth der Arbeit zu charakterisiren. Wollte man annehmen, der Vf. werde sich durch den gewählten Titel: „*Handbuch* der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten *Alterthümer*" über sein verfehltes Unternehmen entschuldigen können, so fragt man doch mit Recht, warum er wenigstens nicht lieber eine Eintheilung nach sachlichem, als nach örtlichem Princip gewählt habe. Wer jetzt etwas suchen will, muſs schon wissen, was — er sucht und weiſs, und erfährt dann noch weniger, als — er weiſs; er muſs wissen, daſs bei diesem oder jenem Dorfe in Deutschland Alterthümer gefunden sind (denn die ethnographischen Artikel sind zur Belehrung gar zu dürftig), und schlägt er auf, so findet er nicht viel mehr, als *daſs hier und da Alterthümer gefunden* — sind, deren Auffindung oder deren Originale er schon kennt. Kaum wird das Buch nur Verfassern von Geographien gewöhnlichen Schlages zur Erleichterung dienen können, aber mit Nutzen auch nur dann, wenn sie, selbst Alterthumskundige, den Weizen von der Spreu zu scheiden verstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Beschrieben und versinnlicht durch 1390 *lithographirte Abbildungen von Samuel Christoph Wagener.*

(Fortsetzung.)

Betrachten wir den jetzigen Stand der Alterthumswissenschaft, so erlaubt und fordert derselbe eine streng wissenschaftliche Behandlung der Disciplin, welche dann zu überraschenden Resultaten führt. In ganz Niederdeutschland (die Niederlande mit eingerechnet) und Scandinavien stehen drei Perioden der vorchristlichen Cultur fest: die Periode der *Hünengräber*, d. i. der grofsen Steinhäuser und der mit grofsen Steinpfeilern umstellten, und mit grofsen Steinplatten bedeckten, langgestreckten „Riesenbetten" über der Erde, die Periode der *Kegelgräber*, d. i. der mit Rasen bedeckten, backofenförmigen oder kegelförmigen Hügel (tumuli) ohne Steinbedeckung, und die Periode der sogenannten *Wendenkirchhöfe*, d. i. der Beisetzung der Todtenurnen unter der natürlichen Erdoberfläche. Dafs diese Eintheilung eine richtige sei, geht aus dem Inhalte dieser 3 Klassen von heidnischen Begräbnissen hervor: die Periode der Hünengräber fällt mit der *Steinzeit* (mit Bernstein), die Periode der Kegelgräber mit der *Bronzezeit* (mit Gold), die Periode der Wendenkirchhöfe mit der *Eisenzeit* (mit Silber) zusammen, natürlich mit Uebergängen, wenn auch in seltenen Beispielen. Es kommen Hünengräber vor, in denen sich schon deren eigenthümliche und andere Geräthe aus Kupfer (jedoch nicht aus Bronze) finden; es kommen Kegelgräber vor, in denen man einzelne Geräthe aus Eisen findet; jedoch findet man solche Ausnahmen in 1000 Gräbern vielleicht nur ein Mal.

In allen drei Perioden findet sich Leichenbrand. In der ältesten Periode der Hünengräber finden sich in den Steinhäusern und in vielen Riesenbetten die Leichen unverbrannt beigesetzt. In sehr vielen Riesenbetten kommt aber schon Leichenbrand vor: der Leichenbrand mufs also in der zweiten Hälfte der Steinperiode eingeführt sein. In der Bronzeperiode ist der Leichenbrand allgemein, mit einzelnen, sehr seltenen Ausnahmen, eben so in der Eisenperiode der Wendenkirchhöfe, in denen sich einzelne, noch wohl erhaltene Gerippe mit Silberschmuck finden, wahrscheinlich aus der Zeit der Einführung des Christenthums, als das Verbrennen der Todten schon verboten war. Dafs die Slaven ihre Todten verbrannten, bedarf keines Beweises mehr. In der Bronzeperiode sind die metallenen Geräthe (Bronze und Gold) nur gegossen; in der Eisenperiode wird schon trefflich geschmiedet. Die Periode der Hünengräber aus der Steinzeit geht über alle Geschichte hinaus, wie es auch nach dem Inhalte derselben nicht anders denkbar ist. Die Bronzeperiode mufs in die Zeit der germanischen Cultur fallen, da die Geräthe derselben, so wie die Form der Gräber und die Bestattungsweise, mit denen der altgriechischen und altitalischen Cultur identisch sind und Römer in Norddeutschland auf dieselbe Weise bestattet wurden, wie Einheimische; auch findet sich schon römisches Glas, welches bekanntlich erst in den letzten Jahrhunderten v. Chr. gearbeitet ward, in den Kegelgräbern. Die „Wendenkirchhöfe", welche so in Urkunden genannt werden, fallen ohne Zweifel in die Zeit der Einwirkung des Christenthums und Germanenthums auf die östlichen Völker; sie sind ohne Zweifel nach allen Zeichen die jüngsten Heidenbegräbnisse. In dem Eisenschmieden ist der Einflufs deutscher Cultur, in den kufischen Silbermünzen und Silbergeschmeide der Einflufs arabischer Cultur durch den Handel nicht zu verkennen. Von andern Resten heidnischer Cultur giebt es im Norden kein einziges Beispiel.

Digitized by Google

So steht die Sache augenblicklich in Norddeutschland und Scandinavien, und dieser Stand der Sache muſs Norm bleiben. Es herrscht in den genannten Ländern durchaus kein Zweifel über die Richtigkeit dieser Classification, welche sich in allen Einzelnheiten streng wissenschaftlich durchführen läſst, und alle Forscher sind sich durchaus einverstanden. Die Forschung gestaltet sich aber geographisch nach einzelnen Richtungen hin verschieden. Die Steincultur findet sich nur in den niederdeutschen Tiefländern und Scandinavien, und ist in Oberdeutschland noch nicht beobachtet. Die eigenthümliche Cultur der Wendenkirchhöfe findet sich nur im östlichen Deutschland (bis an den Main und die Lüneburger Haide), von Oesterreich bis an die Ostsee, genau so weit gegen Westen, als Wenden gewohnt haben. In Scandinavien geht die Bronzecultur allmählig in die Eisencultur und in christliche Gesittung über; je weiter nach Norden, desto länger dauert die Bronzecultur. Die Bronzecultur herrscht über ganz Deutschland und Scandinavien gleichartig. In Norddeutschland ist sie ganz rein; in Süddeutschland und im westlichen Deutschland ist sie dagegen durch den Einfluſs des römischen Alterthums getrübt. Man muſs hier daher eines Theils die groſse Masse rein römischer Alterthümer, die bis an die Ostsee gefunden werden, ausscheiden und besonders behandeln, andern Theils den mittelbaren Einfluſs der hier viel früher eingedrungenen Eisencultur der Römer auf die einheimische Bevölkerung genau beachten. In den frühesten Zeiten war die Bronzecultur in Oberdeutschland mit derselben Cultur in Niederdeutschland identisch, wie es sich in den neuesten Zeiten bei genauerer Forschung ergeben hat; die süd- und westdeutschen Forscher haben, wie die italischen, bisher ihre Blicke zu wenig dem heimischen und zu viel dem römischen Alterthum zugewandt. Im Jahre 1840 öffnete Prof. Michelsen aus Kiel bekanntlich bei Mainz mehrere Kegelgräber und fand hier dieselbe Bronzecultur, wie im Norden. In Oberbaiern öffnete Prof. v. Hefner vor Kurzem zuerst gründlich „altgermanische" Grabhügel; die Resultate waren den norddeutschen gleich (vgl. Oberbaiersches Archiv I, 2. 1839. S. 170 f.). In der Schweiz sind die Kegelgräber mit ihrem eigenthümlichen Inhalte erst seit 1841 Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden (vgl. Zürcherische Zeitschrift, Heft 1). Die Bronzeperiode wird sich in Oberdeutschland erst nach und nach durch genauere Aufmerksamkeit und durch Vergleichung mit norddeutschen Bronze-Alterthümern hervorthun.

Es sind daher einstweilen genau zu scheiden und zu untersuchen:

I. Im nördlichen Deutschland:
   die Hünengräber.

II. Im östlichen Deutschland:
   die Hünengräber (für Norddeutschland),
   die Kegelgräber,
   die Wendenkirchhöfe.

III. Im westlichen Norddeutschland:
   die Hünengräber,
   die Kegelgräber,
   die Begräbnisse aus der Zeit der Einwirkung christlicher Cultur.

IV. Im südlichen und südwestlichen Deutschland:
   die reinen Kegelgräber,
   die heinnischen Kegelgräber, mit dem Einflusse römischer Eisencultur,
   die römischen Gräber und Alterthümer, die gegen Nordost hin bis in Meklenburg gefunden werden,
   die Begräbnisse aus der Zeit der Einwirkung christlicher Cultur.

Irgend einen leitenden Grundsatz dieser Art muſste der Verf. haben oder sonst die Ansichten und Berichte der Forscher unbedingt respectiren und nach den Berichten mehr Scheidungen vornehmen. Wir haben das Buch durchforscht und glücklich unter einigen Artikeln, wie *Urnen*, *Heidengräber*, *Beigefäſse*, *Waffen* u. s. w., einige Grundsätze des Verfs., wenn man sie so nennen darf, ausgesprochen gefunden. Am ausführlichsten redet der Verf. S. 694, aus welcher Stelle man auch seine Darstellungsweise kennen lernen kann:

„*Urnen* (Aschenkrüge, Todtenköpfe) werden die „meist aus Thon geformten Grabgefäſse genannt, „welche man auf Ebenen und Bergen, in Waldungen „und Feldern, vereinzelt und in Gruppen, unter künst„lichen Steinkisten und einfachen Erdhügeln findet. „Viele von ihnen wurden von Winden entblöſst, oder „zufällig ausgepflügt oder absichtlich ausgegraben. „Sie finden sich in allen Gauen Deutschlands und, in „der Regel, aus grauem, graugelbem, braunem, roth„braunem und ganz schwarzem Thone bereitet. — —

Digitized by Google

„Vielleicht sämmtliche Urnen (wenigstens die im N. „Deutschlands gefundenen) lassen es zur Zeit noch „*unentschieden* (?), *ob sie* die Asche jener ältern *ge-„meinschaftlichen Völker*, deren Annahme hauptsäch-„lich auf *Tacitus Angabe* beruht, enthalten *oder den „spätern*, in der Geschichte hinlänglich nachgewiese-„nen, *wendischen Völkerschaften* oder beiden angehö-„ren. — — — Die *Urnen-Begräbnisse* in Schlesien, „in der Mark, in den Lausitzen, in Sachsen und andern „erst *später slavisch gewordenen Provinzen* Deutsch-„lands sind *altgermanischen Ursprungs* und *rühren „nicht von Slaven her*, sondern von den, vor ihnen „hier wohnenden, *Germanen*. Dieses beweisen schon „der *Letzteren schneidende Werkzeuge, Streithämmer „und Lanzenspitzen, aus Stein gehauen* — und noch „mehr die, bei ihren Urnen (z. B. zu Massel) gefun-„denen, röm. Münzen. Die Slaven kamen so spät „in unsere Gegend und hatten so wenig Verkehr mit „den Römern, dafs wir schon darum die Urnen, in „welchen Römermünzen aus den Zeiten des Q. Curtius, „J. Cäsar, Vespasian und der Antonine gefunden wer-„den, ihnen nicht zuschreiben können. Von den Ger-„manen dagegen ist es unbezweifelt gewifs, dafs sie „die Asche und Knochenreste ihrer Todten in Urnen „beisetzten. Auch Tacitus nimmt dies für allbekannt „an. — — — Da nun die Slaven ihre Todten nicht „verbrannt haben und die Urnenbegräbnisse unserer „Gegend aus Zeiten sind, in welchen noch kein Slave „hier war, die Germanen aber ihre Todten gewifs ver-„brannten, mit den Römern vielen Verkehr hatten, — „— — so ist es keinem Zweifel unterworfen, dafs un-„sere *Urnenbegräbnisse nicht slavischen, sondern alt-„deutschen Ursprungs* sind. Vergleichen wir auch noch „die an der Oder gefundenen Urnenbegräbnisse mit „denen am Rheine, wo vor der Einführung des Chri-„stenthums gewifs kein Slave wohnte, so finden wir, „dafs beide von einer und derselben Art sind (?), folg-„lich einer und derselben Nation angehören müssen".

„Man mufs also die *Urnen der Germanen und die „Beigefäfse der Slaven*, obgleich sie Aehnlichkeit mit „einander haben, wohl *unterscheiden*. In jenen findet „man die Asche und *Knochenreste verbrannter Ger-„manen;* in diesen hingegen niemals dergleichen, denn „sie wurden den unverbrannten Leichnamen in den „*Steinhäusern der Slaven*, angefüllt mit Speise und „Trank, beigefügt". — —

Abgesehen davon, dafs die nordischen und nord-deutschen Alterthumskundigen jetzt allerdings die Periode, in welche eine Urne gehört, bestimmen können; — abgesehen von der Unwissenschaftlichkeit dieser Darstellung, welche nichts über Charakter, Formen, Verzierungen, Bestandtheile, Verfertigungsweise u. s. w. der Urnen bietet; — abgesehen von den vielen schiefen und unbestimmten Behauptungen und unhaltbaren Darstellungen, z. B. dafs man „Knochenreste ver-„brannter *Germanen*" (!) gefunden habe, was jedem Streite sogleich ein Ende machen würde: trägt schon diese eine Stelle, welche dazu eine Hauptstelle ist, einen fast unglaublichen Widerspruch in sich; denn einmal behauptet der Verfasser, die *Urnenbegräbnisse* stammten alle von *Germanen* her, wie es deren *Werkzeuge aus Stein* gehauen bewiesen; dagegen schreibt er die *Steinhäuser den Slaven* zu.

Die Steinhäuser oder Steinkisten gehören aber der Steinperiode an, wie der Verf. S. 309 selbst sagt, dafs zur Ausbeute dieser *Urgräber* oder *altgermanischen Hünengräber* bis jetzt nur *Feuersteinwaffen* — — und ein *Menschenskelett* gehören.

Da der Verf. nur die verschiedenartigsten Meinungen Anderer zusammenwürfelt, oder klarer zu reden, das ganze Buch zum gröfsern Theile nur aus mifsverstandenen *Plagiaten* besteht, so pafst diese Ansicht des Dr. *Schreiber* sehr schlecht zu andern Excerpten, wie z. B. zu allen denen, welche, wie S. 307 u. 381, von *Wendengräbern* und *Wendenbegräbnissen* mit ihren vielen *eisernen Geräthen* reden.

Der Verf. behauptet weiter S. 312:

„Ueber „Celtengräber am Oberrhein" und über „die älteste Geschichte Deutschlands verbreitet Dr. „*Schreiber* dadurch neues Licht, dafs er in den Na-„tionalwaffen der *Celten* und *Germanen*, in deren Vor-„liebe für *Bronze* und *Steine* zugleich die alten Wohn-„sitze und Grabstätten dieser Völker mit Zuverlässig-„keit nachweis't; denn die bronzenen Streitmeifsel „(Celts) und die vorherrschende *Bronze* überhaupt in „den *Gräbern der Celten* bezeichnet dieses Volk eben „so, wie der *steinerne* Streithammer (Thorskeil), als „ursprüngliche Nationalwaffe der *Germanen*, auf diese „letztern hinweist. — — In Uebereinstimmung hiermit „ist also auch das *Bronzezeitalter celtischer Cultur „vor das germanische Stein-Zeitalter* zu setzen. Am „auffallendsten treten die Unterschiede im Norden her-

Digitized by Google

„vor, wo die weit früher eingewanderten niederdeutschen Stämme sich nur des Streithammers (und der „Steinwaffen überhaupt, in Lanzen, Pfeilen und Messern gegen die Bronzewaffen der Celten bedienten. „Die später nachgefolgten oberdeutschen Stämme „brauchten, gleich den Celten, bei ihrem Verkehre mit „den Römern ebenfalls schon das Eisen". (Schreiber) und führt diese Ansicht Seite 648 weiter aus, wenn er sagt:

„*Streitmeifsel* (Celt, Schildspalter). — Ursprünglich ward der Kampf von den *Germanen* mit dem „*steinernen Streithammer*, von den *Celten* mit dem „*ehernen Streitmeifsel* geführt. Später *wandelten sich* „dergleichen Waffen in gleichförmiges (?) *Eisen* um. „Doch behielt der Celte seine Vorliebe für Erz bei. „Bei den *Römern* war jedes meifselartige Kriegswerkzeug *Celt* (!). Wer den Streitmeifsel „Schildspalter" „nennt, bezeichnet dadurch zugleich die Hauptbestimmung dieser Waffe. Ursprünglich bildete der *Celt* „eine aus Erz (*Bronze*) dicht gegossene Angriffswaffe „mit beilförmiger Schneide. Noch später ging die „Beilschneide in eine Lanzenspitze über".

Dagegen spricht nun wieder ein anderes Excerpt S. 58 aus einer andern Abhandlung: „*Abhäutungswerkzeuge.* Sie wurden *erst aus Stein, später aus Bronze*, „4—9″ lang, verfertigt und sind wohl *zu unterscheiden von den Celts*, dieser Nationalwaffe der Celten „(Acta B.)". — Worin nun dieser Unterschied besteht, sagt der Verf. nicht; es würde ihm auch schwer geworden sein, da die Alterthumsliebhaber unter Abhäutewerkzeug, Streitmeifsel, Celt, Paalstav, framea, u. s. w. immer dasselbe wohl bekannte Werkzeug verstehen.

Wie es möglich sei, dafs die Bewohner eines Landes so grofse Rückschritte sollten gemacht haben, dafs sie die ausgezeichnet tüchtige und kunstreiche Bronzebearbeitung, der doch am Ende irgend ein naturgemäfserer Zustand voraufgegangen sein mufs, verliefsen und zur weit schwierigern und weniger brauchbaren Steincultur zurückkehrten, klärt der Verf. nicht auf, — eben so wenig, wie die Wenden, mit eisenschmiedenden Nationen im regsten Verkehr, so hartnäckig dem Gebrauche der Metalle haben widerstehen können. Doch er nimmt an andern Stellen ja *Wendenkirchhöfe* mit *Eisen* an und stöfst S. 711 alle seine Studien selbst wieder um, wenn er sagt: „*Waffen* der alten „*Germanen* waren Keule, Bogen und Pfeile, Dolch „und Schwert, Schildbrecher, Streitmeifsel (framea) „und Brandwurfwaffe, Ger oder Wurfspiefs, Lanze „oder Speer (hasta), Schlagkugel und Schleuderstein, „Streitaxt und Hammer. *Ursprünglich* wurden die „letztern grofsentheils aus dem *Feuerstein* (?) und andern harten Steinen bereitet, später *aus Bronze* „gegossen, und, als das Eisen bekannter ward, aus „diesem Metall gefertigt".

Dagegen sagt er wieder S. 115: „*Beigefäfse* (?) „(irrig oft Urnen genannt) sind die irdenen Geschirre, „worin namentlich die *Slaven* ihren *unverbrannten Leichen* Speise und Trank mit in das *Steinhaus* gaben „und welche sie nebst einem *Messer von Stein* nahe „am Kopfe der Leiche stellten. Die meisten Gefäfse „dieser Art zerfielen im *Steinhause*, während die Urnen der Germanen, die nur trockene Asche und Knochenreste verwahrten, in der Regel viel besser erhalten sind" (?). Und doch soll nach S. 313, unter dem Artikel „Heidenthum" das *Verbrennen der Leichen bis zum Christenthume* fortgedauert haben!

Man sieht auf den ersten Blick, dafs der Verf., um uns sehr gelinde auszudrücken, aus einer Menge der verschiedenartigsten Schriften ohne alle Kritik nur dürftige Excerpte gemacht und ohne Wahl in die Druckerei geschickt hat; die abenteuerlichsten Alterthümeleien scheinen am willkommensten gewesen zu sein. *Für die Förderung der Alterthumskunde hat das Buch nicht den geringsten Werth.*

Es fehlt dem Buche, wie gesagt, durchaus an leitenden Grundideen und selbstständiger Kraft. Es kann dagegen noch die Frage aufgeworfen werden, ob die deutsche Litteratur zur Excerpirung gehörig benutzt sei. Es ist schon oben nachgewiesen, dafs die Excerpte sehr dürftig sind und gewöhnlich von dem Bedeutungsvollen und Wichtigern nichts enthalten; es ist gewöhnlich nur gemeldet, *dafs* hie und da etwas gefunden, aber nicht wie das Gefundene beschaffen sei und welche Stelle es in der Alterthumswissenschaft einnehme.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Beschrieben und versinnlicht durch 1390 *lithographirte Abbildungen von Samuel Christoph Wagener.*

(Schluſs.)

Betrachten wir daher jetzt einige Hauptmaterien, um zu erforschen, welchen Gebrauch der Verf. von der Litteratur gemacht habe. In der ersten Abtheilung des Buches, betitelt: „*Uebersicht der Litteratur* der Alter„thümer Deutschlands", S. 1—36, zählt der Verf. die Titel von nicht weniger als 968 Druckschriften auf, mit denen er von mehrern Seiten her „unterstützt" sein will und von denen er bei jedem Artikel zur Raumersparung nur den Namen des Verfs. oder irgend ein anderes Stichwort citirt, z. B. „*Gusow.* Eine Urne mit Pfeilspitze (*v. Ledebur.*)". Wir zweifeln sehr daran, daſs der Verf. diese ganze Litteratur wirklich benutzt habe. Der Verf. sagt unter dem wichtigen Artikel „*Erz*". — „Man versteht unter dem Erze, „woraus die alterthümlichen ehernen Geräthe der ger„manischen Kegelgräber gegossen wurden, nach *Klap„roth's* Untersuchung, eine Erz-Composition, deren „Bestandtheile 85 bis 97 Proc. Kupfer und 15 bis 3 „Proc. Zinn enthalten". Das ist alles, aber nur eine ungefähre, durchschnittliche Angabe nach *Klaproth's* allbekannten Analysen in Scherer's und Gehlen's Journalen, bei welcher der Verf. kein Buch citirt hat. Dagegen fehlen die Resultate der Analysen von *Hünefeld* und *Picht* (Rügens metallische Denkmäler, 1827), obgleich der Verf. dieses Werk in der Uebersicht der Litteratur aufführt. — Ueber die viel besprochenen *Strelitzer Götzenbilder* gehen des Verfs. Forschungen nicht über die ersten darüber erschienenen, bekannten Abhandlungen von Masch und Buchholz hinaus; die ganze umfangreiche Litteratur dieser Angelegenheit wird ignorirt, selbst *Potocki* (nicht „Potozky") Voyage wird nicht benutzt, obgleich dieses Werk in der „Uebersicht der Litteratur" steht. Von den bekannten Forschungen *Levezow's* und *v. Hagenow's*, deren Werke ebenfalls in der „Uebersicht der Litteratur" paradiren, und den Untersuchungen anderer Forscher, wie *Giesebrecht's*, nach denen der ganze Strelitzer Olymp mit Ausnahme einiger zweifelhafter Stücke junge Goldschmiedsfabrication ist, die Runensteine aber echt sind, ist keine Spur zu finden; der Verf. ist vielmehr um die Echtheit oder Unechtheit dieser Puppen unbekümmert, hält alle für echt, läſst sie sogar abbilden, beschreibt die Götzen unter den jedesmaligen Stichwörtern und schöpft kurzweg nur aus *Vollmer's* Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Einige Worte sind zu finden unter dem Artikel: „*Rethra* „(Rhetra, jetzt Neubrandenburg oder das Df. Prilwitz „an d. Tollense, Mecklenb.-Strelitz. — Man hält diese „Götterstätte mit dem nahen Gadebusch (Gottesbaine), „dem Hügel Rethraberg und dem Flüſschen Radegast „für das Pantheon alter Völker a. d. Ostsee, der Scan„dinavier, Finnen und Slaven, und namentlich auch „der vier Völkerstämme der Wilzen". — Das ist viel; bisher hat man nur geglaubt, Retra sei ein Tempel der Redarier gewesen. Und nun gar die Topographie! Gadebusch an der Radegast liegt am entgegengesetzten Ende der mecklenburgischen Länder im Groſsherzogthume Mecklenburg-Schwerin, so weit von Prilwitz, als Potsdam von Prilwitz entfernt ist. — Eben so figurirt S. 327 noch die alte Göttin *Hertha*, ohne der neuern philologischen und mythologischen Untersuchungen über die richtige Lesart *Nerthum* zu gedenken.

Aber nicht genug, daſs der Verf. das Beste deutscher Forschung ignorirt: er benutzt selbst das, was er hat bearbeiten wollen, so nachläſsig, daſs es kaum zu glauben ist. Unter dem Artikel „*Groſs-Kelle*" be-

Digitized by Google

schreibt er S. 283 den Fund merkwürdiger römischer Alterthümer nach der Beschreibung in den mecklenburgischen Jahrbüchern III. Unter dem Artikel *Röbel*, S. 255, beschreibt er denselben Fund noch einmal nach der Abbildung der gefundenen Gegenstände in den mecklenburgischen Jahrb. V. und der hier dazu gegebenen kurzen Erläuterung und verbrämt sie mit einigen Zusätzen, — ohne zu ahnen, dafs beide Beschreibungen in den mecklenb. Jahrb. denselben Fund betreffen, obgleich dies in Jahrb. V. ausdrücklich gesagt ist, als hier die Zeichnung nachgeliefert ward! Unter dem Artikel „Gr.-Kelle" werden die zwei Thiere neben der magna mater nach den mecklenburgischen Jahrbüchern richtig ein „Rinderpaar", unter dem Artikel „Röbel" werden sie nach des Verfs. eigner Anschauung der deutlichen Lithographie „zwei Schafe" genannt, u. s. w. — Eben so wird das interessante, in Mecklenburg entdeckte *Römergrab zwei Male:* unter „*Bibow*" und unter „*Hasenwinkel*", beschrieben. Das Grab ward auf der Feldmark des Dorfes Bibow entdeckt, der Besitzer desselben wohnte auf dem benachbarten Dorfe Hasenwinkel! —

Von kleinern Verstöfsen wimmelt es überall. So z. B. heifst es S. 652: „*Sülze*, St. Mecklenb.-Schwerin. „Hier eine framea mit den Ueberresten ihrer Scheide, „des hölzernen Stiels und des ledernen Riemens noch „ziemlich wohl erhalten (Spiel)." Hiemit ist ohne Zweifel die in Spiel's Archiv IV. und Neuem Archiv IV. beschriebene meisterhafte Aufgrabung des Freiherrn v. Hammerstein-Ecquord gemeint: diese geschah aber nicht in Mecklenburg, sondern in Hannover in der Gegend von Celle. — Ferner heifst es S. 387: „*Langen-*„*Trechow* bei Bützow, Mecklenburg. Die im J. 1823 „im hiesigen Felde gefundene *Krone von Gold*, Fig. „705, ist eine Hauptzierde der reichen Alterth.-Samm-„lung zu Ludwigslust. Die antike, mit glänzend dun-„kelgrünem Rost überzogene Krone, voll gegossen, „wiegt 2 Pfund 8 Loth. u. s. w. (Lisch)". Was im Friderico-Francisceum Erl. S. 154 von der *Farbe* der Bronze, freilich mit etwas kurzen Worten gesagt ist, wird hier auf das *Metall* dieses alterthümlichen Prachtstückes ausgedehnt. Der Verf. hätte aber durchaus wissen müssen, dafs das Gold, und zumal das Gold alter Zeit keinen Rost, viel weniger dunkelgrünen edlen Rost hat; und dazu ist in den mecklenb. Jahrb. VI., S. 112 ausdrücklich gesagt, dafs die *Krone von Bronze* ist. Nach der getreuen Abbildung dieses Kleinods im Friderico-Francisceum hätte der Verf. auch schon ahnen können, dafs eine massive Krone von Gold von einer so bedeutenden Dicke mehr wiegen mufs, als $2\frac{1}{4}$ Pf. — Auf S. 648 wird die *framea*, oder wie man die Waffe sonst nennen will, *Streitmeifsel* und *Schildspalter*, auf S. 58 *Abhäutungswerkzeug* und auch *Celt*, auf S. 499 *Paalstav*, auf S. 145 *Brandwurfwaffe* u. s. w. genannt. Warum, nach S. 648, der Name „*Schildspalter*" die Hauptbestimmung des „Streitmeifsels" bezeichnen soll, ist nicht abzusehen; viel eher könnte man diese „cruenta, „victrix hasta" der Germanen doch wohl einen Schädelspalter nennen, wie man sie auch wirklich mehrere Male in Schädeln steckend gefunden hat. —

Wie der Verf. die ethnographischen Artikel behandelt, beweiset z. B. der Artikel: „*Suardanen* (Swarda-„nen). Eins von den vereinigten Völkern, die mit zu „dem Suevenstamme gerechnet werden und an der „Warthe gewohnt haben sollen". Wir können hiebei nur bedauern, dafs der Verf. die neuern ethnographischen Werke, namentlich *Zeufs* Arbeiten, unberücksichtigt gelassen hat; jetzt pflegt man die Suardanen zwischen die Trave und Warnow zu setzen und bei der Etymologie des Namens auf die Hauptwaffe des Volkes, die *Schwerdter*, hinzublicken: und wirklich findet man in den Kegelgräbern wohl selten so viele antike Bronzeschwerdter, als im westlichen Mecklenburg, dem alten Obotritenlande und der spätern eigentlichen Herrschaft Mecklenburg. — Ein Götze *Flins* erscheint noch als eine unbestrittene Gottheit.

Unbedeutendes kommt neben dem Unrichtigen sehr häufig vor, namentlich bei den Städten: z. B. „*Schwe-*„*rin*, Residenz des Grofsh. v. Mecklenb.-Schwerin. — „Viele Alterth. aus alt-germanischer und slavischer „Zeit" (S. 608). Daneben wird die bekannte Sammlung mecklenburgischer Alterthümer S. 402 als noch zu *Ludwigslust* aufgestellt angesehen, obgleich sie schon vor 5 Jahren nach Schwerin versetzt und hier mit den Sammlungen des Vereins für mecklenb. Geschichte vereinigt ward. — Von *Lübeck* heifst es S. 403 nur: „Freie Stadt an der Trave, welche schon Ptolemäus „kennt und Marionis altera nennt. — Man grub hier „eine Menge Brakteaten von wenigstens 100 verschie-„denen Stempeln aus". — Unter dem Artikel *Wismar* ist das schöne gravirte Heerhorn aus der Bronze-Periode beschrieben und Fig. 1322 abgebildet, aber

Digitized by Google

ohne die charakteristischen Verzierungen, Hieroglyphen und Runen (?), welche das Horn allein merkwürdig machen. — Die gewöhnlichen, sehr häufigen Artikel, wie: „*Donnerkeile*, Streit- oder Thorhämmer „von 1 bis 8 Pfund Schwere" (S. 203); — „*Neu-Wan-„gelin*, Gut in Mecklenb., zwei Feuersteinkeile (S. 466)"; — „*Pögelwitz*, Df., Reg.-B. Breslau, pr. Pr. Schle-„sien; Baron v. Riemberg fand hier Urnen, ein Manns-„skelett und viele kleine, zu einem Panzerhemd gehö-„rige Ringe (Kundmann)" (S. 512); — sind ohne allen bedeutendern Werth. — Die ethnographischen Artikel enthalten nur unklare und veraltete Ansichten und traditionelle Bemerkungen über Völkerwanderungen und Völkersitze, aber nichts über die Alterthümer der Völker, wie z. B. die Artikel: „*Urbewohner Germaniens*" (S. 693) und über die *Wenden* (S. 726).

An Curiositäten fehlt es auch nicht. So heifst es z. B. unter dem Artikel „*Sündfluth:* Lebhaft er-„innert uns dies grofse Ereignifs, wovon unsere h. „Urkunden berichten, 1) an die Springfluthen der Jahre 182$\frac{4}{5}$" u. s. w. Solche Aussprüche erinnern uns lebhaft an des Verf. vor einigen Jahren erschienenes Buch über das „Leben der Erde", wenn wir nicht irren. Und wer sollte es glauben, dafs noch jetzt die Sündfluth zu den Alterthümern gezählt wird! — Ferner heifst es S. 62: „*Agraffen* oder Hakenspannen, der-„gleichen Verzierungsbänder kommen in Süddeutsch-„land in Leichenhügeln, z. B. zu Braunadern auf dem „Schwarzwalde, oft vor. Hier sind sie gewöhnlich mit „dem griechischen Kreuze verziert; ob dies die christ-„liche Abkunft des Beerdigten bezeichnen mag"? (Schreiber) Es ist aber bekannt, dafs alle auf einem Bügel mit zwei Spiralplatten ruhenden Nadeln der alten *fibulae* der Bronzeperiode am Ende mit 2 Queerbalken, einem griechischen Kreuze ähnlich, verziert sind; dann wären alle Völkerschaften der Bronzeperiode Christen gewesen. Und Hakenspangen oder Verzierungsbänder sind ganz andere Schmucksachen, welche weder Nadel noch Kreuz haben. Unter dem Artikel „*Spangen*" (S. 626), wo man das Kreuz der *fibula* beschrieben finden müfste, sucht man vergebens darnach. — S. 286 heifst es: „*Grünspan.* Der glän-„zend glatte Grünspanüberzug (aerugo nobilis) ist „nur dann ein Zeichen der Aechtheit eines Alterthums „von Bronze, wenn er sich mit Scheidewasser auflö-„sen läfst". Diese Bemerkung erscheint uns für Besitzer eines so grofsen Werkes zu unbedeutend. Dagegen vermissen wir Auseinandersetzungen über die Bedingungen, welche zur Erzeugung des edlen Rostes nothwendig sind, über den Charakter, das Alter desselben u. s. w. Nach unsern Erfahrungen setzt der edle Rost ein Alter von wenigstens 1000 Jahren voraus; wir haben unter hunderten von Bronze aus der Eisenperiode der Wendenkirchhöfe nicht ein einziges Stück mit vollkommenem edlen Rost gefunden. Dagegen sind die Alterthümer aus solchen Kegelgräbern, welche wir für die ältesten zu halten berechtigt sind, nicht allein mit apfelgrünem edlen Roste bedeckt, sondern auch so von demselben durchdrungen, dafs oft von dem Metall keine Spur mehr übrig ist. Dafs Moor und Wasser jede Oxydirung verhindern, ist bekannt. — Wer sucht ferner die Berührung der Römer mit den Niederdeutschen unter dem Stichworte „*Angriffskriege*", wer den Fortschritt der Cultur unter den Germanen unter dem Worte: „*Körnerbau und Culturzu-„nahme in Germanien*"?

Unter dem Artikel „*Berlin*" (S. 122) ist bei Erwähnung eines — angebohrten Steins, wie sich dergleichen wohl in allen gröfsern Sammlungen finden, weitläuftig die Art und Weise beschrieben, wie die Alten muthmafslicher Weise ihre Steinwaffen gebohrt haben! — Und S. 306 f. sind die heidnischen Gräber in — 33 Classen getheilt, als: „1) viele Grabstellen „aus heidnischer Zeit sind, als solche, *äufserlich nicht „mehr erkennbar;* 2) auch auf sandigen *Topfbergen* „(Töpelbergen) ist *selten* der anfängliche Hügel noch „*erkennbar;* 3) zuweilen *verschwand ein Todtenhügel* „und hinterliefs nur den Denkstein (?) und die Urne; „4) oft blieb nur eine *Spur vom Grabhügel*, aber — die „Denksteine sind bereits entfernt worden", u. s. w.; lauter Grabhügel, — die nicht mehr sind!

Selbst als Hülfsmittel zur Topographie ist das Buch nicht zu gebrauchen, weil es von Unrichtigkeiten wimmelt. Es heifst z. B. S. 712: „*Wahrin*, St. „u. A. Mecklenb.-Schw. (nicht mit der St. gleiches Namens in Mecklenb.-Güstrow zu verwechseln). — „Im hiesigen Tannenwalde mehrere Kegelgräber" (NB. Es steht dem Verf. die Nachweisung von tausend Kegelgräbern in Mecklenburg zu Gebote). Wahrscheinlich hat der Verf. die Stadt *Wahren* mit *Warin* verwechselt. — S. 371: „*Kink*, Gut bei Mähren, Wen-„denkr., Mecklenb. Die Feldmark am Ausflusse zwi-

Digitized by Google

„schen dem Müritz- und Kölpinsee bietet manche „Merkwürdigkeit"! Das Gut heifst aber *Klink*, die Stadt nicht *Mähren*, sondern *Wahren*, und der *Wendenkreis* soll den *wendischen Kreis* oder das Fürstenthum *Wenden* (d. i. *Wente*) bezeichnen; und worin mögen denn die Denkwürdigkeiten bestehen? — S. 596 steht Schlammin statt Schlemmin, und S. 711 *Vorkow* statt *Boekow*. — Druckfehler können dergleichen Varianten nicht sein, da das Buch nach dem Alphabete geordnet ist.

Doch dies mag hinreichen, den Werth der Arbeit zu bezeichnen. Betrachten wir noch kurz die *Beigaben*.

Die *erste Abtheilung* besteht in der bereits erwähnten *Uebersicht der Litteratur der Alterthümer Deutschland's* S. 1—36. — Die *zweite Abtheilung* giebt S. 37—55 *geschichtliche Hauptmomente* aus vorchristlicher Zeit bis auf Carl d. Gr. Wer hier historische Momente sucht, welche den Fortschritt der Cultur bezeichnen, also zur Würdigung der Alterthümer und zur Unterstützung antiquarischer Forschungen dienen könnten, irrt sehr; man findet nichts als eine gewöhnliche Schultabelle für die Erlernung geschichtlicher Hauptbegebenheiten, z. B.

251. Decius erliegt den Gothen.
252. Valerian verstärkt die Befestigungslinie der Zehntlande.
256. Franken durchbrechen diese Linie und werden vom K. Gallienus geschlagen.
270. Claudius Gothicus schlägt die Gothen zurück u. s. w.

Die bisher ausführlich besprochene *dritte Abtheilung*, der Hauptheil des Buches, will S. 55—767 „*die vorzüglichsten Alterthümer* und Gebräuche, die „Urvölker und Volksstämme, die Kriege und Feld„herren, und die, in vier Jahrhunderten Germanien's „Freiheit bedrohenden Römer in Deutschland, geschicht„lich kurz nachgewiesen" haben. — Die *vierte Abtheilung* enthält die „Fundörter und Abbildungen der, auf „145 lithographirten Blättern vereinigten, alterthüm„lichen Gegenstände in Bildnissen". Die „Fundörter der Alterthümer" enthalten S. 769—778 die Nummern der 1390 Abbildungen mit hinzugefügten Namen der Fundörter, nach denen man in dem Lexicon die Erwähnung der Abbildungen aufsuchen kann.

Der beigegebene „*Atlas* zum Handbuch der vor„züglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer" enthält auf 145 Tafeln in 8vo die versprochenen 1390 Abbildungen in Linearzeichnung. Es ist wahrhaft zu beklagen, dafs dieses bedeutende Opfer des Verlegers nicht einem höhern Zwecke gebracht ist. Die *Anordnung* der Abbildungen ist natürlich, wie das ganze Werk, ohne alle innere Ordnung, so dafs man auch durch die Abbildungen schwerlich in den Geist des deutschen Alterthums dringen kann. Auf den meisten Tafeln sind die heterogensten Sachen zusammengestellt, z. B. Taf. 39 Regenbogenschüsseln, eine durchbohrte Steinwaffe, Ansicht eines Hünengrabes, eine Bronzenadel, eine römische Inschrifttafel, eine Urne, zwei Statuetten, ein Beil und Becher. Bei weitem die meisten Abbildungen stellen *römische Alterthümer* dar. *Urnen* finden sich fast auf jeder Tafel, leider ohne Ordnung und Periodirung. Die charakteristischen Urnen aus den Wendenkirchhöfen vermissen wir ganz. Ueberhaupt fehlt sehr viel aus dem deutschen Alterthume; dem Anscheine nach gab der Verf., was er bequem zur Hand hatte. Die unechten strelitzer Götzen hätten ohne Gefahr wegbleiben können; dagegen werden die viel wichtigeren Runensteine, von denen v. Hagenow Abbildungen gegeben hat, vermifst. Haben die Zeichnungen nach guten Vorbildern in derselben Gröfse, z. B. nach v. Ledebur, copirt werden können, so sind sie nicht übel gezeichnet; haben sie aber verkleinert und geistig reproducirt werden müssen, so sind sie schlecht gerathen. Wir wollen nur von einigen Gegenständen reden, von denen wir die Originale oder gute Abbildungen kennen. Die Bronzeschwerter sind sehr schlecht, z. B. Taf. 68 No. 717, Taf. 38 No. 394, Taf. 117 No. 1163, Taf. 87 No. 854 u. Taf. 134 No. 1287. Ueberhaupt enthalten die Tafeln keine einzige Abbildung, welche nur entfernt eine Vorstellung von dieser ausgezeichnet schönen Waffenart zu geben vermöchte. Die *Krone* von Langen-Trechow, Taf. 67 No. 705 ist so schlecht als möglich reproducirt. Die interessanten gravirten *Bronzekessel*, dergleichen sich namentlich in der Sammlung zu Neu-Streliz viele befinden, Taf. 37 No. 388 und Taf. 56, No. 594, sind kaum wiederzuerkennen; die Abbildungen in Keysler Antiq. sel. sept. sind recht gut. Das wismarsche *Horn*, Taf. 137 No. 1322, ist in den bedeutsamen Gravirungen so verfehlt aufgefafst, dafs es eben so gut ganz hätte wegbleiben können. Vermifst haben wir sehr viele Gegenstände, besonders z. B. eine gehörige Auswahl bezeichnender Geräthe und Waffen, namentlich z. B. Messer, Meifsel, Sägen u. s. w. aus der Steinperiode, die Diademe, Kopfringe, Halsringe, Armringe, Hefteln mit Spiralplatten aus der Bronzeperiode, fast alle Geräthe aus der Eisenperiode und viel anderes mehr; dafür hätten die strelitzer Götzen und die Opferdarstellungen aus Arnkiel und dem Pfennigmagazin immer wegbleiben können.

Es thut uns Leid, selbst auf die Gefahr hin, für den Verf. einer „überstrengen Kritik" gehalten zu werden, ein Werk nicht mit Freude begrüfsen zu können, dessen zeitgemäfse Ausstattung eine Zierde unserer Zeit hätte sein können. Aber die Wissenschaft mufs darüber wachen, dafs das Erscheinen eines gediegeneren Werkes nicht durch unzeitige Versuche erschwert werde.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

XLII.

Antisthenis Fragmenta nunc primum collegit et edidit Aug. Guil. Winckelmann. Turici, impensis Meyeri et Zelleri. 1842. S. 68. 8.

Bei dem so fruchtbar gewordenen Streben in unserer Zeit, diejenigen Schriften der Alten, die in ihrer Vollständigkeit für uns verloren gegangen, durch eine sorgfältige Sammlung und Verarbeitung der gelegentlich und zufällig erhaltenen Fragmente uns, so weit es thunlich, wenn auch nur in einem unvollständigen Torso wieder zur Anschauung zu bringen, mufste eine gleiche Richtung auf Schriftwerke der Philosophen bis jetzt um so schmerzlicher vermifst werden, als der Mangel an Vorarbeiten dieser Art nur um so nachtheiliger auf eine kritische Bearbeitung der Geschichte der alten Philosophie unverkennbar eingewirkt hat. Denn wollen wir es uns nur gestehen, dafs wir rücksichtlich dieser Disciplin des Alterthums, sowohl im Ganzen als im Einzelnen, trotz den erfolgreichen Bemühungen so Vieler, von dem erreichbaren Ziele noch weit entfernt sind und es bleiben müssen, so lange die philosophische Auffassung nicht durch eine philologische, und vornehmlich kritische Bearbeitung des Stoffs im Einzelnen besser, als dies bisher geschehen, unterstützt werden wird. Die trefflichen Resultate ernster Forschung auf diesem Gebiete sind hierbei eben so wenig zu verkennen, als dem Kundigen der Mangel an einer sicheren Grundlage für so manche als ausgemachte Sache ausgegebene Behauptungen und Ansichten, so wie die noch fühlbare Zusammenhanglosigkeit in der organischen Entwickelung, vornehmlich der griechischen Philosophie entgehen kann, welche bei dem durchaus individuellen Charakter des Alterthums, ohne stete Rücksichtsnahme auf die Urheber der einzelnen Theoreme und ihrer zeitigen politischen Verhältnisse, in ihrer wahren historischen Beziehung auf ihre Zeit weder ermittelt, noch verstanden werden kann. Namentlich ist diese Akrisie in der Darstellung solcher Systeme nur zu fühlbar, die wir nur nach gelegentlicher Aufzeichnung und Berichterstattung Anderer kennen, und wir können daher jeden Versuch, eine einzelne Parthie dieser ganzen Wissenschaft durch eine bis in das Einzelne eingehende Untersuchung zu bearbeiten, nur als eine höchst willkommene Gabe begrüfsen, die selbst, wenn sie den von dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft an sie zu richtenden Forderungen nicht entsprechen sollte, wenigstens als eine Vorarbeit, falls ihr das Verdienst erschöpfender Umfassung des Materials gebührt, auf unsern Dank rechnen kann. Wenn in dieser letzteren Beziehung der anzuzeigenden Schrift des Hrn. Winckelmann volles Lob zuerkannt werden mufs, indem sie eine fleifsige Sammlung aller den Antisthenes betreffenden zerstreuten Notizen des Alterthums enthält, so mufs Ref. auf der andern Seite bedauern, dafs Hr. Winckelmann seine Aufgabe eben nur von dem freilich bequemen, aber niedrigen Standpuncte eines blofsen Fragmentensammlers aufgefafst und die Verarbeitung des zusammengespeicherten Materials zu einer anschaulichen Uebersicht der litterarischen und philosophischen Wirksamkeit des Antisthenes mittelst sorgfältiger Vertheilung und combinatorischer Durchdringung des Stoffs verschmäht hat. Es thut Ref. Leid, Hrn. Winckelmann bei seinem sonstigen, alle Achtung verdienenden Streben, bei einer Arbeit von so untergeordneter Art, die fast nur auf das Verdienst einer vorbereitenden Compilation Anspruch machen kann, zu begegnen, zumal da eine solche Behandlungsweise, die sich, wie hier, fast nur auf eine rein philologische Erörterung jeder einzelnen Ueberlieferung für sich beschränkt, bei einem philosophischen Schriftsteller am allerwenigsten genügen kann, wo in der Regel die einzelnen Meinungen und Ansichten des Schriftstellers nur im Auszuge

Digitized by Google

berichtet werden, nur in den selteneren Fällen der wörtliche Text selbst auf uns gekommen ist, und es weit weniger auf eine genaue kritische Behandlung jedes Fragmentes für sich, als vielmehr auf Ermittelung des Sinns und dessen Zusammenhangs mit andern bis zu einer möglichst vollständigen Anordnung aller nach ihrem aufzusuchenden Abtheilungsgrunde, endlich auf eine Zusammenfassung aller Momente zu einem möglichst vollständigen Bilde ankommt. Obwohl Hr. Winckelmann einigemal das Streben einer solchen Aufgabe zu genügen verräth, und die Lösung derselben um so mehr zu seinem Ziele hätte machen sollen, als ihm hier die Meisterarbeiten eines Schleiermacher, eines Böckh als Vorbilder vorleuchteten, so muſs doch Ref. bekennen, daſs er trotz dem, was der Hr. Verf. in der Vorrede über Geschichte der griechischen Philosophie und den eigentlichen Zweck seiner Arbeit bemerkt „De qua postquam intellexi homines eruditos in diversas partes abire neque prius iudicium integrum ferri posse nisi undique conquisitis et in unum collectis Socraticorum fragmentis, ipse rem alacri animo aggressus nunc horum studiorum curiosis Antisthenis fragmenta propono, ut quam gravem fecimus iacturam deperditis libris Phaniae Dioclis Oenomai Hermippi Hecatonis Sosicratis Theopompi aliorum, qui de Antisthene et Socraticis egerunt, aliquatenus resarcire liceat. Neque inutile negotium suscepisse mihi videbor, si quid ad rectius ex ipsis fontibus cognoscendam Socraticam philosophiam contulero", bei voller Anerkennung dieses löblichen Zwecks, denselben nur von fern erreicht gefunden hat, und daſs er die jetzt gebotene Sammlung nur, wie bereits oben bemerkt worden, als eine in seiner Art verdienstliche Vorarbeit anzusehen vermag. Dieses allgemeine Urtheil über Hrn. Winckelmann's Schrift, welches durch die folgenden Ausstellungen seine Begründung finden wird, schlieſst jedoch nicht manche lobenswerthe Leistung im Einzelnen rücksichtlich glücklicher Handhabung der speciellen Kritik und Hermeneutik aus, und Ref. erkennt dies um so bereitwilliger an, als er ein gleiches Urtheil in Beziehung auf die Lösung der Hauptaufgabe nach seiner Ueberzeugung nicht zu fällen vermochte. Namentlich verdienen von jener Art einige Bemerkungen über persönliche Beziehungen auf Antisthenes in Platonischen Schriften S. 36, 37 und 49 hervorgehoben zu werden.

Der Sammlung der Fragmente selbst geht eine Zusammenstellung (S. 7 — 14) alles dessen voraus, was die Alten über die Lebensverhältnisse des Antisthenes und über dessen Schriften im Allgemeinen überliefert haben, wobei es gleich sehr zu bedauern ist, daſs es dem Hrn. Verf. gefallen hat, sich fast nur auf eine Anführung der einzelnen, selbst zuweilen einander widerstreitenden Zeugnisse zu beschränken, während man doch mit Recht erwarten durfte, diesen oder jenen der angeregten Puncte einer näheren Besprechung gewürdigt und wo möglich einer Entscheidung näher gebracht zu sehen. Wozu z. B. die langen Auszüge aus alten Schriftstellern über die Entstehung und Ableitung des Namens der Kyniker, wenn nicht über diesen Gegenstand selbst geurtheilt werden sollte, was nicht geschieht? Wenn ferner, um noch einen Punct namhaft zu machen, die Eintheilung der Schriften des Antisthenes nach Τόμοι, wie sie bei Diog. Laert. angegeben, angeführt wird, so liegt die interessante Frage nach der Entstehung dieser in keinem Falle von dem Urheber selbst herrührenden Eintheilungsweise sehr nahe, und man bedauert diesen Punct, auf welchen wir mehrmals zurückkommen werden, ganz unerörtert zu sehen. Hr. Winckelmann begnügt sich überhaupt rücksichtlich der Angabe der Schriften des Antisthenes die betreffenden Textstellen des Diog. L. VI, 15 abdrucken zu lassen, mit Hinzufügung einiger wenigen, fast nur kritischen Bemerkungen. Er gedenkt bei dieser Uebersicht der Schriften kurz der abweichenden Meinung einiger Gelehrten, welche die eine oder die andere der von Diogenes dem Antisthenes beigelegten Schriften dem Verf. absprechen, ohne aber uns mit den Gründen dieser Skepsis bekannt zu machen, geschweige daſs er selbst ein Urtheil darüber hinzufügte. Auſser diesem erfahren wir über diese Schriften gar nichts weiter: denn auch bei denen, von welchen Bruchstücke auf uns gekommen, beschränkt er sich weiter unten in der Sammlung selbst fast nur auf eine einfache Angabe derselben. Die gelegentlich S. 12 gewagte Vermuthung, wornach zur Herstellung eines Titels einer Schrift der Text des Diog. dahin geändert wird: ἀντιγραφή. Λυσίας ἢ Ἰσοκράτης πρὸς τὸν Ἀμάρτυρον ὑπὲρ Νικίου, bleibt ganz unerklärt und erscheint bei dem Mangel weiterer Begründung unsicher, so wahrscheinlich sie auch zu sein scheint; dagegen empfiehlt sich sehr die Verbesserung ἀντιγραφὴ statt

Digitized by Google

der Vulg. ἰσογραφή. Ueber die Conjectur S. 14 περὶ τερατοσκόπου statt περὶ κατασκόπου, wie eine Schrift genannt wird, wird weiter unten gesprochen werden. Ferner hat sich Referent vergebens nach der Durchführung einer vermeintlichen Entdeckung umgesehen, welche nach der vorläufigen Angabe Baiters Plat. Opp. omn. Turic. 1839. Vol. VI. Praef. Hr. Winckelmann gemacht haben soll, dafs nämlich der Platonische Hippias minor, über dessen Unechtheit auch neulich Zeller, Platonische Studien, Tübingen 1839, gesprochen, ein Werk des Antisthenes sei. Aus diesem Stillschweigen glauben wir schliefsen zu dürfen, dafs Hr. Winckelmann jetzt das Irrige seiner Meinung, oder wenigstens dafs sie nicht beweisbar sei, eingesehen haben werde. Zum Schlufs über das, was Referent über diese Einleitung zu sagen hat, noch ein paar Bemerkungen. Einmal, dafs wenn die ἀλαζονεία als eine charakteristische Eigenschaft des Antisthenes in einem Excerpt bei Cramer Anecd. Graec. T. IV. S. 255 hervorgehoben wird, dieses wohl einer Anführung werth gewesen wäre. Ferner, dafs zum Verständnifs des S. 7 über die Verwechselung des Antisthenes mit dem Borystheniten Bion Bemerkten die Anführung von Diog. Laert. IV, 46 oder Suidas v. ἀγχών gehörte. Endlich hätten doch wohl die beiden denselben Gegenstand betreffenden älteren Monographien, wenn auch nur eine kurze Erwähnung verdient: Richteri Diss. de vita, moribus ac placitis Antisthenis Cynici. Ienae 1724. 4. und Crellii Progr. de Antisthene Cynico. Lipsiae 1728. 4.

Wenden wir uns jetzt zu der Sammlung der Fragmente selbst, so mufs die Frage, die zunächst und vornehmlich hierbei entgegentritt, in wie weit die auf uns gekommenen Reliquien vollständig berücksichtigt seien, dahin beantwortet werden, dafs Ref. wenigstens keine Nachlese zu halten hat. Nur mag bemerkt werden, dafs das unter den Incertis XII S. 52 aus Eusebios aufgeführte Fragment sich, mit unbedeutender Varietät, auch in einem Excerpt bei Cramer Anecd. Gr. T. IV. S. 255 findet, was dem Hrn. Herausg. entgangen ist. Wenn der Spruch des Antisthenes daselbst τοῦ ἥδεσθαι τὸ μαίνεσθαι κρεῖττον εἶναι besagt, und Eusebios in dieser Beziehung seinen Urheber Ἡρακλεωτικός τις ἀνὴρ τὸ φρόνημα nennt, so vermifst man eine Erklärung der dem Ref. wenigstens unverständlichen Bezeichnung Ἡρακλεωτικός. Bis diese genügend gegeben, dürfte die Vermuthung nicht unstatthaft erscheinen, Ἡράκλειος dafür zu lesen, vielleicht bezüglich auf einen ähnlichen Ausspruch, welchen Herakles in seiner μανίᾳ gethan, oder dafs, was viel wahrscheinlicher, Eusebios den Antisthenes so als Stifter der Sekte bezeichnet habe, deren Anhänger sich ihrer äufsern Haltung und ihren Ansichten nach gern mit dem Herakles zusammenstellten. Vom Kyniker Krates sagt Apuleius Florid. IV. S. 247 (Lugd. B. 1588): Quod Herculem olim poetae memorant, monstra illa immania hominum ac ferarum virtute subegisse orbemque terrae purgasse: similiter adversum iracundiam et invidiam atque avaritiam atque libidinem ceteraque animi humani monstra et flagitia, philosophus iste Hercules fuit. Eas omnes pestes mentibus exegit; familias purgavit; malitiam perdomuit: seminudus et ipse et clava insignis: etiam Thebis oriundus, unde Herculem fuisse memoria extat etc. Vgl. auch Apolog. S. 322. Auf der anderen Seite, wenn die Rede von den Bruchstücken ist, welche wirklich dem Kyniker Antisthenes zukommen, könnte eher die Frage sein, ob alles, was schlechthin unter dem Namen Antisthenes von den Alten citirt wird, auch wirklich diesem Schriftsteller, falls der Inhalt jedes einzelnen Fragments es nicht augenscheinlich erweist, zugehöre, und nicht vielmehr anderen gleichnamigen, wie z. B. dem Komiker Antisthenes, von welchem aus Florid. Grot. S. 321 Brunck ad Aristoph. Nub. 199 einige Verse anführt. Diesem würde wohl das dritte Fragm. des Προτρεπτικὸς S. 21 mit demselben Rechte wie dem Philosophen zugesprochen werden können.

Zu den Fragmenten der einzelnen Schriften bemerkt Ref. Folgendes:

Ἡρακλῆς. Unter diesem Titel führt Hr. Winckelmann die erste Schrift, aus welcher Fragmente übrig, schlechthin an. Nach dem Schriftenverzeichnifs bei Diog. L. befand sich im vierten Tomus die Schrift Ἡρακλῆς ὁ μείζων ἢ περὶ ἰσχύος, im zehnten Ἡρακλῆς ἢ Μίδας (lag dieser Schrift die Sage vom Lityerses, des Midas Sohne, welchen Herakles umbrachte, zu Grunde?) und Ἡρακλῆς ἢ περὶ φρονήσεως ἢ ἰσχύος. Hiernach hätten wir unter dem Titel Ἡρακλῆς drei Schriften, wenn nicht die dritte mit der zuerst genannten eine und dieselbe war, was freilich kaum denkbar. Jedenfalls folgt aber aus der Erwähnung eines Hercules maior, dafs auch die Bezeichnung einer andern unter

Digitized by Google

dem Namen des minor bekannt war, und in der That gedenkt Diogenes Laert. II, 61. eines Ἡρακλῆς ὁ ἐλάσσων. Ueber diese Fragepunkte äufsert sich Hr. Winckelmann mit keinem Worte, und wenn sie auch ungelöst bleiben sollten, was ihn vielleicht abgehalten hat, darüber zu sprechen, so ist es doch Sache eines Herausgebers, auf dergleichen Dinge aufmerksam zu machen, zumal wenn man sich erlaubt, alle aus einer Schrift unter dem Namen Ἡρακλῆς citirte Bruchstücke unter die Kategorie einer Schrift zu bringen. Auch hat es Hr. Winckelmann unterlassen, auf die Idee hinzuweisen, welche diesem den Herakles an der Stirn tragenden Schriften wahrscheinlich zu Grunde lag, und welche sich aus der Stelle bei Diog. Laert. VI, 2, die nur beiläufig durch die Verweisung „Cf. Cyrus IV" beigebracht wird, um so deutlicher ergiebt, als sie mit dem Begriff des Herakles in vollkommnem Einverständnifs ist, nämlich ὅτι ὁ πόνος ἀγαθόν. Hiernach können wir mit Sicherheit diesen Schriften den Ausspruch unter den Apophthegmen S. 59. XIII zuweisen: Ἡδονὰς τὰς μετὰ τοὺς πόνους διωκτέον, ἀλλ' οὐχὶ τὰς πρὸ τῶν πόνων. Dieselben Desiderien haben wir auch zu machen bei der folgenden Schrift, schlechthin unter dem Titel:

Κῦρος S. 17 aufgeführt, indem nach Diog. im vierten Band eine Schrift dieses Namens, desselben eine andere, nur mit dem Zusatz ἢ περὶ βασιλείας im fünften befindlich war. — Auf eine zwiefache Schrift dieses Titels deutet selbst das erste Fragment bei Hrn. Winckelmann hin und einen μικρὸς Κῦρος erwähnt Diog. Laert. II, 61.

Ἀσπασία. Die Frage, ob die Annahme dieses Dialogs nicht auf einer Namenverwechselung mit dem gleichnamigen und nicht zu bezweifelnden des Sokratiker Aeschines beruhe, ist S. 20 mit wenigen Worten berührt worden, ohne jedoch durch eine neue Untersuchung, die man zu erwarten berechtigt gewesen sein würde, einem Resultate näher gebracht zu werden. Dazu konnten verglichen werden Welcker Rhein. Mus. II. S. 405 u. Hermann Disp. de Socratis magistris S. 21.

Von jetzt an betreffen unsere Bemerkungen nur noch einzelne herausgerissene Schriften des Antisthenes.

Ὁμηρικά S. 23. Unter diesen Titel, unter welchem keine Schrift des Antisthenes überliefert ist, bringt Hr. Winckelmann Alles zusammen, was sich in den Fragmenten auf Homer bezieht, ohne dafs der Leser daran erinnert wird, dafs vom Antisthenes verschiedene, auf Homerische Gegenstände bezügliche einzelne Schriften vorhanden waren, und zwar, wie Ref. vermuthet, alle diejenigen, welche nach Diog. L. den achten und neunten Band füllten, über welche sich mit grofser Zuverlässigkeit Folgendes ermitteln läfst. Sie behandelten, und zwar von einem allegorischen Standpuncte aus, verschiedene Gegenstände der Ilias und Odyssee, und zwar getrennt, wie dieses aus der Vertheilung dieser Schriften in der schon mehrmals angeführten Sammlung hervorgeht. Wenn in dem achten Band folgende aufgenommen waren, περὶ μουσικῆς, περὶ ἐξηγητῶν, περὶ Ὁμήρου, περὶ ἀδικίας καὶ ἀσεβείας, περὶ Καλχαντος, περὶ κατασκόπου, περὶ ἡδονῆς, so ersieht man, dafs jener uns unbekannte Ordner von einem festen Principe ausging, dafs er nämlich die Schriften allgemeineren Inhalts über Musik, d. h. wohl überhaupt Poetik und über die Erklärungsmethode Homerischer Poesie (sicher unter Empfehlung der allegorischen, welcher Antisthenes folgte) und über Homer selbst vorausschickte und darauf diejenigen folgen liefs, welche sich auf Gegenstände der Ilias bezogen, wie die Schrift περὶ Καλχάντος bezeugt, nicht weniger sicher auch der Titel der darauf folgenden, περὶ κατασκόπου. Ref. nimmt nämlich keinen Anstand, diesen auf den Odysseus als Späher zu deuten, wie er nach Ilias κ sammt dem Diomedes seinen geheimen Zug gen Ilion unternimmt. Als solcher wird Odysseus ausdrücklich κατάσκοπος bei Euripides genannt, Hec. 236. Rhes. 501. Hiernach kann Hrn. Winckelmann's Vermuthung, περὶ τερατοσκόπου zu lesen, nur als ein witziger Einfall angesehen werden. Der hierauf folgende Titel περὶ ἡδονῆς mufs in dieser Zusammenstellung ganz unpassend erscheinen, und es liegt nahe genug in ΗΔΟΝΗΣ das unzweifelhaft richtige ΕΛΕΝΗΣ wiederzuerkennen. Dürfen wir durch die Einschiebung eines ἢ diesen Titel mit dem vorhergehenden περὶ κατασκόπου für einen und denselben ansehen, so erhält jene Conjectur noch mehr innere Wahrscheinlichkeit dadurch, dafs nunmehr der Inhalt der Schrift in ihrem ganzen Umfang klarer hervortritt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Antisthenis Fragmenta nunc primum collegit et edidit Aug. Guil. Winckelmann.

(Schlufs.)

Nämlich von Homers Erzählung dieser Unternehmung ausgehend, berücksichtigte Antisthenes diese Sage zugleich nach der ihr von andern, wohl kyklischen Dichtern weiter ausgebildeten Form, wornach Odysseus bis innerhalb der Mauern Troja's selbst gelangt, dort aber von der Helena erkannt, und nur durch die Vermittelung der Hekabe dem Tode entrissen worden sei. Vgl. Schol. Eur. Hec. 237. Endlich ist als demselben allgemeinen Gegenstande angehörig noch der Titel περὶ ἀδικίας καὶ ἀσεβείας übrig, für dessen Inhalt die Verhandlungen des Agamemnon, Chryses und Achill im ersten Buche der Ilias die geeignetste Grundlage abgaben. Wenn dieser Erklärung der im achten Bande enthaltenen Schriften des Antisthenes die Sache selbst das Wort spricht, so mag dafür auch noch der gewifs nicht zufällige Umstand angeführt werden, dafs die in der Anordnung der Schriften beliebte Aufeinanderfolge auch der Ordnung dieser Gegenstände in der Ilias selbst entspricht. Wenn hiernach nun, wie wir gesehen, der achte Band der Sammlung zur Aufnahme von Schriften über Homer selbst im Allgemeinen und die Ilias ausschliefslich bestimmt war, so ist der neunte Band eben so ausschliefslich Schriften über die Odyssee gewidmet, was sich deutlich aus folgender Titelübersicht nach Diog. L. ergiebt: περὶ Ὀδυσσείας, περὶ τῆς ῥάβδου, Ἀθηνᾶ ἢ περὶ Τηλεμάχου, περὶ Ἑλένης καὶ Πηνελόπης, περὶ Πρωτέως, Κύκλωψ ἢ περὶ Ὀδυσσέως, περὶ οἴνου χρήσεως ἢ περὶ μέθης ἢ περὶ τοῦ Κύκλωπος, περὶ Κίρκης, περὶ Ἀμφιαράου, περὶ τοῦ Ὀδυσσέως καὶ Πηνελόπης καὶ περὶ τοῦ κυνός. Einer näheren Angabe des vermuthlichen Inhalts dieser einzelnen Schriften bedarf es bei der in die Augen springenden Erklärung nicht; zum Ueberflufs werde nur kurz bemerkt, dafs περὶ τῆς ῥάβδου einen Commentar zu ε, 47. enthielt, welche Stelle über den magischen Stab des Hermes für allegorische Deutungen die erwünschteste Gelegenheit darbieten mufste *); ferner dafs die Schrift, welche den Schlufs des neunten Bandes ausmachte, die Wiedererkennungsscene des Odysseus und der Penelope (Odyss. ψ) behandelte, worauf die Erwähnung des Hundes führt, unter welchem kein anderer als der durch die Wiedererkennung des Odysseus berühmt gewordene Hund zu verstehen ist; dafs endlich die Schriften περὶ Πρωτέως und περὶ Ἀμφιαράου sich bezogen auf Odyss. δ, 384. λ, 326, zu deren ersterer Stelle in den jetzt vorhandenen Scholien sich allegorische Deutungen der Proteussage vorfinden, von welchen Einiges vielleicht dem Antisthenes angehörte. Hätte Hr. Winckelmann das Wesen und den Zusammenhang dieser Schriften erwogen, so würde er vor dem augenscheinlichen Mifsgriff bewahrt worden sein, die Schrift περὶ οἴνου χρήσεως von den Homericis auszuscheiden.

Αἴας S. 38 und Ὀδυσσεὺς S. 41. Die Frage über Echtheit dieser beiden zusammengehörenden Monologe, welche einen durchaus declamatorischen Charakter an sich tragen, wird mit der gelegentlichen Bemerkung abgethan S. 40: „Propter Prodici et Gorgiae imitationem has duas declamationes genuinas habeo". Diese imitatio hätte doch eine genauere Betrachtung verdient. Eben so unerörtert ist dieselbe Frage rücksichtlich des angeblichen Briefs des Antisthenes an den Aristippos S. 45 geblieben.

*) Die von Hrn. Winckelmann S. 14 angeführte Vermuthung, dafs der Titel περὶ τῆς ῥάβδου Ἀθηνᾶς gelautet habe, wahrscheinlich unter Beziehung auf Odyss. π, 172, fällt nun als überflüssig um so mehr weg, als, wenn nach der Vulgata Ἀθηνᾶ mit dem folgenden ἢ περὶ Τηλεμάχου zu dem Titel einer Schrift verbunden wird, wir berechtigt sind, in derselben das wechselseitige Verhältnifs dieser beiden Personen erörtert ganz passend vermuthen dürfen.

Digitized by Google

Incert. XX. S. 54. Hierzu konnte verglichen werden Mohnike Kleanthes T. I S. 71 flg.

Den Schlufs des Schriftchens macht ein Index.

F. Osann.

XLIII.

Ueber den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen. Geflügelte Worte eines Laien an Theologie studirende Jünglinge, die Hoffnung kirchlicher Zukunft. Von Emil August von Schaden, Dr. und Privatdocent der Philosophie an der Universität Erlangen. Erlangen, 1841. *bei J. J. Palm und Ernst Enke.* 74 S. 8.

Als der Rationalismus gefallen war mit sammt der empirisch-teleologischen Naturbetrachtung, von der er ausging, als seine Kräfte erlahmten im Angesichte einer neuen Natur-Anschauung, die den Zweck durchaus als immanenten bestimmte und in der äufsern Erscheinung das Leben selbst, das Innre aufwies, im Angesicht einer neuen Religionsphilosophie, die auf jene Natur-Anschauung sich gründend, das Unbedingte mit dem Bedingten, die Nothwendigkeit mit der Freiheit, Gott mit der Welt und dem Menschen, den Gedanken mit dem Symbol unmittelbar verknüpfte: da schien ein Strom verjüngender Lebensfülle über die Menschheit ausgegossen. In der allgegenwärtigen und jeder Zeit nahen Offenbarung des göttlichen Wesens glaubten sie zu stehn, die dieser Lehre huldigten, kein Organ bedurften sie, die uralte und doch ewig neue Erkenntnifs in sich aufzunehmen, sie gab sich in ihnen selbst unmittelbar kund und liefs in ihrem Lichte alle Dinge erblicken, wofern sie nur jene Anschauung von der ewigen Einheit des Unendlichen und Endlichen in sich aufkommen liefsen. Der Spinozismus tauchte in unendlich vielen Spiegelungen auf, er nannte sich dem Rationalismus gegenüber die positive Lehre. Denn er brachte es zu positiven Constructionen, welche die Natur, die Geschichte, die Religion durch einfache Principien in Zusammenhang setzten, die aus der ursprünglichen Einheit zu selbständigem Dasein, und aus der hieraus entspringenden Antithesis zur Versöhnung zusammengingen. Dieselben Mächte, die in den Gebilden der Natur vom niedrigsten bis zum höchsten lebten, und sie in eine zusammenhängende Kette verschlangen, sie waren auch die Beherrscher des geistigen Lebens, auf höheren Stufen wiederholte sich ihr Procefs in dem sittlichen Leben, in der Geschichte, Kunst, Religion und Wissenschaft und gaben allen diesen Sphären Einheit. Die blühende Freiheit des geistigen Lebens war dem starren Gehorsam der Natur gegenüber wie das erwachte, sich klare Bewufstsein gegenüber dem Traumleben. Wer mochte wohl, wenn er diese lebendige, geistreich verknüpfte Reihe der Erscheinungen übersah, des ersten Grundsatzes noch gedenken, der die ganze Construction erst möglich machte? Wer von allen denen, welche diese Betrachtungen fortsetzten, und an ihrem Theile die überkommenen Principien in einzelnen Wissenschaften, z. B. in der Theologie, Ethik u. s. f. durchführten, wer mochte den innersten Grund der Naturphilosophie erschauen? Wer von ihnen sah selbst dies ein, dafs er die Principien der Naturphilosophie auf ein Gebiet ausdehne, wo sie schlechthin nicht anwendbar sind, so wie das Reich des Geistes und der Freiheit erreicht ist? Als der Mann, dem das Verdienst gebührt, diese Weltanschauung entwickelt und an der gesammten Erscheinungswelt durchgeführt zu haben, der Construction der ideellen Reihe nach gleichen Gesetzen sich zuwandte: welch ein trefflicher Fund ward das für so Viele, die sich damit den Namen christlicher Philosophen und Theologen verdienten? Sie nahmen indefs nur, was sie gebrauchen zu können glaubten. Auch mochten sie sonst noch von andern Einflüssen abhängig sein.

In den Urhebern philosophischer Systeme ist das Bewufstsein um die Aufgabe der Philosophie am lebendigsten, sie legen mit Einsicht das Fundament, und die richtigen Verhältnisse in der Anlage des Ganzen stets im Auge habend, führen sie das schöne Gebäude in die Höhe; da kommen denn, wenn der Prachtbau fertig, die Mühe und Arbeit überwunden ist, die Andern, die auch gern Philosophen sein möchten, und da gibt es nun ein Staunen und Bewundern ohne Ende, bis ein Jeder des theoretischen Genusses müde, sich hier oder da einen Stein, der ihm besonders ins Auge sticht, ersieht, ihn schweifstriefend aber unendlich beglückt, mit nach Hause trägt, und sein armselig Hüttchen damit aufputzt, oder ihn als heilige Kaaba bei sich einmauert. Noch nie mochte aber diese Gattung von Philosophen, deren übrigens die bei weitem gröfsre Anzahl ist,

Digitized by Google

schlimmer oder vielleicht für ihren Zweck auch besser — daran gewesen sein, als mit der positiven Philosophie. Denn bei ihr entzog sich das Fundament, auf welchem das Ganze ruhte, der innere Zusammenhang und Fortschritt der Theile dem Auge jener Kunstkenner durchaus, vor der äufsern Symmetrie und dem gehäuften Schmuck, vor den bedeutsamen Symbolen, die das Heilige drinnen ankündigten, erkannte das Auge, bald verwirrt, bald beruhigt, die im Innern waltende Energie des philosophischen Gedankens nicht, und wie es diesen Kunstkennern überhaupt kein tieferes Interesse gewährt, ob das Problem der Philosophie gelöst sei, und wie, wie weit, so fanden sie ihren Geschmack vollkommen befriedigt an dem kunstvollen Aufsenwerk, an den Bildern, dem geheimnifsvollen Schmuck, daran hingen sie mit innigem Verlangen, bisweilen gedankenvoll sinnend an den Symbolen, auch wohl mit dem Wunsch, dafs die Stellung der Ornamente da und dort etwas verändert werde; nur wenn sie so in die Tiefe des Grundes unter sich hinab oder auf die Höhe des Giebels hinaufsahen, da fafste sie bisweilen ein unheimlicher Schauder, oder wenn unter einer eigenthümlichen Färbung irgend eine der äufsern Gestalten sich zu bewegen oder sich plötzlich ein Blick ins Innre tief hinein aufzuschliefsen schien, da erbebten sie, aber es läfst sich nicht sagen, welchen Zauber sie bei dem Worte „positiv" empfanden. Das Wort prägte sich ihnen so tief ein, dafs sie es bei jeder Gelegenheit anwandten; denn es war das Wort, vor welchem alle ihre Schrecken gewichen waren. Jener geheime Schauder verschwand, je mehr sie selbst ein phantastisches Ceremoniell und einen symbolischen Bilderschmuck sich angewöhnt hatten, in welchem sie von nun an das Wesentliche sahen.

Dafs das Gebäude, das sie vor sich sahn, das System der Naturphilosophie sei, welche mit ihren Principien die zweite, jenseits der ersten liegende, Natur (den Geist) zu erklären suche, und darum nach metaphysischer Entwicklung der das Ganze beherrschenden Natur-Potenzen den theogonischen — und zugleich Welt-Procefs in seiner aufsteigenden nothwendigen Entwicklung von Thesis, Antithesis zur Synthesis verfolge — das war ihnen nicht eingefallen; wie hätten sie ahnen können, dafs ein von diesem Gesetz getragner Procefs der immanente nothwendige Fortschritt der Dialektik sei, wie sie der Naturphilosophie eigenthümlich ist? wie konnte es ihnen auch nur im fernsten beikommen, zu fragen, ob denn die Naturphilosophie trotz ihrer Ansprüche, das Problem der Philosophie im Ganzen zu lösen, dasselbe wirklich für alle Weisen des Daseins, auch für den Geist, für die Sittlichkeit, Freiheit und Religion zu lösen im Stande ist. Hier offenbarte sich denn die Urtheilslosigkeit jener Kenner, und wie sie für ganz andre Dinge besorgt waren, als wofür sie zu schwärmen vorgaben. Genug, sie fanden, je mehr ihnen der Geist des Ganzen ein Geheimnifs blieb bis auf den heutigen Tag, Ausbeute genug zur fleifsigen Nachahmung des Einzelnen, sie copirten emsig, und nannten ihr Gerede Speculation, und schrieben Bücher mit philosophischen Titeln.

Auch Hr. v. Schaden, den wir nach Bezeichnung seiner allgemeinen Sphäre, der er zugehört, hiemit einführen, und der bisher durch seine Schriften, unter andern eine *positive* Logik (diese Art Leute machen Alles positiv, auch wo es Unsinn ist, diesen Gegensatz anzuwenden) so wie durch allerlei Erfindungen im Reiche der Sprache Kunde von seiner Originalität gegeben, hat der Schrift, deren Anzeige wir bisher einleiteten, einen philosophischen Titel gegeben „über den Begriff der Kirche". Hier ist der Hr. Verf. sogleich aus der Rolle gefallen, Begriff ist für die positive Philosophie etwas Negatives, und nun gar „über den Begriff", das ist noch mehr negativ, da doch die positive Philosophie durchaus mit der Sache, mit dem Realen selbst den Anfang zu machen, „aus den Quellen der Sachen, ja aus den Sachen selbst zu schöpfen hat" (S. 4). Ja dieser positive Philosoph sagt sogar, was gar kein Andrer wagen würde, der „evangelische Christ wisse fast nicht mehr, worauf er sich als auf den *Begriff seiner Kirche* verlassen könne" (S. 4). Darum, sollten wir meinen, könnte es doch dem evangelischen Christen nie zu thun sein, wenn sich auch vielleicht die Wissenschaft als philosophische Ethik oder als Dogmatik mit dem Begriff der Kirche zu beschäftigen hat. Doch dafs Hr. v. Schaden das übelberüchtigte Wort gebraucht, darf ihm nicht so hoch angerechnet werden, das Wort schreibt sich bei ihm, wie scheint, aus einer früheren bösen Gewöhnung her, welche die positive Philosophie in ihm noch nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Versteht man also unter Begriff etwa das Princip, wodurch einer Sache überhaupt ihre Bestimmtheit gegeben wird, und welche zugleich ihr Warum

Digitized by Google

enthält, so müssen wir von der verbrecherischen Absicht, das Wesen der Kirche in eine solche Untersuchung zu nehmen, die man sonst wissenschaftlich oder philosophisch nennt, den Hrn. v. Schaden durchaus frei sprechen. Das gültigste Zeugnifs ist gleich der erste Abschnitt, Ueberschrift: positive Construction. Und damit man nicht meine, die folgenden Abschnitte könnten Zeugnifs reden gegen des Verfassers schlichten und einfältigen Sinn, so führen wir gleich den Inhalt der folgenden Abschnitte an; der zweite enthält Bibeldeutungen, der dritte construirt die Kirchengeschichte, und der vierte enthält einen unverdächtigen „Schlufs", worin einige praktische canones enthalten sind, welche jenes in No. I. construirte Ideal einer Kirche ins Leben führen könnten. Was die positive Construction betrifft, so sagt hier der Hr. Verf., da die Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen sei, so müfsten sich Alle an einem Allgemeinem erkennen, das aber kein Vages und Unbestimmtes, noch ein Vielfältiges, sondern das *Wesentlich-Eine* sei. „Das wesentlich Eine kann aber für den Christen kein andres sein, als das, wovon er genannt ist; — jene Verschlungenheit eines Wesens, dessen Unscheinbarkeit mehr als das ganze wahrnehmbare All ist und dessen Thaten das Band bilden, welches das Niedre dem Höhern vermählt. „Wer ist ein Lügner, ohne der da leugnet, dafs Jesus der Christ sei? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn leugnet" " (S. 6). Was es nun mit diesem Bekenntnifs Christi auf sich habe, welches das Kennzeichen der wahren Kirche ist, erklärt das Folgende: „Wer bekennt, dafs das Intra-mundane nicht hinreichend ist, sich selbst jene Fülle (πλήρωμα) zu geben, welche auf heilige Weise und ohne Sünde uns Gott gleich und mit ihm Eins macht, sondern dafs dies nur der (ὁ) Extra- und Supra-Mundane geben könne, und dafs dieser zu uns herabkommen mufste in das Intramundane, ihm die Kraft zu geben, jenen Ueberweltlichen in sich aufzunehmen — wer solches Bekenntnifs thut, der ist vom Tode zum Leben durchgedrungen, der ist durch die Thatsache des Sohnes ein Unverletzlicher geworden, der ist in einer steten Selbstfindung und sammelt mit dem heiligen Christ; — sein Same, jene Materie der Persönlichkeit, welche durch den Christ vervollständigt (πληροῦσθαι) wurde, bleibt bei ihm, er kann nicht sündigen, da er von Gott geboren ist" (S. 7). Hr. v. Schaden scheint, so sehr er sich vermifst, den Geist des Christenthums „ganz eingeschluckt" zu haben, doch dies nicht zu wissen, dafs die christliche Kirche wesentlich als ein sittliches Institut, als die Sphäre der höchsten Befreiung des Menschen gegründet worden ist, in welcher er der Natur und allen endlichen bedingten Verhältnissen gegenüber, sich in seinem unendlichen Werthe vor Gott, in seiner wahrhaften Freiheit erfasse, und aus ihr heraus handle. Sofern er in einzelnen Akten seines Thuns, oder wenn es möglich wäre, in allen Akten in diesem Geiste handelt, ist er Christ oder Christus, nicht dafs Christus ein Gattungsbegriff wäre, sondern er ist immer und in jeder einzelnen Handlung individuell, wie überhaupt das Gute, Wahre ewig ist, und sich doch in jedem Moment ganz (keiner Ergänzung bedürfend) in einer guten Handlung, in einer wahren Lehre u. s. f. offenbart und sich Daseinsweisen verleiht. Darum ist Christus der Mittelpunct der Kirche, weil er das absolut befreiende Princip von Anfang der Welt ist und darum ist er als historisch erschienener d. h. als Mensch, dessen sämmtliche Akte durch sein ganzes Leben hindurch in freier Entschliefsung jenes höchste Lebensgesetz absoluter Freiheit in sich ausprägten, der Gründer der Kirche. Es ist etwas höchst Wichtiges für die Religion wie für die Philosophie, dafs das Wesen der absoluten Freiheit stets als ein vollendetes, abgeschlossenes, kurz als das stets wirksame Princip in das Bewufstsein aufgenommen werde und jeden Akt des Handelns setze: jede Handlung soll jenem höchsten Gesetz entsprechen, soll absolut gut sein, und nicht in Andrem Ergänzung verlangen; Christus darf darum durchaus nicht als eine abstracte Idee, die nur in einer nie erreichten Totalität sich gegenseitig ergänzender Individuen existirt, gedacht werden, sonst ist er nichts als der hohlste, abstracteste Gedanke, ohne allen Inhalt. Die Religion ist nicht Theorie und läfst sich vom theoretischen Bewufstsein gar keine Gesetze geben, sie hat ihr Gesetz, ihr Princip in sich selbst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

Ueber den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen. Geflügelte Worte eines Laien an Theologie studirende Jünglinge, die Hoffnung kirchlicher Zukunft. Von Emil Aug. von Schaden.

(Schlufs.)

Das Princip der Religion, da sie selbst und eben nur durch ihr Princip in jedem Moment erfülltes Leben ist, ist selbst ein erfülltes, vollendetes, das nicht nach Wirklichkeit strebt, sondern selbst das wahrhaft Wirkliche ist (nur dadurch ist es wirksam); nur durch diese seine Natur gewährt es Beruhigung und verleiht es vollendete Freiheit; nicht durch den Menschen wird es gesetzt, sondern es wirkt den Menschen selbst, denn der Mensch ist nur Mensch als frei und weil er Religion hat. Nicht hat der Mensch Religion, sondern die Religion hat den Menschen. Darum ist es also höchst nothwendig und das Gegentheil würde alle Religion aufheben, dafs das Princip des religiösen Lebens nicht als ein werdendes, in einem Procefs begriffenes, durch das Selbstbewufstsein oder was sonst noch sich verwirklichendes, sondern als schlechthin und durch sich wirkliches, ewig vollendetes, und trotz seiner Einheit in jedem Acte, in jedem Gedanken (bei aller Verschiedenheit des Materials, worin dies vorgeht) wirksames, als die schöpferische Ursache empfunden werde. In diesem Sinne mufs also das Princip durchaus ein transcendentes sein, keine immanente Idee. Das religiöse Bewufstsein mufs durchaus also auf Christus immer zurückgehn, mufs jeden seiner Lebensacte als Aeufserungen, als Wirkungen dieses seines Princips fassen, denn an Christo hat es die wahrhafte Vermittelung des Unbedingten und Bedingten, das schlechthinnige Durchdrungensein aller bedingten Lebensverhältnisse von dem unbedingten Gesetz der Freiheit, und zwar keine magische Durchdringung, sondern eine durch den Willen, durch den Entschlufs des Menschen Christus vermittelte. So ist Christus Princip der Religion und Gründer der christlichen Kirche, der letztere als offenbar gewordenes Princip der Menschheit, der Freiheit, der Religion, als offenbar gewordner Mittler. Das steht auch dem religiösen Bewufstsein fest, und ist nicht etwa eine Illusion, eine Vorstellung, aus der der Gedanke erst zu gewinnen sei, überhaupt verhält sich Religion und Philosophie nicht als Vorstellung und Gedanke, sondern die Religion hat ihr ewig wahres und in ihr lebendiges Gesetz, und das hat die Philosophie als Princip aufzustellen und von hieraus die Totalität des Inhaltes der Religion zu durchdringen (nämlich als Religionsphilosophie). Das religiöse Bewufstsein wurzelt in diesem Grundsatze, ohne den es selbst gar nicht zu denken ist, es ist untrennbar von dem historischen Christus, weil es nur in ihm die gesuchte Vermittelung findet, und in dem andächtigen Hineinleben in ihn allein seinen Frieden hat; darum liegt auch in der jetzt schwebenden Frage der Christologie der Wissenschaft der Beweis zu führen ob, dafs ohne einen historischen Christus es kein Christenthum und keine christliche Kirche hätte geben können. Der Beweis ist von dem Standpuncte, auf den wir im Vorigen geführt haben, nicht schwer zu führen. Wir begnügen uns hier mit dem Angedeuteten, was wir noch keinesweges für einen wissenschaftlichen Beweis halten, sondern wir ergreifen hier nur die Gelegenheit, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche dem wesentlichen Lebensgehalt aller Religion so wie vornämlich des Christenthums droht, von Seiten der Naturphilosophie, wenn diese die Deutung der Religion übernimmt; nicht minder soll das Gesagte einen Wink enthalten, auf welches Gebiet sich die von der Metaphysik der Naturphilosophie bedrängte Theologie zuzückzuziehen hat. Was war es denn, was neuerdings die Bedeutung des geschichtlichen Christus, also die

Digitized by Google

Nothwendigkeit seiner Vermittlung zwischen Gott und dem Menschen gänzlich aufzuheben suchte, was war es anders als die Metaphysik der Naturphilosophie und ihr so häufig in den Blättern der Geschichte der Philosophie niedergeschriebener Satz von der unmittelbaren Einheit des Subjects und seiner Prädicate, des Idealen und Realen, des Ich und Nicht-Ich, der Freiheit und Nothwendigkeit; — ein nie bewiesener, und nach der eignen Voraussetzung dieser Systeme unbeweisbarer und doch unbedingter Grundsatz, aus welchem sodann sich leicht folgert, *dafs es ein vermittelndes Princip nicht gebe, noch auch ein solches nothwendig sei.* Und gesetzt es käme Einer und behauptete, das Absolute sei die Einheit des Subjectiven und Objectiven, oder wie er sonst immer sich ausdrücken möchte; und wir sagten ihm: wie, setzest du nicht selbst in der Einheit einen Unterschied? ist das Absolute die Einheit des Subjectiven *als* Subjectiven u. s. f.? und er antwortete uns: ihr müfst euch eine ursprüngliche Einheit denken, aus welcher die beiden Factoren hervorgingen; seht, ist nicht die ganze Welt zerspalten und geht einer höheren Einheit zu? Zwischen der ersten und der letzten Einheit als der höheren, worin der Unterschied mit aufgenommen ist, liegt der Zwiespalt und die Versöhnung, und das Ganze ist ein geschichtlicher Procefs, worein Natur und Religion hineinverflochten sind, seht hier ist Thesis, da Antithesis, und zuletzt Synthesis — würde nun der ganze Verlauf, den wir hier vor uns sähen, nicht ein gleiches System der Nothwendigkeit sein, ein Identisch-Setzen des Subjects (der sich entwickelnden Substanz) mit seinen Prädicaten, ohne irgend ein vermittelndes Princip; denn wo sollte es liegen, da doch das Absolute als die *concrete* Einheit immer im Werden begriffen ist? O welch ein Proteus, und doch ist sein eigentlich Wesen immer der alte Satz Spinoza's: Alles was ist, ist entweder Subject (in se) oder Prädicat (in alio), ein drittes giebt es nicht. Das ist die Naturphilosophie, odi Danaos et dona ferentes. Doch Hr. v. Schaden in seiner Unschuld weifs davon nichts, ich sage es auch nicht um seinetwillen. Die Naturphilosophie, da sie ein für die Erklärung alles Daseienden gar nicht ausreichendes Princip aufgestellt hat, hat sich doch über ihre Grenzen erweitert, da sie die absolute, alle Räthsel lösende Philosophie sein wollte, und hat somit das Freieste, und das, was nur in Freiheit gegründet ist, ihrem Naturprocefs unterworfen, und in den nothwendigen Conflict entfesselter Naturkräfte verstrickt, sie hat das freieste geistige Leben durch denselben Procefs erklärt, durch den sie die Natur werden liefs (aber Christus ist keine Naturpotenz), und das Absolute selbst zu einem nie sich vollständig erreichenden Procefs, zu einer den Erscheinungen immanenten sich in ihnen zur Vollkommenheit, zu ihrer Gottheit erhebenden Natur gemacht. Das Wesentliche der Religion hat sie in eine γνῶσις gesetzt, welche die wesentlichen Lebensmomente der Religion entweder in Symbole und mythische Formen verwandelt, oder sie in einen Zusammenhang mit einem über sie hinausliegenden Naturprocefs hineingezwungen hat, durch den sie allein begreiflich würden; damit hat sie das innerste Leben der Religion, das wesentlich im Practischen sich gründet, aufgehoben. Nach allen diesen Richtungen mufs die Naturphilosophie, in welchen Gestalten sie sich auch neuerdings hervorgebracht habe — ob in Uebereinstimmung mit der orthodoxen Dogmatik oder nicht, ist ganz gleichgültig für das Princip — bekämpft werden, sonst kann die Wissenschaft der Philosophie und Theologie keinen Fortschritt machen.

Wir hören die Nachklänge — freilich nur Nachklänge, denn der Verf. hat sich des Princips nie bemächtigt — der Naturphilosophie, wenn der Verf. von dem Intramundanen (dem Aufsergöttlichen) und dem Extramundanen (dem Göttlichen) und der Verklärung jenes durch dieses, der Zurückführung jenes zu diesem sich vernehmen läfst; wir hören die verhallenden Töne jener Philosophie, wenn der Verf. sagt, „ehe die Wiedergeburt geschieht, ist der Geist wie ein Product der Natur am Menschen, und erwacht erst mit der Wiedergeburt zu jenem Leben, das seine Kraft in ihm selber hat, ein αὐτοκίνητον ist" (S. 9). „Die Gabe der Wiedergeburt ist jene Geistesgabe, welche, aufhebend alle Last des Geistes, mit jener Natur beschenkt, deren Anfangsfaden in ihr selber, die ἑαυτὴν κινοῦσα ist" (S. 13). Die Wiedergeburt ist wie Christus selbst für die Naturphilosophie die absolute Synthesis des grofsen Weltprocesses, die in der Thesis an sich schon mit enthalten ist und alsbald zur harmonischen Versöhnung des Entgegengesetzten heranreift, so wie die Antithesis in ihrem ganzen Ernste gesetzt ist. Weil sie in der Thesis an sich gesetzt ist, ist sie das αὐτοκίνητον. „Der wahre Geist des Wiedergebornen ist, als ob er von jeher durch sich selbst wäre" (S. 9). Alle Momente des Processes der Naturphilosophie überschauen wir in folgenden Worten des Verf., mit denen er die Stelle Joh. 6, 44—46 commentirt: „da der Vater als der Schöpfer betrachtet werden mufs, weil er dies doch in Wahrheit ist, so macht sich auch alsbald die Forderung geltend, dafs er als Grund wie Geber aller Substantialität, welche in der Schöpfung und also auch im Menschen ist, gedacht werden mufs. Der natürliche, d. h. der genetische Zusammenhang daher der Welt mit Gott ist der Zusammenhang durch den Vater, während der Zusammenhang mit Gott

Digitized by Google

durch den Sohn ein Hinzukommendes, Neues, Umgestaltendes ist. In unserm Geiste, können wir sagen, wohnt der Sohn; das aber, was durch unsere Adern fliefst, was in uns als Seiender lebt, ist der Ausflufs vom Vater, ist daher auch in einem gewissen Sinn der Vater selbst. Was sich folglich im Vater regen mag, — von dessen Einflufs auf uns dürfen wir versichert sein. Wie der Geist einer Krankheit bald Hitze, bald Frost erzeugt, so arbeitet auch in steter Bewegung durch Gegensätze hin der Wille, die Tendenz des Vaters in der Natur-Basis unseres Geistes auf und nieder. Denn immer hofft er dadurch in uns das Bewufstsein unserer Halbheit, unserer Inconvenienz anzuregen, auf dafs wir daran denken, das, was von ihm in uns ist (und das ist Alles, was wir haben), in uns durch seinen Stachel demjenigen zuzuführen, der sich im Rathe der Ewigkeit dahin mit ihm besprochen hat, so die Wohnung der Gottheit d. h. den Menschen zu complementiren, dafs von nun an wieder der Vater mit Wohlgefallen in seinen Geschöpfen hausen könnte. — — Darum mache, dafs, wie der Vater in dir reifst und sticht, so der Sohn in dir sänftige und mildere. Wer an ihn glaubt, der hat das ewige Leben. — Der Mittler ist unmittelbar unser geworden. Seine Persönlichkeit strömt ganz in die unsrige über und macht sie so der brennenden und verzehrenden des Vaters gerecht. Der sich uns so aber unmittelbar ganz geschenkt hat, schenkt auch seine Theile uns unmittelbar: sein Fleisch, sein Blut und sein Wasserbad" (S. 26—28). Wer fände hiezu nicht das Original?! Der ganze Procefs ist übrigens als ein natürlicher, unmittelbarer, äufserlich ergreifender gedacht; das Vermittelnde, der Wille, durch welchen Alles für den Menschen erst sittliche und religiöse Bedeutung erlangt und wodurch der Mensch erst auf Beides Anspruch hat, ist geradezu übersprungen oder zur leeren Potenz herabgesetzt. Ja so sehr wird alles Vermittelnde übersehn, dafs der Verf. bei der Erklärung der Stelle ἡ ἐμὴ διδαχὴ οὐκ ἐστιν ἡ ἐμή so auslegt: „Meine Lehre ist nicht die meine: es ist die meiner ἑνότης mit dem Vater. Durch mich thue ich gar nichts. Ich bin völlig willenlos, ich bin nur da, um zu leiden, zu dulden, zu erfüllen. Wer mir, dem *nur* Verkündenden, dem *nicht* magisch oder mysteriös oder irgendwie Wirkenden, folgt, dem wird die ἑνότης selbst wahrnehmbar, fühlbar machen, dafs sie mit ihm sei" (S. 19). Wir sehn, wie dieser Standpunct die Bedeutung, die er einmal Christo giebt, im nächsten Augenblicke ihm wieder entzieht; denn zwar hat die Naturphilosophie ihr grofses Interesse an ihm, weil er die absolute Synthesis vollzieht, aber diese ist an sich auch schon in der Thesis enthalten, und könnte ohne dies Ansich nicht wirklich werden, daher dieses auch als das absolut Wirksame in den Vordergrund treten kann; dafs dies bei Herrn v. Schaden in dem Mafse, wie eben gezeigt worden, der Fall ist, schreibt sich daher, dafs er auch der Antithesis, welche in dem Originalwerk der reale Grund oder das conträre Princip beherrscht, nicht den tiefen Ernst und die Erregung der den allgemeinen Umsturz des Seins herbeiführenden Katastrophe zuschreibt. Der Verf. schreibt seiner Gemeinde vor im 5. und 6. Kanon, sich der Erwähnung des Teufels und der Erbsünde zu enthalten. „Ihr Wesen als Erbsünde trägt nur im relativen Verhältnifs zum Christ die Stütze seiner Wirklichkeit" (?) S. 72. Indem er so den Ernst der Antithesis aufgegeben hat, hat der Verf. die mächtigen, alle Aeonen des vorweltlichen, alle Zeiten und Perioden des weltlichen Daseins unter sich vertheilenden Züge des speculativen Systems der positiven Philosophie, in eine dumpfe Enge zusammenschrumpfen lassen, in der die kämpfenden Potenzen sich zu nahe berühren, und keinen Raum für historische Construction übrig lassen. Welch schwacher Nachhall der grofsen Versöhnungshymne, welche die endliche Auflösung aller Spannung feiert, wenn Hr. v. Schaden sagt: „der Mittler macht, um kühn zu sprechen, Beiden (Gott und dem Menschen), etwas vor, wovon sie Beide glaubten, dafs es gar nicht zu thun, zu wirken wäre. Nun fehlt es Beiden an Wendungen zur Entschuldigung, sie müssen es ihm Beide nachthun. Als ἓν mit dem Sohne ist es natürlich, dafs der Vater sich auf keine Weise gegen den versöhnenden Procefs sträuben werde. Wohl aber thut er dies als verletzter Gott und Schöpfer, so dafs er nur der Nothwendigkeit von der durch den Sohn erfüllten Gerechtigkeit nachgiebt" (S. 19).

Wenn die positive Philosophie kühn alle Räthsel löst, und bis in die anfängliche absolute Ewigkeit zurückgehend, den Sohn, das ideale Princip, von seinem Sein als actus purus bis zu seinem selbstständigen Herrsein *in* Gott verfolgt, so legt der Verf. den Finger auf den Mund, und wagt nicht, das Geheimnifs enthüllt zu schauen: „der geschichtliche Procefs (im höchsten und ausgedehntesten Sinn), ist ein grofses, continuirliches, einheitlich aus Gott emporgestiegenes Gewächs. In diesem universellen Procefs ist, wie im Pflanzenreich z. B. die Atmosphäre oder das Licht, ein modificirendes, weiter bewegendes, influenzirendes Moment und Individuum. Dies ist der Sohn. Wie dieser sich zum Bruna des Anfangs verhalte, dies ist, was dahin gestellt bleiben soll" (S. 21). Auch das Geheimnifs der Dreieinigkeit, an deren successive Evolution die positive Philosophie die unterschiednen Momente ihres aufsteigenden Processes knüpft, wagt der Hr. Verf. seiner Gemeinde kaum zu deuten, nicht anders als so, dafs er das Geheimnifs in das Gewöhnliche herabzieht (S. 70 u. 71).

Wir sind also weit entfernt, in dieser Schrift den stolzen Bau, die alle Räthsel kühn auflösende Construction der Naturphilosophie erkennen zu wollen, die stolze Wölbung ist zusammengesunken, die grofsartigen Verhältnisse sind aufgehoben, statt der mächtig aufstrebenden Pfeiler sehn wir elende Pilaster, und das schlecht begründete Fundament droht den Einsturz des Gebäudes. Wenn auf ein System von Dogmen, das seine Principien bis auf die vorzeitliche Ewigkeit zurück- und durch alle Weltalter der Natur und des Geistes als die wirksamen Mächte hindurchzuführen

Digitized by Google

sich getraut, der Urheber der positiven Philosophie seine höchste, allem Streit entnommene Form der Kirche gründet; eine Form, die dadurch die absolute sei, dafs sie die andern entgegengesetzten Formen in sich aufhebt und nichts verloren gehn läfst, was je Wissenschaft für die Kirche errungen hat: so verfällt Hr. v. Schaden bei seiner Ohnmacht, die entliehene Anschauungsweise in ihrer ganzen Kraft sich anzueignen, in den kleinlichsten, schwächlichsten Pietismus, der sich aller Bestimmtheit der Lehre entzieht, sich in krankhaft wollüstigem Gefühl um seinen Christus herumschmiegt, um immermehr in Ewigkeit in die Tiefen der Sohnschaft einzudringen, und „von seiner Einströmung sich immer reicher, stärker, unendlicher füllen" zu lassen (S. 9, 10). Das Ganze wird als ein theoretischer Genufs vorgestellt, wie denn auch das Bekenntnifs, in welchem die Gemeinschaft mit der Kirche ausgesprochen wird, ein theoretisches ist; die gleiche Bestimmung hat daher auch das Wachsthum des Wiedergebornen: „um glücklich sein zu können, mufs er alle Ewigkeit hindurch neues πλήρωμα empfangen" (S. 10). Im Uebrigen deckt der Verf. seine Schwäche und die Schwäche seiner Kirche mit dem weiten Mantel evangelischer Freiheit zu, jenes Eine Bekenntnifs des Christus (im oben entwickelten Sinne) ausgenommen, läfst er alle Bestimmungen der Lehre frei. Die Mysterien, Taufe und Abendmahl, sollen in heiliger Scheu begangen werden, und jenen wollüstigen Zusammenhang mit Christo nähren; welchen Sinn Einer sonst hineinlegen wolle, stehe ihm frei. Der Hr. Verf. führt unter seinen Bibeldeutungen durch, wie schon unter den Aposteln (Johannes — Matthäus und Marcus — Lucas und Paulus) das Mysterium des Abendmahls je nach ihrer verschiedenen Geistes-Individualität verschieden aufgenommen worden sei (S. 34 — 42. Verkehrteres, als auf diesen Seiten steht, ist vielleicht nie gesagt worden). Am besten dünkt es dem Hrn. v. Schaden, alle jene verschiedenen Sinne zu vereinigen, und hier scheint ein ganz krasser naturphilosophischer Standpunct durch, wenn er sagt: „denn nur die Existenz des Menschen in ihrer Gesammtheit kann Gott erkennend betasten; eine einzelne Energie menschlichen Wesens macht Gott immer zu einem geringern als er ist, wenn sie sich ihm in seinem Wesen nahn will" (S. 41). Ceterum censeo: „Ja da ist des Herrn Kirche, wo die auf ein Unaussprechliches vereinigte Menge sich versenkt in die Sohnschaft, und jedes Glied von all seinen Gedanken über die Mysterien wie von Zufälligkeiten denkt, womit seine unerfahrene Kindheit spielt" (S. 13, 14). Diese Kirche des Herrn ist nun echt republikanisch, jeder Wiedergeborne ist ein Priester in Ewigkeit, ein Melchisedek. „Wenn wir auf unser Recht verzichten, so ist es die Knechtsgestalt unsres Geistes, welche so umringt ist mit Fleisch, dafs sie des äufsern Gesetzes, des äufsern Mafses, der äufsern Ordnung, des religiösen Rhythmus begehrt" (S. 13). Auch in Absicht auf den Staat ist der pietistische Verf. der Demokratie, „der völligen Brüdergleichheit" (in einer Anmerk. S. 49, er beruft sich auf die Apokalypse) zugethan, doch ist nichts von ihm zu befürchten, sein erster Kanon für die erneute Fassung des protestantischen „Kirchenlebens" ist: „Alle Institutionen dabei zu belassen, wobei sie sind" (S. 66). Denn auch hier zeigt er sich positiv. „Jede wahre Evolution, die nicht Revolution ist, beginnt nicht mit Abolition, sondern mit anerkennender Ponirung des Seienden". Aber das erregt wohl mit Recht unsern Verdacht, dafs er sehnsüchtig sich nach dem Orient (eine neue geographische Eintheilung der Welttheile s. S. 52, hier (S. 57) meint er den „Slavismus" und die Mongolen) umsieht, ob nicht Völkerbewegungen „unsre occidentalischen Wohnsitze erfrischen und neu beleben" wollen. Der Verf. weissagt aus den jetzigen Zuständen eine grausige Zukunft, zumal da der Mensch bei seinem steten Streben nach vorwärts seine eignen Kräfte kennen lernt — „und diese sind grofs, da wir die Ebenbilder Gottes sind", — und da er, indem er seine Ansprüche befriedigt und seine Rechte anerkannt findet, in Hochmuth verfällt, „welcher nicht zu lange braucht, um sich jedes Verbrechen für erlaubt zu halten" (S. 58); schon sieht der Verf. die apokalyptischen Unthiere, die er speculativ construirt, aus den Abgründen des Meeres hervorsteigen (S. 61, 62 Anmerk.), er sieht, dafs mit unsrer Epoche, „wo die absolute Verneinung der Gottheit Christi hervorgetreten ist, der Gipfel für die negative Seite des entfesselten Geister-Menschen" (!) d. h. der Antichrist gekommen ist. Und schon sollte man meinen, der Verf. wolle, diese Schrecken fliehend, „heute auf eigne Faust aufbrechen, den armen Fulla's in Afrika das Wort zu predigen mit freudigem Aufthun seines Mundes und auch sie theilhaftig zu machen der geheimnifsvollen Nähe des Gottes" (S. 33), da fällt ihm die Zauberformel ein, mit der er alle Schrecken der Wüste bannt. „Denn auf das Verneinendste, was es giebt, gehört als ἀντίδοτον nur das Aller-Positivste, was mag gefunden werden. Christus mufs aber die *personificirte Positivität* genannt werden" (S. 63). Doch armer Magus, man spottet deiner Zauberformel, binde sie dir als Amulett um, damit du selbst in den letzten Zeiten sicher seist, vor Allem hüte dich selbst vor Hochmuth, den du so verabscheust, oder meinst du, bei dir sei er ein Verdienst? „Denn die Leugnung des Christs in seiner Würde", sagst du, „ist im Geistigen eine so unermefsliche Uebelthat, dafs ihr gegenüber alle, die Gottheit Christi Bejahenden ein so Herrliches und Gutes thun, dafs jede übrige Differenz der letztern unter einander äqual Null wird und deshalb keine Veranlassung zur Spaltung geben kann und darf". Vor Allem sei eingedenk, woher du deine Stärke habest und ob du die rechte Stärke hast, und hüte dich, dafs du durch dein schwach Gefäfs, in der du fremde Stärke aufnimmst, nicht diese selbst verunehrest.

A. Schmidt.

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1842.

XLIV.

Handbuch für Reisende in Griechenland von Dr. Joh. Ferdinand Neigebaur und Ferdinand Aldenhoven. Zwei Theile. Leipzig, 1842. Bei Brockhaus.

Es kann wohl darüber kein Zweifel sein, dafs ein Reisehandbuch, wie das vorliegende, nicht blofs als erwünscht, sondern sogar als nothwendig und geradezu einem Bedürfnisse entsprechend angesehen werden müsse, nachdem einestheils es so gewöhnlich geworden, Griechenland zu besuchen, anderntheils so Manches sich vereinigt hat, eine Reise nach Griechenland noch besonders zu erleichtern. Aber eben so wenig kann darüber ein Zweifel sein, dafs es keine leichte Aufgabe sei, ein erstes Werk dieser Art herauszugeben, indem es nicht an Anlafs fehlen konnte, statt zu Wenig, im Gegentheile zu Viel zu geben, namentlich aber, insofern es schwierig war, die Materialien für einen ersten Versuch dieser Art zu erlangen. Denn theils dürfte es überhaupt an dergleichen Materialien zur Zeit noch fehlen, theils sind die Quellen nicht zugänglich, welche man hierbei zunächst zu benutzen hat. Nicht blofs früher-erschienene geographische, historische und statistische Schriften und Nachrichten bieten sich hier als Quelle der Benutzung dar; auch die unmittelbare Gegenwart im Lande selbst und der Vortheil der Autopsie mufs, bei einem nicht gar zu kurzen Aufenthalte daselbst, dazukommen, um das, was man aus Büchern entnommen, durch Selbstanschauung, durch eigenes Studium u. s. w. berichtigen, in ein besseres Licht stellen und klarer auffassen zu können; endlich aber sind auch Mittheilungen von Seite der Regierung des Landes, von welchem es sich handelt, und seiner Behörden eine höchst erwünschte Zugabe. Dies Letztere mufs besonders von Griechenland gelten, wo aufserdem über Manches mit Bestimmtheit Nichts zu erfahren sein dürfte; und die Herausgeber rühmen auch hier Th. 1. S. 2. die wohlwollendste Unterstützung der griechischen Regierung, „durch welche sie viele bisher noch unbekannte statistische Notizen erhalten haben". Auch war es jedenfalls nicht unvortheilhaft für diesen ersten Versuch eines Handbuchs für Reisende in Griechenland, dafs daran der zweite, auf dem Titel genannte, inzwischen verstorbene Herausgeber, Ferd. Aldenhoven, Antheil genommen hat, der, auch wenn die von ihm früher gelieferten Beweise thätiger wissenschaftlicher Beschäftigung mit Griechenland vielleicht von Manchem überschätzt worden sein sollten, doch immer im Stande war, über Vieles erwünschte Auskunft zu ertheilen. Beide Herausgeber haben nun, wie es in der Vorrede zum ersten Theile S. VII heifst, gemeinschaftlich versucht, dem Reisenden nach Griechenland ein Reisehandbuch mitzugeben, welches ihnen für einen nützlichen Aufenthalt daselbst ein zweckmäfsiger Führer sei, hierbei übrigens nur das Bedürfnifs des Reisenden von allgemeiner Bildung, der ohne besondere wissenschaftliche Zwecke reist, im Auge gehabt und nur auf das sich beschränkt, was jedem gebildeten Reisenden von Griechenland zu wissen und zu sehen am nöthigsten ist. Zu diesem Zwecke haben sie im ersten Theile „alles das zusammengestellt, was zur vorbereitenden Kenntnifs des Landes und dazu nothwendig ist, um den Reiseplan zu entwerfen", wogegen der zweite besondere Theil „die Beschreibung der einzelnen Orte und anderer sehenswerthen Gegenstände, welche der Reisende auf dem gewählten Wege im Inneren berührt, zum Gebrauch an Ort und Stelle alphabetisch geordnet", enthält.

Rec. ist weit entfernt, dem vorliegenden Reisehandbuche durch Griechenland die Mängel eines ersten Versuchs besonders vorhalten und das Verdienstliche der Arbeit verkennen zu wollen; vielmehr erkennt er das Verdienstliche dieses ersten Versuchs an, auch wenn

Digitized by Google

er die Mängel desselben eben so wenig verkennen kann. Im Allgemeinen will es ihm nämlich scheinen, als ob die Herausgeber schon insofern zu Viel gegeben hätten, als sie einestheils in diesem Reisehandbuche auf das alte Griechenland und die alten Griechen auch dann zu viel Rücksicht genommen haben, wo in den Verhältnissen der Gegenwart kein Grund dazu vorhanden war, anderntheils aber in geographischer Beziehung nicht auf das jetzige Griechenland allein sich beschränkt, sondern auch benachbarte Länder mit in den Kreis der Betrachtung gezogen haben. Mag es auch oft schwer sein, geradezu behaupten zu wollen, dafs dies und das nicht hergehöre, so fühlt und sagt man es sich doch beim Lesen selbst, dafs Manches hier fehlen könne, fehlen müsse, dafs die Darstellung für ein Reisehandbuch und namentlich für Touristen von allgemeiner Bildung zu ausführlich sei, und dafs es zu sehr auf nicht hergehörige Einzelnheiten Rücksicht nehme. Man wird in der That oft zweifelhaft, was eigentlich den Herausgebern Hauptsache gewesen sei, ob die Gegenwart Griechenlands, die Geschichte des Mittelalters, oder die älteste Zeit, und man findet wenigstens hier und dort, wie zu sehr zum Nachtheile der Gegenwart die Geschichte des Mittelalters und der ältesten Zeit, mit der Mythologie, der Culturgeschichte u. s. w. der Hellenen, ungebührlich bedacht worden ist, wenngleich im Allgemeinen anzuerkennen ist, dafs gerade bei Griechenland die Gegenwart nicht recht verstanden werden kann ohne Kenntnifs des Alterthums und der Vergangenheit überhaupt. Hatten nun aber die Herausgeber solche Leser vor Augen, denen jenes bessere Verständnifs nöthig, denen es Bedürfnifs ist? Rec. möchte dies für gewöhnliche Touristen bezweifeln. Was soll also hier (Th. 1. S. 38—75) die Geschichte Griechenlands von der Herrschaft der Macedonier an bis ins 18te Jahrh., und zwar in diesem Umfange und mit diesen Einzelnheiten? ja was sogar der, übrigens nicht zu ausführliche Abschnitt (S. 26—33) über die griechische Sagenzeit und die Einleitung in die Geschichte Griechenlands, und der (S. 33 — 37) über Griechenlands Wachsthum und Blüthe? In einigem Widerspruche mit jener Umfänglichkeit und Ausführlichkeit, namentlich was die Geschichte Griechenlands unter den griechischen Kaisern und unter den fränkischen Eroberern anlangt (S. 45—70), stehet die Kürze, womit die Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands (S. 77—87) behandelt wird. Ob für das Eine und Andere zur Erklärung und Entschuldigung gereiche, was S. 25 u. 88 bemerkt wird, dafs nur habe versucht werden sollen, auch in Ansehung der Geschichte von Griechenland dem Reisenden das Nothwendigste, und so viel Namen und Jahreszahlen als möglich, mitzugeben, um an Ort und Stelle erforderlichen Falls nachschlagen zu können, wenn er sich in der Vergangenheit orientiren wolle, läfst Rec. dahingestellt sein.

Ferner ist in dem Capitel über die Bewohner Griechenlands (Th. 1. S. 171 f.) Viel, offenbar theils gar nicht, theils wenigstens nicht in diesem Umfange hierher Gehöriges über die alten Griechen, über altgriechische Kunst und Künstler des alten Griechenlands, über wissenschaftliche Leistungen der alten Griechen u. s. w. enthalten; dabei wird S. 210 f. über den griechischen Freiheitskampf wiederholt, was schon S. 77 f. mitgetheilt worden war; und auch an andern Orten wird zu viel Altgriechisches beigebracht, z. B. S. 333 f., wo von der Finanzverwaltung des jetzigen griech. Staats die Rede ist und die Herausgeber nun auch der altgriechischen Münzen ausführlicher gedenken. Da hätte ja wohl auch bei der bewaffneten Macht (S. 356 f.) der alten Phalanx gedacht werden sollen, und vielleicht um so weniger unzweckmäfsig, als es ja auch im neuern Griechenland eine Phalanx giebt!

Was die obengemachte Bemerkung anlangt, dafs in geographischer Hinsicht die Herausgeber zu wenig auf Griechenland selbst, d. h. auf das Königreich Griechenland, mit welchem allein das Reisehandbuch es zu thun hat, sich beschränkt haben, so enthält der, alphabetisch geordnete zweite Theil desselben genug Belege hierfür, wie denn freilich auch hier, z. B. bei Athen, zu viel alte und mittelalterliche Geschichte und hellenische Mythologie sich findet, was um so störender ist, als davon schon im ersten Theile bei der Geschichte Griechenlands Manches erwähnt worden ist, während auch sonst in diesem ziemlich ausführlichen Artikel über Athen (er geht von S. 50—126) S. 69 u. 71 Wiederholungen sich finden. Selbst ganze Artikel dürften, gleichsam als zu altgriechisch, in diesen zweiten Theil gar nicht gehören. So z. B. die Art. Arethusa, Boeotien, Doris, Hellas, Hippokrene, Kalydon, Kastalische Quelle u. a., oder sie mufsten mindestens nur ganz kurz abgefertigt werden. Dagegen als dem Königreiche Griechenland nicht angehörig, und also auch nicht hierher

Digitized by Google

gehörig, möchte Rec. die Artikel Athos, Cattaro, Illyrien, Istrien, Jonien, jonische Inseln (so wie die Art. über die einzelnen derselben), ferner Kreta, Macedonien, Montenegro (worüber übrigens, als die neuste Schrift, die von Stieglitz: „Ein Besuch in Montenegro", 1841 zu erwähnen war), Prevesa, Ragusa, Salonichi, Tempe, Thessalien, Triest, Zara u. a. bezeichnen.

Sieht Rec. im Uebrigen von demjenigen ab, was die Herausgeber nach seiner Meinung hätten von dem Reisehandbuche ausscheiden sollen, und hält er sich lediglich an das, was übrig bleibt, so hat er in dieser Beziehung noch besonders zu bemerken, dafs die Darstellung mitunter zu ausführlich ist und gar zu sehr in's Einzelne eingeht (vgl. I, 21), dafs sie oft Alles untereinander mengt, und nicht selten ohne alle Kritik verfährt. Dies gilt zunächst von den literarischen Nachweisungen, welche im ersten Theile, S. 425—436. von den wichtigsten Schriften zur Kenntnifs Griechenlands gegeben werden. Ihre nicht zu läugnende Unvollständigkeit kann Rec. schon nach dem S. 2. von den Herausgebern Bemerkten nicht tadeln wollen; aber er mufs es rügen, dafs darin Alles unter einander geworfen ist, Altes und Neues, Politisches und Historisches, dafs auch hier Manches gar nicht hergehört, weil es nicht Griechenland, namentlich nicht das neue, betrifft, und mit dem Zwecke des Reisehandbuchs selbst nicht in Verbindung steht. Was z. B. sollen hier Schriften über Slavonien und Croatien (S. 428)? was, streng genommen, politische Schriften über die griechische Revolution von 1821? was Schriften, wie O. Müller's Geschichte der hellenischen Stämme (S. 428)? was die ähnlichen Schriften von Reinganum und Becker (S. 429 und 434)? was Münch's Schrift über die Türkenkriege (S. 428)? was im Allgemeinen die Philhellenenschriften? u. s. w. u. s. w.

Dafs oft ganz unkritisch verfahren worden, geht z. B. daraus hervor, dafs S. 428 eine Schrift von Krug, angeblich aus dem Englischen übersetzt, erwähnt wird, die nur die Uebersetzung der kurz vorher gedachten Schrift von Stourdza, La Grèce en 1821, ist. Wo der Titel der Schrift über deren Inhalt nicht aufklärt, wäre eine kurze Andeutung darüber gerade hier an ihrem Orte gewesen, wenn es nicht vielmehr besser gewesen wäre, die Schriften, welche die Herausgeber zu bestimmtem Zwecke und nach festem Plane hier aufnehmen wollten, auf ähnliche Weise zu classificiren, wie der Unterzeichnete in seinen „Beiträgen zur besseren Kenntnifs des neuen Griechenland's" (1831), S. 173 f. in Ansehung der über das neue Griechenland seit 1821 erschienenen Schriften gethan hat. Auf Nachträge und Berichtigungen im Einzelnen kann und will Rec. sich hier nicht einlassen, wie wenig es auch hierzu an Anlafs, im Allgemeinen und besonders insofern fehlt, als gerade hier genug störende Druckfehler in den Eigennamen sich finden; nur was die in der Nachweisung mit berücksichtigten Reisebeschreibungen durch Griechenland betrifft, verweist Rec. für den Fall einer zweiten Ausgabe des vorliegenden Reisehandbuchs, bei welcher Viel zu bessern und nachzutragen sein wird, auf die Gesammtrecension aller Entdeckungsreisen in Griechenland, von Kruse, in der Hall. Allg. Lit.-Zeitung 1836, 39 und 40.

Ferner bemerkt Rec. noch Folgendes: Thl. I, S. 221 f., wo von den Bewohnern Griechenland's die Rede ist, erwähnt das Handbuch zwar die Neugriechen, Albanesen und Franken, unterlafst es aber, besonders noch der, allerdings zur Zeit nur nomadisch lebenden, aber von den andern Bewohnern mehrfach und wesentlich sich unterscheidenden Wlachen zu gedenken. Die Phanarioten werden S. 245 in ihrer Bedeutung, namentlich der politischen, nicht genug hervorgehoben. Mehr findet sich im zweiten Theile S. 188 und 189, wo es aber jedenfalls nicht hingehörte. Die kurze Andeutung über die Katastrophe des Präsidenten Capodistrias ist nicht richtig; haben ihn denn die Primaten ermordet? S. 84 ist die Sache richtig erzählt worden. Bei Gelegenheit des über die griechische Kirche S. 280 Bemerkten war wohl auch die kirchliche Eintheilung des griechischen Staats, wenn nicht nach der neuesten Verordnung vom J. 1841, doch nach der vom J. 1833 zu erwähnen. S. 284 sind die Zeiten merkwürdig untereinander geworfen; das daselbst erwähnte literarische Blatt, der Merkur, ist jedenfalls der Λόγιος Ἑρμῆς, der jedoch nicht in Griechenland nach 1821, sondern in Wien seit 1810 einige Jahre lang erschien. Die sonstigen literarischen Notizen S. 284 sind höchst dürftig und zugleich fehlerhaft; aus Skarlatos Byzantios werden zwei, ein Skarlatos und ein Byzantios, gemacht*); unter Panagiotis ist

*) Aehnlich S. 367 des zweiten Theils, indem hier aus dem

Digitized by Google

Panagiotis Sutsos gemeint; statt Rizos Kerulas muſs es heiſsen: Rizos (oder Risos), und die Schriftstellerin Kaïris heiſst nicht Evandria, sondern Evanthia. Diese Druckfehlerberichtigungen macht Rec. nur ganz gelegentlich; er wüſste sonst in der That nicht, wo anfangen und wo aufhören. Aber störend bleibt es jedenfalls, in einem sonst höchst geschmackvoll gedruckten Buche zu finden: Pyraeus (statt Piraeus), der Pnyx (statt: die Pnyx), Katavothron (statt Katavothra), u. s. w. u. s. w.

Andere Berichtigungen will Rec. wenigstens kurz andeutend erwähnen. Th. I S. 24 heiſst es, daſs beinahe das Wichtigste der griechischen Sehenswürdigkeiten um die Akropolis (von Athen nämlich) zusammengedrängt sei, daher man in Athen von dem alten und neuen Griechenland wenigstens eine oberflächliche Ansicht erhalten könne. Von welchen Sehenswürdigkeiten ist die Rede? und wäre die gerühmte Ansicht nicht wirklich zu oberflächlich? Nach S. 24 liegt die Insel Syra mitten im Peloponnes; es wird wohl heiſsen sollen: im Archipelagus. Zu S. 33 ist zu bemerken, daſs der griechische Freiheitskampf im J. 1821 seinen Anfang nahm. S. 77 wird die in Wien 1814 gegründete ἑταίρια φιλόμουσος erwähnt, nicht aber der φιλικὴ ἑταίρια gedacht, welche allein von Grund aus mit politischer Tendenz, den Freiheitskampf herbeiführte, nicht aber die in eine militärische umgeänderte ἑτ. φιλόμουσος. War übrigens unter den Mitgliedern dieser letzteren wirklich auch, wie es S. 77 heiſst, der gegenwärtige Generalconsul Theocharis in Leipzig? S. 130 wird eine mineralische Heilquelle in Lipso-eudipso auf der Insel Negroponte erwähnt; der Ort heiſst jedoch Aedipsos (vgl. Thl. II S. 4 f.). Zu S. 231 bemerkt Rec., daſs ἡ μακαρία das Leichenessen, der Leichenkuchen heiſst, und zu S. 241, daſs die Griechen das bekannte: Δεῦτε, παῖδες τῶν Ἑλλήνων κ. τ. λ. nicht so aussprechen, wie hier angegeben worden ist, da sie den Spiritus asper nicht mit hören lassen. Die Armatolen entstanden aus den Klephten (S. 242, vergl. S. 243 und 356); die Primaten heiſsen Proestoi, Proesti, nicht Praestoi (S. 246), oder mit einem türkischen Worte: Kodschabaschi's, nicht Kadjabaschi's (S. 247 und 251). S. 261 wird ein District Zacoyna erwähnt; es muſs heiſsen: Zakonien, oder: Tzakonien (vgl. Thl. II S. 521), ferner ein District Gastagni, während es heiſsen muſs: Gastuni. Der Theil der griechischen Agende (S. 274) heiſst nicht Mineon, sondern Minaeon (Μηναῖον); das geistliche Seminar (S. 283) war nicht zu Paros, sondern zu Poros, u. s. w. u. s. w.

Ueber die Art und Weise, wie hier die griechischen Eigennamen geschrieben werden, muſs Rec. noch Einiges erwähnen. S. VIII f. der Vorrede des ersten Theils wird bemerkt, daſs es auffallen könnte, daſs die Orte nicht entweder ganz nach den alten, oder ganz nach den jetzigen Namen ausgeführt worden; indeſs seien die Verf., zur Bequemlichkeit des Reisenden, meist darnach gegangen, wie diese Orte u. s. w. am gewöhnlichsten in Griechenland genannt werden. Das ist gewiſs auch sehr richtig, an sich und namentlich in einem Reisehandbuche; und es sollte in der That als leitender Grundsatz befolgt werden, die griechischen Eigennamen überhaupt, nicht bloſs die Ortsnamen, so zu schreiben, wie die Griechen selbst sie aussprechen. Ob auch mit der griechischen Endung (auf os, statt us; auf is, statt es; u. s. w.), läſst Rec. dahin gestellt sein, möchte es jedoch ebenfalls als zweckmäſsig und nothwendig erachten. Aber nicht überall bei den Ortsnamen haben die Verf. jene Ansicht festgehalten, und nicht immer haben sie z. B. da, wo im Griechischen ein B ist, ein V im Deutschen gesetzt; auch hätten sie von dieser Ansicht bei den Namen der Personen ausgehen, also z. B. nicht Pietro oder Peter, sondern Petro oder Petros, nicht Demeter, sondern Dimitrio oder Dimitrios, u. s. w. schreiben sollen. Möglichste Consequenz hierbei dürfte nicht bloſs eine Tugend, sondern vielmehr eine Nothwendigkeit sein.

Zum Schlusse kommt Rec. nochmals auf den Inhalt des ersten Theils zurück. Worin dieser Inhalt im Allgemeinen bestehe, ist schon oben kurz erwähnt worden; er hält es aber für um so nothwendiger, desselben noch besonders im Einzelnen zu gedenken, weil gerade der Inhalt dieses ersten Theils einerseits vornehmlich geeignet ist, namentlich Demjenigen, der eine Reise nach Griechenland beabsichtigt, über die historischen, geographischen, statistischen und Culturverhältnisse des Landes zu unterrichten, andererseits gerade dieser erste Theil in der Zusammenstellung der behandelten Gegenstände viel Verdienstliches enthält. Diese Gegenstände sind nun: Anleitung zum Reisen in Griechenland; geschichtliche Uebersicht des Königreichs; allgemeine Beschreibung des Landes, nebst Uebersicht der Erzeugnisse und einer Abhandlung über die Bewohner desselben; Verfassung des Königreichs, Eintheilung des Landes, Verwaltung des Staats; Rechtspflege, Finanzverwaltung, Verwaltung des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, die bewaffnete Macht, der Handel, Gewerbthätigkeit und Landbau; das Reisen nach Griechenland; literarische Nachweisungen, und in einem Anhange Vorschläge zur Bereisung des Königreichs Griechenland und kurze Notizen über das Briefporto. Ein Register ist übrigens eben so dem ersten, als dem zweiten Theile beigegeben.

Das Verdienstliche der ganzen Arbeit würde jedenfalls offenbarer sein, wenn die Herausgeber im Allgemeinen streng an den Zweck eines Reisehandbuchs durch Griechenland sich gehalten und die Grenze zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig um so gewissenhafter festgehalten hätten.

Dr. Theodor Kind.

Archimandriten Dikaeos, der auch Pappa Flessas oder Papaflessas heiſst, ein Papas und Dikes gemacht worden.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

November 1842.

Berlin, bei W. Besser.
1842.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des November-Heftes.

Jahrbücher Nr. 81—100.

Seite

Callery, Dictionnaire encyclopédique de la Langue Chinoise. — Schott. 694

Fuchs, zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. Dessau, 1842. — Diefenbach. 798

Guhrauer, Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes. Vratisl. — Erdmann. . . 769

Théâtre de Victor Hugo. (Zweiter Artikel.) — Rapp. 697

Julien, Exercices pratiques d'analyse, de syntaxe et de lexigraphie Chinoise, ouvrage où les sinologues trouveront la confirmation des principes fondamentaux et où les personnes les plus étrangères aux études orientales puiseront des idées exactes sur les procédés et le mécanisme de la langue Chinoise. Paris, 1842. . 791

Lotze, Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften. Leipzig, 1842. . . 733

Seite

v. Martius, die Kartoffelepidemie der letzten Jahre, oder die Stockfäule und Räude der Kartoffeln. München, 1842. — Schultz. 777

Mercklin, de Junio Gracchano commentatio. Part. duae. — Hertz. 793

Trendelenburg, logische Untersuchungen. Zwei Bände. Berlin, 1840. (Zweiter Artikel.) — Gabler. . 641

Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Sechster Bd. Leipzig, 1842 — Rötscher. 745

Anzeigeblatt No. 2.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Digitized by Google

Nachricht

über die

Fortsetzung dieser Zeitschrift.

Die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* werden auch im nächsten Jahr in der bisherigen Weise und dem bisherigen Umfang von jährlich 120 Druckbogen in grofs Quart fortgesetzt werden. Die Herrn Abonnenten erhalten dieselben, nach ihrer Wahl, in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet. In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden Buchhändleranzeigen gegen billige Insertionsgebühren aufgenommen. Die löblichen Verlagshandlungen, welche ihre *wissenschaftlichen* Verlagsartikel bald in den Jahrbüchern zur Beurtheilung gebracht zu sehen wünschen, werden wohl daran thun, wenn sie durch Vermittelung der Besserschen Buchhandlung in *Berlin* ein Freiexemplar einsenden. Der Preis der Jahrbücher bleibt wie bisher 12 Thaler jährlich und 6 Thaler halbjährlich. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und haben sich die letztern an die vorgenannte Bessersche Buchhandlung zu wenden.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

XLV.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg. Erster Band. VIII und 322 S. Zweiter Band 369 S. Berlin, 1840. bei Gust. Bethge. 8.

Zweiter Artikel.

Der Ritter von Lang erzählt in seinen Hammelburger Fahrten, (und Ref. erzählt es ihm, so viel von früher Zeit her ihm noch erinnerlich davon ist, nach) er oder der Reisende, von dem er spricht, sei nach Schaffhausen gekommen am Rhein und habe dort Lust bekommen, vor dem Publicum als Taschenspieler aufzutreten. Unter Trommelschlag wurde bekannt gemacht, der angekommene grofse und berühmte Zauberkünstler werde neben vielen andern, in Schaffhausen noch nie gesehenen Kunststücken eines zum Besten geben, einzig in seiner Art, welches auch nur in Schaffhausen ausgeführt werden könne; er werde nämlich den Rheinfall in seine Schnupftabakdose zaubern; man möge nur genau Acht haben, ein Pistolenschufs werde das Signal sein; sobald dieser falle, sei der Rheinfall in der Dose. Nachmittags zur festgesetzten Stunde versammelte sich um das Gerüst des Wundermannes eine dichtgedrängte Schaar, Alles war voll Erwartung und mäuschenstille. Die übrigen Zauberkünste wurden weniger beachtet, sie traten zurück vor der Erwartung des grofsen, einzigen Augenblickes, wo der Rheinfall sich in der Dose befinden würde. Man harrete ängstlich und gespannt von Minute zu Minute, man zählte die Augenblicke; kein Schufs wollte sich hören lassen. Schon wurde man ungeduldig, man fing an zu zweifeln, Einige wagten die Vermuthung, welche von Anderen wieder bestritten wurde, dafs der Künstler die Menge blofs habe foppen wollen; man blieb aber und wartete von Neuem. Endlich, in dem Augenblicke der auf das Höchste gestiegenen Spannung und Ungewifsheit fiel, man wufste nicht, woher er kam, der längst ersehnte Pistolenschufs. Da brach die Menge in ein allgemeines Freudengeschrei und einen Jubel aus, der kein Ende nehmen wollte; man schwenkte die Mützen und Hüte, man fiel sich um den Hals und umarmte sich, und Einer rief dem Andern zu: Nun ist der Rheinfall in der Dose, der Pistolenschufs ist gefallen! Unter diesem Jubel verlief sich nach und nach die Menge; auch der Zauberkünstler war unter ihr verschwunden. — Ein ähnlicher Pistolenschufs ist jüngst in der wissenschaftlichen Welt gefallen; wir haben seinen Knall vernommen, und mit demselben ist Hegel's Philosophie zur gröfsten Freude, Genugthuung und Gemüthsberuhigung vieler wackerer Männer, denen ihr Bestehen und Dasein fortwährende Noth und Verdrufs verursachte, spurlos aus der Welt verschwunden. Der Rheinfall indessen ist geblieben, der schöne und herrliche Strom, dem gemeinsamen deutschen Vaterlande eine seiner schönsten Naturzierden, strömt unaufgehalten ruhig Tag für Tag fort; und wann wird er es einmal nicht mehr? Aber die Hegel'sche Philosophie? Mit dieser freilich sieht es schlimmer aus. Nachdem man sie einmal in die Tasche gespielt hat, wird sie, wenn sie nicht selbst daraus sich zu erretten vermag, für immer darin bleiben müssen. Es ist neben anderen minder bedeutenden Ankämpfern vornehmlich der Verfasser der logischen Untersuchungen, welcher, wo nicht schon durch diese selbst, doch wenigstens durch die kurz zusammengedrängte und fafsliche Darstellung der Hauptpuncte seiner Untersuchungen und ihrer unwiderleglichen Ergebnisse in der Neuen Jen. Litt. Zeit. (No. 97—99 d. J.) dieser schon vorher verurtheilten, gebrandmarkten und geächteten Phi-

Digitized by Google

losophie nun auch auf philosophischem Wege den Gnadenstofs gegeben und so ihr unseliges Ende um so gewisser herbeigeführt, als er die innere Unmöglichkeit ihres Bestehens sonnenklar bewiesen, und somit den hohen herrlichen Stamm, der aller früheren Hiebe bisher spottete, unbarmherzig zum Falle gebracht hat. Und auch der Jubel ist nicht ausgeblieben über das grofse Ereignifs, noch der Wiederhall des Triumphgeschreies. Ein Kampf dagegen ist schwer und mifslich. Denn wollte Ref. etwa auch einwenden und sagen, dafs dieser Fall und diese Ueberzeugung nur bewirkt sei für diejenigen, welche von der Hegel'schen Philosophie nichts oder von der Philosophie überhaupt nicht eben viel verstehen, so würde, da deren Anzahl Legion ist, sehr wenig damit geholfen sein; denn gerade um die Existenz und Anerkennung ist es zu thun.

Die Leser dieser Blätter erinnern sich vielleicht, dafs Ref. in seinem ersten Artikel über diesen Gegenstand nach einigen einleitenden Umständlichkeiten und einem vorläufigen Versuch, den Standpunct der schwer angegriffenen Philosophie, auf welchem sie ihr Bestehen hatte, einstweilen sicher zu stellen, sich des kritischen Manövers gegen den Gegner bediente, dafs er sogleich auf dessen eigene Philosophie oder vielmehr nur auf die Krone und Blüthe derselben, die Gestalt und Fassung des Absoluten und seiner Idee nach Form und Inhalt, losging, um aus der mehr oder minder annehmbaren und befriedigenden Beschaffenheit derselben den Leser rückwärts einen vorläufigen Schlufs auf die Art und Beschaffenheit der ein solches Resultat herbeiführenden Prämissen selbst machen zu lassen; dafs er aber erst für einen zweiten Artikel eine nähere Untersuchung der schweren Anklagen gegen die Hegel'sche Philosophie, wie eine schärfere Beleuchtung der eignen Philosophie und philosophischen Methode des Verfs. in jenen Prämissen versprach. Gerne hätte zwar Ref., welcher seine Zeit lieber auf die Ausarbeitung seiner eigenen Fassung des Systems der Philosophie und zunächst wenigstens der Grundzüge desselben verwendet hätte, auch jetzt wie schon früher sich an dem stillen Gewinne und Genusse genügen lassen, welchen er dankbar für die offene Kriegserklärung darin fand, dafs die aufgedeckte und klar vor Augen gelegte Gefahr ihn über ihre Gröfse und Bedeutung von dem Stachel einer Sorge befreite, den ihm die Unkenntnifs und das Schreckbild der nur erst drohenden öfter heimlich zu fühlen gegeben hatte. Er hätte deshalb, der eigenen Sicherheit und Unangefochtenheit in dem Bereiche seiner Lehre sich erfreuend, lieber Andere und Jüngere auf dem Kampfplatze gegen den schlimmen Gegner auftreten sehen und ihnen die Führung und Vertheidigung einer für die Gröfse ihres Namens und in der Welt erregten Aufsehens nicht immer gut und geschickt vertheidigten Sache gerne überlassen. Nachdem er einmal aber sich selbst damit befafst hat, sieht er sich auch beim Worte gehalten und erhält zur Beendigung des Begonnenen, zumal nach Erscheinung des Jenaer Artikels, dringende Aufforderungen, ja in demselben von dem seines Sieges gewissen Gegner selbst. Ref. mufs daher von neuem daran, wiewohl er noch immer die Hoffnung hegt, dafs auch Jüngere und Rüstigere — und zwar aus der älteren Schule, welche den tiefen, speculativen Sinn und die Energie eines ernsten, gründlichen, nur an das, was Sache der Philosophie und Wissenschaft ist, sich haltenden Denkens, wie gebührend, bewahrt haben und nichts mit äufseren Lebensfragen, mit politischen oder religiösen Zeitinteressen von praktischer Art und Tendenz zu schaffen haben wollen, — nicht ferner diesen theoretischen Kampf meiden, sondern sich ebenfalls aufmachen und was dem Ref. nicht gelingt oder der Raum hier auszuführen nicht gestattet, zur Vollendung bringen werden. Denn für jetzt sieht wohl Ref. voraus, dafs er über die abgedrungene Nothwehr auch nicht viel weiter hinauskommen werde.

Ref. verhehlt sich indessen dabei auch ganz und gar nicht, dafs, wie ehrenvoll einerseits in dieser Sache der Kampf und Streit ist und zwar durch die Sache selbst, welcher er gilt, andrerseits doch auch eine grofse Mifslichkeit daran hängt, wenn die unumwundene Rede in ihrem Rücken etwa sich nicht sicher und gedeckt weifs. Ueber beide Puncte scheinen ein paar Worte der Erklärung nicht überflüfsig als Vorerörterung und Uebergang zur Sache. Sein Ehrenvolles hat der Streit schon durch die Bedeutung und Wichtigkeit, welche der Gegner selbst der Sache beilegt. Wir finden, dafs er seinen Jenaer Artikel (der auch die besondere Ueberschrift führt: „die logische, Frage in Hegel's Systeme. Eine Aufforderung zu ihrer wissenschaftlichen Erledigung") sogleich mit den

Digitized by Google

Worten beginnt: „Wenn in der Logik über Hegel's System als System entschieden wird, so drängt sich in ihr wie in einem Mittelpunkt ein grofses philosophisches Interesse der Gegenwart zusammen", — und dafs er auch weiterhin in seinem Versuch, „obwohl selbst Partei, über die Lage der Acten in der *logischen Frage* kurz zu berichten, indem er dadurch der *schwebenden Untersuchung* eine gröfsere Theilnahme zu gewinnen wünscht, als sie bisher fand", die Wichtigkeit der Sache sowohl als ihr Interesse für die Gegenwart an mehreren Stellen nicht wenig hervorhebt. Am stärksten geschieht dieses vielleicht in der Stelle (No. 99, S. 413 fg.): „Noch nie hat die logische Frage in der Geschichte der Philosophie eine solche Bedeutung gehabt als in der Gegenwart. Während sich der Kampf „auf die Flanke der speculativen Theologie" geworfen hatte, rückt er nun dem das Ganze stützenden Centrum, der Logik, näher. Der Kampf um die logische Frage ist ein Kampf um den Bestand des Systems. Von ihr hängen *alle* Consequenzen ab, die sich aus Hegel entwickelt haben". Was aber hat sich nicht alles aus Hegel entwickelt, und entwickelt sich Tag für Tag noch auf's Neue, gleich dem brausenden, wallenden, zischenden Meere des Dichters, „Und will sich nimmer erschöpfen und leeren, Als wollte das Meer noch ein Meer gebären"? Und wie sollte auf Denjenigen, der den Kampf für eine solche Sache aufnimmt, oder „zur *wissenschaftlichen* Erledigung" der wichtigen Frage dem Gegner sogar die Hand bietet, auch wenn er etwa dafür dankt, „*alle* Consequenzen, die sich aus Hegel entwickelt haben", bei der Kampfaufnahme mit in den Kauf zu nehmen, doch nicht wenigstens ein Theil des Abglanzes zurückstrahlen von der Glorie, zu welcher der einen solchen Riesen bekämpfende Gegner sich emporschwingt, zumal wenn er den Sieg gewinnt? Auch ehrenvoll fallen ist nicht unrühmlich, für den Kämpfenden selbst und auch für den, dessen Sache man führt, wenn sie ihre Gröfse noch im Falle selbst augenscheinlich wahrnehmen läfst. Und wird sie wirklich *wissenschaftlich* erledigt, so werden auch die philosophischen Historiker einen nicht geringen Vortheil davon haben, nämlich den, dafs, wenn sie es bis jetzt noch nicht genau und vollständig sollten gewufst haben, sie es dann wenigstens, wenn die Acten des Streites geschlossen sind, wissen werden, was sie denn eigentlich von der Hegel'schen Philosophie, von ihrem wirklichen Gehalt und Kern, der Nachwelt zu berichten und in ihren Büchern einzuregistriren haben. Und gerade dazu will Ref. seinen Beitrag am wenigsten vorenthalten, schon um den bisher darüber erfundenen und in Umlauf gesetzten Entstellungen und Verzerrungen endlich einmal den Abschied geben zu können.

Die Sache ist aber von einem noch gröfseren Belang für die Gegenwart. Denn ist unserem Gegner sein Unternehmen wirklich gelungen und damit das Hegel'sche System vom Schauplatze der Gegenwart verdrängt und bei Seite geschafft, so entsteht die Frage, wenn wir anders nicht etwa ohne alle systematische Philosophie leben und auskommen zu können glauben, welches andere System demnächst an die Stelle treten werde. Offenbar aber hat der Verf. der logischen Untersuchungen — wie auch aus diesen selbst hervorgeht, dafs die Beseitigung der formalen Logik und der dialektischen Methode in den beiden ersten Abschnitten des Werks lediglich nur der eigenen Philosophie zu ihrer desto festeren Begründung dienen soll — durch seine grofse Arbeit der Vernichtung des Hegel'schen Systems keinem anderen Systeme sonst in der Welt als seinem eigenen den Platz bereiten, nur diesem den ersten Rang in der Gegenwart verschaffen und das philosophische Weltinteresse zuwenden wollen. Ref. findet sich daher auf eine überraschende Weise auf Einmal mit seinem Gegner darin einverstanden, dafs, mit Ausschlufs aller andern, entweder nur das Hegel'sche System der Philosophie oder das es stürzende der logischen Untersuchungen das für jetzt erste und in der philosophischen Welt geltende System zu sein Anspruch hat, und wenigstens Eines nur von diesen beiden dasjenige sein kann, durch welches die ganze philosophische Bildung der Zeit erst hindurch mufs, ehe von einer weiteren Entwicklung und Fortbildung der Philosophie die Rede sein kann. In dieser grofsen Sache mag es denn auch als etwas Untergeordnetes erscheinen und um ihretwillen das dem wissenschaftlichen Publicum dabei etwa Anstöfsige schwinden, dafs das Schauspiel eines solchen Kampfes auf Leben und Tod gerade von zwei Collegen aus einer und derselben Facultät gegeben wird, welche aufserdem sich gegenseitig mit der gröfsten Achtung und Gefälligkeit zu begegnen ge-

Digitized by Google

wohnt sind. Man wird beiden die Anerkennung nicht versagen, dafs, wie sie sonst manchen Facultätsgegenstand gemeinschaftlich nur im Interesse der Sache zu erledigen pflegen, so auch hier ohne alle Nebenrücksichten oder eigennützige Zwecke nur das gemeinschaftliche Interesse der Erforschung der Wahrheit das sie Leitende, Befeuernde und Ermuthigende sei, und keiner von beiden einer anderen als nur deren Sache zu dienen die Gesinnung und Absicht habe. Aufserdem wird vielleicht auch das dem Kampfe zunächststehende wissenschaftliche Publicum, das Berliner nämlich, es sogar mit patriotischem Vergnügen wahrnehmen, wenn es sieht, wie auch im Gebiete der Philosophie seiner Haupt- und Residenzstadt die Ehre, welche die jüngere Hegel'sche Schule ihr schon entrissen zu haben wähnt, noch keineswegs verloren, sondern diese Metropole deutscher Gelehrsamkeit und Wissenschaft vielmehr noch immer der Ort ist, wo auch die grofsen philosophischen Systeme stehen oder fallen, wo sie geschlagen sich zurückziehen oder ihre Triumphe feiern.

Mit der Erwähnung der jüngeren Schule jedoch wird Ref. zu dem mifslichen Theil seines Unternehmens hingewendet, wenn gleich aufser dem Verdrufs von dieser Seite noch viel Mifsliches sonst in Erwägung kommt. Wenn Ref. nämlich zunächst die beiderseitigen Streitkräfte gegen einander abwägt und bemifst, so findet er sich gegen seinen Gegner in einem bedeutenden Nachtheil. Es liegt für diesen ein überwiegender Vortheil schon in seiner Jugend und Rüstigkeit, welche ihn, den ungefähr eben so viel jüngeren, als Ref. selbst jünger als Hegel war, schon einer neuen Generation zuordnet, ja ihn in seinem frischen jugendlichen Aufschwunge an die Spitze eines neuen philosophischen Zeitalters beruft, welches mit Hegel bereits fertig und über dessen Philosophie gebührender Mafsen hinaus ist. Was Ref. dagegen in die Waagschale zu werfen hat, ja was ihn einem schimpflichen Tadel und Vorwurfe aussetzen würde, wenn er feig und furchtsam den Kampf miede: die eigene schon über eine Generatiou dauernde Beschäftigung mit der jetzt so tödtlich angegriffenen Philosophie, die Pietät gegen den Lehrer und älteren, schon seit mehr als einem Decennium stummgewordenen Freund, und selbst die Verpflichtung zur äufsersten Vertheidigung Desjenigen, auf dessen Lehrstuhl er selbst als ältester Schüler berufen zu werden die Ehre hatte, — dies Alles ist von solcher Beschaffenheit, dafs es eben so gut nur wie die pflichtmäfsige Mühe und Arbeit manches antiken Diadochos sich ansehen läfst, welcher die Lehre des Meisters und Stifters der Schule, auf dessen Thronos man ihn erhoben hatte, nur noch als Reliquie und historische Merkwürdigkeit in seinem Dasein zu fristen im Stande war. Es ist aber auch noch Anderes und weit mehr. Wenn Ref. nämlich sich selbst die Frage zu beantworten sucht, warum er unvermerkt und unwillkürlich in seiner Bekämpfung des Gegners nicht selten in den vielleicht auffallenden Ton einer die gerade Bahn verlassenden und durch Umschweife zu ihrem Ziel sich windenden Rede verfalle: so liegt es, wenn auch zum Theil, doch keineswegs allein in dem, allerdings wohl durch Rücksichten gebotenen Bemühen, das Herbe und Harte, wozu etwa Veranlassung wäre, in den möglich feinsten und mildesten Ausdruck zu bringen, um alles Verletzende zu entfernen. Es rührt nicht minder davon her, dafs Ref. den Streit auf ein Gebiet verpflanzt sieht, auf welchem er sich nicht recht einheimisch und daher seinem Gegner minder gewachsen fühlt, wie später sich noch klarer zeigen wird. Hätte Ref. mit einem Plato oder Aristoteles, oder in der Weise ihrer Dialektik auch mit einem andern Metaphysiker über den Grundgedanken der Hegelschen Philosophie zu verhandeln, so würde, wenn dieser in diesem Elemente des freien allgemeinen Denkens an ihm selbst nach seiner Wahrheit oder Unwahrheit betrachtet und nach allen Seiten näher untersucht würde, die ganze Verhandlung selbst eine andere Stellung und ein anderes Aussehen gewinnen, als es gegenwärtig der Fall sein kann. Als das Mifslichste erscheint aber für den Ref. der Umstand, dafs er seinen Gegner nicht allein sich gegenüber hat, sondern dafs er ihn mit einer ganzen grofsen und gewaltigen, von den verschiedensten Seiten her zusammengetretenen Gegnerschaft im festgeschlossenen und mächtigen Bunde erblickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Sind auch Einige darunter, welche Hegel's Philosophie eigentlich gar nicht, wenigstens keineswegs gründlich, studirt haben, sondern mehr nur vom Hörensagen und von den verwerfenden Urtheilen über sie her kennen, so sind doch Alle schon von vorne herein darin als einer unumstöfslichen Wahrheit und Gewifsheit einverstanden, dafs diese Philosophie etwas ganz Absonderliches und Ungehöriges, etwas aufser den Grenzen alles sonstigen gesunden Denkens Hausendes, aller bekannten Wirklichkeit Zuwiderlaufendes, in ihren Consequenzen Gefährliches, überhaupt etwas völlig Unthunliches und Unaufnehmbares sei, und unmöglich etwas je Geltung und Bestand Gewinnendes sein könne, und dafs es höchste Zeit sei, dem mit ihr so lange getriebenen Unfuge endlich einmal ein Ende zu machen und etwas Vernünftigeres an die Stelle treten zu lassen. Geht dies so weit, dafs man auch in geselligen Verhältnissen Jemand, der zwar selbst von der Sache nichts versteht, aber gleichwohl der Ansicht der Andern mit Leib und Seele zugethan ist, in einige Verlegenheit seines Benehmens kann gerathen sehen gegen Einen, von dem er sich innerlich sagt: „Seht da! das ist auch Einer von den jetzt Verworfenen, von den nichts mehr Geltenden"! oder dafs man ihm, in Folge seiner innern Combination, auch einige Verwunderung darüber anmerkt, dafs ein solcher Unglücklicher, um sich noch einigermafsen zu halten, nicht lieber zur Fahne der doch ursprünglich verwandten Naturphilosophie in ihrer jetzigen positiven Gestalt übergeht und die Gelegenheit dazu unbenutzt läfst, — eine Zumuthung, welche an den Verf. der logischen Untersuchungen, den man ohnehin schon von einer entschiedenen andern Seite her im Bunde wider die Hegel'sche Philosophie weifs, wohl Niemand sich einfallen lassen würde —: wie sollte da einem ausdrücklichen Versuche, diese Philosophie noch durch eine wirkliche Vertheidigung aufrecht halten zu wollen, nicht vollends, ebenfalls schon von vorne herein, alles Glück abgesprochen werden müssen. Ist Einem dabei doch zu Muthe, als ob man, wie im tragischen Kampfe wider ein übermächtiges Schicksal oder einen ewigen Rathschlufs, durch welchen die Nichtigkeit eines jeden dagegen auftretenden Unternehmens schon zum voraus unerschütterlich feststeht, sich gefafst halten müsse, die Verwegenheit des eigenen eitlen Versuches nur mit dem eigenen Untergange abbüfsen zu können. Denn selbst im glücklichsten Falle, wenn es gelingen sollte, die von dem Gegner vorgebrachten Beweise alle zu widerlegen und aufzulösen, ist in der Hauptsache so viel als nichts gethan; der Beschlufs wird dadurch nicht über den Haufen geworfen, dafs der philosophische Vorkämpfer der Sache sie etwa nicht glücklich zu führen verstanden hat; der Beschlufs wider die verurtheilte Philosophie lautet darauf, dafs sie nicht bestehen kann, weil sie nicht bestehen soll. Hat diese Ansicht und Meinung von der Unmöglichkeit der Wahrheit und Richtigkeit der Hegel'schen Philosophie schon früher, ja von ihrer ersten Entstehung an, wo die Köpfe sich in ihr noch am wenigsten, nicht besser als in der Naturphilosophie auch, zurecht zu finden vermochten, ein weit verbreitetes Dasein und Bestehen unter Philosophen und Nichtphilosophen gehabt: so ist sie doch jetzt erst, wie es scheint, wo man das Ganze besser zu übersehen glaubt und allerlei Resultate oder Folgen davon vor Augen hat, sich selbst zu einer gewissen Klarheit und Entschiedenheit gekommen, und hat wenigstens nie so, wie jetzt, der geächteten und für unmöglich erklärten Philosophie, während diese selbst von Jahr zu Jahr bei den Andern an Ansehen wuchs und ihre Anhängerschaar in's Zahllose vermehrte, eine so entschiedene, so mächtige und

Digitized by Google

furchtbare Opposition, eine so dicht geschlossene Phalanx von Bekämpfern entgegengestellt, welche nichts Geringeres als ihre gänzliche Vertilgung und Ausrottung im Schilde führt.

Woher nun dieses Unglück und dieser schlimme, verzweiflungsvolle Stand der Sache? Können wir nun, schon nach einem allgemeinen Gesetze, wornach Jeder, dem in Folge seiner That und der Art seines Heraustretens in die Welt etwas Widriges begegnet, wenigstens einen Theil der Schuld auf sich zu nehmen hat, auch die ursprüngliche Hegel'sche Philosophie nicht frei von aller Schuld sprechen, so müssen wir doch für dies allgemeine Unglück, welches über sie jetzt von allen Seiten losbricht, uns vornehmlich an die Thaten der jüngeren Schule und deren Verschuldung halten. Nicht zufrieden, die Lehren und Mysterien der Schule aus dem Frieden und Schatten der Hörsäle auf den öffentlichen Markt geschleppt und das Schulgezänke darüber fast schon in einen Weltstreit, in welchem man von beiden Seiten die höchsten und wichtigsten Interessen des Lebens auf dem Spiele sieht, verwandelt zu haben, — wofür man etwa der Philosophie selbst noch Glück wünschen könnte, wenn ihren Ergebnissen und Erzeugnissen endlich einmal wirklich und thatsächlich der Werth einer so allgemeinen und durch alle Sphären durchgreifenden Bedeutung beigelegt wird, — sind sie es, diese Jüngeren, welche mit ihrer Behauptung oder Anmaſsung, den wahren Hegel und die richtige Consequenz seiner Philosophie allein zu besitzen, und mit all den ärgerlichen Neuerungen, welche sie daran knüpfen, nicht nur überall das Bestehende niederreiſsen, als ob es bisher noch nichts Wahres und Bleibendes in der Welt gegeben hätte, ohne uns auch das neue Gebäude, welches sie etwa an die Stelle zu setzen gedenken, in seinem Umrisse gehörig gezeigt und annehmlich gemacht zu haben, und welche damit nothwendig Jeden, der in Kirche oder Staat oder sonst etwas bisher Besessenes zu verlieren hat und nun das eigene Haus brennen sieht, aus seiner Ruhe aufscheuchen und gegen sie selbst nicht anders wie wenn es Mordbrenner wären, und dann gegen die Hegel'sche Philosophie überhaupt, von welcher ja all dies Unglück ursprünglich herrühren soll, Hülfe zu suchen und anzurufen nöthigen, wo sie irgend zu finden ist; sondern sie sind es, welche überdies auch in ihrem Uebermuthe der älteren Schule durch Hohn und Spott auf das Uebelste mitspielen. „Wir haben bisher geschlafen und auf Hegel's Lorbeeren ausgeruht", sagen sie. Als ob man nicht auch wieder aufwachen und in den Gang der Dinge mit gewaltiger Hand von Neuem eingreifen, oder die Sache sich auch so verhalten könnte, daſs man eigentlich gar nicht geschlafen, sondern bloſs ruhig zugesehen und damit auch nichts verschlafen hat. Das Aergste aber, was sie in ihrer Einbildung, die Hegel'sche Wahrheit erst recht in ihrer Wahrheit, in ihrer einzig wahren Bedeutung und Consequenz für sich allein zu haben, gegen uns aufgebracht haben, und was ihnen selbst so wohl gefällt, daſs den witzigen Einfall Einer dem Andern nachspricht, ist dies, daſs sie sagen, daſs, wenn wir nur der Wahrheit die Ehre geben wollten, wir uns nothwendig ganz zu derselben Lehre und Ansicht bekennen müſsten, welche sie haben, daſs wir aber dies nicht thäten und lieber schwiegen, deshalb weil ein angestellter Professor der Philosophie, durch seine Staatspflicht gebunden, gar nicht frei reden und die Wahrheit nach seiner innersten Erkenntniſs und Ueberzeugung offen herauszusagen nicht das Herz haben dürfe, oder auſserdem sich um Amt und Brod zu bringen Gefahr liefe. Entsetzlich! In der That, wenn es so wäre, so stünden wir auf einer Stufe schmählicher Einschüchterung und Erniedrigung, und es wäre eben damit die höchste Zeit, aus solcher Schmach uns aufzuraffen sowohl gegen sie selbst, welche nur in ihrer fanatischen Versessenheit auf das Eigene Solches von uns meinen und sagen können, und die doch selbst erst diesen Nothstand uns herbeigeführt hätten, als auch gegen jene mächtige und ebenfalls erst durch sie zu ihrem Extrem geführte Gegnerschaft, welche uns zu erdrücken droht; es wäre die höchste Zeit, uns aufzumachen zu unserer eigenen Ehrenrettung wie zu derjenigen des so geschmähten Staates, indem wir durch die That beweisen, daſs wir frei und ungehindert unsere innerste Erkenntniſs und wissenschaftliche Ueberzeugung aussprechen und nicht das Geringste dabei zu befahren haben. Wie? glauben denn diese nichtangestellten Wildfänge, die, so viel sie auch von Geist und Freiheit reden, doch eigentlich auch nur dem Zuge ihrer Naturwüchsigkeit folgen, im Ernste, daſs die Sache sich so verhalten könne, wie sie sagen? Wollen sie nicht anerkennen, daſs öffentliche Lehrer der Philoso-

Digitized by Google

phie gerade darum angestellt und bezahlt werden, nicht etwa damit etwas, was wie Philosophie aussieht, nur seinem Schein nach erhalten werde, sondern damit das freie und gründliche Denken und Erforschen der reinen Wahrheit selbst, ohne alle Rücksicht zunächst auf das, was etwa als Letztes dabei herauskommt, wofern es nur sich wissenschaftlich zu rechtfertigen und zu erweisen vermag, ebenfalls sein Recht im Staate und seine Vertretung habe? Wenn sie noch von besonderer Anerkennung des Geleisteten und von besonderen Ehren sprächen, welche den Philosophen dafür widerfahren, dann möchten sie eher Recht haben, dafs man nicht gerade diejenigen ehrt und belohnt, mit deren Ansichten man nicht übereinstimmt. Das freie und zugleich wissenschaftliche Wort aber, das nur der Wahrheit selbst und ihrer Erforschung oder festeren Begründung gilt, das sollte irgendwie sich gehemmt und behindert fühlen, und schon um seiner eigenen Ehrenhaftigkeit willen nicht auch seine stille Ehre und Anerkennung finden, um so mehr, je uneigennütziger es hervortritt? Kurz, was den Staat betrifft, da ist Ref. völlig aufser Sorge, und sowohl für das Aussprechen dessen, was er für den wahren Inhalt und richtigen Sinn der Hegel'schen Lehre hält, als wenn er ihre Vertheidigung übernimmt, sicher, dies eben so ungehindert und unangefochten thun zu können, als diejenigen, welche sie angreifen und niederzukämpfen suchen. Aber eben so wenig fürchten wir uns auch vor unseren guten Freunden, den Jüngeren, selbst, und stehen nicht an ihnen zu sagen, was wir von ihnen halten. Für jetzt zwar können wir nur im Vorübergehen auch ihnen einige Blicke zuwerfen; aber es wird eine Zeit kommen, wo wir es ausführlicher und gründlicher vermögen, oder wo auch diese Jüngeren es mit noch Jüngeren zu thun kriegen, welche auch sie durchschauend und mit ihnen zu Rande gekommen, es ihnen genau herrechnen werden, was auch in ihrem Treiben, wie viel oder wenig, des Bleibenden oder des Vergänglichen anzutreffen sei. Wir wollen uns für jetzt daher auch nicht damit aufhalten, dafs wir ihnen sagen, wornach sie auch wenig fragen werden, was wir, wenn wir gerecht sein wollen, an ihnen loben und anerkennen müssen; denn wir gestehen ihnen gerne zu, dafs sie dem lesenden Publicum sehr viel Interessantes und Hübsches, viel Anregendes und noch mehr Aufregendes geliefert und durch manche tüchtige Kritik eben so die Einsicht in die Sache gefördert als durch die freie, heitere und witzige Form der Behandlung Viele, auch uns öfter, erfreut haben. Allein wenn aufser der Tendenz nach der Wahrheit um ihrer selbst willen auch noch eine andere uns verstimmende Absicht durchblickt, zu welcher sie sich zum Theil offen bekennen; wenn sie, statt im inneren Heiligthum der speculativen Erkenntnifs der substanziellen Wahrheit ihren Sitz zu nehmen, sich in die Aeufserlichkeiten des Lebens und äufseren Lebensfragen der Zeit, womit der Philosoph von Profession sich gar nicht abgibt, und in die blofs formellen Consequenzen verlieren und mit der Aufstellung von Lehren, welche sich in ihrer Allgemeinheit gar nicht halten lassen, selbst wieder in eine dogmatische Einseitigkeit zurückfallen: dann geschieht es wohl, dafs wir in eben dem Mafse, als der wissenschaftliche Gehalt, oft gerade in den Hauptsachen, uns unbefriedigt läfst, uns auch sonst von ihnen trennen müssen, weil die Philosophie keine Journalistik ist. Wie? sehen sie nicht, was auch ihnen für eine Gefahr droht, wenn sie „die logische Frage" gering ansehen, und dafs ihre eigene Existenz auf dem Spiele steht, wenn sie den Kampf, welcher nun „dem das Ganze stützenden Centrum, der Logik", selbst näher rückt, nicht mit allem Nachdruck aufnehmen und führen? Müssen sie es erst durch das Jenaer Manifest erfahren, dafs von dieser logischen Frage mit dem Bestande des ganzen Systems auch „*alle* Consequenzen" abhängen, „die sich aus Hegel entwickelt haben", mithin auch die von ihnen in die Welt gesetzten? Und wie haben sie gerade auf diesem Puncte, bei ihrer Beurtheilung der logischen Untersuchungen, die Sache der Hegel'schen Logik geführt oder vielmehr fallen lassen? In der Hauptsache in der That auf eine Weise, welche wir nicht verantworten möchten. Und sollen wir nun auch für sie die Vertheidigung übernehmen, oder meinen sie, dafs dazu, d. h. gerade zu solchen Hauptfragen und zum Kampfe mit solchen Gegnern, wir Aelteren gut genug wären, während sie ganz anderen Dingen nachjagen? Wir wollen sehen.

Man erkennt ohne Zweifel in der Lage des Ref., selbst in Dem, was er nicht zu fürchten erklärt, das Mifsliche und Schwierige, dem er von allen Seiten mit seinem jetzigen Unternehmen sich aussetzt, und welches er jetzt vielleicht sich selbst noch dadurch vergröfsert hat, dafs er nun auch die Jüngeren, ärger als

Digitized by Google

bisher, ja gleich entschiedenen Gegnern, wenn sie in ihrer Richtung beharren, auf dem Halse haben wird. Nur Ein Hinterhalt und Trost ist ihm dabei geblieben, den er zuletzt, nachdem er nicht mehr und nicht weniger als das bisher Gesagte zur Bevorwortung nöthig befunden hat, auch nicht unerwähnt lassen will, nämlich seine eigne Gewifsheit und Entschiedenheit in der Sache und die Objectivität, zu welcher ihm Hegel's Philosophie selbst nach seiner vieljährigen Beschäftigung mit ihr geworden ist. Eine angesehene politische Zeitung hat sich kürzlich einmal etwas über einen Abfall des Ref. von der Hegel'schen Philosophie berichten lassen; eine andere läfst ihn sogar in einem ihr zugesendeten frommen Artikel den „absoluten Atheismus" (soll heifsen „Theismus") in Berlin predigen. Das Wahre daran ist, dafs er sich für sich frei gemacht hat und bei den gegenwärtigen Wirren und Zerrüttungen und bei der Masse von umlaufenden Unwahrheiten, von unrichtigen Auslegungen und falschen Urtheilen und Folgerungen, von Mährchen und Andichtungen, welche man gegen Jeden, den man für einen Hegelianer hält, alsbald bereit hat und wornach man ihm Dinge, an die er nicht denkt, in den Schuh oder in's Herz schiebt, zu dem Entschlusse gekommen ist, gegen all diese Vielgeschäftigkeit sich dadurch fest zu machen, dafs er für sich nichts anerkennt und gelten läfst, als was er selbst sagt, lehrt oder schreibt, dafs er nur das Eigene vertritt und keinen Satz der Hegel'schen Philosophie in einem andern Sinne sich zurechnen läfst, als worin er ihm gilt oder den er selbst ihm beilegt, und noch weniger irgend einer von Andern gemachten Consequenz, irgend einer Folgerung, welche darum, weil er ein Bekenner dieser Philosophie sei, auch auf ihn ihre Anwendbarkeit haben müsse, eine solche Anwendung und Geltung zugesteht. Auch Ref. glaubt den wahren Hegel zu besitzen, wenn vielleicht da und dort auch in etwas anderer Gestalt, als ihn Andere haben; kann er dies aber nicht den Andern beweisen und mit seiner Fassung und Ansicht nicht durchdringen, so wird ihm nur übrig bleiben, diesen wahren, diesen ihm geltenden Hegel auch auf sich selbst, auf die eigene Person zu nehmen, und dies nicht zum wenigsten auch da, wo über Hegel's eigene Ansicht und Meinung Zweifel und Differenzen entstanden und Controversen, innerhalb der Schule selbst, ausgebrochen sind, in denen Ref., wie gebührend, seine entschiedene Ansicht für sich ergriffen hat. Wenn heutzutage feste Individualitäten und ausgeprägte Charaktere etwas gelten, will auch Ref. mit der seinigen nicht zurückhalten, will einstehen für sich und was er selbst sagt, auch verantworten, gegen Andere aber ebenfalls fest auftreten und seine Individualität nach Erfordernifs der Umstände sich wirksam erweisen lassen. Ref. hat also auch einiges Eigene im Hinterhalte, und kann vielleicht nicht verhüten, es da und dort schon durchbrechen zu lassen. Für jetzt indessen, wo es vor Allem darauf ankommt, so viel als möglich die Sache der schwer angegriffenen Hegel'schen Philosophie aus ihr selbst zu führen und zu vertheidigen, wird es vielleicht nicht nöthig werden, zu etwas Weiterem seine Zuflucht zu nehmen; Ref. will wenigstens sehen, wie weit er ausreicht. Es versteht sich aber, dafs er dabei Hegel nur so nehmen kann, wie *er* ihn verstanden hat. Und nun zur Sache.

Wir dürfen bei einem so gewichtigen und gewandten Gegner wohl voraussetzen, dafs er seinen Angriffs- und Vernichtungsplan nach allen Regeln der Kunst und Wissenschaft entworfen hat, und müssen daher vor allen Dingen die von ihm eingenommenen Stellungen und getroffenen Anstalten erst etwas näher untersuchen. Er selbst hat das Bild von Hegel's Philosophie und näher der Logik als einer bis jetzt noch uneingenommenen Festung aufgenommen und da und dort weiter gebraucht. Wir sehen also zu, ob der Gegner seine Hauptbatterien so postirt hat, dafs die Kugeln nicht nebenhin fliegen und das Pulver ohne Beunruhigung der Belagerten nutzlos verschossen werde. Durch den Jenaer Artikel ist uns die Erleichterung zu Theil geworden, dafs wir die Hauptstreitkräfte hier concentrirt beisammen treffen; wir werden uns an diesen daher zunächst halten. Die *Unmöglichkeit*, durch welche in den logischen Untersuchungen, besonders zuletzt noch im „Rückblick", der Hegel'schen Logik und Dialektik ihr ganzes Bestehen abgesprochen wird, findet sich hier auf eine kürzere Weise und nach des Verfs. Dafürhalten unwiderleglich dargethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Wenn man ein philosophisches System stürzen will, so fragt sich, was dazu gehört, welches die Bedingungen und Mittel zur Erreichung des Zweckes sind. Nach unserer Meinung gehört dazu: 1) dafs man wisse, was die Grundaufgabe der Philosophie überhaupt, ihr zu lösendes Problem sei; 2) dafs man zusehe und untersuche, ob und wie in dem besonderen System sich dieses Problem gelöst finde, und 3) der Beweis, dafs diese Lösung keine wahre und wirkliche, der Forderung der Aufgabe entsprechende und genügende Lösung sei. Die Lösung aber mufs der Hauptsache nach enthalten sein in dem Princip, welches ein System an seine Spitze stellt. Die verschiedenen Principien der verschiedenen philosophischen Systeme sind eben so viele verschiedene Antworten, welche zur Lösung der Einen Hauptfrage in der Geschichte der Philosophie gegeben worden sind. Wir sehen also zu, worein unser Gegner die Hauptaufgabe der Philosophie setzt. In dem Jenaer Artikel finden wir darüber nichts. In den logischen Untersuchungen findet sich sogleich vorne S. 1 Folgendes: „Es ist das Eigenthümliche philosophischer Betrachtungsweise, aus dem Ganzen das Einzelne zu erkennen, und es wird dabei stillschweigend vorausgesetzt, dafs das Ganze aus einem Gedanken stamme, der die Theile bestimmt. — Es ist dagegen das Eigenthümliche empirischer Betrachtungsweise, das Einzelne in seiner Zerstreuung zu durchsuchen und höchstens zu sammeln und zusammenzusetzen, und es wird dabei stillschweigend vorausgesetzt, dafs jeder Punct auch etwas Eigenthümliches für sich sei und darum auch eigenthümlich zu erforschen. — Indessen hebt sich dieser Gegensatz im Fortschritte der Wissenschaften auf. Denn das Einzelne strebt zum Ganzen und aus dem Ganzen zu erkennen ist nie der Anfang". Wir gestehen zu, nach dem, was auch der ganze Inhalt des Buches ergiebt, dafs diese Verbindung des Empirischen mit dem Gedanken das Eigenthümliche der philosophischen Betrachtungsweise des Verfs. und zugleich das Höchste ist, wozu er es bringt, mit der stillschweigenden Voraussetzung, dafs es auch Andern das Höchste sein müsse; wir geben ferner zu, dafs damit auch sehr viel Wichtiges und Richtiges gesagt und darin enthalten sei, zumal wenn es von einem etwas höheren Standpuncte aus genommen wird, als auf welchen der Verf. sich stellt. Wir wollen ihm daher auch gar nicht den Vorwurf machen, gegen welchen er sich S. 3 auch selbst verwahrt, dafs die Kategorie „Ganzes und Theile" eine schlechte, blofs formale Reflexionsbestimmung ist, mit welcher allein sich nicht viel anfangen läfst, da es vielmehr auf den Inhalt, auf die Erfüllung des Ganzen, wie auf seine bestimmte Form ankommt, worauf auch der Verf. hindeutet. Wir wissen, dafs sein Ganzes, der die Theile oder das Einzelne bestimmende Gedanke, eigentlich die Totalität aller gegebenen Bestimmungen oder der *Begriff* ist im Aristotelischen Sinne, den auch wir unter einigen näheren Bestimmungen gerne als unsern eignen anerkennen, der Begriff, zu welchem der Verf. von der Empirie aus auf analytischem Wege aufsteigend gelangt, um, ist er gewonnen, aus ihm wiederum synthetisch das Einzelne zu erkennen und durch ihn die Theile bestimmen zu lassen. Allein die Grundaufgabe der Philosophie ist in dieser Eigenthümlichkeit philosophischer Betrachtungsweise noch keineswegs enthalten und ausgesprochen, am wenigsten für die speculative Philosophie, schon deshalb nicht, weil die Erkenntnifs Gottes dabei ausgeschlossen ist. Denn wollte man dagegen einwenden, dafs eben der die Theile bestimmende Gedanke, aus welchem das Ganze stammt, Gott sei, so würde die Frage entstehen, ob damit nun Gott selbst das Ganze oder ob er im Ganzen enthal-

Digitized by Google

ten sei, und wollte man dann nicht durch Bejahung des Letzteren Gott zu einem blofsen Theil des Ganzen machen, so bliebe nur übrig, ihn als das seine Theile bestimmende Ganze selbst zu setzen, und der Pantheismus wäre fertig, welchen unseres Wissens der Verf. verschmäht. Eben so, wenn wir etwas weiter eingehend und sogleich das Höchste und am meisten Entgegengesetzte nehmend, die Betrachtung anstellen, dafs die Natur ein Ganzes für sich und eben so ein Begriff sei, der Geist ebenfalls für sich ein Ganzes und ein Begriff, und noch mehr die Welt, welche beide in sich schliefst, ein Ganzes und zwar das eigentliche Ganze und als das Alles in sich Begreifende auch der Hauptbegriff: so würde die Verlegenheit mit diesen drei Ganzen und drei Begriffen vielleicht noch gröfser werden und allerlei Fragen dabei entstehen, zunächst: wie denn die Welt, insofern sie das eigentliche und das Hauptganze sein soll, welches eben sowohl Natur als Geist ist, das diese beiden in sich Vereinigende, in welcher näher zu bestimmenden Weise ihre Einheit sei; ob etwa beide darin schon ursprünglich enthalten und zugleich waren, oder das Eine von beiden etwa früher und dem Anderen vorangegangen, und welches? und ob hiernach etwa der Geist aus der Natur oder diese aus jenem abzuleiten und zu erklären sei, oder beide etwa aus einer besondern Einheit, welche eben sowohl beides als auch keines von beiden wäre? u. s. w. Immerhin aber würden wir, wenn die Welt, wie sie einmal ist, das Hauptganze und das ursprünglich seiende Eine bliebe, nicht aus dem Pantheismus herauskommen, oder müssen uns, um dem zu entfliehen, wenn wir aufser ihr und ihren zwei Hauptbestandtheilen etwa als ein Viertes und Besonderes Gott setzen, in neue noch schwierigere Fragen und Verlegenheiten verwickeln, indem dann die Welt nicht mehr das Hauptganze wäre, sondern Gott *und* die Welt an die Stelle träten, und nun entweder, wie vorher, Gott nur als das Eine von beiden auch nur Ein Theil des Ganzen und ihm gegenüber die Welt, und zwar als das Gedoppelte von Natur und Geist, der andere würde, oder aufserdem Gott und die Welt doch als Eines zu setzen wären, und in dem einen wie in dem anderen Falle noch eine Menge von schwierigen Problemen in Betracht käme. Kurz, man macht die Erfahrung, dafs man mit *jener* Eigenthümlichkeit philosophischer Betrachtungsweise, welche nach dem Ganzen fragend eine Hauptfrage zu thun meint, schlecht wegkommt, sobald das Ganze nicht blofs in einem beschränkten Sinne, wie der Verf. thut, sondern im absoluten Sinne genommen werden soll, und dafs das Ganze der philosophischen Betrachtung damit noch keineswegs abgethan ist. Wir müssen daher auch das Grundproblem der Philosophie weit mehr in die Lösung solcher Hauptfragen, als die eben berührten sind, setzen, wie denn auch alle grofse Philosophen sich von jeher damit beschäftigt und nur dadurch sich einen Namen gemacht haben, dafs sie sich an jenes grofse Räthsel begaben und seine Lösung auf irgend eine bestimmte Weise zu finden suchten. Wir haben am wenigsten nöthig, unseren Gegner hieran zu erinnern, wissen aber bereits auch aus unserem ersten Artikel, dafs er selbst sich die Sache viel leichter gemacht hat. Denn was die, wie wir sagten, ausgeschlossene Erkenntnifs Gottes betrifft, so sahen wir dort, dafs der seiner philosophischen Betrachtungsweise gemäfs mit seinen Gedanken blofs an die empirische Welt gefesselte Verfasser seine erste und Hauptfrage keineswegs auf Gott und die absolute Einheit gerichtet, vielmehr den die Theile des empirischen Ganzen bestimmenden Gedanken schon vorher, d. h. vor, ohne und aufser Gott gefunden hat und den Uebergang zu diesem erst am Ende der für sich schon fertigen und hinreichend durch den in ihr hausenden Gedanken befestigten und verbundenen empirischen Welt durch die Betrachtung gewinnt, dafs von den Kategorien oder den besonderen Gedanken, welche das Ihrige dazu beigetragen haben, so wenig sich auch in ihrer durch den Zweck bestimmten Vereinigung zum Ganzen irgend ein Mangel in der Ordnung der Welt, vielmehr nur Harmonie wahrnehmen läfst, doch jeder für sich betrachtet nur endlich und bedingt und blofses Stückwerk sei, und so durch sie das Unbedingte und Unendliche, dessen Gedanke sich nun über diesem Endlichen erhebt, keineswegs erreicht und ausgedrückt werde. Wir bemerkten hiebei aber zugleich, wie dem Verf., auf diesem Punct angekommen, nun selbst, wenn auch nicht der Glaube an Gott, doch die ihn erkennenden Gedanken ausgingen und der Verstand gleichsam stillstand, und konnten daher auch, indem wir uns mit den blofsen Namen und Bezeichnungen Gottes als des Unbedingten, Unendlichen oder der Idee nicht zufrieden gaben, sondern nach dem bestimmten Wesen und

Digitized by Google

Inhalte Gottes fragten, durch das darüber Gesagte keineswegs für befriedigt halten.

Da wir sonach über die Grundaufgabe der Philosophie von unserem Gegner nichts Befriedigendes aufgestellt finden und somit von ihm den Maafsstab aufser Acht gelassen sehen, durch dessen Anlegung an das Princip des Hegel'schen Systems er sich in den Stand setzte, das Todesurtheil über dasselbe auszusprechen: so wenden wir uns vorläufig zu diesem Princip selbst, d. h. wir untersuchen, was vom Gegner als solches angesehen und angegriffen wird. Wie nun schon in den log. Untersuchungen Hegel's Philosophie nur als „*die dialektische Methode*", im Unterschiede von der formalen Logik und von dem eigenen halb Kantischen halb Aristotelischen Philosophiren des Verfs., ins Auge gefafst wurde, so finden wir auch in dem Jenaer Artikel gegen diese allein als gegen eine Unmöglichkeit eines ordentlichen und richtigen philosophischen Verfahrens den Hauptangriff gerichtet. Wir müssen die Hauptstellen anführen. „Noch nie gab es ein System, in welchem sich Methode und Resultat, das Princip der Form und der Ursprung der Sache so eng vereinigt hätten als bei Hegel". (Sehr schmeichelhaft, mufs aber abgelehnt werden in dem Sinn, in welchem es der Vf. nimmt.) „Seine Dialektik des reinen Denkens will den ganzen Inhalt schaffen und gestalten". (Falsch! der Inhalt, mit welchem sich das reine Denken zu schaffen macht, ist schon von Ewigkeit geschaffen; unser Denken sucht ihn nur, wie billig, auch für uns zu reproduciren, was es aber freilich nicht anders als durch *Wiederdenken* kann.) „Denn bei ihm ist die Selbstbewegung des sich allein auf sich beziehenden Gedankens zugleich die Selbsterzeugung des Seins" (soll heifsen: die Selbstwiedererzeugung des *Gedankens* des Seins). „Indem sich das Denken aus seiner Einheit zum Gegensatze forttreibt und die Gegensätze zu einem neuen Begriffe versöhnt, bis es von da aus denselben Vorgang wieder und wieder hervorbringt, soll es sich in diesen Stadien des Begriffs zu eben so vielen Stufen des Seins bestimmen". (Wiederum unrichtig; soll heifsen: Stufen des Gedankens, wobei das Sein selbst zu etwas Untergeordnetem, nur Gesetztem oder Erschaffenem, einem blofsen Momente herabgesetzt, und erkannt wird, dafs es keineswegs das Recht hat, sich als das Erste und Ursprüngliche in die Welt einzuführen.) Folgt dann ein neues Lob der Dialektik von Seiten ihrer energischen und consequenten Durchführung bei Hegel. „Die überraschende Einheit hat die Geister angezogen und an sich gefesselt". Und „Wer einmal mit geistigem Auge" (das gehört freilich dazu; aber unser Gegner thut es oft nur mit sinnlichem) „die Gröfse und Mühe dieses aus Einem Gedanken entworfenen Baues geschaut hat, wird sich nur dann zu tadeln entschliefsen, wenn ihn die gewonnene Einsicht treibt, die hineinströmende Menge" (Verschliefst doch die Thüren unserer Hörsäle!) „auf den *schwankenden* Grund aufmerksam zu machen". „Wir wissen es wohl. Wer mit Hegel's Systeme kämpft, kämpft mit dem geschlossensten Phalanx der Gedanken; und wir möchten lieber unser eigenes Meinen und Denken in dieselben Reihen stellen und aus ihnen Kraft empfangen, statt die Kraft daran abzureiben, *wenn wir es könnten*". Warum nicht? Doch wir erfahren später, wo das Unvermögen steckt. Billig aber ist, was folgt: „Wir fodern für uns nichts Anderes als die Bedingung aller Wissenschaft, — *freie Untersuchung der Sache* und die *Sache* als die Autorität, die der erkennende Geist allein anerkennt". Top! Eingeschlagen! Wir athmen frei auf, wenn nichts Anderes dahinter steckt, und fordern für uns dasselbe. Aber, freundlichster Herr Gegner, nehmen Sie sich in Acht mit der *Sache* und mit dem erkennenden Geiste! Sodann heifst es: „die Grundfrage des Systems ist die *logische* Frage, da die dialektische Methode des reinen Denkens die absolute sein soll", womit dann näher durch Anführung mehrer Stellen aus Hegel's Logik und Encyklopädie der status controversiae gebildet und insbesondere dies hervorgehoben wird, dafs diese Methode „*exclusiv* die allein wahrhaft wissenschaftliche Methode" sein wolle, „eben so Schöpferin der Form, indem sie den immanenten und nothwendigen Zusammenhang erzeugt, als Schöpferin des Inhalts, da das Denken, das durch sie begreifendes Denken ist, die Bestimmtheit des Inhalts *aus sich* entwickelt". „Und mehr, als solche Aussprüche sagen, sagt die philosophische That". Im Verlaufe indessen einer kurzen Schilderung von den logischen und dialektischen Thaten der Hegel'schen Methode im Gebiete der besondern philosophischen Wissenschaften kommt bei Erwähnung der „Religionsphilosophie, die in völliger Abhängigkeit von der Logik steht", eine Stelle vor, gegen welche wir beim status controversiae uns hier sogleich etwas ernstlicher ver-

Digitized by Google

wahren müssen. Sie lautet: „Eine Theorie wie die weit verbreitete, dafs erst der denkende Menschengeist den bis dahin unbewufsten Gott seiner selbst bewufst mache, konnte nur unter dem Einflufs" (und noch mehr aus dem Mifsverständnifs) „einer logischen Ansicht entstehen, nach welcher das begreifende Denken den Inhalt aus sich selbst begreift, keinen vernünftigen *vorgedachten* Inhalt empfängt, (ganz im Gegentheil!) sondern die Bestimmungen des Seins" (nämlich die *Denkbestimmungen*, weil diese ebendeshalb im Denken schon liegen) „aus sich hervorbringt; sie konnte nur unter dem Einflufs einer logischen Ansicht entstehen, der" (nach der Meinung und Einbildung unseres Gegners, dessen Mifsverständnifs hier, wenigstens gegen uns, zu einer Verleumdung wird) „die ganze Voraussetzung zum Grunde liegt, dafs das menschliche Denken, wenn es *rein* denkt, so schöpferisch ist wie das göttliche und insofern das göttliche Denken selbst ist (?!)." Eine solche Insinuation müssen wir Aelteren uns durchaus verbitten und ablehnen. Für jene Theorie, die wir für einen Rückfall in die Naturphilosophie erklären, mögen sich von den Jüngeren diejenigen verantworten, welche sie aufstellen und vertheidigen. Wir erklären eine solche Annahme für eine Unmöglichkeit in der Sache, wie überhaupt Alles, was mit einem unbewufsten Sein, blofser Substanz oder was es sonst für einen Namen trage, beginnt, schon von vorne an für eine Unwahrheit. Wir Aelteren wissen eben deshalb, dafs wir alles Vernünftige als ein Vorgedachtes und zwar von Ewigkeit Vorgedachtes, und nicht blofs dem Inhalte, sondern damit zugleich auch seiner Form nach, empfangen, dafs aber, wenn dieses Vernünftige auch für uns und zwar als ein Vernünftiges werden und in den Besitz unseres Wissens gelangen soll, wir dies unmöglich anders als dadurch zu bewerkstelligen vermögen, dafs wir uns die Mühe geben, es auf gleiche Weise, wie es die Sache mit sich bringt, selbst zu denken und denkend zu reproduciren. Kann es doch, wie wir meinen, unser Gegner selbst nicht anders machen und mufs z. B., wenn er die ihm schon von Aristoteles vorgedachten Begriffe und ersten Principien zu seinem Eigenthum machen will, sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, sie ganz so wie jener wieder zu denken. Allein woher die auch wir schon als wahr und richtig anerkennen und gelten lassen, insoweit wir nicht etwa das bei ihm noch Auseinanderfallende noch etwas einfacher abzuleiten vermögen? Wir gehen daher zu einer noch früheren und älteren Quelle, ja der ältesten der Welt zurück, und finden dann den vernünftigen Inhalt nicht blofs in dem äufserlich gegebenen Vernünftigen der Welt, sondern erinnern uns, dafs er auch schon die ursprüngliche Mitgift unseres vernünftigen Denkens selbst ist, wie es alle Menschen haben und haben können. Insofern also alles Vernünftige und zumal das Absolutvernünftige schon ursprünglich ist und als ein Gegebenes in oder aufser uns an uns gelangt, setzen wir es selbst und noch Manches aufserdem voraus. Das Absolute selbst aber hat keine Voraussetzung, weil es aufserdem auch nicht das Absolute wäre. Insofern wir daher den Gedanken des Absoluten auch für uns denkend erneuern und reproduciren, und erst von da an weiter gehen, können auch wir ihm keine Voraussetzung geben, weil es selbst keine hat, oder würden aufserdem die *Sache* nicht lassen, wie sie ist, sondern sie ändern. Allein bis wir erst dahin kommen, einen solchen absoluten Anfang auch für uns machen zu können, da mufs gar Vieles vorher und vorangehen, unter Andern das ganze Philosophiren unseres Gegners selbst oder wenigstens ein ähnliches, kurz dasjenige, was wir in unsern phänomenologischen, psychologischen, auch historischen Einleitungen zu behandeln und abzuthun pflegen. Das *reine* Denken aber ist blofs dasjenige, welches sich von der Meinung des Empirismus gereinigt hat, als ob die Principien des Denkens und Seins nicht schon ursprünglich im Denken selbst gegeben wären.

Was nach dem status controversiae gleichsam zur confirmatio oder auch zur captatio benevolentiae noch weiter aus der äufsern Geschichte der Hegel'schen Logik angeführt und von fremden Auctoritäten und einer inneren Krisis in der Schule selbst gemeldet wird, können wir hier füglich übergehen, da es auf die eigentlichen Beweise ankommt. Um aber auch unsrerseits uns genau zu versichern, auf welche Seite der Gegner seinen Hauptangriff gerichtet hat, so wollen wir, ehe wir diese Beweise näher untersuchen, zuvor noch das Resultat vernehmen, in welchem vom Gegner bereits sein Sieg gefeiert wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Wir lesen a. a. O. S. 414: „Die dialektische Methode ist eine logische Hypothese. Fällt es denn so schwer, ihr Wesen — ihre Wahrheit oder Unwahrheit — aufs Reine zu bringen? — Wenn wir unter einem wissenschaftlichen Verfahren ein solches verstehen, das in sich nothwendig und allgemein ist", (kann sehr wohl zugegeben werden; wir besorgen aber, das eigne wissenschaftliche Verfahren des Gegners möchte weder das Eine noch das Andere sein) „so ist die Frage, die zur Entscheidung kommen muſs, einfach diese: *Ist Hegel's dialektische Methode des reinen Denkens ein wissenschaftliches Verfahren?* — Nach den geführten Untersuchungen müssen wir sie rein und rund *verneinen.* (Hört!) Es soll nicht damit gesagt sein, daſs die dialektische Methode nicht relativ auch einen wissenschaftlichen Werth habe". (Einigen also doch.) „Sie hat ihn vorbereitend nach dem Maſs der Aristotelischen Dialektik, in wiefern sie die Begriffe schärfer gegen einander treibt und bestimmt", (Groſse Ehre!) „aber nicht im Sinn einer absoluten Methode. Eine solche ist sie nicht. Sie hat eine groſse wissenschaftliche Wirkung gehabt", (Ei!) „indem sie die logische Foderung spannte; aber sie hat sich darin selbst *über*spannt. Sie hat nur die Bedeutung einer relativen Reflexion, aber sie ist keine absolute Production". (Was versteht der Verf. darunter?) „Der Beweis ist geliefert und der Gegenbeweis ist noch immer zu führen". Daſs unser Gegner indessen von einem solchen Gegenbeweise sich nicht viel verspricht, erkennt man aus der weiter unten folgenden Aeuſserung: „Der Unterzeichnete ist bereit, alles Ernstes die Untersuchung von neuem aufzunehmen, wenn erhebliche Gegengründe geltend gemacht werden". Wenn wir oder Andere also das Glück haben, etwas Erhebliches dagegen aufzubringen, wird uns der Feind von neuem vor die Festung rücken; auſserdem haben wir den Donner seines Geschützes jetzt zum letzten Mal vernommen.

Wir wissen nicht, ob in der Praxis der Kriegführung der Fall häufig vorkommt, daſs ein Angriff nach allen Regeln der Kunst angelegt, geleitet und ausgeführt wird und dennoch gänzlich fehlschlägt, weil er auf eine Seite ging, wo sich der Gegner nicht mit seiner Hauptstärke befand. Wir glauben aber hier im philosophischen Kampfgebiete einen solchen Fall vor uns zu haben. Schon aus den da und dort eingeschalteten und beigefügten Berichtigungen lieſs sich entnehmen, daſs einige Kugeln fehl gegangen waren; jetzt aber merken wir, da wir uns noch ganz wohl und unverletzt fühlen, daſs die ganze Hauptbatterie falsch postirt gewesen sein muſs, selbst nach den Beweisen. Was uns durch diese daher, etwa auf den Flanken, zerschossen worden, darnach werden wir uns nachher umsehen.

Unserem Gegner gilt, wie wir sehen, die dialektische Methode als der Hauptpunct, als das Princip des Hegel'schen Systems. Wir wissen wohl, daſs Viele, auch in der Schule selbst, die Sache so anzusehen scheinen, insofern sie die Methode, die *Form* der Sache, im ersten Gliede voranstellen und sie damit selbst zur Hauptsache werden lassen, welche allerdings auch nicht ohne ihre nothwendige Form bestehen kann und in dieser ihre Lebendigkeit und Bethätigung hat. Allein wir können uns hier nur an Hegel selbst und an unsere Fassung der Sache halten. Wird die dialektische Methode ohne Weiteres zum Ersten, zum Princip gemacht, so sind alsbald die Gegner bei der Hand, welche sie als eine bloſse Erfindung des subjectiven Denkens, ohne innere Nothwendigkeit und ohne Einheit mit der objectiven Natur der Sache, darzustellen sich angelegen sein lassen. Die Dialektik der Me-

Digitized by Google

thode, für sich allein festgehalten, ist so gut, wie jede sonstige Methode, dem unterworfen, wie es auch häufig genug geschehen ist, in einen blofsen Formalismus und Schematismus oder selbst in Sophistik auszuarten, und macht so dann so wenig die Hauptsache aus, dafs man, wie z. B. auch Straufs und die Jüngeren es gethan haben, von dem eigentlichen Princip der Hegel'schen Philosophie völlig abfallen und gleichwohl die Dialektik der Methode recht ordentlich üben und handhaben kann. Ist es doch Hegel selbst begegnet, dafs er im vollen Selbstbewufstsein seines Princips und der innern Macht und Lebendigkeit desselben, doch bei der Durchführung und Anwendung seiner Methode, besonders auf äufsere Gebiete, nicht immer, sei es aus Mangel der zureichenden und durchdringenden Sachkenntnifs oder aus sonst einem Versehen in der Auffassung des Gegenstandes, die wirkliche objective Natur der Sache, die Sache in ihrer eigenen Form, zu erreichen wufste, ohne dafs darum sein eigentliches Princip wahr und richtig zu sein aufhörte. Ueberhaupt, wenn es sich um die wissenschaftliche Behandlung eines erst äufserlich aufzunehmenden Gegenstandes handelt, können wir mit all unserer Logik, wenn sie uns auch in ihren Kategorien und deren durchgreifender Bedeutung Mittel genug an die Hand giebt, um uns in dem Gegenstande zurecht- und seine Begriffsbestimmung auffinden zu können, und wenn wir auch der Hegel'schen Logik nach ihrem höheren Standpuncte wie nach ihrem innern systematischen Zusammenhange einen entschiedenen Vorzug vor der Aristotelischen Logik und Metaphysik zusprechen müssen, doch selbst nicht anders verfahren, als auch Aristoteles verfuhr, in einer derjenigen ähnlichen Weise, welche auch der Verf. der logischen Untersuchungen ins Leben zurückzurufen unternommen hat; ja wir müssen für manche besondere und untergeordnete Gebiete der bewundernswerthen topischen Fertigkeit des Aristoteles noch den Vorzug eines gröfseren Reichthums von Anhalt- und Gesichtspuncten, von Unterscheidungs- und Eintheilungsgründen lassen. Wäre die Methode selbst schon das absolute Princip, so würde die Definition des Absoluten lauten müssen: das Absolute oder Gott ist die dialektische Methode, — was Hegel wohl mit Unwillen von sich gewiesen hätte. — Eben so pflegt man auch wohl den Unterschied zwischen der Naturphilosophie oder dem Identitäts-System und dem Hegel'schen so anzugeben, dafs der absolute oder substantielle Inhalt bei beiden gemeinschaftlich derselbe, dazu aber auch die absolute Methode aufgefunden und aufgestellt zu haben, die wesentliche That Hegel's in der Geschichte der Philosophie sei. So wenig wir dieses Verdienst Hegel verkümmern wollen, und so sehr auch in der Wissenschaft als Wissenschaft für die Entwicklung des Inhalts Alles auf die Methode ankommt und hier auch Hegel's Methode denjenigen Werth hat, den er ihr selbst und den ihr Andere beilegen: so müssen wir doch der Ansicht widersprechen, als ob der Inhalt des Absoluten in beiden Systemen derselbe sei, da er vielmehr schon von vorne herein oder als ursprüngliche Sache ein anderer, ja in deren bestimmter Fassung, auf welche es allein, nicht auf das Wort des Absoluten, ankommt, absolut verschieden ist. Hiedurch wird aber erst das Formprincip bestimmt, von welchem die Methode die nothwendige Folge ist. Hegel's oberstes absolutes Princip ist nicht ein blofs logisches oder nur formelles, sondern ein *metaphysisches* und *objectives*. Erst durch die Fassung und Form der ursprünglichen Sache oder dessen, was schlechthin das Erste, das absolute Prius ist, was, wie weiterhin sich ergeben wird, auf dem Unterschiede, ob es *Substanz* oder *Subject*, Natur oder Geist sei, beruht, wird auch die wissenschaftliche Methode bedingt. — Von untergeordneter Bedeutung ist es auch, wenn man sagt, dafs das Princip des Hegel'schen Systemes darin bestehe, die Principien aller früheren philosophischen Systeme in sich zu enthalten. Wenn das System sie auch alle vermöge seines hohen und allgemeinen Standpunctes umfafste und in sich schlösse, was indessen in der Geschichte der Philosophie erst durchzuführen sein würde, so hätte es dieselben doch nur als untergeordnete Momente in sich, und es wären so dann wenigstens keine Principien mehr, sondern blofse Möglichkeiten, mehr oder minder geeignet, zu solchen allgemeinen Gesichtspuncten oder Begriffen, wie es Principien sind, erhoben zu werden, welche selbst an die Spitze des Ganzen treten, und denen die Totalität des zu Erklärenden, als durch sie auf eine durchgreifende Weise bestimmt, untergeordnet werden könnte. Allein ein jedes philosophische System mufs auch sein besonderes, von den Principien anderer Systeme sich bestimmt unterscheidendes Princip haben, und ist nur dadurch ein System, dafs es ein solches hat. Seine Besonderheit aber beruht auf

Digitized by Google

der bestimmten Antwort, durch welche es die im Grundproblem der Philosophie enthaltene Aufgabe und Frage zu ihrer Lösung zu bringen unternimmt. Nur eine Philosophie, welche durch die Aufstellung ihres besonderen Princips eine solche Lösung unternommen hat, hat auch die Ehre, in der Geschichte der Philosophie als System unter den andern Systemen ihren Platz einzunehmen. Hegel aber hat eben so bestimmt, als er die Grundfrage der Philosophie, näher in der ihm durch seine Zeit und Vorgänger zubereiteten Gestalt, fafste, schon in der Vorrede zur Phänomenologie auch eine bestimmte und entschiedene Antwort darauf zu ihrer Lösung gegeben. Wir werden dadurch aber nothwendig zur näheren Betrachtung dieses Grundproblemes selbst zurückgeführt. Bei der ungemeinen Gedanken- und Begriffsverwirrung, der man im Gebiete der Philosophie und Theologie nun fast überall im Streite der Parteien und ihrer besondern Interessen begegnet, worin in dem, was man für Hegel'sche Philosophie geben oder nehmen sieht, sie selbst oft kaum mehr zu erkennen ist, möchte es ohnehin nicht überflüssig sein, wenn auch hier nur in möglichster Kürze, an das ganz Einfache zu erinnern und an das, worauf es überall in der Philosophie zuvörderst ankommt.

Die Philosophie läfst ihren Begriff und Zweck schon in dem erkennen, was ihr auch ihre Entstehung gibt. Das denkende Bewufstsein begnügt sich nicht mit dem Unmittelbaren, nur Seienden, dem in oder aufser ihm Gegebenen, Vorgefundenen oder Vorhandenen, wie es ist oder unmittelbar sich darstellt; es geht darüber hinaus und fragt nach den Gründen, Ursachen u. s. w. In dem nur-Daseienden als solchem, in der blofsen Existenz vermag es die Wahrheit, die Wesenheit, die eigentliche Realität nicht zu finden; sie liegt ihm in dem *Andern*, das es sucht, indem es sich vom Unmittelbaren abwendet, welches eben damit zur blofsen Erscheinung degradirt wird. Dies hat die Philosophie auch völlig mit der Religion gemein, für welche eben so wenig das Unmittelbare, Aeufserliche, Sinnliche, Irdische, die Dinge dieser Welt die Bedeutung der Wahrheit und Realität haben, sondern vielmehr als nichtig gelten.

Eben durch das gesuchte oder gefundene Andere, wie es dann auch sich näher bestimmen möge, soll auch das Erste, das Ungenügende, von dem man ausging, erklärt und aus ihm abgeleitet werden. Man will daher dieses *nicht als* ein *Erstes*, Unmittelbares, *von sich aus* Seiendes stehen und gelten lassen, sondern nur als ein Gewordenes, Entstandenes, gesetzt und vermittelt durch ein Anderes. Das Denken will überall Vermittlung und befriedigt sich nur durch sie, hebt überall die Form der Unmittelbarkeit auf und läfst das in ihr Gefundene, wenn es ihm gelten soll, nur als ein Vermitteltes gelten. Das *Zweite* aber, zu welchem man übergeht oder aufsteigt, und durch welches das verlassene Erste als aus ihm herkommend oder sich ergebend erklärt werden soll, sind die Gründe, Ursachen, eigentliche Sache, Wesenheit, Substantialität, das Anundfürsich der Dinge u. s. w., im Allgemeinen oder selbst in möglichst umfassender und durchgreifender Allgemeinheit gefafst, die *Principien*, zunächst viele oder mehre, wenn man sie unter sich selbst noch nicht näher zu vereinbaren weifs. Die Philosophie wird so eine *Wissenschaft der Principien*. Und dafs sie eine solche ist und es mithin nicht mit dem unmittelbar Gegebenen, dem empirisch Vorgefundenen als solchem und mit dessen Besonderheiten und Einzelheiten, sondern mit demselben nur als Folgen von jenen, als durch sie gesetzten Erscheinungen, viel mehr also mit den Principien selbst als dem wahrhaft Ersten oder Früheren, was Aristoteles τὸ φύσει πρότερον nennt, oder mit den letzten Gründen und dem Allgemeinen von Allem zu thun hat, das zum Mindesten sollte auch schon seit Aristoteles feststehen. Sich mit dem Empirischen ohne Weiteres, wie es ist, abgeben, es so in seiner unmittelbaren Weise in das Bewufstsein übertragen und verpflanzen, was jedes Subject ohnehin schon ohne Philosophie thut, und über dieses Factum irgend eine dürftige psychologische Erklärung aufstellen, oder sonst in die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Dinge der Aufsenwelt blindlings hineingreifen und ohne vorher festgestellte Principien an irgend einem Gegebenen als einem wichtigen Problem mit einem Einfall, den man über die Sache hat, einen Erklärungsversuch anstellen, das ist ein Geschäft, welches die *Unphilosophie* treibt, welche sich für Philosophie ausgibt. Die Principien aber, selbst Gedanken oder Gedankenverhältnisse, welche zugleich die eigentliche Sache selbst und das Wesentliche des Sachverhältnisses, wo es immer in der Erscheinung sich darbiete, auf eine durchgrei-

Digitized by Google

fende und allgemeine Weise ausdrücken, stellen sich damit dar als die Principien alles Denkens und Seins. Die weitere Aufgabe der Philosophie aber, zu deren Lösung auch das Bedürfniſs des Denkens selbst, der Trieb nach *Einheit* treibt, ist, es nicht bei der Vielheit der Principien bewenden zu lassen, sondern die vielen selbst als aus Einem obersten und höchsten Princip fliefsend und in ihrer Vermittlung, in ihrem Gesetzt- und Bestimmtsein durch dasselbe nachzuweisen, mithin aus Einem zunächst die andern Principien und durch sie alles Uebrige zu erklären. Auf dem Wege der Abstraction vermag das Denken wohl diese Einheit und Allgemeinheit alsbald zu gewinnen, aber nur durch Weglassung des bestimmten und besondern Inhaltes, und hat dann auch an dem Gewonnenen bloſs etwas Leeres und Inhaltloses, eine abstracte, bloſs formale Allgemeinheit. Es kommt darauf an, diesen Inhalt in seiner Bestimmtheit und gleichwohl in seiner Vermittlung und Unterordnung unter das höchste Princip zu erhalten. Das *Eine* aber, aus welchem Alles seinen Ursprung, wie seine Ableitung und Erklärung hat, ist, was alle Welt *Gott* nennt, wie er auch näher gefaſst und bestimmt werden möge, und die Philosophie das *Absolute*, in dessen Fassung zugleich das tiefste philosophische Denken selbst seine letzte, absolute Befriedigung durch die gefundene Lösung der vorgefundenen Räthsel und Widersprüche erhalten soll. *Daſs* ein solches Eines sei, ist überflüſsig noch besonders beweisen zu wollen; denn jedes Denken und Bewuſstsein hat es schon und vermag es nicht von sich abzuweisen, da es mit dem eignen substanziellen Leben des Geistes auf das Innigste zusammenhängt. Gott absolut leugnen zu wollen, wäre Verrücktheit. Wenn es einen Atheismus giebt, kann er sich nur auf irgend eine bestimmte Fassung Gottes oder Folge einer solchen Fassung beziehen; und in diesem Sinne sind allerdings diejenigen, welche ihre Fassungsweise für die allein rechte erklärten, von jeher nicht müſsig gewesen, Anderen den Schimpfnamen Atheisten zu geben. Alles kommt aber darauf an, *wie* das Eine als das Erste und Ursprüngliche gefaſst, oder *als was* es nach solcher Fassung bestimmt werde, um dem Bewuſstsein wirklich seine absolute Befriedigung zu gewähren. Hierin aber oder in der Art und Weise, wie das Absolute für das Wissen und Bewuſstsein ist, tritt zwischen Religion und Philosophie ein Unterschied ein, ohne daſs jedoch die Philosophie darum aufhörte, religiös zu sein und den Grundton der Religion verlöre. Während nämlich für die Philosophie als Wissenschaft nach ihrem Begriff und ihrer Aufgabe es wesentlich ist, alles Andere und vom Absoluten Abhängige und zunächst die verschiedenen allgemeinen Principien selbst in ihrem innern Zusammenhange mit dem Einen und in ihrer *Vermittlung* durch das Eine zu erkennen und nachzuweisen, bedarf die Religion als solche, so wesentlich auch für sie eine bestimmte Fassung Gottes ist und so gewaltige Unterschiede es darin gibt, doch für sich und ihr Leben jener durch das erkennende Denken zu bewerkstelligenden Vermittlung nicht, da sie den absoluten Inhalt schon in *unmittelbarer* Gewiſsheit und in der eignen innersten Lebendigkeit des Geistes hat, von da aus er alle Weisen und Sphären des Daseins und des praktischen Lebens durchdringt. Eben so gilt ihr Gott, ohne nach dem Wie zu fragen, als Schöpfer und Erhalter der Welt, als die alles Dasein durchdringende, in Allem gegenwärtige, Alles bestimmende und leitende, nicht weniger in der Natur als im menschlichen Geist und Gemüthe sich offenbarende und bethätigende ewige Macht, Wirksamkeit und Lebendigkeit. Die Philosophie also hat diesen Inhalt der substantiellen Wahrheit, welche es eben so sehr an und für sich als auch die innerste Wahrheit des Menschen selbst und in seinem Gemüthe das zu und in Gott Lebendig- und Freimachende ist, in seiner *vermittelten* Gestalt als Gegenstand *des Denkens*, nicht in seiner unmittelbaren praktischen Lebendigkeit selbst mehr, und damit die Aufgabe, diesen Inhalt auch in seinem Grunde, *warum* er die Wahrheit ist, nicht für die unmittelbare Gewiſsheit, die dessen zunächst unbedürftig erscheint, weil im Zustande ihrer Klarkeit und ihrer schon unmittelbar gewissen Versöhnung mit Gott für sie auch keine Räthsel und Widersprüche vorhanden sind, sondern für die *denkende* Erkenntniſs nachzuweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Wenn man sagt, dafs die Philosophie, indem sie damit den Inhalt der Religion zum Gegenstand des Verstandes und zu etwas Abstractem mache, eben damit ihn ertödte, so thut sie dieses um nichts mehr als jede andere Wissenschaft mit ihrem Inhalte, insofern sie Theorie desselben, nicht Praxis ist, und hat noch vor den andern den Vorzug, dafs sie in ihrem Thun, weil ihr Gegenstand der absolut transcendente ist, selbst noch religiös bleibt. Andrerseits aber tritt auch für die Religion innerhalb ihrer eignen Sphäre, sobald sie *Lehre* wird, und schon darin, dafs sie als bestimmte Confession ihren Unterschied von andern nicht blofs anzugeben, sondern die Wahrheit ihrer bestimmten Lehre auch zu beweisen hat, das Bedürfnifs hervor, von ihrem Sein aus und Glauben auch ein Wissen um sich und von sich und ein Denken über sich zu werden, und kann somit als Lehre oder Theologie selbst nicht der Philosophie entbehren. Dieses Urtheil über den absoluten Werth der Religion, wie über ihr Verhältnifs zur Philosophie war auch ganz Hegel's eigne Ansicht.

Die *philosophische* Frage nach dem ursprünglich Einen aber, welche sich alsbald als die Aufgabe, Gottes Verhältnifs zur Welt zu erkennen, darstellt, wird nicht gelöst und kann nicht gelöst werden, so lange man die beiden Glieder derselben, unter welchen näheren Kategorien sie auch etwa gefafst werden mögen, wie z. B. des Grundes oder Urgrundes, des Urwesens, des Unbedingten oder Unendlichen, der Ursache u. s. w. einerseits, dem andrerseits das äufserlich bestehende Dasein, die Existenz als das Bedingte, Endliche, Gesetzte u. s. w. entgegentritt, auch nur in solcher *Abstraction* einander gegenübertreten und einen Gegensatz bilden läfst. Denn man hat damit statt eines wahrhaft Absoluten blofs eine Sphäre der *Relativität* erreicht, in welcher die beiden entgegengesetzten Glieder Correlata sind, bei denen es sich von selbst versteht, dafs, wenn das Eine in *dieser* Bestimmung gesetzt wird, dem Andern nothwendig die entsprechende entgegengesetzte Bestimmung zukommt, und somit beide als gegenseitig durch einander gesetzt und bedingt erscheinen; und es ist kein Wunder, wenn einem Denken, welches die Natur solcher Reflexionsbestimmungen selbst nicht kennt, der Verstand bei der Sache ausgeht, die schon von vorne herein verkehrt angelegt war. Die Frage würde dann vielmehr wieder zur Frage nach dem Einen und der Beschaffenheit des Einen werden, durch welches beide Glieder, das eine wie das andere, erst möglich und gesetzt, und nicht blofs gesetzt, sondern auch *vermittelt* wären. Um eine solche Vermittlung also überhaupt und damit um die Erkenntnifs des innern Zusammenhanges von Beiden ist es zu thun, wenn die Frage zu ihrer Lösung gelangen soll. Eine Vermittlung aber ist nur möglich in der Erkenntnifs, dafs die zu vermittelnden Glieder nicht absolut verschieden seien, sondern jedes das andre, wenigstens an sich oder der Möglichkeit nach, schon in oder an ihm habe, oder selbst schon im oder am andern sei: so dafs in der vorliegenden Frage die Welt selbst schon Gott in oder an ihr, wie umgekehrt Gott die Welt, das von ihm Gesetzte, ebenfalls in oder an ihm haben mufs, wenn ein Uebergang von dem Einen zum Andern möglich sein soll. Die religiöse Gewifsheit hat nun Gott eben so gut, als sie ihn auch *über* der Welt hat, ihn auch schon *in* der Welt und in allem Endlichen; nichts ist und geschieht ihr ohne Gott. Der Weg der philosophischen Erkenntnifs aber, welche auch das *Wie* davon zeigen soll, wird statt betreten, vielmehr geradezu abgeschnitten, wenn z. B. das Unbedingte dem Bedingten, das Unendliche dem Endlichen schroff entgegengesetzt und, statt beide mit einander zu vermit-

Digitized by Google

teln, in dieser starren Abstraction gegenüber belassen wird. Es ist die superstitiöse Anbetung, welche der Verstand, statt, wie er meint, Gott damit einen Dienst zu erzeigen, vielmehr im Widerspruche gegen dasjenige, was der Religion schon innerlich gewiſs ist, nur dem Götzen seiner Abstraction darbringt. Näher betrachtet aber bestimmt sich von ihrem Ausgangspuncte aus die Aufgabe, die Welt in ihrem Bestehen aus den Principien und zuletzt aus Einem zu erklären, und somit das Grundproblem der Philosophie selbst alsbald dahin, daſs es die *Lösung eines Widerspruches*, welcher gelöst auch *kein Widerspruch* mehr sein soll, sich zur Aufgabe setzt, und zwar dadurch, daſs die durch das Denken gewonnenen höchsten und letzten Allgemeinheiten, welche in der Welt ihr Dasein und Bestehen haben, wie Denken und Sein, Geist und Natur, Subject und Object u. s. w., in der absoluten Verschiedenheit, in welcher sie im Dualismus gegen einander auftreten, einen Gegensatz bilden, dessen Aufhebung gefunden werden soll in einer Einheit, welche Beides in sich vereinigt oder vielmehr das *Setzende* des Einen sowohl als des Andern ist. Es ist dabei selbst noch eine bloſs äuſsere Reflexion, wenn man zum voraus das Eine als ein solches bestimmt, welches eben so sehr beide Entgegengesetzte in sich enthalten als auch selbst keines von beiden sein müsse, da es vielmehr auf die Nachweisung des *Wie* davon ankommt; und eben so ist es nicht hinreichend zu sagen, *daſs* Gott diese Einheit sei, wie allerdings die gröſsten Philosophen anzunehmen nicht umhin konnten, sondern auch hier vielmehr die Forderung diese, daſs, *wie* Gott diese Einheit sei, für die Erkenntniſs dargethan und die Einsicht in die Sache gegeben werde. Dies also ist die *Grundaufgabe* der Philosophie, und jedes philosophische System nur dadurch ein System, daſs es in dem von ihm an die Spitze gestellten Princip eine bestimmte Antwort auf jene Grundfrage ertheilt und zugleich von diesem Princip, welches *seine* Lösung der Hauptaufgabe auf eine bestimmte Weise enthält, darzuthun versucht, daſs es wirklich das durch Alles hindurchgreifende und Alles erklärende Eine sei. Hieran hat jedes System zugleich seinen Maaſsstab, an welchem es selbst in der ganzen Entwicklung und Durchführung seines Princips als der Realisirung des Einen zu prüfen und in seiner Consequenz zu messen ist. Um uns hier bloſs an das Nächste des geschichtlich Vorangegangenen zu halten, braucht nur daran erinnert zu werden, wie in der Entwicklung der neueren Philosophie von Cartesius an das Problem der Philosophie als *die Einheit von Denken und Sein* gestellt und zu lösen versucht worden. Auch die von Kant der Philosophie gestellte Aufgabe, wie synthetische Urtheile a priori möglich seien, an welcher Frage die neueste Entwicklung der Philosophie von ihm an ihren Ausgangspunct hatte, geht in ihrer Verknüpfung des empirisch gegebenen Einzelnen mit dem Allgemeinen und Nothwendigen, welches die Zuthat des Denkens, des Apriorischen ist, ebenfalls auf eine Vermittlung des Denkens und Seins, in welcher dann näher Subjectivität und Objectivität als die beiden Hauptseiten des Gegensatzes sich fixirten. Wird der Gegensatz nur als *der* von Denken und Sein gefaſst, und das Sein nicht etwa, wie von den früheren Metaphysikern, in der concreteren Bedeutung der Ausdehnung (res extensa) oder Materie oder überhaupt des Naturseins genommen, so bietet sich auch alsbald die Reflexion dar, daſs der Gegensatz so kein reiner und absoluter sei, indem das Denken das Sein selbst an ihm hat und allen seinen Bestimmtheiten, den besondern Gedanken, den Vorstellungen, Phantasiegebilden, Willensbestimmungen u. s. w. das Sein nicht abgesprochen werden kann, wie denn auch Aristoteles die Kategorie des Seins, wie die, Eines zu sein (τὸ ὄν καὶ τὸ ἕν), eben deshalb, weil sie von Allem gelten, in seine besondere Begriffsbestimmung nicht aufzunehmen vermochte. Eine höhere und mit der innersten Natur des Denkens selbst zusammenhängende Frage aber ist es, wie am Denken selbst als solchem das Sein sich von ihm unterscheide, oder vielmehr wie es selbst das von seinem Sein sich unterscheidende sei, worauf wir nachher zurückkommen werden. Sehen wir nun zu, bis zu welchem Puncte geführt, Hegel in dem letzten System vor ihm das Problem der Philosophie antraf, so finden wir in dem sogenannten Identitätssystem das Absolute allerdings als die Einheit, näher als die Indifferenz der höchsten Gegensätze, von Denken und Sein, Subject und Object u. s. w., ausgesprochen, erkennen darin aber alsbald auch den Grund, warum Hegel nicht dabei stehen zu bleiben vermochte, theils schon deshalb nicht, weil das bloſse Aussprechen dessen, was das Problem der Philosophie sei, oder was das Absolute hienach sein müsse, noch nicht auch schon die wirk-

Digitized by Google

liche Lösung des Problems ist, theils auch, weil die in der Indifferenz als solcher gesuchte Lösung das Ganze selbst wieder auf die eine Seite fallen, und dabei den zu lösenden Widerspruch noch als Widerspruch stehen liefs, eben damit aber auch dem Denken, welches bei dieser absoluten Sache auch nur in einer absoluten *Vermittlung* seine Befriedigung finden kann, diese Befriedigung nicht gewährte. Die Dialektik steigt wohl bis zu den höchsten und letzten Gegensätzen auf und fordert dann deren Einheit, in welcher das Unterschiedene auch ein Nicht-Unterschiedenes sein soll. Dies ist die Aufgabe selbst, noch nicht aber auch schon ihre Lösung. Soll nun diese darin bestehen, dafs die qualitativ verschiedenen und sich entgegengesetzten Selbständigkeiten im Absoluten, in dem Alles Eins ist, etwa wie Basen und Säuren in einer neutralen chemischen Solution, welche nach keiner von beiden Seiten hin mehr eine Spur ihrer beiden Factoren und eines Uebergewichtes oder Ueberschusses derselben zeigt und erkennen läfst, vollkommen getilgt werden und in dieser Neutralisation aufhören unterschieden und selbständig zu sein: so ist in dem Einen zwar als dem Dritten, welches statt ein wahrhaft Allgemeines selbst wieder für sich ein Besonderes ist und aufser welchem daher jedes der Entgegengesetzten für sich sein thätiges und selbständiges Leben führt, Alles wie mit einem Zauberschlage untergegangen und verschwunden, aber auch für die Erkenntnifs nichts gewonnen und der Widerspruch stehen geblieben, der weder in dem Absoluten selbst als der *indifferenten* Einheit der Entgegengesetzten, noch in dem quantitativen Uebergewichte des einen qualitativ verschiedenen Factors über den andern bei ihrem selbst entgegengesetzten Wiederheraustreten aus dem Absoluten seine Lösung gefunden hat. Ist die Voraussetzung oder Hypothese eines solchen Einen eine nothwendige Forderung für die Philosophie, so mufs es als eine noch höhere Forderung geltend gemacht werden, dafs jenes Eine auch ein Begreifliches sei und zwar in der Art und Weise selbst, wie es das vorher sich Widersprechende *für sich selbst* zu seiner Auflösung bringt und in sich als ein Nicht-Widersprechendes vereinigt. Es kann auch nicht blofs ein Resultat für uns und so der Abgrund sein, in welchen zuletzt alles noch Verschiedene versenkt wird, sondern mufs als das Erste und Ursprüngliche vielmehr selbst das *Setzende* des Verschiedenen, ja des absoluten Unterschiedes selbst sein, und darin, wie es dieses sei, sich erkennen lassen können. Wir fordern daher das Eine als ein solches, welches durch seine Selbstunterscheidung in sich und von sich, ohne dafs es darin seine Identität mit sich verliere, doch das Setzende des absolut-Unterschiedenen werde, aber eben so auch, und zwar nicht blofs für uns und unser Erkennen die längst geforderte Vermittlung enthalte, sondern von sich aus und für sich selbst, in seiner Ursprünglichkeit, das in seinem von ihm gesetzten absoluten Unterschiede und Gegensatze sich mit sich Selbstvermittelnde und in seiner Identität mit sich Wiederherstellende sei. Und wir behaupten, dafs die Erkenntnifs eines absoluten Einen von solcher Beschaffenheit die nothwendige höchste Forderung und Aufgabe der Philosophie sei und nur durch deren adäquate Lösung auch dem erkennenden Denken seine letzte und höchste Befriedigung, welche die Religion schon unmittelbar hat, gewährt werde. Es läfst sich aber alsbald erkennen, ohne hier noch weiter zu gehen, dafs nur ein *Selbst* und ein *Thätiges* und zwar ein Absolut-Thätiges und Lebendiges das geforderte Erste und Ursprüngliche sein könne. Wenn im Dualismus Denken und Ausdehnung als die beiden absolut verschiedenen *Substanzen* bestimmt werden, so haben sie eben damit doch Eines schon mit einander gemein, nämlich die *Substantialität* selbst, und es wäre die Frage, einmal, was diese an ihr selbst sei, was es schlechthin heifse, Substanz-sein, und zweitens, wie sie ihrem Begriffe nach in ihrer Einheit mit sich doch auch des absoluten Unterschiedes und Gegensatzes fähig sei. Hier aber zeigt sich alsbald, dafs man mit dem Begriffe der blofsen Substanz nicht vom Flecke kommt und die Substanz mithin selbst nicht der höchste Begriff, noch der adäquate und erschöpfende Ausdruck des Absoluten sein könne, sei es, dafs sie in ihrer absoluten Selbständigkeit als ein ruhendes wie schlechthin auf sich beruhendes Anundfürsich-bestimmt-Seiendes, gegen jede Veränderung Indifferentes, genommen, oder dafs ihr auch Thätigkeit, Bewegung und Entwicklung verliehen werde, so lange ihr dabei *das Sein* selbst noch als ursprünglicher Anfang, Ausgangspunct und Grundlage gelassen wird. Wird ihr diese Basis aber genommen, so ist sie auch nicht mehr Substanz, noch selbst das Erste und Ursprüngliche, und das Absolute auch nicht in der Defi-

Digitized by Google

nition der Substanz das Erste. Gerade dies aber ist es, wovon alles bisherige philosophische Denken, aufser dem Hegel'schen, bis auf die neueste positive Philosophie herab, welche ebenfalls noch ein blindes und unvordenkliches Sein zu ihrem absoluten Ausgangspuncte hat, und mühsam und räthselhaft von da aus zu etwas Weiterem gelangt, sich noch nicht loszumachen vermocht hat. Aber gerade hierin auch steckt der erste Fehler, das πρῶτον ψεῦδος, wenn das Denken nicht *vor* das erste Sein noch etwas Weiteres zu setzen, nicht *vor* ihm noch ein Höheres, dessen *That* das erste Sein ist, zu denken vermag. Alles Mifsverständnifs der Hegel'schen Philosophie hat hierin selbst seine erste Wurzel. Und doch ist es nur eine *Erkenntnifs*, um die es sich handelt, die dem Denken aber auch nothwendig erst aufgehen mufs, um über die Sache urtheilen zu können, und ohne welche alles Philosophiren, das neueste nicht ausgenommen, ein blofses Reflectiren bleibt. Schon von diesem Puncte könnten wir ausrufen: Verschafft euch doch, ihr Alle, die ihr mörderisch über Hegel herfallet, ihn jämmerlich zerfleischet und, wenn ihr ihn auch nicht verstehet, oder vielmehr eben darum, weil ihr ihn nicht verstehet, zum Abgrund der Hölle verdammt, verschafft euch doch erst diese Erkenntnifs, dafs nicht das Sein selbst als solches das Erste und Ursprüngliche sein könne, so wird euch auch das Uebrige klar und verständlich werden! Oder „fällt es denn so schwer", um in der Weise unseres Gegners zu reden, diese Erkenntnifs euch zu verschaffen, um dann, wenn ihr sie nämlich habt, „ihr Wesen — ihre Wahrheit oder Unwahrheit — aufs Reine zu bringen"? Ja, habt ihr sie nicht vielleicht schon unbewufst? Ist sie euch denn nicht schon mit dem Christenthum gegeben, als die Wurzel alles christlichen Lebens, als das Princip alles Denkens und Wollens, als die Erkenntnifs aller Erkenntnisse? Was sagt ihr denn Anderes, wenn ihr nach dem Christenthume sagt, dafs Gott *Geist* sei und der *Schöpfer* Himmels und der Erden? Sagt ihr denn da, dafs er blindes Sein von Anfang an, dafs er Substanz, dafs er Natur sei? Weshalb hat denn die christliche Theologie sich nie mit dem Spinozismus vertragen können? —

Es ist ein nicht unbedeutender, jedoch keineswegs nagelneuer Fortschritt für die Erkenntnifs gewesen, als man dazu gelangte, als die eine und alleinige wahrhafte Substanz, als die wahre Wirklichkeit und Realität der Welt die Vernunft selbst, die im ganzen Universum nur sich selbst gleiche, überall mit sich identische, in Allem wirksame, durch Alles nur sich ausführende, alles Besondere und Einzelne überdauernde und aus Allem nur sich zurückstrahlende Vernunft zu erkennen und hiemit zugleich alles Dasein nur in der Bedeutung eines durch die Macht der sich verwirklichenden Vernunft *gesetzten* und dadurch selbst vernünftigen Daseins zu fassen. Der hiebei noch bleibende Unterschied und Gegensatz war nur der, einerseits einer *seienden* und nur in der Weise des Seins thätigen, hervorbringenden und gestaltenden, anderseits einer *wissenden* und denkenden und mit dem Unterschiede vom Object auch von sich wissenden Vernunft. Es war ein Licht zunächst, welches dem erkennenden Denken über der Finsternifs der objectiven Welt, des unerkennbaren Dinges-an-sich, des dunklen Nicht-Ich aufging, und wie mit Einem Strahle der auf die Schatten fallenden Erleuchtung auch die Möglichkeit eines philosophischen Verständnisses der Welt eröffnete; denn aufserdem hatte die Thätigkeit des überall eindringenden menschlichen Verstandes nicht erst auf die Philosophen zu warten nöthig gehabt, um hinter die Natur der Dinge zu kommen und ihr verborgenes Ansich zu entschleiern. Das Unerkennbare war nun in ein Erkennbares verwandelt; es war das Vernünftige selbst, was Jeder, wenigstens an sich oder der Möglichkeit nach, zur Erkenntnifs der Sache schon mitbrachte; das denkende Subject fand im Object sich selbst, seine Vernunft wieder. Dafs Alles, was ist, vernünftig sei und in seiner vernünftigen Einrichtung auch zweckmäfsig, was man eigentlich auch früher schon gewufst und geglaubt hatte, diese Erkenntnifs und die Erkennbarkeit davon traf aber zunächst und insbesondere die *Natur*, zumal da damit auch erst die Idee des Lebens, der Begriff der organischen Lebendigkeit dem erkennenden Bewufstsein aufgegangen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

So weit folgte man leicht, wenn es auch jetzt noch hie und da Leute gibt, welche den Begriff des Lebens und der organischen Lebendigkeit noch nicht gefafst zu haben scheinen. Auch die fromme Erhebung des Gemüths konnte Nahrung dabei für sich finden und, wie man auch vor Kant schon gethan hatte, Gott dafür preisen, dafs er zur Erkenntnifs seiner herrlichen und wundervollen, so weise und vortrefflich eingerichteten Welt uns armen Geschöpfen auch die nöthigen Gaben des Verstandes und der Einsicht verliehen habe. Einem solchen Standpuncte scheint auch unser Gegner nicht abhold zu sein. So sehr dabei eigentlich die uns zum Objecte der Anschauung und des dann hieran sich knüpfenden Denkens gegebene Natur und natürliche Welt das Erste und die im Vordergrunde stehende Hauptsache ist, indem Gott als der unbekannte Thäter und Hervorbringer derselben noch ganz im Hintergrunde verborgen bleibt, so kann doch, philosophisch ausgedrückt und allgemein gefafst, auch dies schon zu einem für die *Erkennbarkeit* der Wahrheit nicht unwichtigen Satze führen, durch welchen der Satz der antiken Naturphilosophie, dafs nur das Gleiche das Gleiche erkennen könne, seine nähere Bestimmung und Vervollständigung erhielte. Wenn nämlich die Vernunft dieses Gleiche in der Welt und nur nach dem Unterschiede einer subjectiven und objectiven Vernunft sich Gegenüberstehende ist, so läfst es sich geradezu als ein Weltgesetz hinstellen, dafs Beide auch nur für einander sind und schlechthin in Beziehung auf einander stehen, so dafs überall, wo es intelligente Subjecte und für dieselben Objecte und zwischen ihnen eine Beziehung giebt, das Wahrnehmungs- und Erkenntnifsvermögen im Verhältnifs zu der ihm gegebenen Objectivität steht und, indem so beide Seiten wie in einer prästabilirten Harmonie einander entsprechen und die objective in der intelligenten aufgeht, die Erkennbarkeit der Welt in ihrer Wahrheit und objectiven Vernünftigkeit eben so wenig zu bezweifeln ist, als man daran zweifelt, dafs die Thiere, welche für ihr Dasein, für ihre Lebenserhaltung und Nahrung auf ein besonderes Element der unorganischen Natur angewiesen sind, auch in ihrer Ausrüstung und Ausstattung schon von vorne herein mit der diesem Elemente entsprechenden organischen Structur und erforderlichen Assimilationsfähigkeit begabt seien. Aber auch auf diese Stufe oder Höhe der Erkenntnifs folgte der Spinozismus wie der Empirismus nach, und hält seine Voraussetzung eben darin fest, dafs er auch nur hiebei stehen bleibt, statt darüber noch hinauszugehen. Der Unterschied beruht nämlich auf der Frage, was das schlechthin Erste sei, ob die wissende und denkende Vernunft oder die zwar auch thätige, aber nur bewufstlos thätige, mithin nur seiende Vernunft, und welches von beiden, das Denken oder das Sein, das dem Andern Folgende, aus ihm Hervorgehende oder durch das Andre Gesetzte sei. Für den Spinozismus nun, insofern er sich über seine ursprüngliche Einheit erklären und es zu einer Entwicklung, zur Unterscheidung des Besondern und Setzung des Endlichen bringen soll, und überhaupt für die Naturphilosophie als solche, d. h. diejenige, welche die Natur zum Princip der ganzen Philosophie macht, ist auch hier das ursprüngliche *Sein*, die Weise der *Substanz* das Erste schlechthin, der absolute Anfang, dem nichts Anderes vorher geht, das vom Denken schlechthin als das Erste zu Setzende, das Nicht-nicht-zu-Denkende, das in blinder Nothwendigkeit Seiende, welches seinen Grund, seine Möglichkeit, seine Bedingung nur in sich selbst, nicht aufser sich hat. Das Wissen und Denken, das Bewufstsein überhaupt, kommt erst hinterdrein und windet sich auf irgend eine unerklärliche

Digitized by Google

Weise aus dem Sein heraus, welches dann ein Bewufstsein seiner selbst, d. h. ein blofser Reflex, ein Spiegel und Vorstellen dessen, was es ist, wird. Insofern dieses ursprüngliche Sein doch zugleich Gott sein soll, so ist es ein werdender, in verschiedenen Evolutionen erst nach und nach zu sich und zum Wissen von sich gelangender Gott. Dieser Gott, welcher das bewufstlose Sein zu seiner Voraussetzung hat und erst an und aus diesem zu seinem Bewufstsein kommt, ist eigentlich gar nichts Anderes als der Mensch, dieser der Gott der Naturphilosophie, das das Sein auch vorstellende Wesen; das Denken in der Welt mehr nur ein Accidens an der festen Basis und Substanz des Seins, für die Erklärung schon vom Materialismus her etwas lästig, ja beinahe entbehrlich, wenn nicht das eigene Wissen und Denken wäre und der Erklärung bedürfte. Eine ursprünglich selbstbewufste, denkend selbstthätige, denkend schöpferische Intelligenz als absolut Erstes hat die Naturphilosophie nicht und kann keine nach ihrer Voraussetzung haben. Nicht viel besser, auch bei der Annahme der Erkennbarkeit der Objecte durch die Uebereinstimmung der denkenden mit der seienden Vernunft, ergeht es dem Empirismus, welcher zwar nicht von oben und dem Ursprünglichen, sondern von unten und von aufsen anfängt und seine Blicke fest auf das empirisch gegebene Sein geheftet hält, wie denn überhaupt jeder Philosophie, welche die Wahrheit aufser dem Denken und dem Geiste sucht und den Inhalt derselben nur von aufsen in Empfang nimmt. Da das, was ihn giebt, das *Sein*, äufserlich angeschaute feste Wirklichkeit ist, so ist dieses auch das Erste, die Hauptsache, und das diesen Inhalt reflectirende und blofs in allgemeinen Formen nachbildende, für sich aber inhaltlose und das Sein schlechthin voraussetzende Vorstellen und *Denken* erst das Zweite, und eben so wichtig auch die *Anschauung*, ohne welche kein Inhalt für das Denken sein würde. Wenn hiebei auch die unmittelbare äufsere Existenz um ihrer Veränderlichkeit willen nur als Erscheinung angesehen wird, so ist doch das ihr Zu-Grunde-Liegende oder hinter ihr Verborgene, das Wesen, ebenfalls wieder ein *Sein*, nur ein mächtigeres, weil ausdauernd und beharrend. Belege zu dem, was wir hier bezeichnen, finden wir in den logischen Untersuchungen bei unserem Gegner selbst. Allein die nothwendige Consequenz des Empirismus ist, gröber oder feiner, der Materialismus. Denn dasjenige, wovon all unser Gedankeninhalt herrührt, ist die absolute Realität selbst, und als solche gilt, da für die Erfahrung nichts Anderes vorhanden ist, die unmittelbare äufsere Existenz, nur in ihrer höchsten Abstraction als das für sich formlose, aber aller Formen und Bildungen fähige, in allem Wechsel bleibende und beharrende Substrat aller Existenzen, d. i. die *Materie*, wenn auch die in der Materie erscheinende bildende und entwickelnde Thätigkeit oder Kraft, wie man sie hier zu nennen pflegt, von Stufe zu Stufe sich steigernd bis zu den Erscheinungen des Lebens und lebendigen Organismus als zweckmäfsig organisirte und organisch thätige Materie fortgeht. Das Denken erscheint dabei ebenfalls nur als ein Naturproduct, wenn auch etwa als das Höchste, und nur als der Reflex des Seins, des überall nicht Loszuwerdenden, wenn nach einem Ersten gefragt wird. Ganz consequent gibt es daher für den Empirismus und Materialismus auch sonst keinen Gott, am wenigsten den vom Theismus von der unmittelbaren Existenz, der natürlichen Welt, als Subject noch für sich unterschiedenen Gott, eben weil er so kein Gegenstand der Erfahrung, die Erfahrung aber Alles ist. In der Religion, zumal der christlichen, ist Gott im Bewufstsein das allein Wahre, das innerlich Gewisseste, dasjenige, was das Bewufstsein nicht blofs wesentlich und substanziell erfüllt, sondern auch den sonstigen Inhalt desselben bestimmt und durchdringt, und worauf als das Eine alles Uebrige bezogen wird. Eben so auch in den der Religion hierin entsprechenden, insbesondere den idealistischen Systemen der Philosophie. Wenn aber das Bewufstsein den es ganz und allein füllenden und ihm allein als *die* reale Wahrheit geltenden Inhalt anderswoher und von aufsen hat, wie im Empirismus und Materialismus, wo sollte da noch Platz sein für den Gott des Theismus? Er ist für eine solche Ansicht und Denkweise ein hors d'oeuvre, etwas Ueberflüssiges, etwas, was aufser der schon für sich feststehenden und geltenden eigentlichen Sache steht und durch keinen innern Zusammenhang mit ihr verbunden ist. Wenn man gleichwohl zur Annahme desselben sich aus irgend einem Grunde, einem subjectiven praktischen und religiösen Bedürfnisse oder sonst einem noch übrig gebliebenen Scrupel bewogen findet, so wird der Uebergang dazu immer nur auf eine äufserliche Weise gemacht und ein Weg dazu betre-

Digitized by Google

ten, wie in den sogenannten Beweisen für das Dasein Gottes. Dieser Gott ist daher immer nur eine blofse Forderung, etwas auf künstlichem Wege Erschlossenes, ein Product der Reflexion, dadurch gewonnen, dafs an der Welt, trotz ihrer Vortrefflichkeit und Abgeschlossenheit in sich, trotz ihrer den Sinnen und dem Bewufstsein unwiderstehlich sich aufdrängenden Realität, ihrer unverwüstlichen Dauer und Festigkeit, doch noch irgend eine Lücke und Unvollkommenheit, irgend ein Mangel ausfindig gemacht wird, der sie als etwas Endliches, Bedingtes, nicht von sich aus Seiendes erscheinen läfst und daher zur Annahme und Voraussetzung eines Anderen aufser ihr als ihres Grundes nöthigt. Einem solchen Gotte der blofsen Reflexion kann die Religion den Gott ihrer innern unmittelbaren Gewifsheit und ihres Glaubens getrost entgegensetzen, weil sie an ihm einen unendlich tieferen Gehalt, etwas unendlich besser das innerste Bewufstsein Erfüllendes und Befriedigendes hat. Man fehlt aber von dieser Seite nach einem einmal gegen die Philosophie gefafsten ungünstigen Vorurtheile, nicht anders als es alle irrigen und schlechten Ansichten vom Denken auch thun, darin, dafs, während Gott der Religion doch sonst als die überall thätige und wirksame, die äufsere Welt wie das Bewufstsein selbst und das ganze Gemüth durchdringende und substanziell erfüllende Macht gilt, das Denken dabei so angesehen wird, als ob es allein das von Gott Vergessene und Verlassene, nur seinem eigenen Belieben und dem Zufall seiner Möglichkeiten Ueberlassene wäre; Gott soll überall sonst sein und sich wirksam bezeigen, nur nicht im Denken, welches allein im Universum das Privilegium hat, gleichsam neben oder aufser Gott herzugehen und nicht etwas schon ursprünglich von Gott Bestimmtes und durch ihn Erfülltes und Geleitetes zu sein. Gleichwohl tritt aber auch bei jenem blofs vorausgesetzten Gotte selbst, wenn nun weiter von seinem Wesen gesprochen werden soll, von neuem die Hauptfrage ein, ob er ursprünglich oder, wenn man will, vorzugsweise ein Denken oder ein Sein, oder wie etwa Beides in Einem sei.

Also nochmals, Denken oder Sein? welches von beiden ist das Frühere? Es ist aber eine sehr einfache Erkenntnifs, ja ein Factum, dafs es überall kein Sein gibt *ohne* ein Wissen und Denken, und dafs alles Sein *nur* ist *für* ein Wissen und Denken. Ja, wir können unseren Gegner und wer sonst darauf einzugehen Lust hat, unbedenklich auffordern, uns irgendwo ein Sein aufzuzeigen, welches nicht für ein Wissen und Denken und von ihm getrennt wäre. Man wird uns hoffentlich nicht die Thiere entgegenhalten, bei denen, wenn auch eine Art von Reflex des Gegenständlichen, doch kein eigentliches Wissen und noch weniger ein Denken zu finden ist. Was für die Thiere, d. h. überhaupt für die Empfindung ist, das ist nur der ganz besondere Inhalt des jedesmal Empfundenen, das particulärste Einzelne, wovon sich nach Kant nicht einmal sagen läfst, dafs es die Materie sei, was dem Empfinden gegenständlich entspreche. Denn es ist der Gedanke, der hinterdrein kommt und dieses Entsprechende in seiner abstracten Allgemeinheit gefafst als Materie bezeichnet. Für die Thiere gibt es als Unterschiede im Empfinden wohl ein Gesehenes, Gehörtes, Geschmecktes u. s. w., aber trotz ihres Empfindens nicht einmal eine Anschauung; denn die Anschauung setzt das Denken voraus; noch weniger aber eine Materie und ein Sein überhaupt; denn Materie und Sein sind — Gedanken. Was das Denken mit diesen Namen bezeichnet, ist ein schlechthin Allgemeines, welches als solches nirgendwo in der sinnlichen Welt existirt. Wie sich nirgendwo *die* Materie oder eine formlose Materie aufzeigen läfst, eben so wenig gibt es auch ein *Sein*, welches nicht irgendwie schon ein besonders bestimmtes wäre. Das Sein in seiner Allgemeinheit, wie alles Allgemeine überhaupt, dessen besondere Bestimmtheiten, die Kategorien, selbst wieder Allgemeinheiten sind, gehört nur dem Idealreiche des Gedankens an. Man spricht wohl vom Sein, als ob es ein handgreifliches wäre, da es doch so ein nur Gemeintes, so Nicht-Existirendes ist, und man weifs nicht, dafs man es dabei nur mit Gedanken zu thun hat. Die Kategorien als Allgemeinheiten des Denkens gehören auch nur dem Denken an, wenn gleich alles Besondere und Einzelne nach ihnen existirt, und können auch nicht anderswoher als vom Denken stammen. Fragt man, wo denn das *Allgemeine* wenn es auch nicht *als solches* eine äufsere und unmittelbare Existenz hat, doch überhaupt im Universum anzutreffen sei, so ist die Antwort: es hat seine Existenz nur im *Denken*, und nicht allein dies, sondern das Denken und auch nur das Denken, von der Seite, dafs es selbst *ist*, (was man ihm doch nicht wird absprechen wollen) ist auch

Digitized by Google

selbst das *Sein* oder die *Existenz des Allgemeinen als solchen* oder der Totalität aller besondern, wenn auch in ihrer Besonderheit und Unterschiedenheit zunächst noch nicht gesetzten Bestimmungen. Und wir geben dies vorläufig selbst als *eine* Definition des Denkens, besonders für Solche, welche sich mit dem Denken etwa noch in Verlegenheit befinden, was sie aus ihm machen und wo sie ihm im Universum seine Stelle anweisen sollen. Das Erste und Ursprüngliche aber muſs doch auch wohl das absolut-Allgemeine sein. Wenn aber das Denken selbst *ist*, so fragt sich, wie dieses Sein und dann das Sein schlechthin, weil Sein = Sein ist, mit dem Denken zusammenhängt. Wir gehen daher weiter und behaupten, daſs *ursprünglich* das Sein das Denken voraussetzt, daſs es, wie nur *für* das Denken, so auch schlechthin nur *durch* das Denken, nur durch dessen *That*, und das von ihm *Gesetzte* ist. Gott als das ursprüngliche und absolute *Denken* ist selbst erst *für sich* das *Setzen* seines *Seins* und dadurch das *Wissen* von sich und seinem Sein, und ist dieses als die *absolute* und *ursprüngliche Thätigkeit*. Es ist wohl, von *uns* aus betrachtet, zuerst *unsere* Reflexion, daſs das Denken selbst auch *ist*; *für es selbst* aber ist dieses Sein nur erst durch seine eigene *That*, durch sein eigenes Setzen, dadurch, daſs es als absolute Selbstthätigkeit das sich von sich selbst Unterscheidende und damit erst sein Sein *als Sein* sich gegenständlich Setzende ist, so daſs *das erste Sein*, von welchem überhaupt die Rede sein kann und welches die Bedingung alles übrigen Seins ist, schlechthin nur *in Folge* dieses absoluten Actes ist und mithin das ursprüngliche Denken als das Absolut-Erste zu seiner Voraussetzung hat, dessen Product es eben so wie das ebenfalls darin erst entspringende *Wissen* als Wissen von einem *Sein* ist. Wenn daher Andere lieber das Sein zum Uranfänglichen machen wollen, so leugnen wir dieses nicht bloſs, indem wir vielmehr die angegebene absolute *Selbstthätigkeit* an diese Stelle setzen, sondern nennen es auch geradezu eine *Unmöglichkeit*, daſs das *Denken* und eine *selbstbewuſste Intelligenz*, wenn sie nicht schon *ursprünglich* und *selbst das Erste* waren, je *später* und erst hinterdrein hätten in die Welt kommen und aus einem bewuſstlosen, wenn auch etwa thätigen Sein hervorgehen können. Wenn überhaupt nur eine Thätigkeit und zwar eine als *Selbst* sich mit sich vermittelnde Thätigkeit nach der oben aufgestellten Forderung an die Spitze der Welt gestellt werden kann, um die absolute Aufgabe der Philosophie zu lösen, so läſst sich auch aus dem Begriffe der absoluten Thätigkeit selbst zeigen, daſs es nur eine *intelligente* Thätigkeit, wie das *Denken* als absolutes und ebendamit auch schaffendes Denken, sein könne. Nur dadurch kann auch der oben besprochene Widerspruch, welcher in einer ruhenden und starren Einheit als Indifferenz der Gegensätze etwas Unlösbares, weil Unbegreifliches bleibt, seine Lösung finden, im Allgemeinen schon darin, daſs, wenn das Absolute nothwendiger Weise Identität und Unterschied in Einem sein muſs, dies in einem *thätigen Selbst*, welches sich in sich selbst unterscheidend und entzweiend, durch seine Selbstbestimmung und in seiner Selbstbethätigung in und aus sich von dem Einen zum Andern übergeht, und in seiner Thätigkeit *nicht von sich*, noch *auſser sich* kommt, sondern in allen seinen Unterschieden und Bestimmungen *sich selbst gegenwärtig* bleibt, weil das Eine wie das Andere *es selbst* und das *Seinige* und das von ihm Gesetzte ist, etwas gar sehr Begreifliches wird, wie schon bei Aristoteles eine Substanz, welche successiv der Träger entgegengesetzter Bestimmungen wird, gar nichts Widersprechendes enthält, ob sie gleich als Substanz noch nicht das selbst Setzende derselben ist. Ja, es sollte vielmehr für Jeden das Begreiflichste sein, da schon jedes selbstbewuſste denkende und wollende Ich die Lösung jenes Widerspruches enthält, indem jedes, alles Unterschiedes wie des Entgegengesetzten fähig und dazu übergehend, doch nicht das mit sich identische Eine zu sein aufhört, sondern in allen *seinen* Unterschieden und Bestimmungen *bei sich selbst* ist und bleibt. Eben darin aber auch nur, nicht in einem Spinozistischen Gotte, dessen Grundbestimmung das Sein, und eine blinde, starre Nothwendigkeit ist, vermag auch *unser Selbstbewuſstsein* seine eigene *letzte* Befriedigung zu finden, dessen absolutes Bedürfniſs ein *Gott* nur als ein *ursprünglich selbstbewuſstes intelligentes*, *denkendes* und *wissendes Wesen*, als ein Alles umfassendes, in Allem mächtiges und Alles, auch unser eignes Innere, wissend durchdringendes *absolutes Selbst* und *Subject* ist und sein kann.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Schlufs.)

Wenn daher ein anderes, mehr oder minder auf Spinozistischen Grundlagen ruhendes Philosophiren, welches sich nicht vom Sein als dem Ursprünglichen und als der Basis von Allem loszuwinden vermag, noch Gnade in der Welt gefunden hat, so darf auch wohl eine verfolgte, weil gänzlich verkannte und mifsverstandene Philosophie, welche ein ursprüngliches Denken als das Sein-Setzende und Schaffende an die Spitze der Welt stellt, sich zu ihrer Erhörung noch Hoffnung und Muth machen. Es ist ja eigentlich, was sie will und fordert, nichts Anderes als das Bedürfnifs und die Bitte eines jeden gemeinen Mannes von religiöser Erkenntnifs und Gesinnung, nicht das Sein, was wir mit den geringsten Creaturen gemein haben, sondern dasjenige, was unseren absoluten Vorzug vor allen andern Creaturen ausmacht, das *Denken und Wissen in seiner absoluten und ursprünglichen Gestalt*, sich als das Oberhaupt der Welt voranstellen zu dürfen, schon deshalb, weil nur unter dieser Bedingung eine weise Weltregierung und allgemeine Vorsehung möglich ist, und weil jedes denkende und wissende Ich nur darin auch zu seiner eigenen unendlichen Erhebung, zu seiner unendlichen Selbstgewifsheit und zum Selbstbewufstsein seiner Freiheit gelangt. Die speculative Philosophie hat zu ihrer ewigen und absoluten Wahrheit, welche für sie die intelligente absolute Thätigkeit, Wirklichkeit und Lebendigkeit selbst ist, keinen anderen Gott als denjenigen, den auch die christliche Religion dafür anerkennt, und ihr Geschäft besteht in dieser Beziehung nur darin, dasjenige in seiner entwickelten einfachen, aber absoluten Gedankenform auch zur *denkenden* Erkenntnifs zu bringen und für dieselbe zu vermitteln, was jedes wahrhafte religiöse Bewufstsein schon implicite und unentwickelt in unmittelbarer Gewifsheit in sich hat und was seine eigne substanzielle Wahrheit und sein innerstes Leben ausmacht. Kurz, für unsere speculative Erkenntnifs gilt Gott nur als *Geist*, d. h. als absolut denkendes und denkend-thätiges, eben damit intelligentes und selbstbewufstes Selbst und Subject. Denn indem wir es genau nehmen, ist auch das wichtig, dafs wir im Absoluten das *Wissen* nicht etwa nur als einen *Reflex* des ihm vorangehenden Seins, wie dies wohl beim menschlichen Wissen der Fall ist, sondern vielmehr als die unmittelbare Folge des ihm vorangehenden Denkens fassen, welches in dem absoluten Acte seiner Selbstunterscheidung mit dem Setzen seines Seins sich auch zum Selbstwissen seiner macht und bestimmt. Eben darin aber ergiebt sich auch zur oben angegebenen ersten Definition des Denkens seine *zweite*, höhere und jene erste genauer bestimmende Definition, dafs das Denken nämlich nicht blofs das *Sein* des Allgemeinen, sondern vielmehr seine *Macht* und *Bethätigung* oder das sich durch seine *Thätigkeit* oder Energie selbst erst *für sich* als das unendlich Allgemeine, was es *an sich* (δυνάμει) ist, Hervorbringende ist. Sagt man, dafs Denken und Sein zusammengenommen den Inhalt der Welt ausmachen, so ist dies nicht ganz genau gesprochen. Denn was überhaupt ist, ist 1) das *Sein des Allgemeinen* als solchen, d. h. als der alle besondere Bestimmtheit noch ununterschieden, aber unterscheidbar in sich als mit sich identischer Einheit einschliefsenden Totalität; 2) das *Sein* der, jeder einzeln für sich unterschiedenen und gesetzten *besondern Bestimmtheiten* selbst oder die äufsere unmittelbare Existenz, welche um der Getrenntheit

Digitized by Google

der für sich bestehenden besondern Bestimmtheiten (Substanzen) willen sich nur als ein allgemeines Aufsereinander verschiedener, aber innerlich verbundener und in Zusammenhang und Beziehung zu einander stehender Existenzen darstellen kann; und 3) die *Thätigkeit*, als die *Macht des Ganzen*, welche eben so sehr das Unterscheiden, vereinzelnde Setzen und Verwirklichen der besondern Bestimmtheiten ist, als auch sie alle in der Einheit erhält und zur Einheit zurückführt. Diese absolute Thätigkeit ist für uns nun keine andere als die intelligente Thätigkeit eines ewigen ursprünglichen und absoluten Denkens, welches eben so wohl schon innerlich das Unterscheiden aller besondern Bestimmungen seines absoluten Inhaltes und deren Setzen und Vergegenwärtigen für sich zu seiner absoluten Erfüllung, mithin das sich als absolute Allgemeinheit Setzende, als auch die *schöpferische Macht* ist, welche jeder innern Möglichkeit auch ein äufseres unterschiedenes Dasein, eine vereinzelte für sich bestehende Wirklichkeit verleiht, welche zu ihrer Mitgift vom Allgemeinen, woher sie stammt, ihren besondern Gedanken als ihre eigene Allgemeinheit und wesentliche Natur und als die innerlich sie leitende und bewegende Macht, woran sie ihren Halt hat, mitempfängt, wornach sie als eigene Thätigkeit, auch unbewufst, ihren besondern Zweck zu erfüllen im Stande ist. Das ursprüngliche Denken aber ist das absolut und unendlich Allgemeine nicht als ein ruhendes, sondern nur als seine eigene unendliche That und nie aufhörende Bethätigung, und als diese sich ewig für sich setzende und verwirklichende und in aller Unterscheidung sich auf sich *als Selbst* beziehende Thätigkeit schlechthin nicht Substanz, sondern *Subject*. Wirklich und wahrhaft ein *Subject* zu sein, ist auch für jedes endliche Wesen seine höchste Aufgabe, welche das sie in seiner Art Erreichende aber auch nur darum erreichen kann, weil Gott schon das absolute Subject ist.

Wir kommen nun, nach dieser langen Erörterung und Auseinandersetzung, endlich auf *Hegel* zurück. Welches ist also der von ihm in der Philosophie begangene unerhörte Frevel? Ganz der nämliche, den auch wir eben in dieser Auseinandersetzung begangen haben, wenn er sagt, dafs Alles darauf ankomme, das Wahre nicht als *Substanz* sondern als *Subject*, d. h. als *Geist*, zu fassen, und dafs das Absolute nur Thätigkeit, ewig sich mit sich selbst vermittelnde Thätigkeit, diese aber das absolute Denken sei. Denn auch von der als das Absolut-Allgemeine alle Wahrheit und alle Realität in sich schliefsenden *Idee* sagt er, dafs sie zwar *als seiend* genommen *Substanz* sei, vielmehr aber als *Procefs*, d. h. als Thätigkeit, die durch ihre eigene immanente Dialektik, d. i. ebenfalls Thätigkeit, sich in sich zurückführende *Subjectivität*, Denken und Unendlichkeit sei, womit er zugleich diese *absolute* Subjectivität von der *einseitigen*, und dieses anundfürsichseiende *objective* Denken, welches an ihm selbst und *für sich* Subject ist, von dem *einseitigen*, d. h. unserem, erst in dem weiteren Urtheil der Idee zur blofsen und bleibenden Subjectivität herabgesetzten Denken unterscheidet. Wer ihn nicht mifsversteht und nicht seine falschen Voraussetzungen in ihn hineinträgt, kann in seiner Philosophie auch nichts Anderes finden. Eine andere Frage ist es, wie er diese Grunderkenntnifs im System der Philosophie aus- und durchgeführt hat, welche wir hier indessen noch nicht zu beantworten vermögen. Hegel aber ist es, der gerade durch seine Erkenntnifs und Fassung des Absoluten als Subjectes dem *Spinozismus* und aller Philosophie, welche das *Sein* als das Uranfängliche und damit die *Natur* zu ihrem Princip bestimmt, ein Ende gemacht hat, so dafs das Wiederauftauchen eines solchen Princips, wo und wie es auch vorkomme, nur als ein Rückfall auf eine frühere, untergeordnete Stufe und in das für die philosophische Erkenntnifs bereits Ueberwundene betrachtet werden kann. Es läfst wohl die Natur in der bewufstlosen Thätigkeit ihrer Entwicklung und im Unterschiede von dem, was sie hiebei stufenweise als ihr objectives Ziel erreicht, sich auch ein Subject nennen; allein insoferne sie nur von ihrem Sein, nicht von einer intelligenten Selbstthätigkeit beginnt, bleibt ihre Hauptbestimmung die Substanz. Eben damit bleibt auch für die Lösung des Grundproblemes der Philosophie der früher gezeigte Widerspruch als solcher stehen, welcher, insofern Alles, was ist, eben nur das *Sein* ist, sich überall in dem Mangel einer *Vermittlung* der entgegengesetzten Extreme zeigt, so dafs die Idealität unmittelbar auch die Realität, das Unendliche unmittelbar auch das Endliche, das Subject auch das Object und das Absolute als die Totalität des Seienden nichts Anderes als eben die Gesammt-

Digitized by Google

heit alles Existirenden selbst ist. Indem Hegel die Einheit des absolut Verschiedenen und Entgegengesetzten nicht als eine *seiende* Indifferenz, sondern als die *Selbstthätigkeit* des Unterscheidens in sich und der *Vermittlung* im Unterschiedenen *mit sich* bestimmte, hat er keineswegs das vorige Princip noch beibehalten, sondern sich auf das Bestimmteste davon losgesagt, und hat *als Princip* an die Stelle des *Abstracten* das *Urlebendige*, an die Stelle des *Seins* das *Denken*, an die Stelle der *Substanz* und der *Nothwendigkeit* das *Subject* und die *Freiheit*, die absolute Selbstbestimmung, an die Stelle der *Natur* den *Geist* gesetzt und diesen allein als das *Absolute*, die Natur nur als das vom Geist zu seinem Object Gesetzte, nur schöpferisch gedachte, nicht selbst-denkende *Andere*, und in den Geist auch wieder Zurückgehende erkannt. Wenn aber das Absolute Geist und dieser selbst das Princip der Hegel'schen Philosophie ist, so kommt für das nähere Verständniſs derselben auch Alles darauf an, den *Begriff des Geistes* selbst zu fassen und die ewige und absolute Natur des Denkens zu erkennen. Der Geist aber ist in seinem ganzen Wesen nichts Anderes als Denken, wie schon ältere Metaphysiker, z. B. Malebranche, sagten: „L'essence de l'esprit ne consiste que dans la pensée"; er ist, wie Hegel sagt, der *als Begriff* auch *existirende* Begriff, mithin das Allgemeine, welches dieses durch seine Selbstbestimmung und sich auf sich beziehende Thätigkeit auch *für sich*, als für sich seiendes Selbst und Subject ist, und Subject, welches dieses nur als das schlechthin Allgemeine ist, das nur durch die Thätigkeit seiner unendlichen Selbstvermittlung mit sich und in dieser Thätigkeit Bestehende. Und das Denken ist wesentlich nichts Anderes als diese Thätigkeit und Selbstbethätigung selbst, die schlechthin nur *als Thätigkeit* existirende Wirklichkeit, nirgendwo Sein als ruhendes und unmittelbares, vielmehr überall dessen Negation, nur Selbstsetzen seiner in jedem Puncte und jeder seiner Bestimmtheiten, ewiges Hervorbringen seiner selbst für sich, ewige, unvergängliche Lebendigkeit, ewige, durch keine Voraussetzung noch Bedingung beschränkte Freiheit, ewiges Sichselbstbestimmen und Beisichsein.

Habt ihr, die ihr Hegel's Philosophie angreift und verfolgt, für diese ewige, unendliche Thätigkeit, deren erste, aber keineswegs letzte That das *Sein* ist, noch einen anderen Namen als *Denken*: so gebt ihm. Oder könnt ihr uns ein Absolutes aufzeigen, das seinem Gedanken und Begriffe nach — denn auf diesen nur kann es uns für die höchste, selbst absolute Befriedigung unseres Denkens ankommen — gleichsam noch absoluter als das eben bezeichnete wäre und dessen Absolutheit noch überstiege: so thut es und zeigt es. Aufserdem aber gesteht, dafs Hegel es ist, der in der Fassung des Absoluten durch das menschliche Denken bis jetzt das Höchste erreicht hat. Kommt uns aber nicht mehr, uns das *Sein*, vollends ein unbewufstes und blindes, oder unter welchem Namen sonst, selbst als das Uranfängliche und Erste und als das Absolute geben zu wollen! —

Wir brechen wegen der Länge des Bisherigen hier vorläufig ab, Fortsetzung und Schlufs einem dritten Artikel vorbehaltend, welcher unverzüglich folgen soll.

Gabler.

XLVI.

Dictionnaire encyclopédique de la Langue Chinoise, par J. M. Callery. (Ein Specimen des also betitelten und auf Subscription herauskommenden Werkes) XV und 40 *S.* 4.

Ein französischer Missionar, der sich in der Propaganda zu Rom und nachmals während siebenjährigen Aufenthalts in Süd-China gründliche Kenntniſs von der chinesischen Welt erworben, arbeitet unter obigem Titel an einem eben so riesenhaften als unberechenbar nützlichen Werke, welches zugleich mit dem ganzen Sprachschatze der Chinesen auch das in sachlicher Hinsicht Merkwürdigste enthalten soll. Der Verfasser selbst sagt von seinem Unternehmen, dafs es mit keinem unserer europäischen Wörterbücher verglichen werden könne, da es nicht blofs bei jedem Wort und jeder Phrase alle nothwendigen Erläuterungen philologischer Art, sondern auch eine Menge eben so interessanter als mannigfacher Einzelnheiten über Thatsachen, Gebräuche, Naturwesen u. s. w. enthalten wird, die ihm fast Anspruch auf den Titel einer Encyklopädie des chinesischen Reiches geben können.

Die chinesische Sprache hat eine erstaunenswürdige Menge durch Zusammensetzung zweier oder mehrerer Einzelwörter (sämmtlich Monosyllaben) gebildeter Ausdrücke, welche zum grofsen Theile Metaphern und Anspielungen enthalten, die einem Ausländer nur dann verständlich sind, wenn er sich in die eigenthümliche Weltanschauung der Chinesen hineingedacht

Digitized by Google

und von ihrer Geschichte und Mythe, ihren philosophischen Secten und ihrem Aberglauben die genaueste Kenntniss erworben. In die bis jetzt erschienenen chinesisch-europäischen Wörterbücher ist nur ein sehr kleiner Theil dieser Composita aufgenommen; und auch die einheimischen lexicalischen Werke der Chinesen nehmen von denselben nur geringe Notiz, so sorgfältig ihre Verfasser auch in Aufzählung und Belegung der Bedeutungen jedes Einzelwortes zu sein pflegen. Vielleicht die einzige eclatante Ausnahme von dieser Regel ist ein im Jahre 1711 auf kaiserlichen Befehl zusammengetragenes gigantisches Werk in 130 Bänden betitelt *Pei-wen-jün-fu*, das auf Kosten des Staates im Druck erschien und theils unter die Mitarbeiter, theils unter die Grossen des Reichs *gratis* vertheilt wurde. Der treffliche Robert Morrison hat den Werth desselben verkannt, und Abel-Remusat scheint nur eben von seinem Dasein gewusst zu haben. Eines der sehr wenigen in Europa befindlichen Exemplare besitzt Professor Julien in Paris, der auch den ersten fruchtbaren Gebrauch davon gemacht hat *). Diese kostbare Fundgrube, in welcher oft einem leitenden Worte 300, 400, ja bis an 600 Phrasen beigefügt sind, in denen es das letzte Glied der Zusammensetzung bildet, und welche den Sinn desselben mehr oder weniger modificiren, will Herr Callery nun in ihrem ganzen Umfang ausbeuten: sie soll die Basis und das auszeichnendste Verdienst seines Werkes sein.

Der Verfasser hat sich aber noch manche andere Aufgabe gestellt. Statt der Classification nach Tönen wie sie im Originale Statt findet, wählt er eine nach phonetischen Familien, mit Rücksicht auf die Zusammensetzung der Charaktere. Jeder phonetischen Familie wird ein besonderer Artikel vorangehen, in welchem Herr Callery den Ursprung des phonetischen Zeichens, seine classische Form, seine Varianten und die etwanige ideographische Rolle, die es in seinen Derivaten spielt, besprechen wird. Der heutzutage gewöhnlichen Schreibweise jedes Zeichens ist die Figur beigegeben, die es in der gebräuchlichsten alten Lapidarschrift, und diejenige, die es in der Cursiv-Schrift hat. Die Aussprache jedes Zeichens (respective Wortes) ist in den drei vornehmsten Dialekten Chinas, der sogenannten *Kuan-hoa* oder dem chinesischen Hochdeutsch und den Dialekten von Canton und Fukian mitgetheilt. Nach Angabe der Bedeutung oder Bedeutungen des leitenden Einzelwortes eines Artikels folgt, wo es irgend nöthig oder nützlich scheint, ein kürzerer oder längerer Abschnitt, der zum Verständnisse aller Phrasen, mit denen das Wort zusammengesetzt wird, wichtig ist. Jeder Gebildete kann solche Artikel mit Interesse lesen, da sie nur von sachlichen Dingen als Geschichte, Sitten, Künsten u. dgl. handeln werden. Dann erst folgt der Phrasen-Schatz, mit vielen Anmerkungen, in welchen die besonderen Motive dieser oder jener Art von Zusammensetzung entwickelt werden. Der Verfasser vermehrt die aus dem *Pei-wen-jün-fu* geschöpften Phrasen noch mit anderen, denen man ausschliefslich in der Sprache des vertrauten Umgangs begegnet.

Das Specimen begreift folgende neun zu verschiednen phonetischen Familien gehörende Artikel, deren Behandlung ein sehr günstiges Vorurtheil für das Ganze erweckt: 1) *tsi* (rechtmäfsige Gattin), mit 169 Phrasen. — 2) *tsi* (neblich-regnichtes Wetter), mit 16 Phrasen. — 3) *tsi* (Kummer, Betrübniss), mit 14. — 4) *kiun* (Armee), mit 176. — 5) *jün* (kreisen, transportiren u. s. w.), mit 233. — 6) *kiun* (Küchengewächse von beissendem Geschmack u. s. w.), mit 12. — 7) *tung* (Knabe), mit 132. — 8) *tschung* (Glocke), mit 221. — 9) *tung* (Pupille des Auges), mit 27 Phrasen. In den 176 mit *kiun* (*Armee*) zusammengesetzten Ausdrücken vermissen wir aber folgende drei:

tsching-kiün, *die Conduite der Officiere prüfen.*
tá-ts'iäng-kiün (*der grofse Feldherr*), *Name eines Genius.*
ä-tschö-ts'iang-kiun (*der schwarzmähnige Heerführer*), ein uneigentlicher Ausdruck für *Eber.*

Ferner in dem Artikel *jün* (kreisen, transportiren) folgende zwei:

t'eä-jün (*Kopf-Kreisen*), *Schwindel.*
t'äng-jün, Beamter der einen Transport beaufsichtigt.

Der Verfasser erfreut sich bei seinem rühmwürdigen Unternehmen des Beistandes mehrerer, besonders portugiesischer und französischer Missionare, die gleich ihm in China heimisch geworden sind, desgleichen anderer Gelehrten, welche ihre Kenntniss des Chinesischen nur im Studirzimmer, aber mit Scharfsinn und aufmerksamer Beobachtung des Sprachgebrauchs erlangt haben. Nach einem ungefähren Ueberschlage wird das Werk, wenn es vollendet ist, 20 Quartbände von je 600 Seiten umfassen! Alle drei Monate erscheint so viel, als die Presse in einer solchen Zeit liefern kann. Der wackre Verfasser, dessen persönliche Bedürfnisse nur gering sind, will zufrieden sein, wenn er die ungeheueren Kosten des Druckes gedeckt weifs, und hat daher die vergleichungsweise gar nicht grofse Summe von 25 Franken als Subscriptions-Preis auf jeden brochirten Band angesetzt. Es sollen überhaupt 250 Exemplare abgezogen werden. Das vornehmste Dépot ist in Paris bei Didot, wohin die Subscribenten sich zu wenden haben.

Schott.

*) Ein im Jahre 1720 abgefafstes Supplement zu demselben, betitelt Pei-wen-jün-fu-schi-ji, ist Eigenthum der königlichen Bibliothek zu Berlin. Siehe über dessen Einrichtung und Charakter: Schott's Verzeichniss der chinesischen Bücher u. s. w. S. 50 flg.

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

XLVII.

Théâtre de Victor Hugo.

Zweiter Artikel.

Hugo hatte durch seine Marion de l'Orme sich ein bedeutendes Publicum geschaffen, er hatte erkannt, welchen Eindruck ein nationaler Stoff, die Form des englischen imaginativen Drama's, und jene germanische tiefere Gemüthlichkeit der Charaktere auf die Franzosen seiner Zeit wirke, endlich auch, dafs die neue Regierung seines Vaterlands in Hinsicht der politischen Censur sich ihm sehr nachsichtig erwiesen hatte, denn einen französischen König in dieser Weise öffentlich als schwachsinnig darstellen, kann immer ein Lob des Demokratismus genannt werden, so fern auch der Dichter seinem Talent nach dieser Richtung steht. Ohne Zweifel mufste der Dichter den Charakter der Marion als das Anstöfsigste des Gedichts sich oft vorgeworfen hören. Er beschlofs nun einen neuen Versuch, der alle Vorzüge des ersten in sich vereinigen und seine Mängel vermeiden sollte: ein zweites einheimisches Drama aus der Geschichte der Könige, eben so imaginativ lebendig ersonnen, mit rhetorischer Kraft und in der blühenden Versification des vorigen Stücks vorgetragen. Da er den unsittlichen Gehalt einer unmäfsigen Liebesleidenschaft wieder nicht umgehen konnte noch wollte, so fuhr er diesmal darin glücklich, dafs er diesen Gehalt statt auf das weibliche auf das männliche Individuum übertrug und so die Marion gewissermafsen auf den Kopf stellte. Um den Hauptcharakter recht glänzend hervorzuheben, wurde aber hiezu nicht weniger als der französische König selbst gewählt; unter den historischen Gestalten schien Franz I. ein passendes Paradigma; in der That ist ein ausschweifender junger Fürst, ein europäischer Sardanapal, für die Poesie noch nicht so gefährlich und abstofsend als es jener andre Hauptcharakter war. Hingegen war er in politischer und polizeilicher Hinsicht um so anstöfsiger. Die französische Literatur hat zwar längst das Frivolste was in dieser Richtung möglich ist hervorgebracht, ja sie ist in ihren ersten Anfängen hierin schon ihr eignes Muster geworden; wie im vierzehnten Jahrhundert die Dichter der Fabliaux sich in geschlechtlichen Verhältnissen vergehen, das würde den wildesten Dichter der neuen Zeit wieder als decent erscheinen lassen. Nun übersah der Dichter den unendlichen Abstand zwischen Lesbarkeit auch bei seinem Publicum, und der öffentlichen Aufführbarkeit mit allem Reiz der Mimik, Declamation, Decoration u. s. w. wodurch ein Stück gewissermafsen eine zwingende Realität der Illusion gewinnt. Er führte also diesmal sein Talent den schrankenlosen Weg der Erfindung, so weit es ihn tragen wollte.

In dem Stück Le roi s'amuse ist Franz I. der französische Sardanapal, der alle Schönheiten, die ihm in die Hände fallen, rücksichtslos in seinen Genufs verwendet; dabei ist er aber jung, schön, liebenswürdig, was ihm immerhin eine Art Entschuldigung gibt, denn ein Verführer der solche Mittel hat, ist darum kein barbarischer Menschenfresser. Mit Einem Wort, König Franz ist Don Juan auf einen der schönsten Throne der Welt gesetzt. Der typisch gewordene Charakter des spanischen Don Juan ist gewissermafsen eine welthistorische Gestalt; sein Prototyp läfst sich schon in dem griechischen Alcibiades nachweisen, aber erst der romantischen Kunst ist er recht eingewachsen und neuere Dichter haben nicht nur einen Werth darein gesetzt, ihn zur Darstellung zu bringen, sondern ihn selbst so weit möglich in eigner Person zu spielen. Diesem gewaltigen Charakter hat nun auch Hugo hier seinen Tribut dargebracht. Freilich ist das spanische Drama, aus dem unsre Mozartische Oper entstanden, auch als Drama ein musterhaftes Werk; Hugo müfste aber seine Handlung mehr concentriren,

Digitized by Google

um nicht in die epische Breite der spanischen Bühne auszulaufen. Die vorangegangnen Leidenschaften des Königs werden daher mehr in ihren Folgen sichtbar, eine ist erst im Werden, als mit einemmal die Persönlichkeit erst eintritt, um die es dem Dichter eigentlich zu thun war. Dieses Opfer mufste nun, um gegen den König den rechten Gegensatz zu bilden, ein vollkommen unschuldiges Mädchen sein; sie steht ihm wie dort Didier der Marion entgegen. Uebertrieben kann man es nennen, dafs sie der Dichter, und zwar mitten in Paris, fast aller menschlichen Gesellschaft entzogen vorstellt; es war dieses Extrem weder nothwendig, noch ist es in der Situation wahrscheinlich. Blanche ist das liebenswürdige schuldlose Opfer der königlichen Leidenschaft; um aber dieses Verhältnifs poetisch zu ertragen, war es nothwendig, dafs sich eine gewisse Berechtigung auf die Seite des Königs stellte, die zwar das Mädchen nicht unmittelbar aber mittelbar durch ihre Familie berührt, und die That entschuldigen soll. Um dieses kitzliche Verhältnifs zu imaginiren, hat der Dichter folgenden Ausweg genommen. Der König und Blanche sind französische, d. h. romanische Naturen; ihre beiderseitige Liebe ist sinnlicher Art; nun mufste aber das Element der Romantik, jene germanisch hypochondrische Hamlets-Natur, die auch hier nicht fehlen darf, einem dritten Charakter zugetheilt werden. Dieser, um nach beiden Seiten verwickelt zu sein, ist, was freilich eine monstrose Erfindung ist, die Person des Triboulet, der der Hofnarr des Königs und der Vater des Mädchens ist. Von seinen Cromwellischen Narren, die so ziemlich den Shakspearischen entsprechen, ist er in der Marion zum halb schwermüthigen übergegangen, wie er bei Shakspeare in As you like it erscheint; diesmal aber wird er gar die tragische Hauptperson des Stücks. Wie weit diese schwierige Aufgabe dem Dichter gelungen ist, wird sich am besten in der Entwicklung der Fabel nachweisen lassen.

Der erste Act zeigt uns ein nächtliches Hoffest im Louvre. Unter den Zerstreuungen der Gesellschaft eröffnet der König seinem Vertrauten, dafs er mit einer Bürgerlichen ein abenteuerliches Liebesverhältnifs angeknüpft habe; zu gleicher Zeit macht er aber einer Dame des Hofs, die gegenwärtig ist, Liebeserklärungen, worüber der Gemahl eifersüchtig ist und lächerlich gemacht wird. Der Narr Triboulet ist der heimliche Beförderer der königlichen Lüste, zugleich aber hafst er die Höflinge, und weifs jedem etwas Verletzendes anzuhängen, darum ist auch er allen ein Dorn im Auge. Da bringt einer derselben die Neuigkeit auf, Triboulet, der mifsgestaltet und bucklig ist, halte sich heimlich eine Geliebte. Sie beschliefsen sogleich, ihm diese in der Nacht zu entführen, um sich an ihm zu rächen. Um dem Act einen Schlufs zu gewinnen, dringt endlich ein edler alter Baron (der wiedererstandne Marquis de Nangis) in das Fest herein, um dem König eine vorangegangne Verführung seiner Tochter in einer langen Strafpredigt vorzurücken; da der Narr sich eine höhnende Verspottung gegen ihn erlaubt, so spricht der Alte sowohl gegen ihn als den König den heftigsten Fluch aus.

Im zweiten Act ist's wieder Nacht. (Auch in diesem Stück wie in den meisten Hugo'schen sind viel mehr Nächte als Tage; seine Rembrandische Manier bedarf stets dieses Kunstmittels, zeigt aber auch gleichsam symbolisch an, wie weit er von dem gesunden Tageslicht sich entfernt zu halten gezwungen ist). Eine sehr künstliche Scenerie wird erfordert; man sieht einerseits eine enge Sackgasse von Paris, mit der hohen Mauer eines Palastes, dann tritt man durch die Thüre einer Mauer in einen kleinen Hofraum mit einigen Bäumen, von wo eine Treppe in den ersten Stock eines kleinen Hauses führt, der wieder mit einer Terrasse communicirt; solche Künstlichkeiten sieht man auf französischen Theatern nicht selten; der Dichter hat allerdings Nutzen daraus gezogen, denn die Romantik stützt sich gern auf äufsere Mittel. Auf der Strafse begegnet Triboulet einem Mann, Saltabadil, der das Gewerb eines gedungenen Mörders treibt; er mufste hier vorgeführt werden, weil er später nöthig ist. Triboulet fertigt ihn ab und schleicht sich durch die Thüre in den Hof, den er abschliefst. Der Narr stellt nun seine hypochondrischen Betrachtungen an über die Schändlichkeit seines Gewerbes und der Rolle, die er am Hofe und vor dem König zu spielen hat. Doch so schlecht er sonst ist, hier in diesem geheiligten abgeschlofsnen Raum ist er, wie er sagt, ein andrer Mensch; hier darf er seine wahrhafte gute Natur walten lassen. Denn hier hält er sein einziges Kind, seine geliebte Tochter verborgen, die jetzt ihrem Vater n die Arme hüpft; die Scene ist allerdings rührend, wenn man sich über das ganz Bizarre der Situation hinaussetzen kann. Ein mifsgestalteter Narr hat einmal eine

Digitized by Google

Liebe gehabt, die ihn beglückte; die Mutter starb, die Tochter ward in der Provinz aufgezogen; seit zwei Monaten hat sie der Vater in seine Nähe gebracht, und hier mit einer Aufseherin eingeschlossen, um sich an ihr zu erfreuen. Sie darf aber bei strengem Befehl nie als etwa Sonntags zur Messe ihre Wohnung verlassen. Triboulet's Charakter ist im Widerspruch; wenn er der rechtschaffne Mann, der gute Vater und Gatte ist, warum wird er des Königs Narr und Kuppler? Er hilft des Königs Neigung nach, alle sittliche Grenzen zu überspringen und will doch eine Tugend für sich bewahren. Freilich straft sich an ihm dieser Widerspruch aufs tragischste. Es ist möglich, dafs eine verworfene Natur in der Kindesliebe der sittlichen Neigung folgt, aber sie wird uns dadurch nicht poetisch; es wäre denn, dafs Hugo den Widerspruch an sich schon für poetisch uns aufdrängen wollte. Die Scene für sich betrachtet, hat wie gesagt grofse Schönheiten. Der Narr aber hat sein Kleinod einem nichtswürdigen Weib in der Duenna Berarde anvertraut; denn während der Vater abgeht, schleicht sich der verkleidete König in den Hof, besticht die Duenna; (hier fällt der Dichter wieder in sein manierirtes Molierisches Register, indem die Aparte's und das Goldstückreichen gar kein Ende nehmen wollen) und nachdem die arme Blanche offen gestanden, dafs sie in den jungen Menschen sterblich verliebt sei, der ihr jedesmal des Sonntags auf dem Fufs zur Kirche folge, tritt der König vor und liegt als Liebhaber zu ihren Füfsen. Die Situation ist mit allen Reizen einer frivolen Liebenswürdigkeit und von Seiten des Mädchens mit der Anmuth einer schuldlosen ersten Liebe ausgestattet; eine der reizendsten Partien die Hugo geschrieben hat. Endlich geht der König, und die Herrn vom Hof kommen maskirt in die Strafse, mit einer Leiter, um Triboulet's Geliebte, wie sie glauben, zu stehlen. Sonderbarerweise mufs aber Triboulet auf der Strafse wiederkommen; er sagt, es ahne ihm ein Unglück; in der That hat ihn aber der Dichter vonnöthen, um ihn recht zu demüthigen und zu erbittern. Die Höflinge wollen ihn zuerst umbringen, dann aber ihn zum Besten haben. Sie machen ihm weifs, es handle sich von Entführung einer benachbarten Frau, der der König auf dem Ball den Hof gemacht; er soll beistehen und ist gleich bereit; er müsse sich aber wie sie maskiren; einer setzt ihm eine Maske auf und verbindet ihm zugleich auf geschickte Weise Augen und Ohren mit einem Tuch; er soll die Leiter halten; diese wird an die Terrasse seiner Tochter gestellt. Alle steigen hinauf, dringen ein und bringen dann durch die von innen geöffnete Thüre Blanche geknebelt herausgetragen. Wie sie fort sind, merkt Triboulet Unrath, reifst die Maske ab, rennt hinein und reifst die Duenna heraus. O der Fluch! ruft er aus (der Fluch des Alten hat ihm schon zu Anfang des Acts gewurmt) und stürzt verzweifelnd zu Boden. Diese ganze Scene ist mit grofser Theaterkenntnifs und Wahrheit entworfen und mufs im historischen Drama effectvoll genannt werden, obgleich es als Lustspielmotiv behandelt ist.

Der dritte Act spielt wieder im Louvre. Die Höflinge triumphiren und erwarten den König, um ihm Triboulet's vermeinte Geliebte Blanche vorzuführen; sie kommt verschleiert; beide erstaunen, er, seine alte Geliebte, sie den König zu finden. Folgt eine neue Liebeserklärung zwischen beiden, die sich glücklicherweise damit endigt, dafs Blanche sich in des Königs Schlafzimmer flüchtet; er folgt und das Uebrige versteht sich von selbt. Die Situation war im Drama freilich nicht wohl weiter zu treiben. Nun kommt Triboulet; die Hofleute haben ihn zum Besten; er sucht sie auszuholen, wer ihm das Kind genommen und wo sie versteckt wird; endlich da es gesagt werden mufs, dafs der König durchaus nicht zu sprechen ist, wird es Triboulet klar, was vorfällt; er bricht nun furchtbar aus: Ich will meine Tochter wieder. Tochter? Allgemeines Erschrecken. Nun will er mit Gewalt die Thüre des Schlafgemachs stürmen, die Höflinge stemmen sich dagegen. Seine Apostrophen sind allerdings von der höchsten tragischen Kraft; die Höflinge sind wie versteinert vor der Verwegenheit des Hofnarren, der sich das im Haus seines Königs erlaubt, und als nun gar Blanche im ungeordnetsten Zustand herausgestürzt kommt und ihn alles übrige rathen läfst, kennt seine Wuth keine Grenzen; er schickt alle Höflinge von der Bühne, um mit Blanche allein zu sein, klagt sein Unglück und will seine Tochter rächen. Da mufs der Act wie der erste seinen Schlufs bekommen; derselbe Hr. v. Saint Vallier wird hier vorbei in die Bastille geführt; auch er klagt sein Loos, Triboulet tröstet ihn mit Rache. Diesen müfsigen Zug hätte man gern entbehrt; er hängt wie schon im ersten Act zu äufserlich an der Handlung.

Digitized by Google

Vierter Act. Sonderbar ist, dafs nach dieser gefährlichen Beleidigung des Vaterherzens und nach den pathetischen Ausbrüchen seiner Wuth Triboulet nach wie vor des Königs Hofnarr bleibt; das stellt uns den König über die Mafsen leichtsinnig vor. Triboulet hat einen ganzen Monat lang seine Wuth in sich verschlossen und seine Narrenrolle fortgespielt, um den Tag der Rache kommen zu lassen. Dieser soll jetzt erschienen sein. Er kommt mit seiner Tochter, die trotz aller Vorstellungen immer noch in den König verliebt ist und sich von ihm geliebt glaubt, an einen Ort, wo sie sich von seiner Treulosigkeit überzeugen könne. Dieses ist ein abgelegner Winkel von Paris an der Seine, wo man rückwärts eine Art Knallhütte (wie die Süddeutschen sagen) nämlich die Wohnung des Mörders Saltabadil sieht, die so schlecht gezimmert und verwahrt ist, dafs man unten ein Trinkzimmer mit einer Treppe und oben eine elende Schlafkammer unterscheiden kann. Das Bild ist wieder, was man nicht in Abrede stellen kann, recht malerisch angelegt, Hugo versteht sich auf solche scenische Künste. Der Mörder oder Bandit putzt seinen Gürtel, da tritt der König als einfacher Offizier gekleidet in seine Stube und verlangt sein Glas und seine Schwester. Jetzt hüpft ein junges Mädchen als Zigeunerin die Stiege herunter; der König singt und trinkt und treibt sich mit dem Mädchen herum, die eine Weile die Spröde spielt, aber bald zahm wird; die Ausführung hat der Wahrheit genug. Blanche ist in Verzweiflung, denn der König braucht hier zum Theil dieselben Phrasen und Witze, mit denen er sie verführt hat. Nun schickt Triboulet seine Tochter weg, um zu Hause ein Paket Männerkleider zu holen, sich zu verkleiden und zu Pferd aus Paris zu entfliehen; er werde bald nachkommen. Sie geht und Saltabadil kommt aus der Hütte. Triboulet sagt, er habe von ihm zwanzig Goldstücke verlangt, um den Offizier, den er durch seine Schwester Maguelonne in's Haus gelockt, zu ermorden; er zahlt die Hälfte voraus und geht. Es wird Nacht und ist ein schweres Gewitter im Anzug. Der König schäkert immer noch mit dem Mädchen und sagt, er könne nicht mehr nach Hause; er wolle hier übernachten. Sie gehen miteinander die Stiege hinauf, man sieht den König sich oben auf's Bett legen und einschlafen. Maguelonne mufs sein Schwerdt herunterholen; als aber ihr Bruder nun daran geht, den Offizier zu ermorden, so dauert sie der hübsche junge Mensch und sie hält ihn mit Gewalt von der Stiege weg. Saltabadil will aber seine zwanzig Goldgulden verdienen, denn Triboulet kommt um Mitternacht den Leichnam abzuholen und selbst in die Seine zu werfen. Nun begiebt sich, dafs Blanche, die ihren schönen Verführer nicht vergessen kann, noch einmal, und zwar schon in Mannskleidern auf die Stelle zurück kommt; sie ahnt etwas schreckliches das geschehn könnte und horcht jetzt, was die Geschwister verhandeln. Mit Entsetzen hört sie, dafs es sich um die Ermordung des Königs handelt; dafs es ihr Vater veranstaltet, weifs sie freilich nicht. Maguelonne meint, man könnte ja den Buckligen umbringen. Gott! meinen Vater! ruft Blanche aus. Saltabadil nimmt's aber auf sein point d'honneur. Was? hältst du mich für einen Banditen? Maguelonne läfst nicht nach und Saltabadil sagt endlich: Wenn noch irgend ein andrer vorher bei uns vorbeikommt, so will ich diesen schlachten und den andern leben lassen, denn einen Todten mufs ich liefern. Wer wird jetzt noch kommen, meint die Schwester. Diese entsetzliche Alternative bringt aber bei der unglücklichen Blanche den Entschlufs zur Reife, sich selbst als Opfer für den treulosen Geliebten hinzugeben. Die Ausführung, von der schauerlichsten Wahrheit, schauerlicher als alles, was unsers Wissens jemals ein dramatischer Dichter zu zeichnen gewagt hat, füllt nun das Ende des Acts. Ein deutscher Leser findet kaum den Muth das Buch zu halten, und dem Referat seine Feder zu leihen; der Act schliefst mit dem Moment, wie Maguelonne die Thür öffnet, Blanche zitternd vor Frost und Todesfurcht in die Thüre tritt, hinter welcher Saltabadil den Dolch erhoben hält, den er ihr durch's Herz bohren will. Wir lesen mit Schauder in den griechischen Tragödien von der Abschlachtung der Polyxena, der Iphigenia und anderer Schlachtopfer; aber es ist doch nur Erzählung; das Messer selbst hat uns der Dichter nicht mit den Augen sehen lassen, und dann war die alte Fabel ein zwingender Stoff, der freilich der Zeit dieser Dichter auch widersprach. Auch haben jene griechischen Heroinen noch nicht den Lebensinhalt und die fürchterliche Todesangst wie sie hier im modernen Leben uns entgegentritt. Es ist die Gräfslichkeit auf ihr Aeufserstes getrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Fünfter Act. War aber die That gräfslich, so wird sie jetzt noch entsetzlicher durch den Thäter. Es sind wirklich Phantasien, wie man sie nur in Fieberzuständen empfindet, die die folgende Situation ausspinnt. Triboulet kommt zurück; alles ist Nacht. O, wie lechzt er nach der Rache! Der Monolog hat einen lächerlichen Fehler; Triboulet weifs es, dafs er den französischen König mordet, es ist aber zu toll, dafs er die ganze welthistorische Bedeutung seiner That hier überlegt; das thut die Rache nicht, die nur auf das Individuum gerichtet ist; es ist vollends falsch, wenn dem Dichter begegnet ist, seine eigne moderne Ansicht des französischen Königreichs seinem Narren unterzuschieben. Das Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts war noch nicht der Schlufsstein des europäischen Staatensystems; erst Richelieu's Politik hat diese Rolle des Landes von Deutschland auf Frankreich übergetragen. Endlich aber ist's Mitternacht; er klopft an die Hütte, die untere Hälfte der Thüre öffnet sich und Saltabadil schiebt ihm einen Sack mit einem Leichnam heraus; er zahlt und will ihn selbst in die Seine werfen; das Haus schliefst sich. Triboulet stemmt den Fufs auf den Sack und hält dem gemordeten König eine lange ironische Parentazion; die Rede ist meines Erachtens zu lang; er schlägt sogar aus Wuth auf den Sack. Endlich aber öffnet sich die Thüre wieder, Maguelonne sieht sich um und läfst dann den König heraus. Im Moment, da Triboulet den Sack in die Seine stofsen will, hört man die Stimme des abgehenden Königs singen. Triboulet fährt zusammen. Man hat mich betrogen. Er ist entwischt. Das heifst: Nachdem das schuldlose Opfer gefallen, setzt sich das Laster zu Tisch. Aber eine Leiche hat man ihm doch gegeben. Wer ist's? Kein Licht ist da, das Haus zu und dunkel; er wartet einen Blitz ab, zieht die Leiche heraus; es ist Blanche! Er will es nicht glauben; aber Blanche schlägt die Augen auf, sie lebt noch, sie spricht noch eine Seite weit, bis das Blut sie erstickt. Der wahnwitzige Vater läutet eine Sturmglocke, die an der Seine sich befindet. Volk kommt gelaufen, Männer und Weiber; er nimmt sein Kind auf den Arm wie eine Mutter, er sagt sie schläft; aber der herbeieilende Wundarzt erklärt sie für todt. Ich habe mein Kind ermordet! und damit stürzt er auf das Pflaster nieder.

Schlegel sagt von Aristophanes Acharnern: das Stück treibt sich in Steigerung der bacchischen Lust bis zu einem Gipfel hinauf, wo es dann abbricht. Dasselbe gilt von diesem Stück; es ist auf die letzte Spitze des Gräfslichen getrieben und schliefst nur, weil nichts Schrecklicheres mehr gesagt werden kann. Diese Art von Dichtung kann man nicht eben das historische Drama nennen, es ist ein Aeufserstes darin wie in der Aristophanischen Comödie; Shakespeare hat auch Gräfsliches genug in historischen Stücken, er schliefst aber doch immer mit einer wenn nicht versöhnenden doch mildernden Ausweichung. In dieser Dichtungsart ist es aber wesentlich, dafs irgend eine Richtung zur poetischen Versöhnung völlig unmöglich ist; der Schlufsaccord des Stücks ist auch seine gräulichste Dissonanz; es höhnt jeder Versöhnung. In diesem Sinn, kann man sagen, ist das Hugo'sche Drama das wirkliche Widerspiel der Tragödie, in der die Idee als Siegerin hervorgehen soll; hier ist es nur das Laster was davongeht.

Sollen wir darum das energische dramatische Talent, das diese verzweifelten Wege geht, verkennen?

Wir können sagen, der durch und durch von Unsittlichkeit durchdrungene Stoff, der, wie klar ist, durch das ganze Stück keinen makellosen Charakter duldet (der alte Saint Vallier gehört eben darum nicht in's Stück, weil er tugendhaft ist), dieses scheusli-

Digitized by Google

che Gemälde von Verworfenheit in der französischen Gesellschaft, die man dem Dichter als vollkommen historisch zugestehen kann, ist als Kunstwerk der tiefsten Verachtung des Kenners werth und verdient mit sittlichem Abscheu aus der Literatur gestofsen zu werden.

Ich sage, so könnten wir sagen, die Nachwelt wird uns aber doch Lügen strafen. Ein solches Werk wird gewifs unsterblich bleiben mit allen seinen Sünden und allen seinen Verirrungen; man wird Victor Hugo, um dieses und des vorgenannten Stückes willen, immer zu den begabtesten Talenten rechnen müssen, welche Frankreich, ja das neuere Europa hervorgebracht hat. Darum thun wir sicherlich besser, wenn wir das Talent vom sittlichen Werth trennen und sagen, das Stück ist als Gedicht von hoher Bedeutung, moralisch aber sehr gefährlich. Gefährlich freilich im pädagogischen Sinne und in einer Literatur, die sich im Sittenpunct eine gewisse Keuschheit bewahrt hat, wie die deutsche; in der französischen Literatur sind eine Unzahl Werke gedruckt, welche hundertmal sittenloser und nicht im hundertsten Theil so poetisch gedacht sind wie dieses. Freilich liegt eben in der Energie des Talents die gröfsere Verführung.

Wir wollen mit dem Dichter nicht rechten, dafs er unter diesen Umständen sein einmal in der Entwickelung begriffnes Talent bis in solch ein Aeufserstes hinaufgesteigert hat; er mufste so weit kommen, um nicht weiter zu können; die Natur selbst hat sich hier erschöpft. Wir können ihn nur dafür verklagen, dafs er glaubte, die neugewonnene französische Regierungsgewalt könne, nachdem die früheren beengenden Schranken gefallen, sich solch ein Aeufserstes auf der öffentlichen Bühne gefallen lassen. Wir können ihn anklagen, dafs er gegen seine Regierung sich empört stellt, die die polizeiliche Unmöglichkeit des Schrittes geltend macht; denn welche Art der Regierung könnte so viel erlauben? entschuldigen können wir ihn nur damit, dafs es einem Talent in der Fülle seiner Zeugungskraft begegnen kann, dafs es alle äufserlichen Verhältnisse aus den Augen verliert und in der Fülle seines Genies ihm der Sens commun abhanden kommt. Ein öffentliches Theater in dieser gänzlichen Losgelassenheit wäre eine völlige Aristophanische Freiheit, wie sie keiner unsrer heutigen Staaten zu ertragen vermöchte, wie sie ja selbst das alte Athen nur eine ganz kurze Zeit zu ertragen vermochte. Der Dichter bescheide sich also, ein in der Literatur Epoche machendes Werk geschaffen zu haben, das nie und nirgends aufgeführt werden könnte.

Die polizeiliche Unterdrückung dieses Stücks schon nach der ersten Aufführung machte auf den Dichter einen tiefen und bleibenden Eindruck. Es war dies vielleicht eine Wohlthat für ihn, da, wie wir anzudeuten gesucht, ein Aeufserstes erreicht war, das weiter zu treiben nicht mehr in seiner Macht stand; er konnte blofs sinken oder einen andern Weg versuchen. Zuerst verliefs er nun die vaterländische Geschichte, weil sie zunächst der Grund war, dafs man seine Stücke von der Polizei aus verfolgte. Dieses könnte im Ganzen als ein Schaden für die Literatur betrachtet werden; denn es ist in der That kein unwesentliches, sondern ein Hauptmoment, dafs die Poesie einer Nation auch ihre eigne Substanzialität zur Darstellung bringe. Aehnlich unsrem Schiller suchte nun Hugo seine Stücke in Italien, Spanien, England spielen zu lassen, die ihm neben Frankreich für die eigentlichen Culturvölker gelten. Deutschland würde er wohl aus diesem Kreise ausschliefsen; es erscheint den Franzosen als das Land der noch nicht völlig aufgeschlossenen Persönlichkeit, d. h. es ist ihnen hier zu Muth, als ob die substanzielle Sittlichkeit noch die subjective Willkür, oder die Leidenschaft zu sehr überherrsche. Hugo hat übrigens mit unsrem Schiller noch manche Beziehungen gemein. Nicht zu erwähnen, dafs bei beiden das dramatische Talent stark mit dem Lyrischen versetzt erscheint und oft von diesem überwogen wird, darf auch das nicht übersehen werden, dafs die fehlende poetische Versöhnung am Schlusse unserm Schiller ebenfalls häufig begegnet ist. Endlich wenn man die der Zahl nach sich fast gleichkommenden Stücke zusammenstellt, könnte man beobachten, dafs Hugo mit seinem Cromwell gleichsam wie mit dem Wallenstein begonnen, dann auf das historische Stück drei versificirte Tragödien folgen läfst, die man der letzten Periode Schiller's vergleichen könnte, worauf er erst zu drei prosaischen Stücken kommt, welche mit Schiller's erster Periode ziemlich parallel gehen, so dafs man sagen kann, Hugo habe gewissermafsen den Schiller'schen Gang in der Entwicklung umgekehrt durchlaufen. Dieses plötzliche Ueberspringen

Digitized by Google

des Hugo'schen Drama vom virtuosesten oft lyrisch vollendeten Rhythmus zur allerprägnantesten und schärfsten prosaischen Diction ist allerdings ein sehr wesentliches Moment, besonders wenn man bedenkt, dafs der französische Vers so vieles Conventionelle mit sich führt, was das Gedicht immer in einer gewissen abstracten Höhe und auf einem idealen Standpunct festhält, den der realistische Inhalt nie ganz überwinden kann. So war der Vers für Hugo bis bieher eine heilsame Fessel, die sein Bestreben, die Poesie des Gräfslichen in seiner nacktesten Wahrheit darzustellen, immer noch einigermafsen im Zaume hielt. Jetzt aber plötzlich, wie es scheint durch den von aufsen gekommenen Zwang in sich selbst zurückgeworfen, streifte er auch die letzte sich selbst auferlegte Fessel ab und verfolgte sein Ziel auf dem unmittelbarsten Wege. Mit der Poesie des Gräfslichen hatte er einmal Glück beim grofsen Publicum gemacht und er wollte diesen Vortheil nicht mehr aus den Händen lassen. Er suchte vielmehr dieses Element jetzt wieder unmittelbarer auf, um direct zu seinem Ziel und seiner Wirkung zu gelangen; er liefs seine Personen die unmittelbare alltägliche Sprache des Lebens, freilich in möglichst gedrängter, fast epigrammatischer Kürze und Schärfe sprechen, und dadurch geschah, dafs die Charaktere, ganz ungehemmt in Verfolgung ihrer Leidenschaften, vorwärtsschreitend fast allen objectiven Zusammenhang mit einer allgemein sittlichen Welt verlieren, von Recht und Moral immer als einer längst abgethanenen Sache reden und in einem solchen höhnischen Ton über die Verletzungen des eignen Gewissens reden, dafs sie eigentlich nur noch äufserlich am Schlufs des Stückes zu Grunde gehen können.

Diesen Eindruck hat namentlich der Dichter erreicht, indem er im Umkreise der neuern Geschichte den Charakter der Lucretia Borgia als seinen Absichten besonders entsprechend erkannte und zu einem Schauspiel verarbeitete. Es ist wie gesagt in Prosa und eigentlich in fünf Scenen oder Acten geschrieben, d. h. in fünf Locale oder Verwandlungen getrennt, welche aber, da zwei davon ziemlich kurz sind, in drei Acten zusammengefafst werden, wovon dann zwei wieder in zwei Abtheilungen (parties) zerfallen. Dieses künstliche Zerschneiden, vollends in die abstracte Kategorie von Abtheilungen ist aber sehr prosaisch. Wir müssen es immer als fünf Scenen betrachten. Davon haben die beiden ersten die gemeinschaftliche Ueberschrift: Schimpf auf Schimpf, die aber beide an verschiedenen Orten und Zeiten und doch mit demselben Hauptcharakter spielen. Die erste Scene ist abermals ein Nachtstück, eine Terrasse des Pallastes Barberigo in Venedig und stellt eine Carnevalsnacht vor. Junge Edelleute aus allen Theilen Italiens unterhalten sich über die zu ihrer Zeit vorgefallnen Gräuelthaten, in denen besonders die der Familie Borgia obenanstehen, und unter diesen wird wieder Frau Lucrezia der Preis zuerkannt, welche, eine Tochter des Papstes Alexander VI., viele Verwandte und andere Menschen durch Gift und Schwert weggeräumt, mit ihren eigenen Brüdern im Incest gelebt und jetzt als vierten Gemahl den regierenden Herzog von Ferrara geheirathet hat. Unter den Edelleuten befindet sich einer, Gubette, der sich für einen Spanier ausgiebt, aber der Spion jener Lucrezia ist, und ein zweiter, Gennaro, von unbekannter Herkunft, wieder ein Findelkind wie Didier, Anthony u. s. w. Dieser bleibt auf der Terrasse schlafend, während die Edelleute sich zerstreuen; nur Gubette bleibt. Da erscheint die Herzogin Lucrezia, die incognito das Venediger Carneval besucht, eigentlich nur um den Gennaro zu sehen, an dessen schlafenden Zügen sie sich erfreut. Gubette glaubt sie sei in ihn verliebt, der Herzog, der ihr auch heimlich folgt, glaubt dasselbe; sie aber wird weichherzig gestimmt und macht ihrem Vertrauten in ihrer ersten Scene eine seltsame Bekehrungsbeichte, dafs dieser an ihr irre werden will. Lucrezia hat aber nun Gennaro durch einen Kufs aufgeweckt und er verfolgt nun die schöne Frau, der er seine Liebe für seine unbekannte Mutter schildert. Nun kommen die Edelleute zurück, und da sie Lucrezia erkannt, wollen sie ihren Freund vor der fürchterlichen Bekanntschaft warnen, und beschimpfen die Herzogin öffentlich, indem sie ihr alle ihre Schandthaten vorrücken; sie fällt in Ohnmacht. Die zweite Scene spielt einen andern Tag zu Ferrara vor dem Schlofs. Die jungen Edelleute begehen die Tollkühnheit, mit einer venetianischen Gesandtschaft, der sie zugetheilt sind, sich nach Ferrara an den Hof des Herzogs zu begeben. Die Herzogin und Gubette beschliefsen sie zu verderben, Gennaro aber zu schonen. Die Edelleute kommen und erzählen sich, wie sie auf den Abend zur Fürstin Negroni geladen seien, deren Palast an den herzoglichen stöfst. Gennaro ist nicht

Digitized by Google

gehenden, wohl aber sein Busenfreund Maffio, der ihn mitzugehen beredet. Dieser aber bricht in übermüthigen Zorn gegen die Borgia aus und um die Herzogin zu beschimpfen, geht er hin und schlägt mit seinem Schwerdt an der Ueberschrift des Portals das B an dem Namen Borgia herunter, so daſs nur das beleidigende Orgia übrig bleibt. Sie gehen. Es kommen sogleich Wachen des Herzogs, die Gennaro in seiner Wohnung gefangen nehmen.

Die beiden folgenden Scenen heiſsen: das Ehpaar. In der dritten sind wir im Pallast beim Herzog. Er gibt seinem Vertrauten Anweisung, das berühmte Gift der Borgia zu holen und mit diesem und einem Schwerdt im Hinterhalt zu stehen, wenn Gennaro vorgeführt werde. Jetzt aber erscheint Lucrezia, die in langer Rede dem Herzog die fürchterliche Beschimpfung zu Gemüthe führt, die ihr durch die Edelleute geschehen und die eine blutige Rache verlangt. Der Dichter hat hier den dramatischen Fehler gemacht, daſs er in der vorigen Scene die Herzogin einen Augenblick auf dem Balcon erscheinen lieſs, aus der nichtigen Absicht, Gennaro eine von ihr ihm in die Hände geschobne Schärpe mit Füſsen treten zu sehn, und sie dann sogleich wieder verschwinden lieſs; so daſs sie jetzt, die doch durch ihre Spione allwissende, nicht einmal weiſs, was unmittelbar darauf vorgefallen, nämlich daſs Gennaro es ist, der den Buchstaben weggeschlagen. Sie verlangt also sogleich den Tod des Schuldigen; der Herzog verspricht es und beschwört es sogar. Gennaro wird eingeführt; Schrecken der Lucrezia, nun gilt es ihn zu retten; ihre Angst ist psychologisch wahr dargestellt, die Scene hat aber eine zu auffallende Verwandtschaft mit einer früher von Alexander Dumas in seinem Henry III. geschriebenen. Nur weiſs Hugo die historischen Data schärfer zu geben und zu benutzen. Gennaro muſs abtreten und Lucrezia wendet alle Schmeichelkünste an, dem Herzog das Todesurtheil wieder auszureden; er besteht auf seinem Eid, weil er, wie er ihr endlich erklärt, ihre Untreue weiſs, wobei er ihr alle ihre früheren Schandthaten vorwirft, eine Scene der gräſslichsten Situation. Sie muſs nun selbst das Gift dem Gennaro einschenken; er trinkt; der Herzog ist befriedigt und geht; aber Lucrezia hat ein Gegengift und gibt es ihm; er ist mit Recht gegen sie miſstrauisch, läſst sich aber doch bereden und trinkt es. Die vierte Scene spielt wie die zweite auf dem Platz. Der Herzog und sein Vertrauter wollen nun Gennaro auf der Straſse ermorden, da aber sein Freund Maffio ihn beredet das Gastmahl bei der Negroni mitzumachen, hofft der Herzog alle zusammen zu verderben.

Der dritte Act oder die fünfte Scene ist überschrieben: Im Rausch ermordet! Die Edelleute sitzen Nachts beim Gastmahl mit Weibern. Gubette veranlaſst einen Streit, daſs die Damen sich entfernen; sie trinken alle häufig Syracuserwein der vergiftet ist; nur Gubette trinkt Wasser. Wie sie ganz betrunken sind, beginnt Gubette ein frivoles Lied zu singen, wozu sie Chorus bilden. Da erschallt plötzlich von außen ein schauerlicher Mönchsgesang, der lateinische Buſspsalmen singt. Sie stutzen, lachen aber drüber. Aber die Stimmen kommen näher, der Hintergrund öffnet sich und es erscheinen Mönche mit Fackeln wie zu einer Leichenfeierlichkeit. Sie sehen die Schlinge, die man ihnen gelegt hat, jetzt erscheint Lucrezia *in* der Thüre und redet sie an: Ihr seid bei mir; ihr seid alle vergiftet; das ist der Dank für die frühere Beschimpfung; sie zeigt ihnen die für sie bestimmten Särge und ermahnt sie den Geistlichen zu beichten. Aber jetzt, wie sie abgeführt werden, bemerkt erst (abermals!) die Herzogin, daſs ihr Liebling Gennaro in der Gesellschaft ist; neuer Schrecken; sie läſst alles abtreten und schlieſst sich mit ihm ein. Sie ermahnt ihn wieder den Rest des Gegengiftes zu nehmen, das sie ihm mitgegeben. Er fragt: Ist es genug für uns Alle! Kaum für dich. Nun, sagt er, und ergreift ein Messer, so bereite dich zu sterben. Nun entdeckt sie ihm endlich, daſs er selbst aus ihrer Familie sei, was ihn schaudern macht; er hält sich für ihren Neffen; aber gleichwohl müsse sie sterben; sie macht alle Ausflüchte vorzukehren um ihn zum Mitleid zu bewegen, ohne die volle Wahrheit zu sagen; Gennaro scheint endlich gerührt; da ruft sein Busenfreund Maffio von außen ihm um Rache für seinen Tod an; er sticht die Herzogin nieder und sie stirbt mit dem Wort: Gennaro, du bist mein Sohn! — Ob er sich mit dem Gegengift rettet, ist nicht gesagt; diese Katastrophe der Lucrezia ist natürlich nicht historisch, sondern vom Dichter dem Charakter und dem Drama angepaſst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Man wird bemerken, dieses Stück macht einen von den vorigen ganz verschiednen Eindruck, obgleich der Grundgedanke, dafs auch die unnatürlichste Mutter, ein wahres Scheusal von Weib, doch noch eine Empfindung der Mutterliebe in sich behalten könne, im Ganzen mit dem Charakter des Triboulet im vorigen Stück derselbe ist, da dieser ebenfalls nur wo er Vater ist auf dem sittlichen Boden steht. Est ist eigentlich nur der auf den Kopf gestellte Fall, dort tödtet der Vater unwissend das Kind, hier tödtet der Sohn unwissend die Mutter. Aber durch die Prosa, den Conversationston, den Realismus der Ausführung bekommt das Stück eine gewisse diabolische Naturwahrheit; die Giftmischerei wie sie sich der Franzose ganz abstract in diesem Bilde Italiens vorgestellt hat, wird gleichsam zum verkörperten Gespenst, welches das ganze Gemälde verzaubert und auf uns, die wir doch etwas ideales in der Poesie suchen, so niederdrückend wirkt, dafs es gewissermafsen eine gottverlassene Wirklichkeit darstellt, nicht unähnlich dem Eindruck, den die niedrigsten holländischen Genrebilder neben dem griechisch-italienischen Kunstideal machen müfsten. Dieses Stück wurde freilich nicht mehr für das théâtre français, sondern für die andre romantische Truppe geschrieben und hatte die sichtlichste Verwandtschaft mit dem längst unter dem Namen Melodram in Frankreich bekannten Genre von Poesie, das freilich noch nie mit solchem Aufwand von Talent sich auf die Bühne gestellt hatte, wie in der Lucrezia Borgia.

Vom Publicum vergöttert und von der Polizei diesmal ungefährdet, säumte der Dichter nicht, den eingeschlagenen Weg mit Vorliebe weiter zu verfolgen. Er wandte sich diesmal an einen englischen Stoff; man mufs aber gestehen, dafs er hier wie in Italien nicht mehr die glänzenden Perioden der Geschichte aufsuchte, sondern sich recht mit Absicht in den übelberüchtigten Zeiten ergeht; denn die Regierung der Königin Maria aus dem Hause Tudor, der Tochter Heinrich's VIII., des Zeitalters kurz vor Shakspeare und der Königin Elisabeth, hätte weder jener grofse Dichter, noch ein anderer, der in der Geschichte sich tüchtige Charaktere sucht, zum Stoff eines Drama ausgewählt. Aber Hugo war es nur, wie in der Lucrezia, um ein leidenschaftliches Weib auf dem Thron zu thun. Man mufs gestehen, dafs er in diesem Stück eine bereits ganz ausgelernte Meisterschaft und Virtuosität seiner ihm eigenthümlichen Manier offenbart, ohne dafs er mehr wesentlich über das schon früher Errungene hinausgegangen wäre; man sieht, er fühlt sich leicht und behaglich in seiner Weise, und wäre der Inhalt auch das Gräfslichste, er bewegt sich mit Leichtigkeit und selbst mit einer Art Anmuth darin. Nur über das Costüm und die Sitten, auf denen das Stück ruht, ist einiges zu erinnern; der Dichter, dem man das Verständnifs des germanischen Geistes im Ganzen gewifs nicht absprechen kann, verräth doch den romanischen Charakter immer darin, dafs er jenem diesen als das Vornehmere gewissermafsen Höhere gegenüber stellt. Wie die Franzosen sich oft bemühen, in der englischen Sprache durch Hervorheben der romanischen Elemente ein ihnen nah verwandtes Idiom erkennen zu wollen, so betrachtet, könnte man sagen, Hugo die englische Geschichte. Es liegen zwar dem Stück Maria Tudor nicht sowohl englische, als vielmehr deutsche Reminiscenzen sichtbar zu Grund; ja ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich geradezu ausspreche, das Verhältnifs von Jane, Gilbert und Fabiani ist aus den Goethischen Charakteren Clärchen, Brackenburg und Egmond unmittelbar hervorgegangen; es ist das Verhältnifs nur verfälscht und verunreinigt worden; es ist nicht mehr idealisch, aber dafür drasti-

Digitized by Google

scher, lebendiger geworden; aber gerade darin liegt das romanische Element das ich meinte; dafs dieses in's Französische übersetzte Clärchen gegen ihre innere Neigung sich durch den Glanz des Hofmanns hinreifsen läfst, ist eben das wesentliche Widerspiel des deutschen Gedichts, ist das für uns ganz Unsittliche und darum Unpoetische; es wird vielmehr hierdurch die höhere Sittlichkeit des Goethischen Gedichts uns recht fühlbar gemacht; dafs aber sodann der französische Brackenburg-Gilbert der Verführten noch eben so leidenschaftlich ergeben ist, das ist wahrlich auch nicht mit der letzten Unterredung zwischen Clärchen und Brackenburg zu parallelisiren, und wenn dieses eine deutsche Reminiscenz wäre, so wäre sie aus der unlautersten Quelle, aus Kotzebue's Menschenhafs und Reue geflossen; aber Kotzebue werden wir in diesem Gedicht gewifs für keinen Apostel germanischen Geistes passiren lassen. Doch um es kurz zu sagen, Gilbert's Verzeihung und seine mafslose Hingebung ist eben wieder die nämliche Sentimentalität, jene tiefe Sensibilität ohne sittlichen Boden, die, wie wir schon erinnert, aus der Seele Rousseau's in die französische Literatur eingewandert, und den Schöpfungen eines Hugo, wie George Sand ihren Succefs gesichert hat. Diese Geister haben aus dem germanischen Geist den subjectiven Gehalt der französischen Poesie befreit; das innerliche Gemüthsleben, das psychologische Element kam zu mehrerem Recht, aber auf Kosten der objectiven Welt des sittlichen Geistes. Das letztere hat unsere classische Poesie so wenig wie Shakspeare verschuldet.

Der Dichter blieb bei der Form des vorigen Stücks, bei einer äufserst energischen und präcisen Prosa; die Handlung ist zum Theil gedrängt und fliefsend, doch mit Ausnahmen; zuweilen verliert er sich in die Breite der sentimentalen Rhetorik, häufig auch, was schon im vorigen Stück vorkam, in eine epische Breite der Erzählung; es wird häufig das der Handlung Vorausgegangene in einer Umständlichkeit erzählt, dafs der Leser in die Illusion geräth, er sei in einem historischen Roman begriffen; Erzählungen waren freilich der ältesten griechischen Tragödie eigen, weil man noch nicht alles in Handlung zu setzen verstand, und aus falscher Nachahmung blieb diese Einrichtung auch der frühern französischen Tragödie eigen. Es war diese auch durch spanische Vorbilder darauf gewiesen, denen man häufig die epische Breite zum Vorwurf machen kann; seine Entstehung aus der historischen Romanze wird das spanische Drama entschuldigen. Wenn aber Hugo vornehmlich Shakspeare und den deutschen Tragikern sich anzuschliefsen bemüht ist, so wird er doch gestehen müssen, dafs bei diesen die erzählende Form eine durchaus untergeordnete Rolle spielt und namentlich bei Shakspeare, dessen Kunst ja vor allem darin besteht, alles vor uns werden zu lassen. Besonders ist es eine beliebte Manier Hugo's, dafs er einer Person gern durch eine andre intrikirende alle ihre Geheimnisse laut und ausführlich zu deren gröfstem Erstaunen hererzählen läfst, welche Situation sich hier und anderwärts vielfach findet.

Dann hat der Dichter sein Werk diesmal nach spanischer Weise in drei Tagwerke (journées) statt der Acte abgetheilt, wovon der dritte wieder in zwei Scenen zerfällt, nämlich in zwei Localitäten oder Verwandlungen (parties).

Eh wir die Handlung kurz erzählen, sagen wir noch ein Wort über die Hauptcharaktere. Es ist schon erinnert, dafs das Liebesverhältnifs des Gilbert und der Jane eigentlich der Grundgedanke war; aber über diese germanische Liebe erhebt sich im Charakter der Königin so zu sagen das südliche Element als das vornehmere; die Königin ist als Königin gemein und aufgeopfert um jenen Gegensatz herauszuheben; sie ist aber doch der Charakter, auf dessen Seite die Seele des Dichters am meisten steht; sie ist die energische Leidenschaft, wie Jane eine energielose Tugend ist. Der Dichter hebt in Maria besonders die Katholikin hervor und auch in ihrer Vorliebe für den italienischen Favoriten erklärt sich ihre südliche Natur. Dazu kommt noch, dafs der das ganze Stück leitende Charakter, der Intricant Simon Renard, ein Franzose ist, der, mit Hülfe des englischen Volkes, das das fremde Element hafst, die Königin zwingt, ihrer Leidenschaft zu entsagen.

Der erste Act beginnt wie die Lucrezia Borgia; englische Edelleute sprechen am Themsestrand über die Noth der Zeiten; der italienische Günstling ist bei Volk und Adel gleich verhafst. Die Rolle die dort Gubette spielt, spielt hier ungefähr Simon Renard. Dieser ist ein mächtiger Mann im Land, weil er Legat des Kaisers und Repräsentant des spanischen Infanten ist, mit dem sich die Königin vermählen soll;

Digitized by Google

sie ist darum genöthigt ihn zu schonen; und er weiſs sich seiner günstigen Stellung schlau zu bedienen.

Die zweite Scene stellt uns ein Bild bürgerlichen Lebens dar, wie es sichtlich aus deutschen Erinnerungen geschöpft worden. Joschua Farnaby, Kerkerwärter im Tower, hat hier seine Wohnung; bei ihm wohnt Jane, ein junges Mädchen, die Pflegetochter des Goldschmieds Gilbert, der sie in acht Tagen zu seiner Frau zu machen denkt. Er ist ihr an Alter ungleich, seine gleichwohl leidenschaftliche Liebe ist aber mit Innigkeit und Beredsamkeit geschildert, obwohl Jane in stummer Verstocktheit verharrt. Erst als Gilbert abgegangen, gesteht Jane sich selbst in einem kurzen Monolog, wie sehr sie sich unglücklich gemacht, daſs sie den treuen Freund betrogen. Sie geht ab. Gilbert kommt zurück mit einem Unbekannten, der sich als einen Brüſsler Juden und Wucherer nachher ausweist. Er erzählt Gilbert zu dessen Erstaunen die Geschichte, wie Gilbert in seiner Jugend, während eines Bürgerkrieges, das Kind Jane gerettet und an Kindesstatt angenommen. Er sagt ihm nun, er soll die Nacht hier in der Nähe bleiben und die Thüre bewachen. Gilbert geht beiseite. Man hört auf der Themse eine Barke nahen, auf welcher zur Guitarre ein Lied gesungen wird. Der Italiener Fabiani tritt an's Land. Der Jude redet ihn an. Fabiani, der Günstling der Königin, will hier unerkannt seine Geliebte Jane besuchen; zu seinem Schrecken sagt ihm aber der Jude laut alle seine Geheimnisse. Er sagt ihm, er habe Jane nicht aus Leidenschaft verführt, sondern weil sie der letzte Sproſs des Hauses Talbot ist, das im Bürgerkriege zu Grunde gegangen und deren Güter die Königin ihm geschenkt hat; so will er das Kind, falls die Entdeckung einmal gemacht würde, entweder durch die Schande verderben, oder im schlimmsten Fall sie heirathen, denn die Königin würde dem katholischen Hause der Talbot keine Rechte vorenthalten. Der Jude sagt, er führe alle Papiere bei sich, welche Jane's Rechte documentiren. Fabiani will diese Papiere. Der Jude schlägt ihm einen Tausch vor; er soll ihm dagegen das Vollmachtsblatt abtreten, das er von der Königin immer bei sich führe, um es im Nothfall zu seiner Rettung zu verwenden. Dies ist eine List des Simon Renard, der hierdurch den Günstling verderben will. Fabiani stellt sich den Tausch einzugehen, sie treten zu einer Laterne; wie aber der Jude das Blatt untersucht, stöſst ihn Fabiani von hinten mit dem Dolche nieder. Der Jude hat noch Zeit, sein Paket Documente hinter sich zu werfen und Fabiani findet nichts bei ihm. Er will die Leiche in die Themse werfen und geht den Schiffer zu holen, der ihn hergeführt. Indessen aber tritt Gilbert heran; der Jude sagt ihm, wer ihn ermordet, und er soll das Paket aufnehmen, durch das Jane als eine Talbot zu erweisen sei, worauf er stirbt. Fabiani kommt zurück und zwingt Gilbert, mit ihm die Leiche in's Wasser zu werfen. Er will dann zu Jane, und gesteht Gilbert, daſs er das Mädchen verführt; durch des Andern Wuth beunruhigt, geht er ab und läſst Gilbert in seiner Verzweiflung stehen. Nun kommt Simon Renard und verspricht ihm Rache an dem Günstling, wenn er selbst sein Leben an diese Rache setzen wolle. Der verzweifelte Liebhaber geht diesen Vertrag ein. Hier haben wir wieder die alte Verkehrtheit des Hernani. Daſs ein Mensch an seine Rache sein Leben setzt, ist eine so barbarische Wildheit, daſs sie allem christlichen und europäischen Geiste widerspricht. Sie ist darum an einem spanischen Charakter noch leidlich, den wir uns immer halb in der orientalischen, afrikanischen Sonne erzeugt vorstellen; an einem Mann aber wie Gilbert, der uns als ein fleiſsiger, man darf wohl sagen deutscher Arbeiter hier gezeichnet worden, ist diese Entschlieſsung eine baare Unmöglichkeit. Hiemit wären nun die Fäden angesponnen, von denen aus Simon Renard den Italiener zu verderben unternommen.

Der zweite Act spielt im Zimmer der Königin; Fabiani singt ihr zur Guitarre sein früheres Liebeslied und macht ihr jede verlangte Liebeserklärung. Die Scene würde bloſs einer französischen Bühne anständig scheinen, wird aber dadurch gemildert, daſs das Ganze sich hinterher als eine List der Königin vorstellt; denn Fabiani geht und Simon Renard tritt aus einem Versteck hervor. Er hat Jane mitgebracht; die Königin will gerächt sein. Es wird zuerst Gilbert eingeführt und nachher Jane; diese gesteht ihre Schuld mit Fabiani. Gilbert entdeckt jetzt die Herkunft der Jane und verlangt, nachdem die Königin geschworen, ihm seinen Willen zu erfüllen, daſs Fabiani sie heirathe. Die Königin wüthet. Gilbert giebt zu, wenn Fabiani sich weigere, so habe die Königin freie Hand. Das geht die Königin ein und Gilbert verspricht abermals sein Leben zu opfern (ungefähr wie Didier). Die

Digitized by Google

Königin läfst ihn den Dolch ziehen (Fabiani's, den er mitgenommen) und stellt sich als ob Gilbert sie morden wollte. (Man erinnert sich einer Scene aus Fiesco.) Es werden die Herren vom Hofe eingeführt, die als Fabiani's Feinde bekannt sind, und dann wird Fabiani vorgelassen. Die wilde Leidenschaft der Königin zeigt sich jetzt in aller Losgelassenheit. Sie stellt Fabiani Jane gegenüber. Er kenne sie nicht. Die Königin schlägt ihm den Handschuh in's Gesicht: Memme! du verräthst die eine und verleugnest die andre; wisse, sie ist die Erbin des Hauses Talbot, und (die Königin mufs ihm in's Gesicht sehen, und mit erstickter Stimme, zwischen den Zähnen sprechen) Memme! sie ist deine Geliebte! Nun wirft sie ihm seine niedrige Geburt in den wildesten Schimpfreden vor. Es kommen freilich in der Maria Stuart auch einige ähnliche Parthien vor, die die Bosheit längst in eine Parodie der Berliner Fischweiber travestirt hat; bei Victor Hugo kommt aber die Travestie überall zu kurz, denn er hat redlich dafür gesorgt, dafs die Leidenschaft der Königin sich in vollendeter Wahrheit und so ganz ohne Rückhalt ausspricht, wie es in der That jedem Fischweibe Ehre machen müfste. Die Königin sagt mehreremal vor ihrem ganzen Hofe, man werde ihr Betragen sehr unanständig finden, aber das sei ihr ganz gleich, und dem Minister Simon Renard sagt sie ebenso, wenn ihr künftiger Gemahl, der Infant, sich an so etwas stofsen sollte, so sei ihr das ebenfalls ganz gleich. Ob eine solche Maria von England oder eine solche Königin überhaupt einmal in der Geschichte existirt hat, das können wir hier auf sich beruhen lassen; nur dünkt uns, wenn ein Dichter sich einmal gedrungen fühlt, solche Scenen treu nach der Natur zu schildern, warum braucht es denn überhaupt Königinnen in der Tragödie, und warum schreibt der Dichter nicht wirkliche Fischweiberscenen? Er weifs wohl warum. Sein Publicum will glänzendes Aeufsere, hohen Stand und niedrige Leidenschaft beisammen sehen, denn dieser Widerspruch reizt den Gaumen und erniedrigt die Grofsen. Es ist der Widerspruch des französischen Geistes wie unsers Dichters selbst, dafs er keine Poesie aufser der Aristokratie, und diese selbst wieder nur im demagogischen Widerspruch anerkennt. Jetzt klagt die Königin den Günstling vor dem ganzen Hofe des Mordversuchs an, den Gilbert auf sein Geheifs gegen sie unternommen; Fabiani schwört, er sei unschuldig; Gilbert erinnert ihn aber heimlich an seinen Mord des Juden, und schwört nun vor den Richtern, Fabiani sei ein Mörder, der Dolch, den er gegen die Königin gezückt, sei sein. Fabiani sieht, dafs er durch Intriken zu Grunde gerichtet ist und die Königin übergiebt ihn dem Scharfrichter des Tower.

Der dritte Act spielt im Tower. Die erste Scene zeigt den Eingang zu den Gefängnissen von Fabiani und von Gilbert. Gilbert spricht gegen seinen Freund Farnaby seine fortwährende Liebe zu Jane aus, trotz ihrer Untreue. Hier zeigt sich wieder der weichherzige Didier in seiner letzten Scene. Nun kommt die Königin mit Simon Renard; die schnelle Hitze ist ihr verflogen, sie will jetzt Fabiani gerettet wissen. Renard droht, das Volk werde rebelliren, d. h. er will es anstiften. Die Königin trotzt. Es wird mit den Wärtern und Jane, welche sich auch einfindet, beredet, dafs einer der Gefangenen vor Nacht auf einem Nachen über die Themse gerettet werden soll; die Königin will natürlich den Günstling retten. Nun sind Gilbert und Jane beisammen; eine zärtliche Versöhnung folgt, da Gilbert alle Schuld, Jane alle ihre Ansprüche auf ihre Geburt vergifst. Nun hört man die Empörung auf den Strafsen; ein Wärter bringt Kleider und den Schiffer, Jane weifs aber statt Fabiani's Gilbert unterzuschieben, der nun gerettet wird. Die Königin kommt wieder; sie fragt; Fabiani sei noch nicht gerettet. Das Volk verlangt laut Fabiani's Kopf und stürmt die erste und zweite Mauer des Tower; es fliegt ein Stein durch's Fenster bis zu der Königin Füfsen. Nachdem Simon Renard sie so auf's Aeufserste gebracht hat, giebt sie endlich nach. Renard tritt auf den Balcon und verkündet, dafs vor Mitternacht Fabiani's Kopf fallen und die Stadt illuminirt werden soll. Die Königin empfiehlt noch einmal dem Wärter auf sein Leben, Fabiani entwischen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Die zweite Scene spielt in einem andern Local des Tower mit einer künstlichen Treppenscenerie. Jane kommt mit Farnaby und sieht Fabiani zum Tod vorüberführen. Jane und dann die Königin allein. Die Königin zieht einen Vorhang weg und man sieht das beleuchtete London; sie flucht über das Volk. Aber sie triumphirt; denn das Volk glaubt, Fabiani's Kopf falle und es ist doch Gilbert. Verzweiflung der Jane, welche es glaubt. Der Zuschauer ist absichtlich selbst in einigem Zweifel gehalten worden. So drängt sich die Katastrophe des Stücks durch ein magisches Dunkel. Jane versucht die rührendsten Bitten bei der Königin, die Ordre zurückzurufen; vergebens; als aber Jane selbst anfängt an ihrem Unglück zu zweifeln, da erwacht der Argwohn bei der Königin; sie will jetzt widerrufen; da hört man die Kanonenschüsse der Execution; grofse Spannung; da tritt Simon Renard mit Gilbert herein. Wo ist Fabiani? Todt, erwidert Simon. Wer hat es gewagt? Renard: Ich; ich habe die Königin und England gerettet. Wie sich das die Königin gefallen läfst, und wer als das Opfer ihrer Wuth fallen wird, das läfst uns der Dichter rathen.

Wie viel oder wie wenig an diesem Schauspiel historisch ist, ist uns nicht bekannt; dafs das Talent des Dichters sich darin glänzend offenbart, ist nicht zu leugnen, aber eben so auch seine Fehler. Lebendige Wahrheit der Leidenschaften, Stärke des Ausdrucks einerseits, Grausamkeit, Weichherzigkeit, Mangel einer sittlichen Basis andrerseits; auch in diesem Stück ist kein reiner Charakter; es fehlt das ideelle Moment der Tragödie gänzlich; denn blofse Innigkeit der Empfindung kann das nicht ersetzen. Entschieden sind in diesem Stück die Einflüsse der deutschen Literatur auf den Dichter, und zwar ist in der ersten Hälfte Goethe's Egmont, in der zweiten aber gewisse Situationen aus Schiller's Maria Stuart die unverkennbaren Vorbilder gewesen. Auch dieses Stück wurde vom Publicum als ein glänzendes Melodram jener romantischen Truppe aufgenommen.

Noch einmal wendet sich der Dichter nach Italien, und mit Recht; denn für das Gebiet der abstracten Intrike, in das sich der Dichter abgeschlossen hat, ohne weitern Schmuck der Phantasie und der Sprache, da ist allerdings Italien das passendste Local. Wir werden abermals in's sechszehnte Jahrhundert, diesmal in den venetianischen Staat, nach Padua geführt. An der Spitze des Personals steht der Podesta oder Statthalter, Angelo. Die bekannte aristokratische Regierung dieses Staats, seine geheime Polizei mit ihrer mystischen unheimlichen und schauderhaften Thätigkeit mufs die eigentliche Grundlage des Stücks abgeben. Das Spionenwesen wird als die eigentliche Regierungsmaxime dargestellt; Angelo ist der unumschränkte Tyrann Padua's, daneben aber der vor dem Gerichte der Zehner in Venedig zitternde elendeste Sclave. Der Hang des Dichters zur Uebertreibung offenbart sich auch hier auf's Entschiedenste; das gemeine Sprüchwort, die Wände haben Ohren, will er uns hier als reale Wirklichkeit glauben machen; die Häuser sind unterwühlt, im Pallast des Podesta alle Wände so zu sagen minirt, so dafs jedes Wort, das gesprochen wird, von Spürhunden aufgerafft werden kann, der Podesta hört in seiner Angst unter sich, neben sich Tritte, die ihn zittern machen. Diese Uebertreibung fällt in's Lächerliche; um so unbegreiflicher ist, dafs gegen einen wirklichen Spion, der zweideutig genug vor seinen Augen herumläuft, er kaum einmal einen Argwohn fafst. Dieses wäre nun, wie gesagt, die Grundlage des Stücks, das wieder in jener energischen Prosa, in dem realistischen Geiste der unmittelbaren Wahrheit dargestellt ist wie die beiden frühern. Es ist auch in drei Acte oder Tagwerke (jour-

Digitized by Google

nées) eingetheilt, wovon wieder der letzte in zwei Scenen (parties) zerfällt.

Der eigentliche Inhalt dieses Trauerspiels ist eine bedeutende sociale Frage, oder wie der Dichter in der Vorrede sich ausspricht, es soll die weibliche Natur in ihrer doppelten Erscheinung nach der heutigen Gesellschaft, nämlich als die Hausfrau und als das öffentliche Mädchen dargestellt werden. In unsern germanischen Literaturen hat man es freilich nicht leicht gewagt, die letztere als eine besondre Klasse aufzustellen; ja unsere gemeine Moral, d. h. diejenige Wissenschaft dieses Namens, welche sich ohne Rücksicht auf das wirkliche Leben aus papiernen Theorien systematisirt, würde überhaupt von der Berechtigung einer Buhlerin gar kein Wort verlieren wollen. Es fragt sich, ob unsre öffentliche Sittlichkeit darum gröfser ist. Man hat die Beobachtung gemacht, dafs in Staaten, wo die Klasse der öffentlichen Mädchen als ein privilegirter Stand allgemein anerkannt war, z. B. in der ersten Zeit der griechischen Staaten, im alten Rom, in Indien, im deutschen Mittelalter, anerkannter Mafsen die Heiligkeit der Ehe, und besonders der Charakter der Hausfrau auf einer hohen Stufe von Reinheit und Achtung sich erhielt. Ja man kann sagen, die öffentliche Unsittlichkeit wird in einem Staate um so gröfser werden, je weniger die beiden Kategorien von Weibern, die Hausfrau und die Buhlerin sich im Leben getrennt zeigen und sich vermischen. Denn, die Unregelmäfsigkeiten der geschlechtlichen Verbindung als ein Unvermeidliches vorausgeschickt, ist natürlich, dafs da, wo die Buhlerin nicht als Stand besteht, sich die Klasse der Frauen in diese Qualität miteinlassen müsse. Hugo also sagt in seiner Vorrede, er wolle in zwei typischen Gestalten das Weib der Gesellschaft, die Frau und das Weib aufser der Gesellschaft, die Buhlerin, vor uns aufstellen, und zwar, wie er sagt, um das Unglück beider in unsrem socialen Leben darzuthun. Um dieses merkwürdige Paradoxon zu erreichen, was thut er? Das öffentliche Mädchen schildert er als ein leichtsinniges aber äufserst gutmüthiges Mädchen, das sich von einer wirklichen Leidenschaft hinreifsen läfst, also als einen an sich edlen Charakter; es ist abermals die Marion de l'Orme, nur ohne Didiers gespenstische Natur; es ist abermals la courtisane amoureuse. Den Gegensatz gegen diesen Charakter soll nun eine ebenfalls edle, ebenfalls unglückliche und ebenfalls verliebte Hausfrau, nämlich eine Ehebrecherin bilden. Aber um Gottes Willen! wird jeder gutmüthige Deutsche fragen, sind denn in Frankreich diese Begriffe synonym? Ist denn in Frankreich die Hausfrau eine Ehebrecherin, und die Ehebrecherin ein Gegensatz gegen die Buhlerin? In der That, das wäre ein seltsamer socialer Streitpunct. Hiegegen hat sich nun Hugo eine kleine Hinterthür offen gelassen. Seine Catharine ist keine consommirte Ehebrecherin; für's Erste ist sie unglücklich darin, dafs sie von der Familie an einen Mann verhandelt worden, den sie niemals geliebt hat; dafs dieses ein häufig sich ereignendes Unglück und Vorrecht der höhern Stände ist, ist nicht zu leugnen; eine Person aber, die sich dieser-mafsen aufopfert, begibt sich damit ihres höchsten persönlichen Rechts; sie kann für uns mit vollem Recht einen Gegenstand des Mitleids, niemals aber künstlerischer Behandlung abgeben, denn das Drama hat es mit selbstbewufsten Persönlichkeiten zu thun; am allerwenigsten kann ein solches abnorm unglückliches Wesen den Prototyp einer Ehefrau vorstellen, wie hier verlangt wird. Ferner: Sie hat neben ihrem ungeliebten Gemahl eine früher angeknüpfte innige Liebe. Die Umstände begünstigen nun ein Wiederaufnehmen dieses Verhältnisses. Hier mufs man sagen: Wenn von einer Berechtigung der Leidenschaft als solcher die Rede ist, so wird sie sich nothwendig als Verletzung der Ehe darstellen müssen: man kann dies das *Recht* der Ehebrecherin nennen, nie aber das Recht der Ehefrau. Endlich aber: der Dichter sagt, sie bricht nicht factisch die Ehe; diese Ausflucht ist aber die kahlste; denn was thut sie denn? Ihrer Vertrauten gegenüber gesteht sie uns, dafs sie nichts auf der Welt liebe als ihren Geliebten; sie denkt und träumt nur ihn; und als er nun vor sie tritt, ist sie die zärtlichste, auch geschwätzigste Liebhaberin, die sich denken läfst, der Liebende ist ihr gegenüber einsylbig; dafs sie vor dem Zuschauer nicht die Ehe re vera brechen, das kann doch der Dichter nicht zu seiner Entschuldigung sagen, denn dazu zwang ihn ja die nächste Decenz der Schaubühne; hätte er einen Roman vor sich, so würde er gewifs nicht ermangelt haben, die Personen, wie es sich auch wirklich gehört, ihrer Gesinnung nach, thun zu lassen. Was er also hier als sittliche Entschuldigung vorbringt, ist nichts anders als eine dramatische Sünde. Daraus folgt, Hugo hat

Digitized by Google

die sociale Frage nicht zur Sprache gebracht, wie er sie theoretisch aufstellt; er hat vielmehr nur die beiden schlechten Qualitäten der Ehebrecherin und der Buhlerin gegenübergestellt, ein Gemälde, das in einem verdorbnen socialen Zustand immer Wahrheit und Interesse genug haben kann; wir wollen sehen, wie er sich aus der Aufgabe gezogen hat.

Der erste Act beginnt völlig wie Lucrezia Borgia; ein Nachtfest, das die reiche Schauspielerin, welche die Thisbe genannt wird, und eine öffentliche Person ist, der höchsten Gesellschaft von Padua gibt, denn der Podesta ist selbst unter den Gästen, und zwar als erklärter Liebhaber der Thisbe, obgleich sie ihn keineswegs liebt. Sogar muſs hier wie dort ein auf dem Theater schlafender Mann erscheinen, der wie dort Gennaro, so hier Homodei einige Scenen hindurch wenigstens, wie sich zeigt, zu schlafen fingirt. In der Einleitungsscene macht der Podesta seine Liebeserklärungen, indem er die Hausherrin zugleich als Spionin zu benutzen versteht. Sie entwirft ihm mit Freimuth das düstre Gemälde der venetianischen Zwingherrschaft, und erzählt ihre eigenen Lebensumstände; wie sie mit ihrer Mutter als Harfenmädchen herumgezogen, wie ihre Mutter einmal sollte gehangen werden, aber ein Edelfräulein sich ihrer erbarmt, wie sie dieser ein Crucifix zum Dank verehrt, ihren Namen aber nicht wisse; endlich wie sie von groſsen Herrn verführt, bereichert worden u. s. w. Endlich ist der Podesta argwöhnisch gegen zwei Männer in ihrer Umgebung; allein der eine, Rodolfo, sei ihr Bruder, der andre, der im Hintergrund schlafende Guitarrist Homodei ein Blödsinniger, der ihr von einem Freunde empfohlen worden. Der vermeinte Bruder kommt und der Podesta geht. Es zeigt sich sogleich, daſs er Thisbe's angebeteter Freund ist; diese Leidenschaft ist mit anziehender Wahrheit von Seiten des Weibes geschildert; Rodolfo dagegen hält sich in allgemeinen Galanterien; da sein Freund hinzutritt, erklärt er diesem, er liebe nicht Thisbe, sondern eine andre. Der Freund geht, Rodolfo bleibt allein in Gedanken sitzend. Da erhebt sich im Hintergrund der vermeintliche Schläfer Homodei und erzählt dem erstaunten Rodolfo seine ganze geheimste Geschichte, ganz wie oben der Jude dem Günstling Fabiani. Diese lange Rede schlieſst sich damit, daſs er Rodolfo fragt, ob er zu der Frau geführt sein wolle, die er schon als Mädchen geliebt habe und nicht wisse, wohin sie verschwunden; sie heiſst Catharina. Rodolfo ist entzückt. Nachher Thisbe und Homodei. Dieser sagt ihr, Rodolfo liebe eine Frau und er führe ihn ein; sie soll alles erfahren, wenn sie ihm einen kleinen Schlüssel verschaffe, den der Podesta als Bijou am Halse trägt; das ist gleich geschehen. Homodei will sie hinführen, wo sie ihre Nebenbuhlerin mit Augen sehen kann.

Wie der erste Act der Schlüssel, so ist der zweite das Crucifix überschrieben. Schlafzimmer der Donna Catharina, Gemahlin des Podesta. Zwei Kammerfrauen sprechen von der geheimen Polizei, eine geht, Homodei tritt plötzlich aus der Wand heraus und gibt sich dem Mädchen als Spion des Zehnergerichts zu erkennen; er läſst sich das ganze Local erklären; sie darf nichts von ihm merken lassen; geht. Homodei führt Rodolfo ein; er sei hier bei seiner alten Liebe, beim Podesta; er verbirgt sich auf dem Balcon; Homodei legt jetzt einen Brief auf den Tisch und verschwindet. Catharina kommt mit ihrer Dafne; sie spricht von ihrer Liebe zu Rodolfo, schickt das Mädchen zu Bett. In ihrer Melancholie greift sie zur Guitarre; da singt Rodolfo vom Balcon ihr Lieblingslied, stürzt herein. Die Liebesscene haben wir schon besprochen. Nun sieht Catharina den Brief auf dem Tisch liegen, liest ihn und entsetzt sich. Sie sagt: Ein Sbirre von Venedig liebt sie und sie lieſs ihn fortjagen, er sagt, er räche sich jetzt, es ist Homodei. Sie sehen sich in der Schlinge; Rodolfo versteckt sich in Catharina's Betzimmer, Catharina legt sich als ob sie schlafe; die Wand öffnet sich, Thisbe kommt mit einer Lampe, findet Catharina, sagt ihr wer sie ist; sie kommt aus Eifersucht auf Rodolfo und sagt, sie wolle sie verderben. Hier stehen sich nun die Hausfrau und die Buhlerin gegenüber und erörtern ihr Unglück; sie sind beide unglücklich, weil sie beide schuldig sind. Catharina leugnet, aber sie sieht Rodolfo's Mantel am Boden. Sie will den Podesta rufen. Da erblickt sie an der Wand das Crucifix, das einst ihre Mutter ihrer Retterin geschenkt; sie fragt; Catharina war jenes Kind. Von dem Augenblick hat Thisbe nur Einen Gedanken, Catharina aus aller Noth zu retten. Nun kommt Angelo, der Podesta, und findet zu seinem Erstaunen Thisbe bei seiner Gattin. Jene aber weiſs

Digitized by Google

alles auszugleichen. Sie habe von einem Mordanschlag auf sein Leben gehört und sei in der Nacht, in den Mantel gehüllt, hergekommen, es zu melden. Nun bittet sie den Podesta sie hinunter zu geleiten zu ihrer Sänfte, sagt aber Catharinen in's Ohr, sie soll Rodolfo durch den geheimen Gang entweichen lassen, Catharina ist wie im Traum.

Der dritte Act heifst: Le blanc et le noir; das Geheimnifs dieser Ueberschrift hab' ich noch nicht entziffern können. Erste Scene; das vorige Zimmer; Tag. Der Podesta mit zwei Geistlichen; er ist doch hinter das Geheimnifs gekommen, und hat bei sich beschlossen, seine Frau für die Beschimpfung mit dem Tod zu strafen, da ihm Rodolfo entwischt ist. Er verlangt also von dem einen Geistlichen, er soll unverweilt Todtenmessen lesen und vom andern, er soll seine Frau zum Tode vorbereiten. Er geht selbst mit hinein. Thisbe kommt. Sie quält sich mit ihrer Eifersucht, hat aber Rodolfo in der Nacht nicht gesehn und ist darum noch nicht überzeugt. Der Podesta kommt, sagt ihr, dafs ein Spion der Zehner (es ist Homodei) in der Nacht sei ermordet worden (man erräth, von Rodolfo); zwei Nachtwächter fanden ihn noch lebend, und er gab ihnen einen aufgefangnen Brief, sie vergessen aber den Namen des Mörders; dieser Brief ist von Rodolfo an Catharina geschrieben, ein Liebesbrief, Thisbe erkennt die Hand, gesteht es aber nicht. Der Moment ist tief und schön. Angelo erklärt, seine Frau soll enthauptet werden, hier im Schlafzimmer. Er sei es seiner Familie schuldig. Thisbe meint, Gift wäre besser; der Podesta hat keines, Thisbe sagt, sie habe ein Fläschchen. Sie geht es zu holen. Angelo und Catharina; sie ist nicht auf den Tod gefafst und fleht; nun soll sie den Namen ihres Geliebten nennen; sein Tod und sie in's Kloster versöhnt den Gatten; sie will nicht. Er läfst sie allein; sie will sich auf's Bett werfen, statt dessen sind Block und Beil hinterm Vorhang; Todesschrecken der Frau. Durch die geheime Pforte kommt — Rodolfo! Wer diesen Auftritt begreifen kann, den begreif' ich nicht; er hat auch keinen andern Zweck, als die vorher so erschreckte Catharina dem Geliebten gegenüber in ihrer Charakterstärke zu zeigen. Sie stellt sich heiter, wie wenn ihr nichts bevorstände und sorgt nur ihn sicher wieder wegzubringen, knöpft ihm sogar den Rock zu u. s. w. Ich glaube, diese Scene hat der Dichter eingeschaltet, um die in der That sonst ganz aufgeopferte Rolle der Catharina zu heben. Nun kommt der Podesta mit Thisbe; Catharina erkennt sie von der vorigen Nacht her. Angelo erklärt der Frau, dafs sie das Gift trinken müsse; sie wehrt sich eine Weile, da aber der Podesta beiseite geht, gibt Thisbe ihr zu verstehn, es sei kein Gift; sie trinkt und geht in ihr Betzimmer. Zwei Nachtwächter kommen; Angelo gibt ihnen Anweisung, den Leichnam seiner Frau in den Keller zu schaffen und in das schon gefertigte Grab zu verschliefsen. Er geht. Thisbe besticht die Wächter; sie sollen die Frau in den Keller tragen, dann aber thun was sie verlange.

Zweite Scene (besser aber ein vierter Act). Zimmer bei Thisbe; Nacht; die Nachtwächter haben Catharina, vom Schlafmittel betäubt in dem Vorhangbett niedergelegt; nur ein Page bleibt; sie erkundigt sich, ob die Pferde bestellt und die Verkleidung, und wie weit es zur Grenze. Nun spricht Thisbe, allein, ihren tiefen Schmerz aus, die Liebe Rodolfo's war ihr alles; er liebt eine andre; sie wünscht zu sterben. Da erscheint Rodolfo. Die ganze Scene dreht sich um die Motive: Rodolfo: Du hast Catharinen ermordet. Thisbe: Nicht wahr du liebst mich nicht? Rodolfo: Ich habe dich nie geliebt. Thisbe: Ich leugne nicht. Rodolfo ersticht sie. Da erwacht Catharina hinter dem Vorhang. Rodolfo sieht seinen Irrthum: Thisbe: Du liebst mich nicht; so sterb' ich wenigstens von deiner Hand.

Diese letzte Scene ist mehr werth, als das ganze Stück; als Episode eines Trauerspiels wäre sie des gröfsten Dichters würdig, der gelebt hat. Die Ausführung ist von einer Innigkeit, Tiefe und Wahrheit, wie die französische Bühne nie etwas gehabt hat. Aber freilich als Haupthandlung des Drama bleibt sie stückhaft; es ist das Schicksal unsrer heutigen Dramatiker, dafs sie es im besten Fall zu einer vollendeten Scene bringen, nie aber zu einem vollkommenen Stück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Das Resultat der socialen Frage wäre nun nach dem Dichter: Die Ehefrauen sind unglücklich, untreu und ungerecht gegen die Buhlerinnen; diese aber können gemüthlich und treu sein und die schnöde Welt verachtet ihren Stand. Das ist in der That eine seltsame, gefährliche Moral. Alles Licht des Stücks fällt auf Thisbe; sie ist ohne Widerrede der vollendetste Charakter, den Victor Hugo gezeichnet hat, ist das résumé seiner Poesie; sie steht um so viel höher über Marion de l'Orme, als sie nicht pathetisch wie jene gehalten ist, sondern in der naivsten, man möchte sagen reinsten Natur. Nach dem Podesta, der der gefühllose Land- und Haustyrann ist, hat das Stück den Namen: Angelo, le tyran de Padoue erhalten. Es wurde auf dem théatre français aufgeführt und die berühmte Mars liefs sich herab, die völlig danklose Rolle der Catharina zu spielen. Interessant ist es noch, den Charakter des Liebeshelden Rodolfo mit dem Fabiani des vorigen Stücks zu vergleichen. Fabiani tödtet im Stück einen Schurken von Juden, und dafür läfst ihn der Dichter ohne Gnade am Schlufs enthaupten; Rodolfo, der ein idealischer Liebhaber ist, tödtet den Schuft Homodei und die arme ihn anbetende Thisbe; dafür darf er zum Schlufs mit seiner durch Thisbe's List eroberten Geliebten entfliehen und, wo möglich, glücklich werden. Eine poetische Justiz, die so ganz nach Launen ihr Schuldig oder Unschuldig auszusprechen sich befugt findet, erinnert mich an eine andere desselben Landes, von der ich aber nicht sprechen werde.

Hugo hatte mit dem Angelo in dieser andern Form des prosaischen, ich möchte sagen Conversations-Trauerspieles, abermals ein Aeufserstes erreicht, und da ihm kein politisches Hindernifs entgegen war, so scheint er seines Ruhmes, den ihm die praktische Bühne versicherte, ungehindert froh geworden zu sein. Er schwieg fast drei Jahre lang gänzlich. War es ein Gefühl der Ermüdung oder vielleicht auch die Klugheit, einen schwer errungenen Sieg nicht einer neuen Gefahr auszusetzen, jedenfalls mufs man sagen, er hatte seine Bestimmung, wie er selbst von Anfang sie gefafst, so ziemlich erfüllt, das imaginative Princip war auf der Bühne eingeführt, die abstracte Natur der classischen Tragödie lag offen am Tage; dafs er Shakspeare als den einzigen wahrhaften Meister anerkenne, hat er fortwährend und immer entschiedener ausgesprochen. Dazu kam, dafs er von andern Talenten, die mit ihm rivalisirten, besonders von dem fruchtbaren Alexander Dumas in seinen Bestrebungen unterstützt wurde. Endlich aber erwachte doch die Lust zur Production wieder in ihm; seine von Jugend auf glänzende Virtuosität im Styl und der Versification trieb ihn wieder zum Alexandrinerstück, dessen Vers er jetzt mit einer Keckheit behandelte, dafs man sieht, er wagt es sogar, trotz der Reimfesseln diesen Vers in Beherrschung der freien Reflexionsbewegung dem reimlosen Jamb an die Seite zu setzen. Diefs zeigt sich besonders in den Monologen, wo er, wie kein Franzose vor ihm, es wagt, den Gedanken und Perioden meist mitten im Verse abzubrechen, so dafs die Reim-Versform als etwas Unwesentliches und Zufälliges nebenbei geht. Man sieht, er verachtet seinen Vers, ohne ihn entbehren zu können.

Was den Inhalt von Ruy Blas betrifft, so sagt der Dichter in der Einleitung, es soll ein Seitenstück zu Hernani werden; dieses ist aber nur vom äufserlichen historischen Costüm zu verstehen; Hernani stellt den Moment vor, wo das spanische Ritterthum in der Monarchie aufgeht, Ruy Blas soll den bezeichnen, wo die spanische Monarchie durch den Adel und dieser in

Digitized by Google

sich selbst zerfällt, überhaupt den Untergang der spanischen Gröfse. Vom wesentlicheren ästhetischen Standpunct mufs man aber sagen, beide Stücke haben fast nichts gemein; sie sind vielmehr die grellsten Gegensätze; denn Hernani ist ein Drama im Sinn der Spanier, ein Stück, das blofs auf Situationen berechnet ist; die Wahrheit der Charaktere ist völlig aufgeopfert; Ruy Blas im Gegentheil soll ein reines Charakterstück sein; der Dichter hat noch einmal alle seine Kräfte aufgeboten, um die schon im Cromwell versuchte Einigung der verschiednen Style eines Shakspeare, Molière und Schiller organisch zu Stande zu bringen. Das Bestreben ist ihm abermals mifslungen; es ist diese letzte Arbeit, als Ganzes betrachtet, ohne Zweifel das schwächste Stück von allen; dagegen hat der Dichter noch einmal glänzend gezeigt, wie weit er es in Vollendung einzelner Scenen und Partien zu bringen im Stande sei.

Hugo hatte mit seinem Angelo, wo der Ehebruch eine Rolle spielt, gewissermafsen in das Gebiet gestreift, das ihm Alexander Dumas vorweg in Besitz genommen hatte; denn dieser Dichter hat sich vorzugsweise mit diesem Thema zu schaffen gemacht. Sodann hatte Hugo das vielgebrauchte tragische Medium der Vergiftung und was seit Romeo Mode ist, der Betäubung durch Schlafmittel, endlich auch die Gegengifte zu einer bereits übermäfsigen Anwendung gebracht. Die romantische Tragödie konnte aber nicht aus diesen Stoffen hinaus, und abermals mufs Ehebruch und Gift ihm eine Tragödie liefern.

Wir haben dem Dichter weiter oben Unrecht gethan durch die Vermuthung, er werde in seinem Sinn die deutsche Nation nicht für ein der Tragödie würdiges Culturvolk angesehen wissen wollen; er hatte doch in Hernani schon eine Scene mit deutschem Local und deutschem Namen; freilich ist sonst weniges dort deutsch. Diesmal aber thut er uns die Ehre an, dafs die Heldin seines letzten Stücks, die Königin und Ehebrecherin eine deutsche Fürstin ist, Maria Fürstin von Neuburg, die Gemahlin Königs Carl II. von Spanien, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Für diese Aufmerksamkeit können wir aber dem Dichter nicht sonderlich verbunden sein; denn wenn auch seiner Königin eine gewisse zarte Milde von vorn herein wie man sieht als absichtlich deutsches Element angebildet ist, so wird sie doch, von dem Moment der Leidenschaft an, gänzlich undeutsch: zuerst die leichtsinnige, dann die schamloseste Französin, und neben ihrer Schuld geht dann wieder als ein völlig Unverständliches die Milde ihrer Persönlichkeit Hand in Hand.

Neben der Königin als dem Mittelpunct des Stücks, stehen zwei spanische Edelleute, Blutsverwandte, welche den Zwiespalt bezeichnen sollen, in den der Adel durch das Majorat und die Monarchie gerathen war. Don Sallust ist der Höfling und Minister, der durch unsittliches Betragen bei Hof in Ungnade fallend, sich an der Königin rächen will, also der Intricant des Stücks, der gewissenlose Schuft und Egoist; dagegen Don Cesar, sein jüngrer Vetter, der sein Vermögen durch Leichtsinn durchgebracht, nun wie ein Zigeuner ein abenteuerliches Schlaraffenleben führt, seinen Namen verleugnet, mit Banditen in Verbindung tritt und sich durch das Leben schlägt, so gut es gehen will, ein sorgloser, darum in des Dichters Sinn edler offner tüchtiger Charakter. Endlich der Held des Stücks ist Ruy Blas. Er ist das sentimentale Element, ein jugendlich idealischer Charakter, der sich in die schöne Königin verliebt und doch nur ein Lakai ist. Er dient bei Don Sallust, nachdem er im Kreise des Don Cesar seiner Bettlerfreiheit satt geworden war. Hierin liegt ein Gegensatz zu Hernani; während dort der blofse Räuberhauptmann sich hinterher als Fürsten ausweist, wird Ruy Blas vielmehr durch Don Sallust als ein Werkzeug seiner Rache fälschlich zum Fürsten gestempelt, und seine Verzweiflung liegt darin, dafs er in Wahrheit nur ein Bedienter ist. Es lag allerdings eine grofse Keckheit darin, ein solches Thema auf der französischen Bühne zum Vorwurf der Tragödie zu benutzen; denn dem französischen Charakter ist, wie wir schon öfters erinnert haben, die Vornehmheit bisher immer als das erste Erforderniefs einer idealisch-pathetischen Poesie vorgekommen. Ein Lakai als Liebhaber war sonst nur dem Lustspiel erlaubt. Hugo zeigt, wie ein solcher Gegenstand, falls der Niedrige durch Bildung und Gesinnung sich zu adeln weifs, eine sehr tragische Seite haben könne, und um so eher einer idealischen Behandlung fähig sei, wenn der Gegensatz des alten Adels wie hier geschieht sich als ein Zustand doppelter Verderbniefs darstellt. Trotz dem hat dieses Stück für jeden unbefangenen Sinn etwas Widriges und

Digitized by Google

Abstofsendes. Es ist immer die abstracteste Leidenschaft, die Hugo als das idealische Element seinen Helden unterschiebt; ist seine Königin so zart und rein, wie er sie zu Anfang schildern will, so kann sie nicht so urplötzlich in das Laster hereinplumpen; und ist Ruy Blas so stolz und edel, wie er sich ausspricht, so kann er für's erste keinem Don Sallust dienen und für's zweite den Betrug gegen die Königin nicht durchführen, so dafs die Entwicklung ganz äufserlich durch den höhnischen und langsam seine Rache bereitenden Don Sallust in das Stück hereinkommt. Doch wir wollen so kurz wie möglich die Handlung erzählen.

Erster Act. Sallust erzählt einem Vertrauten, wie er durch die Königin in Ungnade gefallen und sich rächen wolle. Dann kommt Don Cesar, der arme Vetter; der Gegensatz beider spricht sich aus. Cesar und Ruy Blas erkennen sich dann als alte Bekannte, und Blas gesteht dem Freunde seine Liebe zur Königin von Spanien; es erinnert an den Moment, wie Carlos dem Marquis Posa seine Liebe zur königlichen Mutter gesteht. Sallust, der seinen ihm gefährlichen Vetter los sein will, läfst ihn insgeheim verhaften und in die Strafcolonien nach Africa abführen.

Den Ruy Blas aber, da er dessen Geständnifs belauscht hat, beschliefst er sogleich zum Werkzeug zu machen, um die Königin zu verderben. Er sagt ihm, er wolle sein Glück machen, wenn er ihm in allem folgsam sei, dictirt ihm einige Zeilen, die er im Nothfall als Instrument gegen ihn und die Königin brauchen kann, und gibt ihn gleich darauf den eintretenden Edelleuten als seinen bereits beiseite geschafften Vetter Don Cesar aus; dies geschieht ohne Ruy's Einwilligung, der vor Schrecken nicht weifs, wie ihm geschieht. Am Schlusse des Acts geht, da derselbe im Palast spielt, auch noch die Königin über die Bühne.

(Der Beschlufs folgt.)

XLVIII.

Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften. Von Dr. R. Hermann Lotze, Docenten der Medizin und Philosophie an der Universität Leipzig. Leipzig, 1842. *VIII u.* 528 *S.* 8.

Zu einer Zeit, wo das allgemeine Streben dahin geht, die Wissenschaften zu organisiren und im Geiste organischer Entwickelung auszubilden, fällt es auf, zu sehen, dafs die medizinische Wissenschaft vom Organismus selbst philosophisch nach mechanischen Grundsätzen, wie in der vorliegenden Schrift, behandelt wird. Man wird sich ein Urtheil über dieses Verfahren bilden, wenn man den Gang, welchen der Verfasser nimmt, näher verfolgt, wobei denn im Voraus zu berücksichtigen ist, dafs derselbe, zugleich als Verfasser eines Werks über Metaphysik, hauptsächlich von seinen metaphysischen Grundsätzen ausgeht, und diese nicht ohne scharfsinnige Consequenz auf das medizinische Material anzuwenden versucht. Nach dem Verfasser ist alles Organische nichts, als eine bestimmte Form der Vereinigung des Mechanischen. Er betrachtet den lebenden Körper als ein System von zusammengeordneten Massen mit ihren proportionalen Kräften, wobei sich „das Geschehen in demselben von dem unbelebten physikalischen Geschehen nicht durch die principielle Verschiedenheit der Natur und Wirkungsweise der vollziehenden Kräfte, sondern durch die Anordnung der Angriffspuncte, die diesen dargeboten wird" unterscheidet. Um näher aus der oft dunklen Ausdrucksweise des Verfassers zu einem Verständnifs seiner Ansichten zu gelangen, stellen wir noch die wesentlichsten seiner Aussprüche zusammen. Die Lebenskraft ist hiernach nicht als eine *wirkende Kraft* des Lebens, sondern als die resultirende Gröfse der Leistung zu betrachten, die aus der Vereinigung unendlich *vieler partieller Kräfte* hervorgeht. Da der Verfasser das Leben nur als eine bestimmte Form des Mechanismus betrachtet, so findet er in Anwendung dieses Begriffs auf das Leben auch vorzüglich nur die äufsere *Form der Erscheinungen* des Lebens als Anhaltspuncte brauchbar, woran er seine Betrachtungen knüpft, wodurch ihm denn die Gesundheit, wie die Krankheit, zu einer Art von mechanischem Procefs wird, in welchem auch nur mechanische Elemente und Verhältnisse aufgesucht werden. Das Leben ist ihm eine Zusammenfassung von mechanischen Thätigkeiten und Entwickelungen, die nur dem zusammengefafsten Ganzen, nicht im Geringsten auch den einzelnen Theilen und Organen zukommen. „So wie Steine und Mörtel ein Haus bilden (der Verfasser zieht hier die neuere Zelleutheorie herbei, nach welcher der Organismus nur ein Aggregat von Zellen sei und daraus aufgebaut werden soll), das nur durch diese Form der Verbindung ein Haus ist, während sie selbst dadurch als einzelne Theile nicht das Geringste, Hausartige oder Häusliche in ihrem Wesen erhalten, so *sind feste und flüssige Theile im Körper nichts als physikalische Massen*, die alle diejenigen Wirkungen ausüben, die in ihren physikalischen Eigenschaften begründet sind". Der Verfasser sagt: Leben ist eine bestimmte Vereinigung von Essen, Trinken, Verdauen, von Empfindung, Bewegung u. s. w. Dies sind die mechanischen Bausteine, woraus der Organismus gebildet wird, der nur durch die Vereinigung dieser Bausteine lebendig wird, während sie selbst nur als mechanische Massen betrachtet werden. Wie diese Bausteine selbst entstehen und gebildet werden, welche Kraft sie bewegt, sich zusammenzufügen, sich organisch zu erregen und innerlich zusammenzuhalten, darauf kommt der Verfasser nicht

Digitized by Google

zu sprechen. Er bewegt sich nur in einem formellen Mechanismus, den er an einzelnen organischen Erscheinungen betrachtet, ohne zu dem organischen Leben selbst vorzudringen. Der Verfasser bildet so das ungezügelte Extrem einer auch sonst vielfach auftauchenden anatomisch-mechanischen und physikalischen Richtung in der Medizin, die nur mit Massen und äufseren Erscheinungen umgeht, diese selbst und, in ähnlicher Weise, beliebige Kräfte als vorhanden voraussetzt und blofs über den Mechanismus ihrer Verhältnisse spricht; nur dafs der Verfasser mit der ganzen Breite des Materials im Einzelnen nicht hinreichend vertraut zu sein scheint, und daher von seinem metaphysischen Standpuncte aus mit einer Art mathematischer Consequenz sich eine Causalitätslehre bildet, wobei er über Manches hinwegsieht, was ihm sonst ein Stein des Anstofses gewesen sein würde. Die Pathologie, die sich der Verfasser nach diesen Grundsätzen bildet, ist nun folgende.

Da das Leben überhaupt eine Zusammenfügung verschiedener Massen und Kräfte ist; so bildet ein Gleichgewicht der Verhältnisse dieser Massen und Kräfte die Gesundheit. Krankheit ist dem Verfasser eine Störung dieses Gleichgewichts und dadurch wird es ihm möglich, sich eine Mechanik der Krankheit wie der Gesundheit zu bilden. Die Lebenskraft kann erhöht oder erniedrigt werden, wenn die einzelnen Massen, mithin die proportionalen Kräfte des Körpers, vermehrt oder vermindert worden sind. Durch solche Vermehrung oder Verminderung entsteht nun die Störung in dem Lebensmechanismus, welche Krankheit ist. Die Krankheit ist dem Verfasser daher ein rein quantitativer Procefs; und der Fall der qualitativen Umänderung fällt mit der quantitativen zusammen, weil nach dem Verfasser die Kräfte nur durch mechanische Veränderung der Massen sich ändern. Alles läuft also auf Erhaltung der gegenseitigen Proportionen der Massentheile des Körpers in der Gesundheit hinaus, während durch Disproportion mittelst Wegnehmen oder Zufügen der proportionalen Quanta Krankheit sich bildet. Die Wiederherstellung geschieht so, dafs ein proportionaler Antheil von Masse aus seinen Verbindungen, als *unorganisches* Aggregat, herausfällt. Diese Ausscheidung ist die Krisis. Der Verfasser bedient sich hierbei, wie man sieht, des Unterschiedes von Unorganischem gegen Organisches als eines Factums bei seinen Erklärungen, ohne zu bedenken, dafs nach seinen mechanischen Grundsätzen dieser Unterschied gar nicht vorhanden sein könnte. Wie und auf welche Art die Krankheit zum Tode führt, und was der Tod dem Leben gegenüber ist; diese wichtigen Puncte berührt er ganz und gar nicht, weil sie nach seiner Theorie völlig unerklärlich sind. Eine Therapie bildet sich der Verfasser auf folgende Art. Wenn es der Natur nicht selbst gelingt, durch Krisen die normalen Proportionen ihrer Massen wiederherzustellen, so müssen sich die Ursachen der Hemmung finden, wodurch die Krisen aufgehalten werden. Diesen Hemmungsursachen soll nun die Therapie vorzüglich entgegenwirken. Auf den Zustand und Lauf der activen organischen Erregung in dem Heilungsprocefs, auf die Perioden in dem Steigen und Fallen der Actionen, auf die lebendigen Qualitäten der pathologischen Thätigkeiten und Producte, wird keine Rücksicht genommen, vielmehr sollen die Heilmittel nur als mechanische oder chemische Massen wirken.

Sehen wir von diesen allgemeinen Grundsätzen des Verfassers auf die besondere Ausführung der einzelnen Theile seiner Schrift, so finden wir, dafs aufser der Darstellung obiger theoretischer Grundbegriffe, der gröfsere Theil des Werks sich mit allgemeiner Symptomatologie und Aetiologie beschäftigt. Eine weitere Darstellung der Krankheitstypen, des Krankheitsverlaufs, der Stadien, der Krankheitsprodukte vermifst man gänzlich. In der Symptomatologie macht sich eine Durchführung der allgemeinen mechanischen Principien des Verfassers kaum mehr bemerklich und er beschränkt sich mehr auf empirische Zusammenstellung der bekannten Facta. Die Bemerkung, in der Lehre von der kranken Empfindung, dafs das Empfinden in einem veränderten physikalischen Zustand der Nerven bestehe, wodurch der Seele eine mechanische Anregung (?) zur Erzeugung der Empfindung gegeben werde, hat keinen weiteren Einflufs auf die gegebene Pathologie der Empfindungen, und wenn der Verfasser seinen allgemeinen mechanischen Maafsstab an die von ihm gegebene empirische Symptomatologie legen würde, so würde er selbst das oft Widersprechende zwischen beiden finden. In der That wäre auch in der Lehre von den Schmerzen, den Idiosynkrasieen, den Sinnesphantasmen der gelehrte Mechanismus wenig anwendbar, selbst wenn man alle diese Erscheinungen auf die rein quantitativen Bestimmungen von erhöhter und verminderter Empfindung zurückführen könnte. In der Lehre von den kranken Bewegungen hat der Verfasser die darüber bekannten neueren Untersuchungen, besonders von M. Hall, benutzt. Bei Darstellung der Abweichungen der Cirkulation kommen nur Gefäfsbewegungen zur Sprache; die Pathologie des Bluts selbst fehlt gänzlich und auch das in der Lehre von den kranken Absonderungen darüber Beigebrachte genügt nicht; die pathologische Gerinnung, Bildung der Entzündungshaut u. s. w. sind ganz übergangen; ausführlicher verbreitet sich der Verfasser über die psychischen Symptome und über den Chemismus und Mechanismus der Sekretionen; wobei aber die Erregungsverhältnisse nicht berücksichtigt werden. Die allgemeine Aetiologie (die Lehre von den Dispositionen und den äufseren Ursachen) ist kurz abgehandelt, und man spürt darin nichts mehr von der Theorie des Lebensmechanismus.

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Théâtre de Victor Hugo.

(Schluſs.)

Zweiter Act. Zimmer der Königin. Sie wird als ein gutmüthiges deutsches Frauenzimmer geschildert, die durch ihren Gemahl vernachläſsigt und durch die leere Etikette des spanischen Hofes unglücklich gemacht wird. Die Reden der Oberhofmeisterin in dieser Richtung sind ein manierirter Commentar über einen einzigen Vers, den Schiller in seinem Don Carlos angebracht hat. Daſs die Königin vor langer Weile stirbt, ist ganz natürlich, daſs sie aber von dem Ceremoniell nichts weiſs, und es ihr alles erst jetzt so wie dem Publicum bekannt gemacht werden muſs, ist unwahr und lächerlich. Nun kommt noch eine comische Figur in's Stück, nämlich ein alter Graf Don Guritan, der bei Hofe Dienste thut, und als vollendeter Don Quixote in die junge Fürstin verliebt ist. Diese Figur ist vom Besten im Stück, aber die reine Comödie. Die Königin spricht nur in einem Monolog, wo sie beten soll, ihre brünstige Liebe zu einem Unbekannten aus, der ihr alle Morgen im Park einen Straufs von gewissen blauen Blumen niederlegt (ich denke der Dichter meint das deutsche Vergiſsmeinnicht, deren Cultus den Franzosen in Deutschland aufzufallen pflegt) und der ihr jetzt sogar einen Liebesbrief hineingebunden; es ist natürlich Ruy Blas, und da er bei diesem Anlaſs über die Gartenmauer klettern muſs, so hat er sich das letzte Mal an den Eisenspieſsen verwundet und ein Stückchen Manchetten im Stich gelassen; dieses und den Brief und Straufs trägt die verliebte Königin im Busen. Nun kommt ein Brief vom König. Er schreibt von der Jagd „es gehe ein starker Wind und er habe sechs Wölfe geschossen". Das ist wenig erbaulich für ein sehnsüchtiges Herz; die Königin erstaunt aber, dieselbe Handschrift zu lesen, die in ihrem andern Brief war. Sie will den Boten sehen, und Ruy Blas wird als Page eingeführt. Ruy Blas wird vor [illegible] übel. Die Königin erkennt ihn an der Handschrift. Das strenge Ceremoniell ist hier ziemlich aus den Augen gesetzt. Die Königin springt dem Pagen selbst bei und da Guritan erinnert, daſs er als Page die Nacht vor dem Gemach des Königs zu wachen habe, rechnen beide Liebende schnurstracks auf diese Gelegenheit und die Königin beträgt sich, ich weiſs kein anderes Wort, als auf's Schamloseste. Der alte Guritan merkt aber das Ding, ist eifersüchtig und fordert Ruy Blas zum Duell. Dieser nimmt's an und geht. Nun tritt, seltsam, die Königin zu Guritan heraus; sie hat ihn belauscht, und um das Duell und ihn zu beseitigen schickt sie ihn auf der Stelle mit einer Botschaft an ihre Eltern nach Neuburg in Deutschland. So sind alle Hindernisse beiseite geschafft und man sieht, die zarte Königin und der vermummte Lakai haben alle schönste Gelegenheit ihrer Liebe zu pflegen. Ueber diesen scandalösen Inhalt weggesehen, muſs man sagen, daſs das Stück bis hieher einen festen dramatischen Inhalt hat, der aber dann auch völlig abbricht.

Dritter Act. Die Minister des Königs sind im Palast versammelt und halten Staatsrath. Es sind seit dem letzten Act sechs Monate verflossen, Ruy Blas ist allmächtiger Günstling am Hofe; vom König ist gar keine Rede. In den Ministern soll sich darstellen, wie der gänzliche Ruin der Monarchie durch die Privathabsucht der Staatsdiener herbeigeführt wird; sie theilen die Staatseinkünfte unter sich, wie Räuber eine gemeinschaftliche Beute. Da — tritt Ruy Blas hinter der Wand vor, er hat sie belauscht — und schilt sie wie Schulknaben; die ganze Lage von Europa wird uns auseinandergesetzt in einer langen langen Strafpredigt. Hier ist der Dichter so ganz in seinem lyrischen Element, daſs er sein Drama scheint vergessen zu haben. Die Minister gehen ab, nachdem

Digitized by Google

einige entlassen sind. Nun tritt die Königin herein; sie hat ebenfalls gelauscht; sie bewundert Ruy Blas, seinen Muth, seine Vaterlandsliebe. Sie muſs ihm die Hand drücken, denn — sie hat ihn seit sechs Monaten nicht gesehen. — Ruy Blas ruft bei ihrem Anblick aus: Seit sechs Monaten sie fliehen und sie so plötzlich sehen! Was der Dichter mit diesen Verkehrtheiten bezweckt, ist mir ein völliges Räthsel. Ich glaube, das Verhältniſs der Liebenden im zweiten Act war ihm hinterher selbst zu scandalös vorgekommen, und es soll nun dadurch gereinigt werden, daſs diese unerlaubte Liebe bei Beiden sich in eine platonische Achtung, mit Vaterlandsliebe versetzt, umkehren soll. Das heiſst aber Tugend und Laster in das tollste Quodlibet verwandeln. Ich gestehe, daſs ich dem Gedicht hier keinen Verstand beimessen kann, und es hat an dieser Stelle allerdings einige Affinität mit Hernani. Während nun Ruy Blas in dem Entzücken einer idealen Liebe radotirt, tritt Don Sallust herein, sein böser Dämon, und erinnert ihn, daſs er sein Lakai ist; hier ist der Don Gomez des Hernani unverkennbar. Dieser Gegensatz ist auf's Grellste ausgebeutet. Sallust sagt ihm, daſs es Zeit sei, die Rolle des Fürsten aufzugeben; er bescheidet ihn in seine Wohnung, die inzwischen Ruy selbst bewohnt hat.

Vierter Act. Ruy Blas als Diener, durch sein Schicksal entzweigebrochen, spricht einen Monolog in wunderlich zerbrochenen Gedanken und Versen. Er geht ab und es kommt — Don Cesar durch den Schornstein in's Zimmer hereingefallen. Hier haben wir nun ein reines Molièresches Lustspiel, das in der That vortrefflich ist und die Tragödie weit überragt. Don Cesar ist aus Afrika entwischt und kommt auf der Flucht vor den Häschern. Er erstaunt, hier von den Fremden als Don Cesar behandelt zu werden, bis er auf die Entdeckung kommt, daſs man einen andern ihm substituirt hat. Don Guritan kommt aus Deutschland zurück und will sich mit Don Cesar d. h. Ruy Blas schlagen, aber jener bringt ihn um in seinem eignen Namen. Endlich kommt Sallust zurück und erkennt den Vetter; er läſst ihn durch die Häscher verhaften.

Der fünfte Act, den der Dichter „der Löwe und der Tiger" überschrieben hat, spielt zwischen den drei Personen, Don Ruy, Sallust, Königin. Ruy in Verzweiflung bereitet sich Gift zu nehmen. Da tritt die Königin herein; nämlich Don Sallust hat das zu Anfang geschriebene Billet des Ruy dazu benutzt, sie jetzt in diesen Hinterhalt zu locken; sie ist im Hause Sallust's und er kann sie nun laut des Ehebruchs bezichtigen. Verzweiflung des Ruy. Sallust kommt und sagt der Königin einfach, es sei das beste, wenn sie abdanke und mit Ruy fliehe. Ruy erklärt aber jetzt, er sei nichts als ein Bedienter. Verzweiflung der Königin; die Situation könnte sich bloſs in der Comödie ausnehmen und ist ein Hohn auf alles tragisch Erhabene. Aber Ruy Blas, zur Verzweiflung gebracht und in der Angst um die Königin, sieht jetzt keinen Ausweg mehr, als Sallust zu tödten, dann selbst das Gift zu nehmen. (Die Königin steht dabei, fast wie Brackenburg bei Clärchen.) Noch beweint die Königin den Geliebten, er aber spricht mit überzeugender Wahrheit, es sei durchaus nichts anderes zu machen gewesen. — Die Königin kann jetzt ohne Zeugen in ihr Schloſs zurückkehren. Hiemit endet das Stück.

Hugo hat in diesem letzten Stück nicht gezeigt, daſs er im Organismus des Drama es zu einer gröſsern Vollendung zu bringen vermöge: es fällt im Gegentheil mehr auseinander als die früheren; es ist weder die pathetische Kraft der letzten versificirten, noch die Lebenswahrheit der prosaischen diesmal erreicht worden; wohl aber zeigt sich eine groſse Vollendung im Styl und der Diction und auch in der Ausführung und theatralischen Anlage einzelner Scenen. Ich muſs gestehen, daſs ich die komischen Charaktere, Don Cesar und Don Guritan für das allein ganz Gelungene am Stücke halte, und komme auf meine frühere Behauptung zurück, Hugo hätte im Lustspiel groſs werden können, und zwar nicht bloſs im Molièreschen, das ihm allerdings seinem Princip nach niemals hätte genügen können, sondern im romantischen Lustspiel hätte er sich vielleicht einen Platz erobern können, der die Mitte hielte zwischen dem englischen und spanischen Gedicht dieser Gattung; er hätte vielleicht gewissermaſsen die Shakespearische und Molièresche Komik in sich vereinigen können, obgleich diese Aufgabe ihre fast unübersteiglichen Hindernisse zu haben scheint. Das Alles aber hintertrieb seine Neigung zum Pathetisch-Leidenschaftlichen, seine Anregung durch das Göthe-Schillersche Trauerspiel, seine Op-

Digitized by Google

position gegen die einheimischen Tragiker, und endlich und über alles das Verlangen seines Publicums, starkerschütternde, gräfsliche, wilde Dinge auf der Bühne zu sehen. Der Theaterbeifall hat Hugo's Talent nicht zur reinen Entwicklung kommen lassen, und es ist immer schon für ein Grofses zu achten, dafs der Dichter seine Individualität noch so weit zu bewahren wufste, dafs den tragischen Geschichten doch immer ein komisches und humoristisches Beiwerk gegeben werden konnte. Das ist sein wirklicher Sieg über den französischen Volksgeist; denn dieses verlangt sein Publicum so wenig, dafs es sich dadurch vielmehr auf's Entschiedenste abgestofsen fühlt.

Man hat in unsern Tagen oft die französischen Schauspieldichter beneidet, dafs sie, wenn ihre Stücke gefallen, sich durch die geordnete rechtliche Veräufserung ihrer Werke zu einer behaglichen Existenz emporschwingen können. Dies ist einmal als das materielle Interesse der Poeten, das freilich in Deutschland nicht so günstig gestellt ist, eine natürliche Aeufserung; wird auch zumeist von denen verfochten, welchen bei uns französische Zustände überhaupt als das Ideale, Vorausgeschrittene erscheinen. Dabei vergifst man aber doch, dafs jene bekannte Einrichtung aufser Frankreich nirgends angetroffen wird, weder in England, noch Italien, noch sonst wo. Die Schattenseite der Sache ist überhaupt die, dafs der Dichter in Frankreich nun sein Geschäft als ein förmliches métier betrachtet, dafs er der Bühne gegenüber sich gänzlich der demagogischen Wirkung auf die Masse dahingeben mufs; dafs er die Kunst überhaupt zum Dienste des Marktes erniedrigen mufs. Dabei zeigen sich denn gleich die seltsamsten Widersprüche. Unser Victor Hugo, der, wie man nicht leugnen kann, von seiner Kunst einen hohen Begriff mitbringt, kann in einer öffentlichen Rede in Einem Athem von dem Kunstideal und von dem belgischen Nachdruck sprechen, der ihm so viel Nutzen entzogen habe. Unsre grofsen Dichter waren noch stolz darauf nachgedruckt zu werden, trotz dem Schaden, den sie dadurch erlitten. Man kann sagen, die deutsche Natur hat überhaupt eine zu hohe Ansicht von dem ideellen Gehalt der Kunst, als dafs ein wahrhaft begabter Dichter sich überzeugte, der poetische Werth eines Schauspiels könne von der zufälligen Wirkung einer durch vielerlei Dinge bedingten Bühnendarstellung auf ein unendlich gemischtes Publicum abhängig gemacht werden. In Frankreich entscheidet gewöhnlich eine erste Vorstellung des Stücks auf einer Pariser Bühne über die ganze Existenz eines Schauspiels. Zufällige Nichtanerkennung hat junge Dichter schon zu den gewaltsamsten Aeufserungen, ja zum Selbstmord geführt. Die Franzosen bilden sich viel auf diese Sitte der öffentlichen Beurtheilung ein, ich glaube weil sie in Athen so gehandhabt wurde. Aber das griechische Theater war etwas ganz andres, als das unsre; es hatte religiösen Ursprung, gegebenen Inhalt, und die Preiserkennung geschah nicht durch das Publicum, sondern durch bestellte Kunstrichter, denen vielleicht die Dichtung schon vor der Aufführung bekannt war, was im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Den Franzosen ist sodann die stille Wirkung eines durch den Druck verbreiteten dramatischen Gedichtes fast ganz unbekannt, was in Deutschland der einzige Weg ist sich Anerkennung zu verschaffen. Wir haben keine Hauptstadt und keine Nationalbühne; dagegen hat Frankreich kein Institut, das sich dem geordneten System des deutschen Buchhandels vergleichen liefse. Dort kauft man etwa ein auf der Pariser Bühne beklatschtes Stück nachher in Paris oder in der Provinz bei einem marchand de nouveautés, unter andern Modeartikeln; es dauert dann so lange wie die Mode; was aber nicht wenigstens Einen Tag der Mode genofs, wird gar nicht mehr beachtet. So vermögen wir die literarischen Interessen nicht zu tractiren. Göthe's Faust war schon durch Europa als das gröfste Werk unserer Literatur anerkannt, als man endlich mit schüchterner Hand es wagte, es theilweise zur öffentlichen Aufführung zu bringen. Dieses ist ein recht schlagendes Specimen des deutschen Verfahrens in Kunstsachen. Ueberhaupt haben sich unsre gröfsten Künstler, wohin man doch Göthe und Beethoven rechnen mufs, nur nebenbei die Aufgabe gestellt, auch für die Bühne zu schreiben und beide haben ein besonderes Glück darin gehabt. Allerdings haben wir einige andere Meister aufzuführen, die ein ganz entschiedenes Glück durch das Organ der Bühne gemacht haben; es sind indessen ihrer wenige; der erste war Mozart, der als der Fürst der Oper es von vorn herein zu erkennen gab, dafs das klassische Theater der Deut-

Digitized by Google

schen mehr auf die Musik als auf die Poesie gegründet werden müsse; der zweite Schiller, der das deutsche Trauerspiel wie es scheint auf seine höchste Höhe gestellt hat; der dritte Kotzebue, der nur den Mangel eines wahrhaft komischen Talents in unsrer Literatur dazu benutzte, um seine gewandten, aus aller Welt entlehnten Nachahmungen als Theaterliteratur einzuschwärzen; der vierte und letzte Weber, der zum Theil seinen wohlerworbenen Ruhm auf die Lorbeeren gründete, die das Publicum seinem Vorgänger Beethoven vorenthielt. Aufser diesen hat kein Deutscher auf der deutschen Bühne sich einen nationalen Namen gemacht. Wir schliefsen daraus, dafs das deutsche Theater der Nation etwas andres ist, als das französische seinerseits; dafs namentlich die dramatische Poesie für uns zunächst ein Zweig der Literatur ist und erst nebenber für die Bühne benutzt wird. Endlich dafs es uns gar nicht wünschenswerth scheint, dafs bei der unendlichen Verschiedenheit der Völkergeister eine französische Institution mechanisch auf unser Vaterland übertragen werde. Wir sind vielmehr der festen Hoffnung, dafs die Verhältnisse der dramatischen Dichter in Deutschland noch lange nicht in der Weise *rechtlich geordnet* werden mögen, wie es derzeit in Frankreich der Fall ist; denn es ist besser, dafs der Künstler darbe, als dafs die Kunst zu einem gemeinen Markterwerb herunter gesetzt werde.

Aus diesen Bemerkungen wird es klar werden, warum wir glauben, dafs Victor Hugo's Talent in seinem Vaterlande und durch das Publicum verhindert wurde, zu seiner freien schönen Entwicklung zu kommen. Das undankbare Publicum hat ihn zu den sittlichen Extravaganzen genöthigt, um derentwillen es ihn jetzt vernachläfsigt und sogar verurtheilt. Das ist die natürliche Folge eines demagogischen Kunstbestrebens. Dem Dichter ist darüber selbst die Bühne verleidet. Nachdem er etwa ein Jahrzehnt lang sich mit den Theaterdirectoren und den Schauspielern zu schaffen gemacht hatte, zog er sich auf seine einsame literarische Thätigkeit zurück, und kann jetzt den Verdrufs haben zu sehen, dafs man die ältere klassische Poesie als ein, wenn nicht höheres, so doch reineres, einfacheres, kunstloseres Element für die sociale Unterhaltung wieder hervorhebt und seinen gewaltsamen und extravaganten Productionen den Rücken wendet.

Dies ist das Schicksal eines französischen Bühnendichters; wir Deutsche brauchen darum nicht ungerecht gegen ihn zu sein; wir haben ihn niemals vergöttert und unsre Bühne bedarf seiner gar nicht. Schreiber dieses erinnert sich ein einzig Mal den Ruy Blas auf einer deutschen Bühne in der Schweiz darstellen gesehen zu haben. Er kann nicht leugnen, dafs das Stück, gut gespielt, ihm einen durchaus peinlichen Eindruck gemacht hat. Warum sollen wir auch Kunstwerke zur Darstellung bringen, deren Vorbilder in unserer eignen Literatur oder im deutschen Shakespeare uns schon angeboren sind? Die Feinheit der Komik aber geht mit der Uebersetzung verloren. Sind wir doch nicht im Stande, ein Molièresches Lustspiel durch eine Uebersetzung wahrhaft zu reproduciren und auf unserer Bühne zu seinem Recht zu bringen! Wir Deutsche sind dagegen Victor Hugo zu speciellem Dank verpflichtet, dafs er dem germanischen Geist in seinem Vaterlande zu einer neuen Seite der Anerkennung verholfen hat und dafs er damit einen Schritt machte, um die allmählige Versöhnung der sich so schroff gegenüberstehenden Völkergeister beider benachbarten Nationen nach seinen Kräften zu beschleunigen. Darüber können wir die wilden Auswüchse übersehen, die theils die Schwierigkeit der Aufgabe selbst, theils die immer beschränkte Individualität des einzelnen Talents auf diese Bahn mit hereinschleppen mufste.

Moritz Rapp.

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

XLIX.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Sechster Band. Leipzig 1842. *Bei F. A. Brockhaus.*

Der vor kurzem erschienene sechste Band der Denkwürdigkeiten des verehrten Verf. hat sich sogleich durch die Fülle der interessantesten Mittheilungen einen sehr weiten Kreis von Lesern erworben. Oeffentliche Blätter haben sich sehr rasch beeifert, besonders hervorspringende Schilderungen und Erlebnisse zu einem Gemeingut zu machen und sich so den Dank ihrer Leser zu verdienen. Als Aufforderung sich das Dargebotene sobald als möglich anzueignen käme also gegenwärtige Anzeige schon zu spät; nicht aber, wie wir meinen, um das schon vielfach im Einzelnen Gekannte in seinem Werthe aufzufassen. Das Buch zerfällt in vier Abschnitte. Der erste umfafst Denkwürdigkeiten, der zweite Biographien, der dritte Kritiken, von denen uns die meisten aus ihrer ersten Mittheilung in diesen Jahrbüchern noch in sehr frischem Andenken leben, der vierte endlich Erzählungen. Diesem reichen Inhalt schliefsen sich zwei politische Beilagen an, „die Rückkehr der Bourbon's, nach Schlaberndorf, 1814" und „das Königreich der Niederlande vom Jahr 1817". Wir verweilen billig vorzugsweise bei den Denkwürdigkeiten des verehrten Verfs. Sie zerfallen in vier besondere Abschnitte, durch welche sich, unbeschadet aller selbstständigen Mannigfaltigkeit des Einzelnen, doch auch ein gemeinsamer Faden unvermerkt hindurchzieht. Wir möchten dies als die allgemeine, über allen Besonderheiten und der Fülle der Erlebnisse schwebende, oder vielmehr aus ihnen sich entbindende Stimmung bezeichnen, welche uns wie ein die mannigfaltigen Gruppen leise begleitender Grundton erscheint. Die erste Denkwürdigkeit vom Jahre 1806 hat den Sturz des Vaterlandes und den Sieg der Franzosen zu ihrem Mittelpuncte. Durch die zweite, vom Jahr 1811, zieht sich ein zwar concentrirter, aber doch noch zu keiner gediegenen und imposanten Haltung gelangender Hafs gegen die Franzosen leise hindurch; die dritte, Paris im Jahr 1814, schlägt das stolze Siegesgefühl der verbündeten Mächte als Grundton an und die vierte, Baden-Baden 1817 enthüllt uns dagegen das mannigfaltig hervorbrechende Zerwürfnifs im Innern der Staaten, den immer schärfer sich zuspitzenden Gegensatz zwischen den Regierungen und ihren Völkern als die herrschende Stimmung. So zeigt sich jede dieser vier Gruppen von einem bestimmten Tone begleitet, der uns indessen vielmehr aus des Verfs. ganzer Darstellung entgegendringt, als dafs er sich in einzelnen Reflexionen darstellte, wodurch er nur seine Frische und Unmittelbarkeit eingebüfst hätte.

Wir wenden uns den einzelnen Abschnitten zu. Im ersten führt uns der verehrte Verf. nach Berlin, wo er eine Reihe der bedeutungsvollsten Erscheinungen an uns vorübergehen läfst, welche uns das Bild des zertrümmerten Staats, des tiefgesunkenen moralischen Muthes einerseits, und des kühnen Siegers und seines von Muth und Siegesstolz geschwellten Heeres andererseits auf das Lebendigste und Anschaulichste vergegenwärtigen. Hier fühlt man es der ganzen meisterhaften Darstellung des Verfs. an, dafs ein dem Untergange geweihter, ausgelebter Zustand dem neuen aus dem frischesten und lebendigsten Gefühl seiner niederschmetternden Kraft gebornen Geiste weichen mufs; wir sehen hier in den wenigen Zügen die Macht und das Recht des Siegers zusammenfallen, indem er den letzten und darum leichten Stofs führt gegen ein in seinen Fugen nur schwach noch zusammengehaltenes Gebäude, das von Grund aus der Umgestaltung bedurfte, und durch diesen furchtbaren Stofs an seine Regeneration gewiesen wird. Dies erfahren wir nicht durch dürre Worte und allgemeine Reflexionen, son-

Digitized by Google

dern es dringt uns aus den Erscheinungen, welche der Verf. kunstreich zusammengestellt hat, entgegen. So übt der Verf. durch seine Darstellung eine gewisse zwingende Gewalt aus, indem sich aus der ganzen Bewegung der mannigfaltigen Gruppen das Resultat wie von selbst hervorzubringen scheint, während der Erzähler doch nur die eignen Erlebnisse wiedergiebt, also durchaus nicht Geschichte schreibt. Auch dieser erste Abschnitt, obwohl sich in ihm vielleicht am meisten die allgemeinen Gegensätze der Geschichte selbst als die bewegende Seele herausstellen, verliert deshalb doch nicht den Charakter von Denkwürdigkeiten, welche immer in dem erzählenden Subject ihren eigentlichen Mittelpunct und ihre Verknüpfung haben.

Die anfangs emsig vom Verf. betriebenen litterarischen Unterhaltungen mit seinem Freunde Theremin weichen bald der erschütternd eintretenden Wirklichkeit. Die bange Erwartung löst sich endlich in die entsetzliche Gewifsheit der Niederlage auf. Hier zeigt sich das Unzureichende der damaligen Verhältnisse, und die seitdem oft genug ironisch wiederholte Mahnung: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" weissagt einen noch rascheren Zusammensturz, als die Wirklichkeit der Niederlage es zu thun vermochte. Varnhagen begleitet dies verhängnifsvolle Wort und damit ganz übereinstimmende Benehmen Schulenburg's mit der eindringlichen Bemerkung: „da mufste freilich jeder klar einsehn, dafs in diesen Formen und Bahnen dem Bürgersinn nichts übrig sei, als das Fallende ruhig fallen zu lassen und das Verhängte ruhig zu tragen".

Damit bildet das Erscheinen der Franzosen einen erschütternden Contrast. Auf ihrer Seite ist der Geist, der sich auch in seiner Erscheinung als der zum Siege berufene kund giebt. So wirkt auch auf Varnhagen der Anblick der kaiserlichen Garde, welche er, so schmerzlich ihn auch der Zustand des Vaterlandes berührte, doch nicht ohne den vollen Eindruck ihrer grofsartig imposanten Haltung zu empfangen, zu beschauen vermochte. „Einen grofsen Eindruck gewährte der Ueberblick des Ganzen, und wenn man das Einzelne untersuchte, denn man konnte frei hindurchgehn und jede Neugier befriedigen, so mehrte sich nur die Bewunderung; jeder Soldat schien an Ausstattung, Benehmen, Wohlbehagen und Gewicht ein Offizier, jeder ein Gebieter, ein Held. Sie sangen, tanzten und schmausten bis tief in die Nacht, dazwischen rückten kleine Abtheilungen in strengster kriegerischer Haltung, mit Trommeln und Musik, zum Dienste aus und ein. Es war ein einziger Anblick, wie ich nie wieder einen gehabt; ich verweilte stundenlang und konnte mich kaum losreifsen". Dabei zeigen uns die Schritte, welche unser Verf. in Gemeinschaft mit Theremin thut zur Abwendung des Mifsgeschicks, das die Hallesche Universität getroffen, so wie zu Gunsten des theuren Chamisso, der, Franzose von Geburt, zur Besatzung von Hameln gehörig, leicht ein Opfer des Decrets vom 7. October werden konnte, die beiden jungen Männer in edelster Anstrengung thätig. Der Geist aber kündigt sich in der Freiheit an, womit der Einzelne, innerhalb des ungeheuren Unglücks des Vaterlandes stehend, und von demselben im Innersten getroffen, dennoch darin nur ein nothwendiges Schicksal erblickt, das zur Wiedererhebung der Gemüther und zur Regeneration des Staates die innere Zerrüttung des Staatslebens enthüllen mufste, um die Rettung und Wiedergeburt, wie es später in den ruhmwürdigen Jahren geschah, gründlich herbeizuführen. Von dieser Freiheit des Geistes erblicken wir nun auch Varnhagen getragen und sie in mannigfaltigen Aeufserungen, welche immer der Sache selbst unmittelbar erwachsen, geltend machen. Auch verhehlt er uns seinen Unwillen nicht über die mancherlei frech hervorbrechende Tadelrede, deren unlautere Quelle sich nur zu sehr durch den Ton derselben verrieth. Johannes v. Müller's plötzliche Umstimmung zu Gunsten Napoleon's, so vielfach als feiger Servilismus gescholten, wird mit Recht in milderem Lichte betrachtet, obwohl der Verf. eingesteht, dafs der berühmte Geschichtschreiber seitdem, zwischen entgegengesetzten Richtungen schwankend, allen Halt verloren hatte. Uns scheint, was hier auszuführen zu weitläufig sein möchte, jener Abfall J. v. Müller's zu Napoleon und sein Umschwung aus dem glühenden Hafs zur Bewunderung, wie sein nachheriger Mangel an innerer Haltung gleich sehr natürlich.

Wenn der erste Abschnitt besonders anziehende Kraft ausübt durch den als unmittelbares Erlebnifs vor uns hintretenden, sich auflösenden alten und den siegreichen neuen Geist, so glänzen die folgenden Abschnitte vornämlich durch den Reichthum bedeutender Persönlichkeiten und eines aufstrebenden, immer neu sich gestaltenden Lebens, das in einer kurzen Zeit

Digitized by Google

eine Fülle von Befriedigung in sich schliefst, die uns in der Wiederbelebung des Erfahrenen wieder entgegenströmt. Der zweite Abschnitt, „Töplitz 1811", ist besonders der Erinnerung eines reichen, geselligen Kreises gewidmet. Die hier auftretenden und hervorspringenden Figuren sind vorzugsweise Vertreter anmuthiger, geistreicher und fesselnder Geselligkeit, welche Gruppen dann von den eigentlich tiefen Naturen wissenschaftlichen und künstlerischen Gehalts durchflochten sind, so dafs uns in dem Kreise, mit dem der Verf. hier in Berührung gekommen ist, gewissermafsen ein vollständiges Bild des reinsten, durch Umgang möglichen Lebensgenusses dargeboten wird. Es fehlen diesem Kreise aus dem Jahre 1811 freilich jene mächtigen, aber auch nicht selten unheimlich wirkenden Persönlichkeiten, deren Reiz oft nur in der Nöthigung besteht, sich so wunderbare Naturen zurechtzulegen; es fehlt hier auch jener unendlich bewegte, die Gemüther fortreifsende Geist, wie er sich in grofsen Wendungen von Völkergeschicken kund thut, der aber von selbst den Zauber reiner Geselligkeit nicht aufkommen läfst. Damit verglichen erscheint dieser Abschnitt gegen die beiden folgenden allerdings im Nachtheil und kann daher auch auf den Leser weniger aufregend wirken. Dafür aber wird sich der volle Reiz demjenigen darbieten, der die hier mit besonderem Interesse und Vorliebe gezeichneten Persönlichkeiten selbst gekannt hat. Als gesellige Gröfsen, wenn ich so sagen darf, treten nun hier besonders die Bilder der Frau v. Crayen, des Fürsten v. Ligne und der Fürstlich Clary'schen Familie in den Vordergrund; von ihnen giebt der Verf. ein in der That so fertiges, in den kleinsten Zügen ausgearbeitetes Bild, dafs man von dem geselligen Zauber dieser Individualitäten unwillkührlich mit berührt wird. Von den Gröfsen in Wissenschaft und Kunst dringen sich natürlich F. A. Wolf, Fichte und vor Allem Beethoven auf. Durch die beiden ersteren werden wir auf Augenblicke den stilleren Regionen der Wissenschaft zugeführt. Beide treten auch in diesem flüchtigen Begegnifs in ihrer Eigenthümlichkeit auf. Der grofse Philologe als der heitere, gesellige und lebensfrohe Mann, Fichte mehr in sich vertieft und von dem Gedanken bewegt, den ihm das Unglück des Vaterlandes eingab, dem abgestorbenen Institut der Freimaurerei noch einen neuen, in die Gegenwart einwirkenden Geist einhauchen zu können. Beethoven's Persönlichkeit, so eins mit seiner Künstlernatur, erscheint uns hier in seiner liebenswürdigsten Aeufserung am Fortepiano phantasirend; Rahel's tiefe Natur hatte ihn dazu veranlafst. Die Verwandtschaft ihrer Gemüther hatte sie bald einander zugeführt. Rahel's edles Bild taucht uns hier mit einem besonders wohlthuenden Eindruck auf. Sie erscheint uns auch in den wenigen Bezügen, in denen wir sie vor uns sehn, sogleich als eine Alles in die Tiefe des Geistes und des Gemüths führende Individualität; und der Verf. schliefst den Abschnitt mit dem trostreichen Hinblick auf diese seltene Gröfse, deren verborgene Schätze einer unermüdlichen, zarten Liebe und Menschenfreundlichkeit sich demselben immer klarer erschliefsen und in ihrem Besitz das höchste Gut des Lebens erkennen lassen.

In dem geselligen Verkehr zu Töplitz 1811 bildete die Verstimmung über den Zustand Deutschlands, der sich ansammelnde, aber noch zur Zurückhaltung verurtheilte Hafs gegen Frankreich den düstern Hintergrund. Der dritte Abschnitt, „Paris 1814", zeigt uns dagegen das errungene Ziel des Hasses, die freudigste, aufgeregteste Bewegung, in der Hauptstadt des Feindes endlich das Siegespanier aufgepflanzt zu haben, und mit diesem Siegesgefühl sich den Reizen und Genüssen der Weltstadt hingeben zu können. Auch unser Verf. theilt ganz die allgemeine, so berechtigte Stimmung des Siegers, ohne dafs ihm diese aber die Freiheit raubte, nicht auch in dem geschlagenen Feinde seine Gröfse anzuerkennen. Er erblickt in den Franzosen die so hervorragende Seite des grofsartigen, praktischen Talentes, das in dem lebendigen Gefühl der Nationalität und in dem Bewufstsein, eine *Nation* zu sein, seine sittliche Stütze hat. Nachdem er uns das Gegeneinanderstreben der Parteien, die Verwirrung der französischen Nation, in welche sie nach der Einnahme von Paris hineingerathen war, geschildert, gedenkt er auch ihrer wunderbar raschen Fassung. „Aus dem Gewirr von Widersprüchen und Parteien erhob sich, als gemeinsamer Ausdruck Aller, vorherrschend die Richtung des Nationalen und trat dem Fremden gegenüber mit Erfolg auf; alle Kräfte und Eigenschaften der Nation waren zu diesem Werke thätig und eifrig, und wie ein über Nacht schnell aufgeworfener Wall die Dahinterstehenden am Morgen in neuer Stärke und Fassung zeigt, so standen uns die

Digitized by Google

Franzosen unvermuthet in neuer Sicherheit gegenüber, indem sie mit stiller, aber eiliger Arbeit, zu welcher alle Klassen beitrugen, sich mit achtunggebietenden Linien der Nationalität umzogen hatten, die nicht verletzt werden dürfe, der alle Ehrerbietung und Huldigung zu widmen sei. Wirklich sah es bald aus, als wären wir nicht unsretwegen, sondern der Franzosen wegen nach Paris gekommen, als müfsten wir vor Allem sie zufrieden stellen, ihren Beifall gewinnen, uns das Zeugnifs edler Denkart und feiner Sitten von ihnen ausstellen lassen. Wir fühlten wohl, und nicht ohne Mifsmuth, dafs unsere Sache in demselben Mafse erschlaffte, als die der Franzosen sich steifte, wir fühlten, dafs unser Volkswesen, gemischt und unentwickelt, gegen das französische zurückstände u. s. w." Man kann es nicht hoch genug anschlagen, dafs der Verf., fast noch inmitten des Kampfes, und geschwellt von Hafs gegen den Feind, gerade das hervorragende Element desselben aus dem Wirbel der Bewegung herauszufinden die Unbefangenheit, und es seiner Nation als Gegenstand der Nacheiferung vorzuhalten die Freiheit hat.

Dieser Abschnitt, in welchem uns der Verf. in das bunteste und bewegteste Leben der Hauptstadt einführt, bietet uns eine Gallerie der bedeutendsten Persönlichkeiten, der inhaltvollsten Lebensäufserungen, wie der pikantesten Situationen. Die Bilder drängen einander rasch vorüber, aber erscheinen doch in so beschlossener Bestimmtheit, dafs sie sich dem Leser sogleich in derselben Weise einprägen. Da sehen wir einen Kreis der durch weltliche Macht, Waffenruhm und staatsmännische Gröfse Ausgezeichnetsten, die vor uns auf- und abwogen und neben ihnen, wie zur Sammlung von so bewegtem Leben, den unabhängigen, originellen, in Zurückgezogenheit lebenden und doch so vielfach umschwirrten Grafen Schlaberndorf, der mit seinen Gedankenblitzen, die gleich sehr aus dem Verstande wie aus dem Herzen aufsteigen, weithin wohlthätig leuchtet. Ihm wendet sich Varnhagen, nachdem er uns schon früher sein edles Bild gezeichnet hatte, auch hier mit besonderer Liebe zu. Man fühlt es dem liebevollen Verweilen bei dieser edlen Eigenthümlichkeit an, wie viel Antheil daran auch das Gemüth hat, wie diese einfache, von allem Prunk ferne und von dem gröfsten Interesse für die Menschheit getragene Persönlichkeit, bei der auch die allgemeinsten und umfassendsten Gedanken stets den ureigensten Ausdruck finden, den Erzähler innerlich berührt. Dieser pietätsvollen Aufmerksamkeit für Schlaberndorf verdanken wir auch jetzt einzelne Gedanken, welche von tiefer, nachhaltiger Kraft sind, und durch deren Mittheilung Varnhagen seine Sympathie für ihren Inhalt unzweideutig ausgesprochen hat. Schlaberndorf glüht für die Sache der Freiheit, die er ganz und unverkürzt will. Seine Liebe für die politische Freiheit ist eine in Mark und Bein gedrungene, sie giebt ihm die rücksichtslose Freimüthigkeit ein, mit der er Männern aller Parteien begegnet, wenn es gilt, die Errungenschaft der Revolution zu wahren. Er hat das Zutrauen zur Kraft der Oeffentlichkeit, dafs sich durch sie der Scheidungsprocefs des Wahren und der Irrthümlichkeit am gründlichsten befördern werde, „darum bestand er unverbrüchlich darauf, dafs jede Seite gehört werde". Von der nachhaltigsten Wirkung erscheinen einzelne, von Varnhagen uns hier überlieferte Schlagworte des grofssinnigen Einsiedlers: „Alle gemäfsigte Monarchie, sagte er eines Abends, ist nur als eine Stufe zur Republik zu betrachten; der Fürst ist das sinnliche Zeichen, dessen das Volk zur Ehrfurcht für das Gesetz bedarf. Kommt einmal das Volk so weit, diese Ehrfurcht für das Gesetz selbst zu hegen, so wird der Fürst unnütz und die Republik ist da. Schlimm aber ist es, wenn das Zeichen unnütz erscheint, ehe der Sinn für das Wesen reif ist" u. s. f. Und weiterhin: „Die Freiheit ist untheilbar: wo man ein Stück von ihr zuläfst, da folgt unabwendbar das Ganze nach; jede einzelne ihrer Institutionen zieht die andere mit stiller Gewalt nach. Volksbewaffnung, Prefsfreiheit und all dergleichen ist ein Zweig der Freiheit, meint man den einen zu nähren und zu treiben, so nährt und treibt man alle anderen mit und unversehens grünt und blüht der ganze Baum".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

(Fortsetzung.)

Die französische Revolution ist ihm daher auch eine grofse Weltrevolution, welche nur darum nicht gleich gelingen konnte, weil ein Volk allein so etwas nicht ausführen kann, sondern dazu die Mitwirkung der andern bedarf. „Aber jetzt, da die Revolution nicht mehr ein isolirtes französisches Factum ist, da ganz Europa, willig oder gezwungen, daran Theil genommen hat und noch nehmen wird, jetzt kann es gelingen, dafs sie als das gemeinsame Werk so vieler Völker sich bewährt und behauptet; die Völker von Europa gehören mehr zusammen, als man glaubt, sie gehn im Ganzen nach derselben Richtung, nach denselben Grundsätzen". Dazu gesellen sich sehr anziehende Auseinandersetzungen über das Leben im Staate, worin er vier Stufen, Altersstufen annahm, in welchen sich der Organismus des sittlichen Gemeinwesens abschliefst (vgl. S. 116). Am widerwärtigsten ward Schlaberndorf's reine Natur von der Gleifsnerei und dem Prunk der Frömmigkeit berührt, die auch mit der Rückkehr der Bourbons in das Leben der höhern Kreise eindrangen. In der aus solchem Geist hervorgegangenen Verordnung wegen der Sonntagsfeier sah Schlaberndorf „den Anfang eines Pfaffenregiments, einer nun unfehlbar einreifsenden, von oben begünstigten und gebotnen Gleifsnerei und Scheinheiligkeit", das Schrecklichste was, seiner Meinung nach, einem Lande widerfahren könne, denn alle wahre Religion und Tugend, alle Redlichkeit im Staate und alles Glück der Familien gehe darüber zu Grunde.

Mit diesen Aeufserungen Schlaberndorf's bildet nun das Bild des bewegten Lebens der höchsten Notabilitäten einen höchst interessanten Contrast. So sehr sich die Gestalten auch fortdrängen, dennoch vermag es unser Verf. sie einzeln so fest abzurunden, dafs sie uns Rede stehen müssen. So sehen wir die diplomatischen Naturen Metternich's und Hardenberg's gewissermafsen schon aus dem Pathos des Hasses gegen den besiegten Feind, durch die Beschäftigung mit einer endlichen politischen Ausgleichung der Gegensätze herausgetreten, während Blücher, Gneisenau und Stein noch mit aller Energie der Empfindung in den Hafs gegen die Franzosen versenkt sind, ein Standpunct, den unser Verf. keinesweges als einen einseitigen zu bezeichnen verfehlt. Unter den Letztern springt besonders Stein's Bild hervor, den Varnhagen auch jetzt wieder, wie sonst, in seiner markigen Bestimmtheit und so zu sagen rauhen Beschlossenheit zeichnet. Auch das hier von und über Stein Mitgetheilte entkräftet, wie wir meinen, genugsam die früher von Arndt gegen Varnhagen ausgesprochene Beschuldigung, als erkenne er Stein nicht genugsam an. Die in der Beurtheilung der Denkwürdigkeiten Arndt's von Varnhagen aufgefrischte, auch in unserm Bande wieder abgedruckte Stelle über Stein, worin er denselben einen Helden im vollen Sinne des Worts nennt, und sich mit voller Energie Stein's Gröfse anzuerkennen beeifert, hätte billig eine solche Anschuldigung gar nicht aufkommen lassen sollen. Auch das jetzt nur flüchtig vorübergehende Bild Stein's verräth dieselbe Gesinnung, aus der die frühere Auffassung eines der Wiederhersteller des Preufsischen Staates geflossen ist. Dafs aber Varnhagen weder Stein's, nach erlangter Genugthuung, noch heftig fortschwingenden Hafs gegen Frankreich, noch seinen Hafs gegen Alles, was Philosophie heifst, theilt und gut heifst, dies dünkt uns gerade für die Freiheit des Geistes

Digitized by Google

unseres Verfs. zu sprechen, der doch die Gestalten vor Allem in ihrer Beschlossenheit unserm geistigen Auge vorüberführen will, und dazu doch nothwendig wohl angeben muſs, wogegen sich dieselben abgeschlossen, d. h. welche Richtungen sie ausgeschlossen haben. Daſs der glühende, nicht zu dämpfende Haſs Stein's gegen Frankreich, wie sein Hohn gegen Philosophie, aus seiner ganzen, deshalb nicht minder groſsartigen praktischen Richtung stammen, ist einleuchtend, und wird von Varnhagen gewiſs am wenigsten geleugnet. Ja, die nachhaltige Kraft des Handelns, welche Stein im Aufbauen des eingesunkenen Staates, in der Belebung des Nationalgefühls und des davon untrennbaren Zornes gegen den Unterdrücker des Vaterlandes offenbarte, scheinen uns die angedeuteten Seiten gewissermaſsen zu ihrer Bedingung zu haben, es sind Schwächen, welche jedem groſsen, einseitigen, und darum nur für eine bestimmte Zeit geltenden Principe anhaften. Der Held verliert dadurch wahrlich nichts von seiner Gröſse. Sehr dankenswerth ist die von Varnhagen in diesem Abschnitte uns mitgetheilte flüchtige, aber die Persönlichkeiten Stein's und Schlaberndorfs vortrefflich charakterisirende Unterredung der genannten beiden Männer. Der Sache nach wollen Beide im Wesentlichen dasselbe, eine freie Verfassung. Dies ist ihr gemeinsamer Boden, auf dem sie freilich noch weit genug auseinandergehen können. Das Schluſswort Stein's zu Schlaberndorf: „Auf Wiedersehen in Deutschland! denn wenn Preuſsen ein Parlament erhält, dann kommen Sie doch und werden Präsident des Ober- oder Unterhauses"! zeigt uns den Ersteren in der schönen Zuversicht des Staatsmanns, der in dem glorreich eroberten Frieden, in der errungenen Unabhängigkeit des Staats, nur die sichere Grundlage des Doms der Freiheit erblickt.

Wir dürfen in diesem an Bewegung so reichen Abschnitte die, auch von Varnhagen mit besonderer Kunst der Zeichnung bedachte Gröſse der Frau v. Stael nicht übergehen. Man sieht die literarische Notabilität durch die Macht der Verhältnisse jetzt zu einer politischen Notabilität geworden, der auch die höchste weltliche Macht zu huldigen sich beeifert. Die Auffassung der Persönlichkeit der bedeutenden Frau trägt das Gepräge der tiefsten Wahrheit. Sie ist uns aus dem Eindruck, den sie auf den Verf. gemacht und welchen derselbe in höchster Anschaulichkeit wiedergiebt, in voller Bestimmtheit ihrer Vorzüge wie ihrer Mängel vor die Seele getreten. Varnhagen sagt: „Ich konnte mir nicht verhehlen, daſs Frau v. Stael, so achtungsvoll und interessant sie sei, mir doch eigentlich nicht gefalle: ich vermiſste Anmuth, den lieblichen Ausdruck einer tiefen Seele; — Güte, Weichheit, Feinheit, die ich ihr zugestehen muſste, waren mir dafür kein Ersatz". Wir meinen, daſs dies der Eindruck sei, den die berühmte Frau auf tiefere Naturen, namentlich auf Deutsche, ausüben muſste, und der im Wesentlichen auch mit der Wirkung übereinstimmt, welche sie auf Schiller hervorbrachte. Doch wir müssen uns von diesem anziehenden Abschnitte trennen, um noch bei dem gröſseren Reichthum der vierten Abtheilung „Baden-Baden 1817" etwas verweilen zu können.

Wenn auch hier, wie wir gleich am Anfang andeuteten, ein Grundton hindurchklingt, den wir als die nach dem Frieden hervorbrechende Verstimmung über die vielfach getäuschten Hoffnungen so Vieler bezeichnen dürfen, so überwiegt doch hier bei Weitem die Fülle der individuellen Lebendigkeiten, welche in Baden-Baden zusammenströmen und dem Verf. die ergiebigste Gelegenheit bieten, seine auſserordentliche Gabe, die Persönlichkeiten zu fassen und fertig vor uns hinzustellen, auf das Glücklichste geltend zu machen. Wir erblicken daher hier eine Menge von einander ganz unabhängiger, interessanter Gruppen und einzelner Individualitäten, über welche der Verf. mit einer eben so groſsen Freiheit als Sicherheit der Auffassung schwebt. Da taucht zuerst die schöne und unglückliche Prinzessin von Wales vor uns auf, welche, aus Italien zurückkehrend, in Karlsruhe auf einige Zeit verweilt, von Spähern aus der vornehmen wie der niedern Sphäre umgeben, welche bereit waren jede Regung der Fürstin an den Ort zu überliefern, wo der geschäftige Haſs mit diabolischer Gewandtheit daraus ein Gewebe der niedrigsten Beschuldigungen spann, welches die Prinzessin sicher verderben sollte. Die Art, mit der Varnhagen dieses und ähnlichen Verfahrens gedenkt, stellt die Gehässigkeit desselben in das vollste Licht. Der Verf. verschweigt nicht, daſs der Prinz-Regent zu Werkzeugen seiner Feindseligkeit nicht seine englischen Gesandten wählte,

Digitized by Google

„welche schwerlich seine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen hätten, sondern seine hannöverschen Diener".

Nachdem Varnhagen noch kurze Zeit bei dem Bilde des frommen, um diese Zeit verschiedenen Jung-Stilling verweilt hat, der in naiver Ungewifsheit über die zu schauende Herrlichkeit im Jenseits entschlummerte, führt uns derselbe nach kurzem Zwischenspiel die dämonische Persönlichkeit Rastoptschin's vor unsere Phantasie. Die Schilderung dieser Individualität, das von Rastoptschin selbst Mitgetheilte über den Brand von Moskau, wie über die Veranlassung seiner Ungnade beim Kaiser Alexander haben sich den Lesern unsers Buchs sogleich mit einer so schlagenden Gewalt aufgedrungen, dafs diese Parthie unsers Werks bereits durch ihre vielfache Veröffentlichung in einer Menge von Zeitschriften als etwas schon völlig bei uns Eingebürgertes betrachtet werden kann. Wir entheben uns also hier billig der Mittheilung dieses Inhalts, verweilen aber bei der Fassung und Darstellung des Verfs. Varnhagen hat uns mit Meisterhand in Rastoptschin das Bild einer rauhen, unheimlich wirkenden Gröfse dargestellt, in welcher das echt Menschliche sich noch zu keiner Geltung gebracht hat. Rastoptschin's Erscheinung wirkt darum dämonisch, weil es ungezähmte, entfesselte Kräfte sind, welche hier walten und kaum durch die Macht der formellen Bildung künstlich niedergehalten werden. Aber zugleich sind es Kräfte, welche von einem grofsartigen Inhalt in Schwung gesetzt werden können. Da, wo sie den Schauplatz für ihr Wirken finden, schaffen sie sich aus ihrer Werkstatt auch alle Mittel zur Ausführung gewaltiger Zwecke. Aber man gewinnt bei Rastoptschin's Persönlichkeit das Gefühl, dafs in jedem Augenblicke so finstere Gewalten wieder hervorbrechen und die leichte Decke der Civilisation und der geselligen Bildung zersprengen können. Dies ist das Unheimliche in dieser Erscheinung. Sehr schön charakterisirt Varnhagen auch den Eindruck der Laune und Witzworte des furchtbaren Mannes, wenn er, sie mit denen des geistreichen Fürsten v. Ligne vergleichend, sagt: „Wenn man sich bei Ligne's heiterem Scherze wie auf weichem Moose geschaukelt fühlte, so ahndete man bei Rastoptschin den Boden von scharfen Stacheln besäet, zwischen denen der Fufs vorsichtig zu setzen war". Ebenso ist der Firnifs französischen Bildung, welche die ungezähmte Wildheit nur leicht deckte, vortrefflich bezeichnet, wenn der Verf. die Eruptionen seiner Wuth über die nach so entscheidender That ihm gewordene Zurücksetzung also zeichnet: „Die ganze Wildheit ungezähmter Leidenschaft lag da hinter dem Gitternetze der zugespitzten französischen Redensarten und lauerte auf deren Wirkung. Er fühlte sich von der Heimath, zu deren Rettung sein grofser Entschlufs wesentlich mitgewirkt, durch Undank und Kränkung ausgeschieden, und hätte seine jetzigen Feinde nicht ungern eben so durchgreifend und furchtbar treffen mögen, als er damals die Franzosen getroffen hatte. Es war gefährlich ihn diese Vorstellungen ungestört verfolgen zu lassen, er schien sich dann kaum noch zu beherrschen, sein Gesicht bekam einen schreckenvollen Ausdruck und um ihn her war alles in peinlicher Verstimmung".

Das Anziehende in der Schilderung Rastoptschin's beruht für uns auf zwei Momenten; einmal sehen wir in ihm einen Gattungscharakter. Er enthüllt uns die Elemente des Nationalcharakters, welche in ihm, so zu sagen, ihren gesteigertsten Ausdruck erhalten haben, und sich in der furchtbaren Gröfse, wie in der schaudererregenden Wildheit ankündigen. Zweitens aber hat uns Varnhagen seinen Rastoptschin zu einer dramatischen Persönlichkeit abgeschlossen. Es sind nur wesentliche, bedeutende Züge zusammengefafst und in solcher Verknüpfung gegeben, dafs sich daraus eine Art dramatischen Verlaufs ergiebt. Züge von Herbheit, wie von rauhem, ungebändigtem Hasse gegen den Feind seines Vaterlandes gehen der Darstellung seiner Grofsthat voran. Sie zeigen den Mann des Ungeheuren in jeder Beziehung fähig. Menschliche Rücksichten sind ihm schlechthin fremd, so wie es gilt dem wilden Hasse gegen den Feind mit Nachdruck Luft zu machen und auch seine Landsleute zu der gleichen Energie dieser Empfindung fortzureifsen. Dieser Hafs giebt ihm den Entschlufs zur Zerstörung Moskaus und zur brutalen Hinopferung des unschuldigen Werishalin ein. Beide Handlungen entstammen derselben Quelle, derselben Gemüthsverfassung, derselben Stufe menschlicher Entwicklung. Der Brand Moskau's zeigt die dämonische Gröfse, Werishalin's Tod die dämonische Wildheit des Mannes. Aber durch die Schilde-

Digitized by Google

rung der inneren Zerstörung Rastoptschin's, welche ihn später ergriffen und sich in schrecklichen Visionen kund that, hat uns Varnhagen gewissermafsen das aus der eignen Natur des furchtbaren Mannes hervorbrechende Gericht dargestellt und dadurch eine Versöhnung eingeleitet. Dafs wir nach dieser lebendigen Charakteristik zu Rastoptschin's bisweilen hervortretender Gemüthlichkeit, ja harmloser Unbefangenheit, kein besonderes Zutrauen fassen können, dafs er uns auch in solchen Lebensäufserungen nicht das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens einflöfst, darf der Verf. als eine nothwendige Wirkung seines vortrefflichen Gemäldes betrachten.

Der Reichthum der Figuren drängt sich in diesem Abschnitte. Kaum dafs wir Rastoptschin verlassen haben, so giebt uns der Verf. das Bild der durch ihren Reichthum, ihre Anmuth und Weltbildung berühmten Frau v. Demidoff und ihrer Nebenbuhlerin auf dem Felde gesellschaftlicher Erfolge, der Marschallin Marmont. Beide versetzen uns ganz auf den Boden des reichsten, glänzendsten geselligen Lebens, wo eine jede alle ihr zu Gebote stehenden Vortheile der Stellung und der Bildung benutzt, um die Palme zu gewinnen. Wir sehen endlich die beiden Damen ihre durch keine Kunst der geselligen Formen, durch keine Bildung überwundene Eifersucht sich in einem für den Kreis der Anwesenden ergötzlichen Wortkampf bitterer Entgegnungen mit voller Satisfaction Luft machen. Man fühlt sich nach diesem ganzen Verlauf doch zu der Ueberzeugung gedrungen, dafs auch die höchste Virtuosität geselliger Bewegung und Bildung den Mangel einer tiefen, bis zur sittlichen Veredlung der ganzen Persönlichkeit führenden Geistigkeit nicht zu verdecken vermag. In beiden Frauen ist kein Zug heimischen Behagens, echter Höflichkeit des Herzens, noch weniger einer poetischen Natur, welche uns sogleich unwiderstehlich fesseln.

In dem Verlauf begegnen wir noch einer Fülle bedeutender Menschen, alle mit höchster Sicherheit und Schärfe gezeichnet, wenngleich keiner mit solcher Ausführlichkeit wie diese gedachten Individualitäten. Da sehen wir in Coblenz den damals noch von der Idee einer freien Entwicklung begeisterten und beredten Görres vor uns, die milde und edle Persönlichkeit Altenstein's, damals eben im Begriff das gewichtige Amt eines Cultusministers zu übernehmen, dem er mit glänzenden Hoffnungen einer fruchtbaren Wirksamkeit entgegengeht. Varnhagen fügt hinzu: „die fruchtbarste ist ihm geworden, er hat Keime des Segens in den Boden gelegt, die trotz Wind und Wetter gediehen sind, und die kein Widersacher ausrotten wird". Worte, welche uns und gewifs alle diejenigen wohlthuend berühren werden, welche Altensteins grofssinnige Achtung vor der Macht und Freiheit der Wissenschaft gekannt haben. Da erscheint uns, in Brüssel, Wilhelm v. Humboldt, der sich, im Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit in einer Präsentation am Hofe mit sokratischer Ironie freiwillig zur Unbedeutendheit herabsetzt, weil bei solcher Gelegenheit ein Aufwand von Geist nur nutzlose Verschwendung wäre. Ferner sehen wir, in Berlin, wenngleich nur in flüchtiger Bewegung, Friedrich August Wolf den Stachel seiner sarkastischen Natur gegen die wiederauflebende Frömmelei kehren. Nachdem der Verf. noch die Feier der Reformation und das Fest der Gesellschaft für deutsche Sprache in ihrer lebhaften Theilnahme, als ein Zeichen der damaligen Stimmung vergegenwärtigt hat, giebt er dem Abschnitt durch seinen Besuch bei Göthe einen schönen Schlufsstein. Die ganze Darstellung sagt uns, dafs Varnhagen nur mit dieser Erinnerung die Reihe der gegenwärtigen Mittheilungen glaubte würdig abschliefsen zu können. Die Stimmung, in welcher uns der Verf. jene Zusammenkunft mit Göthe, der ihm von jeher die höchste Frucht des deutschen geistigen Lebens war, mittheilt, ist eine fast bis zur Feierlichkeit erhöhte. Die sonstige, plastische Ruhe, mit der er die Persönlichkeiten anschaut, ist hier der schwungreichsten Empfindung gewichen, die sich im Ausdruck kaum genug zu thun und in dem Wiedergeben des empfangenen Eindrucks doch hinter der Macht der Wirklichkeit zurückgeblieben fühlt. Die ganze Schilderung, welche sich von der Person zur Sache, d. h. zur Götheschen Schöpfungsmacht erhebt, hinterläfst uns den wohlthuendsten Eindruck und schliefst die Denkwürdigkeiten dieses Bandes auf das Würdigste ab. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

(Schlufs.)

Den Denkwürdigkeiten folgen einige biographische Skizzen von Fanny v. Arnstein, Wiesel, Scholz, Carl v. Nostitz und Franz v. Baader. Ohne diese Gestalten persönlich gekannt zu haben, gewinnen wir doch durch die Kunst des Verfs. ein so lebendiges Bild dieser Persönlichkeiten, als hätten wir lange ihres Umganges gepflegt, so bestimmt und zu einem eignen Leben ausgeprägt treten sie vor uns hin. Die einzelnen Züge sind zu einem so individuellen Ganzen verarbeitet, dafs man die Wahrheit dieser Schilderung unbedingt unterschreiben mufs. Sehr dankenswerth sind die Erinnerungen an Adelbert von Chamisso, deren Wärme man die Freundeshand wohlthuend anfühlt, ohne dafs dadurch etwas von individueller Lebendigkeit eingebüfst wäre. Unter den Erzählungen bieten die beiden ersten: „das warnende Gespenst" und „die Strafe im voraus" nur einen flüchtigen Reiz, sie sind anspruchslos hingestellt und bereiten die gröfsere Erzählung: „Reiz und Liebe" vor. In ihr hat dagegen unser Verf. einen aufserordentlichen Reiz der Darstellung, namentlich in der Zeichnung der Seelenzustände entfaltet. Wenn man den im Ganzen geringfügigen Inhalt, die unbedeutenden Collisionen, welche die nackte Erzählung darbietet, für sich betrachtet, so kann man den Aufwand von Kunst nicht hoch genug anschlagen, durch den der Verf. dieser Erzählung dennoch einen ganz eigenthümlichen Werth zu verleihen vermocht hat. Er giebt uns die zartesten Regungen des Herzens, schafft die unmerklichsten Uebergänge der Stimmung, die tiefsten Schwingungen des Gemüths mit einer Klarheit zur Stelle, dafs wir dadurch einen Genufs besonderer Art empfangen. Hier ist die Form, d. h. die Kunst der Gestaltung, Alles. Dadurch aber entsteht der eigentliche Reiz, indem der Erzähler durch die höchste Anschaulichkeit des innern Lebens, wie der äufsern Verhältnisse, uns für den Augenblick völlig in diese Gemüthswelt zu bannen verstanden hat. Die empfindungslose und doch allen Zauber der Empfindung mit grofser Virtuosität erheuchelnde Coquette, die gesteigerte Gluth, die fieberhaften Wallungen des armen Getäuschten, die stille Neigung der tiefempfindenden Therese, endlich die über solchem Spiel stehende ruhige, durchschauende Natur des Freundes Anton, alle diese Persönlichkeiten und die aus ihnen sich hervortreibenden Verwicklungen interessiren durch die Wahrheit des innern Lebens, das hier bis in die zartesten Nüancen hinein verfolgt wird, auf das Lebendigste. Die Erzählung ist uns ein rechter Beweis, wie auch selbst ein wenig bedeutender Inhalt durch seine Fassung den Genufs eines vollständigen Lebens gewähren kann. Dazu aber hat unser Verf. den Stoff dieser Erzählung gesteigert. Die Reihe der Erzählungen schliefst mit der Uebersetzung einer Novelle, Bela, aus dem Russischen des Michael Lermontoff, ab, welche durch die neue Gemüthswelt, wie die Physiognomie der Natur, die sie eröffnet, anzieht, und zugleich von der Kunst der Uebertragung des Verfs. einen hohen Begriff giebt, indem uns wenigstens keinen Augenblick bei der Lesung eingefallen ist, dafs wir nur eine umgekehrte Tapete vor uns haben.

Wir sind nach der Anzeige der Denkwürdigkeiten rasch zum Schlufs geeilt, weil wir uns noch für die Darstellungsweise Varnhagen's einige Bemerkungen gönnen wollen. Dem Ausdruck unseres Verfs. ist längst eine hohe Meisterschaft zuerkannt worden, aber man hat sich mit oberflächlichen Bezeichnungen und mit wohlfeilen Gemeinplätzen abgefunden. Es ist von gröfserem Interesse, den specifischen Vorzug der Darstellungs- und Auffassungsweise Varnhagen's mit Wenigem einmal herauszuheben. Varnhagen's aner-

Digitized by Google

kannte Stärke ist die Darstellung von Persönlichkeiten und Alles dessen, was den Charakter des Biographischen erhält. Er hat aber auch in Rücksicht der Auffassung wie der Verarbeitung alle Elemente in sich, diese Gattung zu einer wirklichen Klassicität zu erheben. Sein Ausdruck hält eine schöne Mitte zwischen dem abstracten Ton wissenschaftlicher Entwicklung und dem sinnlichen Tone dichterischer Darstellung. Dies ist aber auch für die gesammte Gattung des Biographischen völlig entsprechend. Der Biograph, wie derjenige, welcher die Erlebnisse in ihrer besonderen Beziehung auf seine Subjectivität darlegt, hat die Persönlichkeiten durch das Medium der Reflexion und des ordnenden Verstandes zur sinnlichen Klarheit hinauszuführen. Sein Gestaltungsprocefs ist also weder ein rein dichterischer, die Charaktere frei aus einem Gusse schaffender, noch ein rein wissenschaftlicher, welcher die Idee vor uns entfaltet, als deren Träger die Individuen erscheinen. In der ersteren, der rein dichterischen Thätigkeit, sind Gedanke und sinnliche Anschauung zugleich auf einen Schlag; die Gestalten entsteigen leicht und frei der schöpferischen Phantasie und kündigen sich als ideale Wesen an; in der rein wissenschaftlichen Thätigkeit sind die Ideen das Primitive und Gestaltende, und die Individuen werden alle nur in Bezug auf dieselben aufgefafst, so dafs die Idee, als die eigentliche, die Individuen beseelende Energeia vor uns hintritt. In der Biographie, wie in allen Mittheilungen historischer Erlebnisse, werden die aus der Fülle der besondern Eindrücke und Lebenserscheinungen zu einem Ganzen verarbeiteten Figuren wieder in die sinnliche Lebendigkeit umgesetzt. Künstlerisch ist nun die Darstellung dann, wenn sie sich der dichterischen Klarheit und Bestimmtheit nähert, ohne uns doch zugleich vergessen zu lassen, dafs wir es hier mit wirklichen Menschen und Verhältnissen zu thun haben, wo nicht jeder Zug eine ideale Bedeutung hat und haben kann. Dies leistet allein eine Darstellung, welche zwar unablässig versinnlicht, aber doch zugleich noch so viel abstractes Element in sich birgt, um uns stets zu erinnern, dafs wir alle diese Gestalten erst durch die zweite Hand des Erzählers empfangen, und dafs er es ist, der die Eindrücke derselben, die einzelnen Züge zu einem Ganzen zusammenfafst und ihnen ihre Einheit leiht. Dies unterscheidet ihn durchaus von dem Dichter. Dort expliciren sich die Gestalten alle aus sich und durch sich selbst. Der Dichter verschwindet persönlich hinter sein Gemälde, und sieht nur dem Entfaltungsprocefs der Individualitäten zu, deren jede ein vollständiges, ganzes Leben aus sich entwickelt. Der philosophische Geschichtschreiber sieht ebenfalls nur dem Processe zu, der sich vermittelst der Individuen forttreibt, auch er tritt persönlich hinter die ganze objective Bewegung zurück. Der Erzähler von Denkwürdigkeiten aber, der es ebenfalls mit der Darstellung von Individualitäten zu thun hat, läfst diese, bei aller sinnlichen Anschaulichkeit, doch immer wissentlich durch das Medium seiner subjectiven Auffassung hindurchgehn, wodurch auch der Lebendigkeit kein Eintrag geschieht, sobald nur die mannigfaltigen Züge in dem Erzähler selbst eine Einheit bilden, und sich auch also dem Leser darstellen. Für diese Art der Darstellung ist nun Varnhagen's Form wie geschaffen. Sein Ausdruck zeigt uns eine seltene Durchdringung von Reflexionselementen und sinnlicher Anschaulichkeit. Durch dies letztere Moment erhält er seine eigenthümliche Frische und seinen immer neuen Reiz; durch das erstere werden wir inne, dafs uns ein gebildeter, über die Besonderheiten, welche er darstellt, zugleich schwebender und dieselbe an allgemeine Gedankenbestimmungen messender Geist, die Erlebnisse erzählt. Die sinnliche Anschaulichkeit im Ausdruck Varnhagen's macht sich vor Allem in seinen nebenausbildenden Epithetis geltend. Unser Verf. zeigt in ihrer Anwendung eine wirklich schöpferische Kraft. Auf ihrer glücklichen Wahl beruht ein Hauptreiz seines Ausdrucks. Durch ihre fein-nüancirende Kraft erreicht er es, selbst allgemein geläufigen Vorstellungen, uns nahe liegenden Anschauungen, ein eigenthümliches Gepräge aufzudrücken, wodurch sie anregend und belebend auf den Leser wirken, indem derselbe genöthigt wird, eine Fülle zarter Schattirungen zu überschauen und in sich zu verarbeiten. So nöthigt Varnhagen durch die Gestaltung seines Ausdrucks den Leser gewissermafsen sich productiv dagegen zu verhalten. Nirgends ist nun diese Art der Gestaltung angemessener und wirkungsreicher, als bei der Auffassung von Persönlichkeiten und Zuständen, welche, ohne als dichterische Schöpfung vor uns zu erscheinen, doch den Eindruck selbstständigen Lebens auf uns hervorbringen sollen. Rechnet man dazu die be-

Digitized by Google

wunderswürdige Kunst der Periodologie, welche sich in einem schön gegliederten Rhythmus fortbewegt, ohne doch die Absicht desselben zu verrathen, so wird man gewiſs nicht anstehn zu behaupten, daſs unser Verf. uns durch die Gestaltungskraft seines Ausdrucks durchaus künstlerisch berührt. Man hat sich von dem Reiz, der in der ganz eigenthümlichen, anschauungsreichen Ausführung der allgemeinen Vorstellungen bei Varnhagen liegt, noch wenig Rechenschaft gegeben, ja sich bisweilen zu dem Vorwurfe verleiten lassen, als sei für den Inhalt der Sache ein zu groſser Prunk der Form aufgewendet worden. Man trennt aber bei diesem Vorwurf das, was eigentlich gar nicht zu trennen ist. Man scheidet den Inhalt, unter welchem man nur die allgemeinen Reflexionen, oder das sinnliche Factum versteht, welches freilich mit sehr wenigen Mitteln abzuthun wäre, von der Form, welche dann freilich nur als der äuſserliche Schmuck, der Aufputz des Inhalts erscheint. Aber der Inhalt erhält ja durch seine Fassung gerade erst seine Bestimmtheit und dringt sich in dieser erst der Phantasie auf. Indem er nun durch die künstlerische Form zu einem Reichthum von Anschauungen, von zarten Beziehungen und Nüancen entwickelt wird, so regt er dadurch auch den Leser wiederum an, alle diese Farbentöne in sich aufzunehmen und sich das Gemälde in allen seinen mannigfaltigen Gruppirungen zu reproduciren. Je mehr das nur stoffartige Interesse schwindet und dem idealen der Gestaltung weicht, desto reiner und edler ist auch der Genuſs, den der Erzähler uns bereitet. Dazu gehört aber freilich von Seiten des Aufnehmenden selbst schon ein künstlerischer Sinn, um an den überraschenden Wendungen, den bildlichen, die zartesten Nüancen für die Anschauung ausdrückenden Prädicaten Geschmack zu finden und durch sie sich gefesselt zu fühlen. Darin aber beruht Varnhagen's eigentliche Meisterschaft und der Zauber, den seine Mittheilungen auf so Viele ausüben, ohne daſs sie sich von dem Grunde des Reizes Rechenschaft zu geben wissen. Varnhagen ist in seinen Denkwürdigkeiten weder Philosoph, noch Geschichtschreiber, es wäre daher thöricht, diese Forderungen an ihn zu machen und den von diesen Gebieten hergenommenen Maſsstab an ihn zu legen. Der Reiz der Denkwürdigkeiten ist auch nicht ein eigentlich stoffartiger, wie bei Mittheilungen derjenigen, welche als Feldherrn oder Staatsmänner in erster Linie gestanden haben, die Geschichte mit haben gestalten helfen und nun die Fäden der Begebenheiten von ihrem subjectiven Standpuncte aus an uns vorüberführen. Darauf beruht gröſstentheils der Reiz vieler französischen Memoiren, daſs wir aus dem Munde eines mitten in der geschichtlichen Bewegung befindlichen und daran directen Theil habenden Mannes seine Gedanken und Anschauungen über bedeutende Erscheinungen und Persönlichkeiten vernehmen.

Das Interesse der Denkwürdigkeiten Varnhagen's ist dagegen vielmehr ein künstlerisches, da es auf der Gestaltung des Stoffes beruht. Selbst bei Persönlichkeiten, welche ihrem Gehalte nach unbedeutend sind, weiſs der Verf. uns durch die Art der Zeichnung für sie zu interessiren. So haben uns z. B. selbst die Mittheilungen über Scholz, der doch gewiſs durch seinen Lebensgehalt nicht anzuziehn vermag, sehr interessirt, weil wir in ihm ein vollendetes Bild der gründlichsten, behaglichsten Faulheit und Selbstsucht empfangen, dem das Gepräge eines selbstständigen, originellen Lebens entschieden aufgedrückt ist. Der Verf. nöthigt den Leser hier allein durch seine Fassung sich in den Kreis dieser Persönlichkeit zu versetzen, und sie als ein Ganzes zu reproduciren. Varnhagen ergeht sich in seinen Darstellungen selten in Bildern; wenn er aber dazu greift, so sind dieselben in der Regel eben so neu als schlagend. Wir erinnern nur an die Schilderung Rastoptschin's, wo der Verf. einige den Eindruck der Persönlichkeit vortrefflich versinnlichende Bilder wählte, welche zugleich auch durch ihre Neuheit die Phantasie aufregen.

Die zweite Seite wodurch uns Varnhagen in seinen Darstellungen und Mittheilungen fesselt, ist die universelle Disposition seines Geistes. Man fühlt es seinen Darstellungen ununterbrochen an, daſs der Verf. von den edelsten Bildungselementen getragen und befruchtet wird. Keine der idealen Lebensrichtungen ist ihm fremd, keine widerstrebt seiner elastischen Natur; er empfindet ihren Werth, ihren eigenthümlichen Reiz, er hat den sichersten Tact für die specifische Kraft jeder derselben, er fühlt die Lücke, welche durch den Mangel einer derselben in die Einheit der Bildung gerissen wird, augenblicklich heraus. Diese universelle Disposition begleitet den Verf. durch alle

Digitized by Google

seine Mittheilungen und schützt ihn vor jeder einseitigen Auffassung und Beurtheilung der Menschen. Dadurch aber gewinnt auch der Leser das Gefühl einer sehr wohlthuenden Sicherheit, mit welchem er sich willig der Führung unsers Erzählers überläfst, weil er in der Auffassung den Werth jeder besondern Begabung und Geistesrichtung von einem universellen Standpuncte aus geltend gemacht sieht. Philosophie, Kunst, Geschichtsforschung, Alterthumskunde, staatsmännisches Wirken, alle diese Thätigkeiten werden von Varnhagen mit höchster Gebühr und in ihrem unschätzbaren Werthe anerkannt; er hat sich selbst an den reifsten Früchten derselben genährt und daraus ein feines Urtheil über die eigenthümliche Energie jeder einzelnen gewonnen. Wir sehn ihn daher nicht nur theoretisch die Bedeutung einzelner Heroen der gedachten Gebiete würdigen, sondern sich auch an Einzelne mit voller Seele hingeben, weil sie ihm die edelsten Genüsse aufgeschlossen, und ihm den Sinn für die unsterblichen Eroberungen des menschlichen Geistes eingeflöfst haben. So sind es namentlich Fichte, F. A. Wolf, Wilhelm v. Humboldt und vor Allem Göthe, an welchen sich Varnhagen gestärkt, durch welche er seine universelle Disposition gewonnen hat, die ihn, verbunden mit der vorher schon berührten Kunst der Darstellung, zu einem so sicheren Zeichner der Persönlichkeiten aller Art macht.

Durch diese verschiedenartigen Gröfsen angeregt und für ihre Schöpfungen offen, hat sich Varnhagen durch sie mit allen bedeutenden Erscheinungen der Gegenwart vermittelt. Durch sie hat er zugleich den höchsten Maafsstab für wissenschaftliche und künstlerische Leistungen empfangen, welcher ihm durch alle seine Darstellungen und Mittheilungen hindurch stets lebendig ist. Dieser Respect vor jeder bedeutenden Kraft, die Versatilität, jeder Persönlichkeit ihre Stärke und Ohnmacht abzulauschen, die Fähigkeit endlich, die Bewegung jeder Geistesrichtung zu verstehn und in ihrem Verhältnifs zu Vergangenheit und Gegenwart aufzufassen, alles dies zusammengenommen bringt die wohlthuende Wirkung auf den Leser hervor, dafs er sich stets hier im Verkehr mit einem universell gebildeten Geist von dem reinsten Geschmack fühlt. Daher die mannigfaltigen Andeutungen, der Reichthum von Bezügen zu einer Fülle von Gestalten und Formen des gegenwärtigen Geistes, wodurch wir inne werden, dafs sich unser Verf. der frischesten Geistesstimmung unablässig anvertraut. Diese universelle Geistesdisposition führt unsern Verf. nun gleichsam die sicheren Anschauungen und das klare Urtheil über die Persönlichkeiten aller Art zu, welche sein künstlerischer Sinn verarbeitet, so dafs das Gleichgewicht der Bildungselemente an dem Gleichgewicht der Elemente des Styls sein ergänzendes Seitenstück erhält.

Aus dieser, wie wir glauben, richtigen Analyse des Reizes, den Varnhagen's Darstellungen ausüben, erklärt sich auch sehr natürlich die Gegnerschaft derjenigen, welche das volle Pathos einer entschiedenen, von einer einzigen Richtung aus Alles messenden Natur in ihm vermissen. Dafs solche Erscheinungen ihre grofsen Vorzüge haben, dafs sie erschütternd und umgestaltend wirken, dafs sie die Träger der Bewegung und des Fortschritts sind, leugnen wir gewifs am wenigsten. Wie es zu den herrlichsten Früchten der letzten Gestalt der Philosophie gehört, gelehrt zu haben überall das Substanzielle der Erscheinungen, das Leben in seiner allseitigen Deutung aufzufassen, so glauben wir nur im Geiste dieser Philosophie gehandelt zu haben, indem wir einmal den Grund des Genusses, den Varnhagen's Schriften so vielen unserer Zeitgenossen bereiten, in seiner letzten Quelle aufzusuchen und in das Bewufstsein zu heben versuchten. Es ist leicht, mit einem abstracten Mafsstabe eine Erscheinung der Literatur als untergeordnet zurechtweisen; das schwerere Geschäft ist, das eigenthümliche Lebensprincip zu begreifen, welches sie in sich trägt. Dafs aber auch selbst das politische Bewufstsein unsers Verfs. nicht hinter der Bewegung des gegenwärtigen Geistes ermattet zurückgeblieben ist, und er sich nicht etwa auf die Rechtfertigung eines beschränkten, der Freiheit der Entwicklung widerstrebenden Princips versteift, glauben wir ebenfalls in unserer Arbeit nachgewiesen zu haben. Möchte diese vielleicht verkannteste Seite unsers Verfs. durch unsere Beleuchtung auch für diejenigen in's Licht gestellt worden sein, welche den Inhalt der Freiheit nur da anzuerkennen geneigt sind, wo er sich mit der vollen und rücksichtslosen Energie der ganzen Persönlichkeit geltend macht. Aber man würde nicht Jedem dieselben Aufgaben zu lösen auf, eine Forderung, welche um so ungerechter wird, wenn sie zur Verkennung so hoher Vorzüge und so durchaus edler Gesinnung führt, wie wir sie in Varnhagen anzuerkennen Ursache haben.

H. Th. Rötscher.

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

L.

Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes scripsit Dr. G. Eduardus Guhrauer. Vratisl. Hirt. 35 S.

Der Unterzeichnete glaubt mehr als irgend Einer die Pflicht und das Recht zur Anzeige dieses Schriftchens zu haben. Jenes weil die Ausstellungen gegen seine Ausgabe des Leibnitz (denn das ist der eigentliche Inhalt) manchen Irrthum aufdecken, den er hegte und den er vielleicht auch bei Lesern seiner Ausgabe genährt hat, dieses weil es Jedem frei stehn mufs sich zu vertheidigen. Wenn ich zugleich Rücksicht nehme auf des Verfs. eben erschienene Biographie Leibnitz's (Breslau. Hirt. 2 Bde.), so geschieht es weil diese, zum Theil weiter ausgeführt, Alles wiederholt was dieses Schriftchen enthält. Zuerst mufs ein Irrthum hinsichtlich des Titels beseitigt werden. Man erwarte keine Quaestiones. Gefragt wird hier nicht. Animadversiones hätten der Art Bemerkungen mindestens heifsen müssen; sie sind so streng, dafs sogar ein Druckfehler mit einem etwas boshaften sic angeführt wird. Sei es, man ist um so sichrer mit einem genauen und also gerechten Kritiker zu thun zu haben.

Zuerst wendet sich der Verf. an die Abhandlung de vita beata, No. 6 meiner Ausgabe. Er ist damit zufrieden, dafs dieser Schrift eine frühe Stelle angewiesen wird, und ich mufs mich freuen, dafs er von seinem frühern Irrthum — er rechnete sie zur reifern Periode — zurückgekommen ist. Er tadelt aber, was ich in der Vorrede gesagt, um die angewiesene Stelle zu rechtfertigen. Ich habe mich dort berufen auf die Verwandtschaft der hier ausgesprochnen Lehren mit Des Cartes und Spinoza. Die erstere giebt der Verf. nicht nur zu, sondern zeigt, dafs der erste Theil nur einen fast wörtlichen Auszug aus Des Cartes Diss. de meth. enthält. Diese wörtliche Uebereinstimmung war mir entgangen, ich hatte aber dagegen gesagt, man finde hier dieselbe *Ordnung des Philosophirens* empfohlen, die in seinem Tr. de int. emend. „iisdem fere verbis Spinoza commendaverat" zu finden sei. (Der Verf. kann sich nicht auswundern dafs ich in diesem Tractat rein logische Regeln finde. Er citirt p. 364 der Opp. posth. Freilich da konnte er sie nicht finden, p. 376 hätte er sie nebst den Gründen finden können, *warum* vom Einfachsten anzufangen, *warum* media zu suchen seien u. s. w.) Ich habe ferner gesagt, die Liebe zu Gott, die Leibnitz hier lehre, sei „idem ac Spinozae amor intellectualis". Der Verf. sucht nun meine Behauptung, dafs Leibnitz früher zum Spinozismus geneigt habe, die ich theils auf eine Aeufserung des Theophilus in den Nouv. ess. theils auf eine Randbemerkung zu handschriftlichen Auszügen aus Spin. Eth. gründe, zu widerlegen. Er behauptet, Leibnitz habe den Spinoza erst studirt, als er über den Cartesianismus hinaus gewesen. Bereits 1671 habe er, um die Transsubstanziation zu retten, an Arnauld so geschrieben, dafs man sehe er habe einen andern Substanzbegriff als die Cartesianer; allein in den vom Verf. angeführten Stellen scheint Leibnitz diesen Begriff mehr zu suchen, als zu haben, ja hatte er zu jener Zeit einen solchen Begriff, so konnte er den spätern, durch den er eben über den Des Cartes-Spinozistischen Standpunct hinausging, dafs das Wesen der Substanz darin bestehe selbstthätiges Einzelwesen zu sein, unmöglich haben, da ja gerade bei diesem Begriff und der sich daraus ergebenden Harmonie sich die Transsubstanziation *nicht* halten liefs, um derentwillen, wie die Briefe an Tournemine und Des Bosses zeigen, jene abentheuerliche Substantia composita nothwendig erschien. Mit jenem Substanzbegriffe, so wie mit der Erkenntnifs, dafs die *physikalischen* Ansichten des Des Cartes falsch seien, geht Leibnitz erst ganz über ihn hinaus, d. h. zu der Zeit, von der

Digitized by Google

er selbst sagt dafs seine Ansicht da zum Abschlufs gekommen sei, zu der Zeit wo er aufhört juvenis zu sein, etwa um sein vierzigstes Jahr. — Der Verf. beruft sich dann ferner auf die Vorrede zur Theodicee, nach welcher Leibnitz im Jahre 1673 einen frei wählenden Gott gelehrt, und *nachher* (nach dem Verf. in Hannover) erst den Spinoza studirt habe. Soll dies heifsen *erst nachher* habe er den Spinoza *kennen* lernen, so mufs, da er den Hobbes mit Spinoza zugleich nennt, von Jenem dasselbe gelten. Der Verf. gibt aber in seiner Biographie zwei Briefe von Leibnitz an Hobbes, von welchen namentlich der zweite, aus Paris geschrieben, zeigt, wie genau er dessen Lehre schon kannte. — Der Verf. bleibt aber bei der Widerlegung meiner Ansicht auf historischem Wege nicht stehn, sie soll auch Widersinnigkeiten „perturbationem atque repugnantiam" enthalten. Einerseits behaupte ich nämlich die Schrift sei gleich nach 1670 (p. 5), oder vielmehr „anno 1669 vel 1670" (p. 7) oder vielmehr 1669 (Biogr. I. Anm. p. 15 u. 24) — also *wann* eigentlich? — verfafst, dann aber sage ich auch, es sei Manches aus „der *Ethik* und dem Tr. de int. em. *wörtlich entlehnt*", die doch erst im Jahre 1677 erschienen sind. Es thut mir um die Akribie des Verfs. leid, aber ich mufs erklären dafs ich Beides *nicht* gethan habe. Die Schrift *folgt* bei mir auf eine im Jahre 1670 erschienene, *kann* also nicht von mir in's Jahr 1669 gesetzt sein, von der *Ethik* des Spinoza steht ferner bei mir eben so wenig ein Wort, wie von einem wörtlichen *Entlehnen*. Ohne grofsen Widerspruch mit der Anordnung und den Worten der Vorrede könnte ich jetzt sagen, die Arbeit sei etwa in's Jahr 1671 zu setzen, weil ihr Verf. eben wie Spinoza von Des Cartes ausgegangen sei, daher sie auch denselben Gang empfehle, den „iisdem fere verbis" wir bei Spinoza finden, und weil man hier denselben Begriff der Liebe zu Gott finde wie bei Spinoza, der bekanntlich in dem 1670 erschienenen theol.-polit. Tractat dieselbe Intellectualliebe lehrt, wie in der Ethik. Es ist aber nicht nur das Plusq.pf. commendaverat, was mir dies zu thun verbietet, sondern die Wahrheit. Ich glaubte nämlich allerdings bei der Herausgabe, Leibnitz habe den Tr. de int. emend. schon gelesen gehabt, als er diesen Aufsatz schrieb. Da er andrerseits vor dem Briefe an Conring von 1678 verfafst scheint, so nahm ich an, dafs er unmittelbar nach dem Erscheinen der Opp. posth., also im Jahr 1677 selbst geschrieben sei — ein Mann der sich so für Spinoza interessirt, dafs er ihn besucht und seinen Bildungsgang sich erzählen läfst, konnte wohl im Jahr ihres Erscheinens seine Werke lesen. In demselben Jahre glaubte ich daher auch die oft erwähnten Excerpte aus der Ethik gemacht. Jetzt bin ich hinsichtlich dieses Punctes etwas irre geworden, nicht durch Hrn. Dr. Guhrauer, sondern dadurch, dafs Leibnitz in seinem Briefe an Conring nur die früher erschienenen Werke Spinoza's, nicht aber die Opp. posth. erwähnt. Dies *könnte* freilich den Grund haben, dafs Leibnitz zur nähern Bezeichnung des Spinoza nur die Werke erwähnt, von welchen *Conring* wufste; es kann aber auch darauf deuten, dafs Leibnitz selbst die übrigen noch nicht kannte. Im letzteren Falle könnte dieser Aufsatz allerdings einige Jahre vor 1677 verfafst sein und die Verwandtschaft mit Spinoza (oder vielmehr umgekehrt) in methodologischer Hinsicht würde *mir* daher stammen, dafs, wie Dr. Guhrauer richtig nachweist, wir im ersten Theil ein Excerpt aus Des Cartes haben. Die Verwandtschaft hinsichtlich des Begriffs der Liebe erklärte sich dann daraus, dafs, wie der Verf. richtig behauptet, dieser Begriff dem Cartesius nicht fremd war und, wie ich hinzusetzen möchte, Leibnitz das Werk des Spinoza, das er 1678 passim refutatum nennt, den theol.-polit. Tractat, bereits kannte. Jedenfalls aber würde auch in diesem Falle der Abhandlung in meiner Sammlung keine andere Stelle zukommen als die zwischen No. 5 und No. 7. — Was die Zeitbestimmung betrifft, die ich gegeben haben soll, so fügt Dr. Guhrauer zu meinen Worten: Quam commentationem ut huic circiter tempori adscribam etc. die Erläuterung hinzu, dies heifse „proxime ab a. 1670". Allein wenn ein Aufsatz *hinter* einem vom Jahre 1670 und unmittelbar *vor* einem vom Jahre 1677 steht, so glaube ich kann „hoc circiter tempus" von *jeder* der acht Jahreszahlen von 1670—77 gebraucht werden, gewifs aber nicht vom Jahre 1669. Dennoch soll gerade dies meine Meinung sein, weil ich gesagt habe, dafs die Handschrift dieselbe sei wie bei einem Aufsatz vom Jahre 1669. Warum bezieht der Verf. jenes hoc tempus auf die *erste* der möglichen acht Jahreszahlen anstatt auf die letzte? warum vergifst er, dafs ich ausdrücklich sage, die Handschrift Leibnitz's bleibe bis zum Ende des 17. Saec. ziemlich unverändert?

Digitized by Google

warum vergifst er, dafs nach ihm *sonst* meine Berufungen auf die Handschrift Nichts beweisen? warum sollen *hier allein* sie etwas wahrscheinlich machen? — Ich weifs es nicht. Was ich aber weifs ist, dafs wenn man dies thut, auf mich der Anschein fällt dafs ich mir widerspreche, und dafs es mir scheint, als befolge der Verf. hinsichtlich meiner die hermeneutische Regel: Man interpretire so, dafs man den Autor möglichst viel Widersinnigkeiten sagen läfst.

Die Qu. 2 betrifft die Zeit wo die meiner Ausgabe einverleibten Schriften über den philosophischen Calcul (No. 11—23) verfafst sind. Der Verf. sucht meine Behauptung zu widerlegen, dafs sie zwischen 1684 und 1700 verfafst seien, weil dieselbe sich auf keine Gründe, sondern nur auf die Form der Schriftzüge stütze. Es thut mir leid, wieder sagen zu müssen, dafs ich jene Behauptuug *nicht* ausgesprochen habe. Ich habe nur gesagt, dafs die meisten dieser Aufsätze mit Schriftzügen geschrieben seien, welche (weil sie nach dem Jahre 1700 seltner wurden) mich, *wenn keine andren Gründe dagegen seien*, bestimmten, die Abfassezeit eines so geschriebenen Aufsatzes in's siebzehnte Jahrhundert zu setzen. Ich habe ferner gesagt, dafs ich bei diesen Aufsätzen es vorziehe, sie alle zusammenzustellen, und dafs ich dabei nicht sowohl eine chronologische als eine sachliche Ordnung befolgen würde. Wenn nun *der* Aufsatz, den ich glaubte voranstellen zu müssen, die im Jahre 1684 erschienenen Meditationen erwähnt, so konnte ich diese Aufsätze nur hinstellen wo sie stehn, d. h. unmittelbar nach den 1684 erschienenen Sachen. Auch der Verf., welcher behauptet, sie seien alle zwischen 1676 und 86 verfafst, wird, wenn er nur zugibt dafs ich sie alle zusammenstellte, diesen Ort nicht tadeln können. Was seine Behauptung selbst betrifft, so halte ich sie nicht für unwahrscheinlich. Ich kann mich aber auch nicht überzeugen, dafs daraus, das Leibnitz im Jahre 1688 von seiner allgemeinen Wissenschaftslehre sagt: „J'en ai déjà de beaux essais", unwiderleglich folgen soll, dafs diese beaux essais gerade die (und zwar alle) von mir herausgegebenen seien. Der Verf. scheint es zu meinen, wenn er sagt äufsere und innere Gründe nöthigten zu behaupten, dafs alle diese Aufsätze ungefähr 1676—1686 verfafst seien. Uebrigens ist hinsichtlich der Sicherheit, mit der dies behauptet wird, nichts gegen den Verf. zu sagen, da er ja erklärt hat, dafs „alles Verdienst bei der Kritik sich auf ein aperçu reducire". — Was die Stelle betrifft, welche ich zwei von Raspe herausgegebenen Aufsätzen, so wie einem, der bisher nur als Mscrpt. existirte (No. 52—54) angewiesen habe, so zeigt Hr. Dr. Guhrauer zuschlagend, dafs, was ich auf den ersten König von Preufsen bezogen habe, auf Ludwig XIV. gehe, als dafs ich diesen „error infelicissimus" rechtfertigen könnte. Es fällt daher der Grund, warum ich diese Aufsätze von den frühern trennte, weg. Wenn dann der Verf. sogleich die beiden französischen Aufsätze als zwei im Jahre 1680 verfafste Denkschriften an Ludwig XIV. erkennt — (was ich hinsichtlich der einen, Préceptes etc., wegen des ganzen Tons für unmöglich halte) — so ist dies wahrscheinlich ein Ergebnifs der, für uns unangreifbaren, Aperçu-Kritik. —

Die *dritte* Quaestio greift meine Ausgabe mit mehr Recht an. Bei Des Maizeaux und Dutens findet sich ein Brief Leibnitz's, den beide an Remond de Montmort gerichtet sein lassen. Es findet sich aber darin eine Aeufserung über de Montmort's mathematische Leistungen, die mich glauben liefs, er sei an einen Dritten gerichtet, und so gab ich, da ich aus einer Aeufserung Chr. Wolff's sah, dafs er an einen Gelehrten in Frankreich geschrieben sei — Wuttke hatte damals die Autobiographie Wolffs, wo dieser Gelehrte Remond genannt wird, noch nicht herausgegeben — diesem Briefe die Ueberschrift Lettre à un ami en France. Jetzt belehrt mich Hr. Dr. Guhrauer, dafs ich nicht gewufst habe, dafs zwei Brüder dieses Namens existirten, ich sehe also, dafs ich Unrecht hatte, Des Maizeaux und Dutens aber Recht. Der Eifer aber des Hrn. Dr. Guhrauer, sie gegen mich in Schutz zu nehmen, führt ihn zu weit. Dutens hat dem Briefe, der bei Des Maizeaux kein Datum hat, das Datum des unmittelbar vorhergehenden (26. Aug.) zugeschrieben, und ich daher von einem „error commissus" gesprochen. Diesen leugnet unser Kritiker. Jener Brief nämlich sei kein Brief, sondern eine Nachschrift. Der ganze Irrthum „si quidem error fuit" bei Des Maizeaux, welcher Recht habe, kein Datum hinzuzusetzen, sei, dafs er dieser Nachschrift eine Ueberschrift gab, wie einem neuen Briefe. Und Dutens, der diesen Zusammenhang ohne Zweifel eingesehn habe, — (NB. er behält die Ueberschrift) — habe auch wieder Recht, das Datum 26. Aug. hinzuzufügen. Mein allein sei also der Irrthum, weil ich die Nachschrift vom Briefe trennte, während jene beiden Recht haben, der Eine, weil er *kein* Datum setzt, der Andere, *weil* er eins setzt. Leider sehe ich dieses, eines Salomo würdige, Urtheil revocirt. In der Biographie Leibnitz's (II. Anm. p. 26) hat sich Hr. Dr. Guhrauer anders besonnen. Bei „näherem Eindringen" hat sich ihm gezeigt, dafs diese Nachschrift keine Nachschrift, sondern ein Brief, und dafs derselbe — was gewifs richtig ist — *vor* dem vom 26. Aug. geschrieben sei.

Endlich sei mir erlaubt einen *vierten* Punct zu besprechen, der freilich nicht in den vorliegenden Quä-

Digitized by Google

stionen, sondern in der Biographie Leibnitz's (I. Anm. p. 34—36) zur Sprache kommt, nämlich das was ich in meiner Ausgabe (p. XV—XVII) zu dem Briefe an Arnauld gesagt habe. Der Herausgeber nämlich der 1776 in Paris erschienenen Briefe Arnauld's hat von 1683—91 geschriebene Originalbriefe Leibnitz's an A. in Händen gehabt, aber nicht drucken lassen. Von diesen Briefen sage ich nun in meiner Ausgabe, mir sei es nicht wahrscheinlich, dafs sie sich wo anders fänden als wo sie 1776 waren. Hier meine Worte: Mea quidem opinione epistolae illae ubi anno 1776 erant, ibi etiam nunc reperiantur necesse est, Parisiis. Ich habe dann weiter gesagt, ich hätte keine Aussicht, nach Paris zu kommen, und daher „me ipsum epistolas inventurum non spero", und habe endlich die Hoffnung ausgesprochen, dafs durch Cousin's Einflufs und Bemühungen diese Briefe noch an's Licht kommen dürften. Dies Alles bringt nun den Verf. der Biographie sehr in Harnisch. Er sagt ich spreche die entschiedenste Ueberzeugung aus, „dafs die Originalien von Leibnitz's Briefen an Arnauld in Paris gefunden werden *müfsten*", er sagt ferner ich sei „versichert, sie *selbst* in Paris zu finden" u. s. w. (Ich will hoffen, die Leidenschaft hat Hrn. Dr. Guhrauer so verblendet, dafs er dies in meinen Worten wirklich *las*, sonst müfste ich glauben, er verdrehe sie absichtlich.) Er „tröstet" mich, weil ich bedaure sie nicht selbst finden zu können, indem er mich auf sein Kur-Mainz verweist, was ich freilich damals nicht gelesen hatte, aus dem ich sehen könnte wie jene Originalien in Paris — (also doch in Paris?) — längst *verschollen seien*, wie vergeblich Cousin und Bouillet nach diesen Schätzen und *er selbst* (hinc illae lacrimae!) nach den Abschriften gesucht hätten, er muthet mir zu, zu sagen, *an welchem* Orte sie sich in Paris befinden, und schliefst damit, dafs es meiner „pomphaften" Aufforderung bei Cousin nicht bedürfe, „wenn man sich dort blofs zu bücken brauchte um sie aufzuheben". — Also in Paris sind jene Briefe nicht aufzufinden gewesen. Es fragt sich, ob man sie wo anders finden könnte? In Feder's Commerc. epist. p. 277 kommt folgende Anmerkung zu einem Briefe Leibnitz's an Bignon vor: Les lettres non imprimées d'Arnauld et de Leibnitz, *que la Bibliothèque garde* ont été demandées en copies par Mgr. le Maréchal Mortier pour un savant de Paris etc. In diesen Worten finde ich nun zwar weder über die Zahl der Briefe noch auch über ihre Identität mit jenen 1776 erwähnten etwas bestimmt. Hr. Dr. Guhrauer sagt — (ob durch den ungedruckten Briefwechsel Feder's mit Emery oder ob durch ein kritisches aperçu belehrt, weifs ich nicht) — „die gedruckte Notiz über diese Briefe redet in den unzweideutigsten Ausdrücken von dem *ganzen* Briefwechsel", und behauptet daher, als Feder jenes schrieb, seien, zwar nicht die Originalbriefe, aber die Entwürfe dazu auf der Hannöverschen Bibliothek gewesen. Er macht mir nun den Vorwurf, dafs ich in meiner Vorrede die Versicherung gebe, die Briefe „seien in der Königlichen Bibliothek von Hannover *nicht mehr vorhanden*". Die Sache genau genommen, so ist auch dies wieder unrichtig, ich habe diese Versicherung *nicht* gegeben. Ich erzähle nur das Factum, dafs in dem Fascikel, welches nach der Ueberschrift die Leibn.-Arn. Correspondenz enthalten solle, statt der Leibnitz'schen Briefe oder ihrer Copien sich die Bemerkung finde, dafs zwei Briefe Leibnitz's, welche die Bibliothek besessen, dem Marschall Mortier — (es scheint für diesen selbst, weil er Leibnitz'sche Autographa zu besitzen wünschte, und ohne dafs man eines solchen Wunsches sich vorher versehen hatte) — übergeben seien. Dafs Hr. Dr. Guhrauer dieses Factum nicht glaubt, kann mir natürlich sehr gleichgültig sein. Aber auch hier begnügt er sich nicht damit, dafs was ich sage falsch sei, es soll auch widersinnig sein. Zu dem Ende übersetzt er einen Passus aus meiner Vorrede, wo ich von den für Mortier gemachten Abschriften der Arnauld'schen Briefe spreche und dann weiter sage, die Briefe Leibnitz's seien, wie jene Arnauld'schen *Autographa*, dem Marschall abgeliefert. Das unterstrichne Wort wird mit einem (!) begleitet und dann auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, in welchen ich mit mir selbst und Feder komme, indem ich Copien machen und dann Originale abliefern lasse. Wüfste ich nicht schon von Leibnitz's Inaugural-Dissertation her, dafs Hr. Dr. Guhrauer mit den *Abschriften*, die er nimmt, Unglück hat, so würde dies Excerpt aus meinen eignen Worten es mir zeigen. (Ja selbst das *Wort* Abschrift wird ihm zu einem Stein des Anstofses.) Jener schreckliche Widerspruch entsteht nämlich, indem Hr. Dr. Guhrauer aus *Abschriften* Urschriften macht. Ich hatte geschrieben *apographis*, er findet es pikanter *autographis* zu lesen.

Ich kann es nicht leugnen, dafs diese Art Kritik mich indignirt. Hat der Hr. Dr. Guhrauer wirklich keine Ahndung davon, dafs es *gewissenlos* ist, ehe man auch nur recht zusieht, dem Andern Unsinn und Aberwitz zuzutraun, und ihn vor aller Welt desselben anzuklagen? Ist ihm der Gedanke noch nie gekommen, dafs er durch wirkliche, sich selbst vergessende *Gewissenhaftigkeit* sich mehr Achtung erwerben würde, als durch seine bisherige marktschreierische Manier, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er stets nur von sich und seinen Entdeckungen spricht, und jedes lobende Wort, das Andere von ihm sprachen, wiederholt? — eine Manier die, auch wo er wirklich belehrt, es Vielen so schwer macht, seine Bücher zu lesen.

Dr. Erdmann.

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

LI.

Die Kartoffelepidemie der letzten Jahre, oder die Stockfäule und Räude der Kartoffeln, geschildert und in ihren ursächlichen Verhältnissen erörtert von Dr. C. Fr. Ch. v. Martius, Mitgl. der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München, 1842. 70 S. 4. mit 3 Steindrucktafeln.

Die Kartoffel ist in dem gröfsten Theil von Europa ein so wichtiges Mittel für den Lebensunterhalt des Menschen und seiner Hausthiere geworden, dafs ihr gutes oder schlechtes Gedeihen auf die privat- und staatsökonomischen Verhältnisse einen grofsen Einflufs ausübt, weshalb denn die Culturzustände dieser Pflanze immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen und erhalten. Wie alle Culturpflanzen um so mehr dem Mifswachs oder Krankheiten ausgesetzt sind, je mehr sie, aus ihrer ursprünglichen Heimath in ein ihnen fremdes Klima versetzt, gegen die nachtheiligen Einflüsse desselben geschützt werden müssen, und je weniger es in der menschlichen Gewalt liegt, ihnen durch Kunst ihre ursprünglichen natürlichen Verhältnisse wiederzugeben, so war auch von der Kartoffel dasselbe zu erwarten. Bringt man noch in Anschlag, dafs die künstlichen Einwirkungen des Menschen überhaupt besonders auf die Nahrungspflanzen bei der Cultur sehr grofs sind, indem die Verschiedenheit des Bodens verschiedener Orte, an denen die Cultur Statt findet, der Wechsel dieser Verschiedenheit an demselben Orte in den verschiedenen Jahren der Fruchtfolge, die Verschiedenheit der Beackerung, der Düngung, die Verschiedenheit der Aufbewahrung der Saamen oder Keime mächtig auf die Art der Vegetation einwirken; so haben wir eine Reihe von Ursachen, die, gemeinsam oder vereinzelt, ebensowohl zu Krankheiten Veranlassung werden können, als sie, recht gehandhabt und glücklich angewendet, die gesunde Entwickelung erhöhen, oder wünschenswerthe veredelte Abänderungen hervorbringen. Betrachten wir in dieser Beziehung die Kartoffel, so haben wir eine Pflanze, deren Vaterland die Hochebenen der tropischen Gebirge von Chile und Peru sind, wo die Pflanze jetzt noch wild gefunden wird. Die Kartoffel scheint hier zwar in die warmen Küstenebenen nicht hinabzusteigen, denn sie ist nur in einer Entfernung von 14—16 Stunden von den Küstenstädten Lima, Chancay in Peru, Valparaiso in Chile gegen die ganz nahen Cordillerengebirge von Molina, Pavon, Cruikshank gefunden worden. Santa Fé de Bogota, wo Franc. Zea die wilde Kartoffel beobachtete, liegt 8700 Fufs hoch in einer Hochebene, deren Klima das ganze Jahr hindurch dem Maimonat unserer Gegenden ähnlich ist. Nur in den gemäfsigteren südlichen Gegenden von Chile und Arauco fand Pöppig die wilde Kartoffel bis zum Meerstrand herab, doch liebt sie auch hier die steilen Abhänge und stufenartigen Vorsprünge der Felsen bis zu einer Höhe von 500 Fufs. Wir sehen hieraus, dafs die Kartoffel zwar nicht in den ganz warmen Ebenen der Tropenländer wächst, daher denn auch die Engländer in ihren ostindischen Besitzungen die Kartoffel nicht in den heifsen Tiefebenen, sondern nur auf Berghöhen anbauen, wie dies auch in Java, China, den Philippinen geschieht; allein das kühlere Klima der Wohnsitze der Kartoffel zeigt nicht die grofsen Schwankungen der Sommer- und Winterwärme unserer Klimate, und die niedrigste Temperatur jener Gegenden geht selten bis zu + 3° R. herunter, und ist in den Jahreszeiten, wo die Kartoffel vegetirt, im Mittel zwischen 14—19° am Tage, zwischen 10—12° des Nachts. Zwar wird noch in höheren Gegenden von Chile, in dem 12700 Fufs erhabenen Thal von Chuquito, welches den Alpensee Ti-

Digitized by Google

ticaca umgiebt, die Kartoffel gebaut; allein auch hier ist die Sommerwärme noch zwischen 10—15° R., und die Temperatur scheint, da der See niemals zufriert, auch in der kälteren Jahreszeit den Gefrierpunct niemals zu erreichen, daher wir denn auch daselbst Cachusaaten, Loasen, Cassien wild wachsend finden. Durch diese naturgeschichtlichen Verhältnisse sehen wir, dafs die Kartoffel eine Pflanze ist, welche grofse Hitze ebenso wie grofse Kälte scheut, und eine gleichförmige mittlere Wärme liebt. Berücksichtigen wir hierbei den Feuchtigkeitszustand der Luft auf den mittleren Berghöhen der Tropengegenden, so finden wir hier, wie auf allen Gebirgen, eine zwar absolut trocknere, aber relativ doch feuchte Luft, die ihren Wassergehalt als Nebel, Thau, Regen niederzuschlagen sehr geneigt ist, daher es den Pflanzen an einer mittleren Feuchtigkeit niemals mangelt, so dafs im Ganzen also mäfsige gleichförmige Temperatur und mäfsige gleichförmige Feuchtigkeitsgrade dem Naturzustande der Kartoffeln am meisten entsprechen. Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir nun unserem geschätzten Verf. in seiner eigenen Darstellung zuerst folgen.

In einer Einleitung über die Kartoffelkrankheiten im Allgemeinen erfahren wir, dafs vor dem Bekanntwerden der Stockfäule und der Räude nur eine allgemein verbreitet gewesene und genauer beschriebene Krankheitsform der Kartoffeln sich gezeigt hat, nämlich die Kräuselkrankheit (the Curl der Engländer, Frisole der Franzosen), welche nicht nur in Deutschland, Schottland, Irrland, England, Holland, sondern nach Fil. Ré auch in Italien von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an sich zeigte. Diese Krankheit zeigt sich als eine Verkümmerung des Krauts, wobei es kraus wird und einschrumpft, während sich nur kleine harte Knollen bilden. Die unter dem Namen Rost an dem Kartoffelkraut beobachtete Krankheit scheint wenig verbreitet und nicht von besonders schädlichen Folgen begleitet gewesen zu sein.

Die beiden Krankheiten, welche Gegenstand des vorliegenden Werkes sind, die Stockfäule und die Räude, sind erst seit dem Jahr 1830 bekannt geworden, zuerst im Westerwalde, der Eifel, dann am Rhein, später in der Pfalz, am Harz, und wir haben noch mehrere Gegenden der Mark Brandenburg hinzuzufügen, wo namentlich im Jahre 1841 die Stockfäule sehr verbreitet war.

Die Stockfäule (Knollenfäule, Knollenbrand) zeigt sich durch schnelles Faulen der geernteten Kartoffeln in den Mieten und Kellern und auch noch der eingesetzten Brutknollen auf dem Felde, so dafs diese entweder ohne Kraut zu treiben verfaulen, oder nur kümmerliche, bald vergehende Keime entwickeln. Bei geringer Feuchtigkeit der aufbewahrten Kartoffeln ändert sich ihre Substanz durch die Fäule in eine trockne, harte Masse um, die nach unseren hier in der Mark gemachten Beobachtungen mürbe und zu Mehl zerreiblich ist. Bei grofser Feuchtigkeit zerfliefst das Ganze zu einer schmierigen, stinkenden Masse. Der Verf. sah die Stockfäule nur an weifsen und gelben Kartoffelsorten. Wir haben in der Mark indessen auch an rothen Kartoffeln die Krankheit in grofser Ausdehnung gesehen. Hr. v. Martius unterscheidet zwei Entwickelungsstadien der Krankheit: 1) Das Stadium der Vorbereitung, wo die Oberhaut ihren Glanz verliert, eintrocknet, und dunkle runzelige Flecken bildet, die später zu gröfseren zusammenfliefsen. Am Rande der Flecken löst sich die Oberhaut rundum schuppenförmig, so dafs inselförmige Absonderungen derselben entstehen. Unter diesen Stellen der Oberhaut fängt das Fleisch der Knollen an zu verderben, indem es zuerst gelb und immer dunkler braun und schwarz wird, dabei aber trocken erscheint, ohne dafs die kranken Stellen bestimmt abgegrenzt wären. In diesem Zustande kann die Kartoffel noch verspeist, verfüttert und sonst benutzt werden, weil das Stärkmehl nicht verändert ist. 2) Das Stadium der trocknen Fäulnifs. Die kranken Flecke erheben sich zu Wärzchen oder Höckerchen, die in der Mitte einsinken und aufreifsen. Aus der zerrissenen Oberhaut drängt sich dann eine weifse Schimmelbildung rasenförmig hervor, die aus kleinen weifsen Puncten, wie Hirsekörner, im Zellgewebe ihren Ursprung nimmt. Die Kartoffel verbreitet nun einen fauligen Geruch und die kranke Wucherung breitet sich in der ganzen Knollensubstanz aus. Der Pilz verstäubt, und die Knolle trocknet dabei aus und wird specifisch leichter. Keime treiben solche Knollen schwer; aber häufig bilden sich kleine rosenfarbige Brutknollen auf der kranken Kartoffel, besonders im letzten Stadium. Auf der Durchschnittsfläche sind solche Kartoffeln braungelb marmorirt, doch noch mit zerstreuten Amylonkörnchen erfüllt, häufig durch innere Risse hohl und von Mehlmilben bewohnt.

Digitized by Google

Die Veränderungen der inneren Organisation der Kartoffel während der Stockfäule sind im ersten Stadium noch wenig merklich. Der Verf. glaubte eine Erweiterung von Interzellulargängen zu finden, indessen fanden wir nur eine Verdickung und Trübung der Substanz der Zellenwandung, von der auch, wie der Verf. richtig vermuthet, die ganze Verderbniss und die Pilzformation zuerst in Form kleiner höckriger Fortsätze ausgeht, während das Stärkmehl noch unverändert ist. Im zweiten Stadium verfärben sich die Zellenwandungen stark, zerreissen selbst flockig, zeigen einen braunen Inhalt, zwischen dem aber die Stärkmehlkörner noch zu erkennen sind, die sich zuletzt durch fortschreitende Fäulniss erst mitverändern. In der weiteren Veränderung bilden sich nun in dem Zellgewebe undurchsichtige Körner, die mit dem ganzen Zellgewebe zu einer knorpeligen Masse verfliessen, welche die Matrix zu dem Pilz ist, der aus den Faulflecken hervorwächst. Hr. v. Martius beschreibt diesen Pilz unter dem Namen: Fusisporium Solani. In Betreff der während der Stockfäule vor sich gehenden chemischen Veränderungen fand Hr. A. Buchner, dass nur der Eiweissstoff verschwunden, das Stärkmehl aber unverändert und in beträchtlicher Quantität vorhanden bleibt, so lange nicht nasse Fäulniss hinzutritt. Dies stimmt auch mit unseren eigenen Beobachtungen darin überein, dass wir mikroskopisch keine Veränderungen an den Stärkmehlkörnern wahrnehmen konnten und nur das Zellgewebe verändert fanden. Wahrscheinlich geht die Pilzbildung auch niemals von den Stärkmehlkörnern aus, wie Hr. v. Martius in der späteren Periode zu finden glaubt, sondern das Wurzelgewebe der Pilze saugt sich später nur an die Stärkmehlkörner parasitisch an.

Die Kartoffelräude (Porrigo tuberum Solani) erscheint, wie auch die Stockfäule, an verschiedenen Kartoffelsorten, ist aber, wie jene, an den weissen und gelben Sorten häufiger, als an den blauen und rothen. Der Verf. unterscheidet auch hier zwei Stadien. Als *erstes Stadium* bemerkt man im Herbst schon an den Knollen, die noch im Boden liegen, oder kurz nach der Erndte kleine dunkle Fleckchen an der Oberhaut, ½—1 Linie im Durchmesser, oder in grössere Flecken zusammenfliessend; das Fleisch zeigt dabei noch keine merkliche Veränderung. Die Flecken gehen aber bald in Warzen über, wobei sich der Geschmack der Kartoffeln ändert und auch die frische Schnittfläche leicht verfärbt. Solche Knollen treiben schlecht.

Im *zweiten Stadium*, das nach einigen Wochen sich bildet, reisst die Oberhaut der Warzen und es entsteht eine Pustel mit einem braunen oder rothbraunen Pulver erfüllt; nach dessen Verstreuen kleine Grübchen übrig bleiben. Das Fleisch unter den Warzen und Gruben geht in eine trockne Verderbniss über und sondert sich eine neue Schale von vermoderter Beschaffenheit von dem darunter liegenden gesunden Fleisch ab, so dass das Uebel nicht ganz in die Tiefe geht, und obgleich der Geschmack sich verschlechtert, die Kartoffel doch noch geniessbar bleibt. Der innere Bau lässt eine ausgebildete Pilzentwickelung nicht wahrnehmen. Indessen bildet die verdorbene Zellensubstanz die Matrix zu einem Urpilz, den Wallroth auch als Erysibe subterranea tuberum Solani tuberosi charakterisirt hat.

Indem sich der Vf. zu den Ursachen der genannten Krankheiten wendet, sucht er zu zeigen, dass diese in den äusseren tellurischen Verhältnissen, in dem Boden, der Witterung, schädlichen Insekten u. dergl. nicht zu finden sind, weil die Krankheit sich an den in den verschiedensten Bodenarten cultivirten Kartoffeln gezeigt hat, wenn gleich die feuchten thonigen niedrigen Bodenarten dieselbe erfahrungsgemäss mehr begünstigt haben, als trockne, hohe Sandländereien; und andererseits bei derselben Witterung die Krankheit nicht in allen Gegenden erscheint. Wir stimmen ganz bei, dass die Witterung (Temperatur und Feuchtigkeitsverhältnisse) während der Vegetation der Kartoffel, so lange die Knollen in der Erde sich befinden, weniger die Krankheit wird erzeugen können; während jedoch die Witterungseinflüsse auf die ausgenommenen Knollen selbst wohl zu berücksichtigen sein möchten. Der Vf. findet die Ursachen der Krankheit mehr in inneren Verhältnissen der Kartoffel selbst und glaubt, dass durch diese eine Disposition entstehen könnte, wobei eine epidemische Ansteckung durch die Sporen des Pilzes geschehe, der sich bei der vollendeten Krankheit bildet. Mit grosser und sorgfältiger Ausführlichkeit geht der Vf. alle die Verhältnisse bei der Cultur der Kartoffeln durch, welche prädisponirend auf die Ansteckung zu den genannten Krankheiten wirken könnten. Dahin werden gerechnet: a) die Art wie die Knollen vom Acker eingesammelt und aufbewahrt werden. b) Wie diese als Brutknollen zum Legen vorbereitet und ge-

Digitized by Google

liegt werden. c) Die Behandlung der Pflanze, wenn sie ins Kraut treibt, wenn sie blüht und wenn sie Frucht ansetzt. Durch magnetische Einwirkungen dieser Culturverhältnisse werde eine Verringerung der Lebenskraft und eine Verderbniss der Knollen vorbereitet. Der Vf. glaubt, dass oft unreife Kartoffeln eingeerntet und wieder gesäet werden, während man zur Saat nur reife auswählen sollte; dass das Aufbewahren der Knollen in Kellern und Gruben der Natur der Kartoffel entgegen sei, wie man denn auch in ihrem Vaterlande sie nur an trockenen dem Luftzug ausgesetzten Orten: in Schuppen, auf Böden, seltener in geräumigen Erdlöchern auf Höhen aufbewahre. Die Kartoffeln, wenn sie in Haufen aufgeschüttet sind, fangen an Feuchtigkeit auszudünsten und zu schwitzen und erhitzen sich wenn das Wasser nicht verdampfen kann, wodurch sie in Zersetzung übergehen. Ferner wird das Zerstückeln der Brutknollen getadelt, weil die verwundeten Stellen leicht in Zersetzung übergehen, schimmeln und anfaulen, wodurch die Keimkraft zerstört wird. Auch sei das Verkehrteinlegen der Setzkartoffeln in die Erde wodurch die Keime nach unten gerichtet sind, das Einlegen schon im Keller gekeimter Kartoffeln, die Berührung der wunden Kartoffelfläche mit dem frischen Dünger als Ursache dieser Krankheit zu betrachten, wie denn auch das Abschneiden des Krauts während des Wachsthums ein Verkümmern der Knollen und eine schlechte Ernte erzeuge. Durch die Gesammtheit aller dieser Einflüsse werde zuletzt eine Racenverschlechterung, die man auch sonst schon häufig angeklagt, hervorgebracht, wobei der Vf. jedoch gesteht, dass ein solches Abtragen und Veralten der Lebenskraft nicht hinreiche, das nur sprungweise und strichweise Auftreten der Stockfäule unter so ganz verschiedenartigen Verhältnissen zu erklären. Der Vf. sieht also die Summe aller aufgezählten Ursachen nur als solche an, die durch den ganzen Lauf der Wachsthumsperioden der Kartoffel fortwirken, eine verschlechterte Knollenbildung zur Folge haben, die nun die Disposition zur Aufnahme der ansteckenden Pilzkeime in sich enthält. Der Vf. giebt zwar eine Urzeugung der Pilze zu, aber die Ansteckung werde später durch den Sporenstaub den das Fusisporium Solani bildet, bewirkt. Wie bei andern Pilzen, so hat auch hier der Vf. gesehen, dass die Sporen auf zerschnittene Kartoffeln gestreut, keimten. Der Vf. bringt damit die von manchen Oekonomen, z. B. von Sinclair, Tessier angenommene Ansteckungsfähigkeit des Kornbrandes in Analogie, obgleich ihm die entgegenstehenden Erfahrungen wichtiger Autoritäten, wie Fries, Unger nicht unbekannt blieben. Der Vf. will dann auch nicht eine Contagiosität der Pilze durch wirkliche Besaamung annehmen, sondern den Process der Ansteckung durch Impfung im thierischen Körper vergleichen. Das Pilzcontagium wirke dabei qualitativ und bringe in der Kartoffel eine Afterorganisation und Entmischung hervor, die sich nicht einmal an der vom Contagium berührten, sondern auch an anderen Stellen entwickeln könne: der Brand im Korn und die Knollenfäule seien so von Innen heraus entwickelte Krankheiten, die aber nicht bloss als durch kosmische und tellurische Ursachen entstandene blosse Säftekrankheiten zu betrachten seien. Aus diesem Grunde werden vom Vf. als Verhütungsmittel der Kartoffelfäule und der Räude ähnliche Massregeln, wie man beim brandigen Weitzen empfohlen hat, vorgeschlagen, nämlich Mittel das Pilzcontagium zu zerstören: das Einkalken der Setzkartoffeln und zur Zerstörung der Pilzkeime im Boden die mehrjährige Bestellung der Kartoffelfelder mit andern Früchten.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes erlauben wir uns diesen Ansichten des geehrten Vfs. unsere eigenen Erfahrungen in der Sache hinzuzufügen, und machen vorweg nur darauf aufmerksam, wie uns ein Widerspruch darin zu liegen scheint, dass der Vf. einerseits aus der Möglichkeit der Fortpflanzung der Pilze durch Sporen überhaupt und der Keimung der Sporen des Fusisporium Solani auf feuchten Kartoffelschnittflächen die Ansteckung zu beweisen sucht, dann aber diese Keimung bei Production der Krankheit doch wieder nicht gelten lassen will, und eine blosse Ansteckung zu einer inneren Zersetzung der Kartoffel annimmt, wozu gar keine Pilzkeime nöthig wären. Diess kann nur darin seinen Grund haben, dass dem Vers. nicht entgehen konnte, wie die Knollenfäule eine Zerstörung der Kartoffel ist, die niemals von Aussen nach Innen dringt, sondern von Innen anfängt und nach Aussen durchbricht.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

Die Kartoffelepidemie der letzten Jahre, oder die Stockfäule und Räude der Kartoffeln, geschildert und in ihren ursächlichen Verhältnissen erörtert von Dr. C. Fr. v. Martius.

(Schlufs.)

Wollte man hierbei nun mit dem Vf. annehmen, dafs eine gänzliche Auflösung der Pilzsporen zu einem chemischen Stoff und eine Aufsaugung dieses Stoffs durch die Kartoffel Statt finde, so wäre die daraus hervorgehende Wirkung nicht mehr eine Fortpflanzung der Pilze, sondern ein gewöhnlicher Zersetzungsprocefs der durch andere leicht zersetzbare Agentien eben so gut wie durch Pilzkeime könnte hervorgebracht werden, und wobei die Nothwendigkeit der Gegenwart der letzteren nicht einleuchtet. Auch könnte auf solche Art eher jede andere Zersetzung und Fäulnifs der Kartoffel, als gerade die eigenthümliche Krankheit der Trockenfäule entstehen. Wir können also die Pilzbildung wohl nicht als Ursache sondern allein als Folge der Krankheit ansehen. Die Trockenfäule zeigt sich, besonders in trockner Luft auch häufig ohne Pilzbildung.

Zur Aufklärung über die Ursachen der Trockenfäule scheint uns die Berücksichtigung folgender Verhältnisse, die wir aus eigener Erfahrung im Grofsen mittheilen, wichtig. 1) Die Krankheit entsteht niemals während des Wachsthums der Knollen im Boden, sondern die völlig gesund und ausgewachsen eingesammelten Kartoffeln werden erst an den Aufbewahrungsorten davon befallen. 2) Es sind nicht etwa kleine unentwickelte oder unreife, sondern gerade die völlig ausgebildeten grofsen und gröfsten Kartoffeln, die in den Haufen an Trockenfäule leiden. 3) Die Krankheit entwickelt sich nicht an allen Kartoffeln zugleich sondern allmählig an einzelnen Stücken in dem Haufen, verbreitet sich aber durch Ansteckung, wenn die faulen nicht ausgelesen werden über gröfsere Stellen in dem Haufen oder über den ganzen Haufen, wobei, wie es scheint, durch Erhitzung und Erstickung des Lebens die ganz gesunden von Licht und Kälte nicht affizirten Knollen von der faulenden Umgebung mit in Verderbnifs gezogen werden. Denn wenn die angefaulten Kartoffeln sorgfältig ausgelesen und die übrigen gesunden gelüftet und trocken gelegt wurden, so machte die Stockfäule keine weiteren Fortschritte. 4) Die Entstehung der Krankheit zieht sich oft langsam den ganzen Winter hindurch und während des Frühlings hin und setzt sich dann an den in die Erde gelegten schon angesteckten Kartoffeln fort. 5) Sie wird bei letzteren beschleunigt, wenn die Spitzentriebe der Kartoffeln zur Saat abgeschnitten und in Haufen auf einander geworfen waren. 6) Die blofse Verwundung der Kartoffel durch Abschneiden der Keime macht nicht immer Trockenfäule, sondern oft gehen dergleichen Haufen zerschnittener Kartoffeln direkt in gewöhnliche Fäulnifs über ohne alle Pilzbildung und umgekehrt trocknen die Schnittflächen ohne Verderbnifs ein, wenn die abgeschnittenen Stücke dünn ausgebreitet werden. 7) Diejenigen Setzkartoffeln aus einem Haufen stockfauler Keime, welche im Boden nicht vergehen, sondern gesunde Triebe bilden, erzeugen ganz gesunde schöne Pflanzen und Knollen, die bei gehöriger Behandlung niemals wieder stockfaul werden. Diefs hat seinen Grund offenbar darin, dafs 8) niemals die Knospenkeime durch Stockfäulnifs ursprünglich leiden, sondern nur das Zellgewebe des Markes. So lange also noch soviel gesundes Mark an der stockfaulen Kartoffel ist, dafs die Keime sich bis zur selbstständigen Wurzelbildung entwickeln können, leidet die normale Entwickelung der Krauttriebe gar nicht, und die neue Knollenbildung geht, wie das ganze Wachsthum der Kartoffel ungehindert vor sich. Wenn also die gesäeten stockfaulen Kartoffeln ausbleiben, so liegt diefs allein an der Verderbnifs des ersten Nahrungsmaterials aus dem Knollen für den Keim. Ich habe diefs im Jahr 1840 in grofser Ausdehnung zu sehen

Digitized by Google

Gelegenheit gehabt. 9) Hieraus wird ersichtlich, wie sich niemals ein Ansteckungsstoff aus dem Knollen in das daraus hervorwachsende Kraut überträgt, und die an solchem Kraut gebildeten Knollen also eben so gesund sein werden, wie das Kraut selbst. In der That ist niemals beobachtet worden, dafs das Kraut derjenigen Kartoffeln, welche später stockfaul geworden, irgend ein krankes Zeichen gehabt hätte, wodurch der Keim zu einer Krankheit der Kartoffeln schon auf dem Felde angedeutet worden wäre. Im Jahre 1841, wo an vielen Orten der Mark Brandenburg die Kartoffeln stockfaul wurden, zeigte sich die gesundeste üppigste Vegetation des Krauts. 10) Allem diesen gemäfs lehrt auch die Erfahrung, *dafs in der That der ganze Kreis von Veränderungen, wodurch die Kartoffeln stockfaul werden, innerhalb der Zeit vom Aufnehmen der Knollen an bis zum Wiedereinsetzen der Saatknollen abläuft, dafs also in den Einwirkungen während und nach dem Aufnehmen und während der Aufbewahrung der Knollen im Winter, der hauptsächlichste Grund dieser Verderbnifs zu suchen sein mufs.*

In dem Gebiet unserer eigenen Erfahrungen sind hier vorzüglich dreierlei Dinge vorgekommen, denen wir allein die Ursache der Stockfäulnifs zuschreiben konnten, und durch deren Beseitigung dieselbe auch ganz sicher gehemmt und vertilgt wurde. 1) In den Jahren 1838 und 1839 wurden aus wirthschaftlichen Gründen die in grofsen Massen aufgenommenen Kartoffeln in Haufen von 5—6 Wispel geschüttet, und blieben so, leicht mit Kartoffelkraut bedeckt, mehrere Wochen, bis zum Einfahren, auf dem Felde liegen. Eine Folge davon war, dafs die Kartoffeln bis tief in den Haufen hinein durch das Licht grün wurden, und diese Kartoffeln zeigten eine besondere Neigung zum Faulen. 2) Wenn nicht grün gewordene Kartoffelhaufen in den Jahren 1839 und 1840 auch völlig durchnäfst in den luftigen Keller gefahren wurden, so trockneten diese Kartoffeln selbst in gröfseren Haufen in Zeit voo 24—36 Stunden völlig ab, ohne dafs sich merklicher Dampf dadurch entwickelte, wie dies auch ähnlich mit ganz nassen Kartoffeln in leicht mit Stroh bedeckten Mieten geschah. Diese Abtrocknung konnte nur durch Einsaugung des Wassers von den Kartoffeln geschehen sein, weil sonst die unten liegenden, mit der Zugluft gar nicht in Berührung kommenden, nafs hätten bleiben müssen. So lange also die vom Regen nassen Kartoffeln die ihrer Oberfläche anklebende Feuchtigkeit noch absorbiren können, zeigt sich durch die Nässe auch keine Erhitzung in den Haufen. Man mufs den Ausdruck: Durchnässung der Kartoffeln, nicht mifsverstehn. Sie werden eben so wenig, als beregnete lebendige Blätter, durch Regen innerlich durchnäfst, wie etwa todte vegetabilische Substanzen, die hygroskopisch von Feuchtigkeit durchdrungen werden; sondern das Innere der lebendigen Kartoffel nimmt nur so viel Wasser auf, als lebendig absorbirt wird; alles übrige treibt von der Oberfläche nach den Gesetzen der Schwere ab. Von Regen nasse Kartoffeln sind also nur auf der Oberfläche nafs, und die geringe Menge der Oberhaut anklebenden Wassers kann, wie die Erfahrung lehrt, auch wenn sie in Haufen liegen, leicht absorbirt werden. Liegen aber die Haufen mehrere Tage lang in beständigem Regen, wie das zur Herbstzeit öfter der Fall ist, so erreicht die Wasserabsorption ein Maximum, über welches hinaus dann nichts mehr absorbirt werden kann, ohne vorhergehende Wiederausdünstung. In solchen Fällen allein wirkt das anklebende Wasser nachtheilig, und nur solche Kartoffeln pflegen sich in grofsen Haufen zu erhitzen, weil sie nicht durch Wasserabsorption abtrocknen. Grüne Kartoffeln aber, nafs eingefahren, trockneten nicht, oder doch schwer und unvollkommen ab und blieben im Keller lange feucht. Diese zeigten dann eine sehr grofse Neigung zur Trockenfäule. Auch schwitzten die grün eingefahrenen, selbst trockenen Kartoffeln später viel stärker, als die nicht angegrünten. Die durch das Grünen erhaltene Blattnatur scheint mehr zur Ausdünstung als zur Einsaugung zu neigen. Gegrünte Kartoffeln werden daher im Keller auch viel leichter welk als andere. 3) In der letzten Hälfte des October und November, wo bei einer ausgedehnteren Kartoffelcultur die Erndte erst beendigt werden konnte, zeigte sich während der Nächte, wo die eingehauften und mit Kartoffelkraut bedeckten Kartoffeln auf dem Felde lagen, wenn auch nicht stärkerer Frost, doch zu Zeiten, wo der Himmel klar war, öfter Reif, und überhaupt abwechselnd nafskalte Witterung, deren Einwirkung auf die im Freien liegenden Kartoffeln späterhin sich besonders auch dann durch Stockfäule zeigte, wenn sie nicht eigentlich angefroren und glasig, sondern nur stark durchgekältet waren; denn

Digitized by Google

ganz gefrorne Kartoffeln gehen später in directe Fäulnifs über. Auch das Kartoffelkraut stirbt schon ab und verschrumpft wenn die Temperatur nur bis 1—2° über Null sinkt, ohne eigentlichen Frost. Diese Kälte scheinen die Knospen der Kartoffeln viel leichter zu ertragen, als das grüne Kraut und das markige Zellgewebe der Knollen, denn selbst wenn die Kartoffeln im Innern darnach faulen, bleiben die Keime zum Austreiben fähig. Nur das Leben der Zellen leidet durch die Kälte, und diese sterben allmählig ab, wie in den von Kälte getödteten Blättern. An den grünen Kartoffeln aber scheinen auch die Keimknospen einen gewissen Grad der Entwicklung anzunehmen, bei welchem sie gegen die Kälte ebenfalls sehr empfindlich werden, wenngleich ich ein völliges Ertödten dieser Knospen durch Erkältung nicht beobachtet habe. Im Allgemeinen also sind alle lebendigen Theile der Kartoffeln von Natur gegen die Kälte sehr empfindlich, und leiden dadurch auch mehr oder weniger. 4) Das Angrünen der Kartoffeln geschieht auch in nicht ganz finstern Kellern, wenngleich schwächer als am freien Lichte. Doch habe ich bei mangelnder Kälte und Nässe von diesem Grünwerden keine nachtheiligen Erfolge gesehen. — Die Folge des Absterbens der Zellen in den Kartoffeln ist nun eine doppelte. Einmal geht die Lebensfähigkeit der organischen Ausdünstung verloren und das in den Kartoffeln enthaltene Wasser wird sich anhäufen und die Stoffzersetzung begünstigen, wodurch die Pilzbildung bedingt ist, und durch welche solche Kartoffeln auch oft schnell sich erhitzen und in nasse Fäulnifs übergehen, besonders wenn der Zersetzungsprocefs früher vorschreitet, als die Epidermis zerstört oder aufgerissen ist, so dafs die Feuchtigkeit keinen Ausgang findet. Zweitens haben die gesunden Kartoffeln, ähnlich wie alle fleischigen Pflanzentheile, zugleich die Lebensfähigkeit eine bestimmte Quantität Wasser zu absorbiren und in sich zurückzuhalten, wodurch sie, wenn auch nicht vor einem theilweisen Welkwerden, doch vor einem völligen physikalischen Austrocknen und Erhärten gesichert werden. Sobald aber das Leben der Zellen abgestorben ist, hört diese Fähigkeit, sich turgescirend zu erhalten, auf, und es tritt eine physikalische Austrocknung und Verhärtung der Knollensubstanz um so mehr ein, als die Epidermis schon stellenweis zerstört ist und die innere Feuchtigkeit einen freien Ausgang findet. Daher trocknen die stockfaulen Kartoffeln leicht ganz aus, schrumpfen ein und werden sehr specifisch leicht. Da die fortdauernde Lebensthätigkeit der Knollen nur in den Zellenwandungen und den sie durchziehenden und umspinnenden Lebenssaftgefäfsen ihren Sitz hat, das in den Zellen enthaltene Stärkmehl aber ein schon leblos gewordenes Product der Bildung ist, so erstreckt sich die Wirkung des Absterbens bei der Stockfäule nur auf die Substanz des Zellgewebes, während das Stärkmehl dadurch vorläufig ganz und gar nicht verändert wird, weshalb denn auch die mikroskopische wie die chemische Untersuchung *nur die Substanz und Form des Zellgewebes, nicht aber das darin enthaltene Stärkmehl verändert zeigt.* Erst bei gänzlicher Auflösung des Zellgewebes durch Fäulnifs wird das Stärkmehl, doch wie es scheint niemals gänzlich, mitzerstört; daher denn auch die zu einem völligen Brei verfaulten stockfaulen Kartoffeln, wenn sie getrocknet werden, noch eine ganz mehlige Beschaffenheit zeigen und sich fast in allen Perioden ihrer Veränderungen noch zur Stärkmehlbereitung eignen.

Alle diese Veränderungen, welche das Leben und das Gewebe der stockfaulen Kartoffeln erleidet, gehen nun langsamer oder schneller, örtlicher oder verbreiteter in den kranken Stücken vor sich, je nachdem die Wirkungen der Erkältung, Durchnässung und Grünung günstiger oder ungünstiger für die Krankheit zusammentreffen, und in verschiedenen Graden die Ertödtung des Zellgewebes bewirken. Blofs durchkältete, nicht angegrünte Kartoffeln, trocken eingebracht, erholen sich in ihrer Lebenskraft oft gänzlich wieder und halten sich oft ganz gut, oder werden erst spät im Frühjahr sparsam stockfaul. Durchkältete angegrünte Kartoffeln, auch wenn sie trocken eingebracht werden, verderben schon viel leichter; am rapidesten und ausgebreitetsten sahen wir die Krankheit, wenn Erkältung, Angrünung und Nässe in stärkeren Graden vereint eingewirkt hatten. In den nafskalten Gegenden von Europa, wo die Kartoffelerndte mehr in die Zeit der eintretenden Herbstnachtfröste bewirkt werden mufs, hat sich die Stockfäule auch am verbreitetsten gezeigt. Wir läugnen nicht, dafs nasse Witterung zur Zeit der Kartoffelreifung, feuchter Boden, wodurch ein wässeriges Aufschwellen der Gewebe bewirkt wird, eine Prädisposition der Knollen zur leichteren Einwirkung der genannten Schädlichkeiten bewirken könne;

Digitized by Google

allein die übermäfsige Feuchtigkeit an sich kann wohl andere Verderbnisse, niemals aber die Stockfäule hervorbringen. Zu dieser gehört durchaus ein gewisser Grad der Ertödtung des Zellgewebes in den Knollen. In Gegenden wo, wie in dem Vaterlande der Kartoffel, die Temperatur zur Zeit der Kartoffelernte nicht bis gegen den Gefrierpunct hin sinkt, wird man wohl niemals die Stockfäule finden. Die sogenannte Räude müssen wir für eine ganz andere, auch von anderen Ursachen, unter denen vorzüglich der Boden mitwirkt, entstandene Krankheit halten, können uns jedoch hier nicht weiter darüber verbreiten. Wir danken schliefslich dem Herrn Verf. für die vielseitige Behandlung des anziehenden Gegenstandes.

Dr. C. H. Schultz.

LII.

Exercices pratiques d'analyse, de syntaxe et de lexigraphie Chinoise, ouvrage où les sinologues trouveront la confirmation des principes fondamentaux et où les personnes les plus étrangères aux études orientales puiseront des idées exactes sur les procédés et le mécanisme de la langue chinoise. Par Stanislas Julien, *membre de l'institut et professeur au collège de France. Paris.* 1842. *XXIV und* 270 *Seiten.* 8.

In einer früheren Nummer dieser Jahrbücher haben wir das *Examen critique* angezeigt, worin Professor St. Julien eine sehr grofse Anzahl fast unverzeihlicher Verstöfse aufdeckt, die Hr. *Pauthier* in seiner Uebersetzung eines chinesischen Textes begangen. Fast noch überraschender als die Zahl und zum Theil auch die Natur dieser Fehler war uns eine bald darauf im Journal Asiatique erschienene und seitdem in vielen besonderen Abzügen versandte *Réponse à l'Examen critique*, worin Herr Pauthier die zwar strenge aber durchaus nicht in feindseligem Ton abgefafste Kritik des ausgezeichneten Sinologen zu widerlegen versucht, und dabei, vermuthlich im Gefühl seiner hoffnungslosen Sache, eines Tones leidenschaftlicher, hin und wieder an gemeine Schmähung grünsender Persönlichkeit sich bedient, wie er bei französischen Gelehrten sicher eine seltne Ausnahme von der Regel ist. Das Verfahren des Herrn P. gleicht dem eines Advocaten, der mit keckster und rücksichtslosester Zungendrescherei irgend einen verstockten Missethäter als schuldlos, wo nicht selbst als einen edeln und musterhaften Menschen darzustellen bemüht ist. Da er zur Vertheidigung des theuern Clienten (d. h. seiner Uebersetzung) auf geradem Wege, d. h. auf dem Wege des anerkannten Sprachgebrauchs und seiner unumstöfslichen Regeln nichts ausrichten kann, so versucht er alle erdenklichen Kreuz- und Querzüge, affectirt Belesenheit in einheimischen Wörterbüchern und anderen chinesischen Autoren, und hat so das Unglück, noch eine Menge neuer Blöfsen sich zu geben, aus denen die gröfste Tactlosigkeit in Handhabung der Sprache hervorgeht.

Es ist in der That sehr beklagenswerth, wenn ein Mann von Geist und wissenschaftlichem Interesse, den Grundsatz *plus être que paraître* umkehrend, in den Strudel oberflächlicher Polygraphie sich stürzt. So verfährt denn auch Herr Pauthier: wo dieser vielseitige Dilettant selbstständig ist, wie z. B. in seiner Abhandlung über das *Tao*, hat er Unhaltbares aufgestellt; seine übrigen bis jetzt erschienenen Arbeiten verdienen nicht selbstständig zu heifsen, und überall vermifst man ein tieferes Studium. Es wäre ihm lange und gewissenhafte Vorbereitung zu empfehlen, ehe er solche Unternehmungen wie eine *Déscription de l'Empire de la Chine*, oder *Livres sacrés de l'Orient* ans Licht treten liefse.

Die *Réponse* des Herrn Pauthier hat den Triumph der gerechten Sache nur noch mehr verherrlicht, und insofern mufs man ihm beinahe Dank dafür wissen. Herr Julien sah sich durch den brasmarbasirenden Angriff veranlafst, eines der gediegensten Werke zu schreiben, die bis jetzt aus der Feder eines Sinologen hervorgegangen sind, und welches neben der gründlichsten Widerlegung die nur irgend möglich, einen wahren Schatz feiner und von ausgebreitetster chinesischer Belesenheit zeugender Bemerkungen grammatischer und lexicalischer Art in sich schliefst. Seinen Gegner mit philosophischer Ruhe Schritt vor Schritt ins Auge fassend, reifst Hr. Julien jede papierne Brustwehr hinter der er sich verschanzen will, nieder und zieht seine Gebrechen aus jedem Schlupfwinkel ans Tageslicht. Die ganze Polemik ist so klar und scharf, und zugleich von solcher *bonne foi* durchdrungen, dafs man ihr mit wahrem Vergnügen folgt und am Schlusse des 247 Seiten starken Werkes in Cicero-Schrift fast bedauert, dafs es schon zu Ende ist.

Wenn Herr Pauthier der sonnenhellen Wahrheit nicht hartnäckig die Augen verschliefst und von den *hundert und sieben und sechzig échecs*, die Herr J. ihm nachweist, nur die Hälfte anerkennt, so wird er selber wünschen müssen, dafs der schlimmste Feind seines litterarischen Rufes, jene unselige *Réponse*, für immer in dem Strome der Vergessenheit untergehe. Dagegen empfehlen wir jedem Freunde und Pfleger des Chinesischen das Buch des Hrn. Julien angelegentlichst. Auch der geübte Sinolog wird manches Neue daraus lernen; den Anfänger aber wird es in Geist und Mechanismus der Sprache besser einweihen als die bis jetzt erschienenen Elementarbücher.

Wir wollen schliefslich auf die wichtigsten Abschnitte des Buches verweisen: Aufeinanderfolge einer Anzahl Genitive, durch blofse Position angedeutet (S. 7 ff.) — Versetzung des Adverbiums hinter das Object des Verbums, wenn auf ersterem ein besonderer Nachdruck ruht (S. 15). — Fälle in welchen das Subject dem Verbum folgen kann, statt ihm, der Regel gemäfs, voranzugehen (S. 83). — Verschiedener Gebrauch des Pronomens *k'i* (S. 86 ff.). — Umstellung der Partikel *i*, sofern sie *durch* bedeutet (S. 94 ff.). — Verschiedene Art, den Locativ auszudrücken (S. 114). — Eine sehr lehrreiche Digression über gewisse durch Zusammensetzung gebildete Ausdrücke (S 125 ff.). — Zerstreute Bemerkungen über buddhistische Redensarten (S. 166 ff. 184 ff.) — Ueber die Namen welche chinesische Gelehrte ihren Studier-Cabinetten und Bibliotheken geben (S. 172 ff.). — Wichtige Ausnahme von der gewöhnlichen Stellung zweier Adjectiven die sich auf zwei vorangegangene Substantiven beziehen (S 225 ff.) u. s. w.

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1842.

LIII.

De Junio Gracchano commentatio. Scripsit Lud. Mercklin. Particula I. II. Dorpati, MDCCCXL, MDCCCXLI. 47, 53 *pp.* 8.

Bei dem jetzt auf's Neue lebhaft angeregten Studium der römischen Geschichte mit besonderem Bezuge auf Staats- und Rechtsalterthümer, ist es natürlich, dafs auch die Quellenforschung, auf Niebuhr's scharfsinnigen Untersuchungen, die auch hier die Basis bilden müssen, weiterbauend, einen neuen Aufschwung nimmt. Um aber die uns noch fliefsenden Quellen im Allgemeinen richtig zu schätzen, um den Werth jeder einzelnen Tradition zu prüfen, ist es dem Forscher nothwendig, jene Quellen bis an ihre ersten Ursprünge zu verfolgen und den Spuren der ihnen zu Grunde liegenden älteren Ueberlieferungen sorgsam nachzugehen, dem Aquilegen gleich, der verschüttete Wasseradern mit kunstgeübtem Blicke unter der verbergenden Erde aufzuspüren wufste. Mannigfache Monographien der jüngsten Zeit (S. Mercklin I p. 5, wo statt M. H. Whiste de Fabio Pictore etc. zu lesen ist H. K. Whitte de Q. Fabio, statt Hullemann Hulleman und jetzt die Abhandlung von Liebaldt über den Valerius Antias im Naumburger Programm von 1840 hinzuzufügen) haben diesen Untersuchungen mit mehr oder minderem Glücke sich unterzogen. Haben wir nun aber zwei Gattungen dieser Quellen besonders zu unterscheiden, von denen die einen mehr rein historische Ueberlieferungen enthalten, die andern, die mehr Antiquarisches überliefern, auf authentischen Nachrichten basirend und von der geschäftigen Volkssage minder berührt, jenen an Glaubwürdigkeit weit vorzuziehen sind (vgl. Rubino Untersuchungen über röm. Verfassung und Geschichte I. 1, p. VI sq. 491), so ist deutlich, dafs besonders die letztern zu erforschen und so gleichsam den reinsten Kern der Nachrichten aus den vielfach umgebenden Hüllen herauszuschälen von Interesse und Wichtigkeit für das ganze Gebiet der römischen Alterthumsforschung sein mufs. Eine nicht unbedeutende Stelle unter diesen Antiquaren nimmt Junius Gracchanus ein, der Zeitgenosse und Freund des C. Gracchus, von dessen staatsrechtlichen, chronologischen und topographischen Untersuchungen in den uns erhaltenen Schriftstellern wenigstens insoweit Andeutungen vorliegen, dafs wir ein Bild der Thätigkeit des Mannes uns zu entwerfen vermögen. Niebuhr hatte sich mit besonderer Vorliebe mit ihm beschäftigt und in ihm vielfach die verborgene Quelle uns jetzt ohne Angabe ihres Ursprungs überlieferter Nachrichten, besonders über Geschichte der römischen Magistraturen mit beigefügten Jahreszahlen nach der Aera der Consuln zu erkennen geglaubt, auch Rubino a. a. O. S. 317 flgd. hatte, den Wunsch nach einer besonderen Monographie aussprechend, ihm seine Aufmerksamkeit zugewandt, und neuerlich noch hat sich Dirksen in einem, wie alle Arbeiten des berühmten Romanisten, durch Scharfsinn und Eleganz ausgezeichneten Aufsatze über die historische Glaubwürdigkeit der Berichte des Lydus in dessen Schrift de magistratibus reipubl. Rom. (vermischte Schriften von H. E. Dirksen. Erster Theil. Berlin 1841. 8. S. 50 flg.), der von Hrn. Mercklin noch nicht benutzt werden konnte, gegen die Niebuhrschen Ansichten über Junius, so weit sie sein Verhältnifs zu Gaius und durch ihn zu Lydus angehen, mit vollkommenem Rechte, wie es uns scheint, erhoben. Während so die Meister des Faches Einzelnes den Junius betreffende erörterten und aufhellten, wandten sich die Jüngeren, da, was Krause in seinen uitae et fragmenta ueterum historicorum Romanorum p. 221 sq. beibringt, überall nicht genügend sein konnte, der Arbeit zu, Alles über den Junius vorhandene Material zusammenzustellen und zu sichten, um ihn so in möglichst umfassender Weise allseitig erkennen und schätzen zu können. So entstand die ausführlichere Arbeit des Hrn. Mercklin, so die kürzere des Rec., die er als Anhang zu seiner Abhandlung de Luciis Cinciis ausarbeitete, ohne von dem Unternehmen des Hrn. Mercklin zu wissen: erst nach Vollendung seines Aufsatzes erlangte er Kenntnifs von jenen Dissertationen, die er, aller aufgewandten Mühe ungeachtet, erst nach dem Drucke der seinigen erhielt, so dafs er sich damit begnügen mufs, sie nun nachträglich einer kurzen Besprechung zu unterwerfen.

Nach einigen einleitenden Worten führt uns Hr. Mercklin im ersten Abschnitte (I, S. 7—29) zu einer sorgfältigen onomatologischen Erörterung, an der wir nur das Bedenken gegen den Vornamen Marcus auszusetzen haben: gesetzt auch die Stelle des Varro de L. L. VI. §. 95 Müll. sei durchaus nicht auf Junius Gracchanus zu beziehen, obwohl sich namentlich dagegen, als brauche Varro überall nur einen Namen, manches einwenden läfst*), da er, wo es ihm auf genaue Be-

*) Spengel praef. ad Varr. p. LIV, den Hr. M. anführt, gab selbst zwei Beispiele dagegen an; das eine ist die Erwähnung des Scaeuola Quintus P. M. V §. 83; bei dem andern,

Digitized by Google

zeichnung ankommt, sei es durch Angabe des Vornamens, oder, was doch der Sache nach dasselbe bleibt, irgendwie sonst die speciellsten Angaben macht, z. B. V, 55 Volnius, qui tragoedias Tuscas scripsit, V, 59 Zeno Citieus, VI, 90 M. Sergius M'. f. quaestor u. s. w.*), während allerdings auffallend erscheint, dafs diese nähere Bezeichnung des Junius erst da erfolgen sollte, wo er zum letzten Male erwähnt wird**): so scheint uns doch der M. Junius bei Cicero de legg. III, 20. 49 entscheidend zu sein. Es wird hier erwähnt, dafs M. Junius an den Vater des Atticus de potestatum iure (denn das ist die nach dem Cod. Monac. von Orelli und Madvig gebilligte und unzweifelhaft richtige Lesart dieser Stelle) geschrieben habe; Junius Gracchanus verfafste um dieselbe Zeit ein von Ulpian und Lydus erwähntes Werk de potestatibus; die Identität beider ist allgemein anerkannt, Hr. M. aber, der freilich bei Cic. l. l. de potestate tum de iure liest, wodurch die Uebereinstimmung der Augenfälligkeit verliert, findet p. 28 dafs diese Worte allerdings „habent antiquam uim ad commouendam cogitationem librorum de potestatibus Junii Gracchani sed tamen praestat cautum esse et doctiori rem diiudicandam permittere" (vgl. auch p. 13, 24 sq. 34 sq.) — allein wir halten diesen Zweifel für ungerechtfertigt, und tragen kein Bedenken, dem Gracchanus wenigstens nach dieser Stelle den Vornamen Marcus zuzusprechen, und was wir dort über den M. Junius erfahren, überhaupt für ihn zu benutzen, nur dafs wir das von ihm gebrauchte sodalis nicht mit Hrn. M. p. 28 für die „notio sodalicii cuiusdam aut collegii" halten möchten, sondern für ein Appellativum, seine Freundschaft zum Vater des Atticus bezeichnend, wo der fehlende Genitiv viel leichter, als die mangelnde Bezeichnung des munus oder sacerdotium entbehrt werden kann, indem das vorhergehende scripsit ad patrem tuum deutlich genug die Beziehung angiebt. Dafs dagegen der Redner M. Junius bei Cic. p. Quinct. I § 3 nicht unser Gracchanus sei, hat Hr. M. p. 24—26 gründlich nachgewiesen, indem er zugleich gegen Ernesti, dem auch Rec. p. 105 gefolgt war, zeigt dafs Passerati, der als Urheber jener Meinung gilt, allerdings den M. Junius hier mit dem bei Cic. de legg. erwähnten identificire, nirgends aber angebe, dafs er diesen wiederum für Junius Gracchanus halte.

Im zweiten Abschnitte (I. p. 29—47) spricht Hr. M. von den Schriften des Junius: da er die bei Varro VI. 95 erwähnten Commentarii des M. Junius, die Rec. a. a. O. p. 95—97 dem Gracchanus zuzuweisen versucht hatte, obwohl zu absoluter Gewifsheit hier allerdings nicht zu gelangen ist, den fragmentis incertis zurechnet, so bleibt ihm nur der Titel eines Junianischen Werkes de potestatibus, welcher p. 29—33 genau erörtert wird, nicht ohne eine gewisse Breite, an der Hrn. M.'s Auseinandersetzungen im Ganzen leiden, besonders indem die Meinungen Anderer allzuhäufig in extenso angeführt werden, wodurch denn besonders die Noten zu den einzelnen Fragmenten z. B. über die trostuli II. p. 17—24 eine unverhältnifsmäfsige Ausdehnung erhalten.

Auf p. 33—38 wird darauf gegen Rubino zu beweisen unternommen, dafs diese Schrift einen rein gelehrten, nicht einen praktischen Charakter hatte, so wie II. p. 12 sqq. gegen denselben das oppositionelle Element — darin in Abrede gestellt wird, ohne dafs jedoch diese Auseinandersetzung die Unhaltbarkeit der geistreichen Hypothese Rubino's — freilich immer nur einer Hypothese — besonders in Bezug auf das letztere, für uns zur Evidenz gebracht hätte, da was das erstere betrifft ja auch Rubino I. p. 38 in der von Hrn. M. angeführten Stelle den gelehrten Charakter der Untersuchung nicht in Abrede stellt, was sich aber gar wohl mit einem praktischen Zwecke vereinen läfst. Diese gelehrte Richtung des Junius verlangte zur bessern Würdigung eine Auseinandersetzung des Zusammenhanges, in welchem er mit den grammatisch antiquarischen Studien seiner Zeit steht und Hr. M., der schon S. 36 sq. die einschlägigen Werke über die magistratus besprochen hatte, giebt deshalb S. 39—43 eine kurze Darstellung dieser Bestrebungen nach ihren beiden Richtungen, der romanistischen und der hellenisirenden, ohne jedoch für den Junius zu einem bestimmten Resultate zu gelangen (p. 43: „Junii autem

V §. 148 das Hr. M. übergeht p. 14 „quum ad ancipitem illam quaestionem quam ne Muellerus quidem ausus est dirimere de L. Aelio siue Cornelio Stilone pertineat" konnte wenigstens angegeben werden, dafs die Lesart C. Aelius Stilo hier wie V. 150, VII. 39 nur in der interpolirten Handschrift B. und dem den Handschriften dieser Familie folgenden Vulgärtexte sich findet, während die guten Manuscripte hier Cornelius Stilo, an den andern Stellen, wo die vulg. C. Aelius hat, Cornelius geben, mag man nun darunter mit v. Heusde de Aelio Stilone p. 75 (der jedoch in der Lesart schwankt vgl. p. 77) den Cornelius Siscenna, oder mit Osann Beitr. II p. 360. n. 8 den Epicadus oder noch einen andern zu verstehen haben: ob Stilo hier der Name sei und somit auch (vgl. Müller zu den St.) die bessern Handschriften in gewisser Weise der Interpolation unterworfen gewesen zu sein scheinen, oder ob mit Merkel Prolegg. ad Ovid. Fast. p. LXXVII Cornelius stilo secutus zu schreiben ist, bleibe dahingestellt; vielleicht hatte sich auch Varro am Rande kurz bemerkt, er wolle hier, bei nochmaliger Ueberarbeitung, einer Ansicht des Aelius Stilo erwähnen, wo er ihn dann freilich, wie stets in der Schrift, Aelius würde genannt haben, während er jener Bezeichnung im gewöhnlichen Leben sich bedienen mochte, und diese Glosse ist in unsern Text gekommen. Von dem Annalisten Cornelius Stilo mit Klausen Aeneas und die Penaten I p. 273 zu reden, erscheint mir etwas zu gläubig.

*) VIII. 36, wo man bisher M. Plautus, Müller auch L. Plautius genannt glaubte, ist nach den überzeugenden Erörterungen in Ritschls melett. Plaut. spec. onom., die den Rec. auch von seinen in diesen Blättern (Sept. N. 45) aufgestellten Conjecturen über den M. Titius zurückgebracht haben, hier auf keine Weise mehr anzuführen.

**) Hr. M. sagt hier p. 16 „quid enim per deos, Spengelii uerba repeto ex praef. p. LV, mouerit Varronem, ut quem ter simpliciter nudeque Junium dixisset, semel M. Junium appellet". Spengel aber a. a. O., der unsere Stelle hier ganz übersehen hat, sagt: „quid enim per deos (und das hat Hr. M., als von Sp. entlehnt, bezeichnen wollen, während seinen Worten nach die ganze Ansicht in der hier angegebenen Ausdrucksweise von Sp. ausgesprochen zu sein scheint) Varronem breuitati haud parum studentem, ut semel iterumue C. Aelius uel C. Aelius Stilo, centies uero Aelius simpliciter scriberet, monerit"?

Digitized by Google

Gracchani reliquiae et Latinas et Graecas uocabulorum originationes suppeditant, attamen sunt pauciores, unde certe colligi possit, quam maxime secutus fuerit rationem"). Allein unter einer ziemlichen Anzahl von Etymologien, die unter den Fragmenten des Junius uns überliefert werden, ist nur die des Aprilis von Ἀφροδίτη, in der er dem Fuluius gefolgt war, griechischen Ursprungs und somit möchte er, wie das denn auch seinem gesammten Studienkreise vollkommen entspricht, vorzugsweise den Romanisten zuzuzählen sein. Gegen das strenge Urtheil, das Rubino über ihn gefällt und das Rec. p. 105—107 zu entkräften gesucht hat, tritt auch Hr. M. auf p. 44, ohne sich hier auf eine nähere Untersuchung einzulassen, zum Schlusse noch die Schicksale der litterarischen Productionen des Junius verfolgend, so weit wir das nach den Anführungen derselben bei den Späteren vermögen.

Die zweite Abhandlung bringt zunächst im dritten Abschnitte die Fragmente des Junius von S. 3—50, gegen die Sammlungen von Dirksen und Krause um einige vermehrt, die auch Rec. beigebracht hat, aufserdem noch eine Stelle des Charisius (p. 79 Lind. 112 P.), in der jetzt ohne irgend eine Autorität der Name des Coelius steht, dem Junius zuzuweisen versuchend. Mit grofser Vorsicht hat Hr. M. aufser der oben besprochenen Stelle des Varro, die der commentarii erwähnt, auch die Stellen des Gellius XIV. 8., wo aber die Verbesserung Carrio's Junius statt Mutius auf handschriftlicher Autorität beruht und der Inhalt vollkommen zu dem Werke de potestatibus stimmt, und des Festus s. u. publica pondera, von Rec. den commentariis zugewiesen, als fragmenta incerta bezeichnet. Mit grofser Sorgfalt und umfassender Benutzung der reichhaltigen neueren Litteratur über die einschlägigen Partien des röm. Alterthums sind den Fragmenten Erläuterungen beigefügt, die wir nur zuweilen, wie bereits bemerkt, etwas conciser abgefafst wünschten, wie denn auch die vollständige, den gangbaren Ausgaben zumeist entlehnte Angabe der uarietas lectionis in dieser Ausdehnung kaum angemessen gefunden werden dürfte. Ohne uns bei der Betrachtung von Einzelheiten, was zu weit führen würde, hier länger aufzuhalten, bemerken wir nur noch, dafs in dem kurzen vierten Abschnitte p. 50—53 zum Schlusse Niebuhr's schon oben erwähnte Ansicht über die weitverzweigten, verborgenen Adern des Junius Gracchanus durch das ganze Gebiet unserer Quellen hindurch dargestellt und mit der Anspruchslosigkeit und Wahrheitsliebe, die die Arbeit des Hrn. M. überall charakterisirt, das Urtheil über dieselbe gefällt wird p. 51: „Itaque dum Niebuhrium de Junio Gracchano disserentem multum a uero aberrasse profiteor, hoc ueritatis causa dictum uolo. Nam qui nostro libello perlecto, quam exiles sint et incertae Junii fama atque reliquiae perspexerit, mirabitur sane, qua confidentia uir summus pronuntiauerit quae cum maxime ambigua sunt, uideritque prouida et uaticina adeo mente, quae nos latent". Und diesem Urtheile können wir nur in seinem ganzen Umfange beistimmen.

Hertz.

LIV.

Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. Von August Fuchs. Dessau, Aue. 1842. 8. 152 S.

Der bereits als Kenner der Romanischen Sprachen rühmlich bekannte Verfasser hat diese neue Schrift Jacob Grimm gewidmet. Sie entsprang aus dem Bedürfnisse, der neuerdings wieder eingerissenen Sprachmengerei einen Damm entgegenzusetzen. Mit Recht fragt der Vf. bei der Geschichte an und verfolgt jene Sprachkrankheit in ihre früheren Phasen zurück, wobei denn auch die Ansichten der Aerzte und Quacksalber, die gegen sie arbeiteten, mit deren eigenen Worten geschildert werden. „Denn zur Geschichte einer Sache — sagt der Vf. im Vorworte — gehört wesentlich ein Punct, welcher nicht selten übersehen wird, nämlich die Angabe der Meinung sachkundiger Zeitgenossen über dieselbe."

Als Anhänger der, wie wir glauben, alleinseligmachenden Sprachansicht, der historisch organischen, erkennt er jeder Sprache das Recht und die Pflicht zu, sich *möglichst* rein von der Einbürgerung ausländischer Vagabunden zu halten und die Weltanschauung ihres Volkes aus dem eigenen klingenden Bilderschatze darzustellen. Demungeachtet findet er die fremden Benennungen dann völlig berechtigt, wann die benannten Dinge selbst fremd und neu sind und keine genügende Bezeichnung in der eigenen Sprache des Volkes finden, dem sie von draufsen her zukommen. Er weist nach, dafs solche Wörter in bedeutender Zahl bereits in die alten deutschen Dialekte eindrangen, und als Zeugnifs des gesetzlich erworbenen Bürgerrechts dann auch bald eine dem Geiste der entleihenden Sprache angemessene Form erhielten. Bei einigen der S. 4—5 angeführten Wörter dürfte jedoch die Entlehnung noch nicht allgemein anerkannt werden, wie bei *Löwe, Linse, Oel, Goth. sineigs* (*senex*; der Stamm *sen, sin* ist mehreren deutschen und andern indogermanischen Sprachen eigen, vgl. u. A. *Pott* Et. F. II. 148). Religiöse und kirchliche Namen, die das Christenthum eingeführt, verdrängten selbst entsprechende der alten heimischen Religion, damit Nichts an diese erinnere; „nur wurde später leider! auch gerade das Wort *Religion* mit eingeführt, welches niemals ein deutsches Gewand (wie die übrigen S. 6 aufgezählten) anlegen kann, und daher, so wie es selbst seiner Bildung nach an und für sich bedeutungslos ist, dem Volke stets bedeutungslos und dunkel bleiben wird." Der Vf. erinnert hier an die leider verschollenen Ahd. Wörter *êhafti* und *êhalti*. Es ist ominös, dafs es sich auch mit dem Worte *Natur* ebenso verhält, ja noch schlimmer, da wir für *Religion* doch in den meisten Fällen das Wort *Glauben* gebrauchen können — ein geduldiges Wort, das nur zu oft auch von seinen Compositen mit *aber, un* u. s. w. usurpirt wird! Dafs auf religiösem Wege gerade das lateinische Element in die deutsche Sprache drang, ist sehr begreiflich; gewann ja auf diesem Wege vorzüglich die lateinische Sprache überhaupt die Geltung, die sie zum Theile noch heute als allgemein verständliches Bildungsorgan besitzt, und das Paunier des Kreuzes führte sie mit ähnlichem Erfolge zur Weltherrschaft, wie einst das des Adlers. *Fuchs* weist S. 8 sq. nach, dafs schon in der Ahd. Periode die vielen eingedrungenen römischen Fremdlinge, zu denen sich durch die speculative Philosophie schon früh eine gute Zahl griechischer gesellt hatte, eine Reaction hervorriefen; Puristen standen auf und suchten, leider noch unbeholfener, als viele ihrer heutigen Nachfolger, auch die grammatischen Benennungen zu verdeutschen. Auffallend liest und erklärt der Vf. S. 8. das bekannte Ahd. *augatora* (*Fenster*) als *angatora* — *Engthor*. Viele lateinische Ausdrücke und ganze Formeln und Floskeln wurden durch Nôtkêr und andere Ueber-

Digitized by Google

setzer lateinischer Schriften eingeführt, anfangs mit deutschen Glossen versehen, dann von diesen entblößt und ein widerliches maccaronisches Gemische bildend. Im Mittelalter trat nun gar das Romanische in Recht und Unrecht der römischen Mutter ein, besonders gab höfische Bildung und Literatur der Franzosen Lappen zu der Harlekinsjacke her, mit der sich selbst die besten mittelhochdeutschen Dichter mitunter schmücken. Viele der damals eingeführten Wörter gelten bis heute, Beispiele giebt der Vf. im §. 6. Später kam auch durch Kreuzzüge eine grofse Menge Wörter aus mehreren romanischen Sprachen in die deutsche; der Vf. hätte hier in den heutigen Volksdialekten, besonders des mittleren Deutschlands, eine noch gröfsere Anzahl solcher Fremdlinge finden können, als in der Sprache der Gebildeten, ein Gegensatz zu der französischen Mischung der höfischen Dichter des Mittelalters, in dem die volksthümlichen sich reiner erhielten. Eine grofse Zahl der namentlich im wetterauischen Dialekte gewöhnlichen Mischlinge zeigt durch ihr altrömisches Gepräge, dafs sie nicht erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch französische Soldaten eingeschleppt wurden, während andere vor unseren Ohren und Augen in den Napoleonischen Kriegen eindrangen. In die Handels- und Kunstwelt gelangten auf deutlichem Wege viele italienische Wörter. — Im §. 8. sq. weist der Vf. nach, wie bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrh. das lateinisch Schreiben als einzig würdige Form deutscher Wissenschaft galt und die deutsche Sprache den Ausländern zum Gegenstande verachtenden Spottes machte. Wenn der Vf. in §. 11. kein Volk kennt, das seine Sprache freiwillig aufgab, so läfst sich aus der alten Römerzeit dagegen das Beispiel italischer Völker aufführen, in denen jedoch nicht sowohl das Volk, als die knechtischen Häuptlinge und Verwalter desselben das herrschende Römervolk um die Erlaubnifs anbettelten, seine Sprache gebrauchen zu dürfen.

Es fehlte indessen nie an eifrigen Vaterlandsfreunden, die dem Unfuge zu steuern suchten, bald durch ernste, bald durch spöttische Strafrede; der Vf. theilt in §. 12. sq. interessante Belege in ausführlichen Auszügen mit. Seit dem 16. Jahrh. gewannen die Gegenwirkungen Raum und Erfolg, die höheren Stände traten auf ihre Seite, und ganze Gesellschaften und Akademien verpflichteten sich zur deutschen Sprachwacht. Leider aber waren diese allmälig wieder zu Grabe gegangen, als durch Ludwig XIV. und seinen Hof die französische Sprache mit neuer Macht hereinbrach und die Deutschen sich nicht schämten, den Jargon der Mordbrenner ihres Vaterlandes nachzulallen. Dafür aber traten wiederum Männer, wie Leibnitz, auf die Seite der gefährdeten Muttersprache, und mit dem 18. Jahrh. bildeten sich neue Gesellschaften für ihre Verbesserung und Reinigung; paradox genug sprachen für diesen Zweck Deutsche zu Deutschen in französischer Sprache! Beispiele s. in §. 18. Der Vf. würdigt namentlich Gottscheds Verdienste in *dieser* Hinsicht. Schade, dafs Friedrich II. lieber schlechtes Französisch als gutes Deutsch schrieb!

Allmälig tritt in §. 22. die Untersuchung in unsere Zeit ein und findet da Gelegenheit genug zur Klage. U. A. werden Pückler und Freiligrath angeklagt; bei Letzterem hätte der Vf. richtiger etwa nur die Einführung fremder Dinge, Wesen und Scenerien, in den Ideenkreis deutscher Poesie angeklagt; denn man kann doch wohl Freiligrath nicht vorwerfen, dafs er deutsche Gestalten und Worte ins Ausländische übersetzt; in allen Zonen heimisch, führt er das Exotische als solches in sein deutsches Vaterland ein, und als sprachlichen Klagepunct möchten wir nur seine Einmischung fremder Reime in das deutsche Gedicht nennen, wobei ihm wieder die klanglose Verdumpfung der einst so volltönenden deutschen Sprache entschuldigend zur Seite steht. Göthe's Vertheidigung der Sprachmengerei beurtheilt der Vf. S. 70 ff. ebenso milde als gerecht. Das ärgste Unwesen treibt heutzutage die politische und die philosophische Sprache, wofür S. 60 ff. viele ergötzliche und ärgerliche Beispiele gegeben werden. Haben wir Deutsche nur erst recht politisches offenkundiges Leben, so wollen wir es auch deutsch besprechen — bald! Gott aber helfe den Philosophen. Auch das undeutsche Titelunwesen (§. 37.) kann erst mit dem Kastengeiste, unübersetzt, verschwinden.

Eine auffallende und S. 79 sq. noch nicht hinlänglich erklärte Erscheinung ist der Gebrauch französischer Wörter und Formen unter den Deutschen, der von dem Sprachgebrauche der Franzosen selbst so bedeutend abweicht, dafs die französischen Sprachlehrer in Deutschland besondere Mafsregeln gegen seinen Einflufs auf die Erlernung der französischen Sprache treffen müssen. Eine ähnliche Erscheinung in dem schon durch die alten Scholastiker begonnenen barbarischen Latein der Wissenschaft ist viel leichter zu erklären; alte Wörter wurden für die neugeborenen Bedeutungen verwendet, und wo diese nicht zureichten, aus lateinischen Wurzeln und Wortstämmen geschickt oder ungeschickt neue Gebilde geschnitzt. In allen diesen Fällen ist natürlich die Krankheit leichter nachzuweisen, als ihre Heilung. So reichen Ersatz auch unsere herrliche alte Sprache und, noch näher, die jetzt allmälig erlöschenden Volksdialekte durch getreue Bewahrung alter Kleinodien bieten, deren Erbtheil gerade jetzt die gebildete Sprache ja nicht verschmähen sollte, ehe auch dieses mit der ganzen Masse der Gegenwart abbenden kommt; so ist doch eine völlige Reinigung der Sprache unmöglich, und die wunderbar wachsende Völkerbesprechung unserer Zeit wird ihre Sprachen noch mehr vermischen. Für sprachbeherrschende Akademien ist, wie der Vf. richtig bemerkt, der deutsche Sprachgeist zu lebendig und frei; dagegen hat jeder Einzele, der hinreichende Kenntnifs und Handhabung der Muttersprache und zugleich eine besondere Einsicht in den Gang der Zeitinteressen besitzt, das Recht, eine Einwirkung auf die Sprache zu versuchen; und dafs dies häufig mit dem glücklichsten Erfolge geschieht, dafür finden sich viele Beispiele im vorliegenden Buche zerstreut. Wie alle Zeugung, so ist auch die der Sprache ein mystisches Gebiet, auf dem bloße Berechnung ohne Empfindung und geheime Zauberkraft nicht ausreicht. Wenn nun die Verdrängung fremder Wörter vollauf zu thun giebt, so ist es thöricht, in neuerer Zeit organisch entstandene, ächt deutsche Wörter durch verschollene gleichbedeutende ersetzen zu wollen, sie müfsten denn wirklich viel feiner und kürzer den gewünschten Sinn aussprechen; Beispiele verkehrter Versuche aus früherer Zeit giebt der Vf. S 88 ff. Auch wer nur gegen die fremden Wörter zu Felde zieht, mufs nicht blofs mit der deutschen Sprache, sondern auch mit ihren Verhältnissen zu den urverwandten vertraut sein, wenn er nicht ächt einheimische Wörter für entlehnte ansehen will; der Vf. geht defshalb genauer auf die Lautverschiebung ein, deren Lebendigkeit zugleich auch viele, nach dem Obigen bereits in frühester Zeit eingedrungene Fremdwörter berechtigt hat, ein Eigenthum der deutschen Sprache zu bleiben. Ein ähnliches Recht giebt die deutsch gewordene Accentuirung, eine Kunst, die die englische Schwestersprache in seltenem Mafse gebraucht; überdas ein von Altem her geübter Gewaltact des bekannten *Belebungstriebes*, der das todte fremde Wort nicht übersetzt, sondern mit oft phantastischer Laune nur dem Laute nach irgend einem deutschen annähert. Ein gewisses, häfsliches Gegentheil davon zeigen mehrere hybride Bildungen, Zwitterwörter, deren Stamm deutsch, das Suffix aber romanisch ist (Beispiele §. 38.), die folglich verpestend in das Heiligthum der Wortbildung eindringen. — Gelegentlich (S. 98) giebt der Vf. auch Beispiele für die Wortmengerei fremder, selbst der alten klassischen Sprachen; er konnte füglich die Anklage auch auf das erlauchte Sanskrit ausdehnen. — Wenn wir gleich in einzelnen Behauptungen, so auch in der der gemeinsamen Abstammung *aller* europäischen Sprachen von Einer (S. 92) dem Vf. widersprechen müssen; so erkennen wir doch im Allgemeinen seinem Buche mit Freuden eine ehrenvolle Stellung in einer Zeit zu, die die Heilung ihrer Mängel und Gebrechen nicht mehr von magischen „Epoden", sondern von eigener Prüfung und Kraft erwartet, und die keinen Theil ihres Lebens zu klein und unbedeutend für sorgsame Betrachtung und Beachtung hält.

Lorenz Diefenbach.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

December 1842.

Berlin, bei W. Besser.

1842.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

setzer lateinischer Schriften eingeführt, anfangs mit deutschen Glossen versehen, dann von diesen entblößt und ein widerliches maccaronisches Gemische bildend. Im Mittelalter trat nun gar das Romanische in Recht und Unrecht der römischen Mutter ein, besonders gab höfische Bildung und Literatur der Franzosen Lappen zu der Harlekinsjacke her, mit der sich selbst die besten mittelhochdeutschen Dichter mitunter schmücken. Viele der damals eingeführten Wörter gelten bis heute, Beispiele giebt der Vf. im §. 6. Später kam auch durch Kreuzzüge eine grofse Menge Wörter aus mehreren romanischen Sprachen in die deutsche; der Vf. hätte hier in den heutigen Volksdialekten, besonders des mittleren Deutschlands, eine noch gröfsere Anzahl solcher Fremdlinge finden können, als in der Sprache der Gebildeten, ein Gegensatz zu der französischen Mischung der höfischen Dichter des Mittelalters, in dem die volksthümlichen sich erhielten. Eine grofse Zahl der namentlich im wetterauischen Dialekte gewöhnlichen Mischlinge zeigt durch ihr altrömisches Gepräge, dafs sie nicht erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch französische Soldaten eingeschleppt wurden, während andere vor unseren Ohren und Augen in den französischen Kriegen eindrangen. In die Handels- und K[illegible] langten auf deutlichem Wege viele italienische W[illegible] §. 8. sq. weist der Vf. nach, wie bis in die zw[illegible] 17. Jahrh. das lateinisch Schreiben als einzig[illegible] deutscher Wissenschaft galt und die deutsche S[illegible] ländern zum Gegenstande verachtenden Spott[illegible] der Vf. in §. 11. kein Volk kennt, das seine [illegible] aufgab, so läfst sich aus der alten Römerz[illegible] spiel italischer Völker aufführen, in denen [illegible] das Volk, als die knechtischen Häuptlinge [illegible] ben das herrschende Römervolk um die [illegible] seine Sprache gebrauchen zu dürfen.

Es fehlte indessen nie an eifrige[illegible] dem Unfuge zu steuern suchten, bald [illegible] spöttische Strafrede; der Vf. theilt [illegible] lege in ausführlichen Auszügen mi[illegible] wannen die Gegenwirkungen Ra[illegible] Stände traten auf ihre Seite, und [illegible] demien verpflichteten sich zur [illegible] aber waren diese allmälig wied[illegible] Ludwig XIV. und seinen Hof [illegible] Macht hereinbrach und die [illegible] Jargon der Mordbrenner ihr[illegible] aber traten wiederum Mä[illegible] gefährdeten Muttersprache [illegible] neue Gesellschaften für [illegible] dox genug sprachen fü[illegible] in französischer Spra[illegible] digt namentlich Gott[illegible] dafs Friedrich II. lie[illegible] schrieb!

Allmälig tritt [illegible] und findet da Ge[illegible] ler und Freiligr[illegible] tiger etwa nur [illegible] nerien, in den [illegible] kann doch [illegible] Gestalten u[illegible] nen heimis[illegible] sches Va[illegible] wir nur [illegible] dicht n[illegible] einst s[illegible] steht. [illegible] Vf. [illegible] trei[illegible] we[illegible] w[illegible] [illegible]

Gott [illegible] unwe[illegible] vers[illegible]

Digitized by Google

Inhalt des December-Heftes.

Jahrbücher Nr. 101 — 120.

Seite

und Volkmann, die Selbstständigkeit des sym-
'en Nervensystems durch anatomische Untersu-
Leipzig, 1842. — C. H. Schultz. . . 899

ortubus Athenarum. Scripsit Ernestus
1841. — Franz. 950

raphie von Athen. Kiel, 1841. —
. 950

nz. Erste vollständige Ueber-
ser den bisher in Deutschland be-
Aufnahme weiterer sechs und sieben-
r Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche
ne Cid-Romanzen giebt, von F. M. Dut-
ofer. Leipzig, 1842. — Stahr. . . . 801

aefe, die Gasquellen Süd-Italiens und Deutsch-
lands. Berlin, 1842. — Mühry. 889

Herrmann, Geschichte der protestantischen Dogmatik
von Melanchthon bis Schleiermacher. Leipzig, 1842. —
Reuter. 820

Trendelenburg, logische Untersuchungen. Zwei Bände.
Berlin, 1840. — Gabler. (Dritter Artikel.) . 905

Wilson, Ariana antiqua. A descriptive account of the
Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir
on the buildings called topes. London, 1841. —
Benfey. 833

Anzeigeblatt No. 3.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 9—12

No. 4.

Literarische Anzeigen . . . . . 13—16

Digitized by Google

Nachricht

über die

Fortsetzung dieser Zeitschrift.

Die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* werden auch im nächsten Jahr in der bisherigen Weise und dem bisherigen Umfang von jährlich 120 Druckbogen in grofs Quart fortgesetzt werden. Die Herrn Abonnenten erhalten dieselben, nach ihrer Wahl, in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet. In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden Buchhändleranzeigen gegen billige Insertionsgebühren aufgenommen. Die löblichen Verlagshandlungen, welche ihre *wissenschaftlichen* Verlagsartikel bald in den Jahrbüchern zur Beurtheilung gebracht zu sehen wünschen, werden wohl daran thun, wenn sie durch Vermittelung der Besserschen Buchhandlung in *Berlin* ein Freiexemplar einsenden. Der Preis der Jahrbücher bleibt wie bisher 12 Thaler jährlich und 6 Thaler halbjährlich. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und haben sich die letztern an die vorgenannte Bessersche Buchhandlung zu wenden.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

LV.

Der Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung, welche, ausser den bisher in Deutschland bekannten, durch Aufnahme weiterer sechs und siebenzig, nach der Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche vorhandene Cid-Romanzen giebt, von F. M. Dutzenhofer. Mit einem Stahlstiche. Leipzig, 1842. Verlag der Gebrüder Schumann.

Es dürfte keinen geeigneteren Weg geben, um zur Erkenntniss einer Nationalliteratur zu gelangen, als uneigennütziges unbefangenes Vertiefen in einzelne Literaturformen. Das Resultat einer solchen Vertiefung nämlich wird unzweifelhaft immer darin bestehen, dass man die Verhältnisse der einzelnen Formen zu einander erkennt und daraus auf den Bau des Ganzen schliessen kann; auch ist das Verhalten zweier Literaturformen nicht immer ein unbewegtes ruhiges, sondern eben so oft ein energisirendes, in einander übergreifendes, Gestalten hervorrufendes Leben. So kann man sagen, dass die antike Tragödie zur antiken Komödie im Verlaufe ihrer historischen Entwicklung, das Epos zur Lyrik, dieses zum Drama überhaupt, ein Verhältniss gehabt hat, und es ist die eigentlichste Aufgabe des Geschichtsschreibers der Literatur, dies in seiner Bestimmtheit anzugeben. Freilich gehört dazu, dass uns das äusserliche Material in seiner ganzen Fülle zugänglich ist; denn wie soll aus verkümmerten und unvollständigen Daten ein Resultat hervorgehen, oder wie soll die Erkenntniss des Einzelnganzen, welche immer die Synthesis der Empirie ist, gewonnen werden, wenn die letztere selbst mangelhaft ist? Glücklich, dass wir für den vorliegenden Fall hier nicht über Mangel zu klagen, sondern uns am Ueberfluss zu freuen haben: die Bedeutung der spanischen Romanze, deren Einfluss auf die ganze Literatur der Nation nicht weit und nicht gross genug gefasst werden kann, ist jetzt viel ersichtlicher und klarer, da die reichsten und schönsten Sammlungen, Arbeiten die mit Opfern und Mühen zu Stande gebracht wurden, uns nun vorliegen. Das erste Auftreten der spanischen Romanze in Deutschland war wunderlich genug in der bereits geschraubten und verkünstelten Manier des Gongora durch Kleist bewirkt worden, und diese Anfänge mussten ganz falsche Vorstellungen von der Romanze schaffen, welche erst durch Herders überaus feine und nützliche Arbeiten in den Stimmen der Völker und durch seinen Cid widerlegt wurden. Indessen für das eigentliche Studium kommen nur die Originale in Betracht, und dies wird durch Erscheinungen, wie der *Romancero y Cancionero, por Don Agostin Duran. Madrid* 1832 und besonders durch das verdienstvolle Werk, *Tesoro de los Romanceros y Cancioneros Españoles, historicos, caballerescos, moriscos y otros, recogidos y ordenados por Don Eugenio de Ochoa.* Paris. Baudry 1838, in wahrhaft wissenschaftlicher Weise, wie man schon aus dem angegebenen Inhalte des letzteren Werks sehen kann, begünstigt, ohne jedoch Einzelausgaben, als Kellers Cidromanzen, überflüssig zu machen, wie wir weiterhin noch sehen werden. —

In der poetischen Nationalliteratur der Spanier ist das Drama die Spitze, die Romanze der Anfang und die Mitte. Aber wo bleiben Epos und Lyrik, diese eben so verschwindenden als nothwendigen Uebergangsformen, ohne welche überall kein Drama möglich? Die Antwort ist: Das Epos wie die Lyrik ruhen beide in der Romanze, wie in dem alten Dithyrambe das Drama der Hellenen; die Romanze in ihrer ältesten Erscheinung, das Kriegs- und Heldenleben der Nation,

Digitized by Google

die vielfach anregenden Kämpfe mit den Mauren, die Treue und Ritterlichkeit der in den Formen des Mittelalters grofsen Individuen darstellend, hat vorzugsweise epischen Charakter, während in der späteren, die sich in die Motive der Handlung vertieft und die Innerlichkeit des handelnden und fühlenden Subjects mehr als die glänzende Farbenpracht der äufserlichen That herausstellt, die Lyrik das überwiegende Moment bildet. Natürlich giebt es in dem unendlichen (die genannten Sammlungen enthalten viele Tausende) Reichthume dieses echt nationalen Erzeugnisses Exemplare, bei denen nicht streng geschieden werden kann, wie denn überhaupt ein hartes und eigensinniges Klassificiren und Unterbringen von einem nachtheiligen Mechanismus der Auffassung zeugt. Die erste Art der Romanzen hat Anonymi zu Verfassern, d. h. die Nation; dafs der nationale Inhalt von Alters her in diese wild herumschwärmenden Lieder niedergelegt ward, dafs Gesang und Tanz sich dabei vernehmen liefsen, darauf kam es an, nicht auf den Poeten, die zweite Art hat indessen Poeten wie Gongora, Lope, Melandez zu Repräsentanten. In ihnen ist also das Epos zu suchen, nicht in dem Kunstepos des *Poema del Cid*, des *Alejandro*, nicht in den Hunderten ja Tausenden von Epikern, die Cervantes im Persiles und in dem Viaje al Parnaso bezeichnet, ja selbst nicht in Ercilla's 37 Prachtgesängen der Araucana — das sind alles künstliche und künstelnde Nachbildungen italienischer Formen, die erstgenannten abgerechnet, die aus dem Latein den Impuls nahmen; darin ist nichts Nationales. Eben so liegt die Lyrik von vorne herein in der Romanze, nicht in den unzähligen Liederformen der Poeten des funfzehnten und theilweise sechszehnten Jahrhunderts. Diese Dichter (vgl. die Sammlung der Lyriker von Quintana. Paris. 1838) haben, wie wir an einem andern Orte umständlicher gezeigt, bei ihrem hohen Ruhm nichts weiter gethan, als die vom Alterthume angebahnten Pfade mit Blumen bestreut, dessen Erbe sie in dieser Form Gemeingut werden liefsen, während sie dadurch, dafs sie ihre Sprache für allerlei Formen und Metren gemäfs machten, der Biegsamkeit derselben einen nicht unverächtlichen Dienst erwiesen. Somit steht das eigentliche sogenannte Epos und die Lyrik der Spanier sehr weit an Werth und fortbildendem Einflufs hinter den Romanzen zurück, obschon diese lange Zeit hindurch rauh und schmucklos blieben und eine derbe Rusticität nicht ablegen zu wollen schienen. — Die Romanze, Epos und Lyrik in sich enthaltend, ist der Anfang der Nationalliteratur und, so gewagt dies auch Manchem erscheinen mag, unfehlbar die Wurzel des Drama. Abgesehen von ihrem Begriffe, wie von der wunderbaren Uebereinstimmung beider Formen in Ansehung ihres absolut nationalen Inhalts, abgesehen selbst von dem Umstande, dafs beide diesen Inhalt theilweise gleichmäfsig verarbeiten, so giebt es, auch schon äufserlich betrachtet, eine nicht unbedeutende Zahl von ausgebildeten Romanzen, die bei der Lebhaftigkeit der Darstellung, bei der Entschiedenheit des sich dem Dialoge nähernden Ausdrucks nicht sehr weit von einem Paso entfernt sind, und zu ihm hin nur eine kleine Nachhülfe nöthig hätten. Auch sonst liegt der Nachdruck darauf, dafs in der Romanze die Person selbst redend eingeführt wird und gehört werden soll, wie die Formel zeigt: bien oiredes lo que dirae. Nimmt man übrigens die Geschichte von der Entstehung des antiken Dramas zur Hülfe und läfst nahe liegende Analogien nicht aufser Acht, so wird es bei der äufsern Lebhaftigkeit, unter der der Text der Romanze mit Gesang und Tanz und sich herumgruppirendem Publicum in die Erscheinung tritt, durchaus nicht so unwahrscheinlich, dafs zu dem recitante sich noch einer hinzugesellte, um den Dialog statt der Erzählung und somit das formale Princip des Drama zu gewinnen. —

Sei dem nun wie ihm wolle, die Bedeutung der Romanze und ihre Stellung als Literaturform ist nach dem, was so eben entwickelt, grofs genug. Nur ein Einspruch scheint gemacht werden zu können: die Romanzen sind nicht alt, man wird mit ihnen auf das sechszehnte Jahrhundert hingewiesen. Diesem Einwande nun zu begegnen, liegt um so mehr in unserem Interesse, als wir hierdurch sofort zu unserem Zwecke kommen und die Aussicht auf unsere Cidgedichte frei wird. — Allerdings sind diese Romanzen jung, gehören dem Ende des 15. und dem 16. Jahrhundert an; doch darf man hierauf nicht einen zu starken Accent legen, denn die ganze spanische Literatur sammt und sonders ist erstaunlich jung, und es giebt kein schriftliches Denkmal vor der Invasion der Araber in die Halbinsel. *Die Romanzen aber sind, wenn auch nicht*

Digitized by Google

in ihrer jetzigen Gestalt und später aufgezeichnet, älter als die ganze schriftliche Literatur, und dies ist der Hauptpunct. Der ziemlich alte zuweilen alterthümelnde Sprachschatz will freilich wenig besagen; neben Formen, wie eras-es, cabe pr. bei -lembra-magüerdende- dizque- finear (quedar)-vegada (vez) de allende- ende- desque- buelve-facendoso-mandaderia en somo (auf)-pleitesia- u. a. m. finden sich Wendungen des ganz neuen Idioms. Entschieden älter ist die Chronica und das Poema del Cid, das Fuero Juzgo, sowie das Werk der Partidas. Lassen wir die übrigen bei Seite und betrachten das von Sanchez herausgegebene Poema del Cid. Die Schmucklosigkeit des Ausdruckes, der Mangel an grammatischer Consequenz und Verbindung der Gedanken, die schwerfällige, sich oft ganz verlierende Versification, die man in dem Poema wahrnimmt, lassen das Gedicht nach Duran's Ansicht als Zwischenstufe zwischen dem dialecto rustico der Asturier und zwischen der castilischen Sprache des XIII. Jahrh. gelten. Diese Diction ist allerdings viel älter als die der Cidromanzen. Das Poema verfafste unzweifelhaft ein unterrichteter Mann aus dem XII. Jahrh., der die Absicht hatte, lateinische Verse nachzubilden. Sieht man aber auf die Kunst, die in Ausdrücken zuweilen wenigstens versucht ist, und auf die Intention des Verfs. Modelle nachzuahmen, die dem Volke völlig unbekannt waren, so ist auch das Poema keineswegs für die erste Production im Volksidiome zu halten, noch überhaupt als Volkspoesie zu betrachten. Viel kunstlosere und weniger Studium zeigende Versuche müssen vorhergegangen sein, und somit fehlen die eigentlichen Bestandtheile der Volkspoesie dem Poema.

Diese genannten Versuche sind aber schon sehr früh gemacht worden. Denn es wäre ungereimt zu behaupten, dafs das Volk von der Zeit an, wo das Latein aufhörte, bis zum XII. Jahrh., weder Liebes- noch Kriegslieder noch religiöse Gesänge gehabt haben sollte. Die Fortschritte der spanischen Sprache datiren sich bereits vom VIII. Jahrh. an, von der Flucht der unabhängigen, freien Spanier in Asturiens Bergschluchten, sie datiren sich von dem Zeitraume, der zwischen der arabischen Invasion und dem XI. Jahrh. liegt seit der Gründung von Leon, wie von der Zeit an, wo der dialecto rustico die biscayschen, limbsinischen und gallizischen (dialecto Limosino y Gallego) Dialekte unterdrückt. Nun ist kein nationales Metrum irgendwie neben der achtsilbigen Romanze aufzuweisen, keines ist sangbarer, keines durch Natürlichkeit und Leichtigkeit dem Charakter der Sprache und der Erzählung angemessener. Das einfache unwandelbare Maafs, die Schärfe der Perioden, die einfache Syntax, passen für Gesang und Tanz, während die in gleichen Räumen sich wiederholenden Assonanzen, die sich in regelmäfsigen Abschnitten aufnehmenden Sätze dem Gedächtnifs und der Aufnahme von Mund zu Mund zu Hülfe kommen. Dazu kommt, dafs der Asturier in seiner Hauptbelustigung, der danza prima, dem Rundtanze, die achtsilbige Form hat, und diese Poesien eine auffallende dialektische Aehnlichkeit mit den frühesten Werken der Literatur, wie dem Poema del Cid, zeigen. Offenbar also war die Romanze die erste metrische Form, in der nach der Invasion der Araber und dem Untergange des lateinischen Idioms die castilische Sprache sich versuchte, wenn schon die Spuren ihrer ersten geschichtlichen Existenz nicht über die Chronica general de España und die Zeiten Ferdinando III-ero's hinaufreichen, der, wie weiland *M. Nobilior den Ennius*, den Poeten *Nicolas de los romances* zur Belagerung von Sevilla mitnahm. So zeigen also unsere Cidromanzen, wenn sie auch in ihrer ersten Form nicht wohl in die Zeit des Beginns der spanischen Poesie gesetzt werden können, ebenso wie ihre Genossen, deutliche Spuren, wie überhaupt bei der Nation die Versification begann. Sie enthalten den Originaltypus der Volkspoesie, sich von Mund zu Munde fortpflanzend, so dafs die jedesmalige Sprachentwicklung *äufserlich* auf sie *neuernd* einwirkte, *oder sie in dem jedesmaligen Sprachniederschlage im Schwange waren.* Auch heute noch hat die neue Sprache die alte ursprüngliche Rauheit der Construction, den zum Theil plumpen Numerus nicht überwinden können. Das Poema del Cid und die Chronica dagegen entstanden erst aus den Erzählungen, die in den nationalen, allgemein bekannten Romanzen aufbewahrt wurden, und wurden früh durch Schrift fixirt, während die Romanzen, sich mündlich erhaltend, erst dann aufgeschrieben wurden, als das Schreiben allgemein im Volke ward, d. h. lange Zeit nachher, als es Drucke gab. — So ist das Ver-

Digitized by Google

hältniss der Romanzen des Cid zu den verwandten Werken, dem Poema del Cid und der Chronica herschaffen; daher erklärt sich das Ungleichartige in ihrer äussern Erscheinung, und dass diese Form, wie oben angedeutet, die jüngste und die älteste ist. — Unter der Menge der jetzt gesammelten Romanzen nimmt neben den schönen Gedichten von der Infantina, von Don Juardos, Rosa Florida, einigen de los Infantes de Lara, der Romanzenkranz des Cid, als eigentliches grosses nationales Epos, ein vorwiegendes Interesse in Anspruch. Echt eigenthümlich ist es, dass der Heros des Epos in der Form des Vasallen erscheint; denn Ferdinando, Alfonso, Don Sancho sind bei aller ihrer Herrlichkeit etwas unbeweglich, wie die Schachkönige. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, dass die begabte Heldenperson des Cid glänzend hervorstrahlt gegen die Könige, weil das Vasallenverhältniss eigentlich die meiste Energie besitzt und die Person sich in ihm am lebhaftesten explicirt, während der König und seine Macht stets erst als Product und Resultat der Energie des Vasallen erscheint. Die Entwicklung des Helden indessen und sein Steigen geht nicht frei, sondern nach der Richtschnur der spanisch-mittelalterlichen und katholisch-christlichen Kategorien vor sich. Die Bedeutung des Cid liegt nun kurz gefasst darin, dass er diese Kategorien — der Treue — des unbedingten Muthes u. s. f. in grosser Zahl und bis an ihre äussersten Grenzen hin auslebt und realisirt. Tapferer und treuer zu sein als Cid, ist schlechterdings unmöglich, wenn man sich nicht auf Beispiele mittelalterlicher Excentricität berufen will, wie sie Conde Lucanor ep. III p. 15 Keller erzählt werden. Somit erscheint die Entwicklung des Helden bedingt, und ist es wirklich; aber was innerhalb dieser Grenzen geschehen konnte, der Ruhm unsterblicher Grösse, dessen Kranz hier errungen werden kann, ist durch die schöne Dichtung dem Helden zugefallen. Mit welchem geschwellten Hauche, mit welcher epischen Hoheit hebt der Gesang an von dem trauernden Diego Laínez im Silberhaar. Es sitzt der hochbetagte Greis am Tische seines reichen und edlen Hauses, sich in Gram verzehrend, da er zu schwach ist, seine gekränkte Ehre an seinem Feinde rächen zu können. Er kann nicht schlafen, nicht essen, er kann die Augen nicht vom Boden aufrichten, noch wagen aus der Halle zu gehen, um mit seinen Freunden zu sprechen, weil er fürchten muss, dass der Hauch seiner Schande sie anweht. Ist das nicht Darstellung und Dichtung? Cid hat seine Stadien; der erste Helden- und Trotzmuth hat eine starke Zuthat Simsonischer Natur, die sich ausspricht in der Art, wie er zu seiner Frau kömmt, und dann in dem furchtbaren Acte, wie er in der Peterskirche den elfenbeinernen Thron des Königs von Frankreich von oben herab in die Kirche herunterschmettert und an seine Stelle den Thron seines Herrn setzt. Hierauf excommunicirt ihn der Papst. Rodrigo wirft sich ihm zu Füssen, dem Statthalter Gottes „absolved me dijo papa", wenn nicht — sino, suyáos mal contado! Hierauf heisst es würdevoll am Schlusse der Romanze vom Papste: ich verzeihe dir, Ruy Diaz, unter der Bedingung, dass du an meinem Hofe dich in Zukunft etwas milder und menschlicher beträgst. Dann folgt Cid's Mannes- und Heldenperiode, wo alle Maasslosigkeit des Verhaltens abgelegt ist, und der Gatte, der Vater, der Freund und Waffenbruder, der Vasall und der Mensch sich in deutlicher und vollkommen anerkannter Bahn und Schranke bewegen. Selbst diejenigen Fälle, in welchen der Cid den Königen wohl etwas fester gegenübertritt, als sie ertragen mochten, beweisen die Macht des gewöhnlichen Hergangs. Trotz dieser seiner Entwicklungsstufen kann ein solcher Held doch nicht dem Alter, der Zeit langsamen Verfalls zugeführt werden. Cid verfällt nicht. Ein Engel verkündet ihm sein Ende, und als Leiche auf sein Ross Babieca gesetzt, bringt er noch einmal die vor seinem Anblick zagenden Mauren zum Fliehen. — Herr Duttenhofer hat sämmtliche Romanzen übersetzt, und das ist ein Verdienst, dass er sich nicht durch dilettantischen Eclecticismus verleiten liess, oder gar durch ästhetische Kritik in seiner Uebersetzung den Diaskeuasten machte. Leider ist Ochoas Sammlung aus diesem Grunde weniger brauchbar als die Duran'sche oder Keller's Einzelausgabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Der Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung, welche, außer den bisher in Deutschland bekannten, durch Aufnahme weiterer sechs und siebenzig, nach der Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche vorhandene Cid-Romanzen giebt, von F. M. Duttenhofer.

(Fortsetzung.)

Die somit vollständigen Romanzen bieten eine sehr merkwürdige Seite der Betrachtung dar. Keineswegs nämlich wird mit jeder folgenden etwas Neues erzählt, sondern die Romanzen wiederholen sich und enthalten dasselbe, ja oft scheint in einem halben Dutzend die Erzählung nicht von der Stelle zu kommen. Dies kann den Leser ermüden, auch mag sein Formensinn immerhin eine absolutere äußere Vollendung des Ganzen beanspruchen; allein wie die Sache einmal vorliegt, ist daran nichts zu ändern. Wir wollen ein Beispiel statt vieler vorführen, darauf aber auch den wissenschaftlichen Gesichtspunct aufstellen, unter welchen dies Verhältniß unserm Ermessen nach gebracht werden muß. Gleich zu Anfange nämlich enthalten die Romanzen 8, 9, 10, 11, 12 dasselbe. Rom. 8: Ximena Gomez ruft den König und die Ritter in Burgos um Hülfe an, da Rodrigo de Vivar ihren Vater, den Grafen, erschlagen. Sie verlangt leidenschaftlich vom Cid, daß er ihr nun auch das Schwerdt in's Herz stoße. Rom. 9: Dasselbe. Der Racheruf. Aber die Gründe sind anders und sehr eigenthümlich. „Da reitet, spricht sie, der Mörder meines Vaters jeden Morgen, mit dem Falken auf der Faust, vor unserem Hause vorbei, und richtet den Falken nach meinem Taubenschlage. Der richtet dort solches Unheil an, daß meine Schürze voll Blut wird. Dann droht mir der Grausame an empfindlicher Stelle den Rock zu kürzen und meine dienenden Frauen, gleichviel ob sie Jungfrauen oder Gattinnen sind, zu überwältigen. Er schmäht auch, daß er mir den Pagen erschlagen will, den ich mir hinter dem Kleide versteckt halte". Der König, bei ihrem stärksten Fluche zur Rache aufgefordert, schwankt: er selbst fürchtet, wenn er nicht strafend eintritt, für seine Gewissensruhe, aber Land und Volk ist leidenschaftlich für den jungen Unhold. Ximena Gomez tritt hier in's Mittel. Gieb mir, o König, den Mann, sagt sie, sofort zum Gatten; er, der mir so viel Wunden geschlagen, wird auch am ersten der Mann sein, sie mir heilen zu können. Der König ist herzensfroh, aus der Verlegenheit zu kommen, obschon ihm die Sache etwas stark vorkommt. Er sagt: Siempre lo oi decir, y agora veo que es verdade que el seso de las mugeres, que non era naturale hasta aqui pidió justicia, ya quiere con el casare". Dennoch willigt er in alles; er sendet dem Rodrigo einen Brief, der ihm zuerst von dem Vater vorenthalten wird. Der Vater will allein an den Hof gehen, der Sohn betheuert, ihm überall hin zu folgen. — Diese vortreffliche, alte Romanze fehlt bei Ochoa'l Romanze 10: Dasselbe, aber mit folgenden charakteristischen Varianten. Ximena klagt: „Meine Mutter ist vor Gram gestorben, weil sie jeden Morgen meines Vaters Mörder hoch zu Rosse, mit dem Falken auf der Faust, schauen muß. Er beizt ihn nach meinem Taubenschlage und würgt die Täubchen, die ich füttere". Darauf folgt der Fluch und die Beschwörung zur Hülfe und Rache. Der König schwankt, die Cortes sind für Rodrigo — aber er fürchtet gleichwohl für sein Gewissen, und ihm bangt vor Gottes Strafgericht, wenn er es unterläßt, das Recht durchzusetzen u. s. f. Weggelassen ist hier: 1) die ὕβρις der Simsonischen Androhungen — vom Wegschneiden des Rocks — der Page hinter der Schürze — das Bewältigen der Weiber und Mädchen; 2) fehlt der merkwürdige Wunsch der Ximena, den Mörder ihres Vaters, den Cid, sofort zu freien; 3) sieht

Digitized by Google

man aufserdem noch klarer, weshalb Cid auf seinen Vater unwillig ist. Denn er hat erfahren, dafs der König überhaupt einen Brief geschickt hat. Romanze 11: Dasselbe, mit diesen Veränderungen: „Jeden Morgen, spricht Ximena, kommt er in Waffenpracht und zeigt sich zu Rofs den neugierigen Augen meiner Edelfrauen. Das ist zu viel! War es ihm nicht genug, dafs er mich zur Waise gemacht hat? Räche mich, König! Meine Ehre ist deine Ehre. Der König: Rodrigo ist ein wackerer, edler Mann, mit dem ich es nicht verderben mag; denn er schützt mein Königreich. Aber ich weifs ein Mittel: ich will ihn auf sein Wort verpflichten, dafs er dein Gatte werde. Damit ist Ximena zufrieden, dafs der sie fortan beschütze, der sie zur Waise gemacht. — Diese Romanze vereinigt 8, 9, 10, und ist die zarteste, wenn gleich nicht die eigenthümlichste. Dafs der König den Heirathsvorschlag macht, ist sehr wesentliche Veränderung; aber leicht möchte 9 ursprünglicher sein. Romanze 12: Hier ist nicht gleich in medias res gegangen, sondern zuvor das Costüm mehr gehalten. Der König sitzt im Vordergrunde auf dem Throne und nicht beim Frühstück, er sitzt in allem Glanze auf dem Throne und spricht Recht. Da nahen sich den erhabenen Stufen 30 Edle, früher Lozano's, jetzt seiner Tochter Leute, mit der Herrin an der Spitze. Ximena kniet an den Stufen des Thrones und macht dem Könige Vorwürfe, dafs er ihr so lange das Recht vorenthalte und den Cid heimlich unterstütze. Der König erhebt sich und spricht: „wenn ich dich und den Cid schätze, so habe ich dazu meine guten Gründe. Jetzt lodert der Zorn oben auf, aber bald kommt die Zeit, da euer Hafs sich in Liebe wendet". Hierauf meldet ein Diener Donna Urraca an, worauf der König sich würdevoll erhebt und in's Zimmer geht. Diese wohl costümirte, alles Schroffe vermeidende Romanze ist sichtbar für den Zweck des weitern Fortganges des Ganzen gedichtet und gehört dem Bestreben an, die zerstreuten Lieder zum Ganzen zu redigiren. Darin hat sie ihre Stellung, nur dazu ist sie da, und nur aus diesem Grunde schliefst sie ungenügend ab und verweist auf das Folgende. Aus solchen sich meist wiederholenden Gedichten besteht der ganze Kranz, vgl. die Romanzen von 60 flgd., ferner 118 — 130 u. a., nur Romanze 152 „por el mes era del mayo" ist zu streichen; sie gehört gar nicht in die Sammlung. Erwägt man den Inhalt so ebenhin, so enthalten sie ziemlich dasselbe; aber von einem Gesichtspuncte aus erscheinen sie als *bedeutende Dichtungsvarianten.* Das stoffliche Interesse, das sofort Neues verlangt, kann hier nicht maafsgebend sein, desto wichtiger und interessanter ist das ästhetisch-kritische. Die Dichtungsvarianten, geboten durch die vielen theilweise übereinstimmenden Romanzen, sind einmal da: es ist nur die Frage, was mit ihnen zu beginnen ist und wie sie anzusehen sind. Das letztere ergiebt sich leicht aus der Betrachtung der Wichtigkeit wirklicher Dichtungsvarianten. Wenn nämlich, wie hier der Fall ist, bei ziemlich übereinstimmendem Inhalt, in einigen Romanzen kräftige Züge gefunden werden, welche der andern variirenden fehlen, wenn hier zugesetzt, dort weggelassen, hier auch wohl eine völlig verschiedene Fassung als dort versucht ist, so sind diese Varianten erstens Belege einer lebhaften ästhetischen Entwicklung in Dichtung und Darstellung der Cidsagen, und dann eben so viel deutlich eingedrückte Spuren von Schritten, welchen man mit Theilnahme nachgeht, um an ihnen auch die Entwicklung der Nation zur Sittlichkeit wahrzunehmen. Denn die Romanzen sind eigentlich so recht der Boden; und auf ihm das treue Abbild von der Sitte, der Meinung, dem Glauben, dem Aberglauben, das Abbild, wie das Volk den Heroismus auffafst, wie die Treue, den Muth. Sie enthalten ja die wahrhafte Existenz des gesellschaftlichen Zustandes der verschiedenen Epochen. Nun ist es deutlich, dafs für eine Art von Echtheit (eigentlich sind alle echt) nur in dem Falle sichere Schlüsse gethan werden können, wenn man mit Sicherheit ältere Romanzen von jüngeren scheiden und gleichzeitige zusammenthun kann. Man wird dann nämlich die culturgeschichtlichen Resultate gewinnen, dafs hier und dort diese und jene Veränderungen in der Sitte, in den Gebräuchen, in der Lebens- und Weltansicht der Nation, eingetreten sind, ebenso dafs hier ein Bestehendes sich verlor, und dort Verschiedenes noch eine Zeit lang neben einander Platz hatte. Hierzu zeigen sich allerdings Vers, Sprache und Satzbau als vorzugsweise in Betracht kommende kritische Mittel, aber nicht selten wird völlig verschiedener Inhalt der Romanzen für Bestimmung der Abfassungszeit sich eben so wirksam erweisen; denn die völlig entwickelte und in Reinheit und Freiheit dargestellte Sache stellt

Digitized by Google

sich in ihrem farbenvollen Unterschiede von der unentwickelten als die gereiftere mithin später dargestellte dar, und weist von sich auf ihre Zeit hin. Auch einen letzten, sichern Anhaltspunct scheint man gewinnen zu können. Als die spätesten Romanzen nämlich nimmt man, ohne viel zu wagen, diejenigen an, welche dem Zwecke der Redaction und Intercalation für die Verarbeitung zu einem Ganzen dienen. Nicht immer konnte man durch Einfangen und Nacheinanderaufstellen der wild herumschweifenden Romanzen zum fortlaufenden Gedichte kommen; vielmehr mufsten nothwendig entstehende Lücken durch Hineindichtung von ausfüllenden Uebergangsromanzen verschlossen werden; und kein Herausgeber oder Uebersetzer ist aus diesem Grunde befugt bei einer Cidsammlung das mindeste auszulassen. —

Dies hat der Uebersetzer nicht gethan, und diese Maafsregel so wie sein Grundsatz, an edlen Gedichten der Vorzeit auch an der Form nichts zu ändern, weshalb er auch die Assonanzen wiederzugeben versuchte, sind anzuerkennen. Dies möchten denn aber auch wohl die einzigen Verdienste der Uebersetzung sein, welche verglichen mit der Meisterschaft, mit der heutzutage auch die complicirtesten metrischen Schwierigkeiten durch Uebersetzung überwunden werden, durchaus unter dem Mittelmäfsigen bleibt. Es ist wohl so im Allgemeinen der Ton nicht verfehlt, allein die Uebersetzung leidet zu sehr an Fehlern im Einzelnen, die oft wahren Gedanken- und Sprachmifsbrauch erscheinen lassen. Unserentwegen mochte der Uebersetzer die Assonanz beibehalten, da es richtig ist, dafs man bei solchen Werken nichts einbüfsen mag in der Form; aber es mufs auch nichts vom Inhalte darüber verloren gehen, und dies ist in der vorliegenden Uebersetzung der Fall.

Herder, den der Uebersetzer übrigens nicht so verächtlich hätte behandeln sollen, da der feine Tact dieses Mannes so wie das Verdienst desselben für fremde Literaturen überaus hochzuschätzen ist, hat die Assonanz nicht beibehalten und hat Hrn. Duttenhofer bei weitem übertroffen. Mögen sich einige spanische Kritiker mit dieser Assonanz etwas wissen, sie ist und bleibt unentwickelte Form, die nicht blofs den deutschen und den germanischen Völkern überhaupt unzugänglich bleibt und bleiben wird, sondern, was zu bewundern, auch den Italienern völlig fremd ist. Vielleicht ist sie, wie Condé hist. de los Arabes en Espana S. 120 vermuthet, saracenischen Ursprungs, also gar nicht einmal europäisch. Wollte sie der Uebersetzer mit Recht nicht fahren lassen, so mufste er sie gewandter behandeln. So aber erscheint seine Uebersetzung als ein fortwährendes Verrenken und Herabdrängen der Dinge von den Plätzen, die sie einnehmen, und um die Assonanz zu gewinnen, ist die Bestimmtheit der Sache, wie sie das Original zeigt, verwischt, und an deren Statt sind oberflächliche Allgemeinheiten wiedergegeben. Rom. 63 ist der Vers „wer zeiht Kön'gen Schuld des Blutes" (!) grammatisch fehlerhaft — eben so der Plural „*Makeln*" — das Participium „*zugewunken*" (und dergl. mehr, wie Rom. 118 „wo mir meine Schwiegersöhne han" (!) die Ehre mein gemordet". Der „Karz" S. 55 ist local) in Rom. 50 ist wahrhaft komisch. Barbarisch ist die Syntax in Rom. 75.

Sorg' ich doch ein guter Krieger
der vom König sein sich wendet,
von dem Hofe sein verstofsen,
leicht sich anschliefst an den Fremden.

Der Schlufs von Rom. 134 ist völlig sinnlos. Rom. 3 heifst falsch:

Zwär ich weifs, du wirst erröthen
dich in solcher Hand zu sehen,
doch nicht einen Schritt auch (sic) rückwärts
soll dich dein Erröthen werfen.

Was heifst das „dein Erröthen soll dich nicht einen Schritt rückwärts werfen"? Im Texte steht: ich weifs wohl, dafs du dich schämen wirst, mein Schwerdt, dich so in meiner Hand zu sehen; aber die Schande sollst du nicht haben, dafs du (d. h. dein Herr der dich schwingt) dich auch nur einen Schritt rückwärts wendetest. — An Rom. 4 haben wir ein deutliches Beispiel von dem Verhältnifs dieser Uebersetzung zum Texte überhaupt; dort steht: Diego Lainez hat durch Proben:

Meine Lauterkeit erforscht,
Will's versuchen, ob der Brave,
Ob der Schlechte sieget ob.

Nun das ist erträglich gut, und namentlich ist die Wahl des Wortes „Lauterkeit" geschickt; aber wegen der Assonanz ist dem Uebersetzer das schöne kräftige Bild des Originals auch drauf gegangen. Dort steht: „Diego hat mich gut in seinem Schmelztiegel geläutert; an Euch und Eurem schlechten Sinne will ich meine Kräfte erproben". Also statt der harten,

Digitized by Google

klaren Seele, die im Schmelztiegel väterlicher Zucht geläutert ward, ist hier eine „Lauterkeit des Jünglings vom Vater durch Proben erforscht worden". Erstlich sind dies, genau genommen, immer noch verschiedene Dinge, aber gesetzt auch, wir begnügen uns mit dem, was an des Wahren Stelle gesetzt ward — wo bleibt die Kraft und Anschaulichkeit des Bildes? Nun ist es wohl recht gut, wenn gesagt wird, dafs in der Uebersetzung nimmermehr etwas geändert werden solle; allein ist hier wegen des e — o —— e — o nicht der Kern der Sache beschädigt? Und dennoch sind dieser Art Stellen und diese Uebersetzungsweise noch immer die besten im Buche. In Rom. 5 dagegen ist die Uebersetzung völlig mifslungen und namentlich ist der kräftige logische Zusammenhang des Textes (Uebers. Stroph. 9 — 13), auf den hier alles ankommt, zerstört: die Strophen der Uebersetzung, welche wir den Leser aufzuschlagen (S. 10) bitten, erscheinen wie abgehauene Glieder vom wohlgefügten Körper. Der Sinn ist dieser: „Ihr mögt Euch wohl etwas rechtes dünken, weil Ihr gethan habt, was jeder thun konnte. Ja! ich bin hier auf dem Kampfplatze, weil es nach einem göttlichen Gesetze den Söhnen erlaubt ist, die Beleidigung zu rächen, die an dem Vater verübt ward. Und dann stehe ich hier, weil mein Vater nach dem Kampfgesetze, bei seinem Alter von 95 Jahren, der Pflicht enthoben ist, sich selbst zu stellen. Ihr aber seid mir zum Kampfe verpflichtet, und obenein ein Lügner. Denn er [und hiervon steht gar nichts in der Uebersetzung] der jeden Augenblick von seinem Wachtposten abgelöst werden kann, hat weder Unrecht noch Schimpf erlitten". Das ist die Fügung. Rom. 8: „Oder deine Söhne mögen, dir zum Preise solches wagen" — ist undeutlich. Así ist Wunsch und Betheuerung, wie das Römische sic- sic te diva potens Cypri. — So wie ich wünsche, dafs deine Söhne Gerechtigkeit erlangen, wenn sie gekränkt werden, und (so wie ich wünsche) du an ihnen Freude erleben magst — bitte ich dich um mein Recht. Rom. 12: Ist mal lo miras mal lo piensas völlig mifsverstanden. Es heifst: „übel siehst du darauf und schlecht erwägst du das". Nämlich dafs Unrecht in deinem Königreiche begangen wird, kümmert deinen Blick und dein Denken wenig. So hätten wir denn an dieser Stelle auch einen Beitrag zur Erklärung, wie das später so häufig vorkommende, schwierige mal mirado zu fassen wäre. Hiernach wäre mal mirada auch die Person, welche das Schlechte geschehen läfst, ohne darauf hinzusehen. Oft ist es übel berathen u. dgl. wie Rom. 131, wo Cid zum Könige sagt: yo he sido muy mal mirado en Uevarme yo á Babieca. Am ungenügendsten ist Rom. 13 übersetzt. Welch ein abscheulicher Numerus in Versen, wie: „Führen manche gute Beute und gefangne Chri- „sten mit fort" und: drauf nach ihrem Land sie ziehn fort — und: „zählt er zwanzig Jahre nicht doch" — „so der Mohr als Sclaven trieb fort" — „die empfängt „die Kön'ge liebvoll" — und „Tri | but ge | lobt ihm | ihr Wort" — Rom. 14: als er hat besessen vorher (!). Rom. 3: In der Anrede Cids an sein Schwerdt: „Faz cuenta, valiente espada, que es de Mudarra mi brazo, y que con su brazo rines, porque suyo es el agravio" — übersetzt der Uebersetzer: „Rache nimm o starkes Schwerdt von Mudarra, wie die Rechte die dich führen soll, ist gleich sie mit Schimpf und Schmach bedecket". Wie falsch und wie verwirrt! Die Uebersetzung ist an und für sich sinnlos, geschweige dafs sie den Sinn des Textes gäbe. Rodrigo spricht zu seinem Schwerdte, das vor ihm ein Held getragen, und dessen er sich kaum würdig hält. Das Schöne ist hier die eigenthümlich ritterliche Stellung des jungen Helden zur Waffe, der er, so zu sagen Muth einspricht und naiv versichert, dafs sie sich ihm nur anvertrauen möge, da sie in seinen Händen nichts zu fürchten habe. Es heifst: „rechne darauf, mein guter Degen, dafs mein Arm der von Mudarra ist, und dafs dieser Arm dich im Gefechte schwingen wird, der sein eigenes und kein fremdes Unrecht zu rächen hat". Der Arm ist somit für eine gute Führung des Degens geeignet und dabei interessirt. — Rom. 30 enthält den allerliebsten Brief des Königs an die Ximena. Ximena beklagt sich bitter beim Könige, dafs ihr Gemahl, wenn er endlich von Kampf und Streit ermüdet, zu ihr käme, in ihrem Arme sofort einschlafe, und sie eigentlich nichts ordentliches an ihm habe. Der König soll nach der Uebersetzung antworten: „Nichts hat euer Mann mir davon, dafs Ihr schwanger seid berichtet; und vielleicht von seinem Schlafe glaubt er auch, was Ihr geschrieben".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Der Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung, welche, aufser den bisher in Deutschland bekannten, durch Aufnahme weiterer sechs und siebenzig, nach der Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche vorhandene Cid-Romanzen giebt, von F. M. Duttenhofer.

(Schlufs.)

Was in aller Welt soll dies heifsen? Im Texte steht; pg. 68 Kell:

á non vos tener en cinta, Señora, el vueso velado
creyera de su dormir lo que me habedes contado:
pero si os tiene, Señora, con el brial levantado,
no se ha dormido en el lecho, si espera en vos mayorazgo.

Sennora, wenn Ihr nicht schwanger wäret, schreibt der König heiter, so würde Euer Gemahl von seiner Nachtruhe dasselbe meinen müssen, was Ihr mir geschrieben habt. Aber da er an Euch eine Frau hat, die ihr briale bereits hoch trägt, so hat er wahrlich nicht blofs im Bette geschlafen, wenn er von Euch einen Erstgebornen erwartet. — Rom. 33 steht ohne allen Sinn: „und auf den der dich befreit mag mein Fluch auf jenen fallen". Es heifst ganz einfach: wer die Zamora nimmt soll verflucht sein. Ferner mufsten sich auch die epischen Wiederholungen in der Uebersetzung festsetzen z. B. S. 82 y todos son fijosdalgo. Falsch übersetzt sind Rom. 72 Stroph. 7; 75, 4; 98, 8; 85, 2. heifst querencias nicht Fehden, sondern gerade das Gegentheil, Zuneigungen, eheliche Liebe — unser eheliches Verhältnifs, unsere Neigungen, verträgt Trennung sehr schlecht; en fe de su voluntad ist schwer, bedeutet aber soviel als, wenn man die Beglaubigung darnach ermessen will, wie sie gewillt sind, also das Ganze ist: „Ihr wisset wohl, Sennora, dafs unsere Neigung, ihrem eigenen Willen zufolge (en fe) d. h. wenn es auf diesen ankäme, Trennung ungern zuläfst"; aber es erheischt die Pflicht u. s. f. *Woher überhaupt hat der Uebersetzer ermittelt, dafs querencias „Fehden" heifsen soll; es heifst das durchaus gar nicht.* Dafs übrigens dadurch die Strophe verfehlt ist, bedarf kaum noch der Erwähnung: querencias, Lieblingsaufenthalt des Wildes, Aeseplatz, der Ort, wo man gern weilt — Heimath — Zuneigung, in welcher letzten Bedeutung es an querer und querencioso erinnert, ist vom Uebersetzer vielleicht mifsverstanden, der an das französische querelle dachte; dies aber in der Bedeutung, contestation, dispute mêlée d'aigreur et d'animosité (vgl. Diction. de l'académ. franç. u. d. W.) ist spanisch queja und hat mit querencia nichts zu thun. Der Uebersetzer hat den Sinn nicht gewufst und sich nun die Mühe gegeben, so gut wie möglich in den Zusammenhang einzulenken. — Dann mufste er auch nicht immer glauben, dafs er einen untrüglichen Text vor sich hatte; vielmehr ist derselbe auch nach Duran's und Kellner's Ausgaben einer kritischen Revision durchaus bedürftig. Als Probe nehmen wir ein merkwürdiges Beispiel aus Rom. 50. Diego Ordonnez de Lara hält hoch zu Rosse vor Zamoras Mauern und fordert mit lauter Stimme die Zamoraner zum Kampfe heraus. In der Uebersetzung heifst es: „Mögt es wissen, mögt's erkennen, hier stehe ich im Waffenschmucke, jeden, dem mifsfällt die Rede, mit dem Schwerdte zu versuchen". Er fährt fort:

Wohl auch fünfe (?) Mann für Mann,
wie es pflegt castil'sche Jugend,
will mit jeglichem mich messen
der sich herwagt auf mein Rufen?

Nun, wir tadeln die holprige Uebersetzung nicht. Sehen wir zu, was im Texte steht: —

Y lidiaré con aquellos que no quieren confesallo,
o con cinco, uno á uno, como en Espana es usado.
Que lidie el que aconsejó como yo habia retado.

Die durch Druck hervorgehobenen Worte sind völlig sinnlos, und müssen es sein, da sie corrupt sind. Der Uebersetzer hat hier auf gut Glück etwas hineinüber-

Digitized by Google

setzt. Durch eine leichte Emendation und Aenderung der Interpunction erhalten wir folgenden trefflichen Text und Sinn: y lidiaré con aquellos que — cet. o con cinco, uno á uno, como en España es usado, que lidie, *él que un concejo como yo habia retado*" = Und ich werde mit jenen kämpfen, die es nicht gestehen wollen, oder mit fünfen, einer gegen einen, *wie es in Spanien Brauch ist, dafs derjenige kämpfe, der, wie ich, eine Korporation gefordert hat*". Das ritterliche Gesetz, das Kampfgesetz also kommt heraus: wer eine ganze Stadt, Flecken u. s. f. kurz, wer eine Körperschaft herausfordert, der mufs mit fünf Mann daraus uno á uno den Kampf bestehen. Dafs übrigens die Sitte diese gewesen, ist durch Stellen aus dem Cid selbst und andern Romanzen zu belegen. — Doch genug der Ausstellungen, die nicht in der Absicht unternommen sind, dem Herrn Uebersetzer das Interesse an einer Beschäftigung zu verkümmern, durch die er sich und vielen Lesern manches Angenehme bereiten kann. Möge er sich dadurch, dafs der erste Versuch nicht gelang, keineswegs abschrecken lassen, weiter zu übersetzen, und möge er statt subjectiver Regungen und Stimmungen, die ihn, wie er in dem Vorworte meldet, hier leiteten, immer mehr die Seite der Wissenschaft hervortreten lassen; denn die Bethätigung in ihr, die allein das reale ist, giebt auch dem beunruhigten Subjecte die gewünschte Befriedigung. Wir aber wollen mit Lust des alten Helden gedenken, dessen sich in unsern Tagen das aus dem Winterschlafe des Despotismus zur Freiheit erwachte und eine Zukunft beabsichtigende spanische Volk wieder erinnert hat, indem auf Anstiften des Cortesdeputirten aus Burgos Cids und Ximenens Gebeine aus dem einsamen San Pedro de Cardeña herausgenommen und im feierlichen Triumphzuge und Volksjubel nach Burgos gebracht und in der Kathedrale beigesetzt worden sind. Es sollen diese Heldengebeine Campeadors aller zufälligen Unbill und Verletzung entnommen werden und fortan durch Mauern und den starken Sinn einer zahlreichen Bürgerschaft geschützt in geweihter Erde ruhen.

Dr. Carl Stahr.

LVI.

Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher von Dr. Wilh. Herrmann. Leipzig, 1842. *Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. XI. u.* 311 *S.*

Die theologischen Disciplinen scheinen sich immer schärfer zu begrenzen, die formale Scheidung immer mehr eine materielle zu werden. Dieses Streben nach Bestimmtheit und logischer Distinction, wie die Auffassung der einen oder anderen Seite der theologischen Wissenschaften, diese Individualisirung des Stoffes, wenn man so sagen darf, sind, wie aus dem Bedürfnisse geistiger Klarheit, so aus der Nothwendigkeit der immer gröfseren Zertheilung des wachsenden Materials hervorgegangen. So löste sich zunächst die Dogmengeschichte von der Kirchengeschichte ab; jetzt wird schon, wie die historische Entwickelung *einzelner* Dogmen, so die Geschichte der Dogmatik sowohl im Unterschiede von dieser, als jener in selbstständigen Werken abgehandelt. Und es kann keine Frage sein, dafs dies zur Förderung der Wissenschaft geschieht; denn Schärfe und Bestimmtheit bei möglichst grofser Fülle des Inhalts sind ja deren nothwendige Prädicate. Allein die Erkenntnifs der Nothwendigkeit des Unterschiedes setzt zugleich die Einsicht in das gegenseitige Verhältnifs voraus, — und dies ist es eben, was nicht so leicht zu bestimmen sein möchte. Dogmengeschichte und Geschichte der Dogmatik können nämlich auch als Theile *einer* Disciplin angesehen und verarbeitet werden, der man wieder den Namen Dogmengeschichte im weiteren Sinne des Wortes geben kann. Geschichte der Dogmatik ist ja im Grunde nichts weiter, als, was man mit einem seiner Unbestimmtheit wegen nicht passenden Ausdrucke *allgemeine* Dogmengeschichte genannt hat. Diese stellt sich zur Aufgabe, die allmählige Fortbildung des gesammten dogmatischen Bewufstseins, gleichsam die Temperatur der geistigen Atmosphäre einer Zeit zu beschreiben, oder die substanzielle Grundlage, auf welcher sich die dogmatischen Bildungen ablagern, durch Verarbeitung und Gestaltung der historischen Massen zu legen. Die dogmatischen Systeme, deren Abhängigkeit sowohl von den historischen Verhältnissen, welche ja auf die Stimmung der Bildner derselben einwirken, als

Digitized by Google

von der Philosophie, müssen hier klar nach allen Zügen ihrer Eigenthümlichkeit entwickelt werden, aber doch nur ihrer metaphysischen Basis oder den rein wissenschaftlichen, die Formen der Dogmen bedingenden Voraussetzungen nach. In diesem Sinne und dieser Behandlung würde die Geschichte der Dogmatik nur Geschichte der dogmatischen Principien sein; die einzelnen Systeme derselben würden nur in ihrem Zusammenhange, in ihrer Bedeutung für die Totalität der Wirkungen auf die Bildung des dogmatischen Stoffes, aber doch nur dem abstracten metaphysischen Grundschema nach dargestellt werden. Allein die Vollständigkeit des durch dieses bestimmten organischen Ganzen, die Eigenthümlichkeit des von der Kraft der Individualität des Dogmatikers durchdrungenen, durch scharfe Umrisse abgegrenzten dogmatischen Gesichtskreises, überhaupt der Zusammenhang des einzelnen Systemes als solchen, die geschichtliche Stellung desselben, endlich seine Bedeutung nach dem von der Bildung der Gegenwart hergenommenen Maafsstabe, — dies alles kann doch in der oben bezeichneten Behandlung nicht mit der nothwendigen Klarheit und Präcision entwickelt werden. Eine selbstständige Bearbeitung der Geschichte der Dogmatik daher in dem Sinne, dafs sie besonders die einzelnen Systeme in ihrem eigenthümlichen Organismus zu entfalten und dadurch das eigene Studium zu erleichtern sucht, kann nur sowohl für die Wissenschaft an sich als deren Jünger ersprieſslich sein. Beide Zwecke können freilich höchst selten zugleich durch dasselbe Werk erreicht werden, wenn nicht der eine dem andern geopfert werden soll; viel wünschenswerther ist es, wenn auch hier die der Wissenschaft so wohlthätige Scheidung eintritt. — Man kann es daher nur billigen, wenn der Hr. Verf. vorliegenden Werkes den Kreis der Leser sich scharf bestimmt und eben deshalb ihm, so zu sagen, einen individuellen Charakter gegeben hat. Man wird daher an ein Buch, welches hauptsächlich angehende Theologen im Auge gehabt zu haben bekennt, nicht die Forderungen machen können, welche man an eine von *wissenschaftlicher Kritik* getragene Geschichte der Dogmatik zu machen berechtigt wäre, welche die Erscheinungen und Bildungen in derselben selbstständig zu beurtheilen übernähme und das Recht zu solcher Beurtheilung durch eigene positive Leistungen begründete.

Der Versuch zu solcher Beurtheilung fehlt freilich nicht im vorliegenden Buche, vielmehr scheint es der Hr. Verf. vorzüglich als seine Aufgabe betrachtet zu haben, in den Lesern gleichsam die rechte Stimmung in Beziehung auf die Mannigfaltigkeit und die Gegensätze der dogmatischen Systeme in der Vergangenheit, zum Theil der Gegenwart hervorzubringen. Der Genufs der Freiheit, der dem Theologen werden soll, wenn er die Geschichte seiner Wissenschaft, die verschiedenartigsten Versuche der Lösung ihrer Aufgabe durchforscht auf der einen Seite, der *Versuch* der Anerkennung jener göttlichen in der Entwickelung derselben waltenden Nothwendigkeit, welche selbst durch das Zerbrochene, Zerfallene, wie ein wunderbarer Faden geistigen Lebens sich hindurchzieht und alles in das System eines grofsartigen Zusammenhanges zusammenschliefst, auf der anderen sind die mit einer schönen Begeisterung für die Unabhängigkeit des religiösen Lebens verkündigten Grundgedanken, von welcher namentlich die Einleitung Seite 1 bis 9 und die kritischen Theile des Buchs durchdrungen sind. Der Hr. Verf. hat hier mit eben so viel Liebe als Kühnheit der Sprache (deren allzugrofsen rhetorischen Ausdruck, wie er sonst einem wissenschaftlichen Werke unangemessen ist, man wohl nur des Kreises wegen entschuldigen kann, an den es sich vorzugsweise wendet), — die Qual, wie die Seligkeit der Freiheit geschildert, welche der protestantische Theolog in sich zu durchleben hat, ehe er seine subjective Ueberzeugung abzuschliefsen vermag. Vor allem aber sind es die Differenzen der dogmatischen Systeme untereinander, über welche ängstliche Gemüther zu beruhigen Hr. H. sich besonders angelegen sein läfst. Diese Differenzen, meint derselbe, seien unumgänglich und können nicht getilgt werden, weil die Behauptung falsch sei, dafs, da die Wahrheit nur *eine* sei und nur eine ihr adäquate Form habe, auch nur „*ein* dogmatisches System das wahre sei, an das man, mit Verwerfung aller übrigen, sich halten müsse; sie sei eben so wenig dem Geiste der freien evangelischen Kirche angemessen, als die Klage, die man hin und wieder anstimmen höre, „dafs durch die vielen eigenthümlichen dogmatischen Systeme alle Einheit zu Grunde gehe und dafs man vor lauter Glaubenslehren keinen bestimmten, allgemein gültigen Glauben habe." „Was wollen Beide anders, als der Einseitigkeit und Bequem-

Digitized by Google

lichkeit ihrer Urheber das Wort reden, oder der Eitelkeit Derer, die da glauben, die Wahrheit allein und schon völlig ergriffen zu haben, das süfse Ruhekissen bereiten! O es ist kein Nachtheil unserer Kirche, dafs ihrer Wissenschaft die Grabesharmonie fehlt! Die Geister müssen sich an einander reiben und stofsen, damit einer aus dem andern Funken schlage, Funken göttlichen Feuers, die zur wärmenden Flamme, zur leuchtenden Fackel, zum flammenden Pharos erwachsen! Was soll ein ewiges Einerlei der protestantischen Theologie, der Theologie des freien Geistes"? Vielmehr (und diese Stelle mag zugleich als ein Beispiel der pathetischen Rhetorik gelten S. 5) „wie deine Welt, o Pythagoras, so ist auch die protestantische Dogmatik, diese Welt des freiesten christlichen Geistes, eine Musik, deren Leben um so reicher und voller, je mehr zu einer Harmonie verbundene Klänge gleichzeitig dahinbrausen; die Melodie gab uns Christus, die Harmonieen aber zu diesem grofsen heiligen Choral der ganzen christlichen Welt müssen die, als Priester über das heilige Thema wachenden, religiöswissenschaftlichen Geister aus eignem selbstständig schaffendem Künstlergeiste aufsuchen, vervollständigen und verschönern, und dadurch die Melodie zugleich (wissenschaftlich) begründen, heben, von Verunstaltungen rein erhalten, und durch alle Dur- und Molltonarten des Menschenlebens durchführen. Das Unisono aber trete nur im Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind des freien christlichen Geistes hervor; und es wird um so gewaltiger ertönen, um so überraschender für den Gegner, je mehr zerspalten in einzelnen Stimmen, je lebendiger und harmoniereicher vorher der Gesang unserer Theologen dahinzog (?). Wenn nur durch jede wissenschaftliche Bearbeitung der Glaubenslehren der Geist Christi als cantus firmus sich hindurchzieht, so ist, mag dieser auch noch so frei und kühn verarbeitet sein, doch die höhere Einheit gewahrt und das kirchliche Band nicht zerrissen. Denn die Kirche soll nur das Heilige schützen vor frecher Willkühr und Entzweiung, nicht aber den Geist dämpfen". Die grofsen geistigen Bewegungen in der Zeit sind vielmehr nur die zwar vergänglichen, aber nothwendigen Strömungen, welche gleichsam das Schiff der Kirche weiter tragen im Sturme des Lebens, in dem sie selber untergehen (S. 3). „Denn wie der religiöse Wilde aus den Schädeln erschlagener Feinde sich seine Brücke zu seligem Leben in Manitus Reich erbaut, so mufs der Theolog über die bekämpften Werke der Finsternifs als Sieger hinwegschreiten, um einzugehen in das Reich des Lichtes und der Wahrheit in seiner Wissenschaft. Wie aber der religiöse Geist in den einzelnen Frommen nur durch einen Kampf auf Tod und Leben zum hohen Ziele des ewigen Friedens, das ist zur Einheit des menschlichen Geistes mit dem göttlichen gelangt; so konnte auch nur durch den ernstesten Kampf der in der Gesammtheit unserer Kirche sich objectivirende Genius der Religion zu der Herrlichkeit sich emporschwingen, in der wir jetzt ihn schauen, und er wird, wie mit dem höheren Streben auch das Ziel immer höher steigt, ewig kämpfend gegen die Unwahrheit, zu noch höherer Herrlichkeit sich erheben — so Gott es will". —

Man sieht, der Hr. Verf. hat seine Bildung in *Hase's* (dem auch die Schrift gewidmet ist) Schule gewonnen; dieselbe schöne Lebendigkeit und Fülle des Ausdrucks, durch welche der genannte Theolog so viele Herzen begeistert, zeichnen auch seine Darstellungen aus; nur fehlt ihr noch das Maafs, die Ruhe, die Präcision, welche Hase's Styl einen so wunderbaren Reiz geben. Aber wie bei diesem, so mufs man auch beim Hrn. Verf. die starke rhetorische Färbung erst zum Theil verwischen, wenn man die nackte unverhüllte Ueberzeugung kennen lernen will. Diese läfst eben auch Hr. H. an Stellen, wo der Blüthenstaub schöner Worte etwas verflogen ist, auf eine Weise durchscheinen, dafs man verlegen wird, wie wohl an verschiedenen Stellen gefundene Aussprüche zu vereinigen seien. So ist es freilich ein glänzendes Bild, — und dieser Vergleich ist auch nicht ohne partielle Wahrheit, wenn die ganze Geschichte der Dogmatik mit einem Chorale verglichen wird, in welchem die verschiedenen Differenzen zu Einer Harmonie verklingen; allein mit dieser alle Härten derselben abschleifenden Ansicht stimmt nur nicht, was im Verlaufe der Schrift Kritisches z. B. über den gewöhnlichen Rationalismus und über die nach-Kantische Zeit (S. 152) vorkommt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher von Dr. Wilh. Herrmann.

(Schluſs.)

Diese, wie die verschiedenen Richtungen des englischen Deismus, werden doch wahrlich als Dissonanzen anzusehen sein, die so wenig mit den Stimmen der protestantischen Dogmatiker, welche, wenn auch eigenthümlich, doch positiv wirkten, sich melodisch verschmelzen, daſs das „Unisono" grade im Kampfe *gegen* sie hervortreten muſs. Freilich steht das Christenthum höher als alle dogmatischen Systeme, denn es umschlieſst das unerschöpfliche Leben des Geistes in allen Sphären, drängt die theoretische und praktische Seite so aneinander, daſs sie in allen Puncten zu einem untheilbaren Ganzen sich einigen; — löset als Thatsache, deren Seele die Idee, und als Idee, deren Ausdruck die Thatsache, den Gegensatz von Erkenntniſs und Leben in sich auf; die Totalität aller einseitigen Entwickelungen, die Unendlichkeit ihrer Formen trägt es wie in einem geheimniſsvollen Keime in sich, birgt gleichsam in dieser unmittelbaren Concentration die Metamorphose der Welt der ganzen reichen Entfaltung nach, wie sie das Wunder der Erlösung vorbereitet; aber ungeachtet dieser Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, welche jenem Lebenskeime entspriesſen, ist die *zeugende Kraft in ihnen allen*, und die Masse der Bildungen, welche ihr nicht angehören, *leicht zu erkennen*; denn alles was des religiösen Lebens entbehrt (— wo dieses aber ist, da ist auch dem Anfange nach das christliche —) ist durch die absolute Differenz des Principes, welches ihm einwohnt, von den eigentlichen und reinen dogmatischen Erscheinungen getrennt und geschieden. *Diese Scheidung hätte wohl auch in der Darstellung des Hrn. Verfs. schärfer hervortreten können.* Nach ihr, wenigstens wenn man nur die in der Einleitung gegebenen Grundzüge berücksichtigt, scheint es fast, als seien alle dogmatischen Systeme der Vergangenheit von derselben Bedeutung und lediglich die Individualität das entscheidende Moment bei Beurtheilung und Aneignung derselben, während diese doch nicht ihrer natürlichen rohen Form nach, sondern in ihrer Verklärung durch die religiöse Erfahrung die geistige Basis sein darf, auf die sich das Gebäude der wissenschaftlichen Theorie zu gründen hat. Wenn dagegen Hr. H. S. 8 meint, es handle sich beim Studium der allgemeinen Geschichte der Dogmatik darum, daſs der Theolog das System, die Form des Geistes entdecke, in welcher sich seine religiöse Ueberzeugung am treuesten wiederspiegele und ausspreche, wo er sein Inneres schon mehr oder weniger organisch ausgebildet vorfinde; so scheint er ja die subjective Disposition, die Willkühr des Einzelnen, die Art und Weise, wie er durch Zufall oder persönliche Verhältnisse gestimmt ist, zum Gesichtspuncte zu machen, von welchem aus man das Gebiet der geschichtlichen Vergangenheit zu betrachten habe. Der Theolog soll sich aber im Studium erst bilden, mit Selbstverläugnung und Arbeit des Geistes die historischen Erscheinungen sich zum Verständnisse zu bringen suchen und durch die Erkenntniſs dieses innerhalb der Schranken der Geschichte gemachten Entwickelungsganges die Kraft gewinnen, den objectiven Lehrgehalt, nachdem er so subjectiv assimilirt ist, in einem mehr oder weniger selbstständigen Systeme zu fixiren. Der Hr. Vf. hat vielleicht diese Ueberzeugung ebenfalls aussprechen wollen, allein die pathetische Rhetorik, von der seine Sprache durchdrungen ist, hat häufig die Schärfe und Präcision des Ausdrucks abgeschwächt und verwischt, so daſs z. B. hier der Unterschied zwischen natürlicher Individualität und der in dem geschichtlichen Entwickelungsprocesse geläuterten und gebildeten, welche

Digitized by Google

allein hier in Betracht kommen kann, als ganz fliefsend erscheint. Die Mannigfaltigkeit dogmatischer Systeme und deren Nothwendigkeit im gewissen Sinne hat der Hr. Verf. ebenfalls mit einer Begeisterung, wie sie nur der schöne *Genufs* der Freiheit einzuhauchen vermag, seinen Lesern geschildert, den Irrthum, als sei eine absolute Dogmatik schon gebildet, mit Nachdruck bekämpft; allein zu wenig ist dagegen der positive Gewinn, welcher aus jener Masse zerbrochener endlicher Formen fliefst, und alle neu zu bildenden wieder befruchtet; zu wenig die Nothwendigkeit, weshalb die Wissenschaft grade in dieser Entwickelung reifen mufste, wirklich nachgewiesen, — so sehr dies der Hr. Verf. auch versucht. Wenn ich hier von Nothwendigkeit rede, so kann ich dies nur in dem Sinne meinen, wie in der Historie überhaupt von ihr die Rede sein darf. Sie kennt keine absolute Nothwendigkeit (wenn man nicht grade die Freiheit so nennen will); denn die jedesmalige Gegenwart ist durch die Vergangenheit bedingt und verleugnet diese Gebundenheit und Abhängigkeit in ihren eigenen Producten nicht, fühlt vielmehr, wenn man so sagen darf, noch alle geschichtlichen Bewegungen vom ersten Anfang an, der, obwohl ein zeitlicher Punct, doch schon nicht ohne verschiedene Tendenzen gedacht werden kann. Die Ueberzugung von der geschichtlichen Nothwendigkeit der Vergangenheit in diesem *relativen* Sinne, dafs dadurch deren Entwickelung als eine von höheren Gesetzen getragene anerkannt werden soll, ist das wahrhaft Versöhnende beim Studium der Geschichte der Dogmatik; die vielen negativen Tendenzen erscheinen so wie schwache leicht zerstörbare Fäden, in dem bindenden Zusammenhange eines grofsen Netzes verflochten, welches von den positiven wie mit göttlicher Kraft gehalten wird; jene dienen nur zur Zersetzung der dogmatischen Masse, um deren Elemente zu neuen Bildungen umzuformen. Nicht allein also, sofern das Verhältnifs des Menschen zu dem dogmatischen Stoff im objectiven und zu der Religion im subjectiven Sinne ein verschiedenes sein mufs, wenn überhaupt geistige Entwickelung sein soll, sondern auch, sofern diese scheinbare Ungebundenheit und Willkühr in dem geschichtlichen Verlaufe an gewissen festen, von Gott selbst gesetzten Puncten *sich brechen* mufs, ist die Geschichte der verschiedenen Stellungen, welche das religiöse Bewufstsein zu den Dogmen einnimmt, eine nothwendige zu nennen. Hr H. hätte auch in Einzelnheiten und nach einem durchgreifenden Plane eben diese Nothwendigkeit zu erkennen und darzustellen suchen sollen, — obgleich allerdings in der nicht ohne Tact gewählten Eintheilung Andeutungen der Art genug sich finden.

Der Hr. Verf. theilt nämlich den ganzen historischen Stoff in vier Bücher, von denen das erste die Geschichte der Dogmatik von Melanchthon bis Cartesius, das zweite von Cartesius bis Ernesti und Semmler, das dritte von Ernesti und Semmler bis zum Beginne der Vermischung zwischen Supranaturalism und Rationalism, das vierte die Versöhnung der Gegensätze durch deren Aufhebung in einem höheren Dritten behandelt (S. 10 bis 12). An dieser Eintheilung fällt indessen sogleich auf, was überhaupt an dem ganzen Buche zu rügen ist, nämlich eine ganz ungehörige *Vermischung* der Geschichte der *Dogmatik* und der Geschichte der *Philosophie*. Wie kann Cartesius an den Endpunct einer Periode gestellt werden, zu deren Anfang Melanchthon gesetzt ist? Das Streben beider war ja von ganz ungleichmäfsigen Principien durchdrungen, jener verfocht nur die Interessen der reinen Speculation, dieser die des unbefangenen christlichen Glaubens. Cartesius, Spinoza, Leibnitz können nur nach ihren Einwirkungen auf die Dogmatik im Allgemeinen, und daher, weil sie nicht Dogmatiker waren, eigentlich nicht sie, sondern diejenigen, welche mit ihren Philosophemen den dogmatischen Stoff verarbeiteten, in Betracht kommen. Allein solche giebt es gar nicht, daher auch von ihnen kein Eintheilungsgrund hergenommen werden kann. Von Melanchthon bis Semmler kann überhaupt nur *eine* Periode, wenn auch mit verschiedenen Unterabtheilungen statuirt werden; denn alle dogmatischen Producte tragen den Hauptzügen nach denselben Charakter: Verarbeitung des dogmatischen Stoffes nach den symbolischen Bestimmungen ohne Kritik und Polemik. Erst mit Semmler beginnt eine Zeit von durchaus entgegengesetzter Tendenz, die erst durch den *Versuch* der Versöhnung des Gegensatzes von Rationalismus und Supernaturalismus wieder bekämpft wird. Demnach kann es nur drei Perioden geben, welche die historische Entwickelung der Dogmatik umspannen, die vierte schiebt der Hr. Verf. durchaus fehlerhaft ein, weil er die Geschichte der Philosophie als solche zu

Digitized by Google

sehr einmischt. Freilich ist es unmöglich die Dogmengeschichte und die Geschichte der Dogmatik ohne Rücksicht auf jene darzustellen, allein diese Rücksicht ist etwas anderes als die Weise der Bearbeitung, wie sie in selbstständigen Geschichten der Philosophie zu finden ist; — eine solche Scheidung und Unterscheidung, wie sie so eben gefordert, ist nothwendig für die scharfe Begrenzung der wissenschaftlichen Gebiete. Auf jeden Fall ist auch die Darstellung der Philosopheme von Cartesius, Spinoza, Leibnitz u. s. w. viel zu dürftig, als dafs sie zur klaren Einsicht in den Organismus derselben führen könnte, demnach wird der Hr. Verf. durch diese Vermischung des Dogmatischen mit dem Philosophischen, was freilich in concreto niemals zu scheiden ist, seinen Zweck zur Kenntnifs beider Sphären beizutragen schwerlich erreichen. Doch da diese Abschnitte trotz ihres geringen Umfanges mit Sorgfalt gearbeitet sind, so würde solcher Ueberflufs leicht zu tragen sein, wenn nur nicht andere, der Geschichte der reinen Dogmatik nothwendig angehörige, darüber vernachläfsigt schienen. Denn wie wird Hr. H. sich darüber rechtfertigen können, dafs z. B. die Charakteristik Melanchthon's als Dogmatiker kaum zwei Seiten, die Hutter's und Gerhard's jede eine halbe füllt, Calvin sogar in einigen Zeilen abgefertigt wird? — Der Hr. Verf. meint (Vorrede pag. VI): „denkende Beurtheiler würden es wohl in der Ordnung finden, dafs im Ganzen die dogmatischen Systeme, welche der Gegenwart und nächsten Vergangenheit entsprossen, noch entweder in der Blüthe ihres Lebens stehen, oder doch hier und da noch als Ausdruck der dogmatischen Ueberzeugung einiges Leben geniefsen, eine ausführlichere Behandlung erfahren, als diejenigen, welche ihrem Entstehen und Wirken nach weiter zurückliegenden Zeiten angehören". Allein dieser Ansicht kann man nur unter grofsen Beschränkungen beitreten. Ueber Bedeutung und Unbedeutendheit, — und diese können doch nur Grund für die mehr oder minder ausführliche Behandlung sein, — entscheidet ja nicht die zeitliche Dauer, sondern die Tiefe des inneren Gehaltes der wissenschaftlichen Erscheinungen, sollten sie ihrer eigentlichen Geltung nach auch einer sehr fernen Vergangenheit angehören. Nun sind aber Melanchthon's und Calvin's dogmatische Systeme die Urtypen aller folgenden, die ersten kühnen Umrisse unserer protestantischen Wissenschaft; ihre Grundzüge, obwohl manchmal zum Theil verwischt, haben die Spuren allen anderen eingedrückt und weisen so den denkenden Geist von dem Abgeleiteten zu dem Ursprünglichen zurück. Und wahrlich dies Ursprüngliche ist nicht blofs durch seinen zeitlichen Ursprung gewerthet, vielmehr haben Melanchthon und Calvin das System christlicher Lehre mit einer genialen Kraft, einer Innigkeit des christlichen Lebens, einer Fülle geistreicher Reflexionen, wie kein altprotestantischer Dogmatiker nach ihnen entfaltet. Um die Kenntnifs dieser dogmatischen Systeme zu fördern, hätte Hr. H. manches spätere ganz Unbedeutende um so eher übergehen oder doch deren Darstellung abkürzen sollen, je weniger leider eine innige Vertrautheit mit jenen vorausgesetzt werden kann.

Was indefs die Art und Weise der Mittheilung dieser und anderer dogmatischen Versuche oder religiös-philosophischer Entwürfe betrifft (— auf welche hier im Einzelnen nicht weiter eingegangen werden kann —), so sind sie, abgesehen von dieser gerügten *Un*gleichmäfsigkeit, meist gründlich, mit einer gehörigen Anzahl von Belegstellen, welche mit der Annäherung an die neuere Zeit wachsen, entwickelt worden. Kritik ist nicht durchweg, nach keinem durchgreifenden Plane geübt, und wo dies geschehen, z. B. bei Schelling S. 183, da stützt sich der negative Theil fast ganz auf die Beurtheilung Anderer, während der positive anerkennende mehr bei der poetischen Schönheit als der speculativen Schärfe der Naturphilosophie stehen bleibt. Jedenfalls ist es aber dem Hrn. Verf. zum Verdienst anzurechnen, dafs er durch die Vorliebe, mit welcher er grade das philosophische Element bearbeitet, durch die schöne Freiheit und Begeisterung, durch welche er die Empfänglichkeit für dergleichen Erscheinungen anzuregen sucht, zur (relativen) Anerkennung jener Bestrebungen bei den Zeitgenossen beiträgt.

Mit Recht hat der Hr. Verf. S. 191—311 (zwischen eingeschoben ist nur das System von Schwarz S. 203—213) eine sehr weitläufige Darstellung von dem *Schleiermacherschen* Systeme gegeben, da es offenbar aufser dem Calvin's das Bedeutendste ist, was die dogmatische Litteratur innerhalb der von dem Hrn. H. gesteckten Grenzen aufzuweisen hat. Sehr zweckmäfsig leitet derselbe diesen Abschnitt mit einer

Digitized by Google

nur zu allgemein und in einer zu pomphaften Sprache gehaltenen Charakteristik Schleiermacher's hauptsächlich auf Grund seiner Reden über Religion ein. Allein sehr nothwendig wäre es gewesen, diese Charakteristik *vor* der Darstellung des materiellen Inhalts des Schleiermacher'schen Systems wieder aufzunehmen, zu individualisiren, sein religiöses Princip durch Schärfe und Präcision der Sprache dem Kreise von Lesern, welchem das Buch vorzugsweise bestimmt ist, zum Verständnifs zu bringen. Der, so viel Rec. sich erinnert, im Ganzen richtige Auszug des Schleiermacher'schen Werks S. 225 ist freilich mit gutem Tact angelegt, aber der ganze Organismus desselben ist doch zu eigenthümlich, als dafs er ohne eine vermittelnde Accommodation Anfängern zugänglich wäre. Ueberhaupt hätte hier Hr. H. viel selbstständiger, productiver, nicht blofs referirend verfahren, die Individualität Schl.'s, sein Verhältnifs zur Philosophie und historischen Kritik, die Bedeutung des Systems selbst darstellen und beurtheilen sollen. Das Princip der Schl. Dogmatik ist ja die subjective Erfahrung des christlichen Bewufstseins, welches durch die Reflexion auf sich selbst die christlichen Glaubenssätze erzeugt, und eben deshalb mit gröfster Entschiedenheit Alles, was den Schein einer Begründung und Rechtfertigung „durch das *objective* Bewufstsein" haben kann, verwirft. Vielmehr, wie die Dogmatik nur für den Christen ist, so verzichtet *Schleiermacher* auf jeden Beweis der Wahrheit und Nothwendigkeit des Christenthums gänzlich, *und setzt voraus*, dafs der Christ, ehe er sich in Untersuchungen dieser Art einläfst, schon die Gewifsheit hat, dafs seine Frömmigkeit keine andere Gestalt annehmen könne als diese. Durch diese geistige Assimilation ist die Auctorität der Bibel als solcher gebrochen, die Vereinzelung des subjectiven Daseins aufgenommen in das gemeinsame der christlichen Kirche, das in seiner Seligkeit schwelgende, jede andere Rechtfertigung, als die es in sich selbst trägt, zurückweisende Leben des Glaubens zum Medium der christlichen Lehre gemacht. Durch diesen Act der Reproduction aus dem eigenen Innern hat er sich aber sowohl über den Standpunct des Rationalismus als auch den der alten Orthodoxie unendlich erhoben, und zwar in eine Sphäre, von welcher beide Formen der Theologie kaum eine Ahnung hatten. Der *Rationalismus* hatte die specifische, der *Supranaturalismus* die *graduelle* Dignität Christi verkannt, jener das rein Menschliche, dieser das absolut Uebernatürliche hervorgehoben, jener seine Wirksamkeit empirisch, dieser magisch gefafst, — beide die wahrhafte Weise der geistigen Vermittelung so gänzlich verkannt, dafs das Selbstbewufstsein ohne alle Erfahrung und Bereicherung bei der Erkenntnifs des dogmatischen Stoffes blieb; Schleiermacher aber überwand dadurch beide Einseitigkeiten, dafs er in seiner subjectiven religiösen Anschauung das Medium zur *Einigung des Göttlichen und Menschlichen* fand, welche innerlich *erlebt sein müsse* und so beide Phasen des theologischen Bewufstseins in eine *dritte* aufhob, in die *mystische*. *Mystisch* — im schönsten Sinne des Wortes nenne ich nach seinem eigenen Vorgange diese *versuchte* Versöhnung zweier Gegensätze, weil sie nicht auf dem Wege der objectiven Erkenntnifs, der Vermittelung durch den reinen Gedanken, und durch Erhebung des dogmatischen Inhalts in denselben (— dies richtig verstanden! —), sondern durch die geistige Erfahrung der schöpferischen Wirksamkeit des Objects, durch die innerliche Berührung der dem Subjecte zugewandten Seite desselben sich vollziehet. — So ist die *Schleiermacher*'sche *Theologie* destruirend und aufbauend zugleich. *Destruirend* in Allem, was kein wesentliches Verhältnifs zum religiösen Bewufstsein, keine Bedeutung für die Gestaltung und den Inhalt desselben, kein empfängliches Organ der Auffassung in dem bewegten Gemüthe zu haben *scheint*; aufbauend in Allem, wo die Differenz zwischen Object und Subject gehoben, die Aeufserlichkeit des gegebenen *Dogma's* durch die Verschmelzung mit andern Elementen in den Procefs des subjectiv geistigen Lebens hineingezogen werden konnte. Jene *Freiheit* des christlichen Glaubens von dem, was bisher als die einzige Stütze desselben gegolten, diese Unabhängigkeit der Ueberzeugung vom *Wunder* und *Weissagung*, diese scharfe zerstörende Kritik auf der einen Seite, die reichste von der Inbrunst der Liebe durchwärmte Fülle des religiösen Lebens auf der andern — diese Gegensätze, welche Schleiermacher in sich vereinigt hatte, mufsten sowohl dem Rationalismus als einer unlebendigen Orthodoxie unerklärliche Räthsel sein, weil ihre Lösung nur in einem Gebiete zu finden ist, welches zu betreten ihnen nicht vergönnt gewesen. Jener begriff es nicht, wie Schleiermacher ihn in der Schärfe der Kritik noch übertreffen und dennoch in dem Glauben an die Person Christi allein Frieden und Versöhnung zu geniefsen bekennen konnte, dieser hielt jene Kühnheit für stolze Selbsterhebung, für Zerstörung der Auctorität des göttlichen Wortes und verfolgte sie als Feindin der Offenbarung. Und *kein Wunder*, dafs sie ihn nicht zu verstehen vermochten. Denn wenn der einen Form der Theologie die particuläre Vernunft, der andern das Zeugnifs der Bibel, war Schleiermachern die *Wirksamkeit*, die schöpferische Thätigkeit, das Maafs der *Dignität des Erlösers*, in der Meinung, dafs die Individualität nur *ist*, was sie *wirkt*, nur *hat*, was sie *thut* und in der absoluten Selbstdarstellung ihres Wesens *ganz und gar aufgehen müsse*. — Inwiefern dieses Maafs das wahre, und ob es überhaupt möglich sei selbst durch eine so geistreiche zwischen speculativer Theorie und einfacher Gläubigkeit schwebende Reflexion, wie sie Schl. versucht, dem wissenschaftlichen und christlichen Interesse gleich sehr zu genügen, dies zu untersuchen liegt aufserhalb *unsers* Zweckes, nicht aber aufserhalb desjenigen, welchen der Hr. Verf. zu erreichen sich hätte angelegen sein lassen sollen.

H. Reuter.

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

LVII.

Ariana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson M. A. F. R. S. member of the Royal Asiatic Society; of the Asiatic Societies of Calcutta and Paris; of the Royal Academies of Berlin and Munich etc. etc. and Boden Professor of Sanscrit in the University of Oxford. London, 1841. *published under the authority of the Honourable the Court of Directors of the East-India Company. XVI.* 452 S. 4. *mit mehrern Kupfern und Charten.*

Unter den geistigen Erwerbungen der neueren Zeit, auf deren Umfang, Fülle, Reichhaltigkeit und Tiefe sie mit Recht stolz sein darf, nehmen diejenigen, welche im Gebiet der Alterthumswissenschaften gemacht sind, keine der geringeren Stellen ein. Indem der Menschengeist tiefer in sich selbst blickte, wurde ihm auch schon an und für sich seine Entwickelung in der Vergangenheit klarer. Allein es war nicht dieses tiefere Eingehn, diese ernste, wahrheitliebende Forschung *allein*, welche zu den wunderbaren, die Grenzen des Wissens so überraschend erweiternden und das Gebiet desselben so viel sichrer formulirenden Resultaten führten, — sondern die reichhaltigste Entdeckung oder Benutzung verschiedenartiger, früher ganz unbekannter, oder nicht in das Bereich der Wissenschaft gezogner Hülfsmittel hat einen sehr wesentlichen Antheil daran. Wenn nun ein Streben nach tieferer Erkenntnifs der Entwickelung des Menschengeistes unverkennbar sich grade in den letzten 6 Decennien in aufopfernd hingebender Thätigkeit geltend machte, so möchte man fast, ähnlich, wie Niebuhr in der Entdeckung des Gajus und Cicero's Bücher de republica einen Lohn seiner Forschungen auf dem Gebiete der römischen Geschichte fand, auch in der Masse der neuen Hülfsmittel, welche fast gleichzeitig, oder, — noch günstiger — in einer, fast möchte man sagen, sich einander erläuternden Folge in die Wissenschaft eingeführt sind, eine Belohnung für den rastlosen, in den verschiedensten Gebieten der Alterthumswissenschaft bekundeten Eifer erblicken.

Es ist hier nicht der Ort, diese Bereicherungen genauer zu constatiren; wir haben uns hier nur mit einem Theil derselben zu beschäftigen, aber keinem der unbedeutendsten, vielleicht vielmehr nächst der Entzifferung der Hieroglyphen — diesem wunderbarsten, wenn gleich noch nicht bis zur Vollendung geführten, Werk des menschlichen Verstandes — dem allerhervorstechendsten. Denn wenn irgend Entdeckungen, so haben diese rasch zu überaus wichtigen, für die Gesammtkenntnifs des Alterthums folgereichen, wenn auch noch nicht in allen Einzelnheiten gesicherten, Resultaten geführt.

Es sind dies die Entdeckungen, welche im letzten Decennium bezüglich der Geschichte Vorderindiens und der westlich an dasselbe angrenzenden Länder gemacht sind. Nicht leicht möchten im Gebiete der Alterthumswissenschaft so viele Entdeckungen in so kurzer und so günstiger Zeit, so wie unter so günstigen Umständen, gemacht sein.

Inschriften, Münzen und Alterthümer aller Art häuften sich in rascher Folge. Die Sanskrit-Sprache, von welcher sich die sicherste Beihülfe bei Erläuterung dieser Entdeckungen hoffen liefs, war schon seit mehreren Decennien in das Bereich der europäischen Wissenschaft gezogen, von den bedeutendsten Männern gepflegt und die Kenntnifs derselben zu einer ziemlichen Ausbreitung gelangt; sonach war die Bahn zu einem allgemeinen Verständnifs der Funde gebrochen und die Controle einer nicht unbedeutenden An-

Digitized by Google

zahl geistvoller, scharfsinniger und in europäischer Kritik aufgewachsener Männer liefs bei Erklärung derselben eine sich gegenseitig ergänzende Thätigkeit erwarten. Das Zend, dessen Kenntnifs ein zweites Fundament für diese Untersuchungen darbot, war kurze Zeit vorher durch die geistvollen und resultatreichen Arbeiten von Burneuf und Bopp einem gröfseren Kreis zugänglich gemacht und ein sicheres Verständnifs des Zend Avesta eingeleitet. Was aber vor allem andern diese Entdeckungen so rasch fruchtbringend machte, war der günstige Umstand, dafs sie sich allsammt um einen Mann gruppirten, der, mit den reichsten Geistesgaben einen Eifer für die Wissenschaften und einen Fleifs verband, der ihn leider so früh ins Grab führte. Es war dies James Prinsep, dessen Andenken das hier anzuzeigende Werk, als ein auf seine Arbeiten gegründetes (founded upon his labours) in lobenswerther Pietät geweiht ist. James Prinsep fungirte als Secretair der asiatischen Gesellschaft von Bengalen in Calcutta und edirte als solcher deren Journal. Alle Funde strömten ihm zu; der Gebrauch, den er von diesem Vertrauen machte, beurkundete es, wie würdig er desselben war, und sichert ihm für ewige Zeiten eine wohlverdiente Unsterblichkeit. Fast alle Fortschritte in der Erkenntnifs der alten Geschichte Indiens und Afghanistans sind mit seinem Namen eng verknüpft. Mit einer an's Wunderbare grenzenden Thätigkeit veröffentlichte er die Entdeckungen nicht blofs — indem er sehr vieles sogar selbst lithographirte — sondern von Niemand gekannte Alphabete entzifferte er, erläuterte das in kaum bekannten Sprachen Abgefafste, combinirte, und erschlofs die glänzendsten Resultate. Man kann, wenn von irgend einem, von ihm sagen, er lehrte die Steine und Metalle sprechen und obgleich noch unendlich viel zu thun übrig bleibt, ehe die durch diese Entdeckungen angeregten Fragen auf eine befriedigende Weise beantwortet sein möchten, so bleibt ihm doch das unbestreitbare Verdienst die Grundlagen für alle folgenden Untersucher sicher und fest gelegt zu haben; seine Saat ist es, welche seine Nachfolger ärndten werden.

Ist also auch die Palme auf diesem Gebiet dem unsterblichen James Prinsep nicht zu entringen, so ist dennoch noch mancher Preis zu gewinnen und redlicher Eifer, mit hinlänglichen Kenntnissen und geistigen Anlagen gepaart, wird sich auch jetzt noch, selbst nachdem schon manche Andre mit vielem Glück ihre Kräfte hier erprobt haben, um so weniger diesen Untersuchungen ohne Lohn für seine Mühe zuwenden, als die Fundgruben dieser Entdeckungen noch keinesweges erschöpft sind, sondern Tag für Tag Neues bekannt gemacht wird, welches bisher Geschlossenes bald bestätigend, bald auch vernichtend, frühere Untersuchungen zum Schlufs bringt, oder umzugiefsen zwingt.

Eine bedeutende Stelle unter den auf J. Prinsep's Entdeckungen und Untersuchungen gegründeten Arbeiten nimmt die hier anzuzeigende an. Sie beschäftigt sich zwar eigentlich nur mit *einem* Theil jener indo-afghanischen Entdeckungen: dem *numismatischen* — denn die Bemerkungen über die Topen sind mehr Beiwerk —; allein dieser *eine* Theil ist auf eine umfassende Weise behandelt. Sehr reiche Sammlungen, insbesondere die des East-India-House, welcher die ganze *Masson*'sche — die Hauptgrundlage der Untersuchungen des Hrn. Verfs. — incorporirt ist, standen Hrn. Wilson zu Gebot, und Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Wahrheitssinn setzten ihn in den Stand, einen fruchtbringenden Gebrauch davon zu machen. Wenn Ref. nichtsdestoweniger vielen, ja fast den allermeisten Resultaten des Hrn. Verfs. seine Beistimmung versagen mufs, so liegt dies vorzüglich in der Natur der Grundlagen dieser Untersuchungen, welche noch selten hinlänglich sichren Boden gewähren; doch kann Ref. nicht bergen, dafs ihm der Hr. Verf. vielfach auch das schon vorliegende Material nicht mit hinlänglicher Sorglichkeit geprüft zu haben scheint. Wenn dagegen mehrere von des Hrn. Verfs. Resultaten durch erst seit der Erscheinung seines Werks neu hinzugekommenes Material widerlegt werden, so ist der Ref. weit davon entfernt, ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Denn so sehr sich Hr. Wilson freuen darf, wenn seine auf diesem Gebiete gezognen Resultate durch nachfolgende Entdeckungen bestätigt werden, so ist doch in Folge der eigenthümlichen Natur des Materials kein Grund zur Betrübnifs vorhanden, wenn sie auf demselben Wege sich widerlegt finden.

Die nächste Veranlassung zur Ausarbeitung dieser Schrift gab die Sammlung von *Münzen und sonstigen Alterthümern*, welche von Ch. Masson, während einer Reihe von Jahren, zur Zeit seines Aufenthalts in *Kabul*, zusammengebracht ward. Sie ist theils von ihm selbst schon früher in einzelnen Aufsätzen erläutert, theils

Digitized by Google

lieferte sie auch James Prinsep den bedeutendsten Theil seines numismatischen Materials. Durch ein höchst uneigennütziges Anerbieten von Seiten des Sammlers ist die ganze Sammlung Eigenthum der East-India-Company geworden und in deren Museum in London aufgestellt. Obgleich, wie bemerkt, schon vieles derselben bekannt gemacht war — im Journal of the Asiatic Society of Bengal — so schien doch die Seltenheit dieses Journals, die abgerissene Weise, in welcher das Material hier in unzusammenhängenden Aufsätzen vorgeführt war, endlich auch der Fortschritt, welchen die durch dasselbe hervorgerufenen Untersuchungen in den Händen europäischer Gelehrten gemacht hatten, es räthlich zu machen „eine zusammenhängende Beschreibung der vorzüglichsten Alterthümer und der sämmtlichen Münzen, welche Masson's Sammlung lieferte, den Numismatikern und denen, welche sich für Indiens alte Geschichte interessiren", vorzulegen. Herr *Wilson* trug demnach zu diesem Zweck seine Dienste den Directoren der ostindischen Compagnie an. Sie wurden angenommen, und so entstand dieses Werk. Zugleich beschlossen die Directoren nur eine gewisse Anzahl von Exemplaren für eigene Zwecke zurückzuhalten, den Ueberrest aber der Mutter des Hrn. Masson als ein Zeichen ihrer Achtung vor dem Sohn zu überreichen. Danach und nach sonst dem Ref. zugekommenen Nachrichten zu urtheilen, scheint das Werk nicht eigentlich in den Buchhandel gekommen zu sein, und er hält es daher für seine Pflicht, im Folgenden, so weit es der einer Anzeige in diesen Blättern zugemessene Raum gestattet, mehr eine kurze Darstellung, als eine Kritik des Inhalts zu geben; er glaubt damit einer grofsen Anzahl von Lesern auf dem Continent einen Gefallen zu erweisen, welchen dieses Werk schwer oder gar nicht zugänglich sein möchte.

Es zerfällt in 4 Capitel. Das erste (S. 1—50) ist überschrieben: Account of the Progress of Bactro-Indian Numismatic and Antiquarian discovery, and observations on the edifices, called topes.

Als Bayer sein berühmtes Werk über die Herrschaft der Griechen in Baktrien schrieb (1738), war nur eine sichere Münze des Eukratides und eine zweifelhafte des Diodot bekannt, und lange Jahre vergingen, ehe sich die Kenntnifs baktrischer Münzen mehrte. Bis zu Anfang dieses Jahrh. waren nur von noch zwei baktrischen Königen — Euthydemus und Heliokles — Münzen bekannt geworden. Von den Münzen mit der eigenthümlichen Schrift, welche wir — *Wilson's* in diesem Werk aufgestellte Benennung annehmend — die *arianische* fortan nennen werden, war bis dahin nur eine edirt; nicht mehr von den indoskythischen. Beide wurden, wie dies nicht anders geschehen konnte, ganz verkannt.

Erst seit Beginn des dritten Decenniums geht ein regeres Leben in diesem Theil der Numismatik auf. Durch die Verbindung Rufsland's mit Central-Asien wurde der erste arianisch-griechische König bekannt: Antimachos. Von den früher bekannten baktrischen Münzen tauchten neue Varietäten und die erste Münze des Demetrius auf. 1824 machte Tod die interessanteren Münzen seiner im nordwestlichen Indien und inmitten des eigentlichen Hindostan's zusammengebrachten und aus 20,000 Stück bestehenden Sammlung bekannt. Sie enthält neue griechisch-indische: Menander und Apollodotus, und lenkte zuerst gröfsere Aufmerksamkeit auf die indoskythischen und altindischen, indem sie eine bedeutende Anzahl zu diesen Classen gehöriger Exemplare darbot.

Tod's Beispiel waren auch andere Privatleute in Indien gefolgt; allein gröfstentheils zerstreuten sich ihre Sammlungen wieder. Wenige jedoch kamen in einen festeren, oder schon nutzbaren, Besitz, und wurden von dem Hrn. Verf. dieses Werkes unter Beihülfe von James Prinsep im 17. Bande der Asiatic Researches theilweis publicirt.

Aber selbst die bis dahin gemachten Entdeckungen und Publicationen waren noch nicht von Erfolgen begleitet, wie sie nach Eröffnung des Tope von Manikjâla (neuindische Aussprache des sanskritischen Wortes man'ikshâra, eigentlich *Edelstein-Asche*, als Bezeichnung von *Buddha-Asche*, vgl. Götting. Gel. Anz. 1839. S. 804), welcher auf der Stelle des alten Takshaçilâ (Taxila) liegt, durch den General Ventura (1830) eintraten. Die hier ausgegrabenen Funde erregten eine höchst bedeutende Aufmerksamkeit und befeuerten zu ähnlichen Nachforschungen. Die Gegenden im Westen und Osten des Indus waren um diese Zeit theils der Aufenthaltsort, theils Durchreisepunct gebildeter Europäer, welche mehr oder weniger numismatische und andere Alterthümer erwarben. Alexander Burnes, Swiney Honigberger, Court, Gerard und

Digitized by Google

Andere förderten grabend und sammelnd. Vor allen aber war es C. Masson, welcher sich die bedeutendsten Verdienste um die Erweiterung dieses Gebiets der Numismatik und Alterthumskunde erwarb. In einer günstigen Stellung in *Kabul* hatte er dazu die beste Gelegenheit. Denn die Ebne von Beghram allein — sechs englische Meilen nach jeder Seite sich ausdehnend — hat in ihrem Boden eine so grofse Menge von Alterthümern und insbesondere Münzen, dafs Masson die Anzahl der jährlich von den afghanischen Schaafhirten hier aufgegriffenen Münzen durchschnittlich auf 30,000 schätzt. Man kann sich leicht denken, welch eine bedeutende Sammlung sich schon von dieser Seite her anlegen liefse. Allein Masson beschränkte sich nicht auf diese Quelle, sondern er liefs viele der zwischen Kabul und dem Indus sich in grofser Menge vorfindenden Topen und Tumuli eröffnen, wovon weiterhin. So brachte er die bedeutendste Sammlung von griechisch-baktrischen, griechisch-indischen, indoskythischen, indischen, sassanidischen und muhammedanischen Münzen zusammen.

Um die Erläuterung dieser Entdeckungen erwarben sich europäische Gelehrte in Asien und Europa, fast mit den Entdeckungen selbst gleichen Schritt haltend, die bedeutendsten Verdienste, vor allen James Prinsep. Seiner andern Resultate nicht zu gedenken, entzifferte er die altindische Form der Devanagari-Schrift und etwa gleichzeitig mit Hrn. *Grotefend* dem jüngern und Hrn. *Lassen* die arianische Schrift, wodurch der Grund zur weiteren Behandlung dieser Münzen gelegt war.

Auf die Geschichte der Entdeckung und Bearbeitung dieser numismatischen Schätze folgen (S. 28) Notizen über die *Topen*, welche, schon als Fundorte der besser erhaltenen Münzen und wegen der historischen Erläuterung, welche sie diesem Theil der Numismatik im Allgemeinen zufliefsen lassen, in einem gewissen Zusammenhange mit ihm stehen.

Der erste Tope, welcher (1794) europäische Aufmerksamkeit auf sich zog, war der von Sarnath in Bengalen; dann (wenige Jahre später) wurden die in Ceylon zuerst (1799) bemerkt, jedoch um vieles später erst genauer beschrieben. Wie jener von Sarnath durch Inschriften und antiquarische Zeichen, ergaben sich diese ceylonesischen durch lebendigen Gebrauch, sichere Tradition oder andere Merkmale als buddhistische Werke. 1808 entdeckte die Elphinston'sche Gesandtschaft den schon erwähnten Tope von Manikjala, welcher, wie ich oben bemerkte, noch in seinem Namen, der auf ein naheliegendes Dorf übertragen und jetzt von da zu ihm zurückgekehrt ist, die Erinnerung und das Zeugnifs seiner buddhistischen Bestimmung bewahrt hat. In Indien selbst und westlich vom Indus wurden nun eine Menge ähnlicher Werke entdeckt, die meisten, von denen weiterhin die Rede sein wird, westlich vom Indus, zwischen diesem, Kabul und dem Hindu-Kusch; im eigentlichen Indien unter andern eines, Dipaldinna genannt, zu Amaravati am Krishna und eines bei Bhilsa, welches der älteste aller bekannten Topen ist.

Der erste Tope, welcher aufgegraben wurde (1830 vom 27. April bis zum 8. Juni), forderte durch die Entdeckungen, welche er gewährte, zu ähnlichen Unternehmungen auf. Court, Honigberger und insbesondere wiederum Masson öffneten eine Menge (vgl. weiterhin). Dadurch wurden mehr oder weniger reiche Funde und zugleich die Construction und der Inhalt der Topen, so wie der gewöhnlich in ihrer Nachbarschaft liegenden Werke bekannt.

Als Localität der Topen sind gewöhnlich Hügelsäume oder durch Schluchten getrennte Erhöhungen gewählt (vgl. S. 58). Der Tope selbst besteht — noch sichtbar in den besser erhaltenen Mustern — aus drei Theilen: einer Basis, einem darauf stehenden cylinderförmigen Körper und einer, über diesem liegenden, halbkugelförmigen Kuppel; diese letzte schlofs wahrscheinlich mit einer *Spitze*, als viertem Theile; diese hat sich in den ceylonesischen Topen erhalten und so schliefsen auch kleine Topen-Modelle ab, welche innerhalb der grofsen Topen gefunden werden; bei den in Trümmern liegenden Topen ist natürlich eine Spur der Spitze nicht mehr zu erkennen.

Die Dimensionen der Topen sind natürlich verschieden. Der von Manikjala ist 80′ hoch und hat 310—320′ im Umfange. Die bedeutendsten sind, so weit bis jetzt bekannt, die in *Ceylon*. Der Abhyagiri soll 405′ hoch gewesen sein und hat in seinem jetzigen Zustande noch 220′.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Ariana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Das Innere der Topen ist nicht hohl, sondern es finden sich nur einige kleine Zellen darin. Der allgemeine Typus ist: Ueberbauung eines kleineren Topen durch einen gröfseren; im kleineren ist der Raum, in welchem die dem Buddhismus heiligen Reliquien aufbewahrt werden. Dieser kleinere Tope liegt in den unteren Theilen des gröfseren, oder da, wo sich der Cylinder an die Basis schliefst. Die Reliquienzellen haben gewöhnlich die Höhe der Basis und einen Durchmesser von 5 — 7'. Bisweilen sind auch Zellen in der Mitte, oder an der Spitze der Topen; einigemal traf man auch auf unterirdische Gänge, welche von der Reliquienzelle aus nach der Peripherie führen, als ob sie dazu gedient hätten, einen Zugang zu derselben von aufsen zu bilden, wie sich denn auch Nachrichten von accessiblen Reliquienzellen finden.

Der Inhalt der aufgegrabenen Topen war sehr ungleich. Die geringste Ausbeute von Antiquitäten findet sich immer da, wo man Ueberbleibseln eines Scheiterhaufens, Asche und Aehnlichem begegnet. Die bedeutendste besteht aus Gefäfsen von Stein, Metall, oft eins in dem andern; in diesen kleine Perlen, Goldknöpfe, Schmuck, Ringe, Knöchelchen, weifse und gefärbte Glas- und Crystallstückchen, Thon und Stein mit Figuren darauf, Knochen, Zähne von Thieren (aus der Species der Esel und Ziegen), Stücke von Zeug und Baumrinde, letztere häufig mit *arianischen* Inschriften; diese finden sich auch bisweilen auf den Stein- und Metallgefäfsen. In einigen der Gefäfse fand sich eine Flüssigkeit, welche bei Oeffnung des Gefäfses sogleich verdampfte, und einen braunen Satz hinterliefs, in welchem man durch chemische Analyse vegetabilische und animalische Substanzen erkannte. Endlich finden sich in den Topen Münzen, und zwar von *einheimischen* (aus nächster Nähe): indoskythische und indische, von *fremden:* sassanidische, römische und byzantinische; die ersten in grofser Menge von Sapor III. und Bahram Ghor, die zweiten aus dem Ende der Republik, die dritten von Kaisern zwischen 407 — 474. Daraus schliefst Hr. Wilson, dafs diese Topen — es sind die zu beiden Seiten des Indus in Peshawer und Kabulistan gemeint — zwischen dem Beginn unserer Aera, um welche Zeit die Indoskythen die buddhistische Religion annahmen, und dem 6. Jahrh. danach aufgeführt sind.

Die Bestimmung dieser Werke zur Bewahrung buddhistischer Reliquien kann kaum mehr angezweifelt werden und wird von dem Hrn. Verf. durch Benutzung einiger, bisher nicht berücksichtigter Momente noch mehr gesichert.

An einigen Topen (insbesondere die von Chahár Bágh S. 58, 100) stofsen grofse viereckte, oder oblonge, freie Plätze, von ungeheuern Erddämmen eingeschlossen, welche man auf den ersten Anblick für Wasser-Reservoirs halten möchte; allein einige Oertlichkeiten machen eine Speisung derselben nicht gut denkbar. Die Erde an den Dämmen ist so fein gesichtet, dafs sich kein Steinchen darin findet.

In der Nähe dieser Reliquienbehälter liegen wirkliche, den Topen in der Construction ziemlich ähnliche Grabdenkmäler. Sie unterscheiden sich von den Topen nur durch den Mangel des cylindrischen Theils und enthalten häufig Knochen und Asche; doch zeigen sich, bezüglich des Inhalts überhaupt und insbesondere bezüglich der sich vorfindenden Ueberreste von Todten, mancherlei Eigenthümlichkeiten (S. 49). Auch im innern Bau erscheint bei einigen eine auffallende Besonderheit (S. 93). Diese Gräber finden sich

Digitized by Google

natürlich auch aufserhalb der Nähe eines Topen; aber kein Tope ohne die Nähe von Tumuli.

Endlich finden sich in der Nähe von Topen und Tumuli Grottenwerke. Bei einzelnen Tumuli nur einzelne Grotten; bei den Topen dagegen grofse Grottenreihen, deren einige von bedeutenden Dimensionen sind und viele Abtheilungen haben; manche sind mit Kuppeln gekrönt und zwischen ihnen liegen viele Nischen. Es sind dies augenscheinlich Tempel, Kapellen, Priesterwohnungen u. s. w. Buddhistische Bauwerke von wesentlich gleicher Bestimmung mit den vielbewunderten Grottenwerken von Ellora u. s. w. (S. 98), welche ursprünglich ebenfalls, wie jetzt anerkannt, buddhistisch waren.

Zu diesem ersten Capitel gehören 4 Platten mit Abbildungen mehrerer in den Topen gefundener Alterthümer und einem Facsimile der Vaseninschrift von Bímarán. In einer Beilage werden sie beschrieben. Unter den Abbildungen hebt Ref. als besonders bemerkenswerth No. 4 der 1sten Tafel hervor: eine Gemme mit einem Kopf einer Inderin und einer Sanskrit-Inschrift (nach Hrn. Wilson wäre die Schrift aus dem 7ten Jahrh. nach Chr.; sie ist aber sicher bei weitem älter, wahrscheinlich älter als die christliche Aera). Die Arbeit an dieser Gemme verräth griechische Schule. Ferner ist beachtenswerth ein Steatitmodell eines Tope aus dem Tope zu Sultanpur (Pl. III, No. 1). Es besteht aus 4 von einander trennbaren Theilen: Basis, Cylinder, Kuppel und Spitze. In den beiden ersten Theilen sind Höhlungen, welche jedoch leer waren. Die Spitze hat 7 Glieder.

2tes Capitel (S. 55—118): Memoir on he topes and sepulcral monuments of Afghanistan by C. *Masson*, Esq. — Dieser Aufsatz des ausgezeichnetsten Untersuchers dieser Denkmäler füllt eine bis jetzt sehr fühlbare Lücke aus. Er giebt zuerst eine allgemeine Schilderung der Structur, Lage, Umgebungen und sonstiger Eigenthümlichkeiten dieser architektonischen Werke, deren Wesentliches ich in den Auszug des 1sten Capitels verwebt habe. Alsdann folgen detaillirte Mittheilungen, die Lage, Zahl, Eröffnung, Inhalt u. s. w. der Topen- und Gräbergruppen von Jelalabad, Kabul, Koh Daman und Kohwât betreffend.

Die Gruppe von Jelalabad umfafst drei Abtheilungen; für die älteste derselben hält Herr Masson die Darunta-Gruppe; für die chronologisch-nächste die von Chahár Bágh, für die jüngste die von Hidda.

1ste Section: Darunta-Gruppe; sie zerfällt in 3 Abtheilungen, welche je nach den Dimensionen, der Construction u. s. w. geschieden sind. Die beste umfafst 6, die mittlere 7, die schlechteste 5 Topen. Diese werden alsdann speciell beschrieben, und zwar unter folgenden Bezeichnungen: 3 Topen von Kotpur, 2 von Passani, 5 von Bímarán, 2 von Deh Bahmán, 1, der Surkh-Tope (rothe Tope) genannt, 2 von Nandàra, 1, der Tope Gudára, 1 von Bár Robát, 1 von Sultanpur. Alle 18 sind eröffnet, theils von Hrn. Honigberger, theils vom Hrn. Verf. dieses Memoirs. Die Beschreibung im Einzelnen ist interessant, doch läfst sich nichts daraus hervorheben; die von Hrn. Masson aus mehreren Eigenthümlichkeiten gezogenen Vermuthungen sind noch zu unsicher, als dafs sie Ref. hier mittheilen möchte.

Von der Menge der zu dieser Gruppe gehörigen Tumuli werden nur vier besonders hervorgehoben. Der eine derselben nimmt mit seinen Trümmern einen Umkreis von 220′ ein. Doch wird noch ein gröfserer erwähnt, aber keine Dimension angegeben. Die wenigsten dieser Tumuli sind untersucht. Die Erfolge bei den geöffneten waren nicht einladend genug zu weiteren kostspieligen Unternehmungen dieser Art.

Unter den Grottenwerken werden die von Gudara besonders hervorgehoben.

Zuletzt wird ein grofser Erdaufwurf, Tappa Khwaja Lahoree erwähnt, mit einem Umkreise von 1800′ an der Basis, welchen Hr. Masson für einen alten Begräbnifsplatz hält.

2te Section: Topen und Sepulcral-Monumente von Chahár Bágh. Diese Gruppe zählt nur 6 Topen, ebenfalls, so wie auch alle weiterhin erwähnten, eröffnet; die Tumuli, von denen nur wenige untersucht sind, boten keine bemerkenswerthen Resultate. Der Eingang bei einigen Grotten erinnert an die ägyptische Form (S. 108).

3te Section: Die Hidda-Gruppe. Die Structuren machen es wahrscheinlich, dafs hier einst, zur Zeit der mohammedanischen Invasion, eine bedeutende Stadt stand (Irli-lo des Fa-Hian vgl. weiterhin). 13 Topen werden aufgezählt. Der bedeutendste derselben ist No. 10, Tope Kelán (der grofse Tope) genannt. Seine Eröffnung war sehr ergiebig: In der

Digitized by Google

Mitte desselben, wo der Cylinder sich auf der Basis erhebt, fand man stinkende Erde und Asche. Tiefer hinab ein grofses Kupfergefäfs; daneben 13 Kupfermünzen, vier Nadeln von Messing, oder vergoldetem Kupfer, drei silberne Ringe, mehrere kleine Schmucksachen, Kügelchen u. s. w. Das kupferne Gefäfs war mit einer Feuchtigkeit halb gefüllt; in dieser war ein cylinderförmiges, übergoldetes Kupfergefäfs; darin ein kleines silbernes Kästchen mit einem Deckel, in welchem sich vier silberne sassanidische Münzen, ein kleiner, blauer Stein, und eine, wahrscheinlich aus Salben bestehende, Masse befand; darunter eine cylinderförmige Krystall-Masse; unter dieser ein silbernes Kästchen mit einem pyramidenförmigen Deckel (abgebildet auf der 2ten Platte zum 1sten Cap. nr. 3); darin ein goldnes Gefäfs, dessen Deckel mit einem Sapphir und Smaragden verziert ist (abgebildet ebds. nr. 4); dieses Gefäfs enthielt eine farblose, angenehm duftende Flüssigkeit, welche sogleich verdampfte; darin waren aufserdem drei kleine Kügelchen und eine Salbenmasse. In dem Silbergefäfs waren noch 52 goldne, oder vergoldete Kugeln und Salben. Das gröfsre Kupfergefäfs enthielt folgende Münzen und Antiquitäten:

5 Gold-solidi der byzantinischen Kaiser Theodosius, Marcian und Leo.
2 Gold-Münzen von Kanogé.
202 sassanidische Silbermünzen.
1 goldnen Ring mit einer Gemme.
1 — — — einem Sapphir.
1 — — ohne Gemme.
7 goldne Ringe; 2 Fragmente.
1 kleines goldnes Kästchen.
2 schön geschnittene Gemmen.
3 Rubinen.
7 Gemmen.
13 Kugeln.
13 Stück Goldschmuck.
1 Stück Perlmutter (Fragment).
1 Korallen-Kugel (Fragment).
1 Silberring mit Gemme.
Mancherlei Bruchstücke von Ringen, Schmuck, Kugeln u. s. w.
13 Kupfermünzen.

Im Tope nr. 8. fand man eine Lampe, noch halb mit Oel gefüllt, und mit frischem Docht; der Luft ausgesetzt, verdampfte das Oel natürlich und der Stein zerbröckelte.

Nr. 13 gab einen Stein mit *arianischer Inschrift*.

Die Tumuli von Hidda, so wie die Grotten haben eben nichts Bemerkenswerthes. Einige der mit Kuppeln verzierten Grotten waren ausgemahlt; allein die Darstellungen waren, trotz der erhaltenen Farben, nicht zu begreifen. Bei den Tumuli finden sich in einem Erdaufwurf eine Menge Todtenkrüge von verschiednem Umfang und von 3 Fufs Tiefe bis zu 6 Zoll; sie sind mannigfach geschmückt und zeigen Spuren von Münzen, welche auf ihrem Rand niedergelegt waren; allein es fanden sich keine mehr; ein Krug trug eine Inschrift.

Ferner finden sich auf dem Hügel, auf welchem Hidda steht, eine Menge gleichartiger Idole.

4te Section: Topen von *Kabul;* etwa 5 englische Meilen südlich von der Stadt finden sich 11 Topen; unter diesen auch zwei eigenthümlich geformte Säulen, deren eine, Minár Chakri genannt, abgebildet ist.

Aufser diesen 11 bemerkt Hr. Masson noch einen Tope Guldara, und 4 oder 5 bei Khurd-Kabul (Klein-Kabul). In der Nähe der ersten 11 erkennt Hr. Masson die Localität einer bedeutenden Stadt, der Residenz des Mokadphises (Kadphises).

5te Section: nördlich von Kabul in Koh-Daman und Kohistan sind drei Topen untersucht; es soll auch noch einen vierten und manche Spuren von Sepulcral-Localitäten daselbst geben, welche noch nicht untersucht sind.

5 oder 6 Topen und viele Tumuli liegen endlich im District Wardak, 30 englische Meilen westlich von Kabul, welche Hr. Masson theils geöffnet fand, aber nochmals und mit lohnendem Erfolg untersucht.

Zu diesem höchst wichtigen Memoire gehören 9 Platten: die erste enthält Skizzen, welche die Lage mehrerer Topen- und Tumuli-Gruppen veranschaulichen und zwar 1) Skizze derer von Jelalabad; 2) Topen von Manikjala; 3) Topen und Tumuli zu Passani; 4) Tumuli zu Bímarán; 5) am Surkh Tope; 6) Topen und Tumuli zu Hidda.

Die folgenden 8 Tafeln geben Ansichten und Durchschnitte der bedeutenderen und besser erhaltenen Topen, Tumuli und andrer Gegenstände, welche im Memoire beschrieben sind.

Digitized by Google

3tes Capitel (119—214): Ancient notices of Ariana; the country between Persia and India with remarks upon Alexander's march from the formes towards the latter.

Diese Untersuchung beginnt mit der Bemerkung, dafs das griechisch-baktrische Reich in seiner unzerstückelten Gestalt ungefähr von gleicher Ausdehnung mit dem Ariana der Alten in seiner weitesten Bedeutung war. Demnach hält es Hr. Wilson für angemessen, die Bedeutung dieses Namens zu bestimmen und den alten Zustand der Länder, welche er bezeichnete, zu schildern.

Wir können nicht umhin, alle, denen die Geschichte dieser Länder von Interesse ist, auf die Untersuchungen dieses Capitels insbesondre aufmerksam zu machen. Der Hr. Verf. hat mit grofser Sorgfalt die mannigfachen neuen Hülfsmittel benutzt, welche grade in der letzten Zeit, insbesondre durch die Untersuchungen bedeutender Reisenden in diesen Gegenden, gewonnen sind; und hat sich dadurch und auch durch eigne Combination bedeutende Verdienste um die alte Geographie dieser Länder erworben. Dennoch darf Ref. nicht bergen, dafs er des Hrn. Verfs. Gründe und Beweisverfahren selten erschöpfend findet, ja dafs seine Resultate vielfach mehr den Charakter von Ansichten tragen, als dafs er eine Frage an der Hand des zur Sichtung und Schlichtung vorliegenden Materials grade so weit geführt hätte, als sie mit Hülfe desselben geführt werden konnte. Es wird jeder Nachfolger des Hrn. Verfs. aus diesem Capitel sehr viel gebrauchen können, allein um die in Untersuchung kommenden Fragen einer sicheren Entscheidung entgegen zu führen, wird er sie gröfstentheils von vorne an behandeln müssen.

Den Namen Ariana, bemerkt Hr. Wilson, finden wir bei den occidentalischen Schriftstellern in einer engeren und einer umfassenderen Bedeutung. In jener (bei Eratosthenes, welchem Strabo und Plinius folgen) bezeichnet es ungefähr den Umfang des jetzigen Afghanistan, die Länder zwischen dem Indus, Paropamisus, dem Ocean und einer (willkührlich angenommenen) Linie von den *kaspischen Thoren* nach *Karmanien*, oder zwischen Parthiene und Karmania im Osten und *Medien*, *Parätakene* und *Persien* im Westen. In umfassenderer Bedeutung (nur bei *Apollodor* dem *Artemitaner*) umfafst es aufserdem noch Theile von Persien und Medien, das nördliche Baktrien und Sogdiana.

Hr. Wilson bemerkt richtig, dafs sich diese umfassendere Bedeutung dem Gebrauch des Namens *Iran* (in den Sassaniden-Inschriften) als Bezeichnung der, von politisch, religiös und sprachlich innig verwandten Völkern bewohnten, Ländermasse des persischen Reiches nähert. Dieser Namen schliefst sich rückwärts an einen, wahrscheinlich ebenfalls einst das religiös, politisch und sprachlich verbundne altpersische Reich in seiner Gesammtheit bezeichnenden Namen, zendisch airjana. Dieser ging aus zendisch airja (*würdig*) hervor, welcher im Zend-Avesta als ehrenvolle Bezeichnung der Bekenner des Zoroastrischen Cultus erscheint und in dialektischen Formen in verschiednen Theilen des persischen Reiches als Volksnamen erscheint (*Rütter* Asien VI, 18 *M. J. Müller* Journal asiatique 1839 p. 295) und auf welchen sogar die Armenier in der dialektischen Form Agha (= zend. airja, sanskrit. arja) Anspruch machen (vgl. Eug. Boré Journ. asiat. 1841 p. 659).

Wenn es schon interessant ist, *einen* Namen eine solche Völkermasse in so hohem Alterthum umfassen zu sehn, so erregt es noch gröfseres Interesse, neben ihm fast für dieselben Völker und vielleicht einst in demselben Umfang herrschend, noch einen andern, ebenfalls aus der Gleichartigkeit der Religion hervorgegangenen, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachweisen zu können.

Hr. *M. J. Müller* machte nämlich (in den *Münchner* Gel. Anz. 1842 nr. 174, 175) jüngst die höchst folgenreiche Bemerkung, dafs in der Pehlvi-Sprache für zendisches sh ein hr, oder hl eintritt, z. B. zend. fravashi wird pehlv. parwahr, zend. ashava pehlv. ahlub; ferner verdanken wir ihm die Mittheilung, dafs zend. vahistem im Pehlvi übertragen wird: 1) durch ein Wort, welches fast ganz gleichbedeutend ist mit dem Namen *Pehlwi*, nämlich *a*) mit hl für sh פהלום (im Parsi pahlum, puhulum, puhulâm); *b*) mit r für l: פהרום; 2) durch פשום, welches auch באשום geschrieben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Ariana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Die von Hrn. *Müller* nachgewiesene Gleichheit der Wörter unter nr. 1 und 2, macht es mir gewiſs, daſs die Wörter unter nr. 2 die Zendformen von den unter nr. 1 angeführten ausdrücken sollen; das Zendwort mochte, als ein heiliges, auch in seiner Zendgestalt aufgenommen sein, wie denn durch Einflüſs der Zendlitteratur auch noch andre Zendwörter ins Pehlvi übergegangen sind.

Ich glaube nun kaum zu irren, wenn ich in diesem Worte פשום (Hr. *Müller* bemerkt, daſs alle Pehlvi-Wörter auf ום dem arischen Sprachkreis angehören) zunächst das, in den Keilinschriften vorkommende altpersische ps'u erkenne, welches Hr. *Lassen* (die altpersischen Keil-Inschriften S. 47) *gut* übersetzt. Daſs dieses Wort eine sehr prägnante Bedeutung, ähnlich der von airja hat, zeigt seine Stellung in den Inschriften (vergl. Index bei *Lassen* und ebendaselbst ps'uvaznânâm); ob Hrn. *Lassen's* Erklärung aus sskrit. su *gut* richtig sei, will ich hier nicht diskutiren; ich leugne nicht, daſs ich mich weder hier für die Prothese eines bedeutungslosen p, noch im Zend für die eines f entscheiden kann; eben so wenig glaube ich, daſs anlautendes oder zwischen a und folgenden Vocalen stehendes sskr. s im Zend anders als in h übergehn konnte; so wohl für p'su als für die durch diese Prothese erklärten Zendwörter glaube ich zu andern Erklärungen greifen zu müssen. Mir scheint dieses ps'u nun mit zend. fshu-jans (Burnouf Commentaire sur le Yaçna I, Nott. XVII, CXXIV, CXXVII) fçao-najêhê (Vend. lithogr. p. 54, 6 Anq. d. Pers. I, 2, 117) und selbst fshu-sh-o (Vend. lithogr. p. 83, 1; 20, 7 und oft) verwandt; meine Etymologie aus Präfix api und Wz. çvi in der Wzform çu und in der Bedeutung *reinigen* u. s. w. (Griechisches Wurzellexikon II, 168, 374) will ich hier, da die Etymologie für uns gleichgültig sein kann, nicht weiter in Schutz nehmen. Mag man nun ps'u: פשום (= vahistem, *beste*) *gut* oder *rein* übersetzen, so zeigt das entsprechende pehlvische פהלום, wenn wir mit Hrn. *Müller* den Namen *Pehlvi* damit identificiren, ohne Zweifel in dieser Form und noch sicher in den Parsi-Formen pahlum, puhulum, puhulâm und in der sanskritischen Form des Volksnamens pahlava einen Vocal vor dem hl = zend. sh. Wir dürfen ihn also auch bei andern dialektischen Formen desselben Wortes erwarten. Nun finden wir ferner als Vertreter von zend. sh: rç; so schreibt Nairjosangha, der Uebersetzer des Zend-Avesta ins Sanskrit, für zend. asha vahista: *arçavahista*, für zend. ashish vanguhi: *arçiçavangha* (für das 2te sh nur ç, weil es hier Vertreter von s ist) und letztre Aussprache hat selbst im Zendtexte die Corruptionen arsaçng, arasaçavang herbeigeführt (vgl. *Benfey* und *Stern* über die Monatsnamen einiger alter Völker S. 45). Dieser dialektischen Umlautung gemäſs, muſste aus ps'u, fschu mit eingeschobenem Vocal parçu, farçu werden; wie nahe der Namen Πέρσαι, sskr. pâraçika, arab. فرس anklingt, bedarf keiner Bemerkung. Danach dürften wir diesen Uebergang von zend. sh in rç für einen dialektisch-parsischen halten, wie denn Nairjosangha seine Namens-Uebertragung von den nach Indien geflüchteten Parsen hat. Endlich entspricht im sogenannten Pazend — und an diesem Uebergang nimmt auch das Neupersische Antheil — dem zend. sh ein rd z. B. zend. asha vahista pazend. arda bihist (vgl. a. a. O. 46) neupers. اردبهشت. Mit diesem dialektischem Reflex würde ps'u, fshu mit eingeschobenem Vocal pardu lauten; dies erinnert sogleich an Παρθυ — αία und an den

Digitized by Google

sskr. Namen der *Parther* Pârada. Gegen die letzte Zusammenstellung kann man aber die Ueberlieferung geltend machen, welche die *Parther* zu den Skythen zählt und sogar den Volksnamen aus einem skythischen Worte, welches exul bedeuten soll, erklärt (Trogus Pompejus bei Justin XLI, 1). Wie wenig aber auf jene Ueberlieferung zu geben sei, sieht man, sobald man sie genauer betrachtet. Arrian (Parthica bei Phot. p. 17 Bekker), welcher wohl die Quelle für diese ganze Annahme ist, setzte die Einwanderung unter Sesostris, Andre lassen von Sesostris selbst die Parther als eine Colonie aus Skythien nach ihren neuen Wohnsitzen (es steht: ἐν τῇ Ἀσσυρίων χώρᾳ, was aber wohl das assyrische Reich bedeutet, nicht Assyrien im engeren Sinn) führen (Suid. v. Σώστρις). Welche Treugläubigkeit aber würde dazu gehören, zu glauben, dafs dem Arrian oder Trogus Pompejus Berichte aus Sesostris Zeit, welche auf die *Parther* Bezug nahmen, zu Gebote standen? Die Etymologie des Namens betreffend, so giebt Suidas (a. a. O.), im Gegensatz zu der angeführten, Πάρθοι für ein persisches Wort ὅ ἐστι Περσικῇ γλώσσῃ Σκύθαι. Wir, die wir wissen, dafs trotz der Menge von sprachlichen Hülfsmitteln, welche uns zu Gebot stehn, uns nichts schwieriger ist, als die Etymologie von Volksnamen, werden uns nicht leicht überzeugen lassen, dafs die, in dieser Beziehung schlecht ausgestatteten, und überaus kritiklosen Alten uns hier etwas Zuverläfsiges überliefern. Wenn es auch wirklich ein skythisches Wort gab, welches ganz wie der Name der Parther klang und exul bedeutete, so folgt doch daraus noch gar nicht, dafs der Namen der Parther daher stamme; es würde das Verhältnifs alsdann wohl so sein, als wenn jemand den Namen der Deutschen Germanus im Ernst vom römischen Appellativ Germanus (Bruder) ableiten wollte.

Wie wenig auf die Annahme, dafs die Parther von den Skythen stammen, zu geben sei, können wir auch daraus entnehmen, dafs die Alten auch die Baktrer und Sogdianer von den Skythen ableiteten (Just. II, 1, 3; 3, 6), während es bei genauerer Zusammenstellung alter und neuer Berichte über alle diese Gegenden keinem Zweifel mehr unterworfen sein kann, dafs die Grundbevölkerung arisch war und *Perser*, *Meder*, *Baktrer*, *Sogdianer*, wie schon Strabo bemerkt, fast eine Sprache sprachen (Strab. XV, 724 A). Die Ansicht der Alten schreibt sich daher, dafs durch die verschiedenen Einfälle der Skythen, denen Parthyene, Baktriana und Sogdiana insbesondre ausgesetzt waren, sich viele Skythen (wahrscheinlich als kleine Herrn) in diesen Gegenden niedergelassen haben mögen und dadurch insbesondre die Kriegführung und auch andre Sitten derselben von den minder kriegerischen arischen Völkerschaften angenommen wurden; auch die skythische Sprache mochte nicht ohne Einflufs auf die arische in diesen Gegenden bleiben, obgleich es wohl übertrieben ist, wenn Trogus Pompejus das Parthische eine Misch-Sprache von Medisch und Skythisch nennt (Just. XLI, 2).

Wir glauben also nach allem diesem (eine genauere Behandlung der Parther verspreche ich an einem andern Ort zu geben, wo sich mit Bestimmtheit herausstellen wird, dafs Persisch und zwar in der dialektischen Gestalt das *Pazend* ihre Sprache war) als Namen der Parther Pardu = Parçu = Pahlu = ps'u = fshu annehmen zu dürfen.

Eine leichte dialektische Umwandlung würde endlich die von P in B sein (vgl. auch oben באשום); wenn dabei zugleich, wie in Pehlvi sh in hl überging, so entstände aus ps'u, fshu: Bahlu. Dazu verhält sich der sanskritische Namen der Bewohner von Baktrien Bâhlikas ganz wie der sanskr. Namen der Perser Pâraçika zu Parçu. Die Bildung durch Suffix îka ist bekanntlich auch *arisch* (im engeren Sinn, auf West-Arien beschränkt), so dafs nicht zu verwundern, wenn der heutige Namen des südlichen Theils von Baktrien Balkh fast ganz mit der sanskritischen Form stimmt. Ich wage es daher auch den Namen der Baktrer mit jener Reihe zu identificiren.

Hr. *Müller* bemerkt nun ferner, dafs nach persischen Berichten die Localität der Pehlvi-Sprache das alte *Medien* sei und diese Nachricht, welche an und für sich, wie alle persischen, wenig Werth hat, läfst sich durch sprachliche Untersuchungen, welche jedoch hier zu weit führen würden, einigermaafsen stützen.

Beiläufig bemerke ich, dafs sich durch diesen Wechsel von zend. und altpers. sh mit hl das in den Keilschriften erscheinende Bâbis'us' für Babylon (Bâbihlu(s)) (*Lassen* die altpersischen Keil-Inschriften S. 67) erklärt und vielleicht auch das Verhältnifs von Arphachsad (zend. wohl auch Arphashad, mit ksh und sh, wie häufig, im Wechsel) bei den Griechen Ἀρβηλα

Digitized by Google

(jetzt Erbil) für Arbahlad, altpers. ârabâh (*Lassen* a. a. O. 69, 70) von da aus zu begreifen ist.

Diesen Untersuchungen zufolge finden wir also, dafs die *Meder* (Pahlu), *Perser*, *Parther* und *Baktrer* einen und denselben dialektisch gespaltenen Namen führen, welcher sich, wie das zend. airja, vielleicht einst noch weiter ausdehnte, wie denn in den Keil-Inschriften die altpersische Form dieses Namens ps'u als eine Gesammtbezeichnung der den persischen Herrschern unterworfenen Völker erscheint: *König* dahunâm this'âm ps'unâm (*dieser reinen* (oder *guten*) *Völker*.

Doch zurück zu Ariana. Bei Apollodor finden wir den Namen fast noch in derselben Ausdehnung, welche er wahrscheinlich einst in Altpersischem hatte. Bei Eratosthenes dagegen ist er im Verhältnifs dazu sehr beschränkt. Man könnte diese Erscheinung vielleicht dadurch erklären, dafs ihn Eratosthenes, nachdem die persische Einheit von Airjana zerstört und specielle Namen an die Stelle des umfassenden getreten waren, blofs zur Befriedigung eines geographischen Bedürfnisses gewählt habe, nämlich um für den geographisch ziemlich abgeschlofsnen Ländercomplex, welchen er unter diesem Namen zusammenfafste, einen *eignen* Namen zu haben. Allein es giebt noch zwei andre Möglichkeiten; die eine, als die minder wahrscheinliche, werde ich vielleicht an einem andern Ort discutiren, die andre als die wahrscheinlichste kann ich hier nicht übergehn. *Strabo* bemerkt nämlich, dafs zu dem Landstrich Aria, welcher in den Keilinschriften ebenfalls Aria genannt wird, im Zend-Avesta dagegen haroju heifst, und dessen Namen jetzt noch in Herat erhalten ist, der Steuerverhältnisse wegen auch Drangiana und Arachosia geschlagen sei (Strab. XI, 8, 1 p. 516). Nun zeigen mehrere Beispiele, dafs bei Ausdehnung eines speciellen Namens auf mehrere dazu geschlagene Länderstriche im Arischen das Suffix na an den speciellen Namen trat; z. B. Παρθυ-αία: Παρθυ-ήνη (vgl. Strab. Trad. franç. IV, 1 p. 269 n. 1); eben so erklärt sich wohl der Name Sogdiana gegenüber von zend. çughdhô (in den Keilinschriften çughd *Lassen* S. 107), Baktriana gegenüber von bâk'tris' (in den Keilinschriften ebds. 106) u. a. In der, so, wie eben angegeben, erweiterten, Bedeutung umfafst Aria fast das ganze Ariana des Eratosthenes mit Ausnahme von Gedrosien und den Paropamisaden, welche dieser leicht des geographischen Complexes wegen hinzufügen konnte. Ist diese Erklärung der Entstehung des Namens Ariana in der Bed. bei Eratosthenes richtig, so hängt er in diesem Umfange gar nicht mit dem zendischen airjana, pers. Iran zusammen, sondern mit zend. haroju, altpers. Aria (*Lassen* 105).

Für die mit den Resultaten der Zend-Untersuchungen minder Bekannten bemerke ich, dafs die Worte des Hrn. Wilson (S. 121): Eriene veejo (Anquet. d. Perron's Schreibweise für Airjana vaêg'a) in which we have the Sanscrit Ârya-Varta or varsha und gleich weiterhin Airyana or Airya dagyu, in the latter of which we have the Sanscrit Arya-désa Irrthümliches enthalten; die letzten Theile der verglichenen Wörter sind nicht verwandt. Auch sonst sind des Hrn. Verfs. sprachliche Vergleiche sehr unglücklich (z. B. Parakhoatra S. 147). Irrig ist auch die Ansicht, dafs das indische Âryavarta von den Indern zwischen den Parallelen des Vindhya und Himalaja in unbegrenzter Ferne nach Westen hin sich erstreckend gedacht sei (S. 121) und der darauf gebaute Schlufs, dafs die persischen Wörter Airya oder Airyana Namen derjenigen Gegend wären, auf welche die Inder den Namen Arya ausdehnten.

Bezüglich der alten Geschichte von Ariana räumt Hr. Wilson den neupersischen und den aus diesen geflossenen Berichten eine Autorität ein, welche die deutsche historische Kritik nicht anerkennen wird. Er folgt darin dem Muster seiner meisten Landsleute, und man sieht daraus, wie Gläubigkeit auf einem Gebiet für alle Arten von Tradition empfänglich macht. Die Restriction, welche er sich mit den Worten: with such reservation only as a regard for possibility imposes auflegt, macht Geschichte zum Spielball aller Subjectivitäten, und in der That geräth auch der sonst so besonnene Hr. Verf. dadurch auf die sonderbarsten Combinationen, z. B. it seems not improbable that the conquests of Ninus the Assyrian may have some connexion with the defeat of Jamsheed and the subjugation of Persia by Johauk the Arabian or Abyssinian (S. 127).

Ein Irrthum ist, wenn Hr. Wilson in Kandahar den Namen des indischen Gandhâras erkennen will (S. 125), wie dies schon Hr. *Lassen* gegen die Erklärer des Foë kouë ki bemerkt hat (zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige S. 143).

Von S. 128 beginnen die geographischen Bestim-

Digitized by Google

mungen alter Völker- und Ortsnamen in Baktrien und den benachbarten Ländern. Auch nur das Bedeutende hervorzuheben, ist hier nicht möglich; ich beschränke mich nur auf Weniges.

Die Gründe für eine sehr bedeutende Ausdehnung indischer Bevölkerung nach Norden hin gegen *Kaschmîr* (S. 133) scheinen dem Hrn. Verf. selbst nicht schlagend genug, um sie mehr als sehr zweifelnd auszusprechen. Der Sanskritname von Khoten (Kusthana) beweist nur, dafs indische Cultur (erst als Begleiter des Buddhismus) hier prävalirte, ähnlich, wie in Hinterindien, wo ebenfalls die bedeutenderen Städte Sanskritnamen erhalten haben. Einwanderungen von Indern nach allen Seiten hin fanden sicherlich zu allen Zeiten statt; sie waren aber ganz friedlicher Natur und verbreiteten nur indische Religion und Cultur.

Mehr könnte man geneigt sein eine bedeutendere Ausdehnung indischer Bevölkerung über den indischen Kaukasus und Badakshan (S. 134) anzunehmen; allein schlagende Gründe dafür fehlen ebenfalls. Die Sprache von Kaferistan (S. 135) hat zendischen Charakter (vgl. Götting. Gel. Anz. 1839. S. 1532). Anderes läfst sich durch die vorübergehende Herrschaft der Inder über die Länder westlich am Indus und die stete Uebersiedelung von Indern auf diese Seite des Flusses (vgl. Auszug aus Masson's neuestem Werk im „*Ausland*" 1842 No. 185 ff.) erklären.

Interessant ist die Mittheilung aus dem Mahâbhârata, durch welche sich die Sage über die goldmachenden Ameisen erklärt. Bezüglich der Untersuchungen über die ältere *Oxusmündung*, welche gut zusammengestellt werden, entscheidet sich Hr. Wilson für die Annahme zweier alten *Oxusmündungen* im südöstlichen Theil des Busens von *Balkan* (S. 143—145). Auch wird die Frage wegen des *Ochus* behandelt.

Antiochia in Margiana (früher Alexandria) wird mit Mero Schah Jehan identificirt (S. 149); Alexandria in Arîis, jedoch nicht mit voller Gewifsheit, mit Herat (S. 152); Phra, die alte Hauptstadt von Drangiana (nach Isidor Charac.), mit dem heutigen Furrah in Seistan (S. 153). Neuere Reisende haben in diesem Landstrich eine Menge von Trümmern alter Städte aufgefunden, wodurch die genauere Fixirung der überlieferten Städtenamen für jetzt zwar erschwert wird, aber von zukünftigen Untersuchungen an Ort und Stelle mit Sicherheit erwartet werden darf. Die Identificirung von Prophthasia mit dem heutigen Peshâwarun (S. 154), weil letzteres auf pers. bringing before heifst, das griech. Wort aber, im Fall es mit προφθάνω zusammenhängt, eine ähnliche Bedeutung haben würde, scheint mir auf schwachem Grunde zu beruhen. — S. 155 entscheidet Hr. Wilson etwas rasch, dafs Orosangae, welches nach Herodot der persische Namen der Euergetae ist, nicht Zend ist; ich habe schon an einem andern Ort bemerkt, dafs es aus zend. hu *gut* und varezô *That* zusammengesetzt, im Zend im Plural hvarezañgô lauten und *Wohlthäter* heifsen würde (Griech. Wzllex. II, 338). — Die Identificirung des Flusses Arachotus (zend. haraquaiti = skr. sarasvatî) mit dem jetzigen Urghund-ab oder Arkand-ab (S. 156) ist sehr ansprechend. — Die verschiedenen Erklärungen von Städte- und Völkernamen, welche weit von Indien localisirt sind, aus dem Sanskrit — wie Samarkand aus Samara-khanda (S. 162), Kandari in Sogdiana aus skr. Gandhara (S. 163), Mardyeni aus sskr. Madras (S. 164) müssen als reine Rathereien abgewiesen werden. Um Eigennamen etymologisch zu erklären, bedarf es erst Fundamentaluntersuchungen, um die Sprache zu erkennen, aus welcher man eine Erklärung zu erwarten berechtigt ist; und auch dann noch bleibt die Etymologie schwierig, weil ihnen fast durchgehends die Controle einer überlieferten Bedeutung fehlt, durch welche die Etymologie von Begriffswörtern einen sichern Boden gewinnt. Fast eben so arg ist es, wenn der Hr. Verf. indische Eigennamen, insbesondere Volksnamen, welche in nichtindischen Schriften überliefert sind, auf's Gradewohl in ähnlich klingende indische Appellativa, welche gar nicht als geographische Namen in indischen Werken angeführt werden, verwandelt, und diese Gebilde hinstellt, als wären sie die einheimischen Formen jener Namen, z. B. S. 201: The *Abastani* were the *Apasthána*, people whose site was upon the waters of the Punjab, or *Ava-or Apa-sthánas* those on the „off" or opposite site of the river.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Ariana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Die Identification der Paractakae, welche zwischen dem Oxus und Jaxartes erwähnt werden, mit den Paratanganas im Sanskrit (S. 168) ist ein entschiedener Irrthum. Die Paratanganas sind die Nachbarn der häufig vorkommenden Tanganas und diese werden von *Ptolemäus* (VII, 2 p. 177) im nördlichen Indien zu beiden Seiten des Sarabus (wohl sskr. Saraju = Gogra vgl. übrigens *Ersch* und *Gruber* Encyclopäd. Sect. II Bd. XVII S. 96) localisirt.

S. 170 beginnen die höchst achtungswerthen Beiträge zur Bestimmung der Localitäten von Alexanders Zug in specie, denn vieles dahin Gehörige ist auch schon in den vorhergehenden Parthien besprochen. Die in neueren Zeiten vielfach discutirte Lage von Alexandria in Paropamisadis wird unbestimmt gelassen (S. 181); auch hier bringt die Fülle von Trümmern alter Städte in der Gegend, in welcher sie zu suchen ist, in Verlegenheit, aus der aber auch zukünftige Untersuchungen an Ort und Stelle retten werden. Der Khoshal-Pafs scheint Hrn. Wilson Alexander zum Uebergang über den Kaukasus gedient zu haben; Beghram nimmt er für Nikaia in Anspruch (S. 183). Der Flufs Kophen wird als den Punjshir mit begreifend und diesen insbesondere bezeichnend angesprochen (185), der Khoes mit dem Alishung, Euaspla mit dem Khonar und der Guraeus, wie schon von Früheren, mit der Punjkora identificirt; die Bemerkung, dafs Alexander auf seinem kaukasischen Feldzuge nicht in die rauhen Berge drang, sondern auf einer, dem *Kabul*flusse parallelen Linie blieb (S. 188), stützt diese wie andere geographischen Bestimmungen sehr. Leider sind viele, ja die meisten Localitäten, auf welche es hier schon und noch mehr bei der weiteren Verfolgung von Alexander's kaukasischem Feldzuge ankommt, von Europäern noch gar nicht erforscht oder auch nur gesehen.

S. 192 kommt Hr. Wilson zu Alexander's Uebergang über den Indus und somit zu betretenerem Gebiet; dennoch sind seine eigenen Untersuchungen, so wie die sorgfältige Benutzung derer von andern, auch hier nicht ohne wichtige Ausbeute geblieben. Wenn er aber wegen des Namens Mophis, oder Omphis, welcher dem Könige von Taxila beigelegt wird und ihm skythisch zu klingen scheint und wegen der Angabe der Kaschmir-Chronik, welche schon im 3ten Jahrh. vor Chr. eine *Turuschka*-Dynastie in Kaschmir erwähnt, sich fast dazu neigt, in diesem König einen Skythen zu erkennen, so sind *diese* Gründe wenigstens sehr schwach. Die Griechen entstellten fremde Namen bis zur Unkenntlichkeit, und die Kaschmir-Chronik, obgleich sie hier der Wahrheit ziemlich nahe kommt, hat für die älteren Zeiten keinen historischen Werth (vgl. Götting. Gel. Anz. 1841 S. 689 ff.). — Bei Sangala wird Masson's Identificirung mit Haripa angenommen (vgl. weiterhin).

Nicht Mallisthâna, wie Hr. Wilson nach Burnes angiebt (S. 199), war der alte sanskritische Namen von Multan, sondern, wie aus der chinesischen Schreibart: Meou lo san pou lo insbesondere folgt: Mûlasthânîpura (S. *Gildemeister* Scriptorr. Arabb. p. 15 No. 3). Damit fällt dann jeder Grund weg, die Hauptstadt der Maller in Multan zu suchen und sich zu diesem Zweck, wie geschehen ist, zu sehr gezwungenen Angaben zu flüchten. Indische Nachrichten kennen zwar keine Mallâs in dieser Gegend (Wils. S. 200), allein daraus folgt noch nicht, dafs nicht dennoch ein Stamm dieses Namens daselbst existirte; natürlich kann der griechische Namen auch Entstellung eines anderen in-

Digitized by Google

dischen und das Zusammentreffen mit dem sanskrit. Malla nur Zufall sein.

S. 202 ff. werden die Untersuchungen und Resultate des Hrn. M. Murdo über den älteren Lauf des Indus — seine directere, viel östlichere Richtung — gewürdigt und angenommen, wodurch dann ganz andere Bestimmungen über die Localitäten des Alexander-Zuges erhalten werden. Alexandria im Lande der Sogdier wird in Ashkandra, oder Sekandra der arabischen Berichte, welches von den Mohammedanern auf dem Wege von Alore nach Multan erobert ward, erkannt. Eben so müssen nun auch die übrigen Namen anders localisirt werden; Pattala z. B. tritt bei weitem nördlicher hinauf, als man es bis jetzt anzusetzen pflegte, und wird hypothetisch, mit M. Murdo, in die Gegend von Brahmanabad gesetzt.

Diese Untersuchung über Pattalene ist eigentlich zu genauerer Bestimmung von *Sigertis* geführt. S. 198 glaubt nämlich Hr. Wilson die Angabe, dafs die baktrischen Griechen den Hypanis (lies: Hypasis), die Grenze von Alexanders Zug, überschritten haben, auf blofse Einfälle beschränken zu müssen; die Annahme, dafs der Namen des Flusses, bis zu welchem sie ihre Eroberungen ausgedehnt hätten, ICAMOY in IOMANOY geändert werden müsse, scheint ihm eine gewaltsame Emendation zu statuiren, und bezüglich der Bestimmung von Sigertis, welches als eine Eroberung derselben in Verbindung mit Pattalene genannt wird, beginnt die weitere Verfolgung von Alexanders Bewegungen bis nach Pattalene. Nach Festsetzung dieser Localität kehrt Hr. Wilson zurück und nimmt 1) mit Hrn. *Lassen* an, dafs der Namen einem sanskritischen Çrîgartta entspreche, welches aber als geographischer Namen in keinem indischen Werke bis jetzt nachweisbar ist; 2) dafs es an der Küste, und zwar östlich von Pattalene gelegen habe. Hr. *Lassen* (zur Geschichte 231) setzt es östlich von Surâshtra, welches eher richtig sein könnte; denn zwischen Surâshtr'a und Pattalene ist, wie sich leicht zeigen läfst, kein Raum für ein irgend bedeutenderes Land. Wir werden uns erlauben, auf diese, für die richtige Auffassung der historischen Verhältnisse dieser Gegenden zu der Zeit, aus welcher die in diesem Werk behandelten Münzen herrühren, allerwichtigste Frage gleich weiterhin genauer einzugehen.

Indem am Schlufs dieses Capitels der Eroberung der am Indus gelegnen Länder durch die Indoskythen kürzlich gedacht wird, identificirt Hr. Wilson, dem Hrn. Wood folgend, Minnagara, die Hauptstadt des indoskythischen Reichs, mit Sami-nagara, einem Namen von Tatta, und somit mit Tatta selbst, erklärt alsdann Sami für topische Aussprache von Svâmî, *Herr*, als Bezeichnung des Siva; alles höchst wahrscheinlich.

4tes Capitel (S. 215 bis zu Ende): Of the sovereign Dynasties of Bactria and the conterminous countries from the death of Alexander the great to the Mohammedan invasion of India; with description of their coins.

Hiermit beginnt die eigentliche Aufgabe dieses Werks: Beschreibung einer Menge zum gröfsten Theil erst in den beiden letzten Decennien bekannt, oder erkannt gewordener Münzen von Dynastien, welche an den westlichen und nordwestlichen Grenzen von Indien und in Indien selbst herrschten — und daran geknüpfte Erörterung ihrer historischen Verhältnisse, so weit sie beim jetzigen Zustande dieser Untersuchungen zu fixiren sind. Durch diese werden uns, mit wenigen Ausnahmen, die bedeutendsten Momente der Geschichte von Baktrien, Ariana und dem nordwestlichen Theil von Indien während eines Zeitraums von ungefähr 1300 Jahren vorgeführt.

Dieses Capitel ist, nach der ethnographischen Verschiedenheit der Dynastien, in 6 Sectionen getheilt.

1ste Section: Greek Dynasties (215—300).

Nach einer kurzen Uebersicht der Geschichte Baktriens seit Alexander kömmt Hr. Wilson auf den Begründer der Unabhängigkeit. Er nennt ihn, wie seine Vorgänger, Theodotus; allein die vom Hrn. Verf., nach einer Privatmittheilung des Hrn. Raoul-Rochette, zuerst beschriebene Münze desselben hat: Diodotos; ebenso Strabo und der 41ste Prolog des Trogus Pompejus; dieselbe Schreibweise haben an der ersten Stelle bei Justin (XLI, 4, 5) mehrere Handschriften bewahrt; die Gothaer Diodorus, augenscheinlich eine Corruption von Diodotus; die meisten haben hier und alle verglichenen in den folgenden Stellen den gebräuchlicheren und ziemlich bedeutungsgleichen Namen Theodotus, welcher aber dem, durch die Münze bestätigten, jetzt weichen mufs. Von seinem Nachfolger existirt zwar bis jetzt keine Münze, er führte aber denselben Namen mit seinem Vater. Bei *Justin* heifst es

Digitized by Google

cum filio ejus et *ipso* Theodoto, welches also ebenfalls in Diodoto zu verändern ist, obgleich es bei *Justin's* Nachläfsigkeit in Bezug auf Eigennamen nicht unmöglich wäre, dafs schon von ihm die Verfälschung herrührte. *Diodotus* des 1sten Tod setzt Hr. Wilson um 240; ob *Diodotus* der 2te Nachfolger aus seiner Familie hatte, ist ungewifs. Um die Zeit, als *Antiochus* der Grofse gegen Baktrien zog (um 210), war *Diodot's* Dynastie gestürzt und *Euthydemos*, welcher das Reich noch erweitert hatte (Strabo XI, 1. 2), safs auf dem Throne. Seine Herrschaft reichte damals noch nicht südlich über den *Kaukasus*; diese Gegenden bildeten noch einen Theil des indischen Reiches der Maurja-Dynastie (*Ersch* und *Gruber* Encyclop. II, XVII, 77 a), zu welchem sie nun etwa 100 Jahre, seit dem Vertrage zwischen Seleukus und Tschandragupta, gehört hatten.

Euthydemos Sohn hiefs *Demetrius*, und mit ihm häufen sich die Schwierigkeiten, welche sich fortan mit jedem Schritt, welchen wir in diesen Untersuchungen weitergehen, vermehren. Allein sie dürfen nicht abschrecken; durch die vereinten Bemühungen ausgezeichneter Forscher und durch neuhinzutretendes Material sind viele gehoben, welche unüberwindlich schienen, und so läfst sich auch für die Zukunft das Beste hoffen.

Bei *Demetrius* entstehen zwei höchst wichtige Fragen: 1) war er König von Baktrien? und 2) wie weit reichte seine Herrschaft?

Diejenigen, welche die erste verneinen, stützen sich insbesondere darauf, dafs er nicht: *König von Baktrien*, wohl aber „*König der Inder*" genannt wird. Dagegen bemerkt Hr. Wilson: Now the conclusions are proved to be wholly erroneous: Forall the coins of Demetrius designate him as „king" — and hitherto they have been almost wholly found in Bactria proper. He was therefore undoubtedly „king" and was as certainly king of Bactria after his Father. Was hier den ersten Punct betrifft, ob Demetrius „*König*" gewesen sei, so kann schon wegen *Justin's*: Rex Indorum kein Streit darüber sein und auch nur die Traduct. franç. des Strabo hat die unbedachtsamen Worte: Démétrius ne paroit point avoir jamais porté la couronne. Der Streitpunct ist nur, ob er blofs König von Indien oder auch von Baktrien war, und Ref. mufs gestehn, dafs das Auffinden von Demetrius-Münzen in Baktrien, selbst wenn die meisten der wenigen bis jetzt bekannten von daher rühren*), ihm kein genügender Grund zu sein scheint, die erste Frage zu bejahen. Denn an und für sich schon entscheidet der Fundort bei einer so geringen Anzahl von Münzen nicht, und noch weniger, wenn man annimmt, dafs *Demetrius* gleichzeitig mit seinem Vater, dem König von Baktrien, König der Inder war.

Justin und *Strabo* scheinen mir eher für die Verneinung der Frage zu sprechen. Denn *Strabo* (wir werden gleich weiterhin die ganze Stelle anführen), welcher hier, ohne die Verhältnisse selbst zu kennen — wie sich später zeigen wird — aus *Apollodor* schöpft und fast bis zur Unverständlichkeit abreviirt, nennt, wohl seinem Gewährsmann folgend, Demetrius nur Sohn des Euthydem, des Königs von Baktrien, und nicht selbst König von Baktrien, was wir hier um so mehr urgiren dürfen, da auch der neben Demetrius genannte *Menandros* kein König von Baktrien war, wie die Münzen jetzt mit ziemlicher Sicherheit herausstellen. Bei Justin heifst es aber: Eodem ferme tempore, sicuti in Parthis Mithridates, ita in Bactris Eucratides — regna ineunt. — Bactriani autem per varia belli jactati non regnum tantum, verum etiam libertatem, amiserunt; siquidem Sogdianorum et Arachotorum et *Drangarum* et *Ariorum* (die Hdschrr. sind hier corrumpirt) Indorumque bellis fatigati ad postremum ab invalidioribus Parthis velut exsangues oppressi sunt. Multa tamen Eucratides bella magna virtute gessit; *quibus attritus*, cum obsidionem *Demetrii, regis Indorum*, pateretur cum trecentis militibus sexaginta millia hostium assiduis eruptionibus vicit. Quinto

*) Von den 10 bei Hrn. Wilson aufgeführten Münzen rühren 2 von Bokhara her (nr. 1, 2); *eine* von Bamian (nr. 6); *eine* von Beghram (nr. 5), wobei ich bemerke, dafs Hr. Wilson hiermit im Widerspruch S. 229 angiebt, dafs keine Demetrius-Münze zu Beghram gefunden sei; 2 sind aus Burnes Sammlung (nr. 4, 5); *eine* von Masson (nr. 4); *eine* von Ventura (nr. 4), *eine* von Court (nr. 1); *eine* von Swiney (nr. 3); leider stehn mir jetzt nicht die Mittel zu Gebote, um nachzusehn, ob bei den letzten 6 Münzen an den Stellen, wo sie zuerst bekannt gemacht sind, die Fundorte bemerkt sind; aber von den letzten 4 ist es wohl keiner Frage unterworfen, dafs sie aus Gegenden südlich vom Hindukusch herrühren; ebenso nr. 6 und nr. 5, so dafs also *sicher* aus Baktrien nur nr. 1, 2 und vielleicht nr. 4, 5 (die zweiten Exemplare, von Burnes) herrühren; also unter diesen 10 nur 4.

Digitized by Google

itaque mense liberatus, *Indiam* in potestatem redegit. Wir haben hier ein klassisches Muster der eigenthümlichen, von *Heeren* so richtig erkannten, Weise, wie Justin abbreviirte. Die ganze baktrische Geschichte ist in einem Satze zu Ende, bis zum Fall des Reiches, geführt und nur eine merkwürdige, fast wunderbare Begebenheit, der sonderbarste Glückswechsel wird der Hervorhebung würdig erachtet. Aber grade der Grund dieser Hervorhebung macht es auch höchst wahrscheinlich, dafs *Justin* nicht vergessen haben würde zu erwähnen, dafs derselbe *Demetrius*, welcher fast mitten im Sieg durch einen solchen Glückswechsel sogar sein eignes Reich: Indien verlor, früher selbst Baktrien besessen habe, welches damals schon in den Händen seines Feindes war.

Ich verkenne übrigens nicht, dafs diese Auslassung für die Verneinung der ersten Frage keinesweges entscheidend ist; eben so wenig mögen es folgende Umstände an und für sich sein; doch mit jener verbunden sind sie von Gewicht. *Justin* zeigt, dafs *Eukratides* als er in diesen Krieg mit *Demetrius* verwickelt wurde, schon vorher viele Kriege geführt hatte, durch die er *geschwächt* war, ferner, dafs des *Demetrius* indische Reich auf so schwachen Füfsen stand, dafs er es sich nach diesem Sieg über Demetrius unterwerfen konnte. Unter diesen Umständen ist es kaum wahrscheinlich, dafs *Demetrius* König in Baktrien war. Denn wenn er von einem so kriegerischen Usurpator, wie Eukratides war, aus *Baktrien* vertrieben ward, so würde ihm dieser wohl keine Zeit gelassen haben, in seinem indischen Reich so viele Kräfte zu sammeln, dafs er ihn selbst fast vernichten konnte. Vielmehr war Demetrius alsdann des Eukratides nächster Nachbar und natürlichster Feind und letzterer konnte keinen Krieg unternehmen, ehe er jenen ganz vernichtet hatte. War dagegen *Demetrius* nie König von *Baktrien*, sondern zur Zeit, wo sein Vater starb, oder vom Thron gestofsen wurde, in seinem eignen Reiche *sehr fern*, vielleicht selbst in Kriege verwickelt, so konnte es recht gut geschehn, dafs er, um sich nicht noch einen, wie *Eukratides* geschildert wird, sehr kriegerischen Feind zuzuziehn, seine Ansprüche auf Baktrien aufgab, um nicht von da aus selbst in seinem indischen Reich bedroht zu werden; natürlich trat er aber damit hervor, als Eukratides durch unglückliche Kriege geschwächt, eine leichte Beute zu sein schien.

Dieser letzte für die Verneinung der ersten Frage geltend gemachte Grund, führt uns von selbst auf die *zweite*. Ich supponirte, dafs sich *Demetrius* bei seines Vaters Tod in seinem Reich *sehr fern* von Baktrien habe aufhalten können. Wie im Wesentlichen bezüglich der ersten Frage, folgt Hr. Wilson auch bei Entscheidung der zweiten dem Hrn. *Lassen*. Dieser nimmt Ariana, in specie das Land der Paropamisaden und Arachosien als Reich des *Demetrius* (nach Verlust von *Baktrien*) an (zur Geschichte 232). Hr. Wilson fügt noch Drangiana hinzu. Der Grund, welchen er für die Ausdehnung des baktrischen Reichs nach dieser Seite hin angiebt, beruht auf einem Irrthum. Er schreibt nämlich die Abtretung der Provinzen westlich vom Indus an die Inder dem *Antiochus* zu, während sie schon 100 Jahr früher von Seleukus abgetreten waren.

Bei dieser Beschränkung von *Demetrius* Reich entsteht zuerst die Frage: verträgt sich damit seine Bezeichnung als Rex Indorum? Hr. *Lassen* erklärt sie durch die Herrschaft über Westkabulistan und die Arachoten, aber grade bei *Justin* finden wir die *Arachoten* besonders neben den *Indern* genannt. — Zweitens aber: pafst diese Beschränkung zu *Strabos* Worten, auf denen fast alles über Demetrius Reich erschliefsbare beruht? Wir werden sie ganz mittheilen müssen; da sie auch von Hrn. *Lassen*, welchem Hr. Wilson gefolgt zu sein scheint, falsch aufgefafst sind: sie lauten (XI, 1, p. 516): Τοσοῦτον δὲ ἴσχυσαν οἱ ἀποστήσαντες Ἕλληνες αὐτὴν (nämlich *Baktrien*) — ὥστε τῆς Ἀριανῆς ἐπεκράτουν καὶ τῶν Ἰνδῶν, ὥς φησιν ὁ Ἀπολλόδωρος ὁ Ἀρταμιτηνὸς καὶ πλείω ἔθνη κατεστρέψαντο ἢ Ἀλέξανδρος· καὶ μάλιστα Μένανδρος· εἴγε καὶ τὸν Ὕπανιν (l. Ὕπασιν) διέβη πρὸς ἕω καὶ μέχρι τοῦ Ἰσάμου (l. Ἰομάνου) προῆλθε· τὰ μὲν γὰρ αὐτὸς, τὰ δὲ Δημήτριος ὁ Εὐθυδήμου υἱὸς τοῦ Βακτρίων βασιλέως· οὐ μόνον δὲ τὴν Πατταλήνην κάτεσχον ἀλλὰ καὶ τῆς ἄλλης παραλίας τήν τε Σαριόστου (oder Σαραόστου) καλουμένην, καὶ τὴν Σιγέρτιδος βασιλείαν. Καθ' ὅλου δέ φησιν ἐκεῖνος τῆς συμπάσης Ἀριανῆς πρόσχημα εἶναι τὴν Βακτριανήν· καὶ δὴ καὶ μέχρι Σηρῶν καὶ Φρυνῶν ἐξέτειναν τὴν ἀρχήν.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Ariana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Bei Hrn. *Lassen* heifst es zu dieser Stelle (zur Geschichte 232): „Wohin die Eroberungen des *Demetrios* gingen, wird nicht näher bestimmt; die des *Menandros* werden nach dem inneren Indien hin angegeben. Aber wer eroberte Ariana? wer *Pattalene?* wer das Land der Serer? Hier unterscheidet Strabo nicht und wenigstens das letzte Land wird weder von Demetrios noch von Menandros erobert worden sein. Pattalene aber wird wohl einem von beiden, wie es scheint, beigelegt werden müssen. Doch wem"? So weit Hr. *Lassen*. Eine genauere Betrachtung der Stelle wird uns ihren Inhalt klarer erkennen lassen. Sie bildet eine Verherrlichung der baktrischen Griechen; zuerst allgemein: „diese unterwarfen (im Süden) Ariana und *Inder*, (im Nordosten) Serer und Phryner". Die beiden letzten Völker gehören aber auch zu dem zweiten Gesichtspunct, unter welchem jene Eroberungen aufgefafst werden: nämlich dem der Vergleichung mit denen Alexander des Grofsen *). Als nächster Anknüpfungspunct bietet sich hier die Erwähnung Indiens dar. Bezüglich des Vergleichs mit Alexander heifst es: sie (οἱ τ. Β. ἀποστ. Ἕλληνες) hätten mehr Völker als Alexander unterworfen; dies *mehr* soll augenscheinlich nicht so genommen werden, als ob die Zahl sämmtlicher Völker, welche zu dem baktrischen Reich, oder den baktrisch-griechischen Eroberungen gehörten, gröfser gewesen wäre, als die Zahl aller Völker, welche Alexander unterworfen hätte, sondern es soll heifsen, dafs sie Völker unterwarfen, bis zu denen Alexander noch nicht gekommen war; daher gleich bemerkt wird, 1) dafs *Menander* die Grenze des Alexander-Zuges, den Hypasis überschritt und bis zur Jamunâ östlich vordrang, 2) dafs *Demetrius* und *Menander*, welche eben diese πλείω ἔθνη unterwarfen, nicht blofs Pattalene beherrschten (κάτεσχον), welches schon eine Satrapie des alexandrinischen Reiches bildete, sondern auch das nicht von Alexander eroberte Küstenland Surâsht'ra und das Reich Sigertis; 3) werden unter diesem Gesichtspunct erst die auch unter den allgemeinen fallenden Serer und Phryner genannt, zu denen Alexander ebenfalls nicht gekommen war.

Wir sehn also, dafs schon eine, im Allgemeinen richtige, Interpretation dieser Stelle dazu nöthigt, dem Demetrius eben so sehr als dem Menandros Besitzungen in Indien, welche östlicher lagen, als Alexanders Eroberungen zuzuschreiben und ausdrücklich besagen die Worte οὐ μόνον — βασιλείαν, welche auf Demetrius *und* Menander gehn, dafs beide nicht blofs Pattalene, sondern auch Surâsht'ra und Sigertis besafsen. Von Menandros *allein* wird nur hinzugefügt, dafs er bis zu der *Jamuna* vordrang, wo sich bekanntlich auch Münzen von ihm finden.

Man denke sich übrigens diese Eroberung nicht so schwer. Sie war zur Zeit, als sie Demetrius unternahm, bei weitem leichter als zu den Zeiten, wo Alexander und die Mohammedaner in diese Gegenden

*) So, wenn Strabo genau excerpirte; betrachten wir aber in der weiterhin zu behandelnden Stelle des Strab. (XV, §. 3. p. 686) die Worte: „dafs die baktrischen Griechen πλείω τῆς Ἰνδικῆς, ἢ Μακεδόνας καταστρέψασθαι", welche sicherlich aus derselben Stelle des *Apollodor* entnommen sind, so ist es wahrscheinlicher, dafs *Apollodor* nur die indischen Eroberungen der baktrischen Griechen mit denen des Alexanders verglich.

Digitized by Google

einfielen. Denn die despotischen Reiche Asiens sind am wenigsten mächtig, wenn sie am umfangreichsten sind; eine oder ein paar Schlachten entscheiden dann über das Schicksal ihrer Länder, so weit sie nicht, wie z. B. Indien im Süden des Sutludj, durch die Natur geschützt sind. Dem Volke ist wenigstens in der ersten Zeit der Eroberung die Abstammung des Herrschers ziemlich gleichgültig. Die kleineren Staaten dagegen sind bei weitem schwerer in Indien zu besiegen. Denn an persönlichem Muth und Todesverachtung hat es den Indern nie gefehlt; was ihnen, wenn sie in grofsen Staaten vereint sind, abgeht, ist das Gefühl der Selbstständigkeit und Freiheit. Als Demetrius in Indien einfiel, gehörte das nordwestliche Indien zu dem grofsen Maurja-Reich, welches schon über 100 Jahre bestanden hatte, und so lange bleibt eine despotische Dynastie in Asien selten kräftig. Wenn gleich die Gouverneure dieser Gegenden sich theilweise schon Mahârâg'âs *Könige* genannt haben (vgl. Hall. Allg. Litt. Ztg. 1841 Ergzbl. S. 131), so hatten sie doch schwerlich hinlängliche Selbstständigkeit, um einen solchen Widerstand entgegenzusetzen, wie ihn Porus und die kleineren Staaten dem Alexander, die nordwestlichen Könige einzeln und verbunden den Mohammedanern entgegensetzten. Die Verhältnisse waren zu Demetrius Zeit denen vielmehr ähnlich, wo die mohammedanischen Kaiser, obgleich diesem bedrohten Theile Indiens noch näher residirend, als die Maurjas (diese herrschten von Patâliputra aus, jene von Delhy), dennoch, bei jedem kräftigen Einfall von Afghanistan (Ariana) her, die nordwestlichen Provinzen einbüfsten.

Doch wir haben noch entscheidendere Gründe *Demetrius* Reich bis über die Grenzen von Alexanders Eroberungen auszudehnen. Einer ist schon von unsern Vorgängern benutzt. *Ptolemäus* nennt nämlich in der Nähe des Hydaspes eine Stadt Σάγαλα, welche auch Εὐθυδημία hiefs (denn dafs so für Εὐθυμεδεία zu schreiben, ist keine Frage). Dieses Σάγαλα ist aber deutlich das sanskritische Çâkala. Da nun *Demetrius* Vater *Euthydemos* hiefs und grade zu dieser Zeit die Sitte herrschte, nahen Verwandten seine Ehrfurcht durch solche Städtebenennungen zu bezeugen, so lag der Gedanke nah, diese Namensveränderung dem *Demetrius*, dem Rex Indorum zuzuschreiben. Hr. *Lassen* dagegen will nun zwar die Emendation Εὐθυδημία nicht abweisen, frägt aber: „Warum kann aber kein andrer als Demetrius eine Stadt nach Euthydem benannt haben"? Wenn wir in diesen Worten ein Zugeständnifs sehen dürften, dafs Çâkala's Namen nach dem des Euthydem, des Königs von Baktrien, umgeändert sei, so würde es nicht schwer sein, daraus zu folgern, dafs Çâkala alsdann im Besitz eines Griechen zu Euthydems Zeit gewesen sein müsse und diese beiden Prämissen zugegeben, würde sich wohl niemand entschliefsen, in einem andern, als Demetrius, den Namengeber zu erkennen. Doch wir haben einen schlagenderen Grund und wollen diesen daher nicht verfolgen.

Ungläubiger als Hr. *Lassen* ist Hr. Wilson: There is not the slightest evidence however, heifst es bei ihm, that the change of name was the work of Demetrius; and in the interval that elapsed between this date and that of Ptolemy there was space enough for vague and unfounded traditions of the conquests of Euthydemus himself, to have occasioned the adoption of his name for a city, which had been rebuilt (Alexander hatte nämlich Sangala = Çâkala zerstört). Der Zwischenraum zwischen welchem von Euthydemus an Çâkala den Namen Euthydemia hätte empfangen können, wird höchstens bis zum Einfall, oder der Festsetzung der Skythen auszudehnen sein; denn von da an kann von griechischen Namengebungen in Indien nicht mehr die Rede sein; und nach allen bis jetzt in diesen Gegenden gefundenen Münzen und Königsnamen, werden wir, wenn wir diese Gelegenheit, die Namensänderung zu erklären, nicht benutzen, schwerlich eine bessere erhalten. Doch der Mangel einer andern Erklärung kann uns nicht bestimmen, diese für richtig zu halten.

Ein andrer Grund, welcher uns zugleich dazu dienen wird, den eben erwähnten zu einem entscheidenden zu erheben, ist folgender. Ueber die Lage von Çâkala ist im Allgemeinen kein Zweifel mehr; es lag in der Gegend von Lahore (*Lassen* Pentapot. 52; *Troyer* zu Râg'atarang. I, 460, 562; Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes III, 155 ff.; *Burnes* Travels III, 100). Ich will zu den bisher bekannten Momenten noch ein, nicht berücksichtigtes, fügen. Hiuan Thsang erwähnt in der Gegend, in welcher Çâkala liegen mufs, zwi-

Digitized by Google

schen dem Rawi und dem Beas ein Reich Thse kia (vgl. *Ersch* u. *Grub.* Encyklop. II, XVII, 115), in welchem ich den Namen Çâkala, den Stadtnamen auf das Gebiet übergetragen, wie in Indien gewöhnlich (vgl. weiterhin), erkenne. Die Verstümmelung ist ganz analog mit der von Nagarhara griech. Nagara in chinesisch Na kie bei Fa Hian (a. a. O. S. 108). In eben diesem Gebiet glaubt Hr. Masson, wie schon bemerkt, Alexanders Sangala, sskr. Çâkala, in der Localität von Haripa, etwa 60 englische Meilen südwestlich von Lahore und 50 vom heutigen Flufs Gharra, dem Hyphasis der Alten, wiederzuerkennen (vgl. Wilson S. 197. 198 und Masson im Iourn. of Beng. VI, 57).

Oestlich an das Gebiet von Çâkala stofsend und sich bis zu dem heutigen Kulûr (im Sskr. Kulût'a *Ersch* u. *Grub.* a. a. O. 116 a) erstreckend, erwähnt Hiuan Thsang das Reich Tche lan tha lo (*Ersch* und *Grub.* a. a. O. 116). Die chinesische Umschreibung entspricht dem sanskritischen *G'âlandhara*, bei Ayeen Acberi (II, 119 Gladwin) *Jelindher*, noch heutiges Tages, grade wie zur Zeit des Hiuan Thsang, 1) als Namen des Duab zwischen dem Beas (Hypasis, der Grenze von Alexanders Zug) und *Sutludj* (von *Hügel* Kashmir I, 54 Hamilton Descript. of Hindost. I, 496, 501) erhalten und 2) als der der Hauptstadt desselben, bei *Berghaus Djulundur*, welche an der Strafse von Umritsir nach Ludiana liegt.

Mit diesem G'âlandhara aber wird von indischen Lexikographen der häufig vorkommende Landesnamen Trigarta identificirt (Lass. Pentap. 52). Die Lautähnlichkeit zwischen Trigarta und Sigertis ist aber so grofs, dafs Hr. *Lassen* durch diese allein zuerst auf eine Identification derselben geführt ward, sie aber wegen Bedenklichkeiten, welche sich weiterhin als unerheblich erweisen werden, wieder aufgab.

Wenn nun einerseits Sigertis = Trigarta = G'âlandhara ist, anderseits Euthydemia = Sagala = Çâkala und Trigarta und Çâkala (als Landesnamen) sich nach dem bisherigen schon als ganz benachbarte Landstriche nur durch den Beas getrennt, erweisen, so stützen sich diese beiden Combinationen gegenseitig so sehr, dafs dagegen schon kaum mehr ein vernünftiger Zweifel aufkommen kann; wir also Demetrius als Herrn von Trigarta und Umwandler des Namens Çâkala in Euthydemia anzuerkennen haben.

Allein wir können diesen Punct noch mehr sichern und er ist wichtig genug für die indische Geschichte überhaupt und für diese Münzuntersuchungen insbesondre, um auf das festeste fixirt zu werden.

Es ist eine sehr natürliche, fast allgemein menschliche und insbesondre indische Sitte, den Namen eines Reiches bei seiner Vergröfserung auch auf die hinzugekommenen Theile auszudehnen. So wurde der Namen der Hauptstadt des Reiches der Prasier, oder von Magadha, nämlich Pataliputra, bei den occidentalischen Alten Palibothra, nicht nur auf die Prasier, sondern sogar auf das ganze Gangesgebiet ausgedehnt (Plin. N. H. VI, 19 (22)). Der Name von Kashmir umfafst, nach Erweiterung dieses Reiches, bei Ptolemäus nicht blofs einen grofsen Theil des Penjab, sondern auch den gröfsten Theil der heutigen Provinz *Delhi* (*Ersch* und *Gruber* a. a. O. 94 b). Selbst der Namen des baktrischen Reiches hat sich nach Erweiterung seiner Grenzen über eine in gar keinem Verhältnifs zu der ursprünglichen Bedeutung des Wortes stehende Ländermasse erstreckt; so ist es denn auch nicht unwahrscheinlich, dafs der Namen Trigarta = Sigertis eine specielle und eine erweiterte Bedeutung hatte. In seiner speciellen Bedeutung ist Trigarta wohl noch Râjatarang. IV, 177 zu nehmen, wo es mit Lahora zusammen genannt wird, obgleich sich nicht entscheiden läfst, ob hier der Landstrich mit Lahore oder Trigarta im engeren Sinne verbunden gedacht ist; ersteres ist jedoch wegen der Lage von Lahore östlich von Rawi wahrscheinlicher. Dagegen erscheint die Bedeutung von Trigarta bedeutend erweitert in der jetzt in Indien herrschenden Ansicht, wonach Trigarta mit dem Landstrich Chamba identificirt wird (Wilson im anzuzeigenden Werk S. 212). Dieser erstreckt sich von Nurpur aus ziemlich weit nördlich bis zu der südöstlichen Grenze von Kaschmir (auf Berghaus Charte Tschumba) an beiden Seiten des Rawi (*Hamilt.* Descript. of Hindost. I, 500), umfafst also auch das Land der K'inâs, bei Hiuan Thsang Tschi na pou ti zwischen *Thsa Kia* (Çâkala) und *Tche lan tha lo* (G'âlandhara) sich hineinkeilend (*Ersch* u. *Grub.* a. a. O. 116 a).

Aber einen noch bei weitem gröfsern Umfang erhält Trigarta, jedoch in einer die Erweiterung seiner Bedeutung aus speciellen Grenzen andeutenden Form, nämlich trigartaka (gleichsam *trigartisch*) in einer sich

Digitized by Google

[illegible] bei einer näheren Erklärungsweise [illegible] Identification mit den Indischen *Lassen* Zeitschr. [illegible] Es ist der Name Indischer Gelehrten vom [illegible] Namen von Indien entnommen, und die Bücher [illegible] so könnte man [illegible] eine Erinnerung an das, wie man [illegible] sehen jetzt [illegible] wird, [illegible] Indien von den Indern und [illegible] von Lassen [illegible] Indien. Allein Hr. *Lassen* leitet Indien aus Indien und da es seiner Frage [illegible] kann, daß der Lexikograph dasselbe Volk meint, welches [illegible] in der von *Lassen* in der Sanskrit Philosophie und von Troyer aus Indien [illegible] Anfang [illegible] Indien [illegible] der Erzählung [illegible] einer Episode des Mahabharata [illegible] Kasmira und Indien [illegible] Indien gemacht wird, [illegible] wie die [illegible] [illegible] Meinung des Namens von 3 Sommer [illegible], Bonn und Kiel, [illegible] [illegible] Indien [illegible] Namen Indien [illegible] [illegible] es [illegible] [illegible] Meinung ganz gewöhnlich [illegible] Eine [illegible] Frage ist, ob man Indien nur eine [illegible] Lesart von Indien [illegible] etwa für Indien durch [illegible] und [illegible] den Namen der Inder [illegible] Auch die Inseln des Sanskrits werden in dieser Episode mit ihren [illegible] Namen [illegible] genannt. Im ganzen, [illegible] diese Frage im genauern Zusammenhange des Mahabharata [illegible] eingehender [illegible] wird, für den Zweck unserer Untersuchung ist die Erwähnung jener [illegible].

Diese Indien = Yavanas werden nun einfach mit den Ionier identisch [illegible] Episode 31. 32. [illegible] bei Troyer Übersetzung I. 351 f. Diese sind = den Ionern des Westens und den [illegible] der Griechen, wenn [illegible] Yavanas [illegible] von Sangala = Taxila erwähnt werden *Arrian* und *Curt.* a. a. O. [illegible] sonst werden die Yavanas schon weiter nach Westen verpflanzt. Allein eine nach [illegible] Erinnerung erhielten sie dennoch, daß die Einwohner der großen Peninsula, alles Landes zwischen dem Indus und dem Sutudri, in der ursprünglichen Epoche Indien genannt wurden [illegible] 6. bei Troyer I. 349. Daraus [illegible] [illegible] der Erzählung. V. 111—[illegible] wird bei der Beschreibung des Feldzuges des Pandavas, Königs von Kasmir von 110—31. nach Cap. [illegible] das westliche Land von Pura und Indien [illegible] aus unter Kasmir, [illegible] Yavana und [illegible] [illegible] Sanskrit genannt wird. Ganz [illegible] [illegible] etwa 50 Jahr vor dieser Zeit [illegible] Eroberung Persiens, wenn es [illegible] *Arrian* und *Curt.* der Fall. [illegible] das Land westlich von Taxila, und [illegible] gewissen Umfange nach, und aus den übrigen [illegible] angeführten Linien zu schließen, [illegible] es die [illegible] Indien, den westlichen Theil von Kasmir, Kabul [illegible] [illegible] wird es nur Gebirgsjoch [illegible] [illegible] Namen Gandhara durch die Verbindung der Ganga-Epoche [illegible] Yavana [illegible] Indischen Punjab, [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] Aus dieser Stelle der Ilias [illegible] [illegible] aus der Identification der Yavanas mit den Indern gewonnen wird, als dieses Yavana das ganze Pendschab bis zum Zusammenfluß des Indus mit Panjnad [illegible].

Wir haben für diese Annahme endlich noch ein Zeugniß. Als Eingangsort des Heeres der Indischen der Inder, wie wir vermuthen, = Yavanas wird Taxila genannt, nach Episode [illegible]. Dieser Name der Eingangsort wird, wie bei Philostratus, als Name des Landes gebraucht und die Taxilas werden nun mit den Sindhu, den Anwohnern des Indus, zusammengenannt [illegible] p. [illegible].

Aus der gegebenen Darstellung ergiebt sich, daß der Name Yavana, ursprünglich auf einen kleinen Landstrich beschränkt, mit Erweiterung des Landes dessen Umfang es war, seine Bedeutung erweiterte. Es entsteht hier nun die Frage: ist Strabo's Sperrs im engern Sinn, oder in diesem erweiterten aufzufassen.

Die Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Ariana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Fortsetzung.)

Da im letzteren Fall Pattalene Suráshtra und Trigarta, zumal wenn man die Besitzungen des Demetrius in Ariana, westlich vom Indus, hinzudenkt, fast ein zusammenhängendes Reich bilden — nämlich das Pendjab bis zum Zusammenflufs des Indus und Punjnad, dann Besitzungen westlich und auch wohl östlich vom Indus bis zur Spitze des Indusdelta — Pattalene — in Brahmanabad; dann Pattalene zwischen den Indusmündungen bis zur Meeresküste, endlich von der übrigen Meeresküste (τῆς ἄλλης παραλίας) Suráshtra, welches bei Hiuan Thsang (Sulatho genannt) von der östlichen Indusmündung bis Cambay reicht (vgl. *Ersch* und *Grub.* S. 119 b und Gildemeister Scriptorr. Arabb. p. 45 n. 3), und ebensowohl bei *Ptolemäus*, wo Λαρίκη (sskr. Lat'a) seine östliche Grenze ist — so möchte man sich fast zu dieser Ansicht neigen; allein nach der oben gegebenen Interpretation der Stelle des Strabo sollen in ihr grade die Länder hervorgehoben werden, zu welchen *Alexander nicht* gekommen war, und danach ist mir fast keinem Zweifel unterworfen, dafs Sigertis = Trigarta hier grade in der speciellen Bedeutung aufzufassen ist, wo es das Land zwischen dem Grenzpunct des Alexandrinischen Zuges, dem Beas, bis zu welchem auch Porus Reich ging, und dem Sutludj bezeichnete, also in der Bed. von G'alandhara. Hier entsteht aber die Frage, wieso es alsdann zu der Ehre kam, später Namen des ganzen Reiches zu werden, da doch der Sitz von diesem Çâkala = Euthydemia aufserhalb seiner Grenzen fallen würde? Ich beantworte sie mit einer Hypothese, welche aber so wahrscheinlich ist, dafs sie wohl als Antwort gelten darf. Zu der Zeit, als *Demetrius* sich in den Besitz von Trigarta setzte, mochte hier ein ziemlich unabhängiger Fürst existirt haben — wie es deren zu allen Zeiten in den grofsen indischen Reichen gab, dessen Herrschaft sich auch über das Gebiet von Çâkala ausdehnte. Demetrius liefs den indischen Namen des Reichs bestehn; da es ihm aber nicht, wie Alexandern, um blofse Eroberung, sondern um den festen Besitz dieses fernen Reiches zu thun war, so baute er das überaus feste und deshalb von Alexander zerstörte Çâkala wieder auf und gab ihm den Namen Euthydemia, so dafs dieses nun die Residenz von Trigarta war, und somit sich neben dem Namen der Residenz Çâkala, und dem Namen des erobernden Volks Bâhîka (für Bâhlîka), auch der des alten kleinen Reiches, in welchem die Residenz gegründet war, als Gesammtbezeichnung dieses indo-baktrischen Reiches geltend machte.

Um in dieser Untersuchung nichts schwankend zu lassen, mufs ich noch eine Stelle des *Strabo* in Betracht ziehn, welche sogar den, man kann wohl sagen zu scharfsinnigen, Bayer verwirrte (Histor. Bactr. 47). Sie wird zugleich eine Bestätigung dafür abgeben, dafs in der früher behandelten Stelle des *Strabo* von ihm, oder vielmehr von seiner Quelle Appollodor, Sigertis als Trigarta im engeren Sinn gefafst war. Sie lautet: Ἀπολλόδωρος γοῦν ὁ τὰ Παρθικὰ ποιήσας, μεμνημένος καὶ τῶν τὴν Βακτριανὴν ἀποστησάντων Ἑλλήνων — φησὶ μὲν αὐτοὺς αὐξηθέντας ἐπιθέσθαι καὶ τῇ Ἰνδικῇ, οὐδὲν δὲ προσαναλόπτει τῶν πρότερον ἐγνωσμένων, ἀλλὰ καὶ ἐναντιολογεῖ, πλείω τῆς Ἰνδικῆς ἐκείνους ἢ Μακεδόνας καταστρέψασθαι, λέγων· Εὐκρατίδαν γοῦν πόλεις χιλίας ὑφ' ἑαυτῷ ἔχειν, ἐκείνους δὲ αὐτὰ τὰ μεταξὺ ἔθνη τοῦ τε Ὑδάσπου καὶ Ὑπάνιος (l. Ὑπάσιος), τὸν ἀριθμὸν ἐννέα, πόλεις τε ἔχειν πεντακισχιλίας — ταύτην δὲ πᾶσαν τὴν χώραν καταστρεψάμενον Ἀλέξανδρον παραδοῦναι Πώρῳ

Digitized by Google

(Strab. XV, 3 p. 686). Hr. *Lassen* meint, der Widerspruch, welchen Strabo rügt, müsse der des Apollodor mit sich selbst sein (zur Geschichte 237). Allein diesen Widerspruch hat *Strabo*, welcher gewöhnlich weit über sein Verdienst geschätzt wird, erst hineingebracht; er findet ihn darin, dafs Apollodor sage, die baktrischen Griechen hätten mehr von Indien erobert als Alexander, während er doch selbst dem Eukratides (König der Baktrer) 1000 Städte zuspreche, aber von Alexander 5000 blofs zwischen dem Hydaspes und Hypasis erobern lasse. Hier hat nun zunächst Strabo, sicherlich nicht Apollodor selbst, einen Ehrennamen von *Baktrien*: das *tausendstädtige*, wie dies deutlich aus Justin XLI, 4. 5 hervorgeht, wo es schon beim Abfall Baktriens vom syrischen Reich (also in seinem beschränktesten Zustande) heifst: Eodem tempore Diodotus *mille urbium Bactrianarum* praefectus, für baare Münze, bestimmte Angabe der Städtezahl des baktrischen Reiches, genommen. Was nun die entgegengesetzte Erwähnung der 5000 von Alexander eroberten Städte betrifft, so hätte Strabo nur etwas weiter lesen sollen und er würde sicher gefunden haben, was er schon in der zuerst von uns behandelten Stelle (XI, 1. p. 516) mitgetheilt hat. Denn es ist keine Frage, dafs hier, wie dort, von Strabo ein und derselbe Abschnitt des *Apollodor* benutzt ist, aber an keinem der beiden Orte mit sonderlichem Verstand. Wir können durch Verbindung beider Erwähnungen das Ganze so ziemlich herstellen. Nachdem *Apollodor* Alexanders Eroberung auf die angegebene, ohne Zweifel übertriebene Weise gerühmt hatte, fuhr er fort: aber die τὴν Βακτριανὴν ἀποστήσαντες Ἕλληνες besafsen (κάτεσχον wie in der zuerst behandelten Stelle) nicht allein diese, dem Porus von Alexander übergebenen Länder zwischen dem Hydaspes und Hypasis, *sondern auch Sigertis* jenseits des Hypasis, so dafs Sigertis in denselben Gegensatz zu Alexanders Eroberungen jenseits des Hydaspes trat, wie Surâsht'ra (Σαρίοστος) zu Alexanders Eroberung an der Küste (παραλία) Pattalene.

Es steht demnach nicht im Geringsten mehr zu bezweifeln, dafs des *Demetrius* Reich, alle indischen Eroberungen Alexander des Grofsen einschliefsend, sich über das Penjab bis zum Sutludj und bis etwa Cambay über Surâsht'ra erstreckte und dafs Sakala seine indische Residenz war, welcher er den Namen Euthydemia gab. Im Besitz einer solchen Herrschaft heifst er passend Rex Indorum, und es ist wohl denkbar, dafs während eines Aufenthaltes so weit von seinem Erbreich, zumal wenn er durch kriegerische Unternehmungen bedingt war, sich ein Usurpator seines väterlichen Reiches bemächtigen und sich darin befestigen konnte, ohne dafs er es zu hindern vermochte.

Çâkala, wie es in der Ebne von Umritsir und Lahore liegend, einer der strategischen Centralpuncte ist, welche das ganze *Penjab* beherrschen, fuhr, wie dies auch schon aus der oben angeführten Verbreitung seines Namens als Landnamen gefolgert werden kann, auch später fort Regierungssitz für dieses Gebiet zu sein. Eine Nachricht darüber ist für die Münzuntersuchungen von der allergröfsten Wichtigkeit und deswegen werth, hier angemeldet zu werden. Ein Paliwerk Milindopanno (analysirt von Turnour im Journ. of Beng. 1836 Septb. p. 531, und 1837 Juli p. 509) erzählt von einem sehr weisen Fürsten, welcher in Çâkala residirte, von Yonaka (d. i. griechischen)-Hauptleuten umgeben ist und Milinda genannt wird. Das Uebrige der Erzählung ist fabelhaft und jetzt für uns von keiner Bedeutung. Aber jene drei Puncte, die Weisheit, die Erwähnung der griechischen Feldherren und die Namensähnlichkeit machen es fast unzweifelhaft, dafs der weise griechisch-indische König Menandros gemeint ist, dessen Namen auch auf seinen Münzen, mit *arianischer* Schrift Mi anlautend, gröfstentheils nda schliefst, während bezüglich der mittleren Sylbe die Lesart noch nicht fixirt ist (vgl. Wilson, S. 251); nicht unmöglich wäre, dafs auf einigen Münzen Minindasa, oder selbst Milindasa zu lesen ist, obgleich ich nicht bergen will, dafs li sonst eine andere Gestalt hat.

Ferner war wenigstens Trigarta, und wahrscheinlich dann auch Sakala, Hauptsitz der Herrschaft unter Kamishka dem Jurushka-Fürsten, welcher in den Münzen Κανηρκι und Κανηρκου geschrieben wird (vgl. weiterhin). Der Anlaut des Namens Trigarta: tri scheint, als selbstständiges Wort, auch ausgelassen worden zu sein, und Hr. *Lassen* glaubte deswegen schon des Plinius *Geretae* mit einem sskr. Tri-garta identificiren zu dürfen (Pentap. p. 32). Gegen diese Identificirung könnte man nun zwar geltend machen, dafs die Geretae zu den *Peukolaïtischen* Völkern gerechnet werden, also, da *Peukolaïtis* ungefähr dem

Digitized by Google

jetzigen Peshawer entspricht, dem Indusufer zu nahegerückt wären, während Trigarta im speciellen Sinn am entgegengesetzten Ende des Penjab lag. Dies erklärt sich aber durch die oben erkannte Erweiterung der Bedeutung von Trigarta. Für die Möglichkeit dieses Abfalls von tri spricht ferner die in der angeführten Episode des Mahâbhârata vorkommende Identificirung der Bâhîkâs (welche, wie wir gesehen, von einem indischen Lexikographen den Trigartakâs gleichgesetzt sind) mit den G'ârtikas (sl. 9 bei Troyer Rajatar I, 550); denn ich trage danach kein Bedenken, dies Wort gradezu in Gârtikâs zu verwandeln. Nun wird aber in den mongolischen Annalen der Hauptsitz des Reiches des Kanika (wie Kanishka daselbst heifst) Gatchî genannt, im Reiche Gatchin Kunaçana, welches ziemlich deutlich mit G'alandhara identificirt wird (*Schmidt's* Geschichte der Ost-Mongolen S. 17; 315). Der hier vorkommende Gebrauch von Dschalandari für den Namen eines Klosters, als Sitzes des buddhistischen Concils, beruht ohne Zweifel darauf, dafs in specie die Localität der jetzigen Stadt *Djulundur* gemeint ist. Die mongolische Veränderung von Garta in Gatchi hat wenig Auffallendes (ähnlich im Prakrit t in k' [*Lassen* Inst. l. Pracr. 197] und rk' in k'k' [ebendas. 250]).

Nach dieser Abschweifung, welche die darin gegebenen Bestimmungen im Gegensatz zu denen des Hrn. *Wilson* hinlänglich entschuldigen werden, kehren wir zu dem anzuzeigenden Werk zurück. Bezüglich des *Demetrius* bemerke ich nur noch, dafs Hr. Wilson, trotz der oben angeführten Worte des *Justin* (Eucratides — Indiam in potestatem redegit), — die man, wenn man nicht ein vorgefafstes System im Sinn hat, mit welchem sie nicht harmoniren würden, wohl einzig so erklären kann, dafs *Eukratides* sich Indiam, das Reich des von ihm besiegten Rex Indorum, Demetrius, unterworfen habe — den Letzteren bis an das Ende seines Lebens in dem ihm angewiesenen Reich regieren läfst, persisting in fruitless attempts to harass Eucratides, especially, when the latter also crossed the mountains and established his authority in the Kohistan of Kabul (S. 230).

Eukratides betreffend entscheidet sich Hr. Wilson, nur *einen*, nicht *zwei* dieses Namens anzunehmen. Als dessen Regierungsantritt setzt er, mit Bayer, 181 vor Chr.; als den des *Mithridates* dagegen, mit Visconti, 165 v. Chr. Diese Vermittelung beider Ansichten ist wegen der erwähnten, auch von Hrn. Wilson angeführten Stelle des Justin: *Eodem ferme tempore* — sicuti — Mithridates — ita — Eucratides — *regna ineunt* nicht wohl möglich. Ein Intervall von 16 Jahren konnte in der so detaillirten Geschichte bei Trogus Pomp. und auch Justin nicht durch eodem ferme tempore bezeichnet werden. Es entstehn hier eine Menge Schwierigkeiten, welche Hr. W. nur gewissermaafsen verhehlt hat; es wäre vielleicht dienlicher gewesen, sie recht grell hervorzuheben. Denn es müfste mich alles trügen, oder grade diese Periode schon von Euthydemos Tod an, dessen Datum wir nicht wissen, ist die allerbewegteste. Doch will ich in dieser Anzeige keine Hypothesen aufstellen. — Fatal ist der S. 237 und 249 gemachte Nominativ „Megalos".

Auf den Eukratides-Münzen kömmt zuerst die von Hrn. Wilson so schön mit dem Namen: *arianische* bezeichnete Schrift vor. Ihr ist daher hier eine besondre Abtheilung (S. 242—262) gewidmet, begleitet von einer lithographirten Tafel, welche, aufser den verschiednen, bis jetzt bekannten Formen des Syllabars, auch die Inschrift von Hidda enthält.

Den Schlufs, dafs diese Schrift, weil sie von der Rechten zur Linken geschrieben wird, während die indische Schrift die umgekehrte Richtung hat, semitischen Charakter habe, findet Ref., zumal, da er sonst keine Unterstützung hat, gewagt. Die Richtung der Schrift läfst sich ändern, wie das ja auch von den Europäern bezüglich des semitischen Alphabets geschehn ist. Die Art, die Vocale zu bezeichnen und das ganze Buchstabensystem erweist sich immer mehr als ganz sanskritisch (vgl. Hall. Allg. Litt. Ztg. 1841 nr. 17. p. 129) und in letzter Zeit ist auch einer der schon früher vermutheten Cerebralen (d') entdeckt (*Lassen* Ztschr. f. die Kunde des Mgldes IV, 2, 382). Beachtenswerth sind Hrn. Wilson's Andeutungen bezüglich der Inschriften von Nakshi Rustan und Hajiabad (S. 261).

Diese Abhandlung giebt zugleich die arianischen Münzlegenden und zwar in derjenigen Form, welche dem Hrn. Verf., nach den ihm zur Vergleichung zu Gebote stehenden Mitteln, die richtigste schien (S. 248).

Bemerkenswerth, aber noch nicht zu einem ganz entschiedenen Resultat abgeschlossen, ist des Hrn. Verfs. Mittheilung über die Münzen, auf welchen man

Digitized by Google

Archerios, oder Archelios las; statt Archerios tritt sicher Archebios ein; allein daneben sichere Exemplare mit li in griechischer und arianischer Schrift, und eins sogar, welches in arianischer Schrift ti hat, (S. 250) wo t, wenn es als ein cerebrales gefafst werden kann, auch wie l klingen konnte; man vgl. übrigens *Lassen* Zeitschrift f. d. K. d. Ml. IV, 2, 383, wo jedoch der letzte Fall nicht erwähnt ist.

Bezüglich der *arianischen* Legende — dem griechischen Agathokleia gegenüber — (S. 253) sind durch die neusten Mittheilungen alle Zweifel gelöst, indem sich Straton als König und Gemahl derselben erwies (*Lassen* a. a. O. 378).

Bezüglich Pharahetasa (S. 256) verweise ich auf Hall. Allg. Litt. Ztg. 1841 nr. 16. S. 123).

Wegen der Kadphises-Legende ist Hr. *Lassen* (Ztschr. f. d. K. d. Mgld. IV, 2, 392 ff.) zu vergleichen, wo jedoch noch nicht alles ins Reine gebracht ist.

S. 258 ff. besprechen die gefundenen Inschriften und geben einen Versuch, die von Hidda zu entziffern.

Heliokles, des Eukratides Nachfolger, wird 155 vor. Chr. angesetzt (S. 266). Er war zuerst Mitregent seines Vaters, ohne König zu sein. Ich erkläre mir diese Erscheinung durch die Eroberung des indischen Reiches des *Demetrius*. Wie *Demetrius* wirklicher König von Indien neben seinem Vater, dem König von *Baktrien* gewesen zu sein scheint, so scheint auch Eukratides, die Unmöglichkeit fühlend, das indische Reich mit Baktrien eng zu verbinden, seinen Sohn zum Mitregenten für Indien ernannt zu haben. Ob übrigens Eukratides sich das ganze indische Reich des *Demetrius* unterwarf, oder nur einen Theil desselben, darüber giebt die Stelle im Justin keine entschiedne Klarheit. Der Lage der Dinge nach, da alle diese Reiche nur auf der Degenspitze standen, scheint das erstre wahrscheinlicher. Unter Heliokles Regierung trat, nach Hrn. Wilson durch die Angriffe der Parther und andre Umstände ein solcher Zustand der Verwirrung ein, dafs mehrere Glieder der königlichen Familie und selbst Abentheurer kleine unabhängige Staaten errichten konnten. Dieser Zustand habe in Baktrien etwa von Eukratides an bis zum völligen Umsturz des baktrischen Reiches durch die Skythen (127 vor Chr.) gedauert. Die griechischen Fürsten in Ariana und Indien dagegen hätten sich theilweise bis 50 vor Chr. gehalten. Nach dieser Grundansicht, welche der Hr. Verf. mit vieler Bescheidenheit vorträgt, ordnet er die, bis zur Erscheinung seines Werkes bekannten griechischen Könige, folgendermaafsen (S. 267); Ref. fügt sogleich das von dem Hrn. Verf. hypothetisch angenommene Regierungsdatum bei:

Euthydemos (220 — 190)				
Demetrios (190 — 165)	Eukratides (181 — 155)			
Lysias (147)	Heliokles (155 — 147)			Agathokles (135)
Amyntas (135)	Antialkides (135)	Antimachos (140)	Menander (126)	Panthaleon (120)
Agathokleia	Arkhebius (125 — 120)	Philoxenes (130)	Apollodotos (110)	
			Diomedes (100)	
			Hermaeus (98)	
			Su-Hermaeus	

An die Stelle der Agathoklea tritt nach den neusten Entdeckungen als König Straton und weist sich als zur Soter-Familie gehörig aus. Zu derselben Familie kommen noch: Zoilos, Hippostratos, Dionysios, Nikias, Telephos (vgl. *Lassen* Ztschr. IV, 1, 203 ff., 2, 381 ff.). Aber auch so, wie sie sich bei Hrn. Wilson gestaltet hat, würde diese Anordnung zu mancherlei Discussionen Veranlassung geben können; da ich aber nur eine *mir* wahrscheinlicher scheinende, nichts gewisses, an ihre Stelle zu setzen vermag, so will ich mir hier auch kaum eine oder die andre Bemerkung erlauben. — Man sieht, dafs hier in einen überaus kleinen Zeitraum eine überaus grofse Menge Könige zusammengedrängt werden. Dabei scheint der Gedanke gewaltet zu haben, dafs das Reich des Demetrius und Eukratides ein ganz zusammenhängendes gewesen sei. Ich glaube, dafs im grofsen Reich des Demetrius sich auch manche kleinere formiren konnten, welche nur in einer gewissen Abhängigkeit von *Demetrius* u. s. w. standen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Ariana antiqua. A descriptive account of the Antiquities and coins of Afghanistan: with a Memoir on the buildings called topes, by C. Masson Esq. by H. H. Wilson.

(Schlufs.)

Das Reich des Agathokles und seines Nachfolgers Panthaleon scheint mir wegen der Münztypen sehr alt und wegen der indischen Schrift, wenigstens seinem Hauptsitz nach, auf dem östlichen Ufer des Indus gelegen. Ihre Münzen mit griechischer und Sanskrit-Schrift entsprechen den altindischen Münzen mit arianischer und Sanskrit-Schrift (vgl. Hall. Allg. Litt. Ztg. 1841. Ergzbl. S. 131) und ich glaube, dafs sie mit *Demetrius* gleichzeitig waren. Agathokles trat an die Stelle eines indischen Gouverneurs, welcher den Titel Mahârâg'a führte, und seinen Sitz vielleicht in der Nähe von Taxila habend, das nordwestliche indische Gebiet zu beiden Seiten des Indus beherrschte. Erkannte *Agathokles* in dieser Stellung die Oberhoheit des *Demetrius* an, oder trat er auch nur in ein Bündnifs mit ihm, so konnte diesem ein griechischer Beherrscher der oberen Induspassage nur willkommen sein.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit eine Frage aufzuwerfen, deren Beantwortung bei jedem Versuch diese Königsmasse zu localisiren, von der gröfsten Wichtigkeit sein würde; nämlich woher es wohl kommen mag, dafs sich auf der Ebne von Beghram, woher die allermeisten Münzen rühren, diese ungeheure Münzenmasse finde. Denn es war und ist dies sicher der einzige Fleck in der Welt, auf welchem sich in einem verhältnifsmäfsig so kleinen Raum (vgl. oben), fast ohne alle Mühe in jedem Jahre durchschnittlich 30,000 Münzen der verschiedensten Dynastien aufsammeln lassen.

Bezüglich der *Soter*-Dynastie bemerke ich, dafs eine neue Entdeckung eine ihrer Residenzen nachzuweisen scheint. Hr. *Lassen* bemerkt nämlich, dafs der König Dionysius wohl derjenige sei, von welchem Nagara den Namen Dionysiopolis erhielt (Ztschr. f. d. K. d. Mgld. IV, 2, 381). Nagara, das sskrit. Nagarhara, bei Fa Hian Na kie (*Ersch* u. *Gruber* a. a. O. 108), lag eine Meile von der, bei den Chinesen Hilo genannten Stadt (*Lassen* zur Geschichte 147) und Hilo ist das heutige Hidda.

Bezüglich des Menander und Apollodot bemerke ich, dafs an beiden Stellen, wo beide zusammen erwähnt werden, Apollodot voran steht und Menander folgt. Für Hrn. Wilson's Ansetzung um 126 spricht der Umstand, dafs Trogus Pompejus Apoll. und Men. Thaten sogleich nach dem Sturz des baktrischen Reichs erzählte (Prol. XLI).

Die 2te Section (S. 300—336) ist überschrieben: Barbaric Kings. Hier nimmt die Unsicherheit noch bei weitem mehr zu und, da Hr. W. die chinesischen Berichte fast durchweg in Zweifel zieht (S. 306), so bleibt überaus wenig historischer Boden. „All that we can venture to believe (heifst es S. 306) of them (nämlich: den Szu der chinesischen Berichte) is that they had occupied the Greater part of Bactria proper about the end of the reign of Heliokles, that they were checked awhile by Menander, but that in the reign of Hermaeus they had established thems elves in Kabulistan, where they were subsequently reduced under the authority of the Yu-chi". Hierzu bemerke ich, dafs sich Hr. W. natürlich gegen die, auf chinesische Berichte sich stützende, Annahme erklärt, dafs Kipin, die Eroberung der Szu, das Land westlich von Kabul bezeichne, und Mawerannahar, das Land zwischen dem *Oxus* und *Jaxartes* darunter versteht (S. 303).

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir auf die Aehnlichkeit aufmerksam zu machen, welche zwischen Kiu-tsiu-kio, oder khiu-tsyu-khi, dem Namen, wel-

Digitized by Google

chen die Chinesen einem der Könige der Yue-tchi geben, welcher unter andern über Kipin und Kaofu (Kabul) herrschte und dem auf den Kadaphes- und Kadphises-Münzen vorkommenden Wort, arianisch Ku dschu la ka oder Kudschula, griech. Κοζουλο geschrieben, herrscht. Die Auslassung von la, in chinesischer Umschreibung fremder Namen, sahn wir auch oben (S. 869) bei Çâkala.

In dieser Section werden zuerst die Su-Hermaeus-Münzen, mit Kadaphes oder Kadphises auf der Rückseite in arianischer Schrift, behandelt (ich möchte am ehesten glauben, dafs diese Münzen aus einer Zeit herrühren, wo keine Griechen in der Umgebung dieser barbarischen Fürsten waren), dann *Saker*-Münzen von ungewissen Königen, ferner Mayes (100 vor Chr. angesetzt, vgl. jetzt *Lassen* Zeitschr. IV, 2, 388, 391), Palirisus (80 vor Chr.), Spalyrius (75), Azilises (60), Azes (50). In Beziehung auf die letzten *vier* beginnt durch die neusten Entdeckungen (*Lassen* Zeitschrift IV, 204, 387) der Boden sichrer zu werden. Endlich wird in dieser Section noch der Σωτὴρ μέγας behandelt, welchen Hr. W. aus, wie dem Referenten scheint, nicht sehr überzeugenden Gründen, für einen Fürsten von *indischer* Abkunft erklärt und ins 1ste Jahrhundert unsrer Zeitrechnung setzt.

3te Section (S. 336—347): Indo-Parthian Dynasty, nämlich zunächst Vonones, Undopherres, Gondophares, Abagasus (vgl. *Lassen* Zeitschr. IV, 206, 385, 387). Auch in Beziehung auf diese fangen erst die neusten Entdeckungen an Licht zu verbreiten, daher ich Hrn. *Lassen's* Mittheilungen (a. a. O.) zu vergleichen bitte; ferner wird hier Kodes behandelt, von welchem jedoch Hr. W. selbst bemerkt: It is very possible however that he is misplaced and that he may belong to the Indo-Scythian family (S. 344); zuletzt einige nicht bestimmte Arsaciden-Münzen, deren eine eine Analogie mit einer Münze von Phrahates IV (2 vor Chr.) darbietet.

4te Section (S. 347—381): Indo-Scythian Princes of Kabul, deren Reich sich östlich in das Penjab hineinerstreckte; es sind die mit den Symbolen persischer und indischer Religion. Zunächst Kadphises (mitsammt den nach den neusten Mittheilungen wohl davon zu scheidenden Kadaphes-Münzen S. 353), welcher um den Anfang unsrer Zeitrechnung gesetzt wird; auch hierzu ist *Lassen* (Zeitschr. IV, 392, 395, 397) zu vergleichen. Ferner Kanerki (griech. Κανηρκι was wohl eher Kanirki zu lesen ist). Der früher vorgeschlagenen Identificirung desselben mit dem Kanishka der Sanskrit- und dem Kanika der mongolischen Litteratur wird nicht gedacht. Referent hält sie jetzt für um so entschiedener, da wir oben den Wechsel von r und sh auch in arischen Sprachen gesehn. In diesem Fall ist der Hauptsitz seiner Regierung wie oben bemerkt, Trigarta und wohl Çakala. Die persischen und sivaitischen Symbole auf seinen Münzen entscheiden gegen die Identification mit dem buddhistischen *Kanischka* nicht. Es finden sich auch Münzen von ihm mit buddhistischen Symbolen (S. 363) und sein Namen wird in den in den Topen — entschieden buddhistischen Denkmälern — entdeckten Inschriften gelesen (vgl. *Lassen* Ztschr. IV, 203). Der Buddhismus war überhaupt sehr tolerant gegen den Polytheismus; er war ferner den buddhistischen Ueberlieferungen gemäfs zu *Kanischka's* Zeit von vielen Ketzereien inficirt und es ist endlich sehr wahrscheinlich, dafs *Kanischka* erst in seinem höheren Alter zu ihm übertrat.

Für die Erklärung der nicht-griechischen Wörter auf den bisher bekannten indo-skythischen Münzen stehn die Sachen bei Hrn. Wilson so, wie sie Hr. *Lassen* liefs. Ich erlaube mir deswegen auf die schon von mir gegebne Erklärung des Wortes ΟΡΔΑΓΝΟ durch zend. verethraghna = Behram als männliche Victoria (vgl. Hall. Allg. Litt. Zeitg. 1841 nr. 168. 126) noch einmal aufmerksam zu machen; eben so auf die von ΦΑΡΟ durch zend. fradhat (Burn. Comm. s. l. Yaçn. I, 191 193, 364 n. vgl. Vendid. lithogr. p. 28, 15; 36, 4; 43, 15 u. sonst), welches pazend. (d. i. nordpersisch und parthisch) frahat werden mufste (vgl. *Benfey* und *Stern* Monatsnamen S. 72); es hat hier wohl die Bedeutung: *Schöpfer;* auffallend stimmt damit überein die Bezeichnung des Grundwesens alles Göttlichen bei den Zabiern in Schuster, nämlich ܦܪܗܐ Ferha (*Gesenius* in *Ersch* u. *Gruber* Encyklopäd. Probeheft Art. Zabier).

Diese Uebereinstimmung wird um so beachtungswerther, da sich auch zwischen den auf diesen Münzen vorkommenden ΜΑΝΑΟΒΑΓΟ und einem göttlichen Wesen der Zabier ein Anklang findet. Die Zabier verehren nämlich als *Herrn des Lichtreichs* Mani ܡܢܝ

Digitized by Google

(a. a. O.) und Manaobaga scheint mir jetzt, im Gegensatz zu meiner früheren Erklärung, das zend. mainjava *himmlisch* und baga; über mainjava vgl. man Burn. Comm. s. l. Y. I, Nott. LXVI; die Bedeutung von baga, über dessen Existenz mich Hr. Gildemeister (Ztschr. f. Kde. des Mgld. IV, 213, 214) nicht zu belehren nöthig hatte, da es sich (*Monatsnamen* S. 67) erwähnt findet, ist noch nicht ganz klar; es hat, wie alle Stellen, auch sein Gebrauch in den Keilinschriften, zeigen, eine gewisse Heiligkeit; es entspricht keinesweges dem sskr. bhâga *Theil* (von bhang' brechen), wie Hr. *Gildemeister* glaubt, sondern dem sskr. bhaga *Glanz*, *Glück* u. s. w. (von bhag' *verehren* u. s. w.), so dafs sich *dadurch* die Bedenken gegen die Existenz eines zend. bâga = sskr. bhâga (Monatsnamen S. 192) nicht heben lassen; damit wollte ich jedoch keinesweges die Wahrscheinlichkeit, dafs ein dem sskr. bhâga entsprechendes Wort im Zend existire, ableugnen; aber bei Erklärung eines Lehnworts kömmt es vor allen darauf an, *nachzuweisen*, dafs das Wort in der Sprache, aus der es entlehnt sein soll, wirklich existire.

Ardokro betreffend, so macht mir die Figur dieser Göttin und insbesondre das cornu copiae, welches sie in den Händen hält, überaus wahrscheinlich, dafs die „alles Gute verleihende, alle reinen Wünsche verleihende" Arduisur damit gemeint ist. Sie heifst im Zend ardvi çûra *die hohe starke* und erhält eine Menge andrer Epitheta (vgl. über sie *Monatsnamen* S. 204); so konnte an die Stelle von çûra das gleichbedeutende ûghra treten, also ardvi ûghra, welches kaum anders als durch Αρδοχρο ausgedrückt werden konnte.

Bei Nanaia (über welche ich auf Hall. Allg. Litt. Zeitg. 1841 nr. 16. S. 124) verweise, ruft Hr. W. eine Bemerkung von Hrn. Masson ins Gedächtnifs zurück: Of the migration of Nanaia thither there is every probability that the memory survives in the *Bibi Nani* or *Lady Nani*, who is reverenced by the Mohammedans and whorshipped as a form of Parvati by the Hindus in Afghanistan (S. 363 aus Journ. of Beng. IV, 449).

Neu hinzugekommen sind die Wörter I(?)KANΔO KOMAPO, welche Hr. *W.* mit sskr. Skanda Kumâra verknüpft (S. 374). Ich kann aber nicht umhin zur Vergleichung mit dieser Münze (Pl. XIV, 11) an die Gupta-Münzen von Skanda (XVIII, 13) und Kumara (XVIII, 11) zu erinnern.

So bleibt nur noch ΩΡΟΗ (S. 376 nr. 8) auch ΩΗΥΟ (S. 372) und ΛΟΗ (S. 373) geschrieben als aus indozendischen Mitteln zu erklären übrig. Wegen der sicherlich skythischen Wörter KOPANO KOPΣO u. a. wird man wohl an Kenner der tatarischen Sprachen einmal feierlichst apelliren müssen.

Doch zurück zu den Königen! Die Münzen, welche man bisher Θοηρχι zuschrieb, vertheilt Hr. Wilson unter diesen und KENOPANO, welchen letzteren er voranstellt. Dadurch entsteht die Sonderbarkeit, dafs der eine blofs Kupfer-, der andere blofs Goldmünzen erhält. Ich glaube, dafs diese Scheidung wohl wieder aufzuheben und die Umschrift, welche Hr. Wilson OOHP KENOPANO liest und abtheilt, OOHPKE KOPANO zu lesen und abzutheilen ist. Sie erscheint auf den Kupfermünzen, und für diese scheinen die Stempel vielleicht von sehr untergeordneten, keine griechischen Lettern kennenden Stempelschneidern, auf jeden Fall sorgloser geschnitten zu sein. Der mittlere Strich des K ist statt gerade schief geschnitten, und der daran lehnende Winkel von zwei Strichen in einen zusammengezogen; auf einer Münze ist, wenigstens im Abdruck (XIII, 17) das K, welches Hr. Wilson N liest, ganz eben so geformt, wie das vorhergehende. Doch will Hr. W. (nach S. 248) die Autorität seines Graveurs gegen die eigne nicht gelten lassen.

Auf Ooerki folgen Münzen, deren Namen sich nicht ganz erkennen läfst; Hr. W. schreibt ihn Baraoro, Varaoro, Varahram, oder Behram; sie schliefsen sich in manchen Beziehungen an die indoskythischen; dazu sind solche gefügt, welche schon ganz sassanidischen Charakter haben, sich aber auch noch an die indoskythischen schliefsen. Zuletzt sind die Ardokro-Münzen aufgeführt, an welche sich die indischen Kanog'e-Münzen schliefsen.

5te Section (381—403): Coins of Sassanian kings. Bemerkenswerth ist die auf einigen vorkommende Mischung von arianischer und sogenannter Pehlvischrift (S. 381). Beachtung verdient die der Aufzählung der Münzen vorangeschickte Darstellung der Verhältnisse der *Sassaniden* zu *Indien*. Hr. W. sucht zu beweisen, dafs erst Sapor III (384—389) und Bahram IV (389—399) sich über Afghanistan nach Indien zu ausdehnten. Dieses, so wie manches andere dieser Darstellung, kann angefochten werden.

Die in dieser Section behandelten Münzen sind unter 4 Rubriken gebracht:

1) Sassanian Coins, sassanidische Münzen, welche in Afghanistan überhaupt gefunden sind. Es sind Münzen von Sapor II, Sapor III., Jezdegerd I., Jezdegerd II., Hormizdas, Firoz, Kobad.

2) Die in den Topen gefundenen Münzen von Sassaniden. Die meisten sind von Sapor III. und Bahram V; aufserdem einige von Sapor I., Sapor II., Bahram IV., Jezdegerd I. und II., Firoz, Kobad.

Zu dieser Abtheilung will ich mir die Bemerkung erlauben, dafs mir die Münze Nr. 18 auf Taf. XVI (S. 399) denselben Kopf zu haben scheint, wie XXI, 20, und dieser ist derselbe mit XVII, 10 und 11

Digitized by Google

(S. 400) von Mahendra, einem Gupta-König, also indosassanidisch.

3) Indosassanidische Münzen. Es sind die Münzen mit doppelten Portraits, deren eines auf einer Münze dem des Khosru Parvez (von 591—628 regierend) gleicht. Die eine Seite hat Sanskrit-Legende, die andere Pehlvi-Schrift. Hr. W. erklärt die Erscheinung dieser Münzen von indischen Königen mit sassanidischem Charakter dadurch, dafs indische Fürsten die Gelegenheit — wo die *Hephthaliden*, — welche sich, wie er glaubt, nach Bahram Gor (reg. 420—440) in den Besitz von *Kabul* gesetzt hatten — und die Sassaniden durch die Türken geschwächt waren — benutzten, um sich Kabul's zu bemächtigen, dafs sie hierbei persische Hülfe fanden und zum Dank dafür sassanidisches Costüm auf ihren Münzen annahmen (S. 393). Mir scheint doch noch immer wahrscheinlicher, dafs indische Fürsten an die Stelle von Sassaniden traten; wenigstens führt auf ein ähnliches Verhältnifs, was Samudra-Gupta auf der Allahabad-Säule von sich — wahrscheinlich in übertriebener Form — aussagt (Ersch u. Grub. Encycl. a. a. O. S. 105 nr. 62).

4) Spätere Sassaniden-Münzen, gröfstentheils schon mit arabischer Schrift, also nach der mohammedanischen Eroberung von Persien geschlagen.

6te Section (403—436) Hindu Coins; zerfällt in 6 Abtheilungen:

1) Saurasht'ra-Münzen. Die hier vorangestellte historische Darstellung ist etwas sehr nachläfsig behandelt. Bezüglich der Suraschtra-Dynastie findet sich schon mehr in *Ersch* und *Grub.* S. 100, vor allem ist aber die ausgezeichnete Abhandlung des Hrn. *Lassen* (Zeitschrift f. d. Kunde d. Mgld. IV, 146 ff.) zu vergleichen. Noch ärger ist es mit der Behandlung der Bhat'arka, oder Vallabhi-Dynastie. Hr. W. schenkt den Nachrichten bei Tod einen ungebührlichen Glauben, hat aber die Inschriften und sonstigen historischen Momente überaus flüchtig eingesehen. Es ist als ob er gegen das Ende der Arbeit etwas ermüdet wäre, was sich bei einer Wanderung durch eine solche Wüste der Ungewifsheit wohl entschuldigen läfst. Seine Darstellung ist daher ganz unzureichend und Ref. mufs jedem, welcher sich für deren Gegenstand interessirt, anrathen, entweder die Quellen selbst anzugehn, oder sich mit dem in *Ersch* und *Grub.* a. a. O. 112 und Gött. Gel. Anz. 1839 S. 1552 Gegebenen für's erste zu begnügen.

Die Gupta-Münzen, welche sich an die von Surâsht'ra schliefsen (S. 409), zeigen uns die Guptas als Oberherren, wie es denn auch wohl einer aus dieser Dynastie ist, welcher, der Vallabhi-Inschrift zufolge, als oberster Suzerain dem dritten der Bhat'arka-Dynastie den Königstitel verleiht (*Ersch* und *Grub.* S. 112). Als auffallend bemerke ich hierbei folgendes Zusammentreffen. Einer der Bhat'arkâs: Dhara Sena III wird in der Inschrift Parama mahêçvara parama bhat't'araka râg'âdhirâg'a parameçvara genannt (*Ersch* und *Grub.* 112); eben so nennt sich Kumâra Gupta: Parama bhat't'araka râjadhirâja paramêçdara (Taf. XV, 17. 18 S. 412); es liefsen sich Hypothesen darauf bauen, welche wir jedoch hier unterdrücken.

Die S. 413 aufgeführten nr. 12, 13 gehören nicht hieher, wovon an einem andern Ort (vgl. für jetzt *Lassen* Ztschr. III, 460).

2) Die sogenannten buddhistischen Münzen betreffend, erlaube ich mir ein Wort über nr. 23 auf Taf. XV (S. 415 nr. 1). Hr. Wilson liest Mahârâg'asa Ranakanadasa amoghabhatasa. Ref. hat durch Zusammenstellung aller früher bekannten Münzen dieser Art statt Ranakanadasa: Rag'nah' Kunadasa oder Kunandasa herausgebracht (Hall. Allg. Ltr. Ztg. 1841. Ergzbl. S. 126), und glaubt diese Lesart gegen die des Hrn. W. auch jetzt behaupten zu müssen. Dagegen erkennt er gern den Vorzug der Lesart Amoghabat'asa vor der dort gegebenen seinigen.

3) Die Gupta-Münzen schliefsen sich theils an die skythischen (Ardokro-Münzen), theils, wie schon bemerkt, an die der Sabas in Surâsht'ra. Sie scheinen ihre Herrschaft wieder bis zum Indus vorgeschoben (*Ersch* und *Grub.* 104 ff.), und als oberste Könige von Indien in Magadha — dem alten Reichssitz — ihre Hauptresidenz gehabt zu haben (Vishnu Pur. von Wilson 298). Den Schlufs dieser Dynastie setzt Hr. Wilson in's 7te bis 8te Jahrh. nach Chr. [S. 419]).

4) Rajput-Münzen. Die letzten indischen Münzen vor der mohammedanischen Eroberung; unter diesen eine von Prithwi Pâla, König von Ajmir († 1192).

5) Indomohammedanische Münzen. Die ersten mohammedanischen Herren behalten die indischen Zeichen auf den Münzen, fügen zuerst ihren Namen in Nagari-Schrift hinzu und später erst mit arabischer. Auch Münzen mit dem Namen des Hamîra, welcher sich Mohammed dem Ghuriden unterworfen hatte und dessen Stempel von den Mohammedanern zuerst fortgebraucht ward, erscheinen hier.

6) Spätere Kanog'e-Münzen von Hindus und Mohammedanern. Es sind dies Münzen der Königsdynastie, deren dritter, bei Hrn. W. ausgelassener (S. 435) König K'andradeva *Kanog'e* eroberte und seine Herrschaft nach Nordwesten ausdehnte. Der vorletzte derselben war Oberherr von Indien (Ayeen Acber. II, 106). Auch an diese Münzen schliefsen sich mohammedanische auf dieselbe Weise, wie bei der 5ten Abtheilung.

Die Schlufssection (436—439) bilden mohammedanische Münzen von Ghizni und Ghor.

Ein kurzer Rückblick (439—441) beendet das ganze Werk, welches, trotz mancher Ausstellungen, welche wir zu machen genöthigt waren, unsern innigsten Dank herausfordert und unsere Hochachtung vor dem so überaus verdienstvollen Hrn. Verf. nur vermehren kann.

Theodor Benfey.

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

LVIII.

Die Gasquellen Süd-Italiens und Deutschlands. Von C. F. v. Graefe. Berlin, 1842. Bei Reimer. XX. 605 S. 8.

Die Zeit ist noch nicht lange verflossen, wo manche Stoffe in der Natur, welche in elastisch-flüssiger Form vorkommen, gar nicht wahrgenommen wurden. Die Gasquellen und die gasförmigen Theile der Mineralwässer sind erst in neuerer Zeit mit Aufmerksamkeit behandelt. Nachdem man sie bis zu einem gewissen Grade entdeckt, untersucht und benutzt hat, war zunächst erforderlich, durch Zusammenstellen der einzelnen Kenntnisse Gewinn für ein Allgemeines, und daraus wieder für das Einzelne weitere Erklärung und Bezeichnung des noch Fehlenden zu erhalten. Dies war die erwählte Aufgabe für das vorliegende Werk, und wie es erfreulich ist zu sehen, dafs sie in würdige Hände gekommen ist, so wird auch Niemand ohne Beifall bemerken, dafs durch die Art, wie sie gelöst worden ist, der Ruhm eines zu früh Geschiedenen nach dem Tode noch gesteigert wird. Die Sorge, welche für die Herausgabe dieses nachgelassenen Werkes von den Hinterbliebenen getragen worden, ist sowohl in Hinsicht auf die Wissenschaft, als auch auf die Pietät gelungen. Es ist ein Monument in der Literatur gesetzt.

An der Stelle des Verfassers eröffnet *Ph. v. Walther* dies Buch mit einer Vorrede, und dann bemerkt C. *G. Mitscherlich* in einigen Worten, dafs das fast vollendete Manuscript ohne Zusätze oder Aenderungen von ihm dem Drucke übergeben sei. Der Verfasser hat an seinem Unternehmen eine Reihe von Jahren gesammelt, theils die literarischen Quellen dazu herbeigezogen, theils auf vielen Reisen viele eigne Beobachtungen und Forschungen hinzugefügt. Da wohl keine Mineralquelle ohne gasige Bestandtheile ist, so berührt das Werk ziemlich umfassend das ganze Gebiet der Mineralwässer. Wie man in der Chemie eine pneumatische Chemie unterscheidet, so könnte man das vorliegende am bezeichnendsten eine *pneumatische Heilquellenlehre* nennen. Und diese erhalten wir hier, im besten wissenschaftlichen Geiste mit Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Klarheit bearbeitet.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste handelt von dem *Vulkanismus* in seinen Beziehungen zu den *Gasquellen*, der zweite von *Süd-Italiens Gasquellen*, der dritte von *Deutschlands Gasquellen.*

Erster Abschnitt. Der in der Geologie geführte Streit zwischen Vulkanismus und Neptunismus wiederholt sich in der Theorie über die Bildung der Mineralquellen. *Graefe*, durch seine Untersuchungen geführt, tritt entschieden als ein Bekenner der ersteren Ansicht auf, die auch *L. v. Buch* und *A. v. Humboldt* als die ihrige ausgesprochen haben. Der Vulkanismus ist das erste Ergebnifs, und die theoretische Angel, in der sich das ganze Buch bewegt, und wird vorher genauer erörtert und begründet. Nach dem Verfasser geht der Vulkanismus vor in den unter den Urgebirgen befindlichen Regionen, welche über fast alle Welttheile, in tiefen Canälen ausgebreitet, mit dem Aeufseren der Erde, und besonders der Atmosphäre, in Verbindung stehen, und besteht in einer, durch die höhere Temperatur der Erdtiefe bei Eindringen der atmosphärischen Luft und Mitwirkung des Wassers bedingten Oxydation der (in vulkanischen Gegenden vorzugsweise befindlichen? Ref.) leicht oxydirbaren Massen. Dadurch werden die hervortretenden Stoffe, gasförmige und feste, theils stürmisch durch die Thätigkeit feuerwerfender Berge, theils ruhig durch die gasigen Quellen emporgehoben. Es giebt also einen *stürmischen* und einen *ruhigen* Vulkanismus. Nun wird weiter gezeigt, dafs die *stürmischen* oder *Feuervulkane* die chemischen Bestandtheile vereint besitzen, welche die ru-

Digitized by Google

higen oder gasigen Vulkane mehr oder weniger gesondert enthalten. Bei den Feuervulkanen, wo der unterirdische Oxydationsprocefs am freisten und mächtigsten zu Stande kommt, lassen sich *vier* Evolutionsgrade unterscheiden und damit auch *vier* gasige Stoffe, welche hier überhaupt besonders in Frage kommen, und von denen immer einer, in der Reihe der Grade die Basis bildend, vorherrscht. Diese Gase sind: *Hydrogen*, *Azot*, *Kohlensäure* und *Chlor*. Während der höchsten Actuosität ist entzündetes *Hydrogen* (auch als Kohlenwasserstoff und Schwefelwasserstoff) die Hauptmasse; mit dem Eintreten des mittleren Evolutionsgrades entweicht vorzugsweise *Stickstoffgas*; mit weiterem Sinken der Temperatur und der Eruption folgt jenen leichteren Gasen *Kohlensäure*; und als vierten Entwickelungsstoff zeigt sich bei fast völliger Abkühlung die *Chlorentwicklung* am entschiedensten (rein oder gemischt und verbunden). — Als *feste* Stoffe, so weit sie emporgetrieben werden können, erscheinen Natron, Kali, Magnesia, Kalk, Thon, Kiesel, Eisen u. a., Ammoniak, Schwefel u. s. w., und setzen dort die Laven zusammen.

Die als *ruhig* vor sich gehende vulkanische Emanationen betrachteten gasigen Quellen zeigen deutlich ihre Analogie damit. Wie aber bei den Feuervulkanen von den vier Gasen immer *eines* der Zeit nach vorherrschte, so findet sich bei diesen Quellen, den vier Hauptrevolutionsgraden entsprechend, ein gleicher chemischer Charakter bleibend ausgesprochen, und zerfallen sie hinsichts ihres gasigen Grundgemisches in vier Gattungen: *Hydrogenquellen* (meist als Kohlen- oder Schwefelwasserstoff rein oder mit Wasser) — *Azotquellen* (rein luftig und sehr flüchtig, oder an Wasser gebunden) — *Kohlensäurequellen* (rein oder mit Wasser) — *muriatische Emanationen* (theils reine Chlorausscheidungen, theils Salzsäure, theils Chlornatrium). Aufserdem sind untergeordnet atmosphärische Luft und andere luftige Stoffe in vielfältigen quantitativen Mischungsverhältnissen beigemischt. Ebenso wie die Gase finden sich dieselben *festen* Stoffe in den fraglichen Quellen mehr oder weniger getrennt, welche bei den feuerwerfenden Bergen vereint vorkommen. Davon nimmt *Natron* durchgehends die wichtigste Stelle ein; Thermen sind in der Regel ärmer an festen Bestandtheilen als kalte Quellen (für die man wohl, nach des Refer. Ansicht, den von *Vetter* gegebenen Namen *Krenen* annehmen könnte), aber ihre Exhalationen haben allerdings davon nach Verhältnifs reichlicher. Schliefslich wird über die Temperatur bemerkt, dafs feuerwerfende Auswürfe bis zu 1280° R. Hitze gelangen oder bis in die Nähe von 80° sinken können, und dafs hier, wo die flammenden Erscheinungen aufhören, die höchste Wärme der gasigen Quellen, sowohl des Wassers (also auf dem Siedepuncte), als der Gase beginnt, von wo sie bis ungefähr 6° abfallen, ohne je den Gefrierpunct zu erreichen. Der Temperaturgrad hängt hier ab, aufser von der Entwickelungsstufe, auf welcher der ursprüngliche Vulkanismus stehen geblieben ist, von der Länge des die Quellen von der Tiefe nach oben führenden Weges. Periodicität findet man fast rhythmisch bei den Feuereruptionen, und sie zeigt sich bei den Quellen in den Gasemanationen, wenn auch weniger regelmäfsig.

Diese Parallele zwischen den Feuervulkanen und den Gasquellen, wodurch letztere als fortgesponnene Prolongationen von den vier Haupt-Evolutionsgraden des Vulkanismus erklärt werden, haben wir hervorhebend dargelegt, weil sie, wie gesagt, auch für die ganze Lehre der Mineralquellen von Bedeutung ist. So geistvoll und ansprechend ist deren vulkanischer Ursprung noch nicht behauptet worden. Mag auch die neptunische Ansicht mancher anerkannter Chemiker, wonach die Mineralquellen nur durch Solution löslicher Minerale in Wasser entstehen, nun von Neuem vertreten werden. Vielleicht kann sie noch einwerfen, dafs die chemische Exposition des Feuervulkans, wie sie oben gegeben ist, noch nicht hinreichend für begründet anzunehmen ist; wenn man aber aufserdem einwerfen wollte, dafs wegen der im ganzen Inneren der Erde vorhandenen hohen Temperatur etwa überhaupt alle einer gewissen hinreichenden Tiefe entquellenden Wasser, wegen des hinreichend einwirkenden Temperaturgrades, mineralische Natur erhielten, so machen sich doch gewisse geographische concentrische Striche als vulkanisch unterscheidend bemerklich, wo die bei dem acherontischen Processe als erforderlich erscheinenden Elemente vorzugsweise vorhanden sein möchten.

Zweiter Abschnitt. Süd-Italiens Gasquellen. Von den vielen hier auf entschieden vulkanischem Boden aufsteigenden Gasquellen werden die merkwürdigsten

Digitized by Google

nicht in chemischer, sondern in geographischer Reihenfolge beschrieben, da die physikalisch-chemischen Untersuchungen noch Manches zu wünschen übrig lassen, welche Mängel der Verfasser im Jahre 1830 durch manche eigene qualitative Versuche zu verbessern bemüht gewesen ist. So werden die gasigen Emanationen am *Parthenopeischen Strande*, auf *Ischia*, auf den *Liparen* und auf *Sicilien* näher beurtheilt. Es werden unterschieden als fummete oder fummarole diejenigen, welche mit warmen Wasserdämpfen geeinigt, also als gasige Dampfbäder sichtbar sind, und als mofete diejenigen, welche als freie Gase unsichtbar aufsteigen; stufe pflegt man sie zu nennen, wenn sie so warm sind, dafs sie die nächsten Erdschichten merkbar erwärmen. Sie enthalten nun, meist verschieden gesondert, die Gase Kohlensäure, Kohlenwasserstoff, Schwefelwasserstoff, Stickstoff und muriatische Emanationen (so dafs also hier auf vulkanischem Boden in der That alle sonst in weiteren Räumen getrennten Gase der Mineralquellen vereinigt vorkommen. Ref.); häufig sind Wasserquellen dazu gehörend sichtbar. Die Quellen schwanken in ihrem Erscheinen gleichzeitig mit den Eruptionen der nahen Vulkane. Sie sind überbaut oder frei, werden mehr oder weniger ärztlich benutzt, mit meist unvollkommnen Vorrichtungen.

Dritter Abschnitt. Deutschlands Gasquellen. Mit solchen auf jenem vulkanischen Boden gewonnenen Ansichten sehen wir den Verfasser sich zu den deutschen Gasquellen wenden. Er sagt, „um die Hauptvulkanen-Linie, die vom kaspischen Meere durch das mittelländische Meer bis zum Ocean fortläuft, bilden im Norden altvulkanische Gebirge einen Bogen; der sich vom schwarzen Meere den Karpathen und Sudeten folgend über das Erzgebirge, den Thüringer Wald u. s. w. bis in die Pyrenäen hinzieht. Entlang jene Höhen und ausschliefslich an der südlichen Seite, treffen wir allenthalben, besonders aber auch in Deutschland auf Tracbyt-, Basalt-Berge, erkaltete Kraterhöhlen, Lavenreste und zahlreiche Gasquellen mannigfacher Art. Augenscheinlich erhellt hieraus, dafs der fragliche Bezirk vordem den Wirkungen mächtiger unterirdischer Glutprocesse ausgesetzt war. Für seinen auch jetzt in der Tiefe noch fortbestehenden Zusammenhang mit der erwähnten das Mittelmeer durchschneidenden Vulkanenlinie sprechen die Erschütterungen, welche er bis auf unsere Tage so oft erlitt, als sich dort irgend stürmische Vorgänge entspannen". Die Beschwichtigung acherontischer Processe und auch die Entfernung von noch feuerwerfenden Bergen ertheilen den diesfälligen Gasemanationen das Gepräge gröfserer Stabilität, mit welcher sich ihre Temperatur- und Mischungsbeziehungen weniger wandelbar, ja an einzelnen Emanationen von so grofser Beharrlichkeit zeigen, dafs an denselben seit Jahrhunderten nicht die geringste Abweichung eintrat. — Die Gasströmungen (und damit die Mineralquellen überhaupt) werden dann hier nicht nach der localen Verkettung, sondern wissenschaftlicher nach ihrer wesentlich chemischen Beschaffenheit geordnet und zwar nach obigen vier Hauptgasarten oder Evolutionsgraden des Vulkanismus in *vier* Ordnungen, je nachdem Hydrogen, Azot, Kohlen- oder Salzsäure vorherrschen. Indessen nicht alle entdeckten werden „so genau als die bisherigen Nachforschungen es gestatten, erörtert", sondern nur jene, von welchen bereits chemische Untersuchungen und einleitende therapeutische Resultate bekannt sind, wozu wieder nicht wenige eigne Forschungen und auch manche interessante Episoden hinzugefügt werden.

Erste Ordnung. Hydrogengasquellen. Da selten oder vielleicht nie das Hydrogengas vollkommen rein vorkommt, weit öfter als Kohlenwasserstoff oder Schwefelwasserstoff, zerfallen demnach die betreffenden Quellen in diese beiden Arten. Die *kohlenwasserstoffigen* Emanationen sind theils durch tiefere Grubenarbeiten eröffnet, wie die zu *Rheine* in Westphalen, theils spontan ausströmend. Von letzteren trifft man die meisten in Italien und Sicilien, von denen einige beschrieben werden. Sie werden zu Heilzwecken noch wenig benutzt. Die *schwefelwasserstoffigen* Quellen kommen nur mit Wasser vor. Die Solfataraquellen bei Rom werden beschrieben. Schwefelwasserstoff sowohl als der Kohlenwasserstoff *wirken* im Allgemeinen die Nervosität herabstimmend, die Desoxydation des Thierstoffs fördernd, gleichkommend den septischen Mitteln. Die Schwefelwasserstoffquellen werden schon seit längerer Zeit zu medicinischen Zwecken gebraucht. Es folgen nun eine Beschreibung und Würdigung der Quellen von *Nenndorf*, ihre Anwendungsformen als Gaszimmer, Gasdampfkasten, Gasdampfdouchen, ihre Heilkraft bei erethischen Leiden

Digitized by Google

der Respirationsorgane, Gehörkrankheiten, Neuralgien, Gicht, Drüsenleiden, impetiginosen Hautkrankheiten u. a. Auf ähnliche Weise werden die Quellen mit pneumatischen Vorrichtungen von *Eilsen*, *Langenbrücken*, *Baden* und *Gleissen* besprochen.

Zweite Ordnung. Azot-Quellen. Sie gelangen gewöhnlich mit heifsen oder lauen Thermen zu Tage, und die damit hervortretenden festen Substanzen sind gering und hauptsächlich Natronverbindungen mit der eigenthümlichen Barégine und zuweilen Erdharztheilen. Sie sind entweder trocken oder mit Wassermengen verbunden. Die freien oder trocknen dringen in der Regel aus Schlammmassen, welche Hügelformen annehmen, sogenannten Salsen (salso), hervor, z. B. in Italien und bei Turbano in Amerika. Die meisten azotischen Wasserquellen zeigen 20—39° R., wie zu Landeck, Warmbrunn, Pfeffers, Gastein, Leuck, Wildbad, andere mit 45—60° wie in Baden-Baden, Wiesbaden, Achen. Der Geyser auf Island, der bis 80° haben soll, gehört wahrscheinlich auch hierher. Dunkle Meinungen, wie dafs die Wärme der Thermen bleibender sei, ihr Siedepunct niedriger, welke Blumen darin vorzugsweise ihre Frische wieder erhielten, werden widerlegt. Das Thermalazot wird näher erörtert und bemerkt, dafs es wegen grofser Leichtigkeit sich rasch der Beobachtung entzieht; rein entsteigt es selten, meist mit Kohlensäure oder Hydrothiongas gemischt; theils ist es an das Wasser gebunden, theils entströmt es diesem frei in schnellen Blasen. Für die chemische Nachweisung des Azotgehalts ist unter allen natürlichen Gasausscheidungen hier noch am wenigsten geschehen. Die Barégine (Zoogen, Glairine, Quellsäure, Thermalgallerte), diese mit Froschlaich verglichene Materie, wird genauer erwogen. Die allgemeine Wirkung des Azots, dieses als kaltes narkotisches anodynum aufgefafst, besteht in Herabsetzung der Nerventhätigkeit besonders des Gangliensystems mit vorschlagender Alkalisirung des Thierstoffs. Die abgesonderte Benutzung des Azots in pneumatischen Vorrichtungen ist mit seiner Erkennung später erfolgt als die der Hydrothion- und Kohlensäure, und ist noch wenig ausgebildet; sie geschieht in Zimmern, Kasten und Douchen, wie von *Teplitz*, *Gastein*, *Wiesbaden*, *Achen*, *Landeck*, *Baden-Baden*, kurz bemerkt wird. Im Allgemeinen wird darin ein Mangel gefunden, dafs diese Thermaldämpfe zu sehr denen des einfachen Wassers analog behandelt werden, und Entwürfe zu Verbesserungen werden vorgeschlagen. Bei Reizzuständen der Respirationsorgane, Nervenkrankheiten, Dyskrasien, Skropheln, Gicht, Neuralgien, sind sie indicirt, wobei der Quellenschlamm hervorzuheben ist, und die Angabe der Contraindication, welche atomisch-septische Zustände geben, schliefst die sehr lehrreiche Abhandlung.

Dritte Ordnung. Kohlensaure Gasquellen. Sie kommen ebenfalls theils trocken, theils mit Wasser verbunden vor. Zu ersteren gehören z. B. die auf Sicilien, bei Neapel in der Hundsgrotte und die Pyrmonter Dunsthöhle. Die Wasserquellen gehören meist zu den kalten Quellen von 7—12° R., obwohl auch Thermen kohlensaures Gas führen (meist neben dem Azot) z. B. der Geyser und Karlsbad, wo sich dann das Gas rascher verliert. Sehr beachtenswerth ist die Angabe von beständiger kohlensaurer Beimischung der Atmosphäre in der Nähe der Quellen. Die allgemeinen *Wirkungen* sind (also denen des Hydrogens und Azots entgegengesetzt) potenzirend, die plastische Blutthätigkeit und die Sepsis mindernd durch Oxydation in flüchtig reizender Weise. Ueberreizung bewirkt allerdings Abspannung und Lähmung. Für die Respirationsorgane ist die Wirkung am intensivsten. Die medicinische Gebrauchsweise zerfällt in Gaszimmer, Bäder, trockne oder mit Dampf oder mit Wasser, und in Douchen kalte oder warme. Man benutzt die primitiv erregenden nicht die secundär deprimirenden Wirkungen bei torpiden Entzündungszuständen, Nervenabspannungen, scorbutischen Leiden, Respirationskrankheiten, Hautkrankheiten mit Atonie der Ausdünstung, Impotenz, Amenorrhoe, Amblyopie (dabei auch kalte Umschläge von kohlensaurem Wasser), Schwerhörigkeit (gasige Ohrdouchen in den äufseren Gang (und auch in die Eustachische Röhre. Ref.) warm 20—30 Minuten lang, werden aus Erfahrung gerühmt). —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Die Gasquellen Süd-Italiens und Deutschlands. Von C. F. v. Graefe.

(Schlufs.)

Diese Abhandlung ist die ausführlichste, theils sind die kohlensauren Gasquellen am meisten angewandt, theils hat der Verf. hier vorzugsweise Gelegenheit zu Beobachtungen und Einflufs auf die Einrichtungen gehabt. Beschrieben werden: die *Carlsbader* Thermen und Gasquellen, sie dürften eine Menge Azotgas beigemischt enthalten und demnach ganz verschieden zu beurtheilen sein — *Kaiser-Franzensbad*, hat reichliche kohlensaure Emanationen mit noch unvollkommner Benutzung — *Marienbad*, davon gilt Aehnliches, aber einige Exhalationen sind mit Schwefelwasserstoff gemischt, — *Cudowa* — *Pyrmont*, auf dessen Gasquellen ist Verf. während öfterer Anwesenheit von besonderer Einwirkung gewesen. Die Dunsthöhle läfst ihr Gas nicht füglich methodisch verwenden, dagegen sind die Gasströmungen der Mineralquellen vorzüglich zu Gassitzbädern, Douchen, Inhalationen und gasigen Wasserbädern vorgerichtet. Ihr ausgedehnterer Gebrauch fand am Orte selbst einige Opposition (obwohl ihre Wirkung doch eben die der Eisenwässer am passendsten unterstützen kann). — *Meinberg* hat für seine reichlichen Gasquellen gute pneumatische Apparate — *Driburg* hat von ersteren viel, von letzteren noch wenig — *Kissingen*, die Benutzung der gasreichen Emanationen der runden Quelle (eine Soolquelle Ref.) ist erschwert wegen ihrer Entfernung und ihres periodischen Einsinkens. — *Griesbach* in Baden hat einige pneumatische Einrichtungen.

Vierte Ordnung. Muriatische Gasemanationen. Sie bestehen in Chlorverbindungen als Salzsäure und als Kochsalz und gehören aufser den Soolen auch dem Meere an. *Das Meer.* Hier folgt eine Physiographie des Meeres, deren Trefflichkeit Ref. wegen eigener literarischer Arbeit in dieser Specialität besonders bezeugen kann. Auch hier werden vom Verf. eigenthümliche Untersuchungen gebracht, wozu ein wiederholter Aufenthalt zu Norderney besondere Veranlassung gegeben hat. Was wir hier aussetzen möchten ist, dafs das Meer der umfangreichste Kratersee genannt wird, ein Ausdruck, der dem Vulkanismus des Verfs. schaden kann, indem er zu weit getrieben erscheint, einige neuste Analysen würden auch die Angaben über den Salzgehalt etwas ändern, wir hätten gerne die Hauptmeere Europa's unterschieden und die Verschiedenheit des Meers von den Soolen mehr beachtet gesehen. Dagegen ist hervorzuheben die der Glairine des Meeres gewordene Aufmerksamkeit und noch mehr die der Seeluft. Auf letztere kommt es hier dem Zwecke gemäfs vorzüglich an. Erwiesen wird, dafs ihre Dichtigkeit gröfser ist als die der Continentalluft, ihre Feuchtigkeit beträchtlicher (in jedem Kubikfufs 2 Gran Wassergas mehr), Kohlensäure enthält sie dagegen fast gar nicht, so wie sie auch reiner ist von Staubtheilen; sie enthält die Bestandtheile Chlornatrium, Salzsäure, glairineartige Materie und minima von Jod und Brom; der Barometerstand ist gleichförmiger. — *Die Soolquellen* stimmen in ihren chemischen Eigenschaften mit dem Meere der Hauptsache nach sehr überein, daher gilt dies auch von der Soolluft und dem Soolqualm (welche indefs chemischer Untersuchung noch bedürfen, und auch aufserdem Kohlensäure zuweilen enthalten). — Die *Wirkung* der muriatischen Emanationen betreffend, so ist die Salubrität der Seeluft anerkannt, sie ist sanft erregend, die Oxygenisirung des Thierstoffs unterstützend und resolutorisch, und ist erprobt bei torpiden Katarrhen, selbst beginnender Tuberkelbildung ohne Erethismus und bei gesunkenem Nervenleben. Die Lokalitäten von Hyères, Nizza, Venedig, Messina, Süd-Englands u. a. wer-

Digitized by Google

den erwogen und eine Episode über die Seekrankheit läfst deren Wesen in leichter Erschütterung des Hirns und Rückenmarks bestehen. Die *Soolluft* wird mit Recht der Seeluft wegen der äufseren Nebenverhältnisse in therapeutischer Hinsicht nicht völlig gleichbedeutend erachtet. Man hat zu unterscheiden die kalte Gradirluft und den Soolqualm. Salinenarbeiter sollen frei von Phthisis bleiben. Der Soolqualm ist umfassender anzuwenden als die Gradirluft, nicht nur durch Inhalation, sondern auch in Kasten und Zimmern bei Haut- und Drüsenkrankheiten und bei Gicht. Beschrieben werden die Einrichtungen der Soolqualmbäder zu *Ischl*, wo sie seit kurzem und zuerst vor anderen Bädern in dem Salzpfannengebäude sehr einfach bewerkstelligt sind. Sie gelten für kräftiger als die Soolwasserbäder und werden von bewährten Praktikern empfohlen. Doch ist ihre Gebrauchsweise noch im Anfange. Auch *Hall* in Würtemberg wird kurz angeführt.

Nun sollten noch dem Plane zufolge die muriatischen Gasbäder anderer Soolquellen beschrieben werden. Allein hier eben nahe vor der Vollendung der Arbeit wurde der Verfasser durch den Tod daran verhindert. So erhält der Leser durch den unfertig gebliebenen Schlufs des Buchs noch einmal den Eindruck des Bedauerns über den Verlust des Verfassers, der, wie er seine literarische Laufbahn mit einer balneographischen Arbeit (über das Alexisbad) begann, sie auch, nachdem er eine so ausgebreitete und ruhmvolle chirurgische und medicinische Thätigkeit dazwischen gelegt hatte, mit einem balneographischen Werke beschlossen hat, das man in Hinsicht auf den Inhalt, die Form und die Nachwirkung als classisch bezeichnen kann.

A. Mühry.

LIV.

***Die Selbstständigkeit des sympathischen Nervensystems durch anatomische Untersuchungen nachgewiesen von F. H. Bidder u. A. W. Volkmann, Professoren in Dorpat. Nebst drei Kupfertafeln. Leipzig,* 1842. 88 S. 4.**

Mit Recht hat man immer, sowohl von anatomischer, als physiologischer Seite dem Verhältnifs des Ganglien- oder sogenannten sympathischen Nervensystems zu dem System der Gehirn- und Rückenmarksnerven grofse Aufmerksamkeit gewidmet, weil die natürliche Verbreitung des Gangliennervensystems im Gebiete der Organe des vegetativen Lebens, die von der Brust- und Bauchhöle eingeschlossen sind, darauf führte, dafs das Gangliensystem ein vom Gehirn- und Rückenmark relativ unabhängiges, den Organen des vegetativen Lebens im thierischen Körper bestimmtes Nervensystem sein möchte, das in den Ganglien seine eigenen Centra und Ursprungsstellen der Nerven habe. Die Empfindungen und Bewegungen dieser Organe unterscheiden sich von den Empfindungen und Bewegungen des Gehirn- und Rückenmarkssystems gar sehr; denn die Empfindungen derselben sind im normalen Zustande unbewufst, und die Bewegungen unwillkührlich wie im Darmkanal, dem Herzen; während bewufste Empfindungen und willkührliche Bewegungen durch das Cerebrospinalsystem bewirkt werden. Inzwischen greifen wieder beiderlei Functionen mannigfach in einander, wie denn auch beide Nervensysteme in einander übergehen, so dafs die Grenzlinie nicht absolut zu ziehen war. Dazu kommt, dafs ernährende und bildende Functionen durch Vermittelung des Blutsgefäfssystems auch in allen Organen des animalen Lebens ausgeübt werden, die Wirkungen der vegetativen Nerven, wenn sie anders eigenthümlich sind, sich also auch in die animalen Organe hinein erstrecken müssen, wo die Unterscheidung ihrer Functionen (wie z. B. in den willkührlichen Muskeln) von den Functionen der willkührlichen Nerven grofse Schwierigkeiten hat. Hiermit hängt weiter zusammen, dafs die bewegende Wirkung der Gangliennerven sich nicht blofs auf die muskulösen Organe des vegetativen Lebens beschränkt, sondern auch in den nicht muskulösen rein zelligen Gebilden als Contraction und Expansion wiedererscheint, wie in den Gefäfsen, den secernirenden Kanälen, Drüsen u. s. w., wodurch denn die Nerven ihre Wirkung auf die Bildungen und Secretionen ausüben. Ja man hat letztere Wirkung wohl als den Gangliennerven ausschliefslich eigen angesehen und das Gangliensystem daher den ernährenden oder trophischen Nerven genannt, wie denn andererseits der Name: sympathischer Nerv andeutet, dafs man ihn früher als den Vermittler der Sympathieen betrachtete. So bietet denn die Function des Gangliensystems selbst schon doppelte Schwierigkeiten dar; einmal, weil der Kreis seiner Thätig-

Digitized by Google

keiten unbestimmt blieb, und dann weil die Unterschiede dieser Thätigkeiten von den willkührlichen Nerven zweifelhaft erschienen. Im Allgemeinen hat immer die Ansicht vorgewaltet, dafs die Wirkungen der Gangliennerven selbstständig und von Gehirn und Rückenmark relativ unabhängig seien. Neuere Forscher aber, wie Le Gallois und besonders Valentin suchten zu zeigen, dafs Gehirn und Rückenmark auch directe Einwirkungen auf die Organe des vegetativen Lebens vermittelst der Gangliennervenzweige habe, und hieraus wurde dann gefolgert, dafs das sympathische System gar nicht als selbstständig zu betrachten sei, sondern blofs als eine Verzweigung der gewöhnlichen Gehirn- und Rückenmarksnerven erscheine. Obgleich es nun keinen Zweifel leidet, dafs die früher von Le Gallois, neuerlich von Valentin beobachteten Phänomene der Einwirkung von Gehirn- und Rückenmarksreizungen auf die Organe des vegetativen Lebens, sich von den directen Einwirkungen des Gehirns und Rückenmarks auf die der Willkühr unterworfenen Organe noch sehr unterscheiden, und dafs diese Phänomene zu der Folgerung einer völligen Identität der Ganglien- und Rückenmarksnerven keinesweges berechtigen; so bleibt doch der organische Zusammenhang beider Systeme nicht minder beachtungswerth, als ihre relative Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, wie dies namentlich auch die von Marshall Hall näher untersuchten Phänomene der von den Organen des vegetativen Lebens (Magen, Darmcanal, Nieren, Leber u. s. w.) ausgehenden, durch Gangliennerven incitirten und durch das Rückenmark mittelst der Rückenmarksnerven sich verbreitenden Reflexbewegungen hinreichend zeigen. Es war daher in der That wünschenswerth, die mancherlei widersprechenden Beobachtungen über den Bau der sympathischen Nerven von Ehrenberg, Weber, Treviranus, Valentin, Remack, Henle, Purkinje zu revidiren und die organischen und willkührlichen Fasern nochmals zu vergleichen, damit sowohl der Unterschied als die Aehnlichkeiten beider mehr hervortreten. Die aus diesen Gesichtspuncten unternommene vorliegende Arbeit von zwei fähigen Forschern verdient um so mehr Vertrauen, als Hr. Prof. Volkmann sich bereits seit längerer Zeit auch physiologisch mit den Functionen des Nervensystems vielfältig beschäftigt hat, und die Puncte, worauf anatomisch die Aufmerksamkeit vorzüglich zu richten war, wohl zu unterscheiden vermochte. Die Verf. haben ihre Untersuchungen an Nerven der Frösche angestellt, die sich wegen der einfacheren und weniger zahlreichen Nervenverzweigungen vörzüglich dazu eignen, vergleichsweise auch die Nerven von Vögeln und Säugethieren untersucht, und von dem gefundenen Bau ganz gelungene Abbildungen gegeben. Da es der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, in die Einzelnheiten der Untersuchungen näher einzugehen, so begnügen wir uns, den Lesern nur die allgemeinen Resultate derselben mitzutheilen, welche in Folgendem bestehen: 1) Es giebt zwei Klassen von Fasern in den Nervensträngen, die sich in mehreren Puncten wesentlich unterscheiden. Zuerst Rückenmarksnervenfasern, die sich durch gröfsere Breite oder Dicke, durch doppelte Randcontouren, durch ihr weifses Ansehen und ihren bröcklichen Inhalt, und ferner dadurch auszeichnen, dafs sie nur in einer strahlenförmigen Richtung vom Centrum zur Peripherie verlaufen. Zweitens sympathische Fasern. Diese erscheinen immer nur mit einfachen, nie mit doppelten Contouren, sind um das Doppelte feiner oder schmäler, zeigen keinen bemerkbaren Inhalt, und sind, in Strängen beisammenliegend, von grauem Ansehen. 2) Die Rückenmarksnervenfasern herrschen in den Gehirn- und Rückenmarksnerven, die keinen Zuflufs vom Sympathicus erhalten, vor. In dem Sympathicus finden sie sich da, wo dieser Nerv Zweige von den Rückenmarksnerven erhalten hat. 3) Die sympathischen Fasern sind in dem sympathischen Nerven enorm vorherrscheud, so dafs sie $\frac{99}{100}$ darin ausmachen. Sie finden sich in anderen Nerven seltener, und nur da, wo sie Fasern vom Sympathicus erhalten haben. 4) Die Cerebrospinalfasern kommen im Embryo früher zur Entwickelung, sie gleichen in ihrer ersten Entwickelungsperiode den sympathischen Fasern und erscheinen in diesem Betracht als Elemente höherer Art. 5) An solchen Stellen, wo beide Faserarten beisammenliegen, finden sich in der Mehrzahl der Fälle keine Uebergangsformen zwischen beiden, obschon sonst die Dicke beiderlei Fasern an verschiedenen Orten sehr variirt. 6) Wo sympathische Fasern in den Cerebrospinalnerven vorkommen, haben sie eine Neigung in Bündeln beisammen zu liegen. 7) In den gröfseren Cerebrospinalnerven finden sich beide Faserarten ziemlich gleichmäfsig gemischt, und obgleich man eine ähnliche Vermischung auch in den kleineren

Digitized by Google

Zweigen vermuthen sollte, so findet sich in diesen jedoch die eine oder die andere Klasse von Fasern aufgehäuft. 8) Die Nervenzweige, welche zu willkührlichen Muskeln gehen, enthalten bei allen Wirbelthieren die breitern Fasern in weit gröfserer Menge als die feineren. 9) Nervenzweige, welche zu den unwillkührlichen Muskeln gehen, enthalten fast ausschliefslich feine Fasern. 10) Die Nerven der Hautbedeckungen enthalten beiderlei Fasern, in der Regel in einem solchen Verhältnisse, dafs keine auffallend vorherrscht. 11) Die mit deutlicher Empfindung begabten Schleimhäute des Gaumens z. E. enthalten in ihren Nerven die sympathischen Fasern fast immer in starkem Ueberschufs. 12) Die Schleimhäute, welche im Zustande der Gesundheit wenig empfinden, erhalten fast ausschliefslich sympathische Fasern. 13) Die Eingeweide der Brust- und Bauchhöhle erhalten Nerven, in denen die Cerebrospinalfasern fast ganz fehlen. 14) Die sympathischen Fasern entspringen beim Frosch bei weitem zum gröfsten Theil in den Ganglien der hinteren Rückenmarksnervenwurzeln und des Sympathicus, denn die Verbindungsstränge, wodurch der Sympathicus mit den Cerebrospinalnerven zusammenhängt, geben diesen Nerven nach der peripherischen Richtung mehr Fasern ab, als sie empfangen. Sie können also nicht als Wurzeln des Sympathicus gelten, da ihre Fasermasse nicht einmal der Menge sympathischer Fasern in den peripherischen Theilen der Spinalnerven gleich ist, viel weniger ausreicht noch überdies die Elemente der sympathischen Nervenzweige zu bilden. Auch finden sich die sympathischen Fasern in den Spinalnerven wesentlich nur auf der peripherischen Seite, nicht auf der centralen, wenn man das Spinalganglion als Centrum betrachtet. In den Wurzeln der hinteren Rückenmarksnerven finden sich nur vereinzelte sympathische Fasern, während sie in den Aesten in gröfster Menge vorkommen, und überhaupt steht die Zahl der in den Cerebrospinalnerven vorkommenden sympathischen Fasern in genauer Proportion zu den nachweislich vom Sympathicus eingetretenen Primitivfasern. 15) Die sympathischen Fasern entspringen bei Säugethieren wenigstens nicht ausschliefslich vom Gehirn und Rückenmark; denn obschon sich in den Wurzeln der Spinalnerven zahlreiche sympathische Fasern finden, die vielleicht ausreichen, die in ihren Zweigen sich findenden sympathischen Fasern zu decken, so reichen sie doch nicht hin, dem Sympathicus selbst seine Fasern zu liefern. Auch finden sich in den eintretenden Zweigen mehrerer Ganglien ungleich weniger sympathische Fasern als in den austretenden, welche zugleich viel dicker sind, so dafs sie nur aus den Ganglien ihren Zuwachs erhalten haben können. 16) Bei Vögeln ist ein Entspringen sympathischer Fasern vom Ganglion des N. vagus wahrscheinlich, weil der Stamm mehr feine Fasern enthält als die Wurzeln. 17) Bei den Fischen entspringen zahlreiche sympathische Fasern in dem Ganglion des N. vagus, weil die dünnen, an feinen Fasern armen Wurzeln, die Menge derselben in den dicken Zweigen nicht liefern könnten. 18) Es ist nicht erwiesen, dafs die in den Wurzeln der Cerebrospinalnerven vorkommenden feinen Fasern vom Gehirn und Rückenmark entspringen; denn diese Fasern können ebensowohl aus den Ganglien abgeleitet werden und sich nach den Centralorganen hin verbreiten. Auch finden sich in der Wurzel des N. oculomotorius beim Kalbe feine Fasern, die bestimmt vom Sympathicus und nicht vom Gehirn abstammen, weil sie mit demselben gar nicht zusammenhängen, und die Wurzel verlassen, um sich peripherisch in der Arachnoidea auszubreiten.

Diese Erfahrungen stimmen im Ganzen also dafür, dafs das sympathische Nervensystem ein selbstständiges durch seinen eigenen Bau ist, dafs es aber einen doppelten Zusammenhang dadurch mit dem Gehirn und Rückenmark hat, dafs sympathische Fasern in das Cerebrospinalsystem und Cerebrospinalfasern in das sympathische System übergehen. Dieses anatomische Resultat pafst zu den mit Sicherheit bekannten physiologischen Phänomenen sehr wohl, und steht auch dem indirecten und vermittelten Einflufs des Gehirns und Rückenmarks auf die vegetativen Functionen so wenig als der Rückwirkung des Sympathicus auf Gehirn und Rückenmark entgegen. Wir glauben, dafs sich die Verf. ein besonderes Verdienst um die Neurologie durch diese sorgfältige Arbeit erworben haben.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg. Erster Band. VIII und 322 S. Zweiter Band. 369 S. Berlin, 1840. bei Gust. Bethge. 8.

Dritter Artikel *).

Wir kehren in diesem letzten Artikel zuerst wieder zu den Angriffen unseres Gegners zurück, und behandeln zuvörderst den von ihm der Hegel'schen Philosophie gemachten Ein- oder Vorwurf, dafs nach ihr „das menschliche Denken, wenn es rein denkt, so schöpferisch ist wie das göttliche und insofern das göttliche Denken selbst ist". Was es damit und mit der Selbstbestimmung des Denkens zum *Sein*, wovor der Verf. in seiner hohen Meinung vom Sein mit einigem Grausen zurückzutreten scheint, für eine Bewandtnifs habe, kann Derselbe vielleicht aus dem vorigen Artikel sich nun selbst schon abgenommen haben. Insofern er aber sich den Schein wie eines Zionswächters des göttlichen Denkens giebt, und ungeachtet er doch selbst nichts davon zu wissen und zu verstehen bekennt, keine Eingriffe in dasselbe dulden will, hätten wir das Recht, von ihm auch eine genaue Angabe des Unterschiedes zwischen dem göttlichen und menschlichen Denken nach Qualität, Quantität oder nach welcher Kategorie sonst, zu fordern oder aufserdem den ganzen Vorwurf als einen nichtigen, auf blofser Meinung ohne Begründung beruhenden, zurückzuweisen. Wir wollen aber, den Unterschied ihm gerne zugebend, das von ihm Unterlassene ergänzen und ihm selbst einige Hauptunterschiede angeben. Wir nennen ihm folgende: 1) das menschliche Denken ist kein schöpferisches, d. h. weder ursprünglich Gedanken hervorbringendes, noch Substanzen und äufsere Existenzen schaffendes Denken, sondern hat das ganze göttliche, d. h. ewige und ursprüngliche Denken nebst allem von demselben schon ewig Vorgedachten und Geschaffenen zu seiner Voraussetzung und zur Substanz seines Denkens, und vermag zu diesem ihm schon überlieferten Inhalte kein Jota, keine einzige Inhaltsbestimmung, die nicht schon an und für sich durch das göttliche Denken wäre, hinzuzusetzen und selbst erst aufzubringen; 2) während das göttliche Denken in dem ursprünglichen Acte seiner Thätigkeit seinem Wissen noch vorhergeht und selbst sein Wissen erst für sich setzt, ist umgekehrt das menschliche Denken, weil es Alles schon voraus hat, auch mit dem äufsern *Wissen* desselben anzufangen genöthigt; jedoch, *weil* es Denken ist und die Natur desselben hat, und weil *an sich* kein Wissen ohne Denken möglich und durch dieses jenes bedingt ist, dann sich selbst auch seiner angestammten, ursprünglichen Natur zu erinnern befähigt, so dafs es sich selbst auch in seiner unendlichen Qualität und Würde erfafst und erkennt, wornach es das Prius des Seins ist; 3) das menschliche Denken ist endlich um der Voraussetzung willen, die es hat, wesentlich nur ein *erkennendes*, (denn ein Erkennen giebt es nur unter der Voraus-

*) In Folge unseres 2ten und vor dem Erscheinen dieses 3ten Artikels ist in der hiesigen Literarischen Zeitung No. 48. vom 30. Nov. d. J. unter der Aufschrift: „Ueber die gegenwärtige literarische Polemik und Taktik", etwas voreilig ein anonymer Aufsatz erschienen, zu dessen kurzer Berücksichtigung für den uns angehenden Theil vornehmlich in Betreff einer „der Parteisucht der Hegelschen Schule" zur Last gelegten neuen und „künstlichen Taktik", so wie in Bezug auf die völlige Aeufserlichkeit, in welcher die uns daselbst widerfahrene Behandlung zur Sache steht, sich bei der Revision des 10ten Bogens, S. 150, unserer eben erscheinenden besondern Schrift, welche die hier erschienenen drei Artikel im besondern Abdrucke mit theilweisen Veränderungen und weiteren Ausführungen enthält, noch Platz gefunden hat. Wir wollen daher die Leser dieser Blätter, welche es etwa interessirt, dorthin verweisen. *G.*

Digitized by Google

setzung einer schon an und für sich seienden Wahrheit) d. h. ein den ursprünglichen Gedankeninhalt durch die Thätigkeit seines Nach- und Wiederdenkens auch für sich hervorbringendes und damit die Einsicht in die ursprüngliche Wahrheit gewinnendes Denken, indem es *als Denken* an ihm selbst die Bewegung und Thätigkeit der *Form* ist, durch welche es den ursprünglichen reinen *Inhalt*, welcher ihm an sich schon angehört, aus seiner innern Möglichkeit oder Potenz in die Wirklichkeit für sich übersetzt und damit ihn sich zum *Wissen* bringt. Kann unser guter Freund uns hiezu noch den einen oder andern *wirklichen* Unterschied mehr nachweisen, so nehmen wir ihn mit Dank an. Aufserdem aber werden wir dem menschlichen Denken, trotz dem, dafs es keineswegs, wie das göttliche, ein absolut-bestimmendes und allen innern und äufsern Inhalt der Welt ursprünglich schaffendes und fortwährend bethätigendes Denken ist, und mit diesem Mangel vielmehr sich zur „einseitigen" Subjectivität und blofsen Idealität (als theoretisches, da der Wille hier noch nicht in Betracht kommt) herabgesetzt findet, doch im Uebrigen und zwar insbesondere in der *Form* und *Formthätigkeit* von seiner göttlichen und metaphysischen Natur nicht das Geringste rauben lassen, und zwar darum nicht, weil Denken = Denken, so gut wie Sein = Sein ist, und weil, gleichwie jedes Ding seine schon ursprünglich bestimmte Natur oder Substanz hat, so auch das Denken, welches Gott als das Beste von ihm dem Menschen zu seiner Substanz verliehen hat, nicht anders zu sein vermag, als es schon ursprünglich bestimmt wurde. Wir rechnen dahin aber vor Allem die Thätigkeit der ideellen Selbstunterscheidung in sich und von sich, und erkühnen uns nicht blofs für uns, sondern für den Bekämpfer unseres philosophischen Denkens selbst, so sehr die göttliche Natur auch seines Denkens der Formthätigkeit nach zu behaupten, — gleich viel, ob er sie selbst schon inne geworden oder nicht — dafs, so sehr alles Sein und die ganze objective Welt schon ist, doch auch für ihn und sein Denken es ohne jenen Act seiner Selbstunterscheidung schlechthin kein Sein und kein einziges Object geben würde. Wenn daher unser Gegner uns nicht den Beweis zu führen im Stande ist, dafs das Sein auch *nicht* Sein, dafs Qualität, Quantität oder irgendwelche Kategorie auch *nicht* Qualität, *nicht* Quantität u. s. w., oder bei Gott etwas Anderes, oder dafs das menschliche Dreieck *nicht dasselbe*, was das göttliche, und in diesem etwa die Summe der Winkel *nicht* = 2 R. sei, oder dafs sonst irgend ein Ding aus seiner substanziellen Natur herausfallen und auch etwas Anderes sein könne, als was es seinem Begriffe nach ist: so werden wir auch nicht anstehen, wie wir im ersten Artikel es schon von der Vernunft behauptet haben, dafs göttliche und menschliche Vernunft nicht darin, dafs sie Vernunft sind, oder in dem Begriffe der Vernunft unterschieden sein können, dasselbe auch vom Denken zu behaupten, indem es nach unserer Einsicht überhaupt nur Ein wahres und wirkliches Denken im Universum giebt, welches überall, wo es sich finde, sich selbst gleich und von derselben nothwendigen und wesentlichen Natur ist, die es als die ursprüngliche Thätigkeit hat, und von welchem auch das menschliche Denken trotz der, so zu sagen ebenfalls schon gezählten Zufälligkeiten und Möglichkeiten des Irrthums, denen das Denken in der concreten menschlichen Natur unterworfen ist, doch nicht so sehr abfallen und aus der Art schlagen kann, dafs nicht jede individuelle Denkthätigkeit das, was sie als Denken ihrer immanenten und ursprünglichen Natur gemäfs ist und sein soll, auch wirklich zu sein fähig wäre und die ursprünglichen göttlichen Gedanken, wie sie an und für sich sind, auch für sich zu denken und damit in den Weltaccord des Einen wahren und allgemeinen Denkens einzustimmen vermöchte. Das reine Denken ist von dieser Seite eben nur dasjenige, welches aus seiner äufsern Zerstreuung und Mannigfaltigkeit in sich zurückgehend, und in seiner reinen, schon an und für sich bestimmten Formthätigkeit zur Quelle des ursprünglichen Gedankeninhaltes sich erhebend, denselben als einen ideellen für sich reproducirt und erkennend wiedergewinnt. Auch vermögen wir gar keinen Grund zu finden, warum es anders in der Welt sein sollte, oder warum der Mensch, wenn man doch von ihm fordert, dafs er das Göttliche *wollen* soll, nicht auch das Göttliche *denken* soll, zumal da jenes ohne dieses unmöglich ist, und warum, wenn er es *soll*, er es nicht auch *könnte*. Für uns im Gegentheil wäre es ein schreiender Widerspruch in der Welt, wenn es anders wäre und im Puncte der Einen Wahrheit es etwa zweierlei Denken in der Welt gäbe. Ist unser Gegner indessen einer andern Ansicht, so möge er

Digitized by Google

nicht bei der blofsen Verwunderung stehen bleiben, dafs ein menschliches Denken auch ein göttliches zu werden sich erkühnt oder bestrebt, sondern uns auch die Gründe seiner entgegengesetzten Behauptung genau angeben und durch eine aus der *Natur des Immateriellen, des Denkens* selbst geschöpfte, bestimmte Widerlegung uns beweisen, dafs nicht Er es sei, der über das Denken selbst sich noch im Irrthum des Denkens befangen findet.

Ueberhaupt, sobald man nicht das Sein oder die Natur, sondern, wie Hegel und auch wir, den Geist als das absolut Erste erkannt hat und demgemäfs auch die reine geistige Thätigkeit, welche keine andere als die sich selbst ursprünglich bestimmende Thätigkeit des Denkens ist, für die wahrhafte Wirklichkeit und ewig wirksame absolute Lebendigkeit selbst zu erklären das Herz hat und daher überall in der Welt auch, in allen Gebilden und Hervorbringungen, auch nur den Ausdruck und das Werk jener schöpferischen Gedankenthätigkeit sucht und erblickt: so ist es nicht blofs eine leicht erklärliche Folge, dafs eine hievon ausgehende Weltansicht eine total andere werde und gegen diejenige, welche das empirische Sein zu ihrem Ausgangspuncte macht und ihr Denken nur als einen Reflex des Gegebenen handhabt, vielmehr im umgekehrten Verhältnifs stehe; sondern es kann auch nicht fehlen, dafs die Wissenschaft selbst, welche den Geist und das Denken zu ihrem Princip hat, sich von vorne herein eine durchgreifend andere Gestalt und Ausführung zu geben hat, als welche die sonst hergebrachte und vermeintlich richtige Weise zeigt. Indem sie die Wurzeln alles Seins ursprünglich nicht im Sein selbst, sondern im absoluten Gedanken sucht, mufs auch das wissenschaftliche Denken sich von aufsen vielmehr nach innen und auf das Denken als solches wenden, und kann zunächst nur die reinen und ewigen Gedanken selbst in ihrem innern Zusammenhange, wie in der höchsten Form ihrer totalen Einheit, der Idee, sich zum Gegenstande und zur Aufgabe des Erkennens machen. Eine solche Philosophie hat aber von dem Standpuncte ihres höheren Princips aus, so lange man ihr dieses nicht zu widerlegen und ein anderes noch höheres entgegenzusetzen vermag, das Recht, zu fordern, dafs, ehe man von anderen Ausgangspuncten und Voraussetzungen aus ihre Widerlegung unternehme, man zuerst auf ihren Standpunct sich zu erheben und ihren Grundgedanken zu fassen im Stande sei. Mit der blofsen Behauptung der „*Unmöglichkeit*" einer solchen Erkenntnifs wird man dabei um so weniger ausreichen, je mehr die Gründe, aus denen diese Unmöglichkeit behauptet wird, ebenfalls nichts weiter als blofse Behauptungen und Versicherungen sind, denen sich die entgegengesetzten mit vollkommen gleichem Rechte gegenüberstellen lassen.

Es kommt hiebei aber allerdings näher auf die *Form* oder den Begriff derjenigen Thätigkeit an, welche wir als die absolute und ursprüngliche und als diejenige bezeichnet haben, welche *nur Denken* und zugleich auch nur die Thätigkeit eines *Selbstes* sein könne. So sehr sie als die Alles umfassende Allgemeinheit die absolute Fülle selbst ist und die Möglichkeit alles Gewordenen und Entstandenen in sich schliefst, so kann es doch für die Erkenntnifs zunächst nur um ihre *ganz einfache Form* zu thun sein, von welcher sie als absolute Thätigkeit unzertrennlich und in welcher sie in allen ihren Bestimmungen oder Entwicklungen mit sich identisch ist und bleibt. Denn die reine, auf die absolute Wahrheit gehende Erkenntnifs wird *in keiner andern Form* als derjenigen der *absoluten Sache* selbst ihr Ziel erreichen und das Denken, auch als zweites, zu seinem Ursprung im Wiederdenken des schon ewig Vorgedachten zurückkehrendes Denken, sich *in keinem anderen Princip* als *seinem eigenen* und *angestammten*, in seinem *ihm immanenten* eigenen Gesetze, zu eben diesem Ziele bewegen können. *Erst so* wird die *Form jener Thätigkeit* auch das *Princip des reinen speculativen Erkennens* und für die *systematische* Wissenschaft das *Formprincip*, aus welchem sich *die mit der Sache selbst identisch bleibende Methode* ergiebt, deren Form die durch das Princip selbst bestimmte *dialektische* als speculative oder *positiv-vernünftige* ist. Diese Form aber für sich, welche wir bisher schon durch die wiederholt gebrauchten Ausdrücke der ursprünglichen Thätigkeit der Selbstunterscheidung, Selbstsetzung ihres Seins für sich, der Selbstvermittlung im Unterschiedenen mit sich u. s. w. näher zu bezeichnen versucht haben, und welche in ihrer freien Wirklichkeit die reine Thätigkeit und Lebendigkeit des Geistes überhaupt ist, ist nichts Anderes als die so sehr und so oft bei Hegel mifsverstandene und

Digitized by Google

falsch ausgelegte — *Negativität*, das Grundgesetz alles Denkens und alles Seins, die allgemeine Form, reiner oder verhüllter, freier oder gebundener, aller geistigen und natürlichen Existenz und Wirklichkeit, die Grundbedingung aller Thätigkeit und Lebendigkeit überhaupt, das Bewegende in allem Werden und jeder Entwicklung, der Quell und das Princip aller Kategorien. Das *Wesen des Geistes* ist *durch und durch negativ* und nur dadurch *lautre Idealität* und *Freiheit*, nur durch die *Verneinung* und *Aufhebung* aller *Unmittelbarkeit des Seins Selbstbejahung*, Affirmation und Selbsterreichung seiner oder dessen, was er in Wahrheit ist; nur durch seine *Negativität* ist der Geist seine *Selbstposition* und das Setzen alles Positiven, ist ein *Selbst* und *Subject*, nur durch sie *absolut lebendig und wirklich*, das nie aufhörende Product seiner eigenen That, und *ohne* diese Form der *Thätigkeit* schlechthin, wie überhaupt keine Lebendigkeit, so auch keine *Selbstheit* und *wahrhafte Selbständigkeit* und keine *Subjectivität* möglich. Die Wahrheit der Substanz oder des Wesens ist das *Subject*, *Subjectsein* aber diejenige *thätige* Beziehung vom Wesen oder Sein auf *sich* zurück *als das Selbst*, durch welche jenes, statt das Erste oder Ursprüngliche zu sein, vielmehr zum *Gesetztsein* gemacht wird, dieses aber sich als das *Selbstsetzende* und Selbstbestimmende seiner hat und, was es ist, *durch sich* und in der Rückbeziehung auf sich *für sich* ist. Dafs der Geist oder, was gleichbedeutend ist, seine reine Thätigkeit, worin er allein ist, was er ist, sein Denken, auch *ist*, dieses *Sein*, welches wir ihm vorerst beilegen, würde ihm so wenig helfen, als dem Stein das seinige, wenn es nicht auch *für ihn* wäre; *für ihn* aber ist es nur *durch seine eigene That*, die That der Selbstunterscheidung von sich, durch welche er sein *vorausgesetztes* oder ihm von uns beigelegtes Sein selbst aufhebt, indem er es nicht *als ein unmittelbares* bestehen läfst, aber in *demselben* Acte der Selbstunterscheidung von seinem Sein es auch erst als *sein* Sein und *für sich setzt*, indem er es sich *gegenständlich* und damit gleichsam zum Stoffe seiner absoluten Selbstbestimmung gemacht hat. Der Geist nimmt alles nur von dem Seinigen als seiner unendlichen Möglichkeit; es ist aber das Seinige erst und wird es durch seine ursprüngliche That, durch welche es ein Seiendes für ihn und Gegenstand seines Wissens wird und die Gestalt bestimmter Wirklichkeit gewinnt. Nur in *diesem ursprünglichen Acte* hat alle Intelligenz überhaupt und alles Wissen seine Wurzel und Möglichkeit. Die causa sui, welche man von der absoluten Substanz prädicirt hat, darf, wenn auch als die Ursache ihrer selbst, doch keineswegs als ein ruhender oder nur seiender Grund, sondern kann schlechthin nur als jene absolute Thätigkeit des Selbstsetzens ihrer oder ihrer Selbstverwirklichung, welche für unser Erkennen das Aufheben oder Negiren ihrer vorausgesetzten Unmittelbarkeit ist, gefafst werden. Als diese absolute Selbstthätigkeit aber hört sie eben damit auch auf, Substanz zu sein, und ist *Subject*, absolutes Subject, die Substanz nur als ihre That und ihr Werk; aber auch Subject ist das Absolute schlechthin nur durch seine eigene That, dadurch, dafs es *selbst* sich dazu macht. *Dieses ewige, ewigthätige Selbst, ohne* welches es sonst *kein Selbst* in der Welt gäbe, ist allein das *wahrhaft Absolute*, dieses aber ist der *Geist. Der Geist ist selbst die Wahrheit und alle Wahrheit*, dies ist Hegel's Lehre; er ist aber diese Wahrheit nur als die ewige Energie, seine unendliche Möglichkeit in seine unendliche Wirklichkeit für sich überzusetzen und darin bei sich selbst zu sein. Womit Aristoteles als dem Höchsten, was seine Speculation erreicht, aufhört, das ist bei Hegel schon der Anfang, zwar als das absolute Ziel für die *Erkenntnifs* in seiner totalen Entwicklung und Auslegung auch wieder das Letzte und zu erreichende Höchste, aber eben deshalb als Ziel oder Zweck ebensosehr auch das Erste, das primum movens, das von vorne herein schon Zusich-Bewegende, damit zugleich aber auch das Element, gleichsam der geistige Aether, in welchem diese Bewegung nach dem Gesetze der ursprünglichen Thätigkeit ihre Entwicklung hat, und in dessen Gebiet dann bei Hegel nothwendig auch die von Aristoteles schon *vor* dem Nus abgehandelten Kategorien als reine Denkbestimmungen oder als die besondern inhaltvollen Gedanken und Gedankenverhältnisse fallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Die geistige Thätigkeit ist, indem sie ist, doch die *keine Unmittelbarkeit* des Seins duldende, vielmehr sie fortwährend in jedem Momente, in jedem Puncte, in jeder Bestimmtheit des Seins, in welcher es sich zu fixiren und zur Unmittelbarkeit zu verfesten im Begriff wäre, negirende oder aufhebende, und nur sich selbst setzende oder ihr Sein zu *ihrem* Gesetztsein machende und dadurch sich substantiell verwirklichende Thätigkeit. Diese rastlose Negativität, dieses fortwährende Selbstsetzen, dieser nie aufhörende Pulsschlag der Lebendigkeit ist ihre *Positivität* selbst, so wie eben diese Negativität als das Negativ- oder Ideell-Setzen jeder gesetzten und damit *real* gewordenen Bestimmtheit, welche, wie unterschieden und gesetzt, auch wieder überschritten und verlassen, aber keineswegs vernichtet wird, sondern als *integrirendes* Glied, als Moment auch bleibt und der *Totalität* angehört, deren *Idealität* ist und diese als die durch das Ganze wiederum in seiner Ununterschiedenheit oder aufgehobenen Unterschiedenheit waltende ungetrübte Klarheit ausmacht. Eine geistige Thätigkeit solcher Art, für welche es nichts aufser ihr Seiendes und nichts Vorgefundenes giebt als sie selbst, sondern welche selbst die Möglichkeit alles Besondern und Bestimmten in sich schliefst, wie dessen Setzen als absolute Selbstbestimmung ist, aber welche ebenso auch jede besondere Unterschiedenheit als solche wieder auflöst und in ihre Idealität zurücknimmt und in der Einheit erhält, *ist* nicht sowohl schon das Unendlich-Allgemeine, als es sich durch seine That ewig dazu macht und als das nichts Ausschliefsende, Alles Gewältigende, Alles Umfassende constituirt, so dafs, indem es in nichts sich verliert und in nichts aufser sich kommt, es auch in steter Beziehung nur *auf sich* bleibt als *Ein und dasselbe Selbst*, welches in aller Thätigkeit des Unterscheidens und Bestimmens doch nur *in sich* und *bei sich* weilt, nur sich selbst zum Ziele hat und auf sich selbst zurückgeht, die Bewegung *von sich*, welche in ihrer Aenderung schon wieder die umgebogene *zu sich* und so *als sich selbst erreichender Zweck* nur *ewige Selbstvermittlung mit sich* ist. Für die Anschauung als sich in sich abschliefsende Raumfigur dargestellt wäre es die Bewegung, welche in ihrer doppelten Aenderung oder in ihren drei Momenten unterschieden und abgesondert die Beschreibung des Dreieckes, in der Zusammenfassung der drei Momente aber in jedem Punct der Bewegung die Beschreibung des Kreises bildet, in welchem die sich unverändert gleich bleibende Beziehung auf sich zugleich durch den Mittelpunct ausgedrückt wird. Der Geist in seiner unendlichen Idealität und Allgemeinheit, deren bewegender Puls die Negativität oder die Lebendigkeit selbst ist, ist und wird Alles und ist die ideelle Thätigkeit von Allem, ebenso als die Unterscheidung wie als die Einigung von Allem. Aber eben diese ebenso unterscheidende als einigende Thätigkeit ist auch das Denken und das Denken nichts Anderes als diese lautre Thätigkeit. Die *speculative Philosophie*, welche den *Geist* zum *absoluten Princip* hat, begreifen, heifst daher *begreifen*, *was der Geist in seiner lautren Thätigkeit selbst ist.* Dies ist der Schlüssel zu Hegel's Speculation, zunächst der Logik. Die *Natur*, das Zweite, dieses vom Geiste und von seinem schaffenden Denken nur in der *Abstraction des Seins*, nicht auch in der Bestimmung des Denkens und Wissens, wenn gleich in der Bestimmung der Thätigkeit und Production oder derselben Negativität, nur in der Form der Nothwendigkeit, nicht der Freiheit, sich gegenständlich gesetzte und von ihm unterschiedene Andere — jedoch wir haben den Raum nicht, um uns auf dieses unendliche Aussereinander zahlloser

Digitized by Google

für sich bestehender und in ihrem äufsern und innern Zusammenhange die *seiende* Totalität bildender Existenzen, welche die *ewigen schöpferischen Gedanken* zu ihrer *innern Macht* und *bewegenden Seele* haben, hier näher einlassen zu können. Schwer ist aber unsere philosophische Erkenntnifs nicht für den, der da weifs, was die Vernunft und was die *Liebe* ist; denn die Liebe ist *dasselbe, dieselbe Idealität, dieselbe umfassende unendliche Allgemeinheit*, welche jene für das erkennende Denken ist. Zu sagen: *Gott ist der Geist* oder die absolute geistige Thätigkeit, und: *Gott ist die Liebe*, unterscheidet sich etwa nur darin, dafs die Liebe, ungeachtet sie als Hauptsache gilt, doch insofern etwas weniger enthält, als sie vorzugsweise von der Seite gefafst wird, die *Einigung* des Geschiedenen und das Vollbringende dieser Einigung oder das Versöhnende zu sein, und mithin ein schon Geschiedenes zur Voraussetzung hat, während die absolute ursprüngliche Thätigkeit nicht blos dieses Einigende ist, sondern in ihrem anhebenden Acte auch als die ursprüngliche Unterscheidung das Hervorbringen und Setzen des *Besonderen* als des für sich Unterschiedenen und damit in gegenseitige Geschiedenheit Uebergehenden enthält. Diese Seite der allgemeinen Thätigkeit, wornach jedem Möglichen in der Unterscheidung sein besonderes Dasein gewährt und es sich selbst, seinem eigenen Fürsichbestehen, überlassen wird und seine eigene Beziehung auf sich erhält, um sich seines besonderen Lebens zugleich im Genusse alles mitgesetzten Andern und des Ganzen selbst erfreuen zu können, könnte eher als die *Güte* Gottes bezeichnet werden. Dafs eine so für sich abgesetzte Existenz sich nicht völlig abkehre und abtrenne und aus der Einheit des Ganzen sich losmache, dafür ist schon durch die starken Bande, welche das Ganze zusammenhalten, gesorgt. Der höchste Genufs solcher Art aber, den wir *Seligkeit* nennen, ist unter allen geschaffenen Existenzen dem selbst geistigen und eben damit denkenden Wesen, dem *Menschen*, verliehen worden, den wir nicht anstehen, nach Gott und Natur das *Dritte* in der Schöpfung zu nennen, zugleich mit der ihm gegebenen Rückkehr zum Ersten; er hat aber diesen Genufs und diese Rückkehr nur durch das *Denken*, d. h. die ihm als rein *ideelle* Thätigkeit verliehene *Form* der ursprünglichen Thätigkeit selbst, wodurch ihm, das schon von Ewigkeit Gedachte für sich zu reproduciren, sich selbst zur ideellen Unendlichkeit zu erheben und die Einsicht in das Ursprüngliche, wie in das Ganze und dessen Zusammenhang überhaupt zu gewinnen, möglich gemacht ist. Nur dadurch, dafs wir selbst auch geistige und damit denkende Wesen sind, treten wir *gegen* die Natur, von welcher wir herkommen, gegen diese allgemeine stehend-gewordene Objectivität, wieder zurück auf die Seite Gottes, welchen, indem wir ihn als das Urselbst und den Urquell von Allem auch *erkennen*, wir ebendamit auch uns zum Gegenstande und zum absoluten Ziel unseres höchsten Strebens, unseres höchsten Denkens und Wollens machen. —

Wenn man, ehe man Zusammenhang und Verhältnifs von Denken und Sein kennt, beide nur als absolut verschieden einander gegenüber hat und dann etwa fragt, welches vor dem andern den Vorzug habe, so würde Mancher ohne Zweifel, sein Denken für nichts eben Grofses oder Besonderes achtend, sich ohne vieles Bedenken für das Sein entscheiden, vielleicht schon um der äufsern Anschaulichkeit oder Handgreiflichkeit willen, welche man beim Denken, ungeachtet es das Nähere ist, vermifst. Bleibt ja doch dem Todten noch das Sein, wenn das Denken entflohen ist, wenn auch nicht für ihn, doch für andere Lebendigkeiten. Man müfste aber bei einer solchen Frage doch beide erst mit einander vergleichen, um auch ihren Unterschied angeben zu können. Nun ist es zwar richtig, dafs ohne das Sein, d. h. das vom Denken unterschiedene und selbst nicht-denkende Gegenständliche oder Andere überhaupt, es auch nichts für uns und mithin kein Wissen von irgend etwas gäbe. Allein wir wissen eben so wenig auch ohne das Denken, und das Denkende allein ist auch das Wissende. Das Sein, für sich in seiner Abstraction genommen, hat in seinem Nichtdenken gerade seinen absoluten Mangel. Es kann nicht von sich noch über sich, mufs, als thätiges auch, Sein bleiben, kann sich nicht von sich selbst unterscheiden, sich nicht in sich verdoppeln, nicht sich selbst sich gegenüberstellen und gegenständlich werden, wie ihm denn überhaupt die Selbstheit fehlt, und eben deshalb auch zu keinem Wissen von sich gelangen. Das Denken hat dies Alles, was dem Sein fehlt, greift nicht blos über das Sein, sein Andres, über und schliefst es in sich, sondern hat es auch nur, wie schon gesagt, als seine That, als seine ei-

Digitized by Google

gene Unterscheidung, als das von ihm Gesetzte, nur als sein Moment. Der Geist ist es selbst, der in der Form des Seins oder der Gegenständlichkeit als des *Gedachten* seine schöpferischen Gedanken als seine Productionen sich vorführt und in der unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit der Natur sich das Schauspiel der Entfaltung seiner eignen unendlichen Gröfse und Herrlichkeit giebt. Nur Er, nur sein schöpferisches Denken hat eine Welt hervorzubringen vermocht, nur *sein* Denken ist es, was sie fortwährend schafft und erhält. Wie alles Sein nur *für* die Intelligenz, giebt es auch schlechthin kein Sein *ohne* die Intelligenz und intelligente Thätigkeit. Und in der oben angeführten Einschränkung gilt dies auch für uns.

Kann aber das *erkennende* Denken, insofern es die *Wahrheit* sein soll, was es erkennen will, dies nur bewerkstelligen, indem es das *Gleiche*, die Sache der Wahrheit in ihrer eignen substantiellen Form, denkt, ist diese Form aber nichts Anderes als jene oben geschilderte ursprüngliche und absolute Selbstthätigkeit, welche unterscheidend und wieder einigend die Hervorbringerin aller Urgedanken, der Principien aller natürlichen Dinge und aller geistigen Verhältnisse, ist: so fällt auch das Hauptinteresse des speculativen Erkennens nicht zunächst in die Erkenntnifs der Beschaffenheit von Gegenständen oder Denkobjecten, insofern sie als seiende oder ruhende genommen und vorausgesetzt werden, wie dies andere Erkenntnifsweisen und Methoden thun, auch nicht in die Form der blofsen Beziehung oder Combination zwischen ebenfalls schon vorausgesetzten und als gegeben genommenen festen Puncten, wie etwa in der Mathematik, sondern in jene Thätigkeit und Bewegung und deren Erkenntnifs selbst, als die Wiederhervorbringung der ursprünglichen Gedanken, der absoluten Denkunterschiede und Bestimmungen, oder der Urdenkformen in ihrem inneren Zusammenhange überhaupt, insofern nur die gleiche, mit der ursprünglichen identische Formthätigkeit unseres Denkens das Mittel und Organ dieses Erkennens ist, wodurch auch uns die Sache zum Wissen gebracht wird. Nicht die Resultate als solche sind die Hauptsache, sondern der Weg, durch welchen sie gewonnen werden; nicht der eine erkannte Wahrheit unmittelbar und in ihrer unbewegten Ruhe aussprechende Satz, sondern das Erkennen in seiner Denkbewegung des Unterscheidens und Beziehens selbst und die Einsicht in das Werden der Sache und in den Zusammenhang derjenigen Unterschiedenheiten und Momente, auf deren Beziehung und Einigung ihr Begriff ruht. Wie die zu erkennende Wahrheit die eigne ewige Thätigkeit ihrer Hervorbringung für sich ist, ebenso ist das auf sie gehende Erkennen die mit der einfachen Form jener Thätigkeit zusammenfallende Bewegung des reinen Denkens, und wie jene in nichts sich verliert, noch aufser sich kommt, sondern in aller Unterscheidung als das Selbst, welches allein die Unterscheidung macht, in und bei sich bleibt, ebenso auch das in der gleichen Weise sich bewegende, in dem, was es thut, sich selbst erfassende, sich selbst wiederfindende und mit sich einigende erkennende Denken; und *nur hierauf* beruht das Erkennen der Wahrheit und ist nur in der angegebenen Form möglich. Jede Erkenntnifs ist in der Aufhebung einer vorhergegangenen Unterscheidung oder Einigung eines vorher Unterschiedenen zugleich ein *Zusammengehen des Denkens mit sich selbst*, und darin ist als in einer Selbsterfüllung die *Selbstbefriedigung* enthalten, welche das Erkennen der Wahrheit uns gewährt. Die *dialektische* Methode ist nur die durch das ganze Gebiet des Erkennens hindurchgeführte, durch das Gesetz oder die Form der absoluten Thätigkeit, welche Hegel *Negativität* genannt hat, bestimmte und geleitete, und mit ihr *ideell zusammenfallende Bewegung* des *erkennenden* Denkens, von dem zuerst unterschiedenen *blofsen Sein* und dessen Unterschieden oder Kategorien an, in der sich selbst zu ihrer Vollendung und höchsten Selbsterfassung als ihrem Ziel forttreibenden Thätigkeit der Sache, durch die Reflexions- oder Relativitätsform der Negativität hindurch, unter welcher das Ganze sich in der Form von *Wesen* und Erscheinung und in deren verschiedenen reflectirten Bestimmungen darstellt, bis zur Erkenntnifs der ihre Substanz nicht seienden, sondern als ihre eigene That setzenden *Subjectivität* oder Selbstheit in der Form des *Begriffes* als der absoluten Form selbst, in welcher die Negativität sich zu ihrer eignen höchsten Form vollendet und keine Unmittelbarkeit des Seins so wenig als das selbst zu einem blofsen Gesetztsein gewordene Wesen als solches mehr bleibt, sondern nur Idealität und freie Selbstthätigkeit, absolute Selbstbestimmung und in den unterschiedenen Bestimmungen unendliche Selbstvermittlung mit sich waltet, — in

Digitized by Google

Wahrheit die Form der freien geistigen Thätigkeit überhaupt als *Form* betrachtet, dann aber die allgemeine Form, in welcher überhaupt irgend etwas Substantielles in seinem Begriffe gefafst und begriffen wird, wozu die Aufnahme oder Hinzunahme des blofsen Grundes zu dem übrigen unmittelbaren Inhalte des Begriffes noch keineswegs zureicht. Es löst sich hienach auch der Zweifel, ob Hegel's *speculative* Methode nicht auch schon der vorangegangen Philosophie vindicirt werden dürfe. Eine Philosophie, welche das Absolute vorzugsweise als Sein und Substanz, nicht selbst als Denken und Geist fafst und das Denken daher nur auf der Seite des erkennenden Subjects, dem absoluten Sein als dem Vorausgesetzten gegenüber hat, kann auch nur eine *Reflexionsmethode* haben.

Auch der Verf. der logischen Untersuchungen hat in diesen Hegel's Negativität sich nicht besonders zum Gegenstande seiner Kritik gemacht; sie wird für sich wenig erwähnt und mehr nur in ihren besonderen Entwicklungsformen und concreteren Gestalten, jedoch ohne Kenntnifs davon, dafs und wie sie darin die bewegende Seele ist, einer Beurtheilung unterworfen, welche, so viel uns vorgekommen ist, Sinn und Bedeutung derselben keineswegs ergriffen hat und die äufserlich gebliebene Auffassung der Sache nicht selten bis zur gänzlichen Entstellung, mitunter zu etwas noch Schlimmerem, fortgehen läfst, wie sich näher herausstellen würde, wenn wir hier den Raum hätten, das Mifsverständnifs und die Verfehlung in allen besonderen Fällen nachzuweisen. Der Verf. hätte aber zu einer schärferen Betrachtung von Hegel's Negativität nach unserem Dafürhalten um so mehr Grund und Veranlassung gehabt, als gerade sie es ist, welche er mit einer von ihm selbst aufgestellten und mit einem bedeutenden Gewichte eingeführten ähnlichen Kategorie, welche eben deshalb auch unser besonderes Interesse erweckte, hätte in Vergleichung bringen müssen. Wir meinen das zwar dem Aristoteles entnommene, aber in mancher Hinsicht von ihm abweichende Princip der *Bewegung*. Wie alle Bewegung und Thätigkeit überhaupt und alles Werden, mufs zwar auch dieses vom Verf. für das Denken und Sein gemeinschaftlich angenommene Princip in dem, von der Bewegung unzertrennlichen, fortgehenden Anderswerden, worein dieses auch falle, das *negative* Moment enthalten, wornach in jedem Puncte oder Momente das Setzen eines Neuen schlechthin zugleich das Aufheben eines Bisherigen ist und umgekehrt, oder Negiren und Poniren unzertrennlich in einen Act und zwar in *denselben* Punct der Bewegung fallen; allein da diese Bewegung eigentlich doch nur die *äufserlich* fortgehende, mehr quantitative und mechanische ist, ein beständiges Vonsich- und Aufsersichkommen ohne die schon im Ausgehen-von-sich enthaltene *Rückbeziehung auf sich*, da ihr nicht blos das negative Moment der eigentlichen qualitativen Unterscheidung und die Reflexion in sich, sondern insbesondere die *Selbstunterscheidung* und die in allem Fortgange sich erhaltende *Selbstheit* überhaupt fehlt: so ist sie, ob sie gleich auch das Denken angehen und umfassen soll, doch eigentlich nur die in das *Sein als solches* allein fallende äufsere Bewegung, welcher das Denken zwar sehr gut zu folgen vermag, nicht aber die das *Denken als solches* vom Sein unterscheidende und ihm eigenthümlich angehörige *Selbstbewegung*. Sie dient dem Verf. daher auch nur zur Erklärung der Kategorien des Seins und der äufsern Wirklichkeit, und reicht nicht über den ersten Theil seiner log. Untersuchungen hinaus, reicht namentlich nicht zu zur Erklärung des *Zweckbegriffes*, während Hegel's Negativität in ihrer reinen absoluten Gestalt und höchsten Vollendung nicht blos den *Begriff* überhaupt, sondern auch die *absolute Zweckthätigkeit* selbst in sich schliefst, und aufserdem keine Kategorie des Seins und des Wesens oder irgend ein wissenschaftliches Princip ist, welches wir nicht selbst uns anheischig machen könnten, unserem Gegner aus der Negativität abzuleiten und zu entwickeln.

Wir haben schon früher in den Jahrbüchern f. w. Kr. dieses *Grundgesetz des Denkens*, welches, da alles Sein ursprünglich ein Product des Denkens, ebenso auch das *Grundgesetz alles Seins* ist, welches Hegel unter seiner Negativität verstanden hat, zu erläutern versucht und wollen uns daher nach dem auch jetzt wieder darüber Gesagten nicht weiter dabei aufhalten, ob wir gleich die Sache als etwas auch dem Aristoteles schon Wohlbekanntes, wenn auch nicht in dieser durchgreifenden Bedeutung wie bei Hegel, nachzuweisen vermöchten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nur dies noch bemerken. Indem überall Thätigkeit ist im natürlichen und geistigen Universum und jedes scheinbar ruhende Sein nur eine gehemmte, ihre Gebundenheit daher auch nicht vertragende, vielmehr zu deren Auflösung und zu ihrer Befreiung zurückstrebende Thätigkeit, jede Bestimmtheit aber, es sei im Denken und im Geiste oder in materiell-concreten Naturgebilden, welche und weil sie nicht für sich schon das Ganze eines Begriffes, nicht eine in sich thätige, sich mit ihren Bestimmungen in sich vermittelnde und abschliefsende Totalität ist, eben darum nur ein Moment, Glied, Zustand und dgl. von einer solchen sein kann; ferner aber für alles Besondere und Besondersbestimmte nur das Absolute und Allgemeine, nur der Begriff, unter den es fällt, sein Maafsstab, wie seine Wahrheit ist, gegen welche es sich negiren, sich zum Unselbständigen und Untergeordneten herabsetzen mufs: so läfst sich die Negativität im Allgemeinen auch von dieser Seite darstellen und definiren, dafs sie selbst schon das in jeder besondern Bestimmtheit thätige und wirksame Ganze und Allgemeine, die sie innerlich beherrschende Macht sei, wodurch, in Bezug auf den Begriff oder die Totalität von irgend Etwas, dieses zur *Unverträglichkeit mit* und *gegen sich selbst* wird, in *derjenigen* Bestimmtheit, welche es hat oder in welcher es ist, *zu bleiben und zu verharren*, und mithin sich als das Streben-von-sich-weg darstellt oder als das Streben, *über* sich in *dieser* Bestimmtheit hinauszugehen, um *zu sich* in seiner Wahrheit und in der *Einheit mit dem Ganzen* und seinem Begriffe zu gelangen. So ist Alles, was sich zunächst nur als blofse Möglichkeit, Anlage oder Keim, als Bestimmung, besondere Beschaffenheit u. s. w. darstellt, in Bezug auf seinen *Begriff* oder auf das, was es *soll*, ein *Negatives-an-ihm-selbst* für das Denken, weil das Denken und nur das Denken es ist, was den Maafsstab seines Begriffes hat und anlegt; ja alles *Sein* selbst als solches oder in der blofsen Kategorie des Seins, da es an ihm selbst nicht die Wahrheit, nicht selbst das Absolute ist, ist eben darum für das Denken das sich an ihm selbst Aufhebende und zur Unwahrheit Bestimmende. Ueberhaupt, wenn unser Gegner uns widerlegen will, so bezeichnen wir ihm zwei Puncte, in denen wir seine Widerlegung annehmen und anerkennen. Er soll uns 1) beweisen, dafs das Absolute *keine* Thätigkeit und zwar *nicht* die *ursprüngliche Selbstthätigkeit* sei, wofür wir dieselbe erklärt haben, und 2) *wenn* es Thätigkeit ist und nichts Anderes sein kann, uns darthun, dafs dieselbe noch in einer *anderen*, noch wahrhafteren oder gleichsam *noch absoluteren Form* zu fassen sei, als in derjenigen, welche von uns als die absolute bezeichnet worden. Mufs er selbst aber das Absolute als jene Thätigkeit anerkennen, und kann er uns keine noch richtigere und wahrhaftere, keine ihrer Absolutheit und Ursprünglichkeit noch bestimmter und adäquater entsprechende Fassung ihrer Form nachweisen: warum mifsversteht und bekämpft er unsere Philosophie? Hegel hat das Lebendige und zwar das Urlebendige auch als ein Lebendiges behandelt; ihr Andern aber wollt es als ein Todtes, in Abstractionen Fixirtes haben; und macht unser Gegner mit seinem Princip der Bewegung und die Naturphilosophie mit ihrem Naturprocefs davon eine Ausnahme, so reicht dies noch lange nicht hin, um das allein und wahrhaft Absolut-Lebendige in *seiner* Thätigkeit zu erkennen. Dafs wir eine wirkliche *Metaphysik* haben und von welcher Beschaffenheit, von welcher, vor Hegel noch nicht dagewesenen Tiefe und Gründlichkeit, und mit ihr eine durch die Form der erkannten objectiven und substanziellen

Digitized by Google

Wahrheit selbst bestimmte Form des Erkennens sowohl wie der wissenschaftlichen Behandlung und Entwicklung, worauf die Identität der *speculativen Logik* mit der Metaphysik beruht, keineswegs es aber mit einer haltlos in Lüften schwebenden, in jenen vorgespiegelten und eingebildeten Nichtigkeiten sich bewegenden Methode eines man weiſs nicht woher kommenden und gleichsam auſser dem Universum auf eigne Faust sich in nur seinen Erdichtungen ergehenden, nur subjectiven Denkens zu thun haben, schon aus dem Grunde, weil es ein apriorisches Denken solcher Art, wie einige unphilosophische und der Natur des Denkens unkundige Köpfe es der Welt haben glauben machen wollen, gar nicht giebt und nicht geben kann: das glauben wir, unseren Gegnern und Miſsverstehern überhaupt gegenüber, für ein wissenschaftlich gebildetes Publicum, so weit es hier uns gestattet ist, bereits hinreichend dargethan zu haben und werden es ferner zu thun suchen.

Was aber den Hrn. Verf. der logischen Untersuchungen betrifft, so giebt sein Angriff auf das Leben unserer Philosophie auch uns nicht blos das Recht der Nothwehr, sondern auch das Recht, näher nach derjenigen Berechtigung zu fragen, welche die Qualität seines philosophischen Standpunctes in Vergleichung mit dem unserigen ihm zu seiner auf Vernichtung gehenden Polemik giebt. Wir unsererseits sind tolerant, lassen im Gebiete der Philosophie gerne jede Erscheinung gewähren, welche uns von irgend einer Seite bedeutend und ersprieſslich zu sein scheint, und weisen ihr die Stelle ihres Verdienstes ohne Neid und Schmälerung an. Auch diesen logischen Untersuchungen haben wir schon früher ein bedeutendes Verdienst nicht abgesprochen. Im Unterschiede und Gegensatze von der formalen Logik setzen wir ihren Werth vornehmlich in dasjenige, was die Hegel'sche auch, nur etwas anders thut, in die Aufstellung und Entwicklung der allgemeinen Principien und Kategorien und in das nach denselben sich bestimmende Eingehen in den substanziellen, wesentlichen Inhalt der gegebenen Objecte, oder, um es noch näher zu bezeichnen, in die Zurückrufung und Wiederbelebung der Aristotelischen ontologischen oder überhaupt metaphysischen Logik. Ja, wir hätten gewünscht, daſs der Verf. sich noch strenger und schärfer an Aristoteles gehalten und einem modernen Empirismus, der zum Theil so gar wieder aufgiebt, was schon Kant gewonnen hat, weniger Einfluſs auf seine Philosopheme gestattet hätte. Zu einer näheren Beurtheilung indessen der vom Verf. aufgestellten Kategorien, ihrer Deduction und Definition, im Zusammenhange mit der Polemik gegen die Hegel'sche Fassung, haben wir hier für jetzt den Platz nicht mehr, werden aber später, vielleicht auch bei unserer künftigen eigenen Logik, darauf zurückkommen können. Ein anderes, jedoch mit dem genannten zusammenhängendes Verdienst dieser logischen Untersuchungen und der auf ihnen beruhenden Logik selbst, welches jedoch die Hegel'sche, wenn es darauf ankommt, sich nicht minder zu verschaffen vermag, scheint uns in dem Sinne, in welchem schon die Aristotelische ein Organon, ein Mittel und Instrument zur Einführung in die besondern Wissenschaften und zur angemessenen Behandlung ihrer Objecte, genannt worden ist, in dem praktischen Werthe zu liegen, den diese Logik zu diesem Zweck und Behufe nicht bloſs für Studirende, sondern auch für Naturforscher und Geschäftsmänner haben kann, denen es gerade nicht um eine speculative, innerste Erkenntniſs der absoluten Wahrheit zu thun ist. Allein gleichwie es eine höhere Mathematik giebt, welche unbekümmert um ihre praktische Brauchbarkeit ihre Bahn für sich verfolgt, eben so auch eine höhere, eine speculative Philosophie; ein Gewinn höherer Art bleibt darum bei beiden nicht aus, durch welchen auch das Untergeordnete erst sein Licht empfängt. Ja, in der Philosophie ist jener speculative Gewinn so sehr die Hauptsache, daſs ohne ihn und das von ihm ausgehende Licht die Bemühung um das sonst schon sattsam Bekannte und Gemeine ziemlich gleichgültig erscheint. Unser Gegner gesteht der Hegel'schen Methode nur einen sehr bedingten Werth zu und spricht ihr einen absoluten ab. Wenn wir dagegen seiner Logik, abgesehen von anderen Bemerkungen, welche unsere Kritik dabei zu machen fände, wenigstens keinen speculativen Werth zugestehen können, so geschieht dies schon darum, weil es dieser Philosophie zwar nicht an allerlei und verschiedenen Principien, wohl aber an der Einheit derselben, an Einem Grundprincip, einem absoluten Princip fehlt. Da hievon das *System* abhängt, so erhalten wir dadurch im Kampfe gegen unseren Gegner schon den Vortheil, daſs wir es bei ihm nicht mit einem eigentlichen philosophi-

Digitized by Google

schen System, mit einer fest in sich geschlossenen philosophischen Phalanx, sondern mit einem blofsen Philosophiren ohne Grundprincip zu thun haben. Der Unterschied ist nicht unbedeutend. Uebersehen wir den Gang dieses Philosophirens kurz im Ganzen, so findet sich *nach* der Abhandlung des empirisch gegebenen Seins, wie es in Natur und Welt sich darstellt, welches wie Ausgangspunct ist, so auch als das eigentlich Positive gilt und die feste Grundlage bleibt, und *nach* der Entwickelung und Erklärung der in und an den Objecten erkennbaren Kategorien, welche hier als Abstractionen unseres, dieses Inhaltes ebenfalls fähigen und ihn nachbildenden und weiter verarbeitenden Denkens von dem Gegebenen erscheinen, zuletzt auch noch ein Uebergang zum Absoluten, zu Gott oder der Idee; aber man sieht gerade nicht, wozu dies noch nöthig, da die Welt als diese Totalität alles Seienden und Wirklichen in der Vortrefflichkeit und Zweckmäfsigkeit all ihrer Gebilde, Einrichtungen und Gesetze, zumal als ein lebendiger Organismus betrachtet, nichts zu wünschen übrig läfst und nichts weiter aufser ihr bedarf, indem das „mächtigere Sein", welches hinter den Erscheinungen, hinter der Oberfläche der Dinge noch verborgen liegt, ihr auch schon angehört und auch nichts Anderes als ein *Natursein* ist. Da die Welt schon allen positiven Inhalt für sich verschlungen hat, so hat die Idee entweder eben auch nur diesen Inhalt als Idee der Welt, oder, wenn sie noch etwas mehr, wenn sie das Absolute als Gott sein soll, so haben wir schon früher gesehen, wie der Inhalt da mit Einem Male ausgeht und das Philosophiren mit dem Nichts, der Negation jedes bestimmten positiven Inhaltes auf das Trockene geräth, und dann in dem leeren Gedanken eines unsagbaren Unendlichen oder Unbedingten sich zum Glauben flüchtet. Wenn dieser Glaube aber nicht etwa den Inhalt des christlichen Glaubens in sich aufnimmt, so kann er als blofser philosophischer Glaube, als Folge der Abstraction und Reflexion, nur etwas Leeres, Unbestimmtes und Unsagbares, etwas Inhalt- und Substanzloses sein, worin ein Subject nur etwa für sich als *dieses* Subject, in diesen Gefühlen und Ueberzeugungen, sich zu befriedigen und zu beruhigen vermag. Warum hat, wenn es sich um das Höchste, das Absolute auf metaphysischem Wege handelt, der Verf. der logischen Untersuchungen sich nicht auch hier zum Gedanken des reinen und zwar thätigen Nus des Aristoteles emporgehoben, dem er doch sonst so viel folgt, und der offenbar höher steht? So geschieht es, dafs einerseits Gott nicht aus dem Natursein herausgehoben wird, andrerseits aber Gott *und* Welt, in der blofs negativen, prädicatlosen Fassung Gottes, gleichwohl zu etwas Zusammenhanglosem werden. Dafs die Welt als das absolute Werk Gottes die höchste Vortrefflichkeit besitze, wer leugnet dies? Aber dafs sie gleichwohl nicht die höchste Wirklichkeit, nicht selbst das Absolute sei, dafs insbesondere die Natur das Absolute nicht sein kann, weil es ihr absoluter Mangel ist, nicht Geist zu sein, und sie auf der höchsten Stufe ihrer Gebilde, in der natürlichen organischen Lebendigkeit, es nur bis zur Seele, dem Uebergang zur denkenden Intelligenz, dem Geiste, bringt: das war zu zeigen und zu beweisen. Nur durch die Negation der Welt, d. h. durch die Erkenntnifs, dafs sie in all ihrer Herrlichkeit doch nur ein Gesetztes, nicht selbst ursprünglich Setzendes ist, eine Negation, welche zunächst die Natur, weil sie nicht Geist ist, sodann den noch durch die Natur bedingten und gebundenen, im Natursein befangenen und damit noch unfreien, aber zur Freiheit in Gott strebenden und sich losringenden endlichen Geist selbst betrifft, kann der absolute Begriff des absoluten und absolutfreien und unendlich selbstthätigen Geistes gewonnen werden als des ursprünglichen absolutwirklichen und absolutlebendigen Selbstes, welches wir Gott nennen, durch den allein Alles ist, was da ist, und ewig geschaffen, erhalten, belebt und bethätigt wird. Der Uebergang wird beim Verf. auch nicht eigentlich von der Welt aus, welche in ihrer Herrlichkeit und Vortrefflichkeit, wie sie ist, stehen bleibt, gemacht, und es ist merkwürdig, wie er gemacht wird. Er findet zuletzt, dafs von allen seinen Kategorien jede für sich noch bedingt, mithin jede auch zur Definition Gottes als des Unbedingten unzureichend, gleichsam unendlich zu klein sei. Allein wenn auch, wie wir gerne zugeben, jede dieser Kategorien als ein blofs dienendes Glied für sich einzeln und allein ein unnützer Knecht und so wenig werth ist als ein ausgerissenes Auge oder eine abgehauene Hand: was thut oder schadet denn dies der Welt? sind denn in dieser die Kategorien, die substanziellen Mächte ihres Lebens und Bestehens, etwas so Losgerissenes und für sich Vereinzeltes?

Digitized by Google

wirken sie nicht vielmehr im innigsten Verein zusammen zur schönsten und vortrefflichsten Harmonie des Ganzen? was hindert also, wenn es darauf ankommt, die Welt, selbst schon das Absolute zu sein? Sie müfste dem Vf. dadurch das Unbedingte, die schlechthin seiende Substanz werden, dafs sie als die Totalität alles Bedingte in sich zur Einheit aufgelöset, durch sie gebunden und getragen enthält.

Es ist dieser Uebergang und die Behandlung der dahin fallenden sogenannten Beweise vom Dasein Gottes nebst dem vom Verf. hinzugefügten „logischen" Beweise schon im ersten Artikel etwas ausführlicher besprochen worden. Es wird von ihm mit Recht ein grofses Gewicht auf den teleologischen Beweis und den durch ihn zu gewinnenden „*unbedingten weltdurchdringenden Gedanken*", auf „den einen Grundgedanken des göttlichen Zweckes" u. s. w. gelegt, und in der zusammengesetzten Wirkung, zu welcher sich die verschiedenen Beweise nach den dort angeführten Stellen, jeder in dem durch ihn zu beweisenden Stücke, dem Verf. vereinigen, ist es der logische Beweis, welcher neben dem durch die andern Gewonnenen auch „den weltbeherrschenden Zweck" in dem „*denkenden Urgeiste*" begründet finden soll. Aber gleichwohl wird durch Schuld des ganzen Verfahrens, welches dieses Philosophiren einschlägt, und die Schwäche der es beherrschenden Voraussetzungen, der einzige tüchtige Uebergangspunct, durch welchen der „denkende Urgeist" in seinem *freien Fürsichsein* und seiner *absoluten Selbständigkeit* zu gewinnen gewesen wäre, nicht festgehalten, nicht gehörig durchgeführt und benützt; es geht alles Besprochene oder schon Gewonnene wieder vorüber und verloren, ja unter in dem späteren Resultate von der Unzulänglichkeit aller einzelnen Kategorien zur Erkennbarkeit und Definition Gottes, so dafs, wenn wir nach dem Gewinn der Erkenntnifs im Ganzen fragen, uns nichts Anderes übrig bleibt als einestheils die in der Uebereinstimmung des Denkens mit dem Sein sich ergebende *offenbare*, *positive* und *bleibende Wahrheit*, welche wir an der *Welt* oder zunächst eigentlich nur an der *Natur*, überhaupt an dem *empirischen Sein* haben, und aufserdem *Gott* als eine *unbekannte Wahrheit des Glaubens*. Denn, „ehe nicht die Erkenntnifs des Zwecks die ganze Welt mit dem Gedanken beherrscht, so dafs sich ihm nichts entzieht, *schwankt*" ja selbst „noch *die Grundlage des teleologischen Beweises*", und wir werden daher noch lange warten müssen, bis nach beendigter Lehrzeit und Schülerschaft der empirischen Wissenschaften, welche sich jetzt noch mit den mechanischen und physischen Ursachen herumschlagen, „die Welt" sich so weit „in der Wissenschaft verklärt" haben, und „die vollendete Weltansicht, die den Zweck durch alle Gestalten siegend durchgeführt hat, diese volle Gewifsheit geben wird", mit welcher ein dann vielleicht in den Fufstapfen des Verfs. neu auferstehender Philosoph der Welt verkünden wird, dafs der Annahme Gottes als des denkenden Urgeistes auf der teleologischen Grundlage nun kein Hindernifs mehr entgegenstehe. Der Verf. gelangt in seinen Untersuchungen auf den Punct, wo die früher abgehandelten und aus der Bewegung erklärten Kategorien des Seins mit Einschlufs der Causalität nicht mehr ausreichen und das empirische Sein in der Weise der Erscheinungen, welche es darbietet, sich nicht mehr fügen, noch anders erklären lassen will, als wenn es als ein durch das *Denken* gesetztes und vermitteltes Sein genommen wird. Hier tritt der *Zweckbegriff* ein; die Annahme eines in der objectiven natürlichen Welt wirksamen und mächtigen Denkens wird hier zu einer unabweislichen Forderung. Dafs der blofsen Erfahrung nach, die hier wohl am besten ihren Werth documentirt, die Thätigkeit, auf welche es dabei ankommt, gleichwohl als eine unbewufste, nicht denkende erscheint, macht für den nüchtigen wie für den philosophischen Empiriker die Sache wiederum zweifelhaft, während das seiner selbst bewufste Denken in solcher Erscheinung der natürlichen Dinge und Einrichtungen freudig sich selbst findet und sich selbst in den Objecten zujauchzt. Der Verf. sagt selbst in der schon früher angeführten Stelle: „der verwirklichte Zweck ist nur durch das Prius des Gedankens zu begreifen, dem die Macht über das Sein in die Hand gegeben ist. Daher verbürgt die zweckbeherrschte Welt den unbedingten allmächtigen Gedanken".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Und, indem er sich dagegen erklärt, „wenn man in neuerer Zeit die zweckbestimmende Intelligenz dadurch umgeht, dafs man einen unbewufsten Bildungstrieb oder ein plastisches Lebensprincip als Grund der harmonischen Zweckmäfsigkeit an die Stelle der wachen (d. h. doch wohl, der denkenden und selbstbewufsten) Vernunft setzt", will er wohl nicht, dafs „man sich das Weltall nach der Analogie der schlafenden Pflanze oder des träumenden Thierlebens" denke. Es offenbart sich also unabweislich schon in der Natur in ihren zweckmäfsigen Einrichtungen ein *Denken*, welches *mehr* und *mächtiger* ist als das *Sein;* und wenn nun unser Denken sich dabei blofs *erkennend* verhält und Trotz dem, dafs „es von vorn herein" so verfährt, „als wären die Dinge von ihm bestimmbar, und nur rastet, wenn es sie bezwungen hat", sich dennoch sagen mufs, dafs es die Dinge und die harmonische Zweckmäfsigkeit in der Welt nicht selbst hervorgebracht habe: was folgt daraus? und ist dieses in der objectiven natürlichen Welt erkannte schöpferische Denken, wenn gleich unser erkennendes Denken kein Natur-schaffendes Denken ist, doch mit ihm nach Form und dem ideellen Gehalte, und dieses mit jenem identisch oder nicht? oder wie ist aufserdem ein Erkennen möglich? Es war nach unserem Dafürhalten durchaus zu zeigen, dafs, wenn auch die Zweckthätigkeiten in der Natur als unbewufste, als schlafende oder träumende erscheinen, gleichwohl, wenn es überhaupt einmal in der Welt eine Zweckmäfsigkeit und Zweckthätigkeit giebt, diese schlechthin eine zweckbestimmende Intelligenz, welche nur ein *selbstbewufstes Denken* sein kann, zu ihrem absoluten Prius voraussetzt. Und es würde dann nicht sonderlich schwer mehr gewesen sein, schon von dieser Seite her, aufser der nebenbei näher erkannten Verwandtschaft unseres erkennenden Denkens mit dem schöpferischen göttlichen, auch für die Erkenntnifs eines „denkenden Urgeistes" eine so sichere Bürgschaft zu gewinnen, dafs keine schwankende Grundlage mehr übrig blieb und es unnöthig gewesen wäre, das Resultat der Beweise Gottes in der Reflexion über die Unzulänglichkeit der einzelnen Kategorien wiederum zu Grunde gehen zu lassen: um uns hier nicht darauf einzulassen, dafs ein noch besser und sicherer zum Ziele führender Ausgangspunct der Menschengeist und sein Denken selbst ist, indem die denkenden selbstbewufsten Geister in der Welt noch weniger, als die Frösche in der Fabel den ihnen zum König gegebenen Klotz, ein blofses blindes und bewufstloses Natursein als ihr höchstes Oberhaupt anerkennen und sich statt einer absoluten, schon ursprünglich denkenden und selbstbewufsten Intelligenz gefallen lassen können.

Bei der Erkenntnifs der harmonischen Zweckmäfsigkeit in der Welt aber ist es ferner nicht genug, bei dem Dasein derselben nur so in Bausch und Bogen stehen zu bleiben oder sich eigentlich nur an die *Form* der Sache zu halten, dafs Zwecke überhaupt angetroffen und ausgeführt werden, und die Welt eine Sammlung von allerlei Zwecken sei; sondern es kommt auch auf den *Inhalt* der erkannten Zwecke, dessen Bedeutung und Werth an; und ganz besonders mufs es nach den eignen Worten des Verfs. um „*den einen Grundgedanken des göttlichen Zweckes*" oder um die inhaltvolle Erkenntnifs des „weltbeherrschenden Zweckes" zu thun sein, welcher „dem denkenden Urgeiste", in welchem er begründet ist, wenn er ihn in der Welt ausgeführt hat und fortwährend darin herrschen läfst, auch wohl ursprünglich schon angehört haben mufs. Die höchste Frage ginge mithin auf den *absoluten Endzweck* der Welt, zu welchem alle übrigen wahrgenommenen Zwecke ohne Zweifel sich nur als *Mittel*

Digitized by Google

zu seiner Erreichung verhalten könnten. Der Verf. hat nun freilich eine solche metaphysische Frage, warum und wozu denn Alles, was ist, da sei und was der letzte Zweck von Allem, weder aufgeworfen noch beantwortet; wir sollen uns, wie es scheint, überhaupt nicht so hoch versteigen, sondern, da ja Alles in der Welt so gut und schön ist, lieber wie Kinder in diesem grofsen Garten lustwandeln und des Gegebenen uns erfreuen. Allein Kinder philosophiren noch nicht, und gewifs ist es, dafs die Welt auch nicht ohne einen absoluten Endzweck da ist, und die Frage darnach, wenn man dem Subjecte dieses absoluten Zweckes etwas näher zu kommen und in der Welt selbst etwas klarer zu sehen wünscht, im Kapitel der Teleologie nicht übergangen werden darf. Wir wollen selbst indessen es hier dahingestellt sein lassen, ob, vom Standpuncte des „denkenden Urgeistes" aus betrachtet, am Ende nicht die ganze Welt selbst und zu allererst die Natur sich als ein blofses Mittel für etwas noch Höheres darstellen würde. Die christliche Religion wenigstens hat ein Dogma, wornach es so scheint. Uebrigens aber können wir nicht in Abrede stellen, dafs, wenn gleich auf eine Definition des Absoluten als des Unbedingten Verzicht geleistet wird, doch in der weiteren Abhandlung oder in der besprochenen Sache selbst, wie wir auch schon im ersten Artikel anerkannten, sich allerdings solche Prädicate, Bezeichnungen oder Begriffsbestimmungen Gottes finden, welche auch wir im Begriffe des denkenden Urgeistes für unerläfslich halten. Ja, wir würden uns unter andern mit einer bedeutenden Stelle, welche uns noch am Schlusse der logischen Untersuchungen (S. 362) in die Augen fällt, ziemlich einverstanden erklären können, wenn uns, ein paar Ergänzungen abgerechnet, welche wir dazu noch nöthig finden, nicht Ein Satz besonders darin abhielte. Die Stelle lautet: „Die Wissenschaft vollendet sich allein in der Voraussetzung (und wirklichen Erkenntnifs) eines Geistes, dessen Gedanke Ursprung alles Seins ist. Was im Endlichen erstrebt wird, ist hier erfüllt. Das Princip der Erkenntnifs und das Princip des Seins ist Ein Princip". (Aber welches?) „Und weil diese Idee Gottes der Welt *zu Grunde liegt*, wird dieselbe Einheit in den Dingen gesucht und wie im Bilde wiedergefunden. „Der Act des göttlichen Wissens" (vielmehr Denkens) „ist in allen Dingen die Substanz des Seins."" Was will und heifst „diese Idee Gottes", die der Welt nur „*zu Grunde liegt*"? Ist es die Idee, welche unser Denken sich von Gott bildet, oder Gottes eigne Idee von der Welt? Ist sie das Erste, wie kann sie der Welt zu Grunde liegen, wenn sie nicht auch zugleich das Zweite und mit ihm identisch ist? Ist sie aber dieses, wie mag sie dann etwas blofs „*zu Grunde Liegendes*" sein? Ist sie denn etwas Ruhendes, Unthätiges, ein blofses Sein? Die von uns unterstrichenen Worte verrathen es, dafs der Verf. sich noch nicht über den Standpunct der *Substanz*, des blofsen Seins, auch in der Idee, hinweg und zum wirklichen Begriffe Gottes als des denkenden und denkend schaffenden, mithin *als Subject* wirklichen und thätigen Urgeistes erhoben hat, welcher absolute Thätigkeit und Lebendigkeit ist und als solche die von ihm geschaffene Welt durchdringt. Denn der blofse *Name* des „denkenden Urgeistes" macht es noch nicht aus, wenn die *Sache* im *Begriffe* fehlt. Nun ist ihm zwar, wie wir schon früher sahen, im Gegensatze gegen das Resultat der Beweise vom Dasein Gottes und die denselben beigelegte Kraft eines blofs indirecten Beweises sehr um „das *Leben*" zu thun, welches der „*Begriff* Gottes" durch die Ueberlieferung von „Geschlecht zu Geschlecht" hat. Aber welches Leben kann der Begriff Gottes haben, wenn es Gott selbst fehlt? und auf welcher Seite ist nun die *Lebendigkeit* des Begriffes? Dem Verf. bleibt die empirisch vorgefundene Welt, über welche er in seinem Philosophiren nicht hinauskommt, das Höchste und ist das zu Grunde Liegenbleibende, und seine Idee Gottes ist der Reflex, ein blofses Spiegelbild, dieser Welt und zumeist der Natur in derjenigen Gedankengestalt, in welcher er sie gefafst hat. Oder nach Hegel'scher Logik ausgedrückt, bleibt er stehen in der Reflexionssphäre des *Wesens* und erhebt sich nicht zu Dem, was bei Hegel der Begriff, die freie Subjectivität und die nur durch *deren* Negativität, d. h. Thätigkeit, sich bildende Idee ist.

Von solcher Beschaffenheit und Berechtigung also ist im Allgemeinen der Standpunct, von welchem aus unser Gegner den Riesen der Hegel'schen Speculation zu Falle zu bringen unternommen hat. Und wie verfährt er dabei? Wie man es anfangen mufs, wenn man ein wirkliches philosophisches System widerlegen will, haben wir oben angegeben. Dafs er es nicht gethan und seinen ganzen Angriff vielmehr am unrechten Orte

Digitized by Google

gemacht hat, ist gezeigt worden. Hätte er den rechten Ort getroffen, so wäre die Aufgabe gewesen, nachzuweisen, wie das Grundprincip des Systems, jenes metaphysische, welches für das erkennende Denken zugleich das logische Formprincip ist, in seiner Aus- und Durchführung durch das ganze behandelte philosophische Gebiet sich nicht bewähre und zur Erklärung Dessen, was daraus entwickelt und erklärt wird oder erklärt werden soll, als unzureichend darstelle. Es hätte insbesondere die Hegel'sche Negativität selbst, freilich aber in ihrer wahren Bedeutung richtig erfaſst und verstanden, als Maaſsstab angelegt werden müssen an die aus ihr entwickelten allgemeinen Denkbestimmungen, Kategorien und besonderen logischen Begriffe. Nun ist dagegen in den logischen Untersuchungen zwar mancherlei und Einiges, was wir allerdings achten, vorgebracht worden, alles jedoch nur von dem eigenen Standpuncte des Bekämpfers betrachtet und mit dem Maaſse seiner eignen philosophischen Einsicht und Erkenntniſs gemessen. Der *Grundgedanke* des so hart angelassenen Systems steht noch unerschüttert da, schon darum, weil ihn der Gegner noch gar nicht aufgefunden und zu fassen vermocht hat.

Wir wenden uns daher noch in Kürze zur Seite des wirklich, aber am unrechten Orte gemachten Angriffs, und sehen, was uns hier für Schaden zugefügt worden. Unser Gegner behauptet in seinen log. Untersuchungen (s. u. a. Rückblick, S. 363) und wiederholt im Jenaer Artikel, „Hegel's Dialektik verspreche zwar mehr (nämlich als die formale Logik), ja das Gröſste, das sich denken lasse, sei aber *unmöglich*". Wie so? Man sollte glauben, die vermeinte Unmöglichkeit einer Sache werde widerlegt durch ihre Darstellung und Leistung. Wir haben bisher uns darzuthun bemüht, daſs die Wahrheit auf unserer Seite sei, und zwar in einem höheren Grade, als sie sich unserem Gegner noch aufgeschlossen hat, und haben dabei es mit Gedanken und Begriffen zu thun gehabt, welche jedes von Natur nicht im Stiche gelassene Denken, wie wir glauben, wohl zu fassen im Stande ist. Was liegt darin, d. h. in der Erkenntniſs solcher Wahrheit, für eine Unmöglichkeit? Wir erhalten darüber auf eine bündige, das in den log. Untersuchungen mehr zertheilt Enthaltene kurz zusammenfassende Weise eine ganz bestimmte Auskunft in dem Jenaer Artikel (No. 98), wo ein Hauptpunct des Angriffes daraus gemacht wird. Und die volle Ladung, womit wir hier überschüttet und niedergeschmettert werden, ist von so derbem Schrot und Korn, daſs wir sogleich merken, woher sie kommt, und den ächten Empiriker daran erkennen. Die Sache ist kurz diese: „Die logischen reinen Begriffe und Bestimmungen des Seins, welche das reine, angeblich voraussetzungslose Denken aus sich zu haben und hervorzubringen behaupte, hat es — wird dagegen behauptet — keineswegs von sich selbst aus; sie stammen vielmehr alle von dem Boden der Anschauung und sinnlichen Vorstellung, und sind von da heimlich eingeschwärzt worden; schon das Werden, dann alle Begriffe, worin Bewegung, welche das reine Denken ohne Raum und Zeit dialektisch und in der Form der Ewigkeit zu erzeugen vermeine, wie continuirliche und discrete, extensive und intensive Gröſse, Attraction, Repulsion, Druck und Stoſs des Mechanismus, Proceſs des Lebens, sind der Anschauung der räumlichen Bewegung entnommen, welche die Voraussetzung der voraussetzungslosen Logik ist, und ohne deren Hülfe das reine Denken nicht von der Stelle rücken und rettungslos dahinsterben würde, wenn es nicht von dem bildlichen, dem unreinen Denken, von welchem es allein lebt, das tägliche Brod empfinge". Wie doch ein praktisch in den Dingen geübtes Auge es sogleich durchschaut, wo Barthel Most holt. Warum ist diese klare Entdeckung nicht schon von Andern gemacht worden? Indeſs was thut es? Die behauptete Unmöglichkeit trifft, wie wir sehen, nicht die *Sache* selbst, die reinen Begriffe in ihrer abgesonderten Gestalt, sondern nur ihr *Woher*, die Quelle, aus welcher sie in das Denken kommen, und welche nach unserem Gegner lediglich *der empirische Boden der Anschauung* ist. Wenn wir daher nur sonst, könnte man sagen, in der *Sache* und *ihrem Inhalte* die *Wahrheit* haben, kann es gleichgültig sein, *woher* wir sie empfangen. Allein wir merken wohl auch, daſs noch etwas mehr dahinter steckt, und dies in der That die letzte Zuflucht ist, welche unser Gegner noch nimmt, nicht sich an das *Was* der reinen, immateriellen Begriffe und Denkbestimmungen, woher immer wir sie haben mögen, und an deren inneren Zusammenhang zu halten, sondern vielmehr nur *deren Ursprung aus dem Denken* zu bestreiten: so daſs, wenn er in seiner Voraussetzung wirklich Recht hätte, auch alle schönen Resultate seiner Untersuchungen, seine Deduction und Erklärung der Kategorien aus ihrem irdi-

Digitized by Google

schen Ursprung, seine analytisch-synthetische und genetische Methode statt unserer Begriffsmethode, seine Gottes- und Welt-Idee u. s. w. sich ganz prächtig herausmachen und unsere bedrängte Philosophie in der That in die Tasche stecken würden. Wir müssen daher das Gewicht dieser Behauptung noch etwas näher in Erwägung ziehen, begeben uns daran aber mit dem Troste, dafs der hier der Hegel'schen Philosophie gemachte Vorwurf keineswegs sie allein, sondern in seinem allgemeinen Sinne mehr oder minder die philosophische Erkenntnifs aller grofsen Metaphysiker alter und neuer Zeit ebenfalls angehe und betreffe.

Nach dieser Assertion sind also jene *allgemeinen Begriffe* zu allererst in der Anschauung, deren Gegenstand die *empirische Einzelheit* ist, und kommen von da erst, ihre „sinnliche Frische" mitbringend, in das Denken; und ist keine Möglichkeit, dafs, wenn wir auch von dem einzelnen sinnlichen Gegenstande, von *diesem* Baum oder Thier, nur erst und allein durch die Sinne und die Anschauung wissen, doch die allgemeinen Qualitäten an ihm, die Formbestimmungen, welche das Einzelne seinem Wesen nach erst zu dem machen, was es ist, die Begriffe als solche, dem Denken ursprünglich, schon an sich angehören, sollte auch unser Denken, weil es eine schon gegebene Natur und Aufsenwelt und in dieser jene Begriffe auch als äufserlich verwirklichte zu seiner Voraussetzung hat, nur mit Hülfe und durch die Vermittlung derselben sie in ihrer reinen Gestalt und damit sich selbst wieder finden können. Nach dieser Annahme hat also der Geist in seiner reinen Thätigkeit, dem Denken, keine Bewegung in sich und weifs nichts von einem Werden, von Veränderung und Uebergang von einer Bestimmtheit in eine andere, wenn nicht die sinnliche Welt durch die räumliche Bewegung und die sonstige Veränderlichkeit der Dinge in ihr das Bild davon seiner ruhigen Spiegelfläche aufzeichnet, und hat „die Grundthätigkeit aller Anschauung" in ihrem Verhältnifs zum „sogenannten reinen Denken" eine so hohe Berechtigung, dafs sie sich mit der Gans oder Ente auf Erden vergleichen darf, wenn diese etwa einen Seraph schwebend im Aether erblickt und verwunderungsvoll ausruft: „Seht da! der will auch fliegen; Flug und Flügel aber hat er von uns", um hinterdrein den Seraph selbst für eine Nichtigkeit, für ein Trugbild, für eine Unmöglichkeit zu erklären. Doch was quälen wir uns viel, um diese Differenz etwa noch zu einem hitzigen Flankengefecht zwischen einer so geringen und der höchsten Meinung vom Denken werden zu lassen, wiewohl es auch hier eigentlich nur wieder um die Frage geht, ob Natur oder Geist die Basis unserer Wissenschaft sein soll, und was von beiden das Princip herzugeben habe. Es ist der alte Streit der modernen Philosophie über die *Quellen* unserer Erkenntnifs, und unser Gegner hat Baco und Locke, hat alle Sensualisten und Materialisten auf seiner Seite, wogegen wir uns schon bei den Alten auf die Platonische Idee und Wiedererinnerung, auf die Substanzen, welche ohne Materie schon in ihrer Form, mithin im Gedanken, ihre eigentliche Wesenheit haben, und noch mehr auf den Nus des Aristoteles, nach welchem es ohne Seele und ohne Nus auch keine Zeit geben würde, insbesondere aber auf die angebornen Ideen und alles damit Zusammenhängende bei unsern grofsen neueren Metaphysikern und noch auf vieles Andere zu berufen hätten. Unser Gegner hat, wie es scheint, es etwas übel vermerkt, dafs wir in Betreff seiner Auffassung der Hegel'schen Philosophie von einem „unbegreiflichen Mifsverständnifs" sprachen. Wir sind jetzt im Stande, diesen Ausdruck zurückzunehmen, indem wir unter solchen Umständen das Mifsverständnifs vielmehr sehr begreiflich finden. Seit Hume, der uns belehrte, wie weit das Recht der Erfahrung geht, und seit Kant, welcher in der Hauptsache doch die allgemeinen Begriffe dem denkenden Ich als seine ursprünglichen Formen vindicirte, wenn sie gleich ihren Gebrauch nur am Stoffe der Erfahrung haben sollen, hat kein namhafter Philosoph mehr das Herz gehabt, der Anschauung und äufsern Erfahrung als der vornehmsten und eigentlichen Quelle unserer Erkenntnifs der Wahrheit, gleich als ob das Denken nichts weiter als eine, blofs mit der Fähigkeit des Reflectirens und vorstellenden Nachschaffens des Aeufsern ausgestattete tabula rasa wäre, so sehr das Wort zu reden. Wenn unser Gegner nun der erste Philosoph von Reputation ist, der es wieder thut, so mag er auch für einen gründlichen Beweis der Sache selbst oder durch einen der seiner Lehre nachsprechenden Jünger besser sorgen, als es bisher geschehen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Aufserdem können wir die vorgebliche *Unmöglichkeit* des reinen Denkens nur als blofse Behauptung und als *seine* Einbildung behandeln. Im Jenaer Artikel tritt die auf diesem Empirismus beruhende Hauptanklage, welche unsere Philosophie durch jene behauptete *Unmöglichkeit* des reinen Denkens und seiner Dialektik stürzen soll, völlig unerwiesen auf, als ob sich Alles von selbst verstünde, und in den logischen Untersuchungen bildet dieser Empirismus schon von der philosophisch ungenügenden Fassung des Unterschiedes von Denken und Sein in Abschn. III an die ganze Grundlage und Voraussetzung. Gleichwohl mag der Verf., indem er uns die erwähnte Vermischung oder Verwechselung des reinen Denkens mit den Ingredienzien der Anschauung Schuld giebt, dabei ausrufen: „Wäre je eine Methode *unkritischer* verfahren als das reine Denken"? Das reine Denken, wie unser Gegner und noch Viele sonst sich es vorzustellen belieben, ist ohne Zweifel ein Unding und ein Unsinn, dessen Schuld indessen keineswegs uns oder Hegel, sondern denen zur Last fällt, die eine solche Fiction und Erfindung aufgebracht haben, weil sie doch irgendwie damit zu Rande zu kommen suchen müssen. Steigt eben selbst in die Tiefe des Geistes hinab, um euch sein tieferes Selbstbewufstsein zu verschaffen, und erfasset das Denken in der innersten Natur seines Wesens oder vielmehr in der innersten Wurzel seiner Thätigkeit, um es selbst zu finden und die ewige Einheit des Denkens mit sich in allen seinen Unterschieden, und nicht blofs die Denkgesetze in ihrer Aeufserlichkeit und äufsern Erscheinung zu haben, und vom Denken nur in seiner Verhüllung in der Aufsen- und natürlichen Welt zu wissen; aber unterlafst es bis dahin, leerer Weise von der Sache als einer Unmöglichkeit zu sprechen! Bis dahin haben wir das Recht, ebenfalls assertorisch zu verfahren und den Behauptungen und Versicherungen, welche uns der Empirismus macht, die des Gegentheils entgegen zu stellen. Das Denken, sagen wir, ist selbst Thätigkeit und zwar als immaterielle Selbstthätigkeit, welche *ursprünglich* nichts Anderes vor sich voraus hat, Bewegung durch sich selbst in sich; und ohne diese Bewegung in seiner Ursprünglichkeit gäbe es auch keine äufsere und räumliche Bewegung. Das Denken ist immer thätig, und es giebt kein Denken, welches nicht irgend etwas, etwas Bestimmtes denkt. An dieser *Bestimmtheit* hat jeder Gedanke, wie variirt er auch äufserlich erscheinen mag, schon sein eigenes ursprüngliches Maafs und Kriterium, wie seine Grenze gegen die andern im allgemeinen Gedankengebiete. Das Denken ist aber schon *an und für sich bestimmt*, so gut als irgend etwas sonst im Universum, und jede Gedankenbestimmtheit hat eben damit auch, ihrer Allgemeinheit nach, richtig oder unrichtig von uns gefafst, und so viel es übrigens auch zufällige Gedanken geben mag, ihre *bestimmte* Stelle im *allgemeinen Systeme aller Gedanken überhaupt*, und in diesem ist eine solche Einheit und so innerer Zusammenhang, dafs mit Einer Bestimmtheit eigentlich, wie man es auch vom wahren Kunstwerke sagt, schon alle andern mitgegeben und mitgesetzt sind. Dieses allgemeine und innere Gedankensystem, von welchem die äufsere Welt die Erscheinung ist, in seiner Wahrheit, mithin nicht wie etwas Ruhendes, sondern in der eigenen Thätigkeit des sich durch sich selbst bestimmenden und erfüllenden Denkens, auch *wissenschaftlich* darzustellen, ist, behaupten wir, die Aufgabe unserer jetzigen Philosophie, wie es Hegel in seiner Logik unternahm, und nur so kann auch „der Organismus alles Wissens" gefunden werden, von welchem man als einer letzten Aufgabe und dem zu erreichenden Ideal der philosophischen Wissen-

Digitized by Google

schaft sprechen hört. — Das Denken hat es auch immer nur mit sich selbst und seinem eigenen Inhalte zu thun, und hat, auch in seiner Verhüllung, im äufserlich Concreten, doch *als Denken* nur sich selbst, *den Gedanken*, zum Gegenstande, wie schon Aristoteles wufste; das wahre Denken ist nur als *Denken des Denkens*, der sich selbst denkende Geist. Dies ist sein Unterschied vom *Vorstellen*, welches noch etwas Anderes, vom Vorstellenden Unterschiedenes, noch nicht durch den Gedanken Assimilirtes, vorstellt, so wenig auch ein menschliches, d. h. allgemeines Vorstellen ohne das Denken möglich ist. Auch kein *Anschauen* gäbe es ohne das Denken, das es schlechthin zu seiner Voraussetzung hat. Die Thiere haben mit aller Schärfe ihrer Sinne keines; denn nur ein denkendes Wesen vermag in die als *empirische Einzelheit* gegebenen Dinge sogleich das *Allgemeine* hinein zu schauen und aus ihnen herauszuschauen. So wie das ursprüngliche Denken Gottes das, was es für uns Anschaubares giebt, und das ganze Verhältnifs, in welchem wir anschauen, erst geschaffen hat, so ist auch in uns das Anschauen durch das Denken bedingt. Was *Raum* und *Zeit* betrifft, diese allgemeinen Elemente, in welche alles Anschauen des äufserlich Unterschiedenen fällt, so wird das, was sie ihrem *Gedankenprincip*, ihrem Begriffe nach sind, so zu sagen, schon in den ersten Zügen des sich in sich bewegenden und unterscheidenden, aber im Unterschiedenen und Andern wieder einigenden und sich einholenden Denkens gewonnen, wie auch Hegel sie als *Beispiele* der reinen Quantität anführt, wenn gleich *als* Raum und Zeit, d. h. als äufsere Realitäten, erst in der Naturphilosophie, und als *Formen* der Anschauung in der Psychologie abhandelt. Kant hat über diese „apriorischen Formen der Sinnlichkeit", wie auch über die Kategorien als Urbegriffe des Verstandes, nicht zu viel, sondern noch zu wenig gesagt und erkannt, auch den Unterschied bei jenen als Form des äufsern und des innern Sinnes richtig in seiner Weise angegeben. Auch mit unserem Gegner kann man, nur in einem höheren Sinne, recht gut sagen, dafs Raum und Zeit erst durch die Bewegung entstehen, wenn gleich umgekehrt die äufsere und sinnliche Bewegung Raum und Zeit zu ihrer Voraussetzung und zu ihren Bedingungen hat. Wenn er aber das Apriorische Kant's dabei wieder aufgiebt, so möge er uns erst beweisen, dafs die Unendlichkeit und Allgemeinheit von Raum und Zeit, welche in unserem Anschauen unmittelbar gegenwärtig ist, empirisch für uns vorhanden sei und nicht über die Erfahrung hinausgehe. Für die Thiere giebt es Raum und Zeit nicht, sondern nur den beschränkten, bestimmten Ort und das jedesmalige Jetzt, die unmittelbare Gegenwart, wie schon bei Cic. de off. I, 4 zu lesen ist. Raum und Zeit gehören schon dem unendlichen, allgemeinen göttlichen Denken selbst an, welches Alles umfafst und aufser welchem nichts ist, und sind, gleichwie in der geschaffenen und für sich unterschiedenen äufsern Welt die abstracten Formen der Existenz oder des äufserlichen Bestehens aller Dinge, so auch für die denkenden Individuen eine nothwendige und von ihnen selbst unzertrennliche Mitgabe und Form ihres eignen geistigen Lebens und Verhaltens im Endlichen oder im Anschauen darum, weil sie (Raum und Zeit), nur zugleich *objectiv* geworden und ebenfalls in der *abstracten* Weise des Nur-Allgemeinen (d. h. ohne die besondere Erfüllung) gesetzt, nichts Anderes sind als jener, der *Raum*, das Dasein des allgemeinen Denkens selbst, welches wir in seiner Abstraction alle fortwährend mitdenken, diese aber, die *Zeit*, seine nie zu unterscheiden und zu setzen aufhörende (von Aristoteles deshalb sehr gut mit dem nur dem Denken möglichen Zählen zusammengestellte) subjective Thätigkeit.

Doch genug solcher Behauptungen, welche *wir* dem Empirismus entgegenzusetzen hätten. Unsere Aufgabe ist, *Hegel* gegen den auf ihn gemachten Angriff in Schutz zu nehmen. Der Bekämpfer seiner Philosophie und Methode sagt im Jenaer Artikel, dafs er sich vorzugsweise an die Encyklopädie halte. Wir sehen nach und finden über diesen Gegenstand §. 8. Folgendes: „Es ist ein alter Satz, der dem *Aristoteles* fälschlicherweise so zugeschrieben zu werden pflegt, als ob damit der Standpunct seiner Philosophie ausgedrückt sein sollte: nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu; („nisi intellectus ipse", setzte schon Leibnitz hinzu) — es ist nichts im Denken, was nicht im Sinne, in der Erfahrung gewesen. *Es ist nur für einen Mifsverstand zu achten, wenn die speculative Philosophie diesen Satz nicht zugeben wollte.* Aber *umgekehrt* wird sie eben so behaupten: nihil est in sensu, quod non fuerit in intellectu, — in dem ganz allgemeinen Sinne, dafs der *Nus* und in tieferer Bestimmung *der Geist*, die Ursache der Welt ist, und in dem nähern, dafs das recht-

Digitized by Google

liche, sittliche, religiöse Gefühl ein Gefühl und damit eine Erfahrung von solchem Inhalte ist, der seine Wurzel und seinen Sitz nur im Denken hat". In der That kann unser Gegner unbesorgt darüber sein, dafs Hegel nicht sehr gut gewufst hätte und wir auch, wie sich das reine Denken zum Anschauen verhält. Indem aber der Philosoph über den Ursprung des Seins im Denken und des Denkens im Sein überhaupt, wie über die Herkunft und Beschaffenheit des eignen bestimmten Denkens wohl Bescheid weifs und daher auch im Inhalte der Anschauung die Gedanken als solche, da er weifs, wie sie hineingekommen, auch wieder für sich unterscheidet und in ihrer vom sinnlichen Beiwesen gereinigten freien Gestalt zu erfassen vermag, so mag ihm wohl erlaubt sein, sowohl zur Anwendung auf die äufseren Dinge als zur besseren Verständigung der Lernenden, ja weil auch die durch Verstand und Anschauung zugleich gebildete Sprache es oft gar nicht anders gestattet, auch in der Weise der Anschauung zu reden, und damit auch dem anderen, noch öfter vorgekommenen Vorwurfe einer zu dürren und trocknen blofsen Abstraction zu entgehen; nur hüte er sich, den reinen speculativen Gehalt der Sache in den Bildern der Anschauung und Phantasie und in der Poesie der Sprache auch da zu verstecken oder untergehen zu lassen, wo es nicht zweifelhaft bleiben darf, dafs er selbst desselben mächtig sei. —

Nachdem wir den Hauptsturm, wie wir denken, abgeschlagen und hier und da selbst auch die Offensive ergriffen haben, so weit es zur gröfseren eignen Sicherstellung, besonders durch die Vergleichung der gegnerischen mit der eignen Erkenntnifs, erforderlich schien, sehen wir zwar, dafs, um völlig fertige und reine Arbeit zu machen, uns gleichwohl noch sehr viel zu thun übrig bliebe. Allein wenn wir auch bei weiterem Nachsetzen noch manche kleine Eroberung zu machen vermöchten, so glauben wir doch für jetzt ohne Gefahr uns dieser Mühe überheben und das noch Uebrige seinem eignen Schicksale überlassen zu können. So wird man z. B. nach der langen Auseinandersetzung des Inwendigen der Sache nicht von uns verlangen, dafs wir auf die ebenfalls im Jenaer Artikel kürzer zusammengefafste Untersuchung und Beurtheilung der „*logischen* Mittel" der Dialektik, „um vom reinen Sein zur Idee, von der voraussetzungslosen Leere zur Fülle der vernünftigen Welt zu gelangen" u. s. w. und auf das, was dabei über den Gebrauch der Negation und Identität u. s. w. in Folge der schon von vorne herein verfehlten richtigen Auffassung angegeben wird, noch besonders eingehen, indem wir doch daran nur zu zeigen hätten, wie man etwa dem Zauberlehrling gleich „Wort' und Werke und den Brauch" wohl dem Meister absehen könne, ohne darum sich auch in den inneren Besitz der Sache und ihrer Kraft zu setzen. Eben so können wir auch die eben dort wiederholten Bemerkungen über die Bedeutung des Schlusses und der Schlufsfiguren und über den Satz, dafs alles Vernünftige ein Schlufs sei, (freilich wohl kein so beschränkter scholastischer und den letzten Principien untergeordneter, wie unser Gegner im Sinne hat) hier vorläufig übergehen, so wenig wir auch an Hegel's Lehre etwas aufzugeben vermögen. Ja, wir könnten unserem Gegner geradezu den Vorwurf machen, dafs eben der Mangel seiner, wie anderer Philosophien, namentlich auch der Naturphilosophie, der sei, in der Hauptsache, auf die es ankommt, noch gar nicht zum Schlusse gekommen und noch im Urtheil stehen geblieben zu sein; aber es würde hier noch unverständlich sein. Auch würden wir dabei auf die bei ihm noch trennender, als bei Aristoteles, gelassene Kluft zwischen dem *Syllogismus* selbst und den *verschiedenen letzten*, nicht weiter erweisbaren, *Principien* oder Gründen, welche im Syllogismus zu den Mittelbegriffen werden, uns einlassen müssen. Wenn für unseren Widersacher Gott keine urtheilende und schliefsende geistige Thätigkeit und zwar als die absolute und ursprüngliche und alles übrige *erkennende* Schliefsen erst bedingende, wenn nicht das absolute Subject ist, welches, indem es denkend schafft und seine besonderen Prädicate setzt, urtheilt, und an seinen von ihm gesetzten Bestimmungen und deren absoluter Allgemeinheit seine ewige Realisirung und Offenbarung, wie seine Rückbeziehung auf sich und seine innere und äufsere Vermittlung und Zusammenschliefsung mit sich hat: so ist das seine Sache. Ohnehin können wir die Verbreitung und Feier des Witzes über „den dialektischen Umschlag" des eben angeführten Satzes vom Vernünftigen in den Satz: auch „alles Unvernünftige ist ein Schlufs", jenen dienenden Seelen überlassen, welche der Welt schon sehr spafshaft versichert haben, wie die Hegel'sche Philosophie ihr das Münchhausensche Kunststück, sich

Digitized by Google

selbst beim Zopfe aus dem Sumpf zu ziehen, oder auch das, sich selbst zu überbarzeln, vormache. Endlich glauben wir uns hier wenigstens auch der Mühe überheben zu dürfen, noch über die Phänomenologie, über ihre Bedeutung und Stellung im oder zum System, worauf der Jenaer Artikel ebenfalls zu sprechen kommt, uns auf eine ausführliche Erklärung einzulassen, um von dem dort darüber aufgestellten *apriorischen* Dilemma, welches auch mit einer in der Schule selbst vorgekommenen unrichtigen Auffassung zusammenhängt, zu zeigen, wie durch dasselbe das, was die Phänomenologie *apostériorisch* und *factisch* ist, keineswegs erreicht und getroffen worden sei. —

Wir sind es der Sache, der von allen Seiten so verunglimpften und verhöhnten Sache der Hegel'schen Lehre schuldig gewesen, uns über ihren wahren Sinn und Gehalt so scharf und bestimmt zu erklären, als wir es hier gethan oder zu thun wenigstens uns bemüht haben. Sollte es Manchen etwa bedünken, wir hätten den Gegner, mit welchem wir hier besonders den Kampf führten, und der auch um seiner eignen bedeutenden Stellung willen vor Andern die Berücksichtigung seines Angriffes in Anspruch nehmen konnte, hin und wieder zu wenig geschont: so haben wir uns auch gegen Andere nicht weniger bestimmt erklärt und ist zu bedenken, einmal, dafs ohne scharfe Hervorhebung der wesentlichen Differenzpuncte neben der Hinweisung auf die Grundfrage aller Philosophie das Zureichende schwer zu gewinnen war; sodann aber, was Nothwehr ist und welches Recht sie hat, wenn man nach früheren verzweifelten Angriffen zuletzt noch das Recht und die Möglichkeit des Lebens selbst sich von Gegnern abgesprochen sieht, deren Standpunct ihnen für das eigene auf keinen Fall wenigstens eine höhere Berechtigung anweiset, und die Absicht der Vernichtung sich im Unternehmen selbst offen darlegt. Im Bewufstsein seines guten Rechts ist auch die etwa noch unter der Bedingung zugestandene Duldung, dafs man sonst sich ruhig verhalte und zur Zufriedenheit aufführe, für den Mann von Charakter und Ehre ein noch zu hoher Preis. Es war hier in der Hauptsache nur von dem obersten Princip der Philosophie und den nächsten Folgen seiner verschiedenen Auffassung die Rede; sonst aber ist das Gebiet dieser Wissenschaft noch grofs und weit, auch erhaben genug, dafs über den besondern äufsern Zwecken der Parteien und den eitlen persönlichen Interessen, welche das Reine verderben, Männer, welche davon fern und frei nur im Dienste der Wahrheit zu stehen glauben und ein ernstes redliches Bemühen darum beurkunden, sich für ihre Arbeiten und Leistungen anerkennen und einander auch die Hand reichen können, wenn sie gleich in die Mitte des gemeinsamen Gebietes von verschiedenen Seiten und Ausgangspuncten her eintreten und gelangen.

Bei dem grofsen Mifsverstande, welcher bisher noch über dem Räthsel der Hegel'schen Lehre gewaltet hat, und bei den Zerwürfnissen in der Schule selbst kam es uns besonders darauf an, das System in seiner wahren und reinen Gestalt, frei von der Verschleierung, welche an manchen Stellen allerdings noch eine Ungewifsheit über den eigentlichen Sinn übrig liefs, heraustreten zu lassen, und wir zweifeln nicht, dafs in der alten Schule es nicht an Männern fehlt, welche mit unserer Auffassung einverstanden, darin den Kern der ächten Lehre erkennen werden. Sollte es Andern anders erscheinen, würden wir auch von diesem Schein den Grund wohl nachweisen können. Zu übersehen ist dabei nicht, dafs im Fortgange des Streits die frühere Stellung der Gegensätze nicht mehr dieselbe geblieben und, während dabei die ursprüngliche Lehre sich oft bis zur Unkenntlichkeit verwischte, dadurch jetzt die Hervorhebung solcher Puncte und Seiten nothwendig geworden ist, welche früher mehr zurücktraten. Wir können, wie gesagt, uns auch nur an unsere Auffassung halten, unbekümmert um die abweichenden Ansichten Anderer und diejenige Gestalt, welche bei ihnen etwa die Sache erhalten hat. Am wenigsten sind wir im Stande, Das zu vertreten, was in der sogenannten Fortbildung und weiteren Entwicklung der Lehre in der jung-Hegel'schen Schule vorgekommen ist und sich laut gemacht hat. Wir gestehen es unverholen, dafs wir nicht einer Weisheit zu huldigen vermögen, welche zum Theil noch nicht über die Phänomenologie des Selbstbewufstseins hinausgekommen und das eigene Selbstbewufstsein für den alleinigen Ort des sich selbst wissenden Gottes genommen hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Schluſs.)

Wir haben den Grund davon schon oben angegeben und den Bekennern dieser Lehre darüber auch den Vorwurf eines Rückfalles in die Naturphilosophie gemacht, nämlich in diejenige, welche ihrem Princip nach ein pantheistischer Naturalismus ist. Es ist zwischen beiden ohne Zweifel ein groſser Unterschied, wie zwischen dem Begriff von Natur und Geist selbst; worin sie aber nach unserer Ansicht der Sache zusammentreffen, ist die Art und Weise, wie näher das Absolute gefaſst oder *worein* vielmehr es gesetzt wird, welches die eine Philosophie, von einem ursprünglichen und auch dem Geistigen zu Grunde liegenden Natursein ausgehend, in die durch verschiedene Evolutionen stufenweise sich entwickelnde Naturthätigkeit oder den Naturproceſs, die andere aber eben so pantheistisch in den geistigen geschichtlichen Proceſs, die Entwicklung des Geistes und seines Selbstbewuſstseins bis zu seiner absoluten Selbsterfassung und Freiheit, fallen läſst, so daſs hier und dort die der Zeit nach auseinander fallende endliche Wirklichkeit und äuſsere Erscheinung in ihrer Gesammtheit selbst das Absolute und die alleinige absolute Wirklichkeit ausmacht. Wir finden die Naturphilosophie sehr achtbar, wenn sie die Natur sinnig und geistreich behandelt und den auch hier waltenden göttlichen Gedanken in seinen Tiefen und Verborgenheiten überall gleichsam durchfühlt und in allen Richtungen verfolgt; aber eben das Geistige, der Gedanke ist es, was *für sich* zu seiner *freien Selbständigkeit* und zu seinem *eigenen klaren Selbstbewuſstsein* herausgehoben und *nicht* als das *Folgende*, sondern *als das der Natur schon Vorangegangene* anerkannt sein will. Wir können uns daher auch nicht für eine Lehre erklären, welche das Geistige in der Geschichte auch nur wie ein Natur- Sein- und Natur-Geschehen behandelt und nur in der Weise einer durch Naturmächte bewegten Naturevolution zu erklären weiſs und es zu etwas Dämonischem macht. Verwirft daher die andere Lehre der Jüngeren eine solche Naturweise des Geistigen als unangemessen und widersprechend dem Begriff und der Freiheit des selbstbewuſsten Geistes, so versetzt sie sich dagegen von der andern Seite auf den nämlichen Fleck, wenn sie Gott *als Geist*, die Verwirklichung und das freie selbstbewuſste *Fürsichsein* der Idee, doch auch *nur in der Geschichte*, und nicht auch *für sich als Geist* hat. Wie dort das Absolute ein Natursein der Substanz, ist die absolute Idee hier die *ideale Substanz*, welche erst in den endlichen Subjecten zu ihrer selbstbewuſsten Bethätigung gelangt und damit Geist wird. Woher stammt diese Idee? Ist sie ohne Weiteres und an und für sich, wie etwa die Platonische Idee, und fehlt ihr gleich dieser die sie selbst erst hervorbringende Negativität, so ist sie auch nichts weiter als ein *Sein*, nur ein ideales; hat sie aber durch ihre Negativität sich selbst erst hervorgebracht, ist sie das eigene Product ihrer Thätigkeit, so ist sie eben damit auch Subject und Geist, der nach dem früher gegebenen Beweise als denkend und wissend nothwendig auch sein eigenes Selbstbewuſstsein ist. Wenn aber die geistigen Individuen selbst das Absolute oder ein verwirklichter Theil desselben sind und uns die Zeit und die Geschichte aus unmittelbar eigner göttlicher Machtvollkommenheit machen, so giebt es freilich keine Religion mehr, weil es auch keine höhere und im Endlichen gegenwärtige und wirksame absolute Wirklichkeit mehr anzuerkennen und anzubeten giebt, und ihre Abschaffung ist consequent. Höchstens bleibt Jedem der mehrern und verschiedenen göttlichen Individuen sein besonderer Hausaltar für die nur in ihm und den Andern wirkliche Idee, und etwa noch die gegenseitige göttliche Begrüſsung und Verehrung.

Digitized by Google

Eine Gefahr ist dabei nicht gerade vorhanden; denn die Religion wird länger bestehen als diese Lehre, zumal diejenige, welche, selbst die geistigste und die Lehre vom Geiste, in ihr selbst die Kraft hat, sich zu erhalten und zu Dem, was sie ihrem schon absoluten Princip nach ist und soll, auch im Dasein sich mehr und mehr zu läutern, und eben dadurch unüberwindlich ist, wie sie denn auch selbst von sich gesagt hat, dafs Himmel und Erde, mithin die Natur, vergehen können, ihr Wort aber nicht vergehen wird. Eine Gefahr besteht höchstens so lange, als man die Unwahrheit einer Lehre wohl fühlt, aber, worin sie eigentlich steckt und ihren Grund hat, noch nicht gehörig erkannt hat, und die dagegen aufgebotenen Mittel noch eine Schwäche verrathen, welche der Gefahr drohenden Lehre selbst den Schein der Wahrheit leiht. Der Irrthum bei der eben in Frage stehenden Richtung der Hegel'schen Philosophie, welche, statt über das Christenthum hinaus zu sein, vielmehr hinter dem *Princip* desselben noch zurück ist, besteht kurz ausgedrückt darin, dafs man die Jünger für den Herrn und, wie es im Kartenspiel mitunter vorkommt, den Buben für den König genommen hat.

Unsere Philosophie ist in der dargelegten Bestimmtheit die Lehre vom Geiste und hat insofern das gleiche Princip mit dem Christenthum, für welches Gott der Geist und nicht die Natur, noch irgend ein Natursein ist. Ob die von ihrer Seite gegebene oder versuchte philosophische Erklärung christlicher Dogmen mit der geschichtlich überlieferten Bedeutung derselben und der kirchlichen Lehre und Erklärung übereinstimme oder nicht, dies näher zu untersuchen überlassen wir den Theologen, besonders den selbst der Philosophie kundigen. Bei dem Einflusse aber, welchen von jeher die Philosophie auf die verschiedenste Weise je nach der Verschiedenheit der herrschenden philosophischen Ansichten und Systeme auf die Erklärung, ja auf die geschichtliche Bildung und Entwicklung der Dogmen geübt hat, kann dies wenigstens, wie auch ein neueres Beispiel zeigt, nicht der Grund sein zu jener Trennung, Anfeindung und Verdammung, welche Hegel's Philosophie so oft und so hart von der christlich-theologischen Seite her hat erfahren müssen. Wir können dies nur theils einer gänzlichen Verkennung der Hegel'schen Grundansicht, theils den Folgerungen und Neuerungen der jüngeren Schule zuschreiben. Ist es der christlichen Theologie möglich, ohne alle Philosophie allein in der Welt auszukommen, so mag sie auch für sich allein ihre Strafse ziehen; vermag sie dies aber nicht und kann sie mit irgend einer Philosophie sich noch vertragen, die aber heutzutage freilich keine Rockenstubenphilosophie mehr sein darf, so räumen wir ihr (jedoch ohne dabei eben nöthige Einmischung des Staats) kraft ihres eignen absoluten Princips ein hohes Recht ein. Sie hat nach unserer Ansicht an irgend eine Philosophie, welche sich mit dem Gegenstand und Inhalt der christlichen Lehre zu thun macht und ihr hülfreich zu werden verspricht, blofs die einfache Frage zu stellen, ob von dieser Philosophie und nach ihrer Lehre (mithin nicht in Folge eines äufserlich zur Philosophie hinzugenommenen Glaubens) Gott als die ursprüngliche, allem Natursein vorangehende, selbstbewufste und denkende Intelligenz, und in *diesem* Sinne als das absolute Prius und als ursprünglich lebendiger Geist, erkannt und anerkannt werde oder nicht. Kann ihr diese Frage nicht unumwunden bejaht werden, so mufs eine christliche Theologie wissen, wie sie daran ist und was sie zu thun hat. Wenn unsere Philosophie dieses Ja zu ertheilen vermag, wollen wir weder ihr als Verdienst anrechnen, was nicht blofs dem Wissen des Christen, sondern auch dem substanziellen Selbstbewufstsein des Menschen angehört und daher schon im natürlichen Glauben der Völker angetroffen wird, noch uns deshalb um die Gunst der Theologen bemühen, da wir so gut als sie wissen, welchen göttlichen Schatz wir an der christlichen Religion besitzen. Auch im Ethischen, wenn wir darauf noch uns einlassen wollten, würde es uns nicht schwer fallen, nachzuweisen, wie das Princip unserer Philosophie völlig mit dem christlichen Moralprincip übereinstimme: was ebenfalls zu einer Gewissensfrage der Theologie an die Philosophie gemacht werden könnte. Etwas schwieriger freilich wird es für die Philosophie, welche nichts nur auf Treu und Glauben hinnimmt, und ist auch nur mit dem Vordringen in die innersten Tiefen möglich, die göttliche Wahrheit, welche im Allgemeinen jedes Bewufstsein auf irgend eine Weise hat, auch für das erkennende Denken in ihrer wahren und allein zutreffenden Gestalt zu gewinnen und zur absoluten Gewifsheit zu erheben, wozu aufser der eignen richtigen Auffassung auch die Beseitigung und Widerlegung der sonstigen, möglicher

Digitized by Google

Weise als wahr sich darbietenden Formen erforderlich ist und auch der jetzt so geläufige Name der Idee allein nicht zureicht, da die Idee nur als solche noch nicht der Geist selbst als Subject ist. Schwierig wird die Fassung des absoluten Subjects, zumal als sogenannter absoluter Persönlichkeit, auch dadurch, dafs, indem das gewöhnliche Bewufstsein irgend eine angemessene Vorstellung dafür sucht, wie denn auch allerlei Vorstellungen davon, feinere und rohere, bei den uns aus christlicher Liebe verdammenden Eiferern selbst, reichlich vorkommen, doch das blofse Vorstellen mit seinen nur äufsern Mitteln und Materialien geradezu unzureichend ist zur adäquaten Erfassung Desjenigen, was in seiner Wahrheit sich auch nur im Geiste erkennen läfst und seiner innersten Selbstgewifsheit angehört, welche es zunächst als Heiligthum des Glaubens besitzt. Und gleichwohl würde auch dem denkenden Vorstellen eines religiösen Bewufstseins, welches eine überall wirksame Nähe, überall wissend und wollend gegenwärtige Thätigkeit Gottes fordert, unsere Lehre viel näher liegen und mehr Befriedigung gewähren als andere. Denn welchen Trost hat ein der Welt blofs „zu Grunde liegender", oder nur in der Weise eines blinden Naturgeschehens sich selbst erst entwickelnder und diese Entwicklung höchstens mit seinem Wissen blofs begleitender Gott dem religiösen Bedürfnifs darzubieten! —

Wir sollten meinen, dafs auch Hafs und Verfolgung endlich einmal ihr Ende finden. Haben wir durch Alles, was wir hier gethan, so viel nicht zu erreichen vermocht: nun, so lafst denn, ihr Unversöhnlichen, wenn ihr wollt und könnt, sie sterben und untergehen, diese euch so verhafste, so ruchlos und gefährlich scheinende Philosophie, und nehmt ihres Anwalts und Vertheidigers Worte noch als ihren Schwanengesang dazu! Auch als seinen eignen; denn er hat damit auch *sein* philosophisches Glaubensbekenntnifs abgelegt. —

Hegel hat einmal die Bemerkung gemacht, dafs Spinoza's System darum wenig allgemeineren Eingang habe finden können, weil darin das individuelle Selbstbewufstsein seine Befriedigung nicht gefunden habe. Hat er nun selbst zwar Vielen diese Selbstbefriedigung gewährt, bei einer noch gröfseren Anzahl aber mit seiner Philosophie kein besseres Schicksal als Spinoza erfahren, Er, der, als er bedeutend auftrat, selbst schon alles durchgemacht hatte, was man nachher gegen ihn gebrauchen und zur Widerlegung seines Systems geltend machen wollte, und ist es ihm nicht gelungen, die erkannte Wahrheit, für welche er in der Reife seines Denkens auch nur im reinen Gedanken den adäquaten philosophischen Ausdruck zu finden vermochte, in einer gemeinfafslicheren Weise auch dem Vorstellen näher zu bringen oder vielmehr vielleicht den unvortheilhaften Eindruck, welchen die Hauptwerke durch ihre scheinbare Unverständlichkeit bei so Vielen machten, später und anderwärts in schriftlichen und mündlichen weiteren Ausführungen und Erläuterungen wieder dadurch zu verwischen, dafs er auch im Gebiete des Anschauens und Vorstellens von der Frische und Tüchtigkeit seines Geistes Zeugnifs genug gab: so trifft ohne Zweifel auch ihn ein Theil der Schuld, deren Büfsung, wie uns dünkt, seiner Philosophie in ihrem äufsern Schicksal auch keineswegs erspart wurde. Ist man aber auch von der andern Seite zu weit gegangen, und ist Unrecht begangen worden, so haben wir zwar nichts von Denen zu hoffen, wenn es deren giebt, welche nie bereuen und nie vergeben, wissen aber, dafs es aufserdem noch eine Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsliebe in der Welt giebt, um bei besserer Erkenntnifs Früheres auch wieder gut zu machen. Darauf vertrauen wir. —

Gabler.

LXI.

1. *Topographie von Athen, von P. W. Forchhammer. Mit einem Plan der alten Stadt. Kiel,* 1841. *Schwers'sche Buchhandlung. Besonders abgedruckt aus den „Kieler philologischen Studien".* 102 S.
2. *Commentatio de portubus Athenarum. Scripsit Ernestus Curtius. Addita est tabula geographica. Halis,* 1841. 50 S.

Nr. 1. Auf den Grund, dafs Pausanias seine Beschreibung von Athen nach einem eben so einfachen als zweckmäfsigen Plane entworfen und dafs die Beschuldigungen, als erzähle er ohne Ordnung und richtige Folge, ungerecht seien, construirt Hr. Forchhammer eine Topographie von Athen, welche von den seit Leake und Müller gangbaren Ansichten ziemlich abweicht.

Digitized by Google

Dieser neue Bau ist mit vielem Scharfsinne und der dem Hrn. Vf. eigenen Lebendigkeit, aber auch mit einer Kühnheit aufgeführt, welche geeignet ist, eine bedeutende Opposition hervorzurufen. Dies ist indefs kein Grund, warum wir die Darstellung des Hrn. F. nicht an uns herankommen lassen und erwägen sollten. Je mehr derselbe auf den Reiz der Erkenntnifs des Wahren setzt, desto mehr sind wir verpflichtet, seine Leistung zu untersuchen, wenngleich die unumwundene Erklärung, mit welcher er seine Topographie einführt, den Beurtheiler in eine unangenehme Lage zu versetzen droht. Aber das neue Gebäude der athenischen Topographie ausführlich in allen seinen Consequenzen zu betrachten, versagt sich Ref. aus dem Grunde, weil dasselbe in einer grofsen Hypothese wurzelt, zu deren Begründung wir uns vergeblich nach geeigneten Hülfsmitteln umsehen.

Der erste Angriff des Hrn. F. ist gegen die gangbare Ansicht von der Themistokleischen Ausdehnung der Stadt gerichtet. Die Grenzen der Ringmauer werden anders abgesteckt, wobei der Hr. Vf. von der Behauptung ausgeht, dafs die Grundmauern einer Stadtbefestigung, welche sich vom Museion über den Pnyxberg, den sog. Nymphenhügel und die angrenzenden Höhen bis in die Gegend des Dipylon hinziehen, nicht der alten Stadtmauer des Themistokles gehören, sondern aus einer späteren Zeit stammen und zwar aus der Zeit des Valerianus (S. 100). Einen Beweis dafür will Hr. F. in der Beschaffenheit dieser Ueberreste finden, deren regelmäfsige Bauart mit der Beschreibung des Thukydides (I. 90. 93.) nicht übereinstimme. Die weitere Ausdehnung der Themistokleischen Mauer an dieser Seite sucht er aber vorzüglich durch die Angabe des Scholiasten des Thukydides zu begründen, der dasjenige Stück der Ringmauer, welches zwischen der nördlichen langen und der phalerischen Mauer lag, auf das Maafs von 17 Stadien setzt; ein Maafs, welches in keinem Verhältnifs zu der Ausdehnung der über die Hügel gezogenen Mauerfundamente steht. Dieser Angabe, an deren Richtigkeit Hr. F. nicht zweifelt, zu Liebe zieht er die Ringmauer im Westen und Süden weit über die bisher angenommenen Grenzen hinaus, schliefst damit das Museion und die Hügel um die Pnyx ein, und glaubt, dafs diejenigen Reste, welche man nordwestlich am Fufse dieser Hügel findet, und welche Leake für einen Theil der Ausbeugung der langen Mauer hält, zu diesem Diateichisma gehören. Diese Ausdehnung der Ringmauer zwischen der nördlichen langen und der phalerischen sucht endlich Hr. F. noch durch die vorhandenen Spuren von Wohnungen auf den südlichen Pnyxabhängen zu [illegible]en (S. 15).

Die Gründe, welche den Hrn. Vf. zu dieser Ansicht vermochten, sind aber nichts weniger als zwingend. Was den ersten Punct betrifft, dafs die Ueberreste von Grundmauern auf der gedachten Hügelreihe nicht aus der Zeit des Themistokles sein können, so folgt aus der von Thukydides beschriebenen Eile des Themistokleischen Baues noch nicht, dafs nicht an einzelnen Stellen die Grundmauern fleifsiger gebaut worden sind. Hr. F. sucht zwar auch einer solchen Einwendung zu begegnen, allein ohne triftige Gründe und mit blofsen Versicherungen. Darüber hat er den Grundsatz, welchen das Alterthum bei Befestigungswerken zu verfolgen pflegte, gänzlich unberücksichtigt gelassen. Die Athener werden den Fingerzeig der Natur auch hier nicht verlassen haben. Die Mauer war von Themistokles bereits hier über die Hügelreihe hinweg gezogen. An dieser Stelle liefsen sie die Grundmauern stehen und führten die Mauer vollständig darüber auf. Das πανταχῆ des Thukydides brauchen wir nicht wörtlich zu nehmen. Den Umfang der Stadt können die Athener an den übrigen Seiten allenthalben vergröfsert haben; aber an eine gröfsere Ausdehnung der Stadt an der südwestlichen Seite haben sie gewifs bei der Eile, mit welcher der Bau unternommen wurde, nicht gedacht. Ferner hätte Hr. F. nachweisen sollen, dafs die Reste des Unterbaues, welche er zu seinem Diateichisma zieht, nicht von derselben Bauart seien, wie die über das Museion gezogenen Grundmauern. Ganz unhaltbar aber ist die Ansicht, dafs man in der Angabe des Scholiasten des Thukydides einen Beweis finden müsse für die weitere Ausdehnung der zwischen den beiden langen Mauern befindlichen Ringmauer. Die Gedankenlosigkeit des Scholiasten liegt auf der Hand und ist bereits von Henr. Stephanus angedeutet worden (Thucyd. ed. Poppo. T. III. Vol. II. p. 66).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1842.

1. *Topographie von Athen, von P. W. Forchhammer.*
2. *Commentatio de portubus Athenarum. Scripsit Ernestus Curtius.*

(Schlufs.)

Thukydides sagt, der Umfang des Piraeeus mit der Munychia betrage 60 Stadien. Indem nun der Scholiast diese 60 Stadien auf den ganzen Umfang der Stadt allein überträgt, zieht er davon die 43 Stadien der bewachten Ringmauern ab und gewinnt für das Diateichisma das unerhörte Maafs von 17 Stadien. Was sollen wir aber dazu sagen, dafs Hr. F., während er die Angabe des Scholiasten in Schutz nimmt, die erzielten 17 Stadien mit seiner Construction dennoch nicht herausbringt, und dafs er den Umstand ganz unberücksichtigt läfst, dafs bei der Ausdehnung, welche er seinem Diateichisma giebt, die langen Mauern ein Stück von ihrer Länge (jede wenigstens zwei Stadien) verlieren würden? Was endlich die Spuren von Wohnungen auf den westlichen Pnyxabhängen betrifft, so beweisen solche noch nicht, dafs dieser Theil innerhalb der Stadt lag. Die angezogene Stelle aus Aeschines c. Timarch. p. 10 läfst vielmehr mit allem Recht auf die Lage dieser Wohnungen aufserhalb der Stadtmauern schliefsen. Aus allem geht hervor, dafs die Behauptungen des Hrn. F. die von ihm statuirte Ausdehnung der Stadt an dieser Seite nicht erzwingen. Es waren freilich noch einige andere Beweggründe vorhanden, welche den Hrn. Vf. zu der bedeutenden Ausdehnung der Stadt im Westen führten, wie wir bald sehen werden.

Wenn Hr. F. sich an dieser Seite über die Spuren alter Mauern hinwegsetzte, so war vorauszusehen, dafs er im Süden, wo die Mauern gänzlich verschwunden sind, noch freier sich bewegen werde. Hier setzt er die Enneakrunos oder Kallirrhoe und das Stadium innerhalb der Stadtmauern, weil kein Schriftsteller einer Mauer zwischen der Akropolis und diesen Puncten erwähne, zweitens weil es nicht glaublich sei, dafs die von Pausan. erwähnten Tempel aufserhalb der Stadt gelegen haben, endlich weil aus den Worten des Vitruv. II. 8. und des Plin. H. N. XXXV. 14. welche diesen Theil der Mauer den gegen den Hymettos hingewandten und nicht den gegen den Ilissos gelegenen nennen, hervorgehe, dafs die Mauern jenseits des Ilissos gelegen haben! Er zieht daher die Mauer in einem Halbzirkel um alle die Reste alter Tempel, welche jenseits des Ilissos liegen, herum und rückt dafür die Mauer im Osten bedeutend näher an die Akropolis, was er sich allerdings mit einem Schein von Recht erlauben konnte, da auch dort keine sicheren Spuren der alten Mauern zu finden sind. Die gröfsere Entfernung der Ringmauer vom Lykabettos ist dasjenige, womit man sich am ersten vereinigen könnte. Sonst aber ist es auffallend, dafs Hr. F. die lauten Zeugnisse dem Schweigen des Pausanias unterordnet. Nach der Erzählung des platonischen Axiochos liegt die südliche Mauer diesseits des Ilissos; zwischen dieser Mauer und dem Ilissos ist ein περίπατος. Hieraus erhellt, dafs die Kallirrhoe aufserhalb der Mauer lag. Gleichwohl soll die Unechtheit des Dialogs einen Beweis liefern, dafs auch die topographischen Andeutungen darin falsch sind. Hr. F. geht so weit, dafs er sagt, die topographische Unkunde in diesem Dialog sei ein Grund mehr, denselben einem späteren Fälscher, der vielleicht Athen nie gesehen hat, zuzuschreiben. Dieses Urtheil unterzeichnen wir nicht. Dafs der Vf. des Axiochos mit der Topographie von Athen vertraut war, zeigt die Uebereinstimmung seiner Erzählung mit den Andeutungen im Phaedros des Platon (227. 230), worauf schon O. Müller (de munimentis Athen. p. 15) hingewiesen hat. Diesen Punct aber fertigt Hr. F. mit den unerwiesenen Worten ab (S. 96): „dafs der Altar des Boreas innerhalb der Stadtmauer war, ist nicht im Widerspruch mit dem Anfang des Phaedros".

Digitized by Google

Wenn aber hier nichts zu ändern war an der Leake'schen Richtung der Mauer, so widerstrebt eben so der Theil einer Neuerung, welchem gegenüber das Stadion liegt. Diese Gegend hiefs Ἄγραι, und Stephanos Byz. sagt ausdrücklich von derselben, dafs sie vor der Stadt lag. Hierüber sagt Hr. F.: „in Erwägung aller Gründe (?) zweifle ich auch nicht, dafs diese Glosse nur ein Schlufs aus dem Namen ist, der aus alter Zeit beibehalten wurde, nachdem diese Gegend längst aufgehört hatte auf dem Lande zu sein. Finden wir doch auch die Dionysien auf dem Lande später in der Stadt im Kolyttos gefeiert". Zu einem solchen Urtheil aber ist hier kein Grund vorhanden. Denn wenn das Stadion in vielen Städten innerhalb der Ringmauern war, so folgt noch nicht, dafs dies überall der Fall sein mufste. Es war auch nicht einmal bei allen von Hrn. F. angeführten Städten der Fall. Und was die letzten Worte anlangt, so ist nicht nachzuweisen, dafs der Demos Kolyttos erst in späterer Zeit (d. h. in der Zeit des Demosthenes) die ländlichen Dionysien mitfeierte. Aber Pausanias erwähnt keines Thores zwischen dem Odeion und der Enneakrunos. Hr. F. setzt hinzu, weil keines da war. Wenn letzteres wahr wäre, so würde auch dem Kynosarges und dem Lykeion, von denen wir eben so sicher wissen, dafs sie aufserhalb der Stadt lagen, durch das Schweigen des Pausanias Gefahr drohen, in die Mauern mit eingeschlossen zu werden. Aber dieses Schweigen des Pausanias glaubt Hr. F. gerechtfertigt, wenn er sagt (S. 98): „So hat er die Beschreibung der Stadt vollendet und geht jetzt durch das Dipylon, um auch von den Tempeln, Heiligthümern der Heroen und Gräbern aufserhalb der Stadt zu reden; dadurch deutlich bezeichnend, dafs er bisher die innere Stadt beschrieben. Nur das Kynosarges und Lykeion lagen unter den von ihm genannten Gegenständen aufserhalb der Stadtmauer, aber so nahe, dafs man es leicht erklärlich findet, dafs er dies nicht besonders hervorhebt" (!). Ganz auf ähnliche Weise sucht Hr. F. das Schweigen des Pausanias von seinem Uebertritt über den Ilissos zu rechtfertigen (S. 47).

Die Construction der südlichen Ringmauer schrumpft so auf das Moment einer unhaltbaren Conjectur zusammen. Indessen ist dies bei weitem nicht so einflufsreich auf die neue Topographie, als das Schicksal der Mauer im Westen. Dort braucht Hr. F. eine gröfsere Ausdehnung, theils um für den in das piräische Thor eintretenden Pausanias eine längere Strafse, theils um für die Demen Melite und Kolyttos einen, wenn auch nicht den passendsten, Raum zu gewinnen.

Dafs Pausanias durch das piräische Thor, und zwar durch das zwischen der Pnyx und dem Museion gelegene, in die Stadt ging, postulirt Hr. F. als Thatsache. „Der beste Beweis freilich für dies, wie für jedes Einzelne, sagt der Hr. Vf., liegt in dem Zusammenhange des Ganzen unserer Topographie". Dies ist freilich höchst mifslich. Denn fragt man, warum das Ganze dieser Topographie sich so gestaltet hat, und nicht anders, so liegt der Grund davon eben nur in dem Streben, alle schroffen Uebergänge in der Erzählung des Pausanias um jeden Preis zu vermeiden. Dieses Streben hat aber gerade das gerechteste Mifstrauen gegen das neue Gebäude zur Folge. Denn wer wird glauben können, dafs Pausanias, der nach dem Wesen solcher Memoiren auch sonst sich nicht die motivirtesten Uebergänge erlaubt, gerade in der Attika auf eine so strenge Folgerichtigkeit und Ordnung in der Darstellung gehalten habe, wie sie ihm Hr. F. nachrühmt? Bezeichnend ist in dieser Hinsicht des Pausanias eigenes Geständnifs (III, 11. 1): ὃ δὲ ἐν τῇ συγγραφῇ μοι τῇ Ἀτθίδι ἐπανόρθωμα ἐγένετο, μὴ τὰ πάντα με ἐφεξῆς, τὰ δὲ μάλιστα ἄξια μνήμης ἐπιλεξάμενον ἀπ' αὐτῶν εἰρηκέναι. — Nach diesem Grundsatz ist es gar nicht zu verlangen, dafs in Rücksicht auf Localität überall eine ununterbrochene Ordnung befolgt sei. Es kann daher nicht fehlen, dafs es mit dem wohlwollenden Streben des Hrn. F. mifslich aussieht. Wenn wir dem Pausanias von dem piräischen Thore zwischen der Pnyx und dem Museion nach den jenseits des Ilissos gelegenen Thoren sehr wohl folgen können, so treffen wir, mit ihm zurückgekehrt nach dem Kerameikos, auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Das Thor, durch welches Pausanias eingeführt wird, zieht einen langen Schweif von falschen Positionen nach sich. An die von Leake construirte neue Agora hat zwar Ref. nie geglaubt, aber eine Agora als einzigen Marktplatz zwischen der Pnyx und der Akropolis anzunehmen, scheint uns noch unmöglicher. Hier ist Hr. F. gezwungen, fast die gesammte Nomenclatur der athenischen Topographie auf Einen Punct auszuschütten, ohne angeben zu können, wie dieses alles Platz findet. Aber hier war doch eine Agora; Apollo-

Digitized by Google

doros (Harpocrat. v. πάνδημος Ἀφροδίτη) nennt sie die ἀρχαία. Wenn diese Stelle sich bloſs auf den alten Versammlungsplatz des Volkes bezieht, wofür später die Pnyx verwendet wurde (S. 40), so verlieren wir das Zeugniſs, daſs hier ein Marktplatz war. Bezieht sich aber diese Stelle auf den alten Markt von Athen, so ist natürlich anzunehmen, daſs er nicht lange ausreichte, und daſs er mit der Zeit eine gröſsere Ausdehnung im Norden der Akropolis erhielt, wo das Terrain den Bedürfnissen eines Marktplatzes besser entsprach. Hr. F. postulirt also einen für alle Zeiten ausreichenden Markt zwischen der Pnyx und der Akropolis, und der Beweis liegt wieder nur in dem ganzen Zusammenhange der neuen Topographie, welcher seinen Grund in der wohlwollenden Absicht für Pausanias hat. Es wäre daher vergebliche Mühe, die Anordnung des Hrn. F. weiter zu verfolgen. Bei jeder Position würden wir dieselben Worte wiederholen müssen: der Beweis liegt nur in dem ganzen Zusammenhange der neuen Topographie.

Wenn wir uns demnach in Beziehung auf die neue Lehre von der Topographie von Athen zu den Nichtüberzeugten zählen müssen, so können wir es nicht unterdrücken, daſs die scharfsinnige Abhandlung des Hrn. F. vielfach anregend wirken und zu neuen Untersuchungen auffordern dürfte. Betrachten wir aber den Thatbestand der bisherigen Forschungen, so möchte es wohl nicht schwer sein einzusehen, daſs wir noch nicht in den Stand gesetzt sind, auf dem zerrissenen Gebiete der athenischen Topographie festen Boden zu gewinnen.

Nr. 2. Man liest diese kleine Schrift mit um so mehr Vergnügen, als sie nicht das Gepräge einer künstlichen Erudition zur Schau trägt, sondern einen interessanten Punct aus der Topographie von Athen mit Unbefangenheit und Klarheit beleuchtet. Es gilt einer richtigern Ansicht von dem Piräeus und seinen Häfen. Die piräische Halbinsel umfaſste nicht nur die äuſserste Spitze, welche durch einen Isthmus zugänglich ist, sondern zugleich das östlich von dem munychischen Hafen hervorspringende Stück Landes. Die Hügelkette, welche sich auf letzterem erhebt, nannte man bisher die phalerische, obgleich nicht nachzuweisen, daſs etwas von dem phalerischen Demos mit in die piräische Befestigung eingeschlossen war. Die munychische Burg suchte man auf der äuſsersten piräischen Halbinsel. Aus derselben Stelle bei Strabon, aus welcher man die Lage der Munychia deducirte, sucht nun Hr. C. nachzuweisen, daſs der sogenannte phalerische Hafen die Munychia selbst sei. Damit läſst sich der λόφος χερσονησίζων und das ὑποπίπτουσι δὲ αὐτῷ λιμένες τρεῖς in vollkommene Uebereinstimmung bringen. Seltsam ist der Ausdruck bei Strabon, μικρῷ δὲ στομίῳ τὴν εἴσοδον ἔχων. Hr C. hat Recht, wenn er dies nicht von einem Isthmus versteht. Er glaubt, dieses στόμιον auf dem sog. phalerischen Hügel gefunden zu haben. Indeſs scheint uns diese Vermuthung sehr zweifelhaft. Wir glauben vielmehr, daſs hievon wohl vergeblich eine genügende Erklärung versucht werden dürfte. Aber auſser den Stellen der Alten, welche man sonst für die Lage der Munychia auf der äuſsersten Halbinsel anführte, scheint auch die öfter wiederkehrende Formel ὁ Πειραιεὺς καὶ ἡ Μουνυχία oder ὁ Πειραιεὺς ξὺν Μουνυχίᾳ für die Richtigkeit der von Hrn. C. entwickelten Ansicht zu sprechen. Die einzige Schwierigkeit, welche sich hier erhebt, liegt darin, daſs so der phalerische Hafen mit in die Themistokleische Befestigung eingeschlossen und von seinem Demos abgeschlossen erscheint. Aber der Hafen Phanari ist gewiſs das alte ἐπίνειον der Athener nicht, welches vielmehr an dem Bogen, den der Sinus Phalericus bildet, zu suchen sein wird. Denn Pausanias (I, 1. 2) sagt ausdrücklich, das phalerische ἐπίνειον lag Athen am nächsten, und dies ist auch der seit Themistokles in Verfall gekommene phalerische Hafen. Aber Pausanias nennt doch als dritten Hafen der Athener λιμένα ἐπὶ Φαλήρῳ. Dies scheint wirklich der sog. Phanari zu sein und einer von den drei αὐτοφυεῖς λιμένες, welche den Themistokles bestimmten, den Piräeus zu befestigen. Der Demos Phaleron muſs sich weiter gegen das Vorgebirge Kolias zu erstreckt haben, wie denn auch Steph. Byz. v. Κωλιάς sagt: ἄκρα ἤτοι Φαληροῖ ἀκτή. Wenn nun Pausanias bemerkt: ἀπέχει δὲ σταδίους εἴκοσιν ἄκρα Κωλιάς, so hat er offenbar nicht von dem Demos Phaleron aus gerechnet, sondern von dem seit Themistokles befestigten dritten Hafen ἐπὶ Φαλήρῳ, d. i. dem heutigen Hafen Phanari. Daſs der heutige Name Phanari aus Φάληρα corrumpirt sei, wie Korais (ad Strab. IV, p. 177) will, ist problematisch. Von dem Gebrauch dieses Hafens werden wir freilich nicht weiter unterrichtet. Allein theils Pausanias, theils Strabon,

Digitized by Google

dem zufolge drei Häfen unter der Munychia liegen, lassen nicht zweifeln, dafs dies der dritte Themistokleische Hafen war. Hiermit haben wir zugleich unser Urtheil über die Richtigkeit der von Hrn. C. aufgestellten Erklärung der Thukydideischen Stelle (p. 44) ausgesprochen. Es ist unglaublich, dafs unter den drei Häfen dort die drei Abtheilungen des einzigen piräischen Hafens verstanden sein sollten. Auch sieht es mit diesen drei Abtheilungen noch nicht so sicher aus. Sicher sind nur Zea und Kantharos. Beide hatten bedeutende Arsenale, wie aus den attischen Seeurkunden hervorgeht, wo aufser Munychia diese Stapelplätze genannt werden. Der dritte Hafenplatz soll Aphrodision sein. Dies vermuthet man aus einer Stelle bei dem Scholiasten des Aristoph. Pax. 144. Πειραιεὺς λιμένας τρεῖς ἔχει πάντας κλειστούς· εἷς μὲν ὁ Κανθάρου λιμὴν οὕτω καλούμενος ἀπό τινος ἡρώου Κανθάρου, ἐν ᾧ τὰ νεώρια· εἶτα τὸ Ἀφροδίσιον· εἶτα κύκλῳ τοῦ λιμένος στοαὶ πέντε — — — — ἐν Κανθάρῳ λιμένι. Diesem Berichte zufolge weiset Hr. C. den drei angenommenen Hafenbuchten Kantharos, Aphrodision, Zea, ihre örtliche Lage nach. Ihm ist der innerste Busen, den Leake fälschlich für den Kantharos hielt, der von Xenoph. (Hell. II, 40) erwähnte κωφὸς λιμήν, welcher zur Aufnahme von Schiffen unbrauchbar gewesen sein soll. Die äufserste Bucht in der Richtung des Vorgebirges Alkimos glaubt er den Kantharos nennen zu dürfen, wobei er sich theils auf den Fundort der Seeurkunden, theils auf eine Stelle des Plutarchos (Phoc. 28) stützt. Da nun auf den Kantharos der Reihe nach τὸ Ἀφροδίσιον folgt, so bleibt ihm für den Hafen Zea nur der innerste Busen zwischen dem Aphrodision und dem Vorgebirge Eetionea offen. Diese Anordnung hat Hr. C. sehr gut motivirt, wenn wir gleich eingestehen müssen, dafs der Beweis von der ehemaligen Unbrauchbarkeit des κωφὸς λιμήν noch zu führen ist. Es liegt im Gegentheil die Vermuthung nahe, dafs dieser κωφὸς λιμὴν die dritte Hafenabtheilung bildete, neben Zea und Kantharos, und dafs wir bei Aphrodision an keine solche zu denken haben.

Durch Auffindung der Munychia ist die äufserste Halbinsel namenlos geworden. Hr. C. macht bei anderer Gelegenheit aufmerksam auf eine Stelle bei Lykurgos c. Leocr. 148. 178, woraus er schliefst, dafs dieser Theil vorzugsweise ἀκτὴ genannt wurde. Zwar hatte Attika von diesem Worte überhaupt seinen Namen; denn, wie Platon (im Kritias 111) sich ausdrückt: πᾶσα ἀπὸ τῆς ἄλλης ἠπείρου μακρὰ προτείνουσα εἰς τὸ πέλαγος οἷον ἄκρα κεῖται. Aber dies hindert nicht, ἀκτὴ speciell von der Spitze der piräischen Halbinsel zu gebrauchen, wie denn auch das Vorgebirge Kolias als eine ἀκτὴ von Phaleron betrachtet werden kann. Die Vermuthung des Hrn. C. hat daher viel für sich, wenngleich noch andere Beweisstellen wünschenswerth wären. Uebrigens sehen wir nicht ein, warum wir dieser Spitze nicht ihren ursprünglichen Namen Πειραιεὺς zurückgeben sollten. Denn wenn es heifst Πειραιεὺς καὶ Μουνυχία, so ist ja doch diese äufserste Halbinsel zugleich bezeichnet. Der Begriff des Namens Πειραιεὺς, den der Hr. Vf. S. 7 ff. entwickelt, führt von selbst darauf.

Da sich der Hr. Vf. in der piräischen Topographie als einen so glücklichen ἐξηγητὴς erweiset, so können wir andere kleine Anomalien, welche auf die Hauptsache keinen Einflufs ausüben, unberücksichtigt lassen. Aber mit der etymologischen Behandlung des Namens Μουνυχία (S. 26) kann sich Ref. denn doch durchaus nicht einverstanden erklären. Hr. C. leitet diesen Namen von MENONYXIA (ΜΕΝΣ, μεὶς und νύχιος) ab, weil die munychische Artemis Mondgöttin sei. Allein die Artemis kann ja Mondgöttin sein, ohne dafs dieser Begriff in dem ihr gegebenen Beinamen liegt. Man vergleiche nur die Artemis Brauronia. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs auch hier die Orthographie durch die Namendeutung bedingt war. Man schrieb wohl ursprünglich Μουνιχία von Μούνιχος (vgl. Antonin. Liberal. XIV in Westerm. edit. Μυθογράφ.), und Spuren dieser Orthographie finden sich nicht nur in den Codd. Suid. v. Ἔμβαρος, sondern auch in den attischen Seeurkunden (XI c. 32, XVI b, 8. Vgl. Keil Anal. epigr. et onomatol. p. 234). Es war natürlich das ι durch ein υ zu ersetzen, um auch der zweiten Hälfte des Namens einen Sinn unterzulegen. Denn die Alten gehen auf Erklärung jeder Sylbe aus. Wenn so Μουνυχία etymologisch gedeutet werden soll, so kann man sich bei Schwenk's Erklärung μουνονυχία beruhigen.

Uebrigens können wir dem Hrn. Vf. zu der interessanten topographischen Exposition nur Glück wünschen und hoffen wir von ihm noch mehr Aufschlüsse über topographische Puncte von Griechenland zu erhalten.

Johannes Franz.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1842. (Zweites Semester.) № 1.

Bei **Ferdinand Hirt** in Breslau ist so eben erschienen, und zu haben bei **W. Besser** in Berlin (Behrenstrafse 44.):

Guhrauer, G. C., Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes. 8vo. broch. 10 Sgr.

Benedict, T. W. G., (Königl. Preufs. Geheimer Medicinal-Rath und Professor der Chirurgie an der Universität zu Breslau), Lehrbuch der allgemeinen Chirurgie und Operationslehre. gr. 8vo. (37 Bog.) broch. 3 Thlr.

Düflos, A., Pharmakologische Chemie (mit in den Text gedruckten Holzschnitten). I. Hälfte. gr. 8vo. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Bei **F. C. W. Vogel** in Leipzig ist so eben erschienen:

Keil, C., analecta epigraphica et onomatologica. 8maj. 2 Thlr.

Wenrich,* Prof. *J. G., de auctorum graecorum versionibus et commentt. syriacis arabicis armeniacis persicisque commentatio. 8maj. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

In *Ludwig Försters* artist. Anstalt in Wien ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die innern Communicationen
der
Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

Franz, Anton Ritter v. Gerstner,

Landstand im Königr. Böhmen etc. etc. etc.

Nach dessen Tode aufgesetzt, redigirt und herausgegeben

von

L. Klein, Civil-Ingenieur.

Erster Band. Mit 15 Tafeln Zeichnungen und einer Canal- und Eisenbahnkarte der Vereinigten Staaten. Grofs 4to. auf feinem Velin-Papier und in elegantem Leinewand-Einbande mit Goldtitel.

Dieses ebenso wichtige als interessante Werk, welches die Beschreibung aller Nordamerikanischen Eisenbahnen und die vorzüglichsten Canäle, dann viele andere auf den innern Verkehr Bezug habende wichtige Notizen enthält, mufs gegenwärtig, wo das Eisenbahnwesen von Tag zu Tag eine ausgebreitetere Anwendung und höhere Bedeutung erlangt, als eine höchst willkommene Erscheinung betrachtet werden, und zwar nicht allein für den Techniker und Eisenbahn-Beamten, die sich mit den, für den Bau und den Betrieb der Bahnen nothwendigen Kenntnissen und Erfahrungen bereichern wollen, sondern auch für den Kapitalisten und Statistiker, sowie überhaupt für alle jene, die an dem Entstehen, den Fortschritten und dem Gedeihen dieser Unternehmungen einen mehr als oberflächlichen Antheil nehmen.

Der zweite Band, mit welchem das ganze Werk geschlossen wird, erscheint noch im Verlaufe des Jahres 1842.

Preis beider Bände 20 fl. Conv. Münze oder $13\frac{1}{3}$ Rthlr. Pr. Cour.

Bei **Karl Groos** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schelling und Hegel
oder
Rückblicke auf die höhere Geistesbildung
im deutschen Süden und Norden,

nebst vielen, den neuesten Gang derselben characterisirenden Aufklärungen;

zugleich eine Rechtfertigung

gegen

Professor Rosenkrans

von

Dr. J. Salat,

ordentlichem Professor an der ehemaligen Universität zu Landshut.

gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 xr. oder $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Lehre
von der
Reflex-Function
für
Physiologen und Aerzte.

Dargestellt und beurtheilt

von

Johann Wilhelm Arnold,

Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, prakt. Arzte in Heidelberg.

gr. 8. geh. Preis 54 xr. oder 12 gGr.

So eben ist in unserm Verlage erschienen:

Füssli, W., Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Skulptur und Malerei. ***Erster Band,*** Zürich und die oberrheinischen Städte Basel, Freiburg, Strafsburg, Carlsruhe, Mannheim und Heidelberg. 8. Schön und dauerhaft cartonirt. 5 fl. Rhein. oder 2 Thlr. 21 gGr.

Der Herr Verfasser dieses Werks, von welchem der zweite Band, der die Städte am Niederrhein behandeln wird, längstens

Digitized by Google

im Zeitraume eines Jahres von jetzt an erscheinen soll, hat sich den Zweck gesetzt, durch praktische, an vorhandene Kunstwerke angeknüpfte Belehrung im gröfseren gebildeten Publikum den Sinn und das Urtheil für die Kunst befördern zu helfen; und mit Recht haben ihm die Kunstwerke am Rhein in diesem Sinne einer Bearbeitung werth geschienen, wie sie auf ähnliche Weise in neuester Zeit die Kunstwerke verschiedener anderer Länder gefunden haben. Seinem Plane gemafs beschreibt er die in der bezeichneten Gegend vorhandenen Werke, indem er besonders den geistigen Ausdruck derselben hervorzuheben und klar zu machen sucht; und mit diesen speziellen Beschreibungen verflicht er überall, so wie sich die Veranlassung dazu darbietet, allgemeine kunstgeschichtliche und kritische Belehrungen. Sein Werk wird also, sowie es überhaupt ein fruchtbringendes Hilfsmittel zum Studium der Kunst darbieten wird, ins Besondere in zweifacher Hinsicht wirksam und erwünscht sein, erstlich indem es dazu beiträgt, dafs das deutsche Volk zur allgemeineren Kenntnifs seines Besitzthumes im Gebiete der Kunst kommt, in welchem gerade die Rheinländer einen so herrlichen Reichthum enthalten, zweitens indem es für die grofse Anzahl der gebildeten Reisenden, welche alljährlich diesen schönsten Theil von Deutschland besuchen, ein Handbuch darbietet, von welchem sich der Kunstfreund bei seinen Beschauungen und Studien kann leiten lassen. Neue Erzeugnisse, wenn sie es ihm zu verdienen schienen, behandelte der Herr Verfasser mit Vorliebe, und die Malerei bot ihm in dieser Beziehung einen reichen Stoff für seine Darstellung. Zu den schönen Zeichen eines neuerwachten öffentlichen Lebens in Deutschland gehört auch der wachsende Sinn für die Kunst, welchen man in unserer Zeit nicht verkennen kann; und er ist nicht nur ein schönes, sondern zugleich eins der sichersten Zeichen desselben. Es ist allerdings dabei ebenfalls nicht zu verkennen, dafs, wie unsere Zeit im Allgemeinen sich keineswegs durch Restauration des Alten zu erfrischen sucht, sondern an der Hervorbringung eines Neuen arbeitet und schafft, so auch in Bezug auf die Kunst das Heil weniger von der Wiederbelebung des Sinnes für den schon vorhandenen Schatz künstlerischer Schöpfungen und von der künstlerischen Thätigkeit in schon vorhandenen Richtungen und Stylen, sondern von neuen Wurzeltrieben zu hoffen ist, mit welchen sich auch in dieser Sphäre des Lebens dasselbe von unten, aus dem Boden des Volkes, verjüngt, wovon sich die Anfänge deutlich in der Rolle zeigen, welche in allen an ihrer politischen Zukunft arbeitenden Ländern die Musik in Verbindung mit den neuen socialen Richtungen des Volkslebens zu spielen anfängt. Aber wir dürfen hoffen, ja wir sehen es, dafs unsere Zeit, unähnlich den entsprechenden früheren Umgestaltungsperioden, ihre neuen Schöpfungen nicht auf den Trümmern ihrer ererbten Schätze aufbauen, sondern die Hervorbringung des Neuen mit dem Sinne für das Vorhandene zu verbinden wissen werde. Die allgemeinere Ausbreitung dieses Sinnes, sein Eindringen in die gröfsere Masse des Volkes, also eine gewisse Popularisirung der Kunst, wie schon die der Wissenschaft vorangegangen, bezeichnet diese Vermittelung; — diese Befruchtung des Volksbodens, aus welchem der Baum hervorwachsen soll, der nicht die Wurzeln nach oben kehrt, — ist bezeichnend für unsere ein neues Leben vorbereitende Zeit.

Unter diesem Gesichtspunkte hat die Verlagshandlung das Werk aufgefafst, von dem sie hiermit dem Publikum den ersten Band darbietet.

Das literarische Comptoir
Zürich und Winterthur.

Annalen für Meteorologie, Erdmagnetismus und verwandte Gegenstände, redigirt von Grunert, Koller, Kreil, Lamont, Plieninger, Stieffel, herausgegeben von Dr. *J. Lamont*, Conservator der K. Sternwarte bei München. Jahrgang 1842. 1s. Heft. Mit einem Steindrucke. gr. 8vo. München, *G. Franz.* broch. 1 Rthlr.

Platonis opera omnia ed. ***G. Stallbaum*** Vol. IX. Sect. II. **(Philebus)** Ladenpreis $1\frac{1}{2}$ Thlr. (auf Postpap. $1\frac{5}{6}$ Thlr. Velin $2\frac{1}{2}$ Thlr.) ist am 1. Juli versandt worden und in jeder Buchhandlung zu haben.

Die bis jetzt erschienenen 9 Bände kosten im Ladenpreise $20\frac{1}{2}$ Thlr.

(Verzeichnisse über den Inhalt jedes Bandes, so wie über die Bibliotheca Graeca sind in jeder Buchhandlung gratis zu bekommen.)

Euripidis Phoenissae ed. ***Klotz*** (Bibl. Gr. XII. 4.) ist unter der Presse.

Henninge'sche Buchhandlung in Gotha.

Grotefend's Forschungen über Alt-Italien jetzt vollständig.

Hannover im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung ist jetzt mit dem 5ten Hefte vollständig erschienen:

Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien.

Von **Dr. *G. F. Grotefend,***
Director am Lyceum zu Hannover.

Fünf Hefte in gr. 4. Mit 4 Karten und einer Tafel italischer Schriftproben. 1840—1842. $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Ferner sind daselbst seither erschienen:

Grotefend, *Dr.* G. F., ***Rudimenta Linguae Umbricae*** ex inscriptionibus antiquis enodata. 8 Hefte mit einer Steintafel. gr. 4. 1835—1839. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

— — — ***Rudimenta Linguae Oscae*** ex inscriptionibus antiquis enodata. Mit 2 Steintafeln. gr. 4. 1839. 1 Rthlr.

Bei **G. D. Bädeker** in Essen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu einem bedeutend herabgesetzten Preise zu haben:

Erste Wanderung
der
ältesten Tonkunst,
als
Vorgeschichte der Musik oder als erste Periode derselben vorgestellt,
von
G. W. Fink,
Redakteur der allgemeinen musikalischen Zeitung.

Mit 8 Kupfern 8. 1831. 1 Thlr 20 Sgr.

Herabgesetzt auf 25 Sgr.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1842. (Zweites Semester.) № 2.

Bei **H. B. König** in Bonn ist so eben erschienen:

Mayer, *F. J. C.*, Neue Untersuchungen aus dem Gebiete der Anatomie und Physiologie. 4to. geh. 25 Sgr.

Weber, *Dr.* M. J., Vollständiges Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers. I. und II. Band. gr. 8vo. geh. 6 Thlr. 20 Sgr.

Tübingen. Bei **L. Fr. Fues** ist so eben erschienen:

Gehringer (Prof. der kath. Theol. in Tübingen), Synoptische Zusammenstellung des griechischen Textes der vier Evangelien nach den Grundsätzen der authentischen Harmonie. 4vo. 26 Sgr. 3 Pf.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist das so eben von der Kaiserl. Akademie der Naturforscher edirte wichtige Werk vorräthig:

Die Cyklose des Lebenssaftes
in den Pflanzen
von
Dr. C. H. Schultz,
Professor a. d. Univers. in Berlin.

Mit 33 Steindrucktafeln. 4to. Preis 8½ Thlr.

Hirschwald'sche Buchhandlung
Burgstrafse 25.

Hannover. Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Das deutsche Notariat
nach den Bestimmungen des gemeinen Rechts und mit besonderer Berücksichtigung der in den Deutschen Bundesstaaten geltenden particularrechtlichen Vorschriften geschichtlich und dogmatisch dargestellt
von
Ferdinand Oesterley,
Dr. u. Stadt-Syndicus zu Göttingen.

Erster Theil. Geschichte des Notariats.
gr. 8. 1842. Preis 2 ⅚ Thlr.

(Der *zweite Theil* wird die *Darstellung des geltenden Rechts* enthalten.)

In meinem Verlage ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hebräisches und chaldäisches Schul-Wörterbuch über das Alte Testament von Dr. *Julius Fürst*, Lehrer an der Universität zu Leipzig. 16. brochirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine grofse hebräische Concordanz und andere sprachwissenschaftliche Werke rühmlichst bekannte Verfasser des obigen, für höhere Gymnasialklassen und angehende Theologen bestimmten Wörterbuches sagt von demselben am Schlusse seiner Vorrede:

„Die Anordnung des Ganzen ist alphabetisch, nicht etymologisch; die Haltung wissenschaftlich, nach dem jetzigen Standpunkt dieser Studien. Indem ich selbst neben dem Handwörterbuche und dem Thesaurus von Gesenius eine gewisse Selbstständigkeit erstrebte, befleifsigte ich mich zugleich einer Kürze, welche ich für Förderung der Selbstthätigkeit und des Privatfleifses der Studirenden geeignet halten durfte."

Auch die typographische Ausführung, der die gröfste Sorgfalt gewidmet wurde, so wie der niedrige Preis gereichen diesem Buche zur Empfehlung.

Leipzig im Oktober 1842.

Karl Tauchnitz.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Diepholzer Urkundenbuch.
Herausgegeben von
W. von Hodenberg,
Kgl. Hann. Drost zu Harburg und Landrath des Fürstenth. Lüneburg, Ritter des K. G.-O.

Erste Abtheilung: Diepholzer Hausarchiv.
Zweite Abtheilung: Archiv des Klosters Burlage.

Mit 4 Steintafeln. gr. 4. geh. Preis 1⅓ Thlr.

So eben ist in unserm Verlage erschienen:

Klio, Beiträge zur Geschichte der histor. Kunst von *W. Roscher*. 1r. Thl. *Prolegomena Thukydidis*. gr. 8. 2⅔ Thlr.

Göschen, J. F. L., Vorlesungen über das gemeine Civilrecht. Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von Dr. *A. Erxleben*. 1r. Bd. Zweite unveränderte Auflage. gr. 8. 2½ Thlr.

Vandenhoeck & Ruprecht
in Göttingen.

Digitized by Google

Subscription wird in allen Buchhandlungen angenommen auf die

neunte verbesserte und sehr vermehrte Auflage

des

Conversations-Lexicon.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Lieferungen

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. = 15 Kr. C.-M.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Das erste Heft ist bereits erschienen und von allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten. Durch dasselbe wird man sich am besten von den bedeutenden Vermehrungen und Verbesserungen dieser neuen Auflage und von den äussern Vorzügen derselben hinsichtlich des Drucks und Papiers überzeugen können. Das ganze Werk wird in drei Jahren vollständig geliefert und monatlich werden in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen ausgegeben. Ausser der Ausgabe in Heften auf **schönem weissen Maschienenpapier** erscheinen auch bandweise Ausgaben auf **feinem Schreibpapier** und **extrafeinem Velinpapier** zu dem Preise von 2 Thlr. und 3 Thlr. für den Band.

Rabatt kann auf die bemerkten Preise nicht in Anspruch genommen werden, **aber alle Buchhandlungen sind von der Verlagshandlung in den Stand gesetzt, Subscribentensammlern auf 12 Exemplare ein dreizehntes Exemplar gratis zu liefern.**

In der **Balz**'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Apothekerbuch.

Zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterrichte für Apotheker, Droguisten, Aerzte und Medicin-Studirende.

Von

Dr. J. W. Döbereiner,

Geh. Hofrath u. Professor in Jena.

und

Dr. Franz Döbereiner,

Lehrer der Pharmacie etc. in Halle.

Erster Theil.

Pharmaceutische Technologie und Waarenkunde.

54 Bogen Lex. Octav compr. Druckes, Preis 2 Thlr. = 3 fl. 12 Xr.

Bei **T. Trautwein** in Berlin ist so eben erschienen:

Brierre de Boismont, A., Die Menstruation in ihren physiologischen, pathologischen und therapeutischen Beziehungen. Aus dem Französischen von Dr. *J. C. Krafft.* Mit Zusätzen versehen von Dr. *A. Moser* gr. 8. broch. 2 Thlr.

Mertens, Dr. L., Zur Physiologie der Anatomie. 8. geh. 20 Sgr.

So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Zoologie. Von Prof. Dr. *A. F. A. Wiegmann* und *J. F. Ruthe.* **Zweite Auflage.** Nach den Fortschritten der Wissenschaft überarbeitet und vermehrt von Dr. *F. H. Troschel* und *J. F. Ruthe.* gr. 8. 42 Bogen. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Berlin, den 18. October 1842.

Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage der Buchhandlung **Franz Piller & Comp.** ist so eben erschienen:

Szrzeniawa's

Wortforschungslehre d. polnischen Sprache.

2 Bände (I. 491 S. — II. 588 S.) gr. 8. Lemberg 1842. broch. 4 Thlr.

Des Verfassers Absicht war zunächst ein für die Polen nationales Werk zu schreiben, indem er das polnische Sprachgebäude auf dessen eigene Grundlagen zurückzuführen, und nach Regeln, die ausschliefslich der Zunge dieses Volkes eigenthümlich wären, aufzustellen bemüht war. So sehr auch dadurch Jenes eine ausschliefsende Stelle in der Literatur eingenommen haben möchte, bildet es doch anderer Seits, rücksichtlich der Durchführung einen merkwürdigen Beleg, wie allgemeine, anderwärts geschöpfte Ansichten, auf ein entschieden nationales Werk verpflanzt, wie aus den einem Volke eigenthümlichen Lauten, Regeln seiner eigenen Sprache entwickelt, daraus die Verhältnisse seines, geselligen Lebens ermittelt, und neben dem Stamme uralter Worte zugleich der Ursprung alterthümlicher Denkmäler und des Volkes selbst zur Anschauung gebracht werden können, so dafs die Mythe und Geschichte des Urstammes nun aus dem Munde der Zeitgenossen gelesen werden, und in den Chroniken nur eine Bestätigung finden dürften.

Es schwebte dem Verfasser noch eine höhere Ansicht vor, wie nämlich auf einfache Laute einer Mundart, auf Umbildungen der Worte und Wendungen einer Sprache eine neue Weltansicht gegründet werden könne, die dem Volke so eigenthümlich wie sein Idiom wäre, oder wie es jene griechische Weisheits-Theorien ihren Völkern gewesen sein mochten, und wovon ihm der Erweis ganz einfach wurde, indem er zu Folge einer bei allen Sprachen anwendbaren Forschungsart, in jedem Laut nur ein bestimmtes Gefühl, eine bestimmte Idee des vaterländischen Sprachgeistes eingeathmet vorfand, und darnach den Begriff jedes Lautes insbesondere ausgesprochen und festgesetzt hatte. Ehe noch die Laute zu einem gewissen Worte zusammengesetzt werden, versinnlichen sie einzeln schon bestimmte Umstände, bilden gleichsam logische Wünschelruthen jenes Volksmundes, der selbe in sein Alphabet aufgenommen.

Dadurch war es dem Verfasser möglich, feste und untrügliche Sprachregeln bei den so zahlreichen, und bis nun zu so schwankenden Beug- und Zeitfällen polnischer Redetheile um so folgerechter aufzustellen, da seiner Ueberzeugung nach, eben jene sprachlichen Redetheile blofse Versinnlichungen von belebten Wesen, von wirklichen Zuständen derselben, ihren geistigen, thierischen oder sinnlosen Aeufserungs-Verhandlungen, überhaupt Ausdrücke reeller Zustandsverhältnisse oder gelegenlicher Verstandes-Ansichten seien, welche, sobald nur in ihrem Weben und Leben richtig aufgefafst, schon einen um die Natur seiner Laute bewufsten Mund zwingen, den Gegenstand, den Zustand, die Aeufserung so wie sie sind oder begriffen wurden, auch auszusprechen, und ihre Verhältnisse unmöglich durch andere Laute oder Silben als solche auszudrücken, die denselben Begriff, dieselbe Bedeutung alphabetisch zum Voraus dem Geiste vorhalten. — Es versinnlichen demnach seine Sprachregeln nur stetige Werdungsstufen eines erwachten Volksbewufstseins, und steuern zugleich jeder Entartung der Sprache, da sie eine logische Unmöglichkeit voraussetzen, den Umstand anders als er begriffen wurde, auszusprechen. Zufall, Willkühr, Ausnahmen mufsten verschwinden, und einer Grammatik der ehrenhafte Standpunkt einer Wissenschaftslehre angewiesen werden.

Wir glauben darum jenes Werk auch dem deutschen Forschungsgeiste empfehlen zu dürfen, zwar nicht in der Meinung, dessen Grundsätze auf seinen Boden verpflanzt zu wissen, doch im Bewufstsein seiner Würde alle selbstständigen und eigenthümlichen Schöpfungen jedes Weltbodens gelassen zu beurtheilen, und deren Werth nach Gehalt zu bestimmen.

Bei **W. Besser** in *Berlin* (Behrenstr. Nr. 44.) ist so eben erschienen:

Das evangel. Bisthum in Jerusalem, Geschichtliche Darlegung mit Urkunden. 8vo. 15 Sgr.

Auch wird gratis daselbst ausgegeben:

Nr. 11. der **Catalogsblätter** des antiquar. Lagers der Buchhandlung.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1842. (Zweites Semester.) № 3.

So eben erschien in meinem Verlage:

Löwe, Fr. Ant., Lic. der Theol. — Die Offenbarung und die Fragen der Zeit. Ein theologisches Bedenken I. Die Grundfrage. — Auch u. d. T.: Die Zusammenstimmung des Glaubens mit der menschlichen Selbstgewifsheit und Wissenschaft in besonderer Anwendung auf die Irrungen der Gegenwart erörtert. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 gGr.

Hamburg, im October 1842.

Johann August Meissner.

Im Verlage von **Alexander Duncker,** königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

NUMI MOHAMMEDANI.

Fasciculus I.

Continens numos Mamlukorum dynastiae, additis natabilioribus dynastiarum: Moavidarum, Charizmschachorum, Mervanidarum, Ortokidarum, Karakojunlu, Seldschukidarum, Atabekorum, Fatimidarum, Aiyubidarum, Hulagidarum et regum Siciliae.

Collegit, descripsit et tabulis illustravit

Ignatius Pietraszewski,

Interpretis munere ad legationem Russicam Constantinopoli perfunctus.

Accedunt XV. tabulae.

4maj. geheftet. Preis 5 Rthlr.

Bei **Kemink & Sohn** in *Utrecht* erschien und ist durch alle Buchhändler zu beziehen:

Van Heusde, J. C., (Gym. Amisfurt. Rector.) Studia critica in C. Lucilium poetam 8maj. Velinpapier. 1 Thlr. 25 Sgr.

Die Kirche und die Mission in Norddeutschland. Ein Wort des Bedenkens an den Herrn Pastor Petri in Hannover. Preis 4 gGr.

Lüneburg.

Herold & Wahlstab'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Carl Drechsler** in *Heilbronn* ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

System der speculativen Ethik,

eine Encyklopädie der gesammten Disciplinen der praktischen Philosophie

von

Dr. Johann Ulrich Wirth.

2 Bände.

Erster Band „Reine Ethik" XII. 196 Seiten gr. 8. broch. 1 Rthlr. 3¾ Sgr.

Zweiter Band „Conkrete Ethik" X. 543 Seiten gr. 8. broch. 2 Rthlr. 26¼ Sgr.

Der durch seine Theorie des Somnambulismus rühmlichst bekannte Hr. Verfasser legt in dem vorliegenden Werke den Versuch einer neuen und selbstständigen Construktion sämmtlicher Disciplinen der praktischen Philosophie vor.

Die Grundlegung derselben enthält der erste Band, dessen Inhalt kurz folgender ist: die reine Ethik — die ethische Metaphysik — die ethische Anthropologie — der natürliche Wille — der intellectuelle Wille — das Gewissen — die ethische Kosmologie — das Sittliche als absolute Norm — das Sittliche im Elemente der Persönlichkeit — das höchste Gut.

Aus der Kritik der bisher aufgestellten Principien ergibt sich die Nothwendigkeit einer tieferen Auffassung des ethischen Princips, welches der Hr. Verfasser näher als die reine Selbst-Verwirklichung nicht blos, wie die herrschende Philosophie behauptet, des endlichen, sondern des absoluten Geistes bestimmt, und dieser Begriff ist es, welchen sodann die reine Ethik in den drei Theilen der ethischen Metaphysik, Anthropologie und Kosmologie zu entwickeln sucht. Als besonders interessante Parthien heben wir hervor: die Untersuchungen über die Idee des Guten an sich und sein Verhältnifs zum Bösen, über die Probleme des radicalen Bösen, der Freiheit des menschlichen Willens, ihres Ursprungs aus Gott und ihres Verhältnisses zur Nothwendigkeit, über die Nothwendigkeit insbesondere des Bösen und seine verschiedene Gestaltungen in der Subjectivität, worin namentlich die Arten und Grade der Schuld, hiemit die Grundbegriffe der Jurisprudenz genau erörtert werden, endlich über das Weltwerden der ethischen Ideen, ihre normirende, personbildende und organisirende Thätigkeit.

Der zweite, auch unter dem Titel:

Rechtsphilosophie und Moral

erschienene Band des obigen Werkes umfafst sämmtliche Disciplinen der praktischen Philosophie, namentlich die Grundlinien des Privat-, des öffentlichen und des Völkerrechts, der Polizei- und der Finanzwissenschaft, so wie die in die Moral gehörigen Lehren von der individuellen, religiösen, intellectuellen und schönen Sitt-

Digitized by Google

lichkeit, oder von der Familie, Kirche, dem Organismus des Unterrichts und der Gesellschaft. Nicht nur bietet es darum dem Rechtsgelehrten, dem Theologen und allen Denjenigen, welche das grofse Problem der Freiheit interessirt, die Möglichkeit dar, sich die Einsicht in den Zusammenhang aller wesentlichen Sphären des Willens zu verschaffen, um von ihr aus die einzelnen Gebiete tiefer verstehen zu lernen, als diefs bei einer atomistischen Auffassung derselben möglich ist, sondern der Hr. Verfasser ist auch bei der Erörterung aller wichtigeren Begriffe aus dem Rechts-Gebiete und der Moral ungleich mehr ins Specielle gegangen, als seit Kant die practischen Philosopheme zu thun pflegten. — Dabei hat sich der Hr. Verfasser durchaus selbstständig bewegt. Durch seine ganze Anlage, wie durch die Behandlung der einzelnen Fragen darf das vorliegende Werk als eine Fortentwicklung der Philosophie nach einem ihrer wichtigsten Zweige hin bezeichnet und eben defswegen namentlich der studirenden Jugend empfohlen werden. —

Bei mir ist so eben erschienen und durch **alle** Buchhandlungen zu erhalten:

Lessingiana

von

Dr. Gottlieb Mohnike

Nach dem Tode des Verfassers

gesammelt und herausgegeben

von

seinem Sohne.

8vo. broch. Preis 1 Thlr. —

Die Besitzer aller bisherigen Ausgaben der Werke **Lessings** erhalten in diesem schätzbaren Nachtrage ein willkommenes **Supplement** sämmtlicher Schriften dieses gefeierten Dichters. Der Verfasser dieser Beiträge bewährt auch hier seine tiefe Kenntnifs der deutschen Literatur und ihrer Geschichte, und die Freunde **Lessings** werden namentlich darin höchst schätzbare Bemerkungen über den Bildungsgang dieses grofsen Geistes und über dessen Verhältnifs zu seiner Zeit finden.

Ferner sind bei mir erschienen und an **alle** Buchhandlungen versandt worden:

Kleinere Gedichte

aus

verschiedenen Sprachen

von

Gottlieb Mohnike.

Nach dem Tode des Uebersetzers gesammelt und herausgegeben

von

M. O.

8. broch. Preis $^1/_3$ Thlr.

Diesem Nachlasse des gefeierten Bearbeiters der **Frithjofssage** geben Auswahl und Kunst des Uebersetzers wechselseitig ihren Werth. Verschiedene Nationalitäten sind hier vereinigt und die Volkspoesie so glücklich in ihrer ursprünglichen Empfindung und Melodie wiedergegeben, dafs man sie in ihrem ganzen Reiz geniefsen kann.

Leipzig, im November 1842.

Carl Cnobloch.

En Vente chez **Firmin Didot frères** à *Paris* et se trouve chez tous les libraires de l'Allemagne:

RECUEIL DES INSCRIPTIONS GRECQUES ET LATINES DE L'ÉGYPTE,

ÉTUDIÉES DANS LEUR RAPPORT AVEC L'HISTOIRE POLITIQUE, L'ADMINISTRATION INTÉRIEURE, LES INSTITUTIONS CIVILES ET RELIGIEUSES DE CE PAYS DEPUIS LA CONQUÊTE D'ALEXANDRE JUSQU'A CELLE DES ARABES.

PAR M. LETRONNE.

Tome premier.

1 volume in-4to, avec atlas petit in-folio de 17 planches.

Prix 50 Frcs.

L'ouvrage que nous annonçons contiendra l'explication et les développements relatifs à l'histoire de l'Égypte, que donneront près de sept cents pièces recueillies jusqu'à ce jour par les soins des voyageurs et savants de tous les pays.

Tous les monuments ayant été explorés avec soin, on peut dire qu'il n'y a plus maintenant que des fouilles dispendieuses qui puissent procurer de nouveaux documents; or, de telles découvertes sont toujours fort rares, et il sera facile de les ajouter plus tard à ce recueil, qui formera toujours l'ouvrage principal.

Les *inscriptions chrétiennes* formeront une classe distincte à la fin de l'ouvrage.

Les *inscriptions païennes* sont divisées en deux classes.

Dans la *première partie*, M. Letronne a placé toutes celles qui peuvent concerner la construction ou la décoration des temples égyptiens.

La *seconde partie* offre les actes sacerdotaux ou relatifs à la religion, tels que l'inscription de Rosette, et les trois pièces inscrites, par ordre des prêtres de Philes, sur le piédestal transporté en Angleterre.

La *troisième partie* comprend les *dédicaces* et *offrandes religieuses* faites par des rois ou des particuliers. Ces trois primières parties composent le premier volume.

Les actes d'*adoration* ou *souvenirs de visite*, les actes de l'autorité royale ou administrative, etc., formant quatre cents pièces, composeront le second volume.

Les inscriptions funéraires et les *inscriptions chrétiennes* formeront le troisième volume, qui sera accompagné de plusieurs tables.

Paris, le 1 Novembre 1842.

In der **Enslin**'schen Buchhandlung (*Ferd. Müller*) in Berlin, Breite Strafse *No.* 23. ist erschienen und zu haben;

Lisco, *Dr. th.*, **F. G.** Das Neue Testament nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Mit Erklärungen, Einleitungen, einer Harmonie der vier Evangelien, einem Aufsatz über Palästina und seine Bewohner, einem Aufsatz über die Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden, einer Zeittafel über die Apostelgeschichte, und mehreren Registern versehen. Zum Gebrauch für alle Freunde des göttlichen Wortes, insonderheit für Lehrer in Kirchen und Schulen. 4te Ausg. kl. 4. 1842. $2\frac{2}{3}$ Rthlr.

Jetzt erscheint auch das **Alte Testament** von Herrn *Dr.* **Lisco** erklärt, in derselben Weise und Ausstattung, in 12 — 15 Lieferungen, 10 Bogen (5 Doppelbogen) stark à 10 Sgr. od. Ngr. Die 1ste Lieferung wird im December 1842 ausgegeben. Subscriptionsaufforderungen und Anzeigen liegen in jeder Buchhandlung aus.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1842. (Zweites Semester.) № 4.

Bei **Fr. Perthes** a. *Hamburg*) ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues Urkundenbuch zur Geschichte der evangel. Kirchen-Reformation. Durch allerhöchste Munificenz Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen. Herausgegeben von **Carl Eduard Förstemann.** Erster Band. gr. 4. 3 Thlr.

Inhalt:

1) Eigenhändige Briefe des Kurfürsten Friedrich zu Sachsen an seinen Bruder den Herzog Johann zu Sachsen.
2) Urkunden und gleichzeitige Nachrichten zur Geschichte des Reichstags zu Worms im Jahr 1521.
3) — zur Geschichte der Einführung der Reformation im Bisthum Merseburg.
4) — zur Geschichte des Jahres 1524; über den Reichstag zu Nürnberg, das Reichs-Regiment, den Convent zu Regensburg, die Unruhen der Bauern.
5) — zur Geschichte Thomas Münzers und des Bauernkriegs in Thüringen.
6) — zur Geschichte des M. Joh. Agricola und seines Streites mit D. Martin Luther.
7) Die Apologie der Augsburgischen Confession in ihrem ersten Entwurfe.
8) Die erste evangelische Kirchenordnung zu Wittenberg v. J. 1533.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu neu übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. *L. Ullmann.* Zweite elegante Taschenausg. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Crefeld, im Oktober 1842.

J. H. Funcke'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen:

Geschichte
des
römischen Criminalprozesses
bis zum Tode Justinian's.

Von

Dr. G. Geib,

ordentl. Professor der Rechte in Zürich.

gr. 8. Preis $3^1/_2$ Rthlr.

Leipzig, den 15. November 1842.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Die zweite Abtheilung von der **speziellen Semiotik** von Dr. *Theodor Zschokke* ist nun erschienen, und beide Theile sind jetzt vollständig à 3 fl. 30 kr. — 2 Thlr. 8 gr. — in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben.

H. R. Sauerländer,
Verlagsbuchhandlung in *Aarau.*

In Unterzeichnetem ist erschienen:

ΣΥΝΑΓΩΓΗ ΤΕΧΝΩΝ,

sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de Rhetorica libros.

Composuit

Leonhardus Spengel.

Monacensis.

8 maj. 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Es ist dies eine von der philosophischen Fakultät zu Berlin gekrönte Preisschrift, welche in allen Beziehungen als eine würdige Auflösung der Aufgabe, eine Geschichte der Redekunst bei den Griechen von deren Anfängen bis zu Aristoteles erschöpfend darzustellen, anerkannt worden ist. Alle literar. Hülfsmittel, welche dem Herrn Verfasser bei diesem schwierigen Unternehmen zu Gebote standen, sind so trefflich benützt, dafs das Werk für den Sprachforscher von höchstem Interesse sein mufs, aber auch derjenige Theil, welcher die Geschichte der Redekunst selbst behandelt, ist, wie die Fakultät in ihrem Gutachten sich ausspricht, mit solcher Gelehrsamkeit und Schärfe des kritischen Urtheils behandelt, dafs nicht blofs die Absicht der Fakultät vollkommen erreicht, sondern auch durch diese Abhandlung ein wichtiger Beitrag zu besserem Verständnifs der griechischen Sprache und Wissenschaft gegeben ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Zum Besten des Denkmals für Thomas v. Kempen.

Die vier Bücher von der Nachfolgung Christi. Neu übersetzt von einem Mitgliede des Vereins zur Errichtung eines Denkmals für Thomas von Kempen. Zum Nutzen des Denkmals herausgegeben von dem Vereine. Ausg. für Katholiken.
Elegante Octavausgabe 1 Thlr.
Taschenausgabe 10 Sgr.

Crefeld, im October 1842.

J. H. Funcke'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Zum Besten des Denkmals für Thomas v. Kempen.

Die Nachfolge Christi von *Thomas von Kempen*. Neu verdeutscht für evangelische Christen auf Grund der Uebersetzungen von *Joh. Arndt* und *Gerhard Tersteegen*.

Elegante Octavausgabe 1 Thlr.
Taschenausgabe 10 Sgr.

Meurs, im October 1842.

Rheinische Schulbuchhandlung.

Bei mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben;

Paul Joseph Schafarik's

Slawische Alterthümer.

Deutsch von

Mosig von Aehrenfeld,

herausgegeben

von

Heinrich Wuttke

Erster Band.

gr. 8. broch. $2^5/_6$ Thlr.

Slawen, Russen, Germanen.

Ihre gegenseitigen Verhältnisse

in

der Gegenwart und Zukunft.

gr. 8. broch. $1^1/_4$ Thlr.

Leipzig, den 1. Novbr. 1842.

Wilh. Engelmann.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in *Hannover* ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Grammatik

der lateinischen Sprache

von

Dr. *G. T. A. Krüger*,

Director des Obergymnasiums zu Braunschweig und Professor.

Neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe der lateinischen Schulgrammatik von *August Grotefend*.

2 Theile. 69 Bogen in gr. 8. 1842. Preis $2^2/_3$ Thlr.

Die frühere, schon mit vielem Beifalle aufgenommene, lateinische Schulgrammatik des verewigten geistvollen Aug. Grotefend ist durch die ausgezeichnete Sorgfalt, Umsicht und Gelehrsamkeit seines würdigen Freundes, des rühmlichst bekannten jetzigen Herausgebers, Herrn Directors und Professors Dr. Krüger in Braunschweig, nunmehr auf einen noch höheren wissenschaftlichen Standpunkt erhoben und hat zugleich an praktischem Werthe, an Vollständigkeit, Klarheit und grofsem Reichthume von Beispielen und Citaten dergestalt gewonnen, dafs diese gänzlich umgearbeitete Ausgabe, als eins der bedeutendsten Hülfsmittel zu einem tieferen und umfassenderen Studium der lateinischen Sprache, allen Philologen vom Fach, allen Lehrern und Studirenden eine höchst interessante und erfreuliche Erscheinung sein mufs.

Bei **Immanuel Müller** in *Leipzig* sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homer's sämmtliche Werke

übersetzt von

Stolberg und **Voss.**

2 Bände. gr. 8.

Elegant cart. mit 2 Kupfern. Velinpap. 3 Thlr.
Schulausgabe broch. Druckpap., . . 1 Thlr. 15 Ngr.

Nach dem Urtheile aller Sachverständigen ist diese **erste** Uebersetzung von Joh. Heinr. Vofs die gelungenste aller Uebertragungen der Odyssee ins Deutsche. Würdig und ganz in gleichem Geiste reiht sich daran die hier aufs Neue erschienene Uebersetzung der Ilias vom Grafen Fried. Leop. zu Stolberg. Der Preis ist aufserordentlich billig, der Druck grofs und deutlich.

Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln von *Sulpice Boisserée*. Zweite umgearbeitete Auflage mit 5 Abbildungen in 4vo.

Die allgemeine Theilnahme, welche in der neuesten Zeit für den Fortbau des Kölner Dom's rege geworden ist, hat den Verfasser bewogen, die Geschichte und Beschreibung dieses vollkommensten Denkmals deutscher Baukunst, womit er sein grofses Werk begleitet hat, zu einer Handausgabe umzuarbeiten und mit vielen Zusätzen auszustatten. Indem wir diese so eben erschienene Ausgabe anzeigen, wozu die bereits als einzelnes Blatt versandte äufsere Ansicht des Kölner Dom's in seiner Vollendung gehört, glauben wir allen Freunden vaterländischer Kunst eine willkommene Nachricht zu geben.

Der Kölner Dom in seiner Vollendung. Ansicht von der Südseite gez. v. *Gerhardt*, gest. v. *Poppel* in München.

Wir bemerken zu diesem sehr wohl gelungenen Stahlstich nur, dafs die Ansicht nach der Angabe und einer neuern Restauration des Dr. S. Boisserée entworfen und ausgeführt worden ist; für diejenigen aber, welche ein gröfseres Bild vorziehen, fügen wir noch hinzu, dafs die erste Zeichnung dieser Ansicht, mit anderer Staffage in der Gröfse von $16^1/_2$ Zoll Höhe und $14^1/_2$ Zoll Breite von dem rühmlich bekannten Lithographen Borum in Kreidemanier sorgfältig auf Stein bearbeitet gleichfalls in unserm Verlage erschienen ist.

München, November 1842.

Literarisch-artist. Anstalt.

In der Hofbuchhandlung von **G. Jonghaus** in *Darmstadt* ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schleiermacher, *Dr.* L. J., analytische Optik. I. Theil. gr. 8. 5 Thlr.

Der Verfasser entwickelt darin die optischen Formeln für ein beliebiges System von sphärischen brechenden Flächen, mit Berücksichtigung aller merklichen in und aufser der Axe stattfindenden Abweichungen und wendet dieselben vermittelst der Methode der kleinsten Quadrate an, um die bei der Construction der Instrumente willkührlich gebliebenen Gröfsen so zu bestimmen, dafs die gröfste mögliche Deutlichkeit und Aehnlichkeit des Bildes mit dem Gegenstande erhalten wird.

Digitized by Google

Digitized by Google

krad.

Digitized by Google

Digitized by Google

krad.

Digitized by Google

ucs 0075

Digitized by Google

Digitized by Google